Die Weltbühne

Der Schaubühne XXVII. Jahr
Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn

Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

27. Jahrgang

Zweites Halbjahr

1 9 3 1

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Kantstrasse 152



Register der ‚Weltbühne'

XXVII. Jahrgang (1931), 2. Band

Autorenregister

Sachregister

Reitende Bettler von Carl v. Ossietzky

In Südamerika gibt es Bettler zu Pferde. Sie reiten auf ihrem dürren Klepper von einer Hazienda zur andern und halten den Caballeros mit großer Gebärde die hohle Hand unter die Nase. Wer gibt, dem danken sie so erhaben, als wäre er der Beschenkte. Wer nicht gibt, dem wünschen sie alle Nattern des Urwaldes an den Hals.

*

Mag der Hoover-Plan auch für die kranke Weltwirtschaft keine Heilung sondern nur eine Morphiumspritze bedeuten, so eröffnet er in der Politik der Vereinigten Staaten doch eine neue Epoche. Denn Amerika hat bisher weder über die Kriegsschulden noch über die Reparationen mit sich reden lassen. Daß Europa blechen muß, schien ein von dem amerikanischen lieben Gott ganz besonders verhängtes Fatum zu sein. An dieser Doktrin ließen die amerikanischen Regierungen nicht rütteln, und die Öffentlichkeit war hinter ihnen. Der bedeutende englische Publizist Wickham Steed schreibt in der ‚Prager Presse': „Was Präsident Hoover heute vorschlägt, hätte mit größerer Auswirkung vor zehn Jahren geschehen können, wenn Präsident Harding, der Nachfolger des Präsidenten Wilson, kühn und weise genug gewesen wäre, die Ratschläge zu befolgen, die ihm die meisten seiner kompetenten Berater gaben. Er hätte für die Vereinigten Staaten die moralische und politische, ebenso wie die finanzielle Führerschaft der Welt behalten können. Die meisten Krisen, die seither die finanzielle Lage betroffen haben, hätten vermieden werden können und nicht minder der Krach der amerikanischen Prosperität im Oktober 1929, der dann nie eingetreten wäre."

Amerika ist das zugeströmte Geld nicht gut bekommen, und auch für den deutschen Schuldner mußte etwas geschehen, um seine weitere Zahlungsfähigkeit zu sichern. So warf denn Herbert Hoover mit der großartigen Entschlußfähigkeit amerikanischer Politiker, die im Gegensatze zu ihren europäischen Kollegen ganz undoktrinär sein können, von einem Tag zum andern das Steuer herum und verkündete das Moratorium. Es ist nicht ganz so weltbeglückend, wie es in Europa gemacht wird. Aber es ist doch ein erster Akt von kapitalistischem Solidarismus, anzeigend, daß das Finanzkapital sich auf gewaltige Kämpfe rüstet und deshalb vor neuen, überraschenden Methoden nicht zurückschreckt. Natürlich spielten auch die innenpolitischen Verlegenheiten der Republikanischen Partei Amerikas mit. Denn in ganz kurzer Zeit würde Deutschland selbst das ihm nach dem Young-Plan zustehende Recht auf ein Moratorium geltend gemacht haben, und das wäre drüben als eine große Niederlage des Regimes Hoover gedeutet worden. Man hätte den Präsidenten für das Versagen des Zahlungsplans verantwortlich gemacht. So aber

spielte Hoover das Prävenire. Er kam nicht nur Deutschland voraus, er entwarf auch das Zauberbild einer abebbenden Weltkrise, einer neuen Welle von Prosperität.

*

Der Hoover-Plan ist also kein Kind hoher Idealität, wohl aber ein Ergebnis begrüßenswerter Einsicht. Das Unglück ist nur, daß er auch Fragen von erheblichem politischen Gewicht mit sich führt, und daß der amerikanische Wohltäter diese Last einstweilen auf dem dünnen Plafond der deutsch-französischen Beziehungen niedergelegt hat. Die Vereinigten Staaten können gut generös sein. Um ihre Interessen handelt es sich ja zunächst, wenn sie ihren Schuldnern Stundung gewähren. Aber es wird auch von den andern Staaten Großmut gefordert, und hier muß die Antwort naturgemäß anders ausfallen. Der Hauptwiderstand aber muß von Frankreich kommen, dessen Budget zwar ganz gewiß nicht auf den deutschen Zahlungen aufgebaut ist, das aber keine Lust hat, sich seine edelmütigen Wallungen von Amerika vorschreiben zu lassen. Nicht mit Unrecht folgert Frankreich, daß nach dem von Amerika gewünschten Feierjahr, der Young-Plan in seiner alten Gestalt niemals wieder effektiv werden wird. Niemand weiß, wer in einem Jahr in Deutschland regieren wird, so sagt man in Paris, vielleicht Herr Schacht, der schon lange die Einstellung aller Zahlungen fordert. Aber vielleicht, wahrscheinlich, wird auch die jetzige Regierung, falls sie alsdann noch am Leben ist, ähnlich argumentieren oder neue Ausflüchte für neuen Aufschub finden oder gleich eine allgemeine Vertragsrevision verlangen und nur gegen Konzessionen militärischer oder territorialer Art weiterzahlen. Und das Land, das am meisten unter dem Kriege gelitten hat, dessen Norden und Westen unter der Raserei der Materialschlachten in Aschenhaufen zerfallen ist, wird dann um seine Entschädigung geprellt sein. Das ist die Auffassung in Paris.

Die deutsch-französischen Beziehungen haben ihre eigne Tragik. Beide Völker sind mit den übelsten Nationalisten unter Gottes Sonne gesegnet; beide brauchen einen Schiedsrichter, der ihre Interessen zur Angleichung führt, anstatt sie gegeneinander auszuspielen. Statt dessen finden sie einen von ausschließlich kommerziellen Motiven geleiteten Wohltäter, der die politischen Konsequenzen seiner Caritas auf beide abwälzt und untereinander auskegeln läßt. Der Hoover-Plan hat Frankreich überrumpelt und erheblich isoliert. Das gibt dem Chauvinismus neues Futter und vergiftet das Verhältnis zu Deutschland von neuem. „Es ist wieder Ruhrstimmung in Frankreich," schreibt Léon Blum.

Frankreichs lange gehegter Wunsch ist die Streichung der gesamten Kriegsschulden. Das kann es jedoch nicht allein durchsetzen, dazu braucht es die Unterstützung Deutschlands. Die Führer der deutschen Politik aber haben nicht den Mut, eine Linie zu verfolgen, die zur grundsätzlichen Änderung der Haltung gegenüber dem sogenannten Erbfeind zwingt. Verständigung mit Frankreich über die Kriegsschulden, das würde

wohl ein enges wirtschaftliches Zusammengehen und damit beträchtliche Erleichterung bedeuten, aber auch Verzicht auf ein territoriales Revisionsprogramm und auf eigne machtpolitische Pläne. Man weiß es in Deutschland nicht genügend, daß bezüglich der Kriegsschulden ganz Frankreich einer Meinung ist, und daß die amerikanische Hartnäckigkeit in dieser Frage wiederholt die heftigsten Demonstrationen hervorgerufen hat. Deshalb empfinden grade die linken Parteien in Frankreich jetzt Hoovers unvermutete Aktion wie einen Faustschlag. Sie sehen die Reparationen in Dunst aufgehen, Deutschland aber fest an einen angelsächsischen Block gekettet, während Frankreich allein bleibt, ein Außenseiter Europas. Das erklärt die scheinbare Unlogik der sonst verständigungsfreundlichen Radikalen, die unter Herriots Führung diesmal in die Nachbarschaft von Louis Marin gerieten. Das erklärt aber auch die tödliche Verlegenheit der Regierung Laval, die Amerika nicht einfach mit einem runden Nein antworten konnte, andrerseits aber auch die größten Anstrengungen machen mußte, um die Kontinuität des Young-Plans aufrechtzuerhalten. So geriet die Regierung Laval, die Deutschlands Not durchaus nicht verkennt und deren Kriegsminister Maginot erst kürzlich erklärt hat, daß Verträge nicht für die Ewigkeit bestimmt seien, in den wenig sympathischen Zwang, grade den für uns so wichtigen amerikanischen Vorschlag des vollständigen Feierjahres anzufechten. Und in die Ecke gedrängt, stand Frankreich als der hartnäckige, unbelehrbare Gläubiger da, der zu jeder Erleichterung Nein sagt, mag auch der Schuldner darüber zugrunde gehen. Als der Shylock, dem in seiner formalistischen Besessenheit sein Schein wichtiger ist als selbst das eigne Interesse.

Die amerikanische Denkschrift zeigte wie mit dem ausgestreckten Finger auf Frankreich: Dort steht der Schuldige! Dabei wollte Laval alles andre, nur nicht den grundsätzlichen Widerstand gegen den Hoover-Plan. Aber er wollte das Prestige Frankreichs wahren, und er wollte eine juristisch wasserdichte Garantie für den Fortbestand des Young-Plans herausschlagen. Die amerikanische Diplomatie aber forderte ein glattes Ja, sie tat Frankreich nicht einmal den Gefallen, auf ein kleines Scheingefecht einzugehen. Ihre Meinung, die allerdings nicht im Memorandum steht, aber von Herrn Mellon sicherlich mündlich vorgetragen wurde, ist die: Wenn es in Deutschland so weiter geht, kommt der Fascismus, und dann verfallen unsre investierten amerikanischen Kapitalien, und auch ihr bekommt keinen blanken Sou mehr zu sehen. Deshalb muß Brüning unterstützt, Deutschland saniert werden! Den Franzosen aber ist der Unterschied zwischen Brüning und Hitler nicht klar und wird es niemals werden, daher ihr zäher Widerstand, daher das ganze verknurrte, langatmige Palaver zwischen Washington und Paris.

*

Was in Deutschland geschehen ist und noch geschieht, liefert der französischen Starrheit die besten Argumente. Die Zollunion, die noch immer nicht offiziell beerdigt ist, noch

immer in den Zeitungen lärmend gespenstert, die Stahlhelmparaden, die Exzesse nationalistischer Studenten — das alles ist nicht geeignet, den französischen Nachbarn zu beruhigen. Gewiß, man verkennt in dem sehr stabilen, sehr bürgerlichen Frankreich die besondere Psyche eines Krisenlandes. Aber man kann den Franzosen nicht die Frage verwehren, was denn in Deutschland von den besser unterrichteten Amtsstellen gegen den Nationalismus geschieht. Hat denn nicht Frankreich grade jetzt vor einem Jahre das Rheinland vor dem vertragsmäßigen Termin geräumt? Und die Wirkung war nur ein unerhörter Aufschwung des Chauvinismus, geschürt von dem Kabinettsminister Treviranus, der mit seinen provozierenden Revisionsreden umherreiste. Das war Deutschlands Antwort auf die frühere Räumung.

Es darf auch nicht übersehen werden, was für ein wahnwitziges Echo der Hoover-Plan in Deutschland gefunden hat. Die nationalistische Presse, also der weitaus überwiegende Teil der Presse, verkündete sofort in lärmenden Lettern, daß wir zum letzten Male Reparationen gezahlt hätten. Mit Hoover gegen Frankreich, immer feste druff! Das war der Tenor. Das war die Sprache gegen denjenigen Vertragspartner, auf dessen Coulanz wir vornehmlich angewiesen sind. Vergeblich versuchte der Reichskanzler in seiner nächtlichen Rundfunkrede an Frankreich diesen katastrophalen Eindruck abzuschwächen. Er ist nicht durchgedrungen. Das Stahlhelmgeklirr übertönte sein dünnes Organ.

Die deutschen Nationalisten vereinigen in ungemein gut gelungener Synthese Heldentum und Schnorrerei. Was für tolle Widersprüche tanzen in der nationalistischen Agitation herum. Wir sind ein armes Volk, aber wir brauchen ein starkes Heer. Wir leiden unter der Last der Tribute, aber wir müssen Kolonien haben. Wir haben fünf Millionen Arbeitslose, aber das Vaterland muß wieder größer werden. Wir leiden unter Kapitalmangel, aber ungezählte Milliarden sind nach Holland und in die Schweiz verschoben. Wir katzbuckeln vor den Mächten, aber wir werden sofort rabiat, wenn es sich nicht lohnt. Wir tragen unsre Schäbigkeit auf hohem Roß, und wenn man uns nach Chequers zum Frühstück eingeladen hat und Hoover uns eine Spende zukommen läßt, so geschieht das nur, weil unsre Überlegenheit anerkannt wird. Was die Franzosen anbelangt, so werden wir es ihnen schon zeigen. Von uns Helden will dieses verächtliche Rentnervolk Reparationen, wo wir doch eigentlich gesiegt haben und nur durch unsre echt ritterliche Gutmütigkeit an der Ausnutzung des Sieges gehindert worden sind!

*

In Südamerika gibt es Bettler zu Pferde. Sie reiten auf ihrem dürren Klepper von einer Hazienda zur andern und halten den Caballeros mit großer Gebärde die hohle Hand unter die Nase. Wer gibt, dem danken sie so erhaben, als wäre er der Beschenkte. Wer nicht gibt, dem wünschen sie alle Nattern des Urwaldes an den Hals.

Paul Doumer von Siegmund Feldmann

Jetzt, wo der ernste, würdige, puritanische Greis in das von der Pompadour zu ihrer Erlustierung erbaute Elysée eingezogen ist, wird seine Physiognomie der Betrachtung besser standhalten. Es lohnt sich schon, ihn einmal genauer zu beschauen. Unter den politischen Protagonisten der dritten Republik war er einer der aktivsten und agilsten und zugleich einer der unsichtbarsten. Nur einmal, bei seiner hartnäckigen Campagne für die Einkommensteuer, dem einzigen unverrückbaren Dogma seines beweglichen Programms, wanderte er die Heerstraße der Volksversammlungen ab. Sonst hielt er sich im Schatten der Kulissen, er posaunte keine Leitartikel und machte auch im Parlament von seiner mäßigen Rednergabe nur Gebrauch, wo es unbedingt nötig war. Die Welt kannte ihn kaum, trotzdem er wiederholt und in schwierigen Zeiten an der Spitze der Regierung stand: einer der wenigen Ministrabeln erster Ordnung, auf den man immer wieder zurückgriff.

Aber auch die, so um ihn herumsaßen und ihn regieren sahen, wußten nicht immer Bescheid und waren auf Überraschungen gefaßt. Er war ein Spieler besonderer Art. Er legte die selbstgemischten Karten offen auf den Tisch und mit der gleichen Offenherzigkeit mogelte er, vor aller Augen und so unerschrocken selbstverständlich, daß den Bemogelten der Vorwurf des Vertrauensbruches im Halse stecken blieb. Schon in seinen parlamentarischen Anfängen hatte er sich von dem üblichen Gewimmel der Streber abgesondert, die ein Abfall erledigt. Ein erbitterter Arbeiter und einer der drei „geborenen" Finanzminister der Republik — der zweite war Rouvier, der dritte ist Caillaux — genoß er frühzeitig eine Autorität, der man vieles nachsieht. Sein Stolz rechnete aber nicht mit dieser Nachsicht; ihm genügte sein riesiges Selbstvertrauen, das von konzentriertester Kraft gespeist wurde und ihn auch schließlich auf immer verfehlten Wegen an das richtige Ziel gebracht hat. Dieses Ziel war die Präsidentschaft der Republik.

Selbst seine heftigsten Widersacher sahen es nicht als eine Vermessenheit an, als er, der jüngste unter den Führern und seit mehr als einem Lustrum aus dem Großbetrieb der Politik übers Meer und in die Verwaltung abgeschoben, 1906, beim Abgang Emil Loubets, den Anspruch auf die höchste Stellung im Staat erhob. Er erhob ihn nicht mit der duckmäuserischen Bescheidenheit, die dem Ehrgeiz das verschlissene Mäntelchen des Pflichtgefühls umhängt; er pochte darauf wie auf sein Recht. Warum auch ein andrer und nicht er, der dem Gemeinwohl statt durch Worte durch eine Tat gedient hatte? Diese Tat hatte er jenseits der Meere vollführt, indem er in einem Zeitraum von nur fünf Jahren Indochina zur besten Kolonie Frankreichs entwickelte. (Marokko war erst ein allmählich reifender Wunschtraum.) Vor ihm unzugänglich, unergibig, unbotmäßig, ein Chaos, eine ewige Gefahr, erfreut sich dieses weitgebreitete Reich, das er durch ausgedehnte Verkehrsanlagen erschloß, heute aller Segnungen der Ordnung und zinst seit einem Vierteljahrhundert bereits dem Mutterlande

vom Überschuß seines Handels und Ackerbaus. Als er hinunterkam, war freilich der Boden schon durch zahllose Gemetzel für diese Ernte gedüngt. Immerhin war die Befriedigung, wie man jetzt sagt, noch ein hartes Stück Arbeit, und die hat Herr Doumer rasch geleistet, das muß man ihm lassen. Er hat in seiner Jugend nicht umsonst eine Abhandlung über die Flugbahn der Geschosse geschrieben.

Trotzdem konnte er damals in Versailles den Preis seiner Mühen nicht pflücken — oder vielleicht gerade darum. Demokratien — mit Ausnahme der deutschen — sind ihrem Wesen nach und zu ihrem Glück mißtrauisch, und wer wie Herr Doumer ein Draufgänger war, mußte ihren Verdacht erwecken. Allerdings hat er vom ersten Tag an diesen Verdacht fast gerechtfertigt, zum mindesten herausgefordert. Nachdem er 1888 von den Boulangisten gewählt und 1889, weil er sie schwer enttäuscht hatte, geworfen worden war, trat er 1895 in das radikale Kabinett Bourgeois ein, um 1896 von dem antiradikalen Agrarierkabinett Méline den glänzenden Posten eines ostasiatischen Vizekönigs anzunehmen, den er nur aufgab, um 1902 auf das Programm des von Clémenceau zusammengeschweißten „Blocks" Deputierter der Nationalisten von Laon zu werden. Diese Auswechselbarkeit des Bekenntnisses, mußte selbst jene zur Vorsicht stimmen, die so dachten wie er.

Aber wie dachte er? Diese Frage begleitete ihn auf seiner ganzen Laufbahn. Er war in einem sehr frommen Provinznest dürftig beamtet, als er, einundzwanzig Jahre alt, ein armes Mädchen heiratete, das er schon als Knabe geliebt hatte; aber keine Anfechtung, keine Einschüchterung, keine Drohung konnte seinen Entschluß erschüttern, sich mit der bürgerlichen Trauung zu begnügen und auf die kirchliche zu verzichten. Seiner Ehe entsprossen acht Kinder, fünf Söhne und drei Töchter, von denen keines getauft wurde, und als seine älteste sich vermählte, stellte er die Bedingung, daß auch ihre Kinder nicht getauft werden dürften, weil er selbst von konfessionell registrierten Enkeln nichts wissen wollte. Nichtsdestoweniger stimmten 1906 im Versailler Kongreß alle Klerikalen des Senats und der Kammer für ihn. Sie zogen diesen asketisch hagern Teufelsbraten, dem sie ein paar Jahrhunderte vorher mit Wonne einen Scheiterhaufen gestiftet hätten, dem gemütlichen, runden, weinfröhlichen Fallières vor, dessen Frau jeden Sonntag zur Messe ging und dessen Tochter Altardecken stickte. Aber dieser gemütliche Fallières hatte sich für Dreyfus eingesetzt und war mit Combes, Briand und Jaurès gegen das Konkordat angerannt, während der Teufelsbraten, vergebens freilich, seinen ganzen Einfluß im Parlament aufbot, um die Trennung von Staat und Kirche zu hintertreiben und dieser ihre „historische" Stellung in Frankreich zu retten.

Was war Berechnung, was Überzeugung? Manche einsichtigen Leute meinten damals, daß ihm als Kandidaten des „Blocks" mindestens ebenso viele Stimmen zugefallen und vielleicht sogar seinen Erfolg entschieden hätten. Auf diese Zeitdistanz läßt sich das, zumal in der völlig veränderten Atmosphäre, nicht mehr beurteilen. War es doch selbst

mitten in den Ereignissen oft schwer, sich diesen zwiespältigen Charakter auseinanderzulegen, der übrigens nur im Rahmen der französischen Politik so widerspruchsvoll erschien. Drüben in England, wo die Weltpolitik alle innern Probleme zurückdrängt, hätte man sich besser mit ihm abgefunden. Denn über Schwankungen und Wandlungen hinweg ist Herr Doumer eines gewesen und geblieben: ein leidenschaftlicher Imperialist. Und da er zugleich ein Mann der Zwecke war, der die unfruchtbare Arbeit noch stärker haßte als den Müßiggang, wollte er auch die Mittel. Daher war er, ohne sich an die Beklemmungen seiner vielen Freunde auf der Linken zu kehren, Militarist und Anti-Dreyfusard; daher gründete und förderte er katholische Missionen und aus dem gleichen Grunde sträubte er sich gegen den Bruch mit dem Vatikan, dessen Mitarbeit ihm für den Einfluß Frankreichs im Orient unentbehrlich schien. Worin er sich, beiläufig bemerkt, mit Gambetta begegnete, der das später von Mussolini auf den Fascismus umgeprägte Wort gesprochen hat: „Der Antiklerikalismus ist kein Ausfuhrartikel".

Auf diese Vereinfachung zurückgeführt, wäre sein politisches Charakterbild ja leicht zu deuten. Sie könnte auch sein stürmisches Machtbedürfnis erklären, das er niemals verhehlte. Es ihm vorzuwerfen, wäre unrecht; er handelte nur dem demokratischen Grundsatz gemäß: Der Tüchtigste voran. War er der Tüchtigste? Er selbst hat jedenfalls keinen Augenblick daran gezweifelt und sein Schicksal hat ihn nicht dementiert. Sein Leben füllt die Gußform seines Wunsches lückenlos aus, aber diese Form hat er sich selber geschmiedet. Man könnte unter dem politischen Personal der dritten Republik kaum eine Natur von gleicher Willenskraft nennen. Doumer ist das staunenswerteste Beispiel einer vom Verstande geleiteten Beharrlichkeit, die sich Schritt um Schritt den Aufstieg bahnte, ohne vom Zufall auch nur die geringste Gunst zu erwarten. Er war der Ingenieur seines Glücks, der alles seiner Mühe, seiner Voraussicht und seiner Entschlossenheit zu danken hat. Maurice Barrès, der sich sein Lebelang nach einem „Professor der Energie" heiser schrie, hätte ihn seinen Mitbürgern als erzieherisches Vorbild hinstellen können. Ihm selber nachzuahmen, wäre er kaum geneigt und fähig gewesen. Denn diese Energie erwuchs aus einer Nüchternheit, die sich keinen Seitensprung der Phantasie gestattet, und keinen Traum, der nicht nutzbar und nicht münzbar ist. Und das taugt für Dichter nichts.

*

Paul Doumer kam in den allerärmlichsten Verhältnissen als Sohn eines bei Bahnbauten beschäftigten Erdgräbers zur Welt. Sein Vater starb kurz nach seiner Geburt und überließ der Mutter die Sorge um das Kind, das sie nur mit den größten Opfern durch die Volksschule brachte. Hierauf gab sie ihn zu einem Graveur, bei dem er als Lehrling und später als Geselle ein musterhafter Arbeiter wurde. Er blieb es sechs Jahre, bis zu dem Zeitpunkt, wo er sein — Abiturium bestand. Nach seinem Zehnstundentag in der Werkstatt hatte sich der Knabe nächstens Lateinisch und Griechisch, Ge-

schichte, Naturkunde und alle sonstigen Weisheiten angeeignet, die man von einem Baccalaureus fordert. Aber noch bevor er diesen stolzen Titel erwarb, hatte er der Akademie der Wissenschaften die bereits erwähnte Abhandlung über die Flugbahn der Geschosse eingereicht, die ihm ohne jedes weitere Examen zu der sofortigen Bestallung als Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium in Mende verhalf. Vorerst probeweise als Hilfslehrer, aber um sein Fortkommen war ihm nicht bange. In Mende warf er sich mit verdoppelter Gier aufs Lernen, schlief nur jede zweite Nacht und hielt sich wach, indem er Wasser trank. Zu Tee oder Kaffee reichte es nicht, denn er verwendete von seinem Anfangsgehalt von 152 Franken nur die 52. Die 100 sparte er auf, weil er sich vorgesetzt hatte, nach Jahresfrist seine Braut heimzuführen. Und weil er es sich vorgesetzt hatte, führte er es auch aus.

Nichts aber ist bezeichnender für diesen Edelarrivisten, als wie er in die Kammer kam. Er war, seiner Schulmeisterei in Mende bald überdrüssig, nach Paris gezogen, um Journalist zu werden: ein recht mittelmäßiger, hauptsächlich auf geringere Provinzblätter angewiesener Journalist, der sich einen Namen nicht machen konnte; und da er weder Gönner noch Geld besaß, hatte er nur sehr wenig Hoffnung, die Pforten des Palais Bourbon je vor sich aufspringen zu sehn. Da geschah es, daß der Deputierte von Anxerre eines plötzlichen Todes verblich und seine Wähler eine Abordnung nach Paris entsandten, um ihm einen würdigen Nachfolger zu küren. Es sollte natürlich etwas Berühmtes sein, ein donnernder Debatter, ein Volkstribun, ein Mann von Gewicht und Ansehen. Sie nahmen jedoch den jungen schmächtigen Doktor der Rechte — auch das war er unterdes geworden! — einen Anfänger, der Doumer, also so gut wie gar nichts hieß und sich in seinem fadenscheinigen Bratenrock an ihre Fersen geheftet hatte. Sie nahmen ihn, weil er die paar Wochen bis zu ihrer Ankunft benutzt hatte, um sich Tag für Tag die beiden Zeitungen von Anxerre von der ersten bis zur letzten Zeile einzuverleiben und über alle lokalen Verhältnisse, Interessen, Parteiungen und Personalverhältnisse so fabelhaft genau zu unterrichten, daß die guten Leute den Mund aufrissen. Sogar daß die Sparkasse frisch gestrichen werden müßte, und wen der neue Eigentümer des Café du Commerce gegenüber dem Rathaus geheiratet hatte, wußte er. Einen bessern Vertreter der Stadt konnten sie niemals auftreiben.

Könnte man ihn darüber befragen, dann möchte ich wetten, daß er sich schon am Abend seiner Kammerwahl zugeschworen hat, Präsident der Republik zu werden. Nun ist er es, und die Welt wartet, wie er sich anrauchen wird. Voreilige und überflüssige Neugierde. Er ist ein Republikaner von Geblüt, keiner, der bloß auf dem berühmten Boden der Tatsachen steht, und wie er immer mit allen Möglichkeiten gerechnet hat, wird er auch jetzt mit allen Möglichkeiten seines Amtes rechnen. Er hat nie mit der Demagogie paktiert, und ohne sie kann man sich heute auf Abenteuer nirgends einlassen. Auf seine innern Gesinnungen kommt es nicht so sehr an, sie mögen die alten ge-

blieben sein. Wenn man als Knabe seine mathematischen Pubertätsdränge wirklich durch kein andres Problem entspannen kann, als ausgerechnet durch die Flugbahn der Geschosse, ist man gezeichnet. Er schrieb aber auch als gereifter Mann ein von hymnischer Andacht erfülltes Buch über die Heiligkeit der Familie, und nachdem er im Kriege von seinen fünf Söhnen drei, und von seinen drei Schwiegersöhnen einen verloren hat, dürfte seine Überzeugung von der Heiligkeit der Kanonen immerhin ein bißchen erschüttert worden sein.

Und überdies finden im nächsten April Neuwahlen statt...

Schiele, Baade und Andre von Franz Ziegelmüller

Man sagt, der Untersuchungsausschuß des Reichstags, der über die Roggen-Affäre des letzten Jahres zu Gericht saß, habe nur leeres Stroh gedroschen. Das ist aber nicht richtig. Eher kann man sagen: er hat schlecht gearbeitet; er hat nicht das aus der Materie herausgeholt, was wohl herauszuholen gewesen wäre — wenn nicht die Vertreter der Sozialdemokraten und der Regierungsparteien im Ausschuß durch ihr an passive Resistenz grenzendes Verhalten die Untersuchung so ungemein erschwert hätten. So ist manches Korn in den Ähren geblieben. Aber ein großer Haufen Spreu ist zutage gefördert worden, und manches gute Korn darunter. Und wenn nun der nächste heftige Windstoß kommt — dann fliegt die Spreu davon, und vielleicht werden dann auch nach und nach die Körner sichtbar.

Das erste Lüftchen ist schon vorübergezogen, ohne daß es in der Öffentlichkeit überhaupt bemerkt worden wäre, und eine Handvoll Spreu ist mit davongewirbelt worden. Wer flog da? Es war der Bankier Andreä, ein überaus ehrenwerter Mann, der Mitinhaber und, nach dem Tode seines Kollegen Richard Pohl, sozusagen der Senior-Chef des hochangesehenen Privatbankhauses Hardy & Co. Ganz still ist er plötzlich verschwunden. Nachdem er kurz vorher im Untersuchungsausschuß aufgetreten war, mit dem Anspruch, der deutschen Landwirtschaft durch den Verkauf des sogenannten Scheuer-Konzerns unschätzbare Dienste geleistet zu haben. Nachdem er vor dem Ausschuß reichlich törichte Reden über den Segen der Planwirtschaft gehalten hatte. Nachdem zu erkennen gewesen war, daß er die Materie, über die er vernommen werden mußte — Aktienfragen, Müllereifragen —, nur höchst unzulänglich beherrschte. Und nachdem im Untersuchungsausschuß der Verdacht immer deutlicher ausgesprochen worden war, daß die Bilanzen des Scheuer-Konzerns, an dessen Aufbau Andreä als maßgebender Bankmann beteiligt war, für den Verkauf an die Preußenkasse „auffrisiert" worden seien. Wobei durchaus strittig bleiben muß, wo die Grenze zwischen legalem und unzulässigem Bilanzfrisieren zu ziehen ist, und die Grenze zwischen Bilanzfrisieren und Bilanzfälschungen.

Wenn der nächste Windstoß kommt, wenn erst einmal richtig hineingeblasen wird in den Spreu- und Körnerhaufen, wenn die Geschichte der Scheuer-Bilanzen klargelegt wird — dann wird Herr Andreä noch ein paar Nachfolger finden. Da

ist zunächst der ehemalige Generaldirektor Karl Scheuer selbst. Aus seinem Konzern ist er schon hinausgeweht worden; die neuen Herren, Preußenkasse und Rentenbank-Kreditanstalt, fanden schon vor Jahresfrist keinen Gefallen mehr an ihm. Nun hat er seine Gewinne, und die als „Abfindungssumme" bezeichnete Provision für den Verkauf seines Konzerns, wieder in eine Getreidefirma hineingesteckt, und diese Gesellschaft, die sich der besten persönlichen Beziehungen zur Stützungsstelle — eben dem alten Scheuer-Konzern — erfreute, hat bei der Roggenstützungsaktion „groß" verdient. Wahrscheinlich war das aber das letzte gute Geschäft, das Herr Scheuer machte. Als Zeuge vor dem Untersuchungsausschuß hat er sich „nicht mehr erinnern" können, wie es denn mit seinen Konzern-Bilanzen eigentlich beschaffen war. Bei einer erneuten Untersuchung wird sein Gedächtnis, durch Vorlage der Bilanzakten, wieder aufgefrischt werden müssen. Und dann — bläst ein frischerer Wind.

Der Nächste: Scheuers Freund, Gönner und Geschäftspartner, Fred Hagedorn, Staatssekretär z. D. — noch immer z. D.! Auch nicht mehr lange, wie man annehmen darf. Der stille Partner an Scheuers Aktiengeschäften bei der „Mühlenvereinigung" (das ist eine der Konzern-Gesellschaften), der Spekulant bei der Roggenstützung — er, der als Reichsvertreter im Aufsichtsrat der Rentenbank-Kreditanstalt den Ankauf des Scheuer-Konzerns befürwortete und damit seine eignen Geschäfte förderte: er ist schon beinahe passé.

Der Nächste! Jetzt kommt ein besonders schwerer Fall. Der Freund und Vertraute der „großen" deutschen Politiker, der Berater Brünings und Brauns, Präsident Klepper von der Preußenkasse — sollte er wegen dieser lumpigen Scheuer-Affären stürzen, sollte man ihm einen Strick daraus drehen können, daß er von Andreä, Scheuer und Hagedorn in einer gradezu phantastischen Weise über den Löffel balbiert worden ist, daß er 27 Millionen Mark für ein paar wacklige Aktiengesellschaften bezahlt hat, die, wie man nunmehr weiß, höchstens, allerhöchstens die Hälfte davon wert gewesen sind? Nein, so schnell stürzt Klepper nicht, der Mann mit den guten politischen Beziehungen nach allen (fast allen!) Seiten. Außerdem hat er seine Mitschuldigen: Minister Dietrich im Reich, Minister Höpker-Aschoff in Preußen — beide waren Feuer und Fett für den Scheuer-Kauf; wenigstens hat das einer der Zeugen, einer, der es wissen könnte, unter seinem Eide ausgesagt. Aber wenn auch, infolge einer fast unbegreiflichen Laxheit des Vorsitzenden im Untersuchungsausschuß, des Staatsparteilers Doktor August Weber, diese Frage ebensowenig geklärt worden ist, wie die Historien der Vorbesprechungen über das „Geschäft" in den Konventikeln der Arbeiterbank, unter Mitwirkung von Klepper, Bachem, Heilmann, Scheuer und Baade — soviel ist sicher, daß Kleppers Renommee als Geschäftsmann jetzt, seitdem man weiß, wie er mit den frisierten Bilanzen hereingelegt worden ist, einen schrecklichen, einen fast tödlichen Stoß erhalten hat.

Weiter: es kommt Doktor Fritz Baade, der Reichskommissar für die Roggenstützung, Schieles rechte Hand in der

Getreidepolitik, gestern noch der Stolz der SPD., heute ihr Sorgenkind. Auch sein Ruf, als Fachmann des Getreidegeschäfts, ist im Ausschuß gänzlich entzwei gegangen. Es ist festgestellt worden, daß die Stützungsaktionen mangelhaft vorbereitet und dilettantisch durchgeführt worden sind, daß sie also an ihren eignen Fehlern scheitern mußten, nicht infolge irgendwelcher geheimnisvoller Sabotageakte. Wie laienhaft Baade sein Geschäft geführt hat, das ist dem Ausschuß sozusagen ad oculos demonstriert worden, als dort eine „Verbilligungsaktion" für Futtergetreide angekündigt wurde, von der man am nächsten Tag schon beschämt eingestehen mußte: sie sei ein großer Fehler gewesen. Vier Stunden lang war die Aktion im Gange, dann mußte sie schleunigst abgebrochen werden. In diesen vier Stunden hatten ein paar gewandte Händler, die in ein paar Minuten besser rechnen konnten, als Baade und seine Leute im Ministerium während der tage- und wochenlangen geheimen Vorbereitung der „Aktion", viele Hunderttausende verdient — auf Kosten des übrigen Handels, der Landwirtschaft und der Reichskasse.

Aus Rücksichtnahme auf die Partei Baades und auf „seinen" Minister hätte die gouvernementale Gruppe im Untersuchungsausschuß — vielleicht! — alle Fehler und Dummheiten des Reichskommissars mit dem Mantel der politischen Nächstenliebe bedeckt. Aber man konnte es ihm nicht verzeihen, daß er in den Fragen, die ihn persönlich angingen, in den Fragen seiner Bezüge, die Geduld und die Arbeitskraft des Ausschusses durch „wissentlich falsche Auskünfte", wie man in der höflichen parlamentarischen Sprache notorische Unwahrheiten eines Regierungsvertreters nennt, in schändlichster Weise mißbraucht hatte. Wozu noch gesagt werden darf, daß er auf sachliche Fragen, soweit sie ihm unbequem waren, und das war zumeist der Fall, in der gleichen sophistischen Weise zu antworten pflegte. Der Politiker Baade hat im Ausschuß einen Knacks wegbekommen, von dem er sich so schnell nicht erholen wird. Der Getreide-Fachmann Baade ist erledigt — der nächste Windstoß wird ihn wegfegen.

Es ist ein Trost im Unglück, Leidensgefährten zu haben. Der Nächste: Staatssekretär Heukamp, Reichsernährungsministerium. Er hat Baade gedeckt, gedeckt bis zum Äußersten. Wer sich einmal die Mühe nimmt, seine erste Aussage über die Bezüge Baades mit seiner letzten zu vergleichen, der wird finden, daß ihn der Vorwurf, den Ausschuß „durch falsche Angaben irregeführt zu haben", genau so treffen muß wie seinen Schützling. Nun, auch für ihn wird ein nächster Windstoß kommen — und dann fliegt die Spreu davon.

Aber ist etwa Herr Minister Schiele viel besser? Er hat erklärt, er wolle mit den „Saboteuren" der Roggenstützung vor dem Ausschuß gründliche Abrechnung halten, er wolle sein „Material" vorlegen, und dann...! Nichts geschah. Der Minister bekam plötzlich kalte Füße. Er hat schmählich gekniffen. Leider ist es, wegen gewisser strafprozessualer Bedenken, nicht möglich, das Verhalten eines Ministers mit denselben Worten zu charakterisieren, wie man sie im analogen Fall gegenüber einem Privatmann anwenden kann, der eine

Gruppe von Menschen als „Saboteure" verdächtigt, ohne dann vor dem zur Klärung des Sachverhalts eingesetzten Gericht den angekündigten Beweis dafür zu erbringen.

Und dabei wäre es noch nicht einmal so schwer gewesen, zu zeigen, wo die „Saboteure" der Stützung eigentlich gesessen haben! Da war zunächst Herr Baade selbst, der durch verfehlte Dispositionen sein redliches Teil dazu beigetragen hat, die Aktion festzufahren. Da war weiter die eine der beiden Stützungsgesellschaften, die D.G.H. (Deutsche Getreidehandelsgesellschaft), deren Leitung jeden nur möglichen Fehler auch gemacht hat (— wobei übrigens die hinter ihr stehende „Bezugsvereinigung der Deutschen Landwirte" manchen guten Brocken verdiente). Und schließlich war da auch, und damit schließt sich der Ring, die andre Stützungsgesellschaft, bei der die eigentliche Durchführung der Aktion lag: die Dachgesellschaft des ehemaligen Scheuer-Konzerns, die G.I.C. (Getreide-Industrie- und Commissions-Aktiengesellschaft). Sie mußte verdienen, um ihre Existenzberechtigung zu erweisen, um eine Rente für die 27 Millionen der Scheuer-Transaktion herauswirtschaften zu können. So wurden Umsätze fabriziert, was nur das Zeug halten wollte. Besonders deutlich wurde dieser Drang nach dem Geschäft bei zwei Gelegenheiten, nämlich beim Abschluß des Kredit- und Arbeitsvertrages mit der G.I.C. im März 1930, und bei der „großen" Stützung im August und September desselben Jahres. An dem genannten Vertrag, der für die G.I.C. und die hinter ihr stehenden Banken nur Vorteile ohne jedes Risiko brachte, die D.G.H. aber schwer belastete, hat Minister Schiele im Ausschuß eine gradezu vernichtende Kritik geübt. Leider vergaß er dabei ganz, zu erwähnen, daß er beim Abschluß des Vertrags — dessen Kenntnis er zu Beginn seiner Ministertätigkeit überhaupt ableugnete — sowohl im Aufsichtsrat der G.I.C. wie auch im Verwaltungsrat der D.G.H. gesessen hat...

Bei der eigentlichen Stützung, im Spätsommer des letzten Jahres, wurde die „Sabotage" noch deutlicher. Herr Sinasohn, der Börsen-Direktor der Stützungsfirma, hat die Tendenz der Stützungsaktion seinen Geschäftsfreunden gegenüber ganz offen als „Schwindel" bezeichnet. Man hat bei der G.I.C. Händler und Spekulanten ermutigt, Roggen an die Stützungsstelle zu verkaufen, hat also das ungeheure Angebot, unter dem die Aktion später zusammenbrach, selbst herangezogen. „Ich will ja gar nicht wissen, woher der Roggen kommt...", so sagte Direktor Sinasohn, und alle, die bei Leerverkäufen und Fixergeschäften gern ihre Finger drin haben, stürzten sich auf den Roggenmarkt. Was half es da, daß Baade seinen Freunden den guten geschäftlichen Rat gab, doch Roggen zu kaufen und à la Hausse zu spekulieren! Die Gegenparole, die von Sinasohn und seinen Hintermännern ausging, war wirksamer — nicht etwa deshalb, weil sie eine größere Resonanz gefunden hatte, sondern deshalb, weil sie die jedem Eingeweihten klar erkennbare hoffnungslose Lage der Stützungsaktion als Argument gebrauchen konnte.

Sicherlich ist es ein Verdienst, rechtzeitig klar ausgesprochen zu haben, was jeder Kenner der Verhältnisse sehen konnte:

daß die Stützung der Roggenpreise in der Zeit vor den September-Wahlen zusammenbrechen werde. Nur einer durfte diese seine Erkenntnis nicht klar aussprechen, und das war der Treuhänder der Stützungsaktion — also die G.I.C. Als sie es trotzdem tat, verletzte sie ihre Treuhänderpflichten. Dabei mag unentschieden bleiben, ob die Stützungsmanöver Schieles und Baades von den „jungen Leuten" der G.I.C. und der Preußenkasse primär aus sachlichen (also aus wirtschaftspolitischen) Motiven bekämpft worden sind, oder in erster Linie deswegen, um der G.I.C. beim erwarteten Zusammenbruch der Stützung ein großes, ein ganz großes Geschäft zuzuführen. Wenn die letztere Absicht vorgeherrscht hat, so kann man nur sagen, daß die Rechnung richtig war.

Minister Schiele und sein Kommissar: sie haben beide gewußt, daß der schlimmste und stärkste Gegner ihrer Stützung die Gruppe der G.I.C. war, deren Zusammenarbeit mit dem Präsidium der Preußenkasse, oder doch wenigstens mit einer Clique im Präsidium, deutlich zu erkennen war. Schiele und Baade: sie beide haben vor dem Ausschuß geschwiegen, als es an die Klärung dieser vielleicht interessantesten Frage heranging. Es war wohl ein neues Burgfriedens-Abkommen zwischen ihnen und Herrn Klepper abgeschlossen worden. Nur nichts vor die Öffentlichkeit bringen! Das Parlament darf zwar bewilligen — aber es soll möglichst nichts kontrollieren oder untersuchen.

Baade, Schiele und Klepper und die übrigen Mitwisser der Geschichte haben also geschwiegen. Der Untersuchungsausschuß, der nicht energisch genug zugedroschen hat, hat zu viel Spreu produziert, man kann die guten Körner der nützlichen Erkenntnisse in diesem Haufen Kaff nicht so leicht finden. Deshalb muß man einmal ordentlich pusten, damit die leichten Bestandteile, die Sinasohns und wie sie alle heißen, davonfliegen; so kann man den eigentlichen Gehalt der Stützungsaffäre offenlegen. Dann zeigt sich dem Beschauer, daß die Stützungsaktion mit 100 Millionen Mark Zubuße aus öffentlichen Mitteln zu Bruch gehen mußte, weil Baade sein Handwerk nicht verstand —, und es zeigt sich weiter, daß aus diesem Zusammenbruch ein gutes Geschäft für diejenigen wurde, die aktiv und passiv die Katastrophe mit herbeigeführt haben: für die G.I.C., die ehemalige Scheuer-Gesellschaft, und für ihren Patron, die Preußenkasse.

Die Meerengen von Johannes Bückler

Ostern, Pfingsten oder Weihnachten greift T. W. in seine Schreibtischschublade und nimmt eine „Enthüllung" über den Ursprung des Krieges heraus, die die andre Seite, meistens Iswolski oder Poincaré, stark belastet, ohne uns damit — nach unsrer Überzeugung — zu entlasten. Wir erlauben uns, dies einmal zu einem andern Termin zu tun.

Vier französisch-russische Wahrheitssucher, die Herren Lapradelle, Eisenmann, Renouvin und Mirkin-Getzewitsch, haben eine Sammlung von Dokumenten in den Editions Internationales herausgegeben, die uns einen Blick in den Abgrund

tun lassen, der die offiziellen Erklärungen der Regierungen von den heimlichen Abmachungen trennt. Und, getreu den Traditionen der französischen Liga für Menschenrechte, in den eignen Reihen die Feinde der Demokratie und Gerechtigkeit anzugreifen, behandelt Jaques Kayser in den „Cahiers" ausführlich diese Veröffentlichungen. Er greift sich dabei den Band „Konstantinopel und die Meerengen" heraus. Aus den dort veröffentlichten Dokumenten lassen sich klar die mit der Entente schon lange vor Kriegsausbruch vereinbarten russischen Kriegsziele erkennen.

Nikolaus II. träumte davon, das Vermächtnis Peters des Großen zu erfüllen und seinem Reich Konstantinopel, die „Zarenstadt", einzuverleiben. Der Balkankrieg von 1912 und die daraus entstandenen europäischen Debatten ließen ihm die Verwirklichung seiner Wünsche nahe erscheinen. Er berief deshalb Anfang 1914 eine Konferenz von Sachverständigen unter dem Vorsitz von Sasonow nach Petersburg, um die Möglichkeiten eines Angriffs auf die Meerengen zu besprechen. Ein Beamter des Außenministeriums, Bazili, faßte das Ergebnis in einem Memorandum zusammen, dem wir folgendes entnehmen:

Da die augenblickliche Situation der Türkei ein mehr oder weniger schnelles Auseinanderfallen dieses Landes zur Folge haben könnte, ist es schon jetzt sehr wichtig, die Frage der Meerengen zu erörtern. Wir präzisieren daher unsern Standpunkt wie folgt:

1. Unsre Streitkräfte im Schwarzen-Meer-Gebiet, besonders die zur See, müssen unverzüglich verstärkt werden, damit im Augenblick einer Krise die Frage der Meerengen in unserm Sinn gelöst wird. Da es unmöglich ist, den vielleicht nahen Zeitpunkt genau vorauszusehn, müssen unsre Schwarz-Meer-Streitkräfte so schnell wie möglich verstärkt werden...

Der Berichterstatter setzt dann auseinander, daß die russische Herrschaft sich über beide Meerengen, Dardanellen und Bosporus, erstrecken muß, und daß dieser Plan „sehr wahrscheinlich" nur auf dem Weg über einen europäischen Krieg gelingen kann. „Die Möglichkeit, sich der Meerengen zu bemächtigen, hängt von einer günstigen Konjunktur ab. Sie zu schaffen, ist das Ziel des (russischen) Außenministeriums."

Diese Konferenz fand am 8. Februar 1914 statt. In einem „Geheimbericht" vom 1./14. Dezember 1914 bestätigt der Fregattenkapitän Nemitz, Chef der Schwarzen-Meer-Flotte, diese Abmachungen und schreibt:

Die Entscheidung über die russische Herrschaft in Konstantinopel, am Bosporus und an den Dardanellen, trug in bemerkenswertem Maße dazu bei, daß Rußland in dem Konflikt, der dem Krieg voranging, fest blieb. Die russische Politik war sich in der Tat darüber klar, daß ein Triumph Oesterreichs und Deutschlands in der serbischen Angelegenheit fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen würde, der Rußland an die Meerengen führt, und seine Rolle als Beschützerin der slavischen Völker durchkreuzen würde. Darum hat Rußland den Krieg angenommen.

Nemitz spricht von den Kompromissen, die verschiedene europäische Nationen finden wollten, um Serbien auf der einen, Oesterreich auf der andern Seite zu befriedigen. Mit keinem dieser Kompromisse konnte Rußland einverstanden sein, dem nur ein Krieg die Möglichkeit zur Eroberung der Meerengen gab.

Nachdem nun aber der Krieg in erreichbare Nähe gerückt war, galt es für die russischen Kriegshetzer, unbedingt dafür zu sorgen, daß die Türkei, gottbehüte, nicht mit der Entente gehe. Oder auch nur neutral bleibe. Dann hätte man ja keine Chance gehabt, die Meerengen zu erobern! Und da die Gefahr der türkischen Neutralität tatsächlich bestand, mußte von russischer Seite alles geschehn, um die Türkei an die Seite der Mittelmächte zu bringen. Natürlich zum Schaden der eignen Verbündeten. Der russische Militärattaché in Konstantinopel, General Leontjew, wurde angewiesen, die günstigen Angebote Enver Paschas dilatorisch zu behandeln, um Zeit zu gewinnen. Als Leontjew am 10. August 1914 um neue Instruktionen bittet, da die Angebote Enver Paschas immer präziser werden, erhält er von Sasonow den Auftrag, die Verhandlungen immer weiter hinauszuzögern, bis sich Bulgarien entschieden hat. „Denken Sie daran, daß es uns keineswegs unangenehm ist, die Türkei auf der Gegenseite zu sehen."

So gelingt, entgegen den Bestrebungen der Alliierten, der offiziöse Plan Rußlands, die Türkei auf die Gegenseite zu treiben. Im weitern Verlauf des Krieges, als sich die Verbündeten den russischen Wünschen gegenüber nicht bindend verpflichten wollen, schreibt Fürst Trubetzkoi, damals russischer Gesandter in Serbien, am 9. März 1915 an seinen Außenminister: „Wenn wir die Meerengen mit Frankreich und England, gegen Deutschland, haben können, um so besser. Wenn das nicht geht, dann mit Deutschland gegen die Entente." Auch auf eine gemeinsame Kontrolle der Meerengen mit Frankreich und England wollte sich Rußland auf keinen Fall einlassen.

Die Türkei mußte „zerschmettert" werden, und darum wurden auch alle vorzeitigen Separatfriedenswünsche, auf die Frankreich und England vielleicht eingegangen wären, von Rußland energisch abgelehnt. Am 20. Januar 1915 weist Sasonow einen Vorstoß der Jungtürken mit den Worten zurück: „Die Frage der Meerengen ist eine Lebensfrage für uns, daher haben alle sich in andrer Richtung bewegenden Unterhandlungen keinen Zweck." Am 14. Februar 1915 lehnt er mit der gleichen Begründung einen Vorschlag Sir Edward Greys ab, mit der Liberalen Partei in Verbindung zu treten. Einige Tage später freut er sich, daß „die Bedingungen für einen Waffenstillstand so hart sind, daß die Türkei sie nicht annehmen kann".

1916 ist die Situation die gleiche. Am 20. März meldet Diamandi, der rumänische Gesandte in Petersburg, seiner Regierung, daß „die Entente kaum für einen Separatfrieden mit der Türkei zu haben sei". Und am 26. August setzt Nikolaus II. auf ein Telegramm, das die Möglichkeit einer Revolution in der Türkei meldet, die echt wilhelminische Randbemerkung: „Mit der Türkei muß aufgeräumt werden. Auf jeden Fall ist kein Platz mehr für sie in Europa. Es ist deshalb besser, mit der Opposition gar nicht in Verbindung zu treten."

Da Sasonow die Kontrolle über Konstantinopel und die Meerengen unter keinen Umständen mit irgend jemand teilen wollte, tat er auch alles, um den Wünschen Frankreichs und Englands entgegenzutreten, die darauf hinarbeiteten, mit

Griechenland an der Südostfront zusammenzugehn. Er wünscht auf keinen Fall, daß „die griechische Fahne in Konstantinopel vor der russischen auftauche". So läßt er Sir Edward Grey wissen. Am 7. März erklärt er sich endlich doch dazu bereit, stellt aber vier Bedingungen, die den Eintritt Griechenlands in die Ententefront unwahrscheinlich machen.

Wenn er auch im Anfang vorsichtig mit seinen großen Alliierten umgehen mußte, so konnte er 1915 im März doch wagen, offen zu reden.

Der Lauf der letzten Ereignisse führt Seine Majestät, den Zaren zu der Erwägung, daß die Lösung der Frage: Konstantinopel und die Meerengen, endgültig mit den hundertjährigen Zielen Rußlands in Einklang gebracht wird. Ungenügend und unvollkommen wäre jede Lösung, die nicht folgende Gebiete in das russische Reich einverleibt: die Stadt Konstantinopel, das westliche Ufer des Bosporus, das Marmarameer und die Dardanellen, sowie Südthrazien bis zur Linie von Enos-Midia. Ferner aus strategischen Gründen: einen Teil des asiatischen Ufers zwischen Bosporus, dem Fluß Sakaria und einem noch näher zu bestimmenden Punkt an der Küste der Ismidbai; die Inseln des Marmarameeres, die Inseln Imbros und Tenedos müssen ebenfalls innerhalb der russischen Grenzen liegen.

So ungefähr verfügten unsre Alldeutschen über das Erzbecken von Briey.

Mit diesen Kriegszielen erklärten sich damals sowohl der französische wie auch der englische Gesandte in Petrograd im Namen ihrer Regierungen einverstanden, und Georg V. telegraphierte im August 1916 an Nikolaus II., daß die Einnahme von Konstantinopel eins der Hauptziele des Krieges sei.

Aus Trotzkis grandiosem Werk „Geschichte der Februarrevolution" geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß die erste Revolutionsregierung, die aus Kadetten und Sozialrevolutionären bestand, unter dem Vorwand, die Revolution zu verteidigen, die gleiche imperialistische Außenpolitik machte wie die gestürzte zaristische. Die Herren Miljukow und Kerenski, die sich Demokraten und Sozialisten nannten, wollten ebenfalls auf Konstantinopel nicht verzichten und wiesen einen Sonderfrieden mit der Türkei energisch zurück. Miljukow erhielt am 25. April 1917 ein beruhigendes Telegramm Iswolskis aus Paris:

Die Türkei wünscht offensichtlich glühend den Frieden. Aber die Zusagen, die Rußland Konstantinopel betreffend gemacht worden sind, bilden hierfür ein Hindernis: Rußland hat noch kürzlich seinen formellen Wunsch, Konstantinopel zu annektieren, bestätigt, und Frankreich bleibt ohne Diskussion seinem Versprechen treu.

Erst das bolschewistische Rußland bekannte sich nach der Oktoberrevolution zu dem wahren demokratischen Grundsatz: „Friede ohne Annektionen und Entschädigungen", und Frankreich beeilte sich zu verkünden, es hätte nie andres beabsichtigt.

Die russische Angst, die Türkei könnte neutral bleiben, anstatt auf die Seite des Gegners zu gehen, und damit den imperialistischen Gelüsten einen Strich durch die Rechnung machen, erinnert an eine Episode aus dem deutsch-österreichischen Bruderkrieg von 1866. Frankfurt, das sich damals gegen Preußen stellte, wurde zur Strafe von diesem verschluckt. Bismarck hat es immer bedauert, daß Hamburg sich in diesem Konflikt neutral verhielt. Hätte es sich auf Oesterreichs Seite gestellt, so würde er es ebenfalls annektiert haben.

Scheler spukt von Kurt Hiller

So ist das in Deutschland (und in Frankreich und in England — der Fall liegt europäisch; ich glaube, sogar in Indien ist es nicht anders): Taucht irgendwo gegen die Trägheit der Tradition eine Idee, ein Zielbild, ein Ismus auf, sofort zerfällt sie, zerfällt es, zerfällt er in Varianten, Spielarten, Richtungen; und diese Differenzierung führt zu Gegensätzen, die mitunter schärfer werden als der ursprüngliche Gegensatz des Ismus zu jenem Contra, gegen das er sich gebar. Die Sache ist nicht neu; man denke an die klassischen innerchristlichen Streitigkeiten, man denke an die Selbstzerfleischung der großen französischen Revolution, man denke an die Frühzeit des Sozialismus mit der Fülle seiner Sekten (und, verdammt noch einmal, nicht nur an seine Frühzeit), man denke an die Friedensbewegung, seit der Weltkrieg sie ins Reale hob.

Keine Kriege mehr — so einfach ist dieser Gedanke; Alle, die ihn denken, müßten sie nicht brüderlich zusammenarbeiten? Ja Kuchen; denn das mit der Einfachheit scheint nur so. Taucht man etwas tiefer in diesen Teich, dann verfängt man sich in gräßlichen Problem-Schlinggewächsen, und die Gefahr des Ertrinkens droht. Abwehrkriege? Ja oder nein? Sanktionskriege gegen Friedensstörer? Ja oder nein? Revolutionäre Kriege unterdrückter Rassen, unterdrückter Klassen zu ihrer Befreiung? Ja oder nein? Hat Kriege auch solchen Charakters nie mehr zu wollen, wer „den Krieg" nie mehr will? Ist Pazifismus eine Sache der Methode oder eine Sache des Ziels? Muß er absolut sein? Oder würde absolute Gewaltlosigkeit gegen die Gewalthaber die Herrschaft der Gewalt verewigen? Was ist von Paradoxien, von Antinomien zu halten? Welche Beziehungen bestehn zwischen dem Teufel und Beelzebub? Und will man keinen Krieg mehr — wie verwirklicht man dieses Wollen? Ethico-pädagogisch? Juridisch-organisativ? Durch Ungehorsam, passiven Widerstand gegen die kriegführende Staatsgewalt? Durch aktiven Widerstand gegen die kriegführende Staatsgewalt, durch Zersetzung, Aufstand? Vielleicht durch Kombination dieser Mittel? — Schlinggewächse über Schlinggewächse; grauenhafte Verwickeltheiten. Und sie bleiben nicht akademisch; sie führen zu Zwist. Triumphator, lachender Dritter: der Krieg.

Es wäre zwecklos, diese tragische Entzweiung eines im Keim einigen Wollens von irgendeinem stratosphärischen Denkpunkt her zu bejammern; sie muß sein; wir müssen so sein, wie wir sind; wir hausen nicht in der Höhe, sondern auf der Kruste des Sterns; wir sind mit Notwendigkeit selber Träger und Akteure solcher Differenzierungsprozesse, so sehr immer wieder wir der Integration zustreben mögen. Nein, Jammern wäre zwecklos. Sinnvoll wärs, das Begriffsgestrüpp zu entwirren; die Vielfalt der Fraglichkeiten auseinanderzubreiten; eiferfrei alles darzulegen, klarzulegen; ein Ding wie den Pazifismus nicht etwa genetisch, nicht etwa historisch, vielmehr in seiner komplexen Systematik zu zeigen. Aufgabe, eines Philosophen wohl würdig.

Max Scheler hat in einer posthumen Schrift: „Die Idee des Friedens und der Pazifismus" (Berlin 1931, Der Neue Geist Verlag), ein wenig von Dem getan. Das Opus, eigentlich ein Vortrag, zuerst im Reichswehrministerium gehalten, Januar 1927, dann in der Hochschule für Politik, enthält etliche sehr kluge Analysen, beispielsweise über die After-Argumente des Hegelpacks gegen die These, daß der Ewige Friede ein unbedingter positiver Wert ist (der Krieg sei das „Stahlbad der Völker": diese Wendung stammt — von wem denn auch sonst? — von Hegel); oder über die Stellung des Marxismus (genauer: der Marxismen) zum Friedensideal; oder über die Unzulänglichkeit des Völkerbundes als Instrument des praktischen Pazifismus — aber die Kristallenheit, die man vom Philosophen verlangen darf, läßt dieses Buch vermissen. Es ist ein Hin und Her zwischen Ja und Nein, ein milchiges Gemisch aus konservativem und mutativem Pathos; die Kompliziertheit des Gegenstands wird mitnichten aufgehoben in der schöpferischen Einfalt eines Wollens. Dieses bei aller Klugheit unhelle, unleuchtende, unerleuchtende Buch verstimmt; der Autor ist nicht durchsichtig. Wer ist er?

Das Gespenst eines Verräters. Während des Krieges war Max Scheler Prototyp jenes Intellektuellen, der sein Wissen und seine ihn vor dem Durchschnitt auszeichnenden analytischen Gaben klug der Macht, die herrscht, zur Verfügung stellt. Man durfte, während des Krieges, über die Schuld oder den Schuldanteil der deutschen Machthaber un-unterrichtet sein (wie ich selber bis zur Lektüre von „J'accuse", Sommer 1916, es war); man durfte möglicherweise, wie Kerr, denken: nachdem einmal die Tragödie hereingebrochen ist über die Völker und der Geist einstweilen nicht helfen kann, will ich, daß wenigstens meines siegt und nicht die andern (eine ehrliche, aber gefährliche Gesinnung, weil sie den Widerstand gegen das Verhängnis lähmte; schließlich konnte der Geist ja helfen); selbst der Standpunkt der Mehrheitssozialdemokratie enthielt ein von der Realität gewiß unendlich entferntes, aber doch theoretisch-prinzipielles Nein zum Kriege als Auseinandersetzungsform; Scheler indes beging Verrat am Geiste, Verrat an den ewigen Ideen der Humanität: er verherrlichte das Grauenvolle, pries das Verbrechen, er schrieb das Buch vom „Genius des Krieges", ein zynisches Buch gegen die ohnmächtige Güte.

Ich sehe den Mann noch vor mir: seinen übergroßen überscharfen, bleich-brutalen, bösen, menschenfresserischen Kopf, welcher eher an einen sehr intelligenten Börsianer als an einen Philosophen erinnerte; ich leugne weder, noch schäme ich mich, diesen Verräter mit dem Herzen meines Hirns stürmisch gehaßt zu haben, nie im Leben einen Mann von Format stürmischer als ihn, und von tiefster Genugtuung erfüllt gewesen zu sein, als ich im Mai 1928 von seinem frühen Tode las (er starb im vierundfünfzigsten Jahre).

Einen Toten zu hassen ist schwer; selbst wenn er spukt. Es ist im Falle, der vorliegt, umso schwerer, als er auf eine leidlich versöhnende Weise spukt. In den Jahren vor dem Tode muß Schelern sein Gewissen bedrückt haben. Er verteufelt

zwar nicht eindeutig, was er vergottet hatte; aber er sagt zumindest auf unklare Art Nein, wo er vordem klar Ja gesagt hatte. Er bekennt: Der Ewige Friede soll sein. Zwar setzt er „soll" in Gänsefüßchen und fügt „idealiter" ein — als ob der Ewige Friede nicht auch realiter sein solle; immerhin, immerhin. Er unterscheidet „Gesinnungsmilitarismus" und „Instrumentalmilitarismus" und lehnt den Gesinnungsmilitarismus ab. Wir wollen den Krieg aus der Welt schaffen, aber bis auf weiteres müssen wir noch Kriege führen. Innereuropäische schon jetzt nicht mehr; interkontinentale, insonderheit solche zum Schutz der alten Ordnung gegen den Bolschewismus bleiben unvermeidlich. Den Endzielpazifismus aller revolutionären Sozialisten (den Scheler, statt ihn den bürgerlichen Relativismen sowohl wie dem absoluten Pazifismus Tolstois und der Quäker zu kontrastieren, vergebens in die schiefe Alternative zwischen „Gesinnungs-" und „Instrumentalpazifismus" zu pferchen sucht) verwirft er, aber argumentarm. „Der Ewige Friede, der errichtet werden soll auf einem Meer von Blut der Weltrevolution, ist wohl eine der fragwürdigsten Formen, die diese wandlungsreiche Idee angenommen hat. Nicht nur auf einem Meer von Blut, sondern auf einer Vernichtung der Kultur des ganzen bisherigen Abendlandes!" Eine dem Auditorium gewiß genehme, höfliche, coudenhövliche Doktrin. Mit dem Unterschied, daß Kalergi sich die Sache etwas schwerer macht.

Dabei spricht Scheler einige Zeilen später mokant von der „Todesangst des westlichen und amerikanischen Großbürgertums vor dem Bolschewismus" — auch sonst blühn auf der Wiese dieses Buchs nicht unüppig die Widersprüche. Am Anfang wird rechtens gegen Herrn Spengler vorgebracht, daß die Friedensidee „von strahlender Helligkeit sein" müsse, „wenn sie von den größten und reinsten Genien der Menschheit als Panier der Menschheit selbst immer wieder emporgehoben ward aus dem Schutte der Erfahrung", und am Schluß wird der zeitgenössische Typus, der in der Nachfolge jener Genien sich abmüht, eisig angespritzt als Typus „der ‚Geistigen' (in moderner Literatensprache)". Dies vor Offizieren! Es juckt einen, dem Gespenst hier etwas ganz Persönliches zu verabreichen.

Der Erste übrigens, der das Adjektiv ‚geistig' substantiviert und einen neuen charakterologischen Begriff damit geschaffen hat, einen Begriff, den die Klassen- oder Branchenvokabel ‚Intellektuelle' nicht im mindesten deckt, ist der Philosoph Constantin Brunner gewesen. Seinen Terminus übernahmen später wir Logokraten (um 1915), freilich mit Präzisierungen und Inhaltswandel.

Andre Widersprüche: Erst versichert Scheler, er müsse „völlig bestreiten", daß „der Staat ein sittliches Recht" habe, „Menschen zum Kriegsdienst zu zwingen gegen ihr Gewissen"; „der Mensch als geistig persönliches Wesen steht über dem Staat, nicht unter ihm" — wobei die uniformierte Hörerschaft im RWM wahrscheinlich auf ihren Stühlen herumrutschte. Aber nur ein paar Sekunden lang; denn dann labte sie das

Bekenntnis: „Ist der Standpunkt" (nämlich des Kriegsdienstverweigerers) „objektiv ethisch und metaphysisch respektive religiös richtig? Nach meiner philosophischen Ansicht ist er es nicht!" Man hört die Offiziere aufatmen; Herr Professor hätten aber die Frage lieber nicht „metaphysisch respektive religiös", sondern philosophisch respektive politisch untersuchen sollen. Andre tatens.

„Die erste Forderung der Stunde ist heute, Europa vor einem neuen Krieg zu bewahren" (mit welchen Mitteln, wird verschwiegen); einige Zeilen später: Herumtrampeln auf „utopischen Theorien des Pazifismus, die vor der kritischen Vernunft nicht standhalten". Gewiß, es gibt solche; aber grade an dieser Stelle unterscheidet er nicht. Alle Methoden, alle Pazifismen skeptifiziert er der Reihe nach; von eignen Vorschlägen nicht der Hauch einer Spur. Er beschränkt sich darauf, „Gesinnungspazifismus und Instrumentalmilitarismus" zu fordern; das ist ja ungefähr die Realität unsrer Epoche. Dieser Gestorbne hat sich der schwarzrotgoldnen Gegenwart so trefflich angepaßt wie der Lebende einst der schwarzweißroten; nur dürfte die unklare, die unwahre Friedenspredigt im Frieden noch schädlicher wirken als die Vergottung des Krieges im Krieg. Max Scheler hat nie aufgehört, ein Opportunist zu sein; er ist sich im Grunde immer gleich geblieben. (Parallelfall: Thomas Mann. Vor 1918 „preußische" und romantische Haltung, gegen Demokratie, gegen den „westlichen" „Zivilisationsliteraten"; nach 1918 republikanischer Rationalist und Kosmopolit, „westlich" bis dorthinaus — auch hier im Grunde keine Wandlung, sondern Beharrung: im Zeitgemäßen. Das Zeitgemäße: die Tugend aller ordinären Geister.)

Was war dieser kluge Scheler? Ein Phänomenolog, kein Wertsetzer; ein Interpret, kein Prophet. Ein Mann, der nicht führte, der stets mit seiner Zeit mitging — wenn auch leicht abseits und mit barocken, schwierigen Schritten; ein (komplizierter) Gleiter auf dem Boden der Tatsachen; ein (gewiß aparter) Schwimmer mit dem Strom. Im Kern kein Philosoph, sondern ein sehr gewiegter Philosophaster; aus der Halbwelt des Geistes; ein Intellektueller, der die Macht stützt. Fürchten wir uns nicht vor Toten, die spuken; es gibt gewisse, die verdienen, totgeschlagen zu werden, wie Ratten — so gespenstisch das ist.

Union der festen Hand von Alfons Goldschmidt

Erik Reger widmet seinen großen Roman „Union der festen Hand" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin) dem deutschen Volke. Ich weiß nicht, ob er dieses Werk dem deutschen Proletariat widmen könnte. Es ist kein Kampfroman, kein Roman, der die Revolution fordert, es ist ein Spiegelroman. Eine grandiose Photographie. Allerdings eine verschärfte Photographie, aus der die Runzeln, die Gemeinheiten, die Leiden, die Selbstbetörungen und die Brutalitäten deutlich hervortreten. Das Werk eines außerordentlich kenntnisreichen Mannes.

der Techniker, Buchhalter, Planentwerfer, Verwalter, Bilanzkritiker, Kenner der Schliche und Verflechtungen in der Groß- und Kleinwirtschaft, also ein Fachmann ersten Grades ist. So konnte er den besten deutschen Industrieroman schreiben, den Kriegs- und Nachkriegsproduktionsroman, auf den wir seit langem gewartet haben.

Essen ist das Zentrum dieses Romans und in Essen die Risch-Zander-Werke, das sind die Krupp-Werke. Die Handlung beginnt in der „Waffenschmiede des Reiches" gegen Kriegsende und schließt mit einer Analyse der Scheinrentabilität, das heißt des nationalistischen Versuchs, die Arbeiterschaft von neuem zu disziplinieren, während draußen die Erwerbslosigkeit ins Ungeheuerliche steigt. Über das Zentralwerk hinaus, dessen Bedeutung nach dem Kriege sinkt, wird die Innen- und Außenpolitik der ganzen Schwerindustrie des Ruhrreviers und der chemischen Industrie dargelegt. Die Union der festen Hand, das ist wohl der Langnam-Verein, umfaßt die Interessen der Ruhr-Schwerindustrie. Er ist die Festung dieser Industrie, in der und mit deren Hilfe die Kämpfe der Industriellen unter sich, ihre Kämpfe gegen die Regierung und gegen die Arbeiter und Angestellten sich abspielen.

Zwischen schon maroder Kriegsproduktionsbegeisterung und Festigkeit auf hohlem Grund wird das ganze riesenhafte Tableau des Kapitalismus aufgerollt. Seine Kalkulationsmethoden, seine Verschachtelungs- und Bestechungsmanöver, die offenen und heimlichen Schlachten gegen den „Kulturbolschewismus", seine Wirkungen bis in die Seele des verhutzelten Arbeitergroßpapas. Des öftern mit mehr Kritik als Entschiedenheit, aber mit einer Durchdringungskraft, die bis heute kein deutscher Romanschreiber aufgewiesen hat. Auch der Roman „Petroleum" von Upton Sinclair, dessen Handlung straffer und vielleicht spannender ist, hat nicht diese Detailkunst, diese Mannigfaltigkeit und doch Geschlossenheit der kapitalistischen Einzelheiten. „Union der festen Hand" ist ein Lehrbuch der Produktion, der Finanz und der sogenannten Wirtschaftsseele, eindringlicher und klarer als die meisten berühmten wirtschaftswissenschaftlichen Werke.

Unter Decknamen treten alle bekannten „Kapitäne" der deutschen Großindustrie auf, ihre Charaktere, ihre Kniffe, Klugheiten, Überheblichkeiten, ihre lächelnden Grausamkeiten, die rücksichtslose Verwertung der Schwächen des Gegners, das Talent, die Menschen einzuwickeln, die Benutzungsethik, es ist eine Charakterologie des Schwerkapitalismus.

Die deutsche Industrietradition verblaßt, weil sie unrentabel wird, die alten Embleme: Schwarz-weiß-rot, Treue, Schöpferkraft, Biederkeit, müssen nach dem Kriege noch herhalten zum Zweck der Gewinnsicherung und der Unterwerfung, aber sie sind nun neugermanisch geworden. Die Liebe zum Herrscherhaus, die Kruppliebe, auf der die Rechnungssicherheit mit Hilfe fester Waffen- und Munitionsaufträge und Eisenbahnbestellungen beruhte, wird zum Bündnis mit den Nationalsozialisten. Die Werksgemeinschaft, das heißt der patriarchalische Betrug an der Arbeitskraft, bleibt, doch ist sie

nicht mehr die selbstverständliche „Familie", die der Idee des Kaiserismus entsprach, sie ist zu einer nach bezahlten Grundsätzen schlau und zynisch angewandten Parteiinstitution geworden.

„Union der festen Hand" ist kein Dokumentenroman, und doch ist dieses Werk bis in die letzten Verästelungen dokumentarisch. Wie der Kaiser, um die Waffenherstellung zu beschwingen, ins Kruppwerk fährt, wo die Arbeiter ihn abblitzen lassen, wie die alte Frau Krupp jedes Gefühl und jede „Wohlfahrt" auf Dividendenformeln bringt, wie handfeste Sexualität in den Geschoßdrehereien zur Milderung revolutionärer Explosivität benutzt wird, bei öffentlicher Ausposaunung der Geschlechtsmoral, wie die Bilanz zurechtgestutzt, der maßvolle Arbeiter gegen den bockigen Proleten ausgespielt, Kleinbürgersehnsüchte angetrieben und mißbraucht werden, wie die Verteilung von Nahrungsmitteln, Hausrat, Wohnungen und Prämien sachkundig und systematisch von oben vorgenommen wird, die tausend Mittel und Mittelchen, rebellische Produktivkraft zu zügeln, zu bestrafen und umzubiegen in „Gefolgschaftstreue", das alles ist meisterhaft in diesem Werk geschildert und untersucht.

Die alten Generäle, einst geachtete Auftragsbeschaffer, werden nun Propagandisten der Industrie, opponierende Staatssekretäre fügen sich in Instrumentenstellungen, Gewerkschaftsführer lassen sich einseifen, Betriebsräte werden korrumpiert. Sozialdemokratische Minister fängt man mit Gefühlsduseleien oder bedroht sie mit Arbeiterentlassungen und erzielt so riesenhafte Subventionen. Das ungeheure Geschäft der Ruhrindustrie nach der Besetzung wird bis auf die Eingeweide bloßgelegt. Indessen geht die Konzentration weiter, die Elektroindustrie wird der Eisen- und Kohlenindustrie dienstbar gemacht, der Staat gibt den Segen und das Geld zur Zusammenballung und Gewinnsicherung, jede Maßnahme wird im intimen Kreis mit dem Nutzen motiviert, während in den Meetings der Union und in den väterlichen Festen für die Arbeiterschaft Produktion und Arbeit in bekannter Weise idealisiert werden.

Man hat den Sozialisierungsschrecken überwunden, nachdem man einen Augenblick versucht hatte, auch diese Gefahr zum Aktivum zu machen. Immer wieder, in Einigkeit gegen den gemeinsamen Feind, Proletariat und Regierungen, und in den Kämpfen der Kapitäne untereinander, triumphiert die „Schöpferkraft", die in diesem Roman so genannt wird, wie sie wirklich ist. Sie ist nämlich gar keine Schöpferkraft sondern nur gerissene Rücksichtslosigkeit, die alles einstellt in die Bilanz: Ehre, Freiheit, Vaterland, Gemeinschaft, Arbeitersehnsucht, Erleichterungen und Schwierigkeiten, die Franzosen oder die Amerikaner, je nach dem Nutzwert, bedenkenlos, nur um die Erhaltung der Macht und der Rente bemüht. In diesem Getriebe spielt auch der Generaldirektor, das ist Hugenberg, eine wesentliche Rolle, aber der Posten des Propagandisten der Reaktion, den er heute innehat, ist sozusagen nur ein Diplomatenposten. Man hat ihn abgeschoben aus der Industrie, weil er kein „Schöpfer", sondern nur ein Pressechef ist. Wir

wissen, daß er auch diese Funktion nicht grade als Erneuerer des deutschen Geistes ausübt.

In dem Roman sind Stellen von außerordentlicher dichterischer Kühnheit und porträthafter Kunst. Ich nehme die knappe Schilderung der Tragödie einer Arbeitskameradschaft.

„Kaum wieder an seine Arbeit zurückgekehrt, begann der Gießer zu taumeln, rang nach Luft, brach zusammen. Ein Kamerad, der den Ohnmächtigen aufzurichten versuchte, wurde mit Schrecken gewahr, daß seine Arme einen Sterbenden hielten.

In seiner Bestürzung wußte er nicht, was er anfangen sollte, er war nicht sehr kräftig und wurde von dem zunehmenden Gewicht des Leblosen überwältigt. Er wollte um Hilfe rufen, als eine Gießlokomotive mit flüssigem Feuer durch die nahe Gleiskreuzung rollte — und sei es nun, daß der Führer zu scharf bremste, sei es, daß das Gleis nicht in Ordnung war, der Kübel kippte und goß die Glut über Kopf, Rücken und Brust des Arbeiters, der bei dem alten, röchelnden Gießer kniete.

Kleider und Haut fielen ab wie Zunder, rauchende Fetzen rohen Fleischs schälten sich aus dem Körper, die verstümmelten Augenhöhlen wimmerten leise. Er verschied nach wenigen Augenblicken in großer Stille."

Reger hat auch die moderne Produktionslandschaft entdeckt. Geschmolzenes Eisen, die Tönung des Sandes für den Guß, die Gestänge, Krane, Dampf und Feuer, die ganze Werkstatt und dazu die Menschen an den Produktionsinstrumenten und in ihren „Kolonien", ja die fressenden Raupen unter den Kohlblättern als Symbol des Rentabilitätsprozesses, hier hat ein wirklicher Poet geschrieben. Konzerne und Trusts überragen wie lebende Kraken diese Landschaft, in der keine Menschenart, kein Tier und kein Ding fehlt. „In den Vorgärten der Villen, wo sonst Nelken und Gladiolen blühten, fraßen die flaumigen, schwarz und gelb gescheckten Raupen den Wirsingkohl, und die schwarzen Läuse saugten das Mark der Bohnen aus. Die Raupen klebten an den Rändern und Einkerbungen des Wirsings, dessen Blätter von vielen Adern, Warzen und dunklen Runzeln zerspalten waren; unten mit den Bauchfüßen festgeklammert, den Kopf nach oben herumgebogen, staken sie wie Krampen fest. Mit den bärtigen Oberlippen bissen sie an und zermalmten zwischen einer Unzahl von Kiefern und Kauladen das wässerige, fade riechende Grün. Dabei quollen die Augen zu dicken, spähenden Punkten auf, und die Fühler streckten sich mißtrauisch und wachsam nach den Seiten hin ..."

Professoren mit fascistischen Thesen, Psychotechniker mit Exaktheitsfimmel, bezahlte Gutachter aus wissenschaftlichen Laboratorien, eigne Zeitungen, Rundfunk, nichts fehlt in diesem Gemälde eines Industrie-Breughels. Zeigte dieser Roman noch den Auftrieb der Arbeitskraft, ihre Unwiderstehlichkeit, ihren Drang zur Umformung, ihren Rebellencharakter bei allem Elend, wäre er also auch noch ein Roman in die sozialistische Zukunft der Welt, so hielte ich ihn für vollkommen.

Frauendämmerung? von Hilde Walter

Die Frauen sind unbeliebt geworden. Das hört man nicht gern, weil es an Dinge rührt, die mit Vernunft allein nicht mehr zu erklären sind. Eine Atmosphäre von Mißbehagen sammelt sich um die Gesamtheit der arbeitenden Frauen. Eine zwar unorganisierte, aber sehr starke Abwehrbewegung richtet sich gegen alle; ihre Auswirkungen werden die Einzelnen früher oder später zu spüren haben.

Von rechts bis links wird auf einmal wieder mehr oder weniger deutlich Sinn und Berechtigung der Frauenberufsarbeit in Frage gestellt. Dabei steht im Augenblick noch nicht einmal die alte Diskussion über die sogenannte „Gleichberechtigung", über den „gleichen Lohn für gleiche Leistung" im Vordergrund. Wir müssen uns auf einmal wieder mit den primitivsten Argumenten gegen die weibliche Erwerbstätigkeit auseinandersetzen.

Diese neue Aggression ist leider nicht ganz ohne unsre eigne Schuld so groß geworden: die Erscheinung der arbeitenden Frauen wird zu den verschiedenartigsten Propagandazwekken generell umgelogen. Ausgenommen von dem allgemeinen Fälschungs- und Vergoldungswahn ist vielleicht nur die schwer arbeitende Proletarierfrau, deren Lebensform keinerlei Anhaltspunkte für optimistische Darstellungen in Wort und Bild zu bieten vermag. Wenn von „Frauenarbeit" die Rede ist, wird meist nicht an die Gestalten der Käthe-Kollwitz-Bilder gedacht. Vielmehr wird seit Jahren jede Frauenarbeit als „Errungenschaft" proklamiert, photographiert, verniedlicht und mit einer Himbeersauce ewig fortschreitender Prosperity übergossen. Das Siegesgeschrei von den unbegrenzten Möglichkeiten weiblicher Tüchtigkeit, von den ständig neu eroberten Positionen stammt zum Teil von den Vertreterinnen der neuerschlossenen Frauenberufe. Angst und Schrecken ergriff die männlichen Kollegen, die den Glanz der Neuheit und Apartheit, womöglich durch weibliche Reize verstärkt, als unlautern Wettbewerb empfinden mußten.

Sehr bald haben noch dazu sämtliche auf Frauenkundschaft angewiesene Konsumindustrien die Zugkräftigkeit solcher Schlagworte erkannt und für Reklamezwecke ausgewertet. Selbst die schlechtest bezahlte Verkäuferin oder Stenotypistin gibt noch ein wirksames Plakat ab, in neckischer Aufmachung Sinnbild dauernden Wochenendvergnügens und ewiger Jugendfrische. Mittelmäßige weibliche Berufserfolge mit vielleicht sehr mangelhafter Barvergütung werden in Jahrbüchern und Wandkalendern glorifiziert, wenn möglich unter Anwendung der Spitzmarke „Frauen für Frauen". Wer hätte je einen Maschinenbauer in Gehaltsklasse 10 der Mitwelt vorgestellt, wie er grade für seine lieben Geschlechtsgenossen eine Lokomotive baut?

Das mußte den Männern mit der Zeit auf die Nerven gehen. Nur auf solcher Basis konnte sich der Aberglaube entwickeln, daß Ausschaltung von Frauenarbeit gegen Massenarbeitslosigkeit hilft. Sachliche Argumente sind in den Wind gesprochen. Vergeblich hat fast jede Zeitung links von der

‚D.A.Z.' in den letzten Monaten zwecks Aufklärung und Belehrung die bekannten Zahlen aus der Berufszählung gebracht, die einwandfrei beweisen, daß eine Entfernung etwa der verheirateten Frauen vom Arbeitsmarkt nichts nützen würde. Umsonst erklären die freien Gewerkschaften immer wieder, daß die überwiegende Mehrzahl der elfeinhalb Millionen berufstätiger Frauen mit der Massenfabrikation jener Konsumgüter beschäftigt wird, die früher ebenfalls von der Frau im Hause selbst hergestellt worden sind; daß zweieinhalb Millionen verheiratete Frauen in landwirtschaftlichen und gewerblichen Eigenbetrieben des Familienoberhauptes arbeiten und zwei Millionen Frauen in heiratsfähigem Alter überhaupt gänzlich unversorgt bleiben werden.

Mit so vernünftigen, so nüchternen Mitteln wird man eine Massenpsychose nicht bannen, die beinahe mystische Vorstellung von der ökonomischen Schädlichkeit der arbeitenden Frau jetzt nicht mehr ausrotten können. Für die Entdeckung der Quellen, aus denen sich dieser männliche Affekt ständig erneuert, sind die Psychologen zuständig. Sie könnten vielleicht untersuchen, wie weit noch heute eine dunkle Geschlechtsangst die Mehrzahl der Männer hindert, ökonomische Gegebenheiten sachlich und klar zu erkennen. Eine Aufklärung der umgelogenen sozialen Tatbestände kann allerdings nur von den Frauen selbst geleistet werden, wenn sie sich im allgemeinen entschließen, über ihr Berufsschicksal ebenso offen zu sprechen wie über ihr Liebesleben.

Da ist die erfolgreiche Oberschicht unsrer vielgefeierten Pionierinnen, die in vorgerückten Jahren als Abgeordnete und höhere Beamte, als Führerinnen großer Berufsgruppen auf ein wirtschaftlich gesichertes Alter rechnen können. Sie mögen einmal berichten, in welchem Lebensalter sie in den wirtschaftlichen Wettbewerb eingetreten sind, wieviel Geld in den Aufstieg gesteckt werden mußte, bis sie in den kritischen Jahren nicht mehr von Vorgesetzten und Mitarbeitern abhängig waren, die jede alternde Frau als Arbeitskraft ablehnen. Da sind die jungen Akademikerinnen, die ihre Anstellung als „wissenschaftliche Mitarbeiterin" nur bekamen, weil sie nebenbei als perfekte Stenotypistinnen zu brauchen sind. Das Heer der weiblichen Angestellten, die zur Behauptung einer Stellung mit hundertfünfzig Mark Monatsgehalt einen Lebensstandard aufrechterhalten müssen, der einem Einkommen von zweihundertfünfzig Mark entspricht. „Zusätzliche Leistung" in irgendeiner Form wird meist stillschweigend aufgebracht.

Ganz nebenbei werden die arbeitenden Frauen als Gesamtheit auch noch gern für gewisse Betriebsunfälle verantwortlich gemacht. Wenn der tägliche Arbeitsrhythmus durch zeitraubende Auswirkungen zarter Beziehungen innerhalb des Betriebes einmal durchbrochen wird, schreit alles nach der Beseitigung des störenden weiblichen Elements. Als ob nicht betriebsfremde Verwirrungen der Gefühle die männliche Arbeitsfähigkeit ebenso stark lahmlegen könnten. Leider hat die Betriebswissenschaft bisher noch nicht ergründet, wieviel produktive Leistungssteigerung durch die arbeitenden Frauen in der Verbindung von Beruf und Liebe erreicht werden kann.

Die Wahrheit über Lebens- und Arbeitsbedingungen der heutigen Frau ist zum Teil in den Veröffentlichungen der Berufsverbände zu finden. In einer neuen Erhebung des Afa-Bundes über „Das Arbeiten an Schreibmaschinen" mußte festgestellt werden, daß die meisten Stenotypistinnen und Maschinenschreiberinnen nach zehn- bis fünfzehnjahrelanger Berufsarbeit völlig ausgepumpt sind. Aber die besten Enqueten und wertvollsten Monographien erlangen nicht die gleiche Publizität wie der ewige Optimismus, der im Namen des gesamten Geschlechts an sichtbarer Stelle verzapft wird. Wenn zum Beispiel die Rede-Elevinnen der Frau von Kardorff als neue weibliche Jugend auftreten, um die „hohe politische Aufgabe der Frau" erneut zu entdecken, kann man sich über die entsprechende männliche Reaktion nicht wundern.

Es ist höchste Zeit, mit der Fiktion von der Einheitsfront aller arbeitenden Frauen aufzuräumen. Die laute Propaganda für den vagen Begriff Frauenarbeit schlechthin mischt sich peinlich mit dem Triumphgeschrei über längst errungene „Siege" und zerstört nur den guten Willen der Gegenseite. Wenn dieselben Intensitäten von den Frauen in aller Stille innerhalb der einzelnen Berufsgruppen zur Aktivierung ihrer Kollegen beiderlei Geschlechts aufgebracht würden, ließen sich wahrscheinlich bessere Resultate für die Arbeitsbedingungen aller Beteiligten erzielen.

Bühnengenossenschaft und Opposition

von Emil Lind

Es gibt keinen natürlichern Rebellen als den Schauspieler. Die psychologischen Ursachen dafür liegen auf der Hand. In Zeiten des primitivsten Kampfes mit den Theaterleitern richtete sich der Strom der Unzufriedenheit gegen diese. Seitdem die Existenz des Schauspielers — des in Stellung befindlichen! — durch die Arbeit der Gewerkschaft sicherer geworden ist, besonders seit 1919 durch den Tarifvertrag, werden die Gewerkschaftsführer zu Sündenböcken erkoren. So kamen die bekannten Verschwörungen gegen Nissen, gegen Rickelt zustande, so die Aktion gegen die jetzigen Leiter der Genossenschaft, die in der letzten Delegierten-Versammlung damit ihren Abschluß fand, daß der gesamte Verwaltungsrat mit mehr als Zweidrittelmajorität wiedergewählt wurde, und so flattert auch wieder neuerdings da und dort Unzufriedenheit gegen dieselbe Leitung auf, genährt durch die allgemeine wirtschaftliche Lage und besonders durch die Stille des propagandistisch undankbaren Verteidigungskampfes, den die Genossenschaft seit Bestehen des Tarifvertrages um dessen Existenz führt.

Auf die von persönlichem Ehrgeiz und Überbetulichkeit genährte Aktion der Frau de Neuf. die schließlich auf das alte ôte toi, que je m'y mette hinausläuft, braucht man wohl in einer sachlichen Erörterung nicht einzugehen. Anders verhält es sich mit den Ausführungen Fritz Erpenbecks in der ‚Weltbühne', der im großen und ganzen die heutige Situation des Schauspielers auch nach unsrer Kenntnis richtig zeichnet. Nur, daß Erpenbeck die Schuld an dieser Lage unsrer Taktik zuschiebt statt der zwangsläufigen Entwicklung. Die RGO., in deren Namen Erpenbeck spricht, lehnt die wirtschaftspolitische Tendenz ab, weil sie der Meinung ist, daß auch in wirtschaftspolitischer Hinsicht nur etwas erreicht werden kann durch Aufgehen im allge-

meinen Klassenkampf. Ein wunderschönes Prinzip, das auch gut in den Ohren des zum Elend Verurteilten klingt, nur daß sich leider das praktische Leben nicht danach richtet. Für die Genossenschaft ist dieser Weg nicht gangbar, aus innern und äußern Gründen. Die innern: die überwältigende Majorität der Genossenschafter würde ihr nicht Gefolgschaft leisten, denn die schönsten Theorien über das vierte Reich — das dritte ist bekanntlich schon von andrer Seite gepachtet — bieten ihnen keinen Ersatz für das Stückchen Brot und für die kleinste Rolle, die ihnen die praktische Gewerkschaftsarbeit in der Gegenwart verschafft. Radikale Politik der Genossenschaft würde überdies zu einer Streichung aller Zuschüsse, somit zu einer katastrophalen Vermehrung der Erwerbslosen führen. Die äußern: die Kunst war und ist bis zu einem gewissen Grade an ein Mäzenatentum gebunden. Dieses ist, und zwar unter lebhafter Mitwirkung der Genossenschaft, zum großen Teil auf die Regierungen übergegangen. (Diese seinerzeit von allen Seiten angefochtene Politik der Genossenschaft bewährt sich jetzt als segensvolle Prophylaxis. Bestünden heute weniger gemeinnützige und mehr private Theater in Deutschland, wäre wohl das deutsche Theater gewesen.) Kulturgewissen und Kunstfreudigkeit sind bekanntlich nicht sehr häufige Eigenschaften offizieller Instanzen. Die Vertreter der künstlerischen Interessen stehen noch immer im Antichambre, und wollten sie in die gute Stube mit Gewalt eindringen, dann flögen sie über die Treppe hinab, und ihre Sache mit ihnen. Das Beste, was die Genossenschaft in der jetzigen Situation tun kann, ist, in einzelnen Fällen das Möglichste für ihre Mitglieder und für die Theater erreichen. Sie ist genötigt, das Feld ihrer Wirksamkeit abzustecken.

Diese Begrenzung hieß in den letzten Jahren Erhaltung und Rettung der gefährdeten Theater. Darauf konzentrierte sich die Arbeit mit dem Erfolg, daß in der Tat in der nächsten Spielzeit, wenn auch unter Opfern einzelner Personen, sämtliche Theater (bis auf eines, das erst seit einigen Jahren besteht und wieder geschlossen werden soll) gesichert sind, ebenso wie ihre gemeinnützige Form. Die Arbeit, die hierauf verwendet werden mußte, die zahllosen Besprechungen, Sitzungen, Verhandlungen, Eingaben, können nur dem begreiflich gemacht werden, der weiß, wie schwer es ist, eine fast verlorene Sache bei parlamentarischen, parteipolitisch zerklüfteten Körperschaften zu retten. Nicht einmaliges Reisen genügte da in die betreffenden Orte, sondern drei-, sechs-, achtmal mußte auf Grund von dringenden Telegrammen, Telephongesprächen etcetera seitens der Ortsverbände die persönliche Arbeit des Präsidiums eingreifen. (Siehe Walther Karsch in der Nummer 24 der ‚Weltbühne': „... ihr seid ein bißchen viel gereist...") Und die Genossenschaft führte diesen Riesenkampf zuerst allein, nachher teilweise mit Unterstützung der andern Angestelltenverbände durch. Der Bühnenverein rührte sich nicht. Der Erfolg der Gewerkschaft zeigt sich in der starken Resonanz, die heute ihr Wort bei den Behörden und bei ihren Mitgliedern im Reiche erzielt. Die Angriffe gegen die Leitung kommen fast alle aus Berlin, wo ganz besondere Verhältnisse herrschen, deren Ursachen nachzugehen hier zu weit führen würde.

Neben dieser Arbeit lief natürlich die andre organisatorische weiter, ferner die genossenschaftliche Tätigkeit in charitativer Beziehung, die für ihre Gastspielunternehmungen (ein Sonderfall: eine Gewerkschaft als Unternehmer!), ihre sonstige Art der Erwerbslosenfürsorge, ihr Kampf um Erhaltung des Tarifvertrages, der seit seinem Bestehen notwendig ist und innerhalb dessen fast jeder einzelne Paragraph gegen den Ansturm der Reaktion vor den Schiedsgerichten verteidigt werden mußte, etcetera. Es gehörte zähe Energie und ein Einsatz von großer Vitalität dazu, um dies alles durchzuführen, ohne in Momenten der Hoffnungslosigkeit die Nervenkraft zu verlieren und

sich durch Verkennung und Intrigue nicht hindern zu lassen. (Walther Karsch: „Die Leitung der Genossenschaft sei verkalkt.")

Eine offene Feldschlacht ist immer populärer als ein stiller Verteidigungskrieg. Die ganze Wucht dieser Binsenweisheit lastet heute auf der Arbeit der gesamten Arbeiter- und Angestelltenverbände. Auch auf der Arbeit der Genossenschaft. Man mißt die Erfolge nicht an den Möglichkeiten, sondern an den eignen Wünschen und an der Vergangenheit, und kommt zu dem falschen Schluß der Untätigkeit und der Untüchtigkeit der Führer. Dies muß nicht immer richtig sein, ist aber populär, und so wird eben die Genossenschaftsleitung miteingeschlossen, um so leichter, als ihr Kampf um Details die Meinung erweckt, sie habe die große Linie, das große Ziel verloren, während diese in der Tat doch nur zunächst zurückgestellt werden müssen. Dies kann erst in der Zukunft bewiesen werden, und so braucht die Führung heute mehr denn je das Vertrauen der Gefolgschaft. Jede unberechtigte und demagogische Schwächung dieses Vertrauens ist ein Vergehen gegen die Gesamtheit und muß im Keime erstickt werden. Die holde Verantwortungslosigkeit des Kaffeehausklatsches und eine Meinungsbildung, die aus einem Dahin- und Dorthin-Hören hervorgeht, können bei der leichten Entzündlichkeit der Schauspieler großes Unheil anrichten. Daher das scharfe Eingreifen der Genossenschaft und die Polemik gegen publizistische Äußerungen, die sonst unbeachtet blieben. Die ‚Weltbühne' selbst bekämpft mit Recht den Spaltungswahnsinn, der die Arbeiter- und Angestelltenbewegung ruiniert. Gegen den Spaltungswahnsinn in den Reihen der Genossenschafter muß in deren eignem Interesse mit allen organisatorischen Mitteln gekämpft werden. Jede unberechtigte Ausstreuung von Mißtrauen aber führt Spaltungsbazillen in Scharen mit sich.

Wenn je, müssen grade gegenwärtig alle Meinungsnuancen in bezug auf Taktik zurücktreten. Völlige Geschlossenheit der Organisation ist jetzt unerläßlich für die Existenz der Bühnenangehörigen. In einer Zeit, wo von oben herab auf kaltem Wege die Zerstörung der Gewerkschaften betrieben wird, müssen alle gleichartigen Tendenzen von innen heraus energisch bekämpft werden. Besonders aber von der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehörigen, die jetzt vor der schwersten Belastungsprobe der letzten zwanzig Jahre steht: vor der Absicht des Bühnenvereins, Änderungen im Tarifvertrag zu seinen Gunsten zu erzwingen oder diesen zu kündigen. Und auch alle die außerhalb der Genossenschaft Stehenden, die in dem gewerkschaftlichen Zusammenschluß der Künstler zur Verteidigung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Rechte kein Verbrechen gegen den heiligen Geist des Individualismus erblicken, müssen jetzt an ihrer Seite stehen.

Obwohl es nicht zu den Obliegenheiten der Gewerkschaften gehört, in den Produktionsprozeß einzugreifen, hat dies die Genossenschaft im letzten Jahrzehnt oft getan. Besonders häufig wurde von ihr vor der Entwicklung der berliner Theaterverhältnisse zum Amerikanismus gewarnt und das skrupellose Managertum rücksichtslos bekämpft, soweit es in ihrer Macht stand. Auch hier kämpfte die Genossenschaft dauernd um Rettung des Ensemble-Gedankens, wenigstens für einige Theater, deren Leiter mit ihr in diesem Gedanken konform gingen. Außerdem sucht die Genossenschaft überall in neuzeitlichem Sinne in die Führerfrage einzugreifen. Sie stützt vor allen Dingen diejenigen unter den Theaterdirektoren, deren Gesamtarbeit ein künstlerisches Gepräge hat.

Geben nun alle die stillen und lauten Opponenten irgend einen Rat, ja auch nur einen Wink, wie die von ihnen verlangten Verbesserungen der Lage zu erreichen sind? Nichts dergleichen. Ja im Gegenteil! Die Gesinnungsgenossen der RGO. in den verschiedenen Gemeindevertretungen, im Reichstag und in den Landtagen lehnen in den meisten Fällen die Theateretats ab. Wenn es nach ihnen ginge, wür-

den noch einige tausend Bühnenmitglieder mehr auf der Straße liegen, dann könnte man noch mehr gegen die Genossenschaft wegen ihrer angeblichen Untätigkeit losgehen. Ein wunderschöner Zirkel. Erst einen Zustand schaffen und ihn dann als Waffe gegen die eignen Klassengenossen benutzen.

Es wurde hier versucht, der völlig unsubstanzierten Kritik einen sachlichen Bericht entgegenzustellen. Gestützt wird er durch die Tatsache, daß die Führer der Genossenschaft noch dieselben sind, die an den großen Erfolgen in den letzten zwei Jahrzehnten entscheidend mitgewirkt haben. Eine Änderung ist weder in ihrer Arbeitskraft noch in ihrer Gesinnung eingetreten.

*

Nachdem nun auch noch ein Vertreter der Genossenschaft hier gesprochen hat, wollen wir die Debatte vorläufig schließen. Wenn Emil Lind Frau de Neuf „persönlichen Ehrgeiz und Überbetulichkeit" vorwirft, so ist dem entgegenzuhalten, daß Frau de Neufs Ehrgeiz allein darin bestand, ihren erwerbslosen Kollegen zu helfen. Daß Hedwig Wangel sich für sie in einem offenen Brief eingesetzt hat, sollte die Leitung veranlassen, etwas vorsichtiger zu sein. Auch die meisten Pressekommentare ließen jede Begeisterung vermissen, selbst wenn sie das Präsidium verteidigten. Das läßt sich nicht mit Unterstellungen aus der Welt schaffen, wie die von Emil Lind hier vorsichtiger Weise französisch verkleidete, Frau de Neuf habe sich an die Stelle der Genossenschaftsleitung setzen wollen. Solche Vorwürfe erhebt man immer gern gegen die Opposition, sie haben deshalb aber nicht grade an Eindruckskraft gewonnen. Der Fall de Neuf ist nur eine Seite aus dem Beschwerdebuch gegen die Genossenschaft und gehört wie alle andern zur Sache. Sachen werden nämlich von Personen geführt, das Stigma „persönlich" ist eine allzubequeme Ausrede. Was Emil Lind hier über die Arbeit und die Stellung der Genossenschaft vorgebracht hat, vermag uns nicht von unsrer Ansicht abzubringen, daß die Genossenschaftsleitung nach Prinzipien arbeitet, die in einer Zeit Geltung hatten, als sich die Situation noch nicht derart verschärft hatte. Dies war gemeint, als hier geschrieben wurde: „Die Leitung der Genossenschaft sei verkalkt." Es ist uns niemals eingefallen, den Herren die persönliche Unantastbarkeit abzusprechen. Aber was nützt die, wenn man den Kontakt mit den tatsächlichen Verhältnissen verloren hat. Der Brustton der Überzeugung klingt dann etwas hohl. Auch wir halten eine Spaltung für ein Unglück, aber eine Opposition ist noch keine Spaltung. Zu wünschen ist nur, daß die mannigfachen Oppositionsströmungen vereinigt werden. Wie stark in den Reihen der Oppositionellen dieser Wunsch nach gemeinsamem Vorgehen ist, ging mit Deutlichkeit aus der am letzten Mittwoch veranstalteten berliner Kundgebung hervor. Diese Versammlung forderte übrigens vom Präsidium, und zwar einstimmig, die Einstellung der Ausschlußverfahren gegen Frau de Neuf und ihren Kollegen Rodenberg. Dem Präsidium sollte diese Sympathiekundgebung für die aus „persönlichem Ehrgeiz" handelnde Frau de Neuf zu denken geben. Und nicht nur dies, die Stimmung unter der zahlreich versammelten Schauspielerschaft bewies deutlich, daß man sich das Regime Wallauer nicht mehr lange wird gefallen lassen. Woher man dann im Präsidium den Mut nimmt, das alles zu bagatellisieren, bleibt unerfindlich. Wenn das Direktorium Wallauer sich nicht endlich zur innern Demokratie entschließt, dann wird der Abfluß von Mißvergnügten andauern, die Organisation wird zerspalten, die Schauspielerschaft ohnmächtig werden. Nach einer frühern Lesart hieß es immer, die Kritik an der Genossenschaft und die Unterstützung der Frau de

Neuf beschränke sich auf ein paar Skandalblätter, in deren Nähe zu rücken der ‚Weltbühne' eigentlich nicht angenehm sein müsse. Emil Lind hat dies unserm Vertreter auch in der Pressekonferenz vorgeworfen. Dafür gilt erst einmal, daß man für seine Nachbarn nicht verantwortlich gemacht werden kann. Dann aber sollte das Präsidium das Echo der letzten berliner Oppositionsversammlung in fast der gesamten Presse nachdenklich stimmen. Man wird doch nicht behaupten wollen, daß die ‚D.A.Z.', daß das ‚Berliner Tageblatt' zur Skandalpresse gehören. Fred Hildenbrandt kommentiert die Versammlung im ‚Berliner Tageblatt' mit Worten, die dem Präsidium sicher nicht angenehm im Ohr klingen werden: „Die kommende Delegiertenversammlung wird endgültig Klarheit darüber schaffen, ob Wallauer und Otto sich in den Zeiten der Krise bewährt oder nicht bewährt haben. Wenn zu den Klagen der gestrigen, illegalen Versammlung, sich Klagen einer legalen Versammlung gesellen, dürfte der Fall erledigt und das jetzige Präsidium gestürzt sein."

Die schöne Helena von Alfred Polgar

Über das Musikalische dieser veränderten „schönen Helena" staunte, bewundernd, der Fachmann. Der Laie wunderte sich über die Bewunderung. Denn es ist ein getrübter Offenbach, an dem die Besucher des Kurfürstendamm-Theaters sitzen, und der Himmel, der sich in ihm spiegelt, lacht nicht über Griechenland. Er hat auch wenig Grund dazu. Durch die Zusätze, selbst durch jene aus anderen Werken des Meisters, geschah dem ganz besonderen Charakter der „Helena"-Musik Abbruch. Behandelt, wie sie behandelt wurde, verlor sie vieles von ihrem parodistischen Witz, ihrer lockeren Grazie und Laune, ihrer Fähigkeit, die Geister zur Freude zu verführen und die Körper von der Schwerkraft zu erlösen, ihrem sinnlichen Pathos, das von der Sonne der Ironie zu heiterstem Funkeln und Glitzern gebracht, aber durchaus nicht zerstört wird. Alles klang, dem Laien, um Grade lust- und schwungloser, als es in der Erinnerung und wahrscheinlich auch in Offenbachs Partitur lebt.

Die dramaturgische und textliche Erneuerung besorgten Egon Saßmann und Hans Friedell. Mancher holde Schwachsinn, etwa die Rätselszene, wurde da beseitigt und durch mehr intellektuelle Anzüglichkeiten ersetzt. Mit Rücksicht auf das vornehme Institut, dem ihre Arbeit galt, hielten sich die Text-Änderer von der Erzeugung wilder Fröhlichkeit maßvoll zurück, trugen hingegen durch manchen gebildeten Scherz dem Niveau-Bewußtsein ihrer Hörerschaft Rechnung. Es ist reizend, wenn Menelaus, bei einem Disput über seine Beziehung zu den Olympischen in die Enge getrieben, sich als Freidenker erklärt. Und sucht er seine Chlamys, so freut das jeden, der an den Brüsten der humanistischen Mittelschule gesogen oder zumindest gelegen hat. Auch schlichter Humor kommt zur Geltung. Der lachende Jubel, mit dem Merkurs Bemerkung, er sei „der Gott der Diebe und der andern Kaufleute" von den Berlinern aufgenommen wird, nimmt von dieser Menschengattung das Odium der geistigen Hoffärtigkeit und Anspruchsfülle, das auf ihr lastet. Schöpferisch wurden die Bearbeiter dadurch, daß

sie die Götter, die Meilhac und Halévy aus dem Spiel gelassen hatten, in dieses einbezogen. So schuf Friedell sich die Charge des Merkurs, des Gottes der Kaufleute und der andern Librettisten, der als überlegener Dialektiker fein-humorige Sätze redet und dem Partner überdies Anlaß zu einem listig vorbereiteten, auf Friedells „Kulturgeschichte" gemünzten Extempore gibt. Ich, sowie ein Herr in der 17. Reihe rechts, haben die Anspielung sofort verstanden und über sie intensiv geschmunzelt. Götter, beziehungsweise Göttinnen erscheinen ferner in der Apfel-Konkurrenz, von der nicht mehr Paris dem Kalchas erzählt, sondern deren Augen- und Ohrenzeuge der Zuschauer wird. Ein Einfall. Nur hätte die Szene etlichen gesprochenen Text verlangt und wenn schon nicht diesen, so doch Anpassung des gesungenen. Als Berichterstatter konnte Paris, reflektierend, sagen: „Um zu gefallen einem hübschen jungen Mann, wenden die Himmlischen oft seltsame Mittel an", teilt er aber diese seine Erkenntnis den Göttinnen mit, noch dazu mit der ganzen Hartnäckigkeit, die ein Refrain in sich hat, so wirkt das tenorhaft-eingebildet und taktlos. So etwas sagt man einer Dame und gar einer olympischen nicht ins Gesicht. Immerhin, es ist, in des Wortes zwiefachem Sinn, ein schöner Augenblick, wenn Fräulein La Jana, um zu gefallen einem hübschen jungen Mann, sich (bis auf ein grünseidenes Existenzminimum an Zugedecktheit) eine in jeder Beziehung vollkommene Blöße gibt.

Von der neuen Regiearbeit Reinhardts an der „Schönen Helena" gilt, mit allen schuldigen Adjektiven, was von der Musik gesagt wurde. Es ist große Bewegung auf der Bühne, Hüpfen und Springen, es wird auch, auf der Bühne, viel gelacht, alles freut sich dort, kurz: ein Rausch. Den aber der Zuschauer als aufgehetzte Nüchternheit empfindet. Von der kostbaren Spottlaune und Malice, die für den Geist grade dieses Offenbach-Werks so bezeichnend sind, fängt die Inszenierung keinen Hauch. Die Substanzen zur Herstellung der Offenbach-Stimmung sind da; sie werden mit Anstrengung umgerührt, ohne daß die Mischung recht ins Schäumen käme. Aufzüge, Springchöre, Solotänze, orientalische Tänze. Reinhardt hat von Charell gelernt. Viel Ballett, sehr viel Ballett. Im Bacchanale, einer Szene, die sonst meist gestrichen wird, kann es sich austoben. Ein Bacchanale von seltner Trockenheit. Auch hypochondrisch Ängstliche können sich der Fidelität, die hier herrscht, ruhig nähern; sie ist nicht ansteckend. Obschon der „bouillant Achille" des öftern über Haarweh klagt. Selbst wie er es zum vierten Mal sagt, lacht noch immer keiner darüber. Vielleicht wenn er es noch zwei-, dreimal wiederholte?

Von den griechischen Königen tun mir die beiden Ajaxe besonders leid. Was für krampflustige Kampflustige! Zwei so humorvolle Schauspieler wie Meyerinck und Lingen zappeln und zucken da wie vom galvanischen Strom gerissen, schütteln sich mit äußerster rhythmischer Heftigkeit, und es fällt doch kein Tropfen Komik heraus. Viel erheiternder wirkt Agamemnon, Herr Schützendorf, mit der Selbstparodie seines mächtigen Baritons. Lieb und rührend der Menelaus

Hans Mosers, bezwingend in seinem hintergründig schlauen, durch Wolken der Verraunztheit und Griesgrämigkeit justamentig strahlenden Humor. Die Regie drängt ihn leider an den Rand des Spiels, er wird verschluckt von Ballett und anderm Getümmel. Es hat, nicht nur innerhalb der Spielhandlung, sein Sinnbildhaftes, wenn dieser Menelaus an viele Türen des Palastes klopft, ohne daß ihm aufgetan wird und stets wieder arm und bescheiden in die Kulisse verschwinden muß. Eine schön singende und schöne schöne Helena ist Frau Jarmila Novotna, nobel in Bild und Ton. Das Irritierende, der Helena-appeal fehlt. Den Merkur macht Friedell persönlich. Seltsam: außerhalb der Bühne legt er so großen Wert darauf, als richtiger Schauspieler, als Mann vom Métier, angesehn zu werden, auf der Bühne hingegen, wie jetzt als Merkur, entwickelt er ein Über-Übermaß an Nonchalance, um nur ja nicht den Verdacht, er spiele Komödie, auf sich sitzen zu lassen.

Über alles tröstet Fräulein Friedel Schuster, reizend hübsch, graziös rundherum, musikalisch bis in die Fußspitzen (was bei ihr, von der Taille an gerechnet, ein bezaubernd langer Weg ist), voll anmutigster Freiheit der Bewegung, und ohne Strapaze übermütig. Ein echtestes Bühnentemperament, von Blutes Gnaden. In ihrem Lager, wenn man so sagen darf, ist Offenbach.

An das Publikum von Theobald Tiger

Hochverehrtes Publikum,
sag mal: bist du wirklich so dumm,
wie uns das an allen Tagen
alle Unternehmer sagen?

Jeder Direktor sitzt auf dem Popo
und spricht: „Das Publikum will es so!"
Jeder Filmfritze sagt: „Was soll ich machen?
Das Publikum wünscht diese zuckrigen Sachen!"
Jeder Verleger zuckt die Achseln und spricht:
„Gute Bücher gehn eben nicht..."
Sag mal, verehrtes Publikum:
bist du wirklich so dumm —?

So dumm, daß in Zeitungen, früh und spät,
immer weniger zu lesen steht?
Aus lauter Furcht, du könntest verletzt sein;
aus lauter Angst, es soll niemand verhetzt sein;
aus lauter Besorgnis, Müller und Cohn
könnten mit Abbestellung drohn?
Aus Bangigkeit, es käme am Ende
einer der zahllosen Reichsverbände
und protestierte und denunzierte
und demonstrierte und prozessierte...
Sag mal, verehrtes Publikum:
bist du wirklich so dumm —?

Ja, dann... Es lastet auf dieser Zeit
der Fluch der Mittelmäßigkeit.
Hast du so einen schwachen Magen?
Kannst du keine Wahrheit vertragen?
Bist also nur ein Grießbrei-Fresser —?
Ja, dann...
Ja, dann verdienst dus nicht besser.

Bemerkungen

Apostolische Gynäkologen

Das Plenum des Gynäkologentages — Ende Mai trat er in Frankfurt zusammen — erlebte ein Schauspiel, die wissenschaftliche Tagung artete in ein nationalistisch-muckerisches Tribunal aus. Und das kam so: Horribile dictu, man hatte den Leiter der breslauer Frauenklinik, Professor L. Fränkel, aufgefordert, dem diesjährigen Kongreß einen Bericht über die Verhütung der Schwangerschaft, ihre Methodik und Technik vorzulegen, und er tat dies, indem er professionale Scheuklappen ablegte, sich zur Notwendigkeit einer Geburtenregelung bekannte und in seinen Schlußworten die verantwortlichen Leiter der Kliniken und Entbindungsanstalten zur aktiven Mitarbeit aufforderte. Die eröffnende Ansprache des Kongreßvorsitzenden hatte in der programmatischen Betonung, daß die alte Individualgynäkologie sich zur Sozialgynäkologie umgestalten müsse, den leitenden Gedanken des Fränkelschen Referates bereits vorgezeichnet, allein wen die Götter mit Blindheit geschlagen haben, der lernt nie sehen! Es marschierten auf die Ordinarii von Bonn, Würzburg und Tübingen, im Hintergrund erschien auch der Leiter der berliner Frauenklinik, und überschütteten die verdutzt dreinschauenden Gynäkologen zweiter Garnitur mit einem Hagel pathetischer Tiraden und Sittlichkeitsrezepte, die in ihrer krassen und lebensfremden Argumentation anmuteten, als stammten sie aus der Registratur eines Moraltheologen. Derartige Stilblüten waren: „In Zeiten der Wirtschaftsnot müsse sich der ethische Hochstand eines Volkes durch Beherrschung des Trieblebens offenbaren" — wie sagt doch Peachum in der Dreigroschen-Oper: „erst kommt das Fressen und dann die Moral" — und weiter „Enthaltsamkeit sei die Parole, sie sei das Ideal, das auch durch den Arzt gefördert werden müsse", „die Ärzte müßten, wenn sie nicht zu Totengräbern unsrer Zukunft werden wollen, der auf Konzeptionsverhütung gerichteten Zeitströmung entgegentreten" und dergleichen Quacksalbereien mehr. Der Tiefstand dieser Entrüstungsheerde aber spiegelte sich in einer im Lichtbild vorgeführten Schau erotisch-sexueller Film- und Theaterstücktitel wieder, deren Begleittext der Ordinarius der würzburger Universität übernommen und dabei den Katheder mit der Kanzel vertauscht hatte. Geißelhiebe eines von seinen eignen Worten berauschten Bußpredigers klatschen durch den Saal, verlegenes Lächeln auf der einen, kritiklose Emphase auf der andern Seite teilte die Hörenden in zwei Hälften. Eine nichtssagende verschwommene Resolution beendete das Schauspiel dieser wissenschaftlichen „Disputation"! Und stellt man gegenüber derartigen hohlen und lebensunwahren Geschrei die heikle Frage: „Und was ist mit Ihnen, Herr Professor, wie steht es mit Ihrer Potenz und Ihrer Kinderzahl", dann zeigt sich folgendes Bild: Der da Beherrschung des Trieblebens und Enthaltsamkeit predigte, ist ein Mummelgreis, die andern Rufer gegen das Sündenbabel und für Gebärmaschinerie sind: ein Junggeselle und ein kinderloser Ehemann.

Julian Marcuse

Der Verdachtsfreispruch

Zu den unangenehmsten Eigenschaften der Unabsetzbaren gehören sämtliche ihrer Eigenschaften. Der Justizminister pflegt gern von einer „Vertrauens-Krise" zu sprechen; er irrt. Der Patient ist längst tot — kein verständiger Mensch hat zu dieser Rechtsprechung mehr Vertrauen als sie verdient. Und sie verdient keins. Nun möchte ich aber nicht hören, daß die deutschen Richter nicht bestechlich seien. Wir sind es auch nicht — und niemand macht davon viel Wesens.

Blättern wir im Sündenregister der Talare, so finden wir unter dem Buchstaben V den „Verdachtsfreispruch". Der ist so:

Es wird einer angeklagt. Die Voruntersuchung ergibt ein sehr zweifelhaftes Bild. Die Kriminalkommissare bembern in den Mann hinein; er gesteht nicht. Die Staatsanwaltschaft zögert, stellt aber nicht ein. Sicher ist sicher. Die Beschlußkammer eröffnet; das geht fix, hopp, hopp, hopp; sicher ist sicher. Hauptverfahren.

Der Angeklagte gesteht auch da nicht. Die Zeugen wackeln. Der Vorsitzende ergeußt eine schöne Rede über den Mann in dem Holzkästchen: er solle doch gestehen und Reue zeigen, das werde das Strafmaß herabsetzen. Das sagt er, bevor das Urteil überhaupt feststeht. Der Angeklagte geht auf den Handel nicht ein, bereut nicht, gesteht nicht und ist überhaupt ein böses Luder. Beratung.

Es ergibt sich, daß man bei bestem schlechten Willen nicht verurteilen kann. Freispruch. Was, Freispruch?

Zähneknirschender Freispruch. Und statt nun zu sagen: „Wir haben alle Verdachtsmomente geprüft — in dubio pro reo — die Schuld des Angeklagten steht nicht fest", denn das und nur das haben die Richter festzustellen: statt dessen befassen sie sich in der Begründung ihres freisprechenden Urteils mit der moralischen Unschuld des Angeklagten, nach der sie kein Mensch gefragt hat, und nun bekommt er es aber zu hören:

Er solle sich ja nicht einbilden, daß er nun unschuldig sei. Nur den wackligen Zeugenaussagen habe er es zu verdanken, daß man ihn nicht verknacke; er sei ein ganz übler Lumpenhund; ein schuldiger Unschuldiger; man habe ihn — Himmelparagraphundzwirn! — zwar freisprechen müssen, aber es solle gewiß nie wieder vorkommen, und das nächste Mal . . .! Und er könne zwar gehen, aber moralisch sei er gerichtet.

Was ist denn das alles —! Ist der Mann im strafrechtlichen Sinne schuldig oder ist er es nicht? Sind die Richter, diese Richter mit dieser Vorbildung und mit dieser politischen Denkungsart, legitimiert, über irgendjemand ein moralisches Urteil abzugeben? Sie sind es nicht.

Der Hund hat beißen wollen. Es hat nicht gegangen. Knurrend zieht er sich zurück. Und hinterläßt einen Verdachtsfreispruch, für den er jedesmal eine kräftige Züchtigung verdiente.

Ignaz Wrobel

Und nochmals: Schafft die Todesstrafe ab

Es handelt sich im folgenden durchaus um keine „sentimentale Reportage" und auch nicht um jenes beliebte „Herr Schmock berichtet über eine Hinrichtung". Es ist leider so, daß Themen, die in Wirklichkeit keine Themen sind, sondern Menschheitsfragen, nach einer gewissen Zeit ganz einfach fallen gelassen werden aus dem herrlichen Grund: „weil schon genügend darüber geschrieben wurde".

Das geht nicht an. Es muß niedergeschrieben werden, daß ein Staat, in dem Dinge möglich sind, wie sie sich am 19. Juni im szolnoker Gefängnishof abgespielt haben, nicht den Anspruch darauf zu erheben hat, zur zivilisierten Menschheit gerechnet zu werden. Wenn er aber diesen Anspruch noch nicht ganz verwirkt hat, dann muß die Hinrichtung der beiden Frauen Szabo und Csordas eine Kampagne von solcher Kraft der Empörung nach sich ziehen, daß die Zukunft von ähnlichen beschämenden und bestürzenden Geschehnissen verschont bleibt.

Die beiden verurteilten Frauen hatten am Nachmittag durch das Radio, das im Hauptgang des Gefängnisses von Szolnok so installiert ist, daß alle Gefangenen es hören können, erfahren, daß ihre Begnadigungsbitte vom Reichsverweser Horthy abgelehnt worden war. An Stelle der melancholischen Pußtalieder, die sonst dem freundlichen Instru-

ment entströmten, folgte sodann die Mitteilung, daß die Hinrichtung der beiden Giftmischerinnen für den nächsten Morgen anberaumt sei. Der Gefängnisdirektion war die Mitteilung so neu wie den Häftlingen, wenn auch weniger entsetzlich.

Stelle sich, wer kann, diese Nacht der beiden Frauen vor. Stelle er sich vor: vierzehn Stunden nichts andres wissen können, als daß man sterben muß. Ich kann es mir nicht vorstellen, mir bleibt, so oft ich es versuche, der Atem weg.

Die eine der beiden Frauen hat im Gefängnis ein Kind geboren. Sie hängte sich an das Kind. Bei Nacht band sie es an ihren Körper, schwur, daß sie es in den Tod mitnehmen werde, falls sie wirklich sterben müßte. Aber sie haben ihr das Kind doch entführt wie einer Kuh. Diese Frau schrie die ganze letzte Nacht nach ihrem Kind.

Die zweite war eine Matrone, Ende der fünfzig, ein böses Weib wahrscheinlich, herzlos, vielleicht verrückt. Sie putzte sich für den Galgen auf, zog viele weiße Röcke an und neue Bauernstiefel.

Beide, die Mutter und die Matrone, wurden bewußtlos in die Schlinge gelegt. Beide hatten sich in eine tiefe Ohnmacht getobt.

„Der Scharfrichter Anton Kozarek," so meldet ein Abendblatt, „war durch die entsetzlichen Szenen so ergriffen, daß er laut weinte."

Das ist nichts als ein Zeichen elender Nerven.

Anton Kozarek, nicht weinen hätten Sie sollen, sondern die Galgen leerlassen! Was Sie getan haben, ist eines Henkers unwürdig.

Jonathan Wild

Der Olympier

Um Deutschlands Herrlichkeit zu preisen,
Hat er ins Mikrophon gesprochen.
Er hatte seine Auslandsreisen
Zu dem Behufe unterbrochen.

Er sagte, jeder Zoll ein Goethe,
Wenn auch des Tages Not uns schände:
Die dichterische Warte böte
Bedeutungsvolle Trostmomente.

Er ließ das Hoffnungsbanner fliegen:
Was schadeten die Nasenstüber!
Dem stünden in den Reitersiegen
Doch auch Aktiva gegenüber.

Er wußte guten Rat zu geben:
Wir dürften uns nicht so zerklüften,
Wir müßten vielmehr unser Leben
Mit etwas Sonnenschein durchlüften.

Die Worte ließen gut sich senden.
Er nahm, als sie beendet waren,
Das Honorar des Prominenten
Und ließ sich flugs ins Adlon fahren.

Hans Bauer

Das Dumping der Seelen

Seit den Septemberwahlen wird in Deutschland für die Gottlosengefahr Reklame gemacht. Bei den Rechten und im Zentrum hat man die Gefahr schon vorher erkannt, in den bürgerlichen Blättern tischt man sie erst neuerdings auf und zieht zum Schutze der Religion immer dann gegen die Besboschniki zu Felde, wenn man eigentlich sich mit der Arbeitslosenfrage, der Wirtschaftskrise, der Hungersnot beschäftigen müßte. Gegen die Gottlosen zu schreiben, kostet nichts und macht guten Eindruck.

Die erste Alarmnachricht hieß: die Zentrale der Gottlosen-Organisation soll von Moskau nach Berlin verlegt werden. Der Tenor neuerer SOS-Rufe heißt: Der Antichrist im Herzen Deutschlands. Die ersten Nachrichten waren leidenschaftlich wortreich und inhaltlos. Dann verständigten sich die patriotischen Faktoren mit den kirchlichen Faktoren, und man versuchte, das Bollwerk gegen die

„atheistische Sturmflut" durch Sachlichkeit zu stützen. Man versuchte, Angaben zu machen, mit Zahlen und Beispielen.

Danach wären die Gottlosen in Deutschland nicht nur in den Freidenker- und Feuerbestattungsvereinen organisiert, sondern auch in Turn- und Kegelklubs, und das wäre die Gefahr. Ich stelle mir vor, wie Müller sich von Muttern verabschiedet: Ich geh jetzt kegeln! sagt er, und dann sitzen die Kegelbrüder auf allen Neunen und treiben gottlose Scherze. Sie sind Gottlose, also lesen sie wohl heimlich gottlose Schriften, Spinoza, Voltaire, am Ende gar den König der Gottlosen, Fridericus Rex?

Oder wie sollte man sonst seine Gottlosigkeit, die doch eine negative Beschäftigung ist, also gar keine, betätigen? Das Verunzieren jüdischer Gotteshäuser, das Umwerfen von Grabsteinen haben sich ja die höchst gottesfürchtigen Freunde des Vaterlandes vorbehalten. Also ist die ganze Gottlosengefahr fauler Zauber, um abzulenken? Ein Betrugsmanöver derer, die vom Volksbetrug leben? Nein, endlich kommt man jetzt mit Zahlen, mit Angaben:

Der Bund der Gottlosen ist 1925 in Moskau gegründet worden. 1926 hatte er schon 120 000 Mitglieder, 1928 waren es 500 000, a. d. 1930 über zwei Millionen, und für 1933 rechnet man mit siebzehn Millionen. Jetzt schon soll es 40 000 Gottlosenzellen geben. Kinder von acht Jahren dürfen gottlose Jungpioniere, von vierzehn Jahren wirkliche Mitglieder sein. In vierzig Museen wird die Religion diskreditiert. Man arbeitet an einer Enzyklopädie des Atheismus. Das hat die deutsche Presse also festgestellt: es sind Angaben über Rußland.

Und worin besteht die Gefahr für Deutschland? „Am meisten gefährdet sind die Arbeitslosen." Warum eigentlich? Man muß ihnen den Gott erhalten, weil man ihnen das Brot genommen hat. Aber was wird uns denn, zum Teufel, genommen, wenn uns der Gott genommen wird? Die Kultur, sagen die Göttlichen, die ganze Kultur des Abendlandes, die auf Gott gebaut ist. Schön, aber was muß das für ein Glaube sein, der so schnell verschwinden kann? Und was für eine Kultur? Die Kultur des Mordens der Kreuzzüge, die Kultur der Scheiterhaufen für Hexen, die Kultur der Folter, die Kultur des Judenhasses, die Kultur der Unterdrückung jeder Wissenschaft von Galilei und Spinoza bis... Die Kultur der Unkultur.

Es gibt Kreaturen, die, ohne ein höheres Wesen über sich zu glauben, nicht existieren können. Sie sind vielleicht glücklich, vielleicht bedauernswert, man lasse sie ungeschoren, genau wie man auch jeden ungeschoren lasse, der ohne Beten arbeiten kann und für den die ganze Woche Sonntag sein muß. Wir halten es mit dem alten Fritzen und lassen jeden nach seiner Façon — bloß andre belästigen soll man nicht. Wen haben die Gottlosen bisher in Deutschland belästigt? Ist etwa der Kaplan Fahsel gehindert worden, in die Kirche oder in ein Privathaus am Kurfürstendamm zu gehen? Aber die Kirchen belästigen, heut mit der Steuer, morgen mit einem Gotteslästerungsprozeß, übermorgen gibts wieder Foltern.

Das Bedauerlichste ist, daß die Gottlosenbewegung in Deutschland kulturell wesentliche Aussichten nicht einmal hat. Wer die Geschichte der geistigen Revolutionen kennt, der weiß, daß die Religionskritik noch der Anfang jedes Sozialismus war, genau wie das „Écrasez l'infame!" Voltaires die Ouverture der Großen Revolution. Aber die heutigen Sozialisten haben, KPD, SPD, alle darin gleich, die Ursachen ihrer Bewegung längst verschwitzt und nur die oberflächigen Anlässe behalten. Es fragt sich, ob sie überhaupt noch innere Macht genug haben ohne den fanatischen Glauben gegen Gott.

Die Demagogen auf der andern Seite haben vom heiligen Geist nicht viel, aber den Fanatismus, den haben sie wieder. Neuerdings ruft sogar ein Dichter auf, einen Verband gegen die Gottlosen zu gründen, alle Gläubigen zu sammeln und sie, und zwar „Seele und Geist dieser Gläubigen jenem Heer" der Ungläubigen entgegenzuwerfen. Ein Kreuzzug? Gemacht, aber was darfs denn kosten?

Der deutsche Dichter, Herr Albert von Trentini, sagt in seinem flammenden Aufruf: alle Gläubigen, gleich welcher Konfession — das ist schon verdächtig. Ferner, wo Rußland doch Atheismus exportiert, wäre das gradezu ein Dumping der Seelen. Womit er auf das richtige Dumping kommt und meint, mit den gottlosen Russen darf man keine Geschäfte machen — wenn man nichts zu fressen hat.

Ein Dichter. Wirklich ein Dichter, der durch seinen Goethe-Roman . . . nicht bekannt geworden ist. Anscheinend hat die Darstellung des großen Heiden Goethe auf seinen Verarbeiter sehr religionsfördernd gewirkt. Anscheinend ist das dem größten Teil von Deutschland so gegangen.

Leo Hirsch

Reisefreuden

Grundlegender Unterschied zwischen deutscher und beispielsweise italienischer Reisefreude (Abgründe aufdeckend, unüberbrückbare, und alle Paneuropa-Propaganda desavouierend): in Italien freut sich jeder, wenn alles klappt; in Deutschland ist jeder glücklich, stolz und hochgestimmt, wenn er sich beschweren kann.

Einmal — um von etwas anderm zu reden —, nach gradezu sentimentalstimmend langer Zeit über Basel einfahrend, wartete ich gespannt, was wohl das erste Wort sei, das mir entgegenklänge. Wir hatten die Grenze noch keine hundert Meter hinter uns, als ein Schaffner die Trennungstür im Gange aufriß und donnerte: „Es ist verboten, im Gange zu . . ." Eine Schweizerin hob den Kopf, sah ihn, sah mich an und stellte beruhigt fest: „Ich war sieben Jahre nicht in Deutschland, aber es scheint sich nichts verändert zu haben."

Ein andermal, als ich über Kufstein einfuhr, war es der Paßkontrolleur. Die Italiener hatten zwei elegante Carabinieri geschickt, die mit korrektem Gruß höflich um die Pässe baten. Oesterreich ließ sich durch einen leutseligen ältern Herrn mit etwas schiefsitzender Krawatte vertreten, der beiläufig die Herrschaften gern amal um die Pässe gebeten hätt'. Der deutsche Beamte schnarrte: „Pässe vorzeigen!" Das Wort „bitte" stand vermutlich nicht in der Dienstvorschrift . . . „Germany wants to see you!" heißt es im Ausland auf muntern Plakaten. Die Holländer, die mit mir reisten, hatten bei diesem Empfang nicht grade den Eindruck, daß Germany sie zu sehen wünschte.

Daß die Völker Deutschlands untereinander kaum minder verschiedener Gemütsart, Denkweise, Intelligenz sind denn die Völker Europens, lernt der Reisende nicht ohne bittere Schmerzen. Was für einen preußischen Schaffner eine Zumutung sein kann, kann einem bayrischen als Selbstverständlichkeit erscheinen. Und umgekehrt. Wer ahnte, daß zum Beispiel die Münchner ihren Bahnhof nachts zuschließen wie der Bauer den Hühnerstall und das ihnen arglos anvertraute Handgepäck unter gar keinen erdenklichen Umständen vor Morgengrauen herausgeben, indes im freundlichen Leipzig, das seinen Bahnhof ebenfalls sperrt, der Gepäckschein magisch als „Sesam, öffne dich!" wirkt? Die Welträtsel werden zum guten Teil von lokalen Eisenbahndirektionsverfügungen bestritten.

Aber es gibt auch wirkliche Reisefreuden. Auch in Deutschland. So erlebte ich einst in Dresden nachfolgenden Dialog. „Bitte eine Platzkarte!" — „Warum denn?" — „Weil ich mir einen Platz sichern möchte." — „Brauchense heide nich mehr. Da fährd gee Luhdr midd." Und nach tiefem Seufzer: „Dä Eisnbahn is heidzedaache ä schlechdes Geschäfd!"... Sie brauchte es nicht zu sein, wenn alle Beamten ähnlich wie dieser Dienst am Kunden übten, freundlich belehrend und dem Reisenden unnütze Ausgaben ersparend.

Ossip Kalenter

In meiner Eigenschaft als ...

„Sehen Sie, gnädige Frau, meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit als Mensch wäre es, unserm armen kranken Freund schneller hinüber zu helfen, statt ihn so nutzlos zu quälen, wo doch der Tod unabwendbar ist. Aber in meiner Eigenschaft als Arzt bin ich leider genötigt, Ihrem Gatten bis zum letzten Augenblick ..."

•

„Das ist ja Alles ganz schön, meine Liebe, und ich will gern glauben, daß Ihr Junge von den lautersten Motiven und von der reinsten Wahrheitsliebe beseelt war, als er die schwere Anklage gegen seinen Klassenlehrer erhob, ich werde diese Sache auch gewissenhaft nachprüfen — ganz privatim natürlich — aber Sie werden mir zugeben, meine Gnädigste, daß ich in meiner Eigenschaft als Schuldirektor so etwas unmöglich dulden kann und gegen Ihren Sohn selbstverständlich einschreiten muß." ...

•

„Hören Sie mal, ich spreche hier ganz als Mensch zu Ihnen, unter vier Augen, nicht etwa als Untersuchungsrichter. Mir können Sie es doch sagen: Haben Sie den Mord begangen —? So ists recht. Leugnen hätte Ihnen doch nichts geholfen. Jetzt nur noch eine kleine Formalität. In meiner amtlichen Eigenschaft muß ich Sie bitten, dieses Protokoll zu unterschreiben ..."

* * *

Wie ich es hasse, dieses echt männliche: In meiner Eigenschaft als... Wie kühl und sachlich und wie verächtlich es die Distanz wahrt zu allem Gefühlsmäßigen und Persönlichen. Nur ja nicht sich übermannen lassen von „weibischen" Empfindungen, nur immer „objektiv" und „kon-

sequent" sein. Der naive Instinkt, das unverfälschte Gefühl könnte einem Gott behüte das richtige Wort oder die rechte Handlungsweise diktieren. Da gilt es, rasch eine ernste Berufsmiene aufzusetzen und Abstand zu wahren. Mit Hilfe mathematischer Logik werden alle „gefühlsmäßigen" Einwände mitleidlos knock out geboxt. Die echt männliche Mentalität hat wieder mal über die sentimentale, unsachliche und zu private weibliche Haltung den Sieg davongetragen. Die öffentliche Moral muß doch schließlich erhalten bleiben, mag der Einzelne ruhig dabei kaputtgehn.

Von Mensch zu Mensch gesprochen, verstehen wir uns natürlich ganz ausgezeichnet, aber in meiner Eigenschaft als Berufs-Bonze kann ich gar nicht genug von Ihnen abrücken...

Gertrud Isolani

Ablaßhandel 1931

Glaspalast-Hilfswerk

An weitern Spenden sind bei uns eingegangen:

Damit Reh ihr Franz in Davos wieder gesund wird 2 M
Glückliche Heimkehr 1 M
Wenig, aber von Herzen 1 M
Doch die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand 2 M
Zu Ehren des sel. Bruder Konrad 1 M
Zum Andenken an den verstorbenen Herrn Professor Otto Maria Porsche 10 M
Ein Opfer für meine lieben Eltern von einem Künstlerkind 5 M
Fritzi, die so gerne beim Glaspalast spielte 1 M
Ilse verzichtet auf ihr Geburtstagsgeschenk zugunsten der Künstler 5 M
Gott segne es 1 M

‚Münchner Neueste Nachrichten'

Liebe Weltbühne!

Ein brasilianischer Dichter von spanischer Nationalität und strenger katholischer Erziehung nahm lebhaften Anteil an einem Montmartrefest seiner Kollegen. Spät abends verschwindet er nach manchen „extra-drys" mit einer jungen Dame, mit schmalem, elfenbeinfarbigem Profil und dunklen sehnsuchtsvollen Augen.

Am andern Tage trifft ihn einer seiner Freunde, der auch dem Fest beiwohnte, grade in dem Augenblick, wie unser Dichter die Schwelle einer Kirche überschreiten will.

„Was machen denn Sie hier?"

„Ich will beichten", antwortete der Brasilianer.

Dann nach einer Pause mit leiser Stimme:

„Sie war eine Jüdin..."

Wieder Pause, dann noch leiser:

„Und außerdem, ich habe es gewußt."

Und er verschwindet in der Kirche.

Hinweise der Redaktion

Hamburg

Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Bei Timpe, Grindelallee 10—12. Der Leipziger Parteitag, Welthin (A.D.G.B.).

Bücher

Ilja Ehrenburg: Die heiligsten Güter. Malik-Verlag. Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Mühlacker: 22.45: Aus: Die acht Gesichter am Biwasee von Max Dauthendey. — Mittwoch. Berlin 18.20: Ueber satirische Zeichnung, Th. Th. Heine. — Langenberg. 19.30: Der Bauer im Altertum, Alfons Goldschmidt. — München 20.00: College Crampton von Gerhart Hauptmann. — Donnerstag. Mühlacker: 20.40: Deutsches Rokoko. — Freitag. Breslau 17.15: Die Zeit in der jungen Dichtung. — 20.00: Die geistigen Strömungen in Sowjetrußland, Herbert Ihering und Rudolf Mirbt. — Leipzig 20.30: Kaukasische Ballade von Otto Rombach und Leben eines Zeitgenossen neben dir und mir von Walter Bauer. — Berlin 21.05: Querschnitt durch Mark Twain von Rudolf Arnheim. — Sonnabend. Berlin 18.00: Die Erzählung der Woche, Hermann Kasack.

Antworten

Verlag Georg Merseburger. Leipzig. Sie inserieren im ‚Buchhändler-Börsenblatt' vom 10. Juni: „Notverordnung zum Schutze der bedrohten deutschen Geisteskultur! Es wird hiermit notverordnet, daß alle, die sich heute keine Klassiker-Bibliothek mehr leisten können, sich sofort Cäsar Flaischlen Das Buch unsrer deutschen Dichtung, eine ganze Bibliothek für 7 Reichsmark, anzuschaffen haben. Die Diktatur zur Erhaltung der deutschen Geisteskultur. i. A.: M. Georg." Es ließe sich darüber streiten, ob es geschmackvoll ist, mit dem Wort „Notverordnung" Reklame für alte Ladenhüter zu machen. Aber anscheinend hat Ihnen hier ganz was andres vorgeschwebt. Sie sind sicher der Meinung, daß die Deutschen unter der letzten Notverordnung noch nicht genug zu leiden haben. Darum erfanden Sie die Ihre. Denn gezwungen zu werden, als Ersatz für den höher gehängten Fleischkorb Flaischlen zu sich nehmen zu müssen, ist unbedingt eine Verschärfung der Krisensteuer.

Kinobesucher. In den Ankündigungen des Films „Menschen hinter Gittern" wurden als Dialogverfasser Walter Hasenclever und Ernst Toller genannt. Hierzu erklären beide Autoren, daß sie von der Metro-Goldwyn-Meyer aufgefordert wurden, nacheinander den amerikanischen Text ins Deutsche zu übertragen. Da die endgültige Fassung des Dialoges weder mit der Übersetzung von Hasenclever noch mit der von Toller übereinstimmt, weigerten sich beide Autoren, dafür verantwortlich zu zeichnen. Auf Grund dieses Protestes mußte die Filmgesellschaft auf allen weitern Ankündigungen die irreführende Behauptung, daß Hasenclever und Toller die Verfasser des Dialoges seien, fallen lassen.

Internationale Arbeiter-Hilfe. Ihr veranstaltet in diesem Jahr euer Kinderferienlager für den Bezirk Berlin-Brandenburg-Lausitz in Schwansee bei Lieberose, und zwar in der Zeit vom 17. Juli bis zum 2. August. Die Kosten betragen pro Kind dreißig Mark. Wer sich an der Durchführung eures Planes beteiligen will und kann, übermittle Geldspenden, Lebensmittel, Kinderbücher und Kinderspiele an das Sekretariat der I.A.H., Berlin SW 48, Friedrichstraße 235 (Postscheck Berlin 708 04, Erich Lange, Konto Ferienlager).

Internationale Frauenliga. Sie veranstalten vom 22. August bis zum 5. September im Boberhaus, Löwenberg (Schlesien) Ihre diesjährige Internationale Sommerschule. Das Thema der Tagung lautet: „Deutsch-polnische Probleme und der Weltfriede." Alles Nähere ist durch die Ortsgruppe Breslau, Kurfürstenstr. 29 I, zu erfahren.

Freund der Filmzensur. Sie wollen gern den verbotenen Remarque-Film „Im Westen nichts Neues" sehn? Wir sind, um Ihnen das zu ermöglichen, der Gesellschaft der Sturmfreunde kollektiv beigetreten. Wenden Sie sich bitte an deren Geschäftsstelle Berlin W 62, Bayreuther Str. 39, Cornelius 3773. Dort können Sie alles Nähere erfahren.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Malik-Verlags für seine Propaganda-Ausgaben bei, den wir der besonderen Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen. Die Propaganda-Ausgaben umfassen Werke von Babel, Ehrenburg, Sejfullina, Sinclair und die Sammlung: Neue Erzähler des Neuen Rußland.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.

Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.

Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Wir haben noch keine Reparationen gezahlt!

von K. L. Gerstorff

Die Aktion des Präsidenten Hoover zeigt wieder einmal deutlich, daß der niedergehende Kapitalismus in keinem Punkte zu einer Lösung seiner Widersprüche mehr kommen kann. Was sollten zunächst die Reparationen? Sie sollten die gesamten Lasten, die durch den Krieg entstanden waren, auf Deutschland abwälzen. Den französischen Mittelständlern wurde erzählt: Ihr braucht für den Krieg keinen Pfennig zu bezahlen, die Boches werden alles tragen; dann wird der französische Frank, werden die französischen Staatsanleihen wieder soviel wert sein wie in der Zeit, da ihr sie gezeichnet habt. Aber man sah allmählich ein, daß die Abwälzung aller Kriegskosten auf Deutschland bei der heutigen weltwirtschaftlichen Lage eine Unmöglichkeit war. Der Dawesplan wurde Gesetz. Der deutsche Kapitalismus sollte jährlich etwa 2½ Milliarden zahlen. Das erschien als keine unmögliche Summe. In der Vorkriegszeit hatte allein der englische Kapitalismus etwa 80 Milliarden Mark im Ausland angelegt und bezog jährlich 3 bis 4 Milliarden Zinsen von dieser Summe. Wenn man in der Vorkriegszeit jährlich eine solche Summe als Zinsen einziehen konnte, warum sollte der deutsche Kapitalismus nicht eine kleinere Summe zahlen können? Und wenn man durch die Reparationen eine Verstärkung der eignen Kapitalbildung und eine Verringerung der Kapitalbildung des schärfsten Konkurrenten erreichte, so hatten die Reparationen, von der Entente aus gesehn, einen guten Sinn.

Man vergaß hier nur zwei Dinge. Erstens: Die Länder, in denen England in der Vorkriegszeit Kapital investiert hatte, waren in ihrer Entwicklung zum Kapitalismus weit hinter England zurückgeblieben. Das galt nicht nur von den Kolonien und Dominions, sondern in gleicher Weise von Südamerika und auch von den Vereinigten Staaten, die damals noch im Wesentlichen Getreide, Baumwolle und Öl exportierten. Das hatte zur Folge, daß man die Zinsen des Kapitals durch forcierte Ausfuhr von Waren abdecken konnte, aber von Waren, mit denen man den Engländern keine Konkurrenz machte, im Gegenteil, die sie selbst bezogen. In einer völlig andern Situation als alle die Länder, wo der englische Kapitalismus Geld investierte, ist der deutsche Kapitalismus, der unter seiner europäischen Konkurrenz die höchste industrielle Entwicklung zeigt. Er führt in immer größerm Umfange Fertigfabrikate aus, und zwar Produkte, die England selbst ausführt, so daß nachher auf den Weltmärkten schärfste Konkurrenzkämpfe erfolgen.

Insoweit war also schon die historische Parallele falsch. Dazu kam aber noch: Die Epoche, in der England durch sein Kapital die Welt beherrschte, war die des kapitalistischen Siegeszuges über die ganze Erde. Die weltwirtschaftlichen Beziehungen verdichteten sich ständig, der Weltaußenhandel wies in schärfstem Tempo nach oben. Wenn damals die Ex-

porte gewisser Länder besonders stark stiegen, so konnte dies begleitet sein von einem, wenn auch nicht so starken Export der andern Länder.

Die Schöpfer des Dawes-Plans haben geglaubt, daß die Weltwirtschaft noch einmal eine ähnliche Entwicklung erleben würde. Der Krieg war liquidiert, die Kriegsfolgen, unmittelbare und mittelbare, sollten es auch bald sein; die Inflation war in Deutschland beseitigt. Solange man sich an den Gedanken klammerte, daß an der gesamten Misere der Nachkriegszeit vor allem der Krieg schuld sei, konnte man glauben, mit der zunehmenden Entfernung vom Kriege würde sich auch die Wirtschaft bessern. Hätte diese Voraussetzung sich als wahr erwiesen, dann hätte man sich vorstellen können, daß Deutschland irgendwann einmal Reparationen gezahlt hätte. Dann hätte es seinen Warenexport besonders energisch forcieren können, ohne daß die Gläubigerländer allzusehr berührt worden wären, weil sich bei einer stark steigenden Kurve ihr Außenhandel, wenn auch langsam, hätte erhöhen können.

Nun, wir wissen heute, daß diese Voraussetzung falsch war. Der Weltkapitalismus steht im Niedergang. Der Weltaußenhandel wird besonders schwer davon betroffen. Er steht heute bereits unter dem Friedensniveau. Wie aber soll man bei einem Rückgang des gesamten Weltaußenhandels Reparationen von einem Land bekommen, das vor allem Fertigfabrikate ausführt, das also bei einer besonders starken Forcierung seiner Exporte die eignen Industrien aufs schwerste schädigt? So lautet heute die Frage.

So lautet sie, aber nicht erst heute. Man spricht von einem Reparationsfeierjahr. Aber das würde ja bedeuten, daß der deutsche Kapitalismus bisher kein Reparationsfeierjahr gehabt hätte, bisher also Reparationen gezahlt hätte. Er hat gar nicht daran gedacht. Auf dem Papier wurden natürlich in der Zeit vom Dawes-Plan bis zum Young-Plan Reparationen gezahlt; aber nur auf dem Papier.

Wie zahlt man in Wirklichkeit Reparationen? Sie können im Wesentlichen von Deutschland nur durch einen Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr gezahlt werden. Der Ausfuhrüberschuß bringt die Devisen, die man dem Reparationsagenten übergibt. Wie sah nun die deutsche Handelsbilanz zwischen Dawes- und Young-Plan aus? Das vom Statistischen Reichsamt herausgegebene Buch „Deutsche Wirtschaftskunde" (eines der wenigen Bücher, in dem statistische Zahlen gut geordnet und verständlich dargestellt sind) enthält folgende Statistik:

	1925	1926	1927	1928
	in Millionen Reichsmark			
Einfuhr im reinen Warenverkehr	11 744	9 701	13 801	13 650
Ausfuhr im reinen Warenverkehr (ohne Reparations-Sachlieferungen)	8 930	9 930	10 376	11 783
Reparations-Sachlieferungen	492	631	579	663
Einfuhr- (—) bzw. Ausfuhrüberschuß (+) mit Reparations-Sachlieferungen	—2 322	+860	—2 847	—1 204

Unter Einrechnung der Reparationssachlieferungen hatte der deutsche Außenhandel in den vier Jahren eine Passivität

von ungefähr 5½ Milliarden gehabt. Die Reparationen wurden also nicht durch Exportüberschüsse gezahlt, im Gegenteil, man hat für viele Milliarden mehr eingeführt als ausgeführt. Man hat in der gleichen Zeit den Gold- und Devisenbestand der Reichsbank stark vergrößert — und wie hat man das Kunststück fertiggebracht? Man hat in dieser Zeit vom Ausland mehr als das Doppelte dessen geborgt, was man an Reparationen gezahlt hat. Unter dieser Voraussetzung klappten Dawes-Plan und Reparationszahlungen, klappte der Transfermechanismus glänzend. Warum auch nicht? Der deutsche Kapitalismus hatte in der Vorkriegszeit eine passive Handelsbilanz, ebenso wie zwischen Dawes- und Young-Plan. Der Unterschied bestand nur darin, daß früher der Ausgleich durch die Zinsen des von Deutschland im Ausland angelegten Kapitals geschaffen wurde, diesmal aber durch ausländische Kapitalimporte. Die Konsequenz war natürlich, daß auf dem Papier die jährlichen Lasten des deutschen Kapitalismus immer größer wurden, denn zu den Reparationszahlungen traten die Zinsen für das im Ausland privat aufgenommene Kapital, die natürlich von Jahr zu Jahr wuchsen. Wann der Krach kommen würde, war mathematisch vorauszusagen. Er kam, als die ausländischen Gläubiger nicht mehr bereit waren, in Deutschland die Summen neu zu investieren, die es zur Bezahlung von Reparationen und privaten Zinsen brauchte. Der Krach kam daher bereits wenige Monate nach dem Einbruch der Weltwirtschaftskrise. Der gesamte internationale Kapitalexport ging damals rapide zurück und damit auch die Summen, die man in Deutschland anlegte. Die Konsequenz war, daß der deutsche Kapitalismus zum ersten Male Reparationen zahlen sollte. Zum ersten Mal sollte er sich durch wirkliche Exportüberschüsse die Devisen verschaffen, die er dem Reparationsagenten zur Verfügung zu stellen hatte. Deutsche Exportüberschüsse wurden erzielt, wurden groteskerweise grade in der Zeit der Weltwirtschaftskrise erzielt, und zwar durch so niedrige Preise, daß der englischen und amerikanischen Konkurrenz das Geschäft noch mehr verdorben wurde. Sie wurden erzielt, ohne daß die deutsche Zahlungsbilanz dadurch ins Gleichgewicht kam.

Denn in der Weltwirtschaftskrise ist der deutsche Kapitalismus das schwächste Glied. Das wissen nicht nur die Arbeiter, das wissen auch die Kapitalisten. Und so hat auch grade in der Krise eine starke deutsche Kapitalflucht eingesetzt. Als dazu die Kündigung ausländischer, kurzfristig angelegter Gelder erfolgte, verlor die Reichsbank in wenigen Wochen das gesamte Gold, das sie über der gesetzlichen Deckung besaß. In diesem Zeitpunkt verlangte Hoover ein Reparationsfeierjahr. Dieses Reparationsfeierjahr aber wird ebensowenig nur ein Jahr dauern, wie die neue Notverordnung Brünings die letzte ist. Der deutsche Kapitalismus, der niemals Reparationen gezahlt hat, wird auch in Zukunft keine Reparationen zahlen, kann keine zahlen, weil Reparationen nur bei einem starken Anstieg des gesamten Weltaußenhandels gezahlt werden können. Der wird sich aber in absehbarer Zeit nicht einstellen.

Die Hooversche Botschaft ist so nur die politische Bestätidung dessen, was sich aus der Ökonomie schon vor Jahren ergeben hatte. Daß diese politische Bestätigung so spät erfolgt, ist nur ein Beweis mehr, daß die Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise sich immer schwerer politisch meistern lassen. Wenn der Hoover-Plan weltwirtschaftlich kaum grundlegende Veränderungen bringen wird, so können seine innerpolitischen Konsequenzen sehr wesentlich sein. Zunächst einmal: der Reichskanzler Brüning betont sehr deutlich, daß auch nach dem Wegfall der Reparationszahlungen in Höhe von 1500 Millionen Mark die neue Notverordnung grundsätzlich nicht geändert werden darf. Er gibt ohne jede Verschnörkelung zu, daß durch die letzte Notverordnung der Etat nicht saniert worden ist, daß auch nach der letzten Notverordnung große ungedeckte Defizitposten vorhanden waren. Gleichzeitig betont Brüning, daß das wirklich schwere Jahr nicht das Jahr 1931 ist sondern das Jahr 1932. Das heißt, Brüning rechnet mit einer weitern wirtschaftlichen und damit politischen Zuspitzung. Fraglos ist deren Tempo durch den Hoover-Plan etwas gebremst worden, aber eben nur das Tempo.

Monate einer gewissen Atempause stehen bevor. Die nationalsozialistische Agitation hat die Younglasten und nur die Younglasten für die deutsche Krise verantwortlich gemacht. Die kommenden Monate werden den Beweis bringen, daß die Nationalsozialisten in diesem Punkte die Massen völlig getäuscht haben. Die Arbeitslosenzahlen werden weiter zunehmen, sie werden im Winter sechs Millionen übersteigen. Die Löhne werden weiter abgebaut werden, das Elend der Arbeitermassen wird größer werden, ebenso das Elend des proletarisierten Mittelstandes. Das Elend wird größer werden — im Reparationsfeierjahr.

Schon heute gilt es, dies der Arbeiterschaft klar zu machen, schon heute aber gilt es, darüber hinaus in die Schichten des im Wesentlichen proletarisierten Mittelstandes vorzustoßen, die heute noch, wenn auch bereits vielfach mißtrauisch, Hitler folgen. Grade das Reparationsfeierjahr gibt Gelegenheit, diese irregeleiteten Massen darüber aufzuklären, daß nicht die Younglasten und nicht die Reparationen an ihrem Elend schuld sind sondern die Politik des Monopolkapitals.

Der Hoover-Plan ist die Antwort der amerikanischen Bourgeoisie auf die Verschärfung der politischen und ökonomischen Situation in Deutschland. Man will einen Schuldner, der zahlungsfähig bleibt, denn man hat dort mehr investiert als die Summen des Reparationsfeierjahres. Der Hoover-Plan sollte dem Schuldner eine Atempause schaffen.

Aufgabe der Arbeiterklasse ist es, diese Atempause auszunutzen zum Kampf um die mittelständischen Massen, die heute noch Knechte des Monopolkapitals sind. Gelingt es, sie in eine gemeinsame Front mit der Arbeiterschaft zu bringen, gelingt dies in dem Jahre, wo der Wegfall der Reparationen die Schuld des Monopolkapitals an der heutigen Situation plastisch demonstriert, dann wird das Reparationsfeierjahr seine guten Früchte tragen, allerdings nicht so, wie es Herr Hoover geplant hat.

Stalin spricht

„Stalin schwört den Kommunismus ab", „Rede Stalins: Abkehr vom Kommunismus", „Vollständige Absage an den Kommunismus", „Eingriff in den Dogmengehalt der kommunistischen Lehre" — dies war das erste Echo, das die neueste Rede Stalins in den deutschen Blättern gefunden hat. Was hat aber Stalin wirklich gesagt? Der Originaltext der Rede enthält neben den inzwischen berühmt gewordenen sechs Forderungen — Organisation der Arbeiterwerbung und Mechanisierung der Arbeit; neues Tarifsystem; persönliche Verantwortung des Arbeiters; Heranbildung der Intellektuellen aus der Arbeiterklasse; Schonung der bürgerlichen Intellektuellen; Wirtschaftlichkeit der Betriebe — auch deren Begründung.

Hier einige Beispiele, die beliebig vermehrt werden können. Die Kommentatoren brauchen nur zuzugreifen.

Nikolaus Feinberg

Arbeitslohn. „Marx und Lenin sagen, daß der Unterschied zwischen der qualifizierten und der ungelernten Arbeit selbst unter dem Sozialismus existieren wird, selbst nach Vernichtung der Klassen; nur unter dem Kommunismus wird dieser Unterschied verschwinden, so daß der Arbeitslohn sich sogar unter dem Sozialismus nach Arbeitsleistung und nicht nach (persönlichem) Bedarf (des Arbeiters) richten muß. Aber unsre ‚Lohnausgleicher' aus dem Kreise der Sowjetwirtschaftler und der Gewerkschaftler sind damit nicht einverstanden; sie sind der Meinung, daß dieser Unterschied (zwischen der qualifizierten und der ungelernten Arbeit) schon unter unserm Sowjetregime verschwunden sei. Wer hat nun recht, Marx und Lenin oder die Lohnausgleicher? Man muß annehmen, daß hier Marx und Lenin recht haben. Daraus folgt aber: wer heute das Tarifsystem auf den Prinzipien der Urawnilowka (das heißt des Systems des gleichen Lohns) ohne Berücksichtigung des Unterschieds zwischen der qualifizierten und nicht qualifizierten Arbeit aufbaut, der bricht mit dem Marxismus, bricht mit dem Leninismus."

Arbeiterleben. „Es kann nicht bestritten werden, daß auf dem Gebiet des Wohnungsbaus und der Arbeiterversorgung im Laufe der letzten Jahre viel erreicht worden ist. Aber das, was erreicht wurde, genügt nicht, um die schnell wachsenden Bedürfnisse der Arbeiter zu befriedigen. Man darf sich nicht darauf berufen, daß es früher nicht so viel Wohnungen gegeben habe wie jetzt und daß die Arbeiterversorgung früher viel schlechter gewesen sei als heute... Die Lebensbedingungen des Arbeiters haben sich von Grund aus geändert. Der Arbeiter von heute, unser Sowjetarbeiter, will seine materiellen und kulturellen Bedürfnisse befriedigt wissen. Er hat ein Recht darauf, und wir müssen ihm die entsprechenden Vorbedingungen sichern. Freilich, er leidet bei uns nicht unter Arbeitslosigkeit, er ist frei vom kapitalistischen Joch, er ist kein Sklave mehr sondern sein eigner Herr. Aber dies genügt nicht. Er fordert die Sicherung aller seiner materiellen und kulturellen Bedürfnisse, und wir müssen diese Forderung erfüllen. Vergeßt nicht, daß wir unsrerseits gewisse Forderungen an den Arbeiter stellen, vergeßt nicht, daß die über-

wiegende Mehrheit der Arbeiter diese Forderungen mit Begeisterung aufgenommen hat und sie heroisch erfüllt. Wundert Euch deshalb nicht, wenn die Arbeiter ihrerseits von der Sowjetregierung die Einlösung der von ihr übernommenen Verpflichtungen verlangen."

Fünftagewoche. („Obeslitschka" nennt Stalin ein System, das die Bindung zwischen Arbeiter und Arbeitsstätte gefährdet; infolge der Fünftagewoche wechselt die Belegschaft: eine Lokomotive wird nicht immer vom selben Führer bedient. Die Folge: Züchtung von Verantwortungslosigkeit, die zu wirtschaftlichen Schäden führt.) „Manche von unsern Genossen haben sich hie und da mit der Einführung der Fünftagewoche allzu sehr beeilt und sie in die ‚Obeslitschka' verwandelt. Die Liquidierung dieser Situation und die Vernichtung der ‚Obeslitschka' kann auf zwei Wegen erfolgen. Entweder muß die Durchführung der Fünftagewoche so umgeändert werden, daß keine ‚Obeslitschka' aus ihr wird, wie dies im Transportwesen erreicht wurde, oder aber, falls Vorbedingungen für entsprechende Maßnahmen fehlen, muß die papierne Fünftagewoche fortgeworfen und vorübergehend durch die (‚unterbrochene') Sechstagewoche ersetzt werden, wie dies kürzlich im Stalingrader Traktorenwerk geschehen ist; unterdessen müssen Vorbedingungen geschaffen werden, damit man dann zur wirklichen, nichtpapiernen Fünftagewoche zurückkehren kann, zur Fünftagewoche ohne ‚Obeslitschka'. Andre Wege gibt es nicht."

Die Parteilosen und der Arbeiteraufstieg. „Die Anreger des sozialistischen Wettbewerbs, die Führer der Stoßbrigaden, die Organisatoren der Arbeit — das ist die neue Schicht der Arbeiterklasse, die den Kern der Arbeiterintelligenz, den Kern des Kommandokorps unserer Industrie bilden muß. Die Aufgabe besteht darin, solchen Genossen mit Initiative Kommandogewalt zu geben und die Möglichkeit, ihre organisatorischen Fähigkeiten zu beweisen; ihre Kenntnisse zu bereichern und ihnen günstige Lebensbedingungen zu schaffen, ohne mit dem Geld zu sparen. Unter diesen Genossen gibt es viele Parteilose. Das kann aber kein Hindernis sein. Im Gegenteil: grade diese parteilosen Genossen müssen mit besonderer Rücksicht behandelt werden, damit sie sich davon überzeugen können, daß die Partei tüchtige und begabte Leute zu schätzen weiß. Manche Genossen glauben, daß auf führende Stellungen in Betrieben nur Parteigenossen berufen werden sollen. Aus diesem Grunde schenken sie den begabten parteilosen Genossen mit Initiative keine Beachtung und ziehen die Parteigenossen vor, selbst wenn diese weniger begabt und ohne Initiative sind. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß nichts dümmer und reaktionärer sein kann als solche ‚Politik'. Es ist klar, daß auf diese Weise die Partei nur diskreditiert wird und die parteilosen Arbeiter von der Partei abgestoßen werden. Unsre Politik besteht gar nicht darin, die Partei in eine geschlossene Kaste umzuwandeln. Unsre Politik besteht darin, zwischen den Parteiangehörigen und den Parteilosen den Geist des ‚gegenseitigen Vertrauens' und der ‚gegenseitigen Kontrolle' zu schaffen. (Lenin.)"

Die alten Intellektuellen. „Wenn in der Blütezeit der Schädlingstätigkeit unsre Beziehungen zu den Intellektuellen alter Schule ihren Ausdruck in der Politik der Zertrümmerung fand, so ist es heute, in der Zeit, wo die Intellektuellen zu der Sowjetregierung kommen, unsre Aufgabe, sie zur Arbeit heranzuziehen und sie mit Sorgfalt zu behandeln. Es wäre falsch und undialektisch, die alte Politik unter neuen Bedingungen fortzusetzen. Es wäre unklug, jeden zweiten Fachmann und Ingenieur der alten Schule als einen noch nicht überführten Verbrecher und Schädling zu betrachten. Die Fachmänner-Fresserei war und bleibt eine schädliche und schändliche Erscheinung."

Sozialistenbund von Kurt Hiller

Verwirklichen Wir! Schöpfung beginnt.
Ludwig Rubiner: ‚Die Änderung der Welt', 1916

Da steht eine riesige uralte Mietskaserne, von zahllosen armen Leuten bewohnt. Sie ist baufällig, morsch, muffig, verwanzt; kein Licht, keine Luft dringt in die Mehrzahl der Stuben; natürlich fehlt der bescheidenste technische Komfort. Nur Gerüche sind da, Miasmen, Bakterien; ein Siechtumshaus, ein Haus des langsamen Sterbens. (Dabei wimmelts drinnen von Jugend.) Die Bewohner wollen das Haus abgerissen und ein modernes, helles, luftiges, hygienisches an seine Stelle gesetzt sehn. Der Wirt weigert sich; er zieht aus der Bazillenbaracke prachtvollen Profit. Sie beschließen nun, den Abbruch auf eigne Faust zu bewerkstelligen... Aber schon bilden sich unter den Parteien zwei Parteien; die eine sagt: „Wir müssen, um unsertwillen, die wankenden Mauern zunächstmal stützen, bevor wie sie stürzen"; die andre, genau gegenteiliger Meinung, rückt mit Trompeten, Hörnern, Posaunen, Megaphonen an und tutet, tutet, tutet. Ihr Zorn formt sich zu einem einzigen ungeheuren Schalltrichter. Alles Tuten nützt aber nichts; die Mauern benehmen sich anders als die von Jericho. Auch daß Tuterhaufe und Stützerhaufe übereinander herfallen, erschüttert sie nicht. Die Mauern stehen; die Bewohner haben sich geschwächt; der Wirt lacht sich ins Fäustchen und steigert die Mieten; nichts hat sich gebessert, einiges noch verschlechtert; von Abbruch und Neubau kein Schatten einer Spur.

Mögen unsre kapitalistischen Herren es mir nicht verübeln, wenn ich ihr System mit jenem schändlichen alten Wohnkasten vergleiche, und unsre beiden Proletarparteien nicht, wenn sie mir erscheinen wie die beiden erfolglos tätigen Mietergruppen da.

Im übrigen erachte ich für nötig, daß der Kasten endlich abgerissen wird.

Und nun fort mit dem Vergleich; denn wir wollen hier keine schöne Literatur machen.

*

These: Die soziale Revolution wird morgen möglich sein, wenn das Proletariat morgen einig ist. — ‚Proletariat': Inbegriff

aller Derer, die von ihrer Arbeit leben, ihrer Hände und Hirne Arbeit, statt von den Früchten fremder Arbeit; eingeschlossen Jene, denen mangels Arbeit Alles zum Leben fehlt. Der Begriff ‚Proletariat' ist also weiter als der Begriff ‚Arbeiterschaft'; er umfaßt Millionen von Angestellten und Beamten, von Bauern und Gewerbetreibenden mit Zwergbetrieb, von Leuten aus den Intellektbranchen. Diese Kategorien waren anno Marx und noch anno Bebel durchschnittlich Kleinbesitzer, also Mit-Ausbeuter; Krieg, Inflation, die neue Krise enteigneten sie. Selbstverständlich bildet die Arbeiterschaft nach wie vor den großen Kern des Proletariats, und alle Ehre den Arbeitern! Aber es gibt keinen Grund, eine revolutionäre Politik ausschließlich den Interessen dieses einen Standes zu widmen. Das wollen seine Verantwortungsvollsten und Klügsten auch selber nicht. Wie töricht handeln demnach Wortführer des Antikapitalismus, des Klassenkampfs, nämlich des Kampfs für die Befreiung der gesamten proletarischen Klasse, wenn sie dem Besitzbürger dauernd „den Arbeiter" entgegenstellen, einzig ihn, wenn sie von „Arbeiterparteien", „Arbeiterklasse", „Arbeiterstaat" sprechen — wodurch kein andrer Effekt erzielt wird als der, daß unzählige Arbeitende, die nicht Arbeiter sind und doch Proleten, sich befremdet, ja vor den Kopf gestoßen und vom Mittun abgeschreckt fühlen. Ganz schwerer, zu spät erkannter, noch längst nicht ausgerotteter Fehler! Zu schweigen von dem Widerwillen, der in jedem Saubergesinnten, zumal in jedem saubergesinnten Arbeiter, entstehen muß, wenn exzentrische Börsenmakler-Eleven oder akademisch gebildete Tendenzlyriker oder verunglückte Gerichtsvollzieher oder Journalisten, die es wurden, nachdem das Staatsexamen sie zweimal ausgespien hat, sich in revolutionären Versammlungsreden als „wir Arbeiter" empfehlen — womit ich aber nicht etwa behaupten will, daß dieses Heuchelgesocks der Wahrheit in allen Fällen dann näherkommt, wenn es sich als „wir Proletarier" anpreist.

Zweite These: Einigung des Proletariats erfolgt sicherlich nicht so, daß zwischen sozialdemokratischer und kommunistischer Parteibureaukratie ein Verständigungsfriede geschlossen wird. Eher fließt die Spree in die Oder. — Übrigens ist keine Erkenntnis in Deutschland verbreiteter als die Erkenntnis dieser Unmöglichkeit. (Die Möglichkeit wäre nichtmal eine Wünschbarkeit; Verständigung mit gewerbsmäßigen Preisgebern eines Gedankens wäre Preisgabe des Gedankens.) Sollen wir uns aber bei dieser Erkenntnis beruhigen?

Sollen wir neben den Ereignissen stehn, ihnen tatlos zusehen? Tatlos zusehen, wie die herrschende Klasse aus dem Lachen nicht herauskommt, weil die beherrschte ohne Ende gegen sich selber wütet? Wie der Gutsherr die ineinander krampfig verbissenen beiden Knechte nicht trennt, sondern treibt? Wie er einem dritten listig Geld gibt und ein Hakenkreuz und ihn noch dazuhetzt? Wie von den kleinen Errungenschaften der arbeitenden Klasse, den sozialen und selbst den demokratischen, eine nach der andern vor die Hunde geht? Welcher Proletarier, welcher Sozialist in Deutschland hätte die Stirn, hinzutreten und zu sagen: „Ja, das ist gut so; so soll es bleiben"? Aber der fromme Wunsch ändert nichts.

Brauchen wir — These 1 — die Einigung des Proletariats und kommt sie — These 2 — durch Verhandlungen zwischen SPD und KPD niemals zustande, dann muß von einem andern Punkt her ein Vorstoß gewagt, dann muß eine neue Quelle politisch-schöpferischer Kraft erschlossen werden: allen Grinsern, allen „Utopie!"-Meckerern zum Trotz.

Ein Moses zwar, der an den Fels schlüge und die Quelle springt, lebt uns nicht; die Zeiten der Legende sind dahin. Vorsichtig zu Werke gehende Vernunft kann die rasche Magie ersetzen.

*

Es gibt eine Reihe kleiner revolutionär-sozialistischer oder, was begrifflich dasselbe ist, kommunistischer Gruppen, die teils durch Abspaltung von den beiden Großparteien, teils durch Urzeugung entstanden sind und trotz mannigfacher Unterschiede einander programmatisch so nahe stehen, daß nur ein ganz unfruchtbarer Eigenbrödler- und Kantönligeist, ein wahrhaft konterrevolutionärer Geist sie hindern könnte, ihre Kräfte zu verbinden und dadurch zu vervielfachen. Ich habe Grund zu der Annahme, daß in den Mitgliederschaften jener Gruppen grade die besten Köpfe und Herzen diese Auffassung teilen. Wunschvorstellungen aber genügen nicht; es muß endlich gehandelt werden. Nicht, als wollte ich mit aufgekrempelten Ärmeln Aktion gegen Diskussion ausspielen; erst nachdem man gründlich diskutiert hat, kann man agieren. Aber mir scheint, es ist hinreichend diskutiert worden; jahrelang; die Beteiligten wissen, was sie trennt, was sie eint. Ist das Einende stärker, dann in drei Teufels Namen endlich ran an die Aktion!

*

Was ist das Trennende? Was das Einende? Wie müßte sie aussehn, die Aktion?

Ein paar Beispiele des Trennenden: Der Leninbund steht sehr kritisch zur Stalinschen Sowjetunion; die Mehrzahl der übrigen Gruppen, voran die KPD-Opposition, sieht in der Sowjetunion den verheißungsvollen Anfang, das Fundament, auf dem weiterzubauen ist. Die Industrieverbände leiten ihr Dasein her von einem Ausmarsch aus den Gewerkschaften; die Mehrzahl der übrigen Gruppen hält oppositionelle, revolutionierende Arbeit in den Gewerkschaften für unerläßlich. Der Jungproletarische Bund neigt zu anarchoïden Losungen; der Mehrzahl der übrigen Gruppen ist klar, daß man durch die Diktatur des Proletariats hindurchmuß, um zum klassenlosen Staat, und durch den klassenlosen Staat hindurchmuß, um zur herrschaftslosen Gesellschaft zu gelangen. Der Bund freier sozialistischer Jugend scheut ein bißchen vor Programmatik, vor dogmatischen Festlegungen zurück; die Mehrzahl der übrigen Gruppen wünscht prinzipielle Klärungen. Die Gruppe Revolutionärer Pazifisten pflegt eine bestimmte Ideologie und Methodologie der Kriegsverhinderung; die Mehrzahl der übrigen Gruppen lehnt gewisse Teile dieser Doktrin (Ausbau des Kelloggpakts; Dienstverweigerung) ab. Zu den Gruppen, die ohne ein der Mehrzahl der übrigen unangenehmes Steckenpferd

auskommen, gehört meines Wissens der Sozialistische Bund. Aus diesem Grunde und wegen der unbestrittenen Autorität seines greisen, jugendfrischen Führers Georg Ledebour scheint mir dieser Bund, mag er auch zahlenmäßig nicht der stärkste sein, zur Führung der Gruppen berufen.

Was aber eint sie?

Viererlei.

Erstens die sozialistische Zielsetzung.

Zweitens die Erkenntnis, daß nicht die Formaldemokratie, nicht der Stimmzettel den Weg zum Sozialismus bahnt; daß die Expropriateure sich nicht freiwillig, sich nicht widerstandslos expropriieren lassen; daß der Sieg der Unterdrückten über die Unterdrücker demnach erkämpft sein will. Zur sozialistischen Zielsetzung tritt die revolutionäre Weglehre.

Drittens eint sie das Wissen um die Fundamentalität des Ökonomischen und die Einsicht, daß Kulturpolitik außerhalb des Sozialismus keine Chance hat. Eine Hauptquelle der Kriege, zum Beispiel, erblicken sie in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, und sie sehen jeden Kampf für den Frieden als illusorisch an, der nicht zugleich Arbeit für die soziale Revolution ist. Erst auf einer sozialistischen Erde wird ewiger Völkerfriede möglich sein.

Viertens eint alle diese Gruppen die Überzeugung, daß für das gemeinsame Ziel im Rahmen der heutigen KPD so wenig wie im Rahmen der SPD ersprießlich gearbeitet werden kann. Nicht, daß diese Parteien oder auch nur ihre Führergremien aus lauter Trotteln und Schuften bestünden. Das glaubt niemand; und es wäre lächerlich, sich so zu stellen, als glaubte mans. Aber beurteilt werden müssen die Parteien nach ihren Taten, das heißt nach ihren tonangebenden Cliquen. Die Kommunistische Partei, deren große strategische Linie zu bejahen bleibt (und deren Verfolgung durch diesen Staat uns berührt, als träfe sie uns selbst), gefällt sich in einer wilden, psychologielosen, sturen, dem Effekt nach gegenrevolutionären Taktik. Parteimitglieder, die diese Taktik zu kritisieren wagen, werden achtkantig hinausgeworfen. Gegen sie und gegen andre in Einzelheiten abweichende Kampfnachbarn und Zielgenossen ist kein Mittel zu schlecht, keine Lüge zu gemein, keine Fälschung zu plump, keine Ehrabschneiderei zu dreckig, keine Verleumdung zu dumm. Das schmierigste Journalistengesindel des Kontinents wird gegen sie eingesetzt. Die Sozialdemokratische Partei hat ihre Metamorphose aus einer sozialistischen in eine republikanisch-konservative, will sagen die gegenwärtige „Ordnung" stützende Partei so gut wie vollendet. Rebellen gegen diesen Umwandlungsprozeß sind da; aber sie rebellieren nur literarisch. Rebellieren sie einmal in der Tat, durch die Tat, durch einen Disziplinbruch etwa im Reichstag — auf dem nächsten Parteitag kuschen sie wieder. Übrigens soll man den Männern um Seydewitz Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zur Kommunistischen Partei können sie sehr begreiflicherweise nicht übertreten; und in die Luft treten wollen sie nicht. Mithin bleibt ihnen nur übrig, zu bleiben und Bittres zu schlucken, während ihnen das Herz viel mehr danach

stünde, den Andern Saures zu geben. Möglicherweise würde sich ihr Verfahren ändern, wenn statt der Luft, in die sie träten, Etwas dawäre, worauf sie treten könnten...

*

Das also trennt, das also eint die Gruppen, von denen ich spreche. Wiegt nicht das Einende zehnfach schwerer als das Trennende? Ich glaube, man muß zu diesem Ergebnis gelangen, wenn man die Dinge unter einer andern Perspektive sieht als unter der des Sektiererwinkels. Zumal das Trennende in manchem Punkte nicht so sehr Gruppe von Gruppe wie Person von Person scheidet und durch die Systematik der Zusammenarbeit vielleicht langsam an Kontur verlöre, ja verschwände. In gemeinsamer Aktivität zielgenössisch Verbundener schleifen sich kleine Gegensätze ab. (Ich höre den Einwand: „Ja oder Nein zur Sowjetunion, das ist doch kein ‚kleiner Gegensatz'!" Stimmt. Aber es wäre da sehr wohl ein Ausgleich denkbar, der an der Solidarität mit der Sowjetunion so wenig Zweifel läßt wie an der Erforderlichkeit internationalen proletarischen Zusammenhalts überhaupt, einschließlich der Notwendigkeit einer zentralen Verwaltung der klassenlosen Gesellschaft der Zukunft, aber für die revolutionäre Verwirklichungspolitik in vorrevolutionären Ländern internationalen Zentralismus — Diktat, nicht Rat etwa — ablehnt.)

Immerhin: das Trennende bedeutet wohl einstweilen zuviel, um eine Verschmelzung der Bünde zu Einem Bund zu gestatten; schon die Entrüstungsrufe der Orthodoxen: „Mischmasch! Einheitsbrei! Wirrwarr!" verdürben den Plan. Aber es bedeutet bestimmt zu wenig, um einen Zusammenschluß zu verbieten, der den einzelnen Bünden ihre programmatische und organisatorische Selbständigkeit ließe.

*

Für einen Zusammenschluß dieserart plädiere ich. Für ein KARTELL REVOLUTIONÄR-SOZIALISTISCHER GRUPPEN. Dessen Organisationsform sich freilich vom Typus des Kartells in einem wesentlichen Punkte unterschiede.

Kartell — das ist ein Bund von Bünden. Dieses hier müßte seine Tore auch Einzelpersonen offenhalten. Warum? Weil unter Hunderttausenden sozialistisch gesinnter Proletarier in Deutschland, die politisch heimatlos sind, ein Hunger nach Heimat herrscht, den zu befriedigen suchen der Verwirklichung des Sozialismus dienen heißt. Von den 13 165 522 Reichstagswählern, die bei den letzten Wahlen für die sozialdemokratische und für die kommunistische Liste stimmten, waren fast zwölf Millionen weder dieser noch jener Partei als Mitglieder angeschlossen. Gewiß sind unter den zwölf Millionen eine Unmenge gedankenträger, indifferenter, egozentrischer, opferunlustiger Leute; gleichfalls eine Unzahl verschwommener Gefühlssozialisten; wer aber wollte bezweifeln, daß auch Millionen darunter sind, denen es an dem guten Willen, in einer großen Gemeinschaft für den Sozialismus zu arbeiten und zu kämpfen, nicht fehlt und die aus bestimmten, klaren, hörenswerten, gradezu richtigen Gründen diese Ge-

meinschaft weder in der SPD noch in der KPD sehn? Sie wählen am Wahltag nach dem Prinzip des kleinsten Übels; man sollte ihnen den Anschluß an eine politische Organisation ermöglichen, die sie nicht als Übel zu deuten brauchten. Man sollte ein Becken schaffen, das keineswegs nur die „Strömungen" aufnimmt, die revolutionär-sozialistischen jenseits SPD und KPD, keineswegs nur die Kollektive, sondern auch allen atomisierten Sozialismus, alle Einzelnen, alle Tropfen. Sammeln! Darauf kommt es an.

Die Einzelmitglieder müßten sich innerhalb des Kartells zu einer Gruppe vereinigen dürfen, die im Aktionsausschuß neben den Vertretern der Bünde ihre Vertretung hätte.

Das Ganze: eine Mischform, gleich weit entfernt vom festgefügten Bund wie vom lockern Zweckverband; kein Partikularismus der Gruppen, aber auch kein Unitarismus. Was sich später aus dem Gebilde entwickeln wird, ist eine Frage, die im Anfang ruhig offen bleiben darf. Hätte ich nicht die Hoffnung, daß die Gruppen allmählich ineinanderwachsen, daß von rechts und von links her viel Masse ankristallisiert, daß dies Kartell schließlich zur Brücke wird zwischen Dem, was hochwertig, kraftvoll, zukunftsträchtig ist in der Kommunistischen Partei, und den ehrlichen aber ohnmächtigen Sozialisten in der Sozialdemokratie — dann schlüg ich nicht vor, was ich vorschlage. Es wäre verfehlt, eine neue Partei morgen gründen zu wollen; es wäre ebenso verfehlt, Möglichkeiten zu drosseln, die entstehn, wenn aus Starrem Bewegung wird, und die endlich, endlich zu großer Verwirklichung führen können. Jawohl, A. Sch. in der ‚Arbeiterpolitik' hat recht, wenn er sich scharf gegen die Propagierung eines Parteigebilds wendet, das nur „ein neuer Damm gegen den Kommunismus sein würde". Heute ist die Kommunistische Partei selber ein solcher Damm; und es könnte die Zeit kommen, wo man ihn durchstößt. Jahr um Jahr von außen an der „Gesundung" dieser Partei arbeiten — prächtiger Arzt-Idealismus! Ich fürchte bloß: vergeudete Kraft.

*

Ein Bündnis der freien revolutionären Sozialisten ist wenig, ist nur ein Anfang, ist ein winziger erster Schritt zur Roten Einheit. O tut ihn! So geringfügig er wäre — er wäre Tat, er würde hinausführen aus der Öde, aus der Hoffnungslosigkeit. Erfolggarantien sind hier nicht gegeben; aber es gibt Manches, was Mancher in den Fingerspitzen hat. Eine Sehnsucht liegt in der Luft, die erfüllt sein will. Wie billig, hier zu spotten; über das Sammelsurium von Zwerggrüppchen, oder ähnlich. (Was haben denn die deutschen Mammutparteien an sozialistischer Wirklichkeit zuwege gebracht?) Weit kostspieliger: die Kräfte zu erkennen, die grade in diesen unabhängigen kleinen Bünden wirken, und die Parallelität ihres wesentlichen Wollens. Da sind erprobte Praktiker des Klassenkampfs; da ist beste linke Jugend; da sind in bedeutender Zahl Theoretiker und Publizisten — sie reden Alle ein klein wenig eine andre Sprache, sie müssen zueinander. Als eingefleischter Theoretiker sag ich: Theoretisieren wir nicht zuviel! Zwar keine Verwaschenheiten (also ohne Demokraten; ohne Syndikalisten; ohne umgekippte

Nationalisten); doch auch, bitte, nicht allzu, allzu dogmenstreng! Anerkennt, zum Beispiel, den Inhaltswandel des Begriffs ‚Proletarische Klasse'; anerkennt die Umstrittenheit des Historischen Materialismus! Wir müssen zueinander. Um gemeinsam in Fluß zu bringen, was stockt. Seien wir jung, unstarr, bewegt, bewegend! Vielleicht hilft gar nichts; aber hilft Etwas, dann Das.

Groupons-nous, et demain ... /

Die getarnte Schupo von Jakob Links

Wenn man sich die Auffassung leitender Beamter im berliner Polizeipräsidium und im Preußischen Innenministerium über die augenblickliche innerpolitische Lage zu eigen macht, so muß man mit ihnen den unmittelbar bevorstehenden Bürgerkrieg erwarten. Wiederum, wie in den Tagen vor dem unglückseligen Mai 1929, vertreten unsre beamteten Hüter der Ruhe und Ordnung die These, daß nur äußerste Strenge und rücksichtsloses Vorgehen die unruhige Masse im Zaum halten könne. Wiederum zucken sie höhnisch die Achseln über den Laien, der ihnen etwa auseinandersetzt, daß es im Mai 1929 nur deshalb zu Unruhen in Berlin kam, weil der damalige Polizeipräsident die Demonstrationen verboten hatte; überall sonst im Reiche war es völlig ruhig geblieben, aus dem einfachen Grunde, weil man dort die üblichen Aufmärsche gestattet hatte. Druck von oben erzeugt allemal Gegendruck von unten — eine Formel, die von jeher in der Geschichte gilt. Die deutsche Sozialdemokratie insbesondere ist eine Nutznießerin dieser Formel gewesen: sie verzehnfachte sich unter dem Sozialistengesetz, das erlassen worden war, um die Bewegung zu erledigen.

Herr Severing denkt heute anders, denn er ist ein Staatsmann geworden. Freilich ein Staatsmann, dem beide Hände gebunden sind. Nur einen einzigen Finger hat man ihm freigegeben. Und mit diesem Finger regiert er, regiert er gegen die Kommunisten. Freilich auch nicht nach eigner Willkür, sondern je nach den Bedürfnissen und im Auftrage der preußischen Regierungskoalition und der noch weiter nach rechts orientierten Reichsregierung. Das wahre Wesen eines Staatsmannes zeigt sich darin, ob und wieweit er versteht, es allen denen recht zu machen, die mit ihm und hinter ihm den Staat beherrschen. Karl Severing, durch langjährige Ministerschaft im Reich und in Preußen von den letzten Staubkörnchen der blauen Metallarbeiterbluse befreit und in allen Kompromißsätteln gerecht, ist in den letzten Wochen doch mit all seiner Kunst erheblich in Verlegenheit gekommen. Es gibt eben Situationen, in denen man nicht allen Herren zugleich dienen kann.

Nehmen wir die Geschichte der Spartakiade. Es ist allgemein bekannt, daß dieses Arbeitersportfest erst erlaubt und dann verboten, dann noch einmal erlaubt und schließlich endgültig verboten wurde. Auch die Gründe wurden jedesmal bekanntgegeben. Sie klangen so wenig plausibel, daß wohl auch der naivste Zeitungsleser ahnte, es seien nicht die wahren.

Und manch einer hatte wohl auch das instinktive Gefühl, daß in den Zimmern des gelbgetünchten Palastes Unter den Linden der große Severing, von Gewissenskonflikten geplagt, Gegenorder auf Order gab und schließlich selbst nicht mehr wußte, was er zuletzt angeordnet, noch gar, wen er mit seinem endgültigen Verbot vor den Kopf gestoßen und wem er genützt hatte. Er wollte es allen recht machen und am rechtesten natürlich seiner Sozialdemokratie — aber die Koalition im Reich war stärker, und so fügte er sich ins Unvermeidliche.

Es ist nämlich falsch zu glauben, daß Severing froh war, die Spartakiade endgültig unterdrücken zu können. Viel, viel lieber hätte er sie zugelassen, denn von kommunistischer Seite hatte man ihm vorher deutlich zu verstehen gegeben, daß der Volksentscheid des Stahlhelms vor der Tür stehe. Was hat der Volksentscheid mit der Spartakiade zu tun? Oh, sehr viel! Und Genosse Severing begriff es sofort: der Stahlhelm-Volksentscheid kann nur dann einen Erfolg haben, wenn außer der Rechtsopposition mindestens auch ein Teil der Kommunisten seine Stimme abgibt. Möglich, daß der Volksentscheid auch so gelingt — mit den kommunistischen Stimmen ist das Ergebnis bombensicher. Ein ganz einfaches Rechenexempel, das Severing und Braun schon wiederholt ganz heimlich still und leise für sich ausgerechnet haben.

Das erste Verbot der Spartakiade mußte erfolgen, da man gleichzeitig den Propagandafeldzug von Goebbels, der mit dem Stadion-Sportfest seinen Höhepunkt erreichen sollte, erfolgreich stoppte. Aber während Goebbels darauf verzichtete, mit Severing in Unterhandlungen zu treten, kam mit dem Spartakiade-Ausschuß eine Vereinbarung zustande, die es dem preußischen Innenminister durchaus möglich machte, das Verbot wieder aufzuheben. Tatsächlich ließ sich ja auch der Charakter dieses Arbeitersportfestes, an dem übrigens auch zahlreiche sozialdemokratisch orientierte Sportverbände teilnehmen sollten, in keiner Weise mit dem S.A.-Aufmarsch im Stadion vergleichen, der Goebbels die ersehnten Gelder für die Weiterführung seines völlig verwahrlosten Zeitungsbetriebes einbringen sollte.

Die preußische Regierungskoalition war oder schien mit dem zurückgezogenen Spartakiadeverbot stillschweigend einverstanden. Nicht so die Reichsregierung. Es begannen erregte Rede-Duelle zwischen dem Haus Unter den Linden und dem Haus am Platz der Republik. Immer wenn Wirth den Republikaner markiert, gleicht er einem lendenlahmen Krüppel, dagegen strotzt er von Kraft, Energie und Gradlinigkeit, wenn es sich darum handelt, eine reaktionäre Tat zu begehen. Wie er beim Remarque-Film-Skandal im Dezember über Severing siegte, so auch diesmal mit seiner Forderung, die Spartakiade dürfe nicht stattfinden. Severing unterwarf sich — man suchte nur noch nach einer Formel, die seine Niederlage nach außen hin etwas verdecken sollte. Zweifellos hätte man sie gefunden, da kam der Glückszufall: die kommunistischen Krawalle in der Frankfurter Allee. Ein Glückszufall mehr für Wirth als für Severing und die Sozialdemokratie: denn hätte man vorher vielleicht, als Kompromiß, das Arbeiter-Sportfest

nicht vollkommen verboten sondern nur erheblich eingeschränkt, so mußte man nunmehr jede Rücksicht auf den kommenden Volksentscheid fallen lassen. Ein Polizist erschossen — darauf gibts seit Olims Zeiten nur eine Antwort.

Severing, Braun und Grzesinski sind sich völlig im Klaren über die wahrscheinlichen Folgen ihres mit dem Spartakiade-Verbot begonnenen Feldzugs gegen die Kommunisten. Sie haben ihn diesmal wahrlich nicht gern begonnen, aber nachdem der erste Schritt auf Befehl des Zentrums getan werden mußte, gibt es keinen Stillstand und erst recht keinen Schritt zurück mehr. Den politischen Maßnahmen, auch den verhängnisvollsten und widersinnigsten, wohnt eine politische Logik inne, der sich niemand entziehen kann. Auf das Verbot des Sportfestes folgt jetzt das Verbot der ‚Roten Fahne'. Und schon erwägt man ein Verbot der ganzen kommunistischen Partei in Preußen. Man muß es erwägen, denn der Terror von oben hat die Massen derart radikalisiert, daß man immer nur mit noch größerm Terror antworten kann. Ein blutiger Treppenwitz der Weltgeschichte, daß die Sozialdemokraten heute mit eben denselben brutalen Zarenpolizeimitteln das Land beherrschen müssen, gegen die sie fünfzig Jahre lang das Gewissen der ganzen Welt aufgerufen haben.

Der Fall des Schupowachtmeisters Nietz, um dessentwillen die ‚Rote Fahne' verboten wurde, ist mehr als in einer Hinsicht charakteristisch. Unter dem Druck der sensationellen Aussage dieses Beamten vor Gericht hat das Polizeipräsidium in einer öffentlichen Erklärung jetzt zugeben müssen, daß es üblich sei, Schutzpolizeibeamte in Zivil unter die Menge zu verteilen. Diese Erklärung wurde in der Presse veröffentlicht und von einem großen Teil bürgerlicher Zeitungen in gebührender Form gewürdigt. In der Tat mußte es aufs Höchste befremden, gelegentlich zu erfahren, daß Preußens Polizei mit Tscheka-Methoden arbeitet. Die Kriminalpolizei hat die Pflicht, sich zu tarnen, um Verbrechen besser auf die Spur zu kommen. Die Schutzpolizei aber ist die uniformierte Schützerin des Staates und tritt als solche offen und mit allen erdenklichen Hilfsmitteln versehen dem Gegner entgegen. Nun also hörten wir plötzlich, daß seit Jahr und Tag Schutzpolizisten als Arbeiter verkleidet sich unter die Menge mischen, um dann, wenn eine strafbare Handlung begangen werden soll, flugs den Revolver aus der Tasche zu ziehen.

Nach dem letzten Schießerlaß von Severing soll der Polizist nicht mehr wie bisher zunächst nur Schreckschüsse in die Luft abgeben sondern möglichst sofort scharf schießen. (Auch dieser Erlaß beweist wiederum, wie man sich im Innenministerium praktisch auf den Bürgerkrieg vorbereitet). Also auch der getarnte Schutzpolizist, der mitten in der Menge steckt, soll schießen. Vielen von uns wird ein Licht aufgehen: hat man nicht schon hundertmal gehört, daß bei irgendwelchen Demonstrationen „plötzlich ein Schuß aus der Menge fiel" und daß daraufhin die Schutzpolizei entweder ebenfalls schoß oder wenigstens mit Gewalt vorging. Man darf also nach dem Eingeständnis des Polizeipräsidiums von jetzt an leise Zweifel darüber hegen, ob plötzlich aus der Menge fallende Schüsse von

einem Demonstranten selbst stammen oder aber von einem getarnten Schutzpolizisten. Der braucht seinen Revolver durchaus nicht etwa in provokatorischer Absicht gezogen zu haben, er glaubte sich vielleicht in Bedrängnis oder hielt es für nötig, seinen Kollegen in Uniform ein Zeichen zu geben. Aber kann irgend jemand in solchen Situationen unterscheiden, wer geschossen hat? Eine höllische Situation übrigens für den einzelnen Beamten. Er muß sich auftragsgemäß unter die Massen mischen und unter Umständen sofort Verhaftungen vornehmen. Das kann ihm übel bekommen: das mindeste, was ihm passiert, ist die gewaltsame Entwendung seines Dienstrevolvers durch die mit Recht empörte Menge.

Nun hatte die ‚Rote Fahne' behauptet, aus der Aussage des Schupowachtmeisters Nietz ginge hervor, daß die getarnten Beamten durchaus nicht etwa nur die Aufgabe hätten, bedrohliche Situationen im Keim zu ersticken, sondern daß sie solange mitzumachen hätten, bis die uniformierte Polizei in Aktion tritt. Es ist in den letzten Jahrzehnten kein schwererer Vorwurf gegen die Polizei erhoben worden als dieser. Das Polizeipräsidium hat sich denn auch beeilt, in seiner Erklärung mit Entrüstung die Behauptung einer provokatorischen Tätigkeit seiner Beamten zurückzuweisen. Aber diese Erklärung selbst hat eine eigentümliche Geschichte: sie existiert in zwei Fassungen. Die erste Fassung, die der Presse zunächst mitgeteilt wurde, hinterließ einen derartig ungünstigen Eindruck bei den Journalisten, daß man im Polizeipräsidium mit höchster Hast einen sehr wichtigen Satz nachträglich herausstrich. In diesem Satz hieß es etwa, daß sich der getarnte Beamte, in diesem Falle also der Schupowachtmeister Nietz, auftragsgemäß dem Vorgehen der Menge „eingefügt" habe, als diese daran ging, sich mit Pflastersteinen zu bewaffnen. Ein höchst aufschlußreiches Bekenntnis! Denn wenn es wirklich stimmt, daß der getarnte Beamte lediglich die Aufgabe hat, sich sofort zu erkennen zu geben, so wie die Situation bedrohlich zu werden beginnt, so hätte er doch auf keinen Fall die Bewaffnung mit Steinen dulden dürfen! Er hat es aber nicht nur geduldet sondern hat feste mitgemacht, ganz so als sei er selbst ein Kommunist. Und auch das, gerade das, war seine Aufgabe. Er ist dafür noch belobigt worden.

An diesem Tatbestand ist nicht zu rütteln, er entstammt einer amtlichen Erklärung des Polizeipräsidiums. Freilich wurde sie nachher „überarbeitet". Ein deutlicheres Schuldbekenntnis läßt sich nicht denken. Wie lange glauben Severing und Grzesinski mit diesen Methoden Ruhe und Ordnung wahren zu können? Offener Terror ist schlimm, viel verhängnisvoller aber ist ein getarnter Terror, der sich vor der Öffentlichkeit den Anschein gibt, nur eine moralisch berechtigte Abwehrmaßnahme zu sein. Mit als Arbeiter verkleideten Schupos, die Steine werfen, ist kein Staat zu machen und erst recht kein Staat zu verteidigen.

Näheres darüber und über die Folgen mögen Innenminister und Polizeipräsident in den Vorkriegsbänden des ‚Vorwärts' nachlesen, falls diese nicht auf Grund der Notverordnungen längst eingestampft sind.

Gewerkschaft der Schriftsteller

von Erich Mühsam

Als vor einigen Wochen Frau Käte de Neuf ihren tapferen, selbstlosen Kampf gegen die Bureaukratie der Schauspielerorganisation, die sich mit Unrecht Bühnengenossenschaft nennt, an dieser Stelle in die Öffentlichkeit hinaustrug, mochten die von ihr mitgeteilten Tatsachen den in benachbarten Bezirken Heimischen zwar in Einzelheiten überraschen, — an ihrer Schilderung der allgemeinen organisatorischen Verhältnisse aber verblüffte nur die zwillinghafte Ähnlichkeit mit den inneren Zuständen in verwandten Verbänden frei schaffender Erwerbstätiger. Sollte ich durch meinen Vergleich des Regimes Wallauer mit der Leitung der größten deutschen Schriftstellerorganisation Geheimnisse des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller profaner Zeugenschaft preisgeben, so sind es nur solche, deren peinliche Düfte längst den Weg ins Freie gefunden haben und den Eingeweihten ohnehin oft genug der Frage Außenstehender aussetzen: Was geht eigentlich im SDS vor?

Ich darf es mir ersparen, die zahllosen Vorwürfe aufzuzählen, die von einer in der berliner Ortsgruppe des Verbandes schon zur Mehrheit angewachsenen Opposition gegen den Vorstand erhoben werden, und auf Angriffe gegen bestimmte Personen will ich grundsätzlich verzichten, weil sie, berechtigt oder nicht, vom notwendigen Kampf gegen die im System begründeten Mißstände abführen. Auf den SDS trifft genau das zu, was Walther Karsch (in Nummer 24) mit Bezug auf die Bühnengenossenschaft als den „Tenor aller Klagen" so formuliert hat: „... die Leitung ... sei verkalkt, sie laufe in völlig ausgetretenen Bahnen, es würden keine neuen Wege zur Überwindung der katastrophalen Zustände gesucht". Auch daß diese Behauptung sich bei der Lektüre des Verbandsorgans nur bestätigt, kann im ‚Schriftsteller' so gut wie im ‚Neuen Weg' nachgeprüft werden. Frau de Neuf stellt für die Bühnengenossenschaft mit überzeugenden Angaben fest, daß das Präsidium, verborgen hinter einem jeder Kontrolle entrückten, selbstherrlichen Wirtschaftsgebaren, den Verwaltungsetat der Organisation ungebührlich aufbläht und darüber die berechtigten Ansprüche der Mitgliedschaft auf Wahrung und Förderung aller ihrer sozialen und beruflichen Interessen, zumal auch im Falle der Erwerbsunfähigkeit und Erwerbslosigkeit zu kurz kommen läßt. Die Beanstandungen der Geschäftsführung im SDS laufen in derselben Richtung. Frau de Neuf beschwert sich, daß Anfragen an die Führung, die Klarheit schaffen sollen, nicht oder unsachlich beantwortet werden. Dieselben Beschwerden auch bei uns. Frau de Neuf berichtet, daß ihre Kritik, ihre Zweifel, ob rationell gewirtschaftet würde, Anlaß wurden zu Entrüstungsstürmen gegen die Anklägerin und denn auch ein Ausschlußverfahren herbeiwehten, da sie „das Ansehen der Genossenschaft in gröblicher Weise geschädigt habe." Genau unser Fall. Zwei oppositionelle Mitglieder des Schriftstellerverbandes — beide übrigens keine politisch Radikalen — haben es sich im besonderen Maße angelegen sein lassen, das Verhalten des Hauptvorstandes zu überwachen. Ihre ganz auf die Wahrung der Mitgliederinteressen gerichtete

Wachsamkeit veranlaßte sie zu deutlicher Kennzeichnung der ihnen unhaltbar scheinenden Vorgänge. Der Vorstand suchte aus der Fülle ihrer prinzipiellen Beanstandungen die wenigen Punkte heraus, die aus völlig ungeklärten, unkontrollierbaren Absonderlichkeiten irrige Vermutungen ableiteten, konstruierte hieraus Beleidigungen, Verleumdungen und das erforderliche verbandsschädigende Verhalten — und schmierte die Ausschlußguillotine. Es handelt sich um ein berliner Mitglied und um den Vertreter eines großen Gaues. Beide haben in der Delegiertenversammlung im Auftrage derer gesprochen, deren Vertrauen sie hatten; beide wurden daraufhin persönlich hergenommen. Man versuchte, ein Exempel zu statuieren, das die Opposition insgesamt treffen und abschrecken sollte.

In einer Hinsicht ist die Schriftsteller-Opposition wesentlich günstiger gestellt als die Opposition der Bühnengenossenschaft. Die Kommunisten sind von Frau de Neuf abgerückt, weil ihre Aktion nicht mit der Taktik der ganz schematisch und in Kunstdingen ahnungslos und unpsychologisch vorgehenden RGO-Zentrale übereinstimmte. Das wäre im SDS unmöglich gewesen. Hier hat die Opposition die gute Haltung gehabt, Herrn David Luschnat, obwohl er in vielem ganz selbständig vorgegangen war, für die Wahl in den Vorstand der berliner Ortsgruppe vorzuschlagen, und das unmittelbar nachdem der Hauptvorstand — unter Teilnahme von Scherbenrichtern, gegen die selbst Ausschlußanträge von oppositionellen Mitgliedern eingebracht sind — seinen Ausschluß verhängt hatte. Die letzte Mitgliederversammlung, die sehr stark besucht war, hat zum Zeichen, daß sie den Ausschluß nicht anerkennt, Luschnat die meisten Stimmen gegeben, die überhaupt auf einen der Beisitzer-Kandidaten entfielen. Gegen ein Regiment von oben, das seiner diktatorischen Machtansprüche wegen beseitigt werden soll, kann nur in einiger Kameradschaft der Unzufriedenen gekämpft werden. Kameradschaftliche Einigkeit aber kann da nicht erreicht werden, wo eine Gruppe ihrerseits wiederum autoritäre Ansprüche stellt und die Kraft, die sich als Sturmbock exponiert, mitten im Kampf allein läßt.

Um den Kampf gegen eine unbeaufsichtigt schaltende Klüngeldespotie im Hauptvorstand geht es, nicht etwa, wie behauptet wird, um Verdächtigung einzelner Herren. Ich selber lehne es ausdrücklich ab, mir irgend einen ehrenrührigen Vorwurf gegen Vorstandsmitglieder zu eigen zu machen. Ich unterstelle als selbstverständlich, daß niemand sein persönliches materielles Interesse über Verbandsinteressen gestellt hat. Je weniger die grundsätzlichen Anklagen mit Moraluntersuchungen belastet werden, um so schwerer wiegen sie.

Aus dem Tatsächlichen nur eine kleine Auswahl: Seit Jahren wurde in der berliner Ortsgruppe um die Anerkennung als selbständiger Gau im Verbande gekämpft. Diese weitaus größte aller Gruppen unterstand nämlich in beschämender Abhängigkeit der Vormundschaft des Hauptvorstandes. Sie hatte, im Gegensatz zu viel kleinern Gruppen in der Provinz, keine eigne Kassenführung und konnte sogar neue Mitglieder nicht nach eigner Entscheidung aufnehmen. Es erfolgten Ablehnungen durch den Hauptvorstand unter fadenscheinigen Be-

gründungen, und zwar nur in Fällen, die eine Stärkung der Opposition erwarten ließen. Der Kampf gegen diese Entrechtung führte zu so scharfen Auseinandersetzungen, daß Herr Robert Breuer offen mit dem Ausschluß der ganzen Opposition drohte. In der Generalversammlung der berliner Ortsgruppe am zweiten März gelang es endlich, die Mehrheit dafür zu gewinnen, daß Berlin zum Gau des Verbandes erklärt wurde. Die Vorstandspartei schien es hinzunehmen. Jedoch: Bis zum heutigen Tage hat das Verbandsorgan von einer so folgenreichen Entscheidung überhaupt keine Notiz genommen; der Berichterstatter der Delegiertentagung, der frühere berliner Vorsitzende Doktor Bohner überging den Fall mit Stillschweigen, irgendeine Maßnahme, um den Entschluß praktisch wirksam zu machen, ist nicht erfolgt. Weiter: Bindende Beschlüsse, die den Vorstand verpflichteten, gegen reaktionäre Regierungsmaßnahmen (Unterdrückung der Meinungsfreiheit und also Beeinträchtigung der Arbeit vieler Schriftsteller) öffentliche Kundgebungen zu veranstalten, blieben unausgeführt, ebenso ein schon in der vorjährigen Delegiertenversammlung beschlossener Auftrag an den Vorstand, bestimmte Schritte zugunsten solcher Kollegen zu tun, die durch die Ausübung ihres Berufs in die Hände der politischen Justiz geraten sind. Die diesjährige Delegiertenversammlung war nicht nur höchst leichtfertig vorbereitet; sie wurde auch von denen, die sie einberufen hatten, durch unzulässige, einseitige und vor den Berlinern geheim gehaltene Beeinflussung der Gaudelegierten im Sinne der Vorstandsinteressen arbeitsunfähig gemacht. Durch höchst bedenkliche Machenschaften wurden die Mehrheitsbeschlüsse nach dem Willen der regierenden Gruppe gelenkt, mit der Wirkung, daß die Opposition, darunter fast sämtliche berliner Delegierte und alle Fachgruppen-Vertreter, den Saal verließen und die weitere Mitarbeit verweigerten. Danach erst lenkte man ein und nahm in Abwesenheit der Antragsteller einige ihrer Anträge an. Die große Mehrzahl der Anträge jedoch kam überhaupt nicht zur Verhandlung, und wenn die an diesem Ergebnis Schuldigen immer wieder in den Zeitungen erklären, im SDS sei alles in Ordnung, nur ein Haufen linksradikaler Stänkerer in Berlin erschwere die Arbeit, so ist festzustellen, daß nach dem Verlauf der Hauptversammlung zwei Gaue beschlossen haben, dem derzeitigen Vorstand die Beiträge zu sperren. Endlich: in der allerletzten Zeit hat der Hauptvorstand in Gemeinschaft mit dem nicht beauftragten Vorstand der Fachgruppe der Presse-Mitarbeiter statutswidrig und hinter dem Rücken der Mitglieder ein Übereinkommen getroffen, wonach die Fachgruppe mit ihren hundertneunzig Mitgliedern gegen Zusicherung bestimmter Vergünstigungen durch ein Kartellreglement aus dem SDS ausscheiden soll. Bei einer derart kraß verbandsschädigenden Abmachung der Verbandsleitung kann nur der Gesichtspunkt entschieden haben, die Opposition so empfindlich wie möglich zu schwächen. Die Angelegenheit ist natürlich noch nicht erledigt.

Hat man bei solchem Belastungsmaterial noch nötig, die völlig unklare Kassenlage im Verbande verwunderlich zu finden oder gar kriminell zu deuten? Nein, und hier liegt des gan-

zen Rätsels Lösung. Der Verband lebt nicht von seinen Beiträgen und gelegentlichen Spenden privater Gönner sondern in hohem Maße von Subventionen aus allen möglichen Ministerien und behördlichen Kanzleien. Handelte es sich nur um einen gesetzlich festgelegten Fonds aus dem Kultusministerium, so wäre das einfach der Unterstützung etwa der Volksbühne aus öffentlichen Mitteln gleichzuerachten, wennschon immer noch Gründe genug da wären, lieber auch darauf zu verzichten. Der SDS aber erhält Zuwendungen aus der Reichskanzlei, aus dem preußischen Innenministerium, aus wer weiß was für Kassen sonst noch. Niemand weiß, wie hoch diese Zuwendungen sind, niemand erfährt, in welcher Form sie erbeten und gewährt werden. Wenn immer wieder dunkle Posten im Etat des SDS auftauchen, die zu allem möglichen Gemunkel Anlaß geben, so kann man nicht einmal wissen, ob nicht vielleicht die Beschaffung von Subventionen selbst Ausgaben, natürlich finanziell durchaus lohnende, erfordert. (Ich will nicht sagen, daß ich das vermute; es soll bloß gezeigt werden, was für Vermutungen bei der finanziellen Geheimpolitik des SDS möglich werden.) Die Herren des Vorstands versichern glaubhaft, daß die Hergabe von Geld an den Verband noch niemals von irgend einer öffentlichen Stelle an irgend welche Bedingung geknüpft worden sei. Aber das ist auch gar nicht nötig. Trotzdem ist man berechtigt zu denken, daß der Polizeiminister den Schriftstellern zuliebe seinen Etat nicht belasten wird, wenn er nicht mit der Wurst nach der Speckseite werfen will. Ich halte es für zweifelhaft, ob alle Zuwendungen in voller Höhe weiter bezahlt worden wären, wenn der Schutzverband nach dem Willen der Opposition dauernd Alarm geschlagen hätte gegen die Kulturreaktion, gegen das klerikale Regiment im Staate, gegen alle die Dinge, die die Freiheit des Geistes beschränken; wenn er die sozialen Ungerechtigkeiten der Brüningschen Gesamtpolitik im Bunde mit den übrigen armen Bevölkerungsschichten durch Beteiligung an und Veranlassung von Massenprotesten laut beim Namen genannt hätte. Es braucht kein Wort weiter darüber verloren zu werden, daß die Erbittung und Annahme von Subventionen für eine wirtschaftliche Vereinigung verpflichtend und damit entwürdigend ist. Kein Mensch wird aber auch daran zweifeln, daß der Hauptvorstand, der so zäh auf seinem Posten sitzt und der so rigoros mit der Opposition verfährt, das in dem guten Glauben tut, nur so den Verband lebensfähig erhalten zu können. Denn nur er fühlt sich — und wahrscheinlich mit Recht — in der Lage, dank bester Beziehungen aus den verschiedenen Staatskassen soviel herauszulocken, daß der SDS halbwegs leben kann.

„Wie wollt Ihr die Organisation vor der Pleite schützen, wenn ihr aus lauter Charakter keine staatlichen Zuwendungen haben wollt?" Bei jeder Auseinandersetzung fragen uns die Herren das. Der § 1 der Verbandssatzungen bezeichnet den SDS in Klammern als „Gewerkschaft Deutscher Schriftsteller". Gibt es eine Arbeitergewerkschaft, die sich vom Staat aushalten läßt, um den Kampf gegen die Ausbeutung zu führen, die zu schützen die wirkliche Aufgabe des Staates

ist? Die Mittel, die den Arbeitern zu Gebote stehn, um die gemeinsamen Interessen zu wahren, sollten vielleicht auch für mehrere tausend Angehörige eines freien Berufes anwendbar sein. Die Schriftsteller würden die notwendigen Beiträge nicht zahlen können und wollen? So wie der Verband jetzt ist, könnte er allerdings auf freudige Opfer seiner Mitglieder schwer hoffen. Ein Verband Ausgebeuteter — und wie drückend die Ausbeutung der Autoren und der Journalisten durch die Buch- und Zeitungsverleger ist, davon macht sich der Fernstehende schwerlich einen Begriff — muß Wirkung sehn in der Arbeit seiner Interessenorganisation, um ihre Erhaltung nicht als Opfer zu empfinden. Solche Wirkung wird nicht ersetzt durch eine gelegentliche Rechtsberatung und allerlei gelenkige Diplomatie. Am wenigsten wird Opferfreudigkeit dadurch erzielt, daß die Leitung des Verbandes Methoden anwendet, die denen zum Verwechseln ähneln, denen der Ausgebeutete die Hauptschuld an seinem Elend beimißt. Um deutlich zu sein: das Verfahren der Breuer-Clique im Schutzverband, ebenso wie das der Wallauer-Clique in der Bühnengenossenschaft (in den Verbänden der Musiker und der bildenden Künstler soll es ganz ähnlich sein, nur daß sich dort anscheinend noch keine starke Opposition hervorwagt) entspricht der allgemein bemerkbaren Tendenz zur Fascisierung des politischen und wirtschaftlichen Lebens: alles Gute durch Zwang von oben; was gut, was schlecht ist, wird oben entschieden; wer etwas dagegen hat, wird — hier bildlich, dort tatsächlich — totgeschlagen.

Die berliner Ortsgruppe des SDS hat dieser Tage auf Vorschlag der vereinigten Opposition Herrn Jakob Schaffner zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Das ist geschehen, weil sich Herr Schaffner auf der Hauptversammlung im Mai zu einer grundlegenden Erneuerung der geistigen Prinzipien des Verbandes bekannt hat. Er will, daß die Schriftsteller ihre Interessen, ihre geistige Haltung und ihre kulturelle und künstlerische Mission einheitlich und in gemeinsamem Kampfe pflegen. Daß er das auf dem Boden einer auf sich selbst gestellten Gewerkschaft erreichen will, sicherte ihm das Vertrauen der Mehrheit. Worauf wir aber — dies ist meine Ansicht — hinstreben müssen, ist, über die Gewerkschaft hinauszugelangen und unsrer geistigen Solidarität die Form der sozialen Genossenschaft zu geben. Eine Autoren-Verlagsgenossenschaft, die unsre Abhängigkeit vom kapitalistischen Verleger zerreißt, ist keine Utopie, sondern eine Aufgabe überzeugten Willens. Genossenschaftliche Verbindung der Dramatiker mit den Bühnenkünstlern, der Bücherschreiber mit den Illustratoren, der Maler, Musiker, Bildhauer, Tänzer, aller Art Künstler zur gemeinsamen Aufnahme ineinanderfließender Arbeit — das wäre ein Ziel, das jedes Mitglied der Schriftsteller- oder der Schauspielerorganisation gern bereit machen würde, von seinen spärlichen Einnahmen die hungernden Kollegen über Wasser halten zu helfen und einer Zukunft Steuern zu zahlen, die den Geist der Freiheit und des Sozialismus in den Aufgabenkreis des Schrifttums und der Künste rückt.

Wiedersehen mit England von Wolf Zucker

Das Paßbuch hatte einige neue Stempel bekommen, nachdem man zahllose überflüssige Fragen des neugierigen Immigration Officers beantwortet hatte, durch den Zoll war man ohne Aufenthalt gekommen, und damit waren die Barrieren geöffnet, die dem Fremden den Eintritt auf „das grüne Eiland in der Silbersee" erschweren. Da war nun wieder England, wolkenüberhangen und dunstig in der Kühle des frühen Morgens. Wie auf geölten Schienen gleitet der Zug dahin, vorüber an Schafherden, die wohl im Freien übernachten, an Hopfengärten und erwachenden kleinen Fabrikstädten, über denen weiße Rauchwolken gegen den grauen Himmel stehen. Die Landstraßen ziehen sich glatt und schwarz neben der Eisenbahn nach Westen, London entgegen. Und da war sie wieder, diese einzigartige Stadt unter dem diffusen Licht einer weißen Sonne, die Bahnhöfe, die wie Kathedralen gebaut sind, die Straßen mit kilometerweit gleichen Häusern, die roten Omnibusse, die klappernden Pferdefuhrwerke am frühen Morgen und die Ausrufer für Zeitungen, Kohle und Milch. Die mitteleuropäische Zeit hatte ihre Gültigkeit verloren, sie war der Uhr des Big Ben um einige Jahrzehnte voraus, und vom Kontinent hatte man keine nähere Vorstellung als von Japan oder der Türkei.

Hatte sich viel in London verändert gegen früher? Man kam nicht dazu, sich solche Frage zu stellen, denn all diese Häuser, alte und neue, standen da so fest und überzeugend, daß es keinen Zweifel an ihrer Notwendigkeit von eh und je geben konnte. Jawohl, die Bank hat eine neue Fassade bekommen, aber von der alten ist sie kaum zu unterscheiden; gewiß, viele Gebäude werden aufgerichtet, in Fleetstreet sind sie noch immer nicht fertig mit den Neubauten der Zeitungspaläste, am Themse-Ufer baut sich der Englische Rundfunk, die BBC, ein Renaissanceschloß, in allen Stadtteilen arbeiten riesige Kräne an neuen Geschäftshäusern. Aber noch während des Bauens bekommt der neue Stein die weißgraue Farbe der ältern Häuser, und wenn das Gebäude fertig ist, so sieht es in seinem zeitlosen Mischmasch-Stil von Renaissance, normannischer Gotik und Eisenbeton so aus, als habe es immer dagestanden. Eine Katze wandert vom breiten Gesims des Nachbarhauses auf den Neubau hinüber, hält Mittagsruhe in der dünnschattenden Sonne, und damit ist der neue Bureaupalast aufgenommen in die Gemeinschaft Londons.

Ja, es ist diese Fähigkeit, das Neue sofort und reibungslos aufzunehmen in das gewohnte Alte, die Fähigkeit zu den fruchtbaren Kompromissen, die das Leben in England so angenehm macht. Natürlich gibt es Neuerungen, angefangen vom Familienbaden im Serpentine bis zum gitterlosen Naturzoo in Wipsnade, vom Dorchester Hotel, der teuersten Wohngelegenheit der Welt, bis zu den großartigen Rolltreppenanlagen im Untergrundbahnhof Piccadilly Circus. Aber das alles ordnet sich sogleich ohne Schwierigkeit ein in die Gesamtheit Londons mit seinen alten Höfen im Queen Anne-Stil und seinen fünfzig Barockkirchen. Da gibt es jetzt in ganz England pracht-

volle Autobusverbindungen durch das Land, täglich verkehren von London aus fahrplanmäßig direkte Wagen nach Schottland und nach Wales, nach dem Industrierevier und nach Cornwall, die, kaum teurer als die Eisenbahn, auf den wunderbar gepflegten Chausseen das schönste und modernste Verkehrsmittel darstellen. Aber diese Errungenschaft der modernen Technik verbindet sich sofort mit dem alten Stil der Überlandfahrt: Alle paar Stunden halten diese Luxusomnibusse in dem Hof eines alten, elisabethanisch anmutenden Gasthofs, um den Reisenden Zeit für eine Mahlzeit am braunen Holztisch zu geben, genau so wie früher die Postkutschen in den Inns haltmachten, um die Pferde zu wechseln. Noch heute tritt der behäbige Wirt des „Red Bull Inn" oder des „Golden Lion" vor die Tür, gleichsam um die ankommenden Reisenden freundlich aufzufordern, an seinem Tisch mit dem einfachen Mittagsmahl des Landes vorliebzunehmen.

So könnte man also jahrelang von England abwesend sein und bei der Rückkehr kaum etwas verändert finden. Es wäre leicht und gradezu eine Versuchung, sich stets aufs Neue in die Weite der Parks, in die stillen Straßen von Westminster, in den Menschen- und Autostrom von Oxfordstreet zu verlieren, man könnte wieder Wochen zubringen, ohne mehr zu sprechen, als nötig ist, um im Restaurant oder in der Teestube seine Mahlzeiten zu bestellen; als stets unbeachteter Fremder würde man in der Riesenstadt untertauchen und von den Fortschritten der Kultur, von Hakenkreuzpartei und Schienenzeppelin, von Ozeanflügen und Hoover-Plan nicht mehr bemerken als die „stunts" der Zeitungshändler.

Und doch gibt es ja eine Weltwirtschaftskrise, von der England nach den Zahlenangaben der Handels- und Arbeitsmarktstatistik nicht weniger hart betroffen wird als wir. Man hört Mitglieder der obern Mittelklasse — sie würden bei uns als reiche Leute gelten — sich bitter beklagen, daß sie ihre Treibhäuser nicht mehr aufrechterhalten können, man hört von den Zeitungsleuten, welche miserablen Honorare die Blätter jetzt anzubieten wagen, man sieht, wie die Geschäfte für jeden Preis ihre vollen Läger, Kleidung, Schuhe, Lebensmittelkonserven, loszuwerden versuchen, aber dies alles ist ja noch ein Anfang. Was Not heißt, die täglichen Hungerkrawalle, dreifache Polizeiposten, die verzweifelten Massen vor den Arbeitsnachweisen, das kennt man in England noch nicht. Aus den unerschöpften Reserven dieses Landes, in dem sich schließlich einmal der Reichtum der ganzen Welt konzentrierte, fließen vorläufig noch genug Mittel, um durch die gegenwärtige Krise hindurchzuhelfen. Die Kaufleute, die Wirtschaftstheoretiker allerdings sehen schwarz, ihr Pessimismus gilt nicht diesem Jahr oder dem nächsten sondern der ganzen Zukunft Englands. Sie sehen die Tage herannahen, wo die Vorräte der viktorianischen Zeit an Lebenskraft, an Behauptungswillen und auch an Reichtum aufgebraucht sein werden und wo man auch an den vielleicht neu einsetzenden Weltkonjunkturaufschwung keinen Anschluß mehr finden wird. Aber das ist Theorie, zwar unwiderleglich in den Argumenten aber für den Augenblick noch nicht unmittelbar beängstigend. Die allgemeine Parole ist

augenblicklich von der Vokabel „prewar" beherrscht. Konsumartikel werden zu Vorkriegspreisen angeboten, vorkriegsmäßig sollen die Qualitäten von Stoffen, Lederwaren, Tabaken und sogar Lebensmitteln sein, und den Darbietungen einer Music Hall, eines Zirkus oder eines Varietés kann kein besseres Lob gezollt werden, als daß sie „prewarlike" seien.

Diese Idealisierung der Zeit vor 1914 kennzeichnet das Wesen der englischen Krise recht deutlich. Man möchte die siebzehn Jahre, die auf den dritten August folgten, am liebsten ausstreichen, und man hat doch wohl noch nicht die Möglichkeit zu andern Zielsetzungen als historischen. Man steht in England den Ereignissen dieser Tage beinah noch ratloser gegenüber als bei uns, man weiß nur, „vor dem Kriege" war alles besser, und man sieht auch noch nicht ein, daß those good old days wohl für immer vorbei sind. Bei andern Völkern würde auf solche Ermüdungszustände als Reaktion der Fascismus folgen. Den gibt es in England zwar auch, aber er ist eine Angelegenheit der Intellektuellen, der „highbrows". Die Blauhemden des alten Reaktionärs Locker Lampson, die jetzt wie eine Art Heilsarmee mit viel Tamtam und Jazzkapellen von sich reden zu machen versuchen, rekrutieren sich aus der intellektuellen Jugend Englands, die zwanzig Jahre später als der Kontinent die gefährlichen Schriften Nietzsches kennen zu lernen beginnt. Huxley hat in seinem Roman „Point counter Point" diese aufgedonnerten „Herrennaturen", ihre Phraseologie von der Herrschaft der Besten, von der Sicherung des Eigentums und vom „richtigen Mann am richtigen Platz" so exakt gezeichnet, daß alles das, was sich da heute bei den highbrows tut an Antiparlamentarismus und kindlicher Uniformfreude wie nach dem Vorbild dieses kritischen Romans gearbeitet wirkt.

Schluß folgt

In Wirklichkeit aber . . . von Martin Kessel

Dumm wie eine Tatsache. Diesen Satz, den durch die Jahrhunderte zu erhalten sich lohnt, fand ich, bestürzt wie über eine unfreiwillige Entdeckung, in einer Erzählung von Gorki, und dieser hat ihn aus Balzacs „peau de chagrin". Er ist für Zeiten, wo jeder Unfug Geltung gewinnt, sofern er Tatsache geworden ist, aber auch im Hinblick auf die partielle Unwiderlegbarkeit einer Idee, außerordentlich gesund. Dumm wie eine Tatsache.

*

Meist ist die Tatsache nur der Spitzel einer Idee.

*

Mut haben heißt: einer Gefahr ins Auge sehn, meinetwegen, mit ihr rivalisieren; nicht aber, an Hand der Gefahr sich mutig aufspielen; oder gar, die Gefahr als Schnaps benutzen, um Mut zu erzeugen. Diese letztern Dinge sehen einer theatralisch-soldatesken Zuflucht sehr ähnlich; sie fallen unter die Rubrik: bornierter Heroismus.

*

Wenn Hitler verurteilt wird, sehen wir uns nicht wieder! Er wurde verurteilt, und sie sahen sich wieder. Das nenne ich promptes Heldentum.

*

Als in meiner Geburtsstadt, um die Helden der Technik zu feiern, bei einer Flugveranstaltung auch ein Zwischenflug für die Vertreter der Presse arrangiert wurde — sag, was ereignete sich da? Kaum daß er hoch war — entsetzlich! — stellte sich dem Berichterstatter das Gefühl des Erhabenen ein.

*

Das ist neu, daß sich der Mensch in unserem Jahrhundert auch an Stroh den Schädel einrennen kann. O wunderbare Erkenntnis: ehern wie Stroh.

*

Seit in Deutschland „Charakter haben" identisch ist mit dem trottelhaften Bewußtsein: Ich verstehe die Welt nicht mehr! — sind der finsteren Elastizität, moralisch gesprochen: der Korruption, alle Türen geöffnet. Nichts wird nicht mehr verstanden. Man halte die Hand hin, und es wird eine Taube sich finden, die sie bekleckert.

Eine Hand deckt die andre — ein Vorgang, der als Photographie in heldenhaftem Deutsch die Unterschrift trüge: Begrüßung und Treuegelöbnis zweier Männer, der Retter des Vaterlandes.

*

Gewiß, eine Null ist eine Null — da gibts keine Hilfe. Aber daß tausend Nullen, die außerstande sind, eine positive Zahl zu gebären, nichts anderes als nichts seien — das glaube, wer mag. Eine multiplizierte Dummheit wird allmählich borniert, und die multiplizierte Borniertheit bläht sich, platzt und wird katastrophal. Nicht immer ist das Ergebnis dieser Katastrophe gleich Null; und darin eben zeigt sich die Philosophie der Null.

*

Es scheint mir so — und wer verbietet mir, es zu glauben? — als sei das Alter ein Zustand, der sich nicht allmählich ergibt wie etwa die Verwesung sondern im Gegenteil einer, der von Geburt an sich festgesetzt hat im Menschen, sich im Kind schon vollendet — ein Zustand also, den das Leben mit Hilfe der Jahre lediglich sichtbar werden läßt, prägt, wie man sagt, und der am Ende übrig bleibt als der zäheste. Spricht nicht der Atavismus kindlicher Spiele und das kindische Gekritzel der Greise für diese Deutung?

Alter haben oder nicht, wäre demnach ein Charakterzug. Folglich stürben auch manche Menschen, frühvollendete zumal, deshalb so jung, trotz der Blüte ihrer Fähigkeiten, weil es ihnen an Alter mangelt. Andererseits: ist nicht, als warnendes Beispiel, der steckengebliebene ewige Jüngling ein phantastischer Verrat am Alter?

Paradigma:

Alt war er dreiundzwanzig; seine Melancholie indessen war achtzig; seine Skepsis, in ihren besten Momenten, schätzte er auf fünfzig; seine Erotik schwankte jeweils von zwei über fünfzehn zu dreißig. Und seltsam, diese Jahre blieben konstant.

*

Die Menschen leiden an den Vorstellungen, die sie sich vom Leben gemacht haben, und sie sind in den seltensten Fällen zu Korrekturen geneigt. Lieber sagen sie, in die Enge getrieben: „Es mag ja falsch sein, aber mein Gefühl gibt mir recht." Auf diese glänzende Weise gelingt es, selbst die Irrtümer als kostbaren Besitz zu hüten und jederzeit rettungslos verliebt in Vorurteile zu sein. Kaum ist es glaublich, jedoch es ist unterhaltsam, daß der Mensch nur ungern nach Erkenntnissen lebt und daß er selbst die Dummheit entschuldigt, einer vorgefaßten Meinung zuliebe. Diese ist das Primäre, sie ist sofort da; und erst allmählich beginnt er an ihr seine Abstriche zu machen, seine Erfahrungen, wie er das nennt.

Ach wie komisch ist doch ein Mensch, der sich auf seine Erfahrungen beruft! Sieht nicht ein jeder ihm an, daß ers nur darauf angelegt hat, eine vorgefaßte Meinung durch allerlei Tatsachen zu erhärten?

Ja und so kommts, daß im gewöhnlichen Leben die Wirklichkeit überhaupt problematisch sein kann, weshalb sich auch — pst, unter uns gesagt — die Formel herausgebildet hat: in Wirklichkeit aber...

Welt für Männer von Alice Ekert-Rothholz

Es gibt eine Welt, die die Männer sich bauen.
Um die Ecke beginnt dann die Welt mit den Frauen...

In der Welt für Männer herrscht herzliche Kühle.
Keine Vernebelung der Gefühle!
Man kann sich von Mann zu Mann aufrichtig trauen.
Ohne die albernen und ermüdenden und verlogenen Schwüre —
Schwüre gehören zur Welt mit den Frauen...

Die Welt für Männer kann Deutsch vertragen.
Da kann man für Scheibe Scheibe sagen.
Man darf gähnen, sich vollsaufen, brüllen, auch hauen.
Ohne sich hinterher verschiedentlich deswegen zu entschuldigen —
Sich entschuldigen gehört zur Welt mit den Frauen...

Welt für Männer heißt: Welt ohne seidenen Zauber.
Die Dinge sind hart, nüchtern, salzig und sauber.
Man ist einzeln. Man will die Gedanken ausbauen.
Statt ein festes Heim mit weichem Doppelbett zu gründen —
Feste Heime gehören zur Welt mit den Frauen...

Welt für Männer heißt: nicht über Liebe reden.
Man ist für geschlossene Fensterläden.
Man mag nicht das Beste in Worte zerkauen.
Man kann beispielsweise rauchen und gemeinsam davon schweigen...
Edler Schmus gehört zur Welt mit den Frauen.

Welt für Männer ist: Kampf ums Ziel. Mit Gefahren!
Und man ist sich sogar über Beides im Klaren.
Man kann Gegner zertrümmern, Systeme zerhauen,
Ohne es hinterher mit dem Ausdruck des Bedauerns zu bedauern —
Es bedauern gehört zur Welt mit den Frauen...

Welt für Männer!
Man kann sie nicht „Männerwelt" nennen.
Denn ein Teil der Männer lernt sie nie kennen.
Ein Teil der Männer würd sich nicht trauen...
Denn ein Teil der Männer sind keine Männer!
Sondern:
Sehr männlich verkleidete Frauen.

Die Schlagerindustrie im Rundfunk

von Herbert Connor

Hier handelt es sich nicht um die Klassifizierung in ernste und leichte Musik, nicht um Probleme des „Zeitgeschmacks", des „erhöhten Musikkonsums" und ähnliche ästhetisch-soziologische Dinge — hier handelt es sich einfach darum, daß eine Industrie, die auf gewisse kulturfeindliche Strebungen unsrer nervenzerstörenden Zeit spekuliert und die leichte Schlagermusik dazu benutzt, um sich in einer Zeit allgemeinen wirtschaftlichen Niederganges eine ungeheure Macht über das Gebiet der gesamten Weltmusik zu schaffen, daß diese Industrie eine so öffentliche Institution wie den Rundfunk ihren Sonderinteressen vorspannt. Wenn man bedenkt, daß jährlich etwa fünftausend Schlager in Deutschland erzeugt werden und daß diese Schlager in Hunderttausenden von Exemplaren nach einem sorgsam ausgearbeiteten System an Kapellen, Sänger, gastronomische Betriebe, Schallplattenfirmen, Tonfilmgesellschaften und Rundfunkstationen verschickt werden, so begreift man, was für eine Gefahr für den Geschmack der breiten Masse eine solche systematische Überflutung mit minderwertiger Unterhaltungsware bedeutet. Daß dieser Geschmack von Natur aus schlecht ist, ist eine Lüge der Produzenten. Verfolgt man die Emsigkeit, mit der diese Kreise ihren Schund propagieren, dann wundert man sich nicht mehr über die sich immer mehr vergröbernde Geschmacksrichtung.

Einer der wichtigsten Faktoren in der Wahrscheinlichkeitsrechnung des Schlagerverlegers ist die Propagierung seiner Erzeugnisse durch den Rundfunk. Verbindungen mit den dort maßgebenden Beamten und regelmäßig beschäftigten Kapellen und Sängern zu schaffen, gehört zu den Hauptaufgaben der Schlagerpropaganda.

Als vor Jahren die Belagerung des Rundfunks durch die Schlagerindustrie begann, lagen die Verhältnisse noch wesentlich schwieriger als heute. Gelang es beispielsweise einem Verlag unter großen Anstrengungen, einen Refrainsänger abends in den Senderaum hineinzulancieren, so kostete ihn das etwa fünfzig Mark pro Nummer. Inzwischen ist der Kurs für Refrainsänger dank gesteigerten Angebots wesentlich gefallen: fünf Mark sind heute der durchschnittliche Tarif.

Prominente Schlagersänger allerdings entlohnt man auf andre Art und Weise. Damit sie recht fleißige Propaganda treiben, überläßt man ihnen einen Anteil an den Aufführungsrechten. So erscheint nächstens ein Schlager, der zwar von Richard Rillo textiert ist, dessen Schlagzeile „Wenn meine Olle verreist ist" aber vom Rundfunksänger Leo Monosson stammt. Man sieht, es ist heute nicht so schwer, zum Dichter zu avancieren. Wenn man Glück hat, kommt man dabei sogar in eine Schätzungskommission der GEMA.

Was am Rundfunk früher nur inoffiziell unter Benutzung verschiedenster Hintertüren möglich war, ist heute zu einer Art Selbstverständlichkeit geworden. Der Süddeutsche Rundfunk in Stuttgart und Frankfurt hat beispielsweise seine festen

Sätze für sogenannte Schlagerstunden, die jeder Verlag sich kaufen kann. Der Preis schwankt zwischen dreihundert und fünfhundert Mark. Skandalös ist dabei, daß eine solche Schlagerstunde nicht etwa als Werbesendung gekennzeichnet wird sondern das offizielle Programm füllen hilft. Der Rundfunk schlägt so zwei Fliegen mit einer Klappe. Der Leidtragende ist der Hörer, der das zweifelhafte Vergnügen hat, sich die ganze Produktion des Schlagerfabrikanten in Bausch und Bogen anhören zu müssen.

Ohne Übertreibung kann man sagen, daß neunzig Prozent der Schlagermusik, die am Rundfunk gespielt wird, von Verlegern bezahlt und zusammengestellt ist. Wenn nicht direkt, so indirekt. Es gibt Mittel genug, sich die Kapellmeister zu verpflichten. Das beliebteste ist, von ihnen Schlagernummern zu erwerben, für die man, auch wenn das Stück niemals erscheint, hohe Vorschüsse zahlt. Der Meisel-Nachmittag beispielsweise, der kürzlich vom breslauer Rundfunk gesendet wurde, war die Quittung für einen solchen Geschäftsabschluß.

Von den Schlagerverlegern ist es besonders zweien gelungen, sich den Rundfunk für ihre privaten Spekulationen zu sichern. Es sind dies der Schlagerkonzern Alberti und die Firma Meisel, deren Inhaber auch beide als Komponisten und Textdichter verantwortlich zeichnen. (Eine nähere Erklärung darüber stand in Nummer 21 der ‚Weltbühne'.) Der Verlag Meisel hat als einer der ersten die ungeheure Bedeutung des Rundfunks für die Schlagerindustrie erkannt. Nicht umsonst nennt man in eingeweihten Kreisen die Rundfunkkapelle Kermbach die „Meiselsche Hauskapelle". Auch seine enge Liierung mit dem berliner Ansager, die in verschiedenen Widmungen ihren Ausdruck gefunden hat, ist sprichwörtlich geworden. Noch einflußreicher ist das Haus Alberti. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß diese Firma, vertreten durch die Person des Herrn Robinson, einen regelrechten Schlagertrust darstellt. Nicht weniger als sechs Verlage sind ihm angegliedert: Alrobi, Semfa, Monopolliederverlag, Charivari, Ufaton und Drei-Masken-Verlag. Der Einfluß dieses Trusts geht so weit, daß ein Angestellter der Firma, ein Verwandter des ebenfalls im Rundfunk beschäftigten Herrn Scheibenhofer (lies: Schlagerkomponist Germann) gleichzeitig im Rundfunk beschäftigt ist und dort die Platten auswählt, die am Vormittag zur Sendung gelangen.

Man sieht, für Propaganda ist genügend gesorgt. Wer sich daraufhin einmal die Schlagerprogramme des Rundfunks nach vorheriger Orientierung, wo die verschiedenen Stücke verlegt sind, anhört, wird sein blaues Wunder erleben.

All diese Dinge wären natürlich nicht möglich, wenn nicht an leitender Stelle ein Mann säße, der selbst das größte Interesse an der Förderung der Schlagerindustrie hat. Dieser Mann ist der Textdichter Karl Wilczynski, durch dessen Hände sämtliche Schlagerprogramme der deutschen Rundfunkstationen gehen. Herr Wilczynski benutzt seinen Posten in erster Linie dazu, um für sich selbst möglichst hohe Aufführungsziffern herauszuschinden. In jeder Schlagerveranstaltung wird man vier bis fünf seiner Nummern eingelegt finden. Ins-

besondere die bunten Sonnabendabende sind reine Propagandaveranstaltungen des Herrn Wilczynski und seines Mitarbeiters Scheibenhofer, der inzwischen von der Funkstunde wegen allzu offensichtlicher Bestechung entlassen worden ist.

Auch sonst steht Herr Wilczynski entschieden auf dem Standpunkt, daß Bescheidenheit, zumal im Rundfunk, eine falsche Zier sei und daß Gott einem ein Amt gegeben habe, damit man für sich möglichst viel Kapital daraus schlage. Jede Woche wird man irgendwo im Reich eine Sendung entdecken, die ausschließlich der Produktion von Wilczynski gewidmet ist. Meist laufen diese Veranstaltungen unter dem Titel eines seiner Schlager. Am Pfingstsonnabend um acht Uhr abends, also zur Hauptzeit, wurde in Berlin ein „Vortrag" gesendet: „Haben Schlager künstlerischen Wert?" Dieser Vortrag bestand aus etwa zwölf Schlagern, davon die Hälfte Wilczynskinummern, und einem unglaublichen und albernen Geschwätz, mit dem Herr Wilczynski sein Kunstgewerbe zu verteidigen sich bemüßigt fühlte.

Man begreift, wie sehr es unter solchen Umständen den Kreisen, die an der urheberrechtlichen Ausbeutung von Schlagern interessiert sind, um einen Mann wie Wilczynski zu tun ist, einen Mann, von dem es im Rundfunk heißt, daß alles zittere, wenn er hustet. Ungesehen druckt man seine Nummern, die Tonfilmindustrie reißt sich die Beine nach ihm aus, denn: „Wer Wilczynski hat, hat auch die Rundfunkpropaganda". Was für ein dickes Aktienpaket muß hinter einem Mann stehen, der bei so eklatantem Mißbrauch seiner Stellung im Rundfunk zu persönlichen Zwecken bisher nicht zu stürzen gewesen ist.

Sehr verehrter Herr Intendant Flesch, wir alle wissen Ihren künstlerischen Idealismus zu schätzen und sind uns der Schwierigkeiten einer Programmgestaltung wohl bewußt, die, ohne ihre höheren Aufgaben aus den Augen zu verlieren, ihr Hauptaugenmerk auf Unterhaltung legen muß. Weder Sie, Herr Intendant, noch ich, werden den Schlager aus der Welt schaffen. Aber grade deswegen müssen Veranstaltungen dieses Genres auf ein normales Maß und ein einigermaßen erträgliches Niveau zurückgeführt werden. Es darf nicht sein, daß sich der Rundfunk zum ausgesprochenen Handlanger der Schlagerindustrie erniedrigt.

Wirtschaft am Tage vor der Diktatur

von Sebastian Franck

II

Vom Exportkampf zum Kriege

Die Zerschlagung des inländischen Marktes, der inländischen Kaufkraft, ist in vollem Gange. Und wenn man den festen Angriffswillen der Unternehmerschaft höher einschätzt als die müden Abwehrphrasen der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie, so erkennt man, daß der große Abbau der Löhne und Gehälter erst beginnt.

Das heißt: von Tag zu Tag — und so fort in alle absehbare Zukunft — kann das deutsche Volk immer weniger Waren kaufen, kann es sich selbst immer weniger Beschäftigung verschaffen. Damit gehen doch aber die Umsätze sowie die Profite der Unternehmer immer weiter zurück, so daß es auf den ersten Blick nicht ganz verständlich erscheint, warum die Herren Industriellen sich ihr eignes Grab graben! Keine Angst, sie tun es nicht, zum mindestens beabsichtigen sie etwas ganz andres als die Verminderung ihres Absatzes und Profites, wenn sie die Löhne und Gehälter ihrer deutschen Käufer verringern: sie beabsichtigen nämlich, ihre Waren in riesigen Mengen im Auslande abzusetzen; sie beabsichtigen, durch die Senkung der heimischen Produktionskosten — lies: Löhne und „Soziallasten" — ihren ausländischen Konkurrenten die Märkte abzujagen, die der Gott, der Eisen wachsen ließ, ja ohnehin in seinen ursprünglichen Plänen für die deutschen Herren reserviert hatte. Auf diese Weise lassen sich erstens die Verdienste allmählich noch weit über das hinaus steigern, was man aus einem „normalen" Verbrauch einigermaßen gut entlohnter heimischer Arbeiter und Angestellter herausholen könnte. Zweitens aber ist jeder große Lieferungsvertrag mit dem Auslande, jeder Konkurrenzerfolg gegen die Fabrikanten andrer Staaten ein „nationaler Erfolg"; ein Vorstoß aus dem „zu engen deutschen Raum" heraus.

Ein wirklich guter Deutscher aus dem Lager der Unternehmerschaft — und wo anders gibt es ja keine guten Deutschen — stellt eben nationale Geltung und nationale Macht, stellt die Arbeit für die Genesung der Welt am deutschen Wesen und damit die Steigerung des deutschen Exportes viel höher als die materialistische Forderung, zuerst den Inlandsmarkt zu kräftigen, zuerst den eignen Arbeitern und Angestellten eine menschenwürdige Warenversorgung zu ermöglichen. Der gerechte deutsche Gott sorgt schon dafür, daß ein solcher patriotischer Unternehmer nicht durch niedrigere Profite für seinen Idealismus bestraft wird, sondern daß auf zweierlei Art ihm reiche Belohnung für seine Tugend wird: daß nämlich erstens seine Knechte, für deren Seelenheil er verantwortlich ist, nicht in die Versuchungen der Üppigkeit und der Schwelgerei geraten, sondern daß sie in gottgefälliger Bescheidenheit dahinleben dürfen; und daß zweitens reicher Gewinn aus den fremden Ländern mit ihrer unbegrenzten Käuferschaft in die Hände der Mehrer deutschen Ansehens zurückfließt.

Nun gibt es aber böse Menschen, die diese patriotischen Handlungen des deutschen Unternehmers durchkreuzen wollen. Da sind erstens die bereits erwähnten heimischen Arbeiter und Angestellten, die mittels höherer Löhne, besserer Sozialleistungen und niedrigerer Warenpreise ihren Verbrauchsanteil am selbsterzeugten Produkt zu vergrößern trachten. Diese Gelüste sind jetzt so gründlich unterdrückt, Lohnabbau, Sozialabbau und Hochhaltung der Preise sind jetzt so einwandfrei gewährleistet, daß von hier keine Gefahren mehr drohen. Aber da sind zweitens die ausländischen Konkurrenten, die dem heiligen kapitalistischen Unternehmertum deutscher Nation den Rang

vor Gottes Thron streitig machen, die für sich selbst die gleiche Weltmission in Anspruch nehmen, die sich darauf ebenfalls mittels Einschränkung ihres heimischen Massenverbrauchs vorbereitet haben. Sie rüsten zu ebensolchen imperialistischen Kreuzzügen wie die deutschen Unternehmer; unter dem gleichen Druck der Weltkrise des Kapitalismus; mit den gleichen Mitteln der Lohnsenkung und der Hochhaltung ihrer Inlandspreise; hinter ebensolchen Zollmauern wie die deutschen Unternehmer sie sich erbaut haben.

So entsteht ein erbitterter Kampf. Scheinbar nur ein isolierter Kampf von Mann zu Mann, zwischen deutschem und englischem Kohlenbergwerk, zwischen deutschem und französischem Wollfabrikanten, zwischen deutschem und amerikanischem Maschinenhersteller und so vereinzelt und zersplittert zwischen allen erdenklichen Paaren und Gruppen. In Wirklichkeit aber ein Kampf zwischen viel größern, zwischen nationalen Einheiten, ein Kampf, der Jahre hindurch nur selten einmal in diplomatischen Aktionen, handelspolitischen Verhandlungen, internationalen Konferenzen der großen Masse für einen Augenblick erkennbar wird, ein Kampf, der offenbar mit den militärischen Rüstungen, den Bündnissen, Verträgen und all den Dingen der „großen Politik" nichts zu tun hat — bis er dann eines Tages als der einzige Antrieb hinter all den Machenschaften der internationalen hohen Politik und der Rüstungen erscheint, bis er sich auswächst zu einem Weltkrieg. Auch das Stahlbad von 1914 bis 1918 war — hinter all den „weltanschaulichen", „idealen" und „kulturellen" Verteidigungsphrasen, um die kein einziges Land verlegen war — nichts andres als ein imperialistischer Krieg um die Absatzmärkte.

Wir gehen einem neuen derartigen Kriege entgegen. Die Weltkrise des Kapitalismus treibt uns in beschleunigtem Tempo auf ihn zu. Jeder Lohnabbau läßt ihn näher heranrücken. Jede Vervollständigung der Diktatur in dem einen oder andern Lande, vor allem aber jede Vervollständigung der deutschen Diktatur, ist ein großer Schritt auf dem deutlich vorgezeichneten Weg zum neuen Kriege, von dem man so viel sicherer weiß, daß er kommen wird als wie die Parteien dieses Krieges sich gruppieren werden. Denn jede Diktatur muß es als eine ihrer historischen Aufgaben betrachten, den Export zu fördern, dem Inland bei Knapphaltung des heimischen Massenverbrauchs Beschäftigung und Rentabilität durch vergrößerten Auslandsabsatz zu verschaffen — und gleichzeitig den Import zu beschränken. Vor allem der Import von Lebensmitteln ist den Fascisten aller Nationalitäten ein Abscheu, da der „Nährstand", die Landwirtschaft, überall ihre zuverlässigste Basis ist. Forcierung von Fabrikat-Exporten aber und gleichzeitig Behinderung von Lebensmittel-Importen: das bedeutet wachsende Konflikte mit dem Auslande wie wachsende Klassengegensätze im Inlande. Auch in dieser Hinsicht kann die Diktatur niemals den Frieden bringen sondern nur den Krieg. Sie findet auch darin die Arbeit, die sie aus historischem Zwange vollenden muß, nicht nur begonnen sondern schon sehr weit gefördert, wenn sie nun endgültig ihre unbeschränkte Herrschaft antreten wird.

Bemerkungen

Der Predigttext

Bei einem skandinavischen Kurort — „nennen wir ihn N.", wie es in den alten Romanen heißt — fährt ein mit vier Kindern, einer Frau und einem Chauffeur besetztes Auto über den gefrorenen See. Das Eis gibt nach; das Auto versinkt. Drei Kinder und die Mutter ertrinken — der Chauffeur rettet sich und ein Kind.

Bei der kirchlichen Beerdigungsfeier wählte der protestantische Pastor als Unterlage zu seiner Predigt diesen Bibeltext, Psalm 69, 2, 3:

„Gott hilf mir; denn das Wasser gehet mir bis an die Seele. Ich versinke in tiefem Schlamm, da kein Grund ist; ich bin im tiefen Wasser, und die Flut will mich ersäufen."

Die frommen Herren wollen so oft wissen, was wir denn eigentlich gegen sie und ihre Religion, wie sie sie ausüben, vorzubringen hätten. Eines unsrer Argumente ist die trostlose Plattheit ihrer religiösen Gefühle.

Mir ist das ja gleich, ich bin dort nicht abonniert, und wers mag, der mags ja wohl mögen. Aber ist es nicht armselig, daß einem Pastor bei so einem schrecklichen Unglücksfall nichts weiter einfällt, als nach der Bibelkonkordanz zu greifen, dort unter „Wasser" nachzusehn und nun etwas „Bezügliches" aufzusagen? Ich höre ordentlich, wie er das Gegenständliche in das umgeredet hat, was er das Symbolische nennt, was aber hier nur das Allegorische gewesen ist. Die armen Wesen sind ins Wasser gefallen und darin ertrunken. „Also, auch, lieben Zuhörer . . ." Heißt das nicht die Religion herabwürdigen? Für einen wahrhaft fromm empfindenden Menschen muß so ein Handwerksstück von Predigt ein Greul und ein Scheul sein.

Und der Grund, aus dem der Kirche täglich mehr und mehr Leute fortlaufen, was nur zu begrüßen ist, liegt eben hierin: daß viele Diener dieser Kirche nur noch viel zu reden, aber wenig zu sagen haben. Wie schlecht wird da gesprochen! Wie oberflächlich sind die scheinbaren Anknüpfungspunkte an das Moderne, darauf sind diese Männer auch noch sehr stolz. Wie billig die Tricks, mit einer kleinen, scheinbar dem Alltag entnommenen Geschichte zu beginnen, um dann . . . emporzusteigen? Ach nein. Es ist so etwas Verblasenes — die Sätze klappern dahin, es rollen die Bibelzitate, und in der ganzen Predigt steht eigentlich nichts drin.

In diesem Fall scheint mir die Herbeizerrung des schönen 69. Psalms eine besondere Ungeschicklichkeit, mehr: eine grobe Taktlosigkeit zu sein.

Auf Betreiben der katholischen Kirche, die manche ihrer Positionen wanken sieht — keine Angst, wir sind in Deutschland! — läßt sich Rom neuerdings mit vielen Paragraphen schützen: eine Frömmigkeit hinter dem Stacheldraht der Gesetze. Das Wort: Die Gottlosen kommen! geht um.

Aber eine so gute Propaganda, wie sie die Kirche gegen die Kirche macht, können wir gar nicht erfinden. Und ich weiß viele, die mit mir denken: Wir sind aus der Kirche ausgetreten, weil wir es nicht länger mitansehn konnten. Wir sind zu fromm.

Ignaz Wrobel

Geldgeber der Nazis

Seit einiger Zeit hat die NSDAP mit Finanzschwierigkeiten zu kämpfen. Die Spitzengehälter mußten abgebaut werden, und auch den Landsknechten der S.A. können die Spesen nicht mehr in vollem Umfange ersetzt werden. Für eine mit großem Propaganda-Apparat ausgerüstete Partei bildet die Beschränkung des Ausgabenetats eine wesentliche Erschwerung der Aktionskraft. Nicht zuletzt sind diese Schwierigkeiten durch den finanziellen Zusammenbruch des größten Geldgebers der Partei, der Norddeutschen Wolle A.-G., hervorgerufen worden.

Die Leitung dieses Konzerns, die bisher in den Händen der Brüder Lahusen lag, hat es musterhaft verstanden, Aufsichtsrat und Banken jahrelang hinters Licht zu führen. So konnten Verluste in der schwindelhaften Höhe von einer Viertelmilliarde entstehen. Bei den Riesensummen, die durch die verschiedenen Konten des Nordwolle-Konzerns gegangen sind, spielen einige Millionen für Parteizwecke keine Rolle. Im November vorigen Jahres haben die Lahusens, als zum ersten Mal die Verwendung von Konzerngeldern für politische Zwecke ruchbar wurde, diesen Vorwurf energisch zurückgewiesen. In der gleichen Erklärung, die jenes Dementi brachte, hieß es auch, daß der Geschäftsgang 1930 zufriedenstellend sei, und daß man die Überschüsse zu Rückstellungen und Abschreibungen benutzen werde. Dadurch sollte der Eindruck erweckt werden, als sei das Unternehmen gesund, obwohl es in der Tat längst überschuldet und völlig ruiniert war. Erscheint dann noch das politische Dementi glaubwürdig?

In der vorjährigen Bilanz hatte man die Verluste der erst vor wenigen Wochen ans Licht des Tages gezogenen Ultra-Mare Gesellschaft, eines Tochterunternehmens, bei dem die günstigen Woll-Spekulationen für Rechnung der Brüder Lahusen und die schlechten für den Nordwolle-Konzern getätigt wurden, unter „Sonstige Forderungen" verbucht. Während dieser Posten jetzt auf „Forderungen, an Tochtergesellschaften" übertragen wurde, dürfte sich ein ungedeckter Millionen-Kredit zugunsten eines nationalsozialistischen Mittelsmannes noch unter „Sonstige Forderungen" befinden.

Man kann der Hitler-Partei keinen Vorwurf daraus machen, wenn sie sich von einem schwerreichen Parteigenossen Zuwendungen machen ließ. Für die Lahusens mag neben der politischen Gesinnung vor allem die Hoffnung maßgebend gewesen sein, daß im Falle einer Nazi-Diktatur ihrem heruntergewirtschafteten Unternehmen wieder auf die Beine geholfen würde. Vielleicht hat ihnen sogar der Gedanke eines Woll-Monopols vorgeschwebt.

Die Banken aber, die sich darum gerissen haben, dem Nordwolle-Konzern Kredite zu geben, haben ungewollt erst die eine, dann die andre radikale Partei unterstützt. Den Nationalsozialisten flossen auf einigen Umwegen die Bankenkredite zu, während den Kommunisten — ebenso gratis — ein wirksames Propagandamittel gegen den Kapitalismus geliefert wird, der hier eine so klägliche Niederlage erlitten hat.

Bernhard Citron

Studentenkrawalle

Schon acht Tage vor den Krawallen in der berliner Universität kursierte das Gerücht, die nationalsozialistischen Studenten hätten wieder eine ihrer bewährten Terror-Demonstrationen vor, wie sie eben die wiener und münchner Fascisten an den Universitäten durchgeführt hatten. Zwei Tage vor den Zusammenstößen kündigten die Nazis ihre

Demonstration in aller Öffentlichkeit an. Die ganze Universität hörte es, die Polizei erfuhr es, nur der Rektor stellte sich dumm. Die Polizei bot ihm noch am selben Vormittag ihre Hilfe an, um am Tage der Krawalle die Ordnung innerhalb der Universität aufrecht zu erhalten. Herr Rektor Deißmann pochte auf sein Hausrecht und lehnte ab. Jedem Studenten, jedem der Professoren, jedem Pedell war klar, was die angekündigte Demonstration bedeutete: Tumulte, Schlägereien, Mißhandlungen von Juden und Kommunisten, Unterbrechung des Studienbetriebes auf Tage hinaus. Es wäre dem Rektor ein Leichtes gewesen, dies durch ein paar Maßnahmen zu verhindern. Das hat er nicht getan, im Gegenteil: er hat den Nazis ihre Demonstration ausdrücklich erlaubt. Herr Rektor Deißmann ist in vollem Umfange für die Universitätskrawalle am 29. Juni verantwortlich zu machen.

Die Nazis hatten ihre Demonstration für die Elfuhr-Pause am Montag angekündigt. Die Sozialdemokraten, die Kommunisten und die jüdischen Verbindungen hatten Generalappell angesetzt. Schon um zehn Uhr war das ganze Universitätsgebäude und der Vorgarten voll von uniformierten Nazis, an den Eingängen waren Schupos postiert, sämtliche Pedelle waren auf den Beinen. Zwischen zehn und elf Uhr strömten immer neue Nazis in die Universität, alle in S.-A.-Kleidung, und auch nicht Einer von ihnen wurde nach dem Studentenausweis gefragt.

Um elf Uhr begann die Demonstration in Form eines Stehkonvents. Mindestens ein Drittel der Teilnehmer waren Nichtstudenten. Und inmitten des Stehkonvents, umgeben von den dienernden und hackenknallenden Führern der nationalsozialistischen Studenten, stand Magnifizenz und blieb dort auch, während der Leiter des Studentenbundes sprach, damit niemand die Legalität dieser Kundgebung bezweifle. Tatsächlich aber vollzog sich diese in Formen, die auf akademischem Boden durchaus unüblich sind, — Ansprachen während der Stehkonvente sind verboten, und Teilnahme von Nichtstudenten an einem Stehkonvent wird streng bestraft.

Der Nazi-Leiter Schaefer schloß seine Rede an die nationalsozialistischen Studenten mit der Aufforderung, in die Kollegs oder nach Hause zu gehen und „sich nicht provozieren zu lassen". Diese Ermahnung war selbstverständlich eine Farce. Sofort nach Auflösung des Stehkonventes sammelten sich die Nazis im Garten der Universität und begannen ihre wüsten Schlägereien. Die linken Studenten, die bis dahin in Gruppen zusammenstanden, hatten sich auf die friedliche Parole hin teilweise zerstreut. Jetzt wurden sie von den Nazis einzeln angegriffen. Zwei Kommunisten, die zum Rektor bestellt worden waren, wurden überfallen und von einer Übermacht von fünfzehn oder zwanzig Nazis unter den Augen des Rektors und der Pedelle mißhandelt. Ein einzelner Student, ebenfalls Kommunist, wurde ohne jeden Anlaß bedroht, und als er die Flucht ergriff, eingeholt, niedergeschlagen und solange mit Stöcken und Koppeln auf den Kopf gehauen, bis er blutete. Mit dem Ruf „Haut die Juden!" wurden noch sechs oder sieben andre Studenten überfallen und geprügelt.

Die Ausschreitungen entwickelten sich zu einem regelrechten Pogrom. Das Brett des Kartells jüdischer Verbindungen wurde abgerissen, antisemitische Lieder ertönten, jeder jüdisch aussehende Student wurde beschimpft oder geschlagen.

Jetzt erst, nachdem die Krawalle schon eine halbe Stunde gedauert hatten, fand sich der Rektor bereit, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen, und auch dies nur unter dem Drängen der sozialdemokratischen und jungdeutschen Studenten und des Polizeimajors Heinrich.

In ein paar Minuten war der Universitätsgarten durch die Polizei geräumt, die Universität wurde

für zwei Tage geschlossen. Der Rektor versprach strengste Bestrafung der Schuldigen. Inzwischen sind gegen neun kommunistische Studenten Verfahren eingeleitet worden. Ihnen wird im Zusammenhang mit den Krawallen Störung des Universitätsbetriebes vorgeworfen. Drei sind bereits relegiert, fünf weitere soll das gleiche Schicksal treffen. Von den Nationalsozialisten hingegen hat die Universitätsbehörde nur zwei ausgeschlossen.

Robert Solten

Mitropäisches

In den letzten Jahren haben die Gelehrten entdeckt, daß der Mensch sich erheblich gesünder ernähren könne, als er das jahrhundertelang getan hat. Diese Entdeckung hat, ob zu Recht oder Unrecht, bewirkt, daß ein gegen früher nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung entweder rein vegetarisch oder mindestens gemischt mit starker Bevorzugung von Gemüsen, Obst, Milch- und Getreideprodukten seinen Hunger stillt. Die Gaststätten pflegen diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen; kaum ein größerer Restaurationsbetrieb, der nicht für seine Besucher vegetarische Platten und Ähnliches bereit hielte.

Unentwegt, ein letztes Bollwerk früherer Ernährungsweise im Branden der Moderne, verharrt indessen die Mitropa auf ihren Fleischtöpfen und Eierplatten, zu denen sie täglich einige tausend Reisende herbeilockt; man verletzt eben immer noch lieber einmal seine Überzeugung und seinen Geschmack, als zwölf Stunden lang auf dem gleichen Sitzplatz zu kleben. An die Speisekarte der Mitropa haben wir uns gewöhnt, wir nehmen sie als gottgegeben; aber neuerdings scheint nicht einmal mehr auf das Wenige Verlaß zu sein, was sie unsern ausgefallenen Wünschen bisher bot. Etwa so:

In Hersfeld verlangte ich zu den „Schwedischen Gabelbissen mit Butter und Toast" die „kleine Flasche gekühlte Vollmilch" als Getränk. In Fulda erfuhr ich, daß die gekühlte Vollmilch ausgegangen sei. Ich verlangte Zitrone, Zucker und Wasser und wurde belehrt, daß es keine Zitronen gebe — nur künstliche Zitronade. Da ich keine Lust verspürte, aus meinem Magen ein Experimentierfeld für unsre hochentwickelte chemische Industrie zu machen, begnügte ich mich mit einem Tee, zu dem es immerhin, laut Karte, eine Scheibe Zitrone gab — allerdings erst nach viermaliger (buchstäblich!) Aufforderung an den tiefbeleidigten Kellner, der um diese Zeit — drei Uhr nachmittags — sich lediglich zur Annahme von Kaffeebestellungen verpflichtet glaubte. Dafür brachte er mir die Gabelbissen, mit Butter, aber ohne Toast. Für das ausgesucht fade Schwarzbrot, das stattdessen serviert wurde, gab es kein Wort der Entschuldigung oder nur der Erklärung. (Erklärung: die

Mitropa unterstützt tatkräftigst die Roggenaktion der Regierung. Schön; in Italien gibt es ähnliche Dinge. Aber wie kommt sie dann dazu, bewußt falsch das Wort Toast täglich neu auf ihre Karten zu tippen?)

Ich war naiv genug, anzunehmen, die Zitronen seien, gleich der Milch, bloß „ausgegangen", und in Frankfurt habe man neue an Bord genommen. Keineswegs: auch noch bei Heidelberg gab es „frische Zitrone bloß zum Tee". Die Erklärung für diese Sonderbarkeit bekam ich unvermutet einige Tage später zwischen Rom und Neapel durch den neapeler Konsul eines mitteleuropäischen Staates. Er war kurz zuvor auf Sizilien gewesen und erzählte mir, daß in Catania die Zitronen ungeerntet an den Bäumen verfaulten. Grund: Deutschland, der Hauptabnehmer, bietet dieses Frühjahr für das Tausend verpackter Zitronen die Summe von 10 (zehn) italienischen Lire, das heißt pro verpackter Zitrone einen Centesimo = 0,22 Pfennig. Für diesen Preis aber, erklärte mein Gewährsmann, sei allenfalls die Verpackung zu liefern, und für Arbeitslohn, Realwert der Frucht, Verdienst bliebe nichts, noch nicht der Bruchteil eines Centesimo. Warum das so sei? Gewiß nicht, weil Deutschland nicht kaufkräftig genug sei, für die Zitronen einen angemessenen Preis zu zahlen. Aber der Hauptteil des Zitronenimports sei ja nicht für den privaten Verbrauch sondern für die Großfabrikation von Limonaden bestimmt gewesen. Die dazu nötige Menge von Zitronensäure aber werde jetzt chemisch hergestellt — daher dies Angebot, das einer Einfuhrsperre gleichkommt.

Ich bin kein Arzt und wage kein Urteil darüber abzugeben, ob zwischen Chemisierung der Nahrung und Zunahme der Magenkrankheiten ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Immerhin weiß ich, daß viele das glauben, und daß mir und den meisten Andern der Geschmack künstlicher Zitronaden und Orangeaden widerlich ist. Auch weiß ich jetzt, warum man bei der Mitropa keine frischen Zitronen mehr bekommt. Vielleicht sind die Fabrikanten der kondensierten Milch daran schuld, daß die frische gekühlte Vollmilch bloß auf dem Papier steht? Denn unerforschlich sind die Wege der internationalen Wirtschaft. Wir Laien dürfen uns von ihr zermalmen und bestenfalls dauernd schikanieren lassen. Bloß begreifen werden wir sie nicht.

M. M. Gehrke

Unsern amerikanischen Gästen gewidmet

Nach dem amerikanischen Einwanderungsgesetz sind von der Landung ausgeschlossen:

Blödsinnige, Schwachsinnige, Irrsinnige, Fallsüchtige, Gewohnheitstrinker, hilfsbedürftige Arme, Berufsbettler, Landstreicher, Personen mit ansteckenden oder ekelerregenden Krankheiten (dazu zählen: Tuberkulose in jeder Art und in jedem Grade, durch Faden-Pilze verursachte Krankheiten, Lepra, Geschlechtskrankheiten, Trachoma), geistig oder körperlich minderwertige Personen, Personen mit Gebrechen, wodurch sie im Erwerb beeinträchtigt werden, ledige Schwangere, Bruchleidende, die nicht erfolgreich operiert sind, Polygamisten, Verbrecher, Zuchthäusler, Anarchisten (Umstürzler), Dirnen und Zuhälter, Personen, die vor ihrer Abreise ein Abkommen abgeschlossen oder ein Versprechen oder Angebot für irgendwelche Arbeitsleistung in Amerika abgegeben haben, Personen, die dem Staat zur Last fallen können, Kinder unter sechzehn Jahren, die nicht vom Vater oder der Mutter begleitet und erwartet werden, des Lesens unkundige Personen.

Hausse im Bett der Zeugin

Die Lichtleitung wurde auf Anordnung des Gerichts außer Betrieb gesetzt. Dann legte sich der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Friedmann, in das Bett, in dem der Täter die Zeugin überrascht hatte. Ein Referendar

mußte beim Schein einer Taschenlampe an dem Türschloß herumarbeiten, um festzustellen, ob von dem Bett aus ein Gesicht so genau zu sehen ist, daß ein Wiedererkennen möglich ist. Die Probe wurde nicht nur von dem Vorsitzenden, sondern auch von den Beisitzern, den beiden Schöffen, dem Staatsanwalt, dem Verteidiger und den beiden Sachverständigen mit Sanitätsrat Leppmann und Medizinalrat Dr. Ewers vorgenommen.

Möblierte Wirtin empfiehlt sich

„... Auch er hat bis zur Verheiratung bei mir gewohnt und wird Ihnen bestätigen, daß es hier absolut ruhig, harmonisch, und bei völliger Unabhängigkeit man ganz im feinsten Sinne zu Hause ist. Die Häuslichkeit ist Ganz auf Behaglichkeit eingestellt, im Sommer Eis und im Winter warmes Wasser, zum Rasieren ist ein Tauchsieder am großen Waschtisch, lauwarme und kalte Tusche im Bad. Ich pflege zu sagen, Sie werden ganz wie Söhne (aber im modernen Sinne) gehalten, und ich erwarte dieselben Rücksichten, das heißt z. B. in Bezug auf Besuch, daß ich, wenn es sich um gediegene Menschenkinder handelt, nichts dagegen habe, weil ich nicht daran Schuld sein will, daß nun immer, um zusammen zu sein, das Geld im Café ausgegeben werden muß, ich habe das absolute Vertrauen, daß sich das im Rahmen hält und zu angemessener Zeit stattfindet, deshalb wähle ich gerne Menschen, zu denen ich das volle Vertrauen habe, daß sie nur einwandfreie Freunde und Freundinnen ins Haus bringen und keine zweifelhaften Elemente in meine fast immer leere Wohnung. Und weil ich bis jetzt immer das hatte, und bei Ihnen das Gefühl unbedingtens Vertrauens auch sofort hatte, ligt mir daran, sonst würde ich nicht schreiben."

Liebe Weltbühne!

Tag und Nacht klingelt im Funkhaus das Telephon: die geschätzten Hörer äußern sich beistimmend oder abfällig zu den Darbietungen des Sendeprogramms. Besonders haben sies mit der klassischen Musik.

„Was, Frühkonzert? Und dann Kleine Nachtmusik? Ihr seid wohl da noch nicht wach?"

Oder: „Habt Ihr denn nichts Vernünftiges zu spielen? Immer Opus! Wenn ich Opus höre, stell ich schon ab!"

Oder: „Heute ist bei Euch wieder alles durcheinander. Quartett von Haydn steht im Programm, und spielen tun sie: Deutschland, Deutschland über alles!" Man gibt zur Antwort, daß diese Melodie in Haydns Quartett vorkomme. Darauf die Stimme des Volkes: „Ach, ihr Juden habt für alles ne Ausrede!"

Hinweise der Redaktion

Bücher

Leo Trotzki: Die spanische Revolution. Fritz Büchner, Thekla b. Leipzig.

Rundfunk

Dienstag. München 20.45: Zwiegespräch mit Herbert Jhering. — Mühlacker 21.45: Musikalische Plagiate, Hans Reimann. — **Donnerstag.** Berlin 18.20: Gibt es eine „kalte" Sozialisierung? H. Bundschuh und L. Fischer. — München 20.40: Friedrich Kayssler liest aus Hamsuns Pan. — Langenberg 21.00: Straßenmann von Hermann Kesser. — **Freitag.** Berlin 15.20 W. O. Somin liest Kurzgeschichten. — 19.10: Zweimal Straßenmann, Hans Flesch und Hermann Kesser. — Leipzig 20.00: Das erste deutsche Schauspielerparlament. — **Sonnabend.** Berlin 15.40: Zwei Frauen reisen im Auto durch die Welt, M. M. Gehrke und Lisa Matthias. — 18.25: Die Erzählung der Woche, Gottfried Benn.

Antworten

Student. Ein, wie es in eurer Sprache heißt, Kommilitone von dir gibt in dieser Nummer einen Bericht über die Vorfälle an der berliner Universität. Du fragst mit Recht, wie denn die Herren Professoren zu diesen Vorfällen stehn, wie sich hier die vielgerühmte wissenschaftliche Objektivität auswirkt. Geh einmal in das Kolleg des Herrn Professor Sauerbruch. Du wirst fragen, was denn die Chirurgie, für die der Herr Professor unbestreitbar Fachmann ist, mit der Politik zu tun habe. Das fragen wir uns auch. Dem Chirurgen ist ein Ingenieur begegnet, dem das Verständnis für die Funktion einer Hand-Prothese abging. Der Herr Professor erkundigte sich weiter nach dem Mann, und da stellte es sich heraus, daß er Pazifist ist. Messerscharf schloß Herr Professor Sauerbruch, daß die pazifistische Gesinnung den Mann hindre, so einen einfachen Vorgang wie die Funktion einer Handprothese zu verstehen. „Ein ausgewachsener Mann kann den Pazifismus nicht verstehn", ein Pazifist ist „geistig nicht vollwertig", so urteilt der Herr Professor. Daß er auf das Verständnis deiner Kommilitonen gestoßen ist, daß diese sich bemühen, den politischen Exkursen ihres Lehrers die Tat folgen zu lassen, ist klar. Herr Professor Sauerbruch ist somit nicht ganz unschuldig an den Exzessen der nationalsozialistischen Studenten. Er sagte am Schluß seiner Vorlesung: „Ich hoffe nicht, daß unter Ihnen Pazifisten sind, es sollte mir um Sie leid tun". Daß seine Hoffnung nicht trügerisch war, haben seine randalierenden Schüler bewiesen. Vielleicht hats der Herr Professor aber ganz anders gemeint. Prothesen stellt man in erster Linie her, um Kriegskrüppeln zu helfen. Wenn es mal keine Kriege mehr gibt, dann gibts auch keine Kriegskrüppel mehr, ergo sinkt der Absatz in Prothesen. Ist das dem Herrn Professor vielleicht unangenehm? Sollte sich hieraus vielleicht seine Gegnerschaft gegen den Pazifismus herleiten? Da fragst du uns vergeblich, solch heikle Fragen können wir nicht beantworten.

Tauchnitz Edition. Bescheiden und unauffällig, ohne die saftigen Photomontagen eurer Kollegen, bringt ihr dieser Tage den fünftausendsten Band eurer Kontinentalausgabe englischer und amerikanischer Schriftsteller. Hoffen wir, daß dies Jubiläum trotzdem die Aufmerksamkeit findet, die es verdient. Für jeden, der Englisch versteht, ohne Engländer zu sein, sind die weißen Zwei-Mark-Bändchen ganz unentbehrlich, denn eure Sammlung enthält neben reiner Unterhaltungsliteratur eine gute Auswahl der besten Leute, von Sterne und Dickens bis Hemingway und Joyce. Wir gratulieren euch und uns.

Kriegsschuldforscher. Die in der vorigen Nummer von Johannes Bückler zitierten Dokumente zur Frage der Meerengen sind auch deutsch erschienen. Die deutsche Ausgabe besorgten Kurt Kersten und Boris Mironow, sie ist im Verlag von Carl Reißner, Dresden, herausgebracht worden.

Freund der Filmzensur. Es trifft nach dem Sinn der für den Remarquefilm von der Zensur getroffenen Entscheidung nicht zu, daß unsre Leser auf Grund unsres Kollektiv-Beitritts zur Gesellschaft der Sturmfreunde das Recht hätten, den Film „Im Westen nichts Neues" zu sehn. Sie müssen schon mit dem Mitgliedsausweis einer Organisation versehn sein, die Vorführungen des Films veranstaltet.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Es ist erreicht! von Carl v. Ossietzky

Es ist heute eine Binsenwahrheit, daß sich der Kapitalismus auf der ganzen Welt in einer ungeheuren Krise befindet. Aber was sich in Deutschland in diesen letzten beiden Wochen abgespielt hat, das ist mehr als das funktionelle Versagen eines Systems, das heute nirgendwo mehr gut arbeitet und überall mehr Enttäuschte und Verzweifelte zurückläßt als Zufriedene. Hier hat politische Unzulänglichkeit die allgemeine wirtschaftliche Misere zu einer besonderen Katastrophe ausgeweitet. Gewiß, ein Bankkrach bedeutet noch keine Götterdämmerung, die Tatsache, daß es auch denen heute jämmerlich geht, die sonst ihren Profit aus der Not der Andern holten, noch nicht den Beginn der Weltvereisung. Aber es ist ein trauriges Resultat, daß wir heute, Juli 1931, trotz aller schlimmen Erfahrungen, nicht besser dran sind als 1918 und 1923. In den Geldzentren der Welt wird wieder disputiert, ob Deutschland der Hilfe würdig ist, und unsre eignen Zahlungsmittel sind wieder höchst fragwürdig geworden. Hier waltet nicht nur die Unbarmherzigkeit eines blinden Schicksals, hier liegt Schuld vor, Schuld und nochmals Schuld.

Wir wollen in diesem Augenblick nicht auf den Reichskanzler Brüning Steine werfen. Wir haben ihn vom ersten Tag seiner Amtsführung an bekämpft, wir haben seine vielgepriesenen Taten mit Kassandrarufen verfolgt und sind dabei so gründlich allein geblieben wie Eremiten in der Wüste. Es bereitet uns keine Genugtuung, daß wir recht behalten haben. Unter diesem Kanzler begann jenes verheerende Schlagwort von der „Aktivierung" unserer Außenpolitik seine Wirkung auszuüben, setzte jene neue Hausse des Nationalismus ein, der wir es verdanken, daß Frankreich uns jetzt in unsrer höchsten Not hartnäckig und mit kühler Rechnergebärde entgegentritt. Unter diesem Kanzler begann auch jener rücksichtslose Auspowerungsprozeß des akkumulierten Kapitals gegen die restlichen deutschen Bürgerschichten, die aus der Inflation noch eben heil herausgekommen waren. Es ist eine besondere Tragikomödie, daß unserm Bürgertum grade die prononziert bürgerlichen Regierungen so verhängnisvoll werden. Unter der Aegide des hanseatischen Musterbürgers Cuno vernichtete Hugo Stinnes ungezählte selbständige Existenzen. Unter dem katholischen Ordnungsretter Brüning zogen Banken und Schwerindustrie eine grauenhafte Elendstrace kreuz und quer durch die letzten Vermögensreserven vertrauensvoller Bürgerseelen, die wie hypnotisiert auf die „Soziallasten" starrten, von der „Begehrlichkeit der Arbeiterschaft" faselten und darüber ganz vergaßen, wer ihnen eigentlich das Eisen an die Kehle setzte. Es ist wie ein schlechter Witz, daß einer dieser gigantischen

Marodeure, heute selbst wankend geworden, hilfesuchend unter die Fittiche des demokratischen Staates kriechen muß, dem man so oft expropriatorische Tendenzen vorgeworfen und den man wie eine Vorfrucht des „Marxismus" behandelt hat. Wenn die Regierung Brüning sich heute für das, was sie am deutschen Bürgertum verbrochen hat, rechtfertigen müßte, so könnte sie nur ein sehr zweifelhaftes Argument zu ihren Gunsten anführen: sie hat die Kapitalflucht nicht gehindert. Das ist die einzige Chance, die sie den eignen Leuten gelassen hat. Sie hat tatenlos zugesehen, wie im vergangenen Jahre Milliarden nach der Schweiz abwanderten, und ihr famoser Finanzminister Herr Dietrich hat sogar öffentlich gesagt, daß er dies bei der hierzulande herrschenden Ungewißheit ganz begreiflich finde. Daß Brüning außenpolitisch die vernünftige Linie der Ära Stresemann verließ, daß er die innere soziale Krankheit ausschließlich mit Notverordnungen auf Kosten der Lohnempfänger zu kurieren trachtete, das ist seine ungeheure Schuld, das ist der Weg in die Katastrophe vom Juli 1931.

Das alles muß in diesem Augenblick gesagt werden, wenn es auch nicht die Feststellung verhindert, daß Brüning in diesen Tagen, zusammen mit dem Reichsbankpräsidenten Luther, wahrhaftig heroisch gearbeitet hat, um die Konsequenzen seiner eignen Politik abzuwenden. Dieser Kanzler ist heute durch eine selbstgeschmiedete Kette von Irrtümern mit seinem Amt unlösbar verbunden. Er kann nicht mehr demissionieren. Er kann nicht mehr resignierend sagen: „Herr von Hindenburg, ich habe das Meinige getan, tun Sie das Ihrige!", so wie irgend ein parlamentarischer Premierminister. Denn er hat, sehr zu seinem Unglück, alle konstitutionellen Faktoren, die ihn entlasten oder ablösen könnten, erledigt. Sein bizarres Schicksal will es, daß er trotz seiner Fehler und Zweideutigkeiten der einzige deutsche Politiker bleibt, dessen Fähigkeiten die Welt noch vertraut. Er steht ganz allein, eine letzte papierene Wand zwischen Deutschland und dem Chaos.

Es ist ein fieberhaftes Hinundher in diesen Tagen, die verrücktesten Rezepte werden wieder zur Rettung angeboten. Auch das Phantom der „wirtschaftlichen Autarkie" spukt wieder heftig. Deutschland soll sich „auf sich selbst stellen", ökonomisch abschließen, aus der Weltwirtschaft ausscheiden, grade so, als wäre die Weltwirtschaft ein Verein, dem man nach Belieben die Mitgliedskarte zurückschicken kann. Und doch gibt es nur einen Weg zu einer Notlösung: das ist die Verständigung mit Paris! Und grade hier widersetzt sich Deutschland mit einer Hartnäckigkeit, die ans Pathologische grenzt. Alle Gebote der Vernunft sprechen für die Verständigung mit Frankreich, für die Aufgabe einer ökonomisch nutzlosen fixen Idee, wie es die Zollunion ist. Aber der jahrelang gehegte Prestigefimmel drängt sich lärmend dazwischen. Als ob wir noch eine andre Wahl hätten!

Herr Doktor Luther soll sehr erstaunt gewesen sein, als ihm die Notenbankpräsidenten, mit denen er wegen Krediten verhandelte, eröffneten, daß es sich hier vornehmlich um eine politische Frage handle. Er erklärte, seine Kompetenz reiche zu dieser Erörterung nicht aus. Letzteres ist durchaus richtig, aber wo bleiben denn die Herren, die dazu kompetent sind? Wieder erlebt Deutschland die Überraschung, daß es eine Wirtschaft an sich nicht gibt, sondern daß alles Politik ist. Nirgendwo sitzt die Vorstellung von der angeblichen Selbstherrlichkeit der Wirtschaft so tief wie bei uns. Wir wissen, daß die Wirtschaft, oder die Schwerindustrie, die sich mit ihr identifiziert, vom Staate Subventionen fordert, ohne irgend eine Gegenleistung zu bieten. Aber welch eine kindsköpfige Naivität ist es, eine so dubiose deutsche Spezialität auf ein internationales Gebiet übertragen zu wollen. Wie kann man von Frankreich, das man seit der Rheinland-Räumung mit Stahlhelmfeiern und tausend nationalistischen Kinkerlitzchen provoziert hat, Kredite verlangen ohne politische Gegenleistung? Bei der Eigenart des deutsch-französischen Verhältnisses setzt sich jede noch so geschäftliche Frage sofort ins Politische um. Es gibt zwischen Frankreich und uns nichts Unpolitisches. Hat man das noch immer nicht begriffen? Und da kommen die Industrie-Cherusker, die sonst Frankreich als den europäischen Beelzebub betrachten, mit einem Kreditgesuch und erklären dazu, das habe mit Politik nicht das Mindeste zu tun. Wo kommt es denn im bürgerlichen Leben vor, daß man dem Mann, den man anpumpen will, eines auf die Nase gibt und dazu erläuternd sagt, das sei eine ganz andre Sache und habe mit dem vorliegenden Geschäft nichts zu tun —? Die Deutschen sind nicht nur schlechte Verlierer, das haben sie seit Versailles bewiesen, sie verstehen sich auch nicht aufs Borgen.

Frankreich wünscht Aufgabe der Zollunion und Einstellung des Flottenbaues. Es hat keinen Zweck, sich angesichts der deutschen Bettelarmut in die Brust zu werfen und mit Hidalgogeste zu deklamieren: „Lieber tot als Sklave!" Wir kennen kein Gremium in Deutschland, dem wir so weit vertrauten, über den Tod des deutschen Volkes zu beschließen. Ein Volk kann sich nicht, wie eine Einzelperson, der Bürde eines unerträglichen Daseins entledigen. Ein Volk kann nicht, wie eine Einzelperson, sterben, es kann nur noch ärmer, nur noch unglücklicher werden. Man schreit, daß Frankreich uns Verzichte auf heilige Souveränitätsrechte abpressen wolle. Wie steht es denn damit? Mindestens 80 Prozent aller Deutschen ist die Zollunion einfach Hekuba, mindestens 70 Prozent lehnt die Flottenpolitik als kostspielig und schädlich ab. In keinem Falle handelt es sich um eine wirkliche nationale Sache, die von einer Mehrheit entschieden vertreten wird. Und um des törichten Prestiges willen soll das Vernunftgemäße, das Rettende ungetan bleiben? Zuerst hat man aus Herbert Hoover

so etwas wie einen unerwarteten Bundesgenossen gegen Frankreich gemacht. Jetzt stellt es sich heraus, daß Amerika selbst die Erfüllung der französischen Wünsche verlangt, und die englischen Minister, die in diesen Tagen mit dem Reichskanzler verhandeln, werden kaum einen anderen Ratschlag geben.

Deutschland hat sich mit dem Unionsprojekt in ein Dickicht von Widersprüchen und Wirrnissen verrannt. Es muß endlich wieder der bescheidenen Einsicht Raum gegeben werden, daß unsere heutige Lage machtpolitische Aspirationen verbietet. Wir sind allzu verelendet, um Extratouren zu unternehmen, die das ganze Volk zu bezahlen hat. Die forcierte Revisionspolitik, die mit der Ära Brüning einsetzte, muß schleunigst in die Rumpelkammer geworfen werden. Auch wir halten die französische Haltung für herzlich unpsychologisch, aber Deutschland hat keine Wahl, nachdem es abermals erfahren mußte, daß es die ganze Welt gegen sich hat, wenn es sich auf eigne Faust machtpolitisch zu engagieren versucht. Ein wirklicher Staatsmann respektiert Realitäten, anstatt ihnen die Stirn zu bieten. Die deutsche Außenpolitik hat sich festgefahren, sie kann nur durch gründliche Kursänderung und durch die Ausbootung der Hauptverantwortlichen wieder mobil werden. Dazu gehört vor allem die Entfernung der Minister Treviranus und Groener aus ihren Ämtern. Keine deutsche Regierung ist mit diesem Ballast verhandlungsfähig. Herr Groener hat sich seiner Zeit als Vertrauter Erzbergers die größe Mühe gegeben, den Offizieren klar zu machen, warum der Versailler Vertrag unterschrieben werden müsse. Er kennt also solche Situationen zur Genüge. Ganz unmöglich geworden ist Herr Curtius, der Vater der Zollunion. Man ersetze ihn so bald wie möglich durch einen Diplomaten aus Stresemanns Zeit, der internationales Vertrauen genießt und durch seine Persönlichkeit Garantie bietet gegen selbstmörderischen „außenpolitischen Aktivismus".

Eine vernünftige Außenpolitik hätte in dem Streit um die Zollunion rechtzeitig diplomatisch eingelenkt, anstatt es auf eine Sachlage ankommen zu lassen, in der das Nachgeben bereits den Charakter demütigender Kapitulation annimmt. Deutschland hat in der Welt keinen ärgern Feind als seinen eignen Nationalismus. Dem ist es seit mehr als einem Jahre gefolgt, und die Resultate sind offensichtlich. Die Wirtschaft ist zerrüttet, das letzte Vertrauen in dem Staat zerstört, der Ausblick in die Zukunft trostlos. Herr Hugenberg hat seinerzeit geweissagt, wir müßten alle eine Zeitlang Proletarier werden, ehe es wieder besser würde. Der erste Teil dieser Prophezeiung ist über die Maßen glorreich in Erfüllung gegangen. Es ist erreicht, wir sind alle Proletarier. Wir haben nichts mehr zu verlieren als unsre letzten Illusionen und unsern Hitler. Das Nationalgefühl blüht, es ist eine Freude zu leben. Im übrigen sind wir pleite.

Was wird werden? von Thomas Droste

Das fragt Ihr heut alle, einer den andern, das fragt Ihr heut alle, wenn Ihr Gedrucktes kauft. Ihr fragt es, weil Ihr fühlt, daß es Euch an den Kragen geht, daß hinter dem freundlichen Wort „Bankfeiertag" mehr steckt, sehr viel mehr, ungleich mehr noch als alles, was mit Besitz von Geld oder Geldeswert zu tun hat. Euer Gefühl ist richtig: es geht Euch an den Kragen. Es wird ernst. Verflucht ernst.

„Was wird werden?" So fangt Ihr an zu fragen. Und dann geht es weiter: „Kommt der Fascismus?" Antwort: Wir haben ihn, wir haben seinen Anfang, und der ist Garantie für sein Anwachsen und Ausreifen. Ihr fragt weiter: „Kommt eine neue Inflation?" Antwort: Vielleicht, denn es gibt viele Großmächtige, die sie offen propagieren — wie Hugenberg und mancher Schwerindustrielle — oder die sie im Stillen vorbereiten — wie Kabinettsmitglieder, die uns wieder mit der Rentenmark schrecken; aber genau so schlimm wie Inflation ist Deflation, mit Beschlagnahme der kleinen Privatvermögen auf Bank- und Sparkassenkonten, mit diktatorischem Abbau der Einkommen, mit notverordnetem Hunger der großen Masse. Ihr denkt nach und fragt weiter, indem Ihr dies Jahr preisgebt, diesen Sommer, den Herbst und mit einigem Frösteln auch den Winter, Ihr fragt weiter über die sogenannte Zukunft: „Wird das Ende der Kommunismus sein?" Und wenn es Euch nicht kümmert, daß ich mich auf keinen Zeitpunkt festlegen will, daß ich weder diesen Winter noch den nächsten noch das Jahr 1935 als den bestimmt allerspätesten Zeitpunkt angebe, an dem mit oder ohne unsern Willen, ja selbst trotz unsrer stärksten Gegenwehr der Kommunismus in Deutschland das Erbe eines zusammengebrochenen Systems antreten wird, dann sage ich auf diese Frage klipp und klar: Ja.

Doch damit ist diese Allerweltsfrage nur für eine unbestimmte Zukunft beantwortet, und der Mensch ist nun einmal neugierig, ist kurzlebig, ist an der Gegenwart mehr interessiert als an der Zukunft und außer an den großen Idealen auch noch an den kleinen Realien dieses kümmerlichen Lebens. So schraubt Ihr den Radius Eures Fragens enger, Ihr seht, mit dem einfachen „Was wird werden?" kommt ein praktischer Mensch nicht viel weiter. So betrachten wir also diese Zeitspanne, die uns interessiert, einmal vom andern Ende aus, ganz nah am Heute. Dann heißt die Frage: Was ist? Was ist eigentlich plötzlich los? Bis vor kurzem war doch noch für viele von uns, für alle eigentlich, die nicht arbeitslos und hungrig sind, die nicht Idealisten genug sind, um das Leiden der Massen trotz aller Erträglichkeit des eignen Schicksals als unerträglichen Hunger nach Gerechtigkeit, nach Harmonie und Lebenssinn mitzuleiden — war doch für diese Unzahl von Menschen, die nur grade so etwas Fühlung, so etwas sympathisierende Berührung mit den leidenden Objekten der großen Politik haben, alles einigermaßen in Ordnung. Alles Klagen und Reden von Fascismus, Zusammenbruch und schlechten Zeiten schien den meisten im Innern ihrer Seele so ein ganz klein

wenig theoretisch, so ein ganz klein wenig übertrieben, so ein ganz klein wenig von dem Wollustgefühl des Gruselns mitbestimmt. Und nun plötzlich ist es so richtig ernst, so verteufelt ernst geworden.

Der Staat verhindert, daß man schwer verdientes Geld von der Bank, von der Sparkasse holt. Einzahlen darf man, so sagen die Plakate, aber auszahlen, soweit es nicht um Löhne geht, die die Arbeitermassen von der Straße fernhalten sollen, auszahlen, das verhindert der Staat. Er wird noch mehr verhindern. Noch viel mehr, was die Weimarer Verfassung als selbstverständlich bezeichnet, was zu tun und erfolgreich zu fordern wir gewohnt sind. Und wie er nicht nur verhindert, daß die Gewerkschaften über ihr Vermögen verfügen — übrigens eines der ersten und wirksamsten Mittel, sie stillzulegen, kaltzustellen, abzutöten, denn wie sollten sie zum Beispiel ohne Unterstützungsgelder streiken lassen? —, sondern wie der Staat auch gegen all die kleinen Familienmitglieder der herrschenden Klasse, die kleinen Unternehmer und den Mittelstand rücksichtslos vorgeht, so werden seine wachsenden Unterdrückungstendenzen sich auch in Zukunft nicht nur gegen das Proletariat richten, sondern — fein säuberlich abgestuft allerdings — gegen alle, bis auf die ganz großen Kapitalisten, bis auf die wenigen Träger, die wenigen aktiven Nutznießer des herrschenden Systems. Sie im gleichen Maße wie die Volksmenge mit seinen Notmaßnahmen treffen zu wollen, gibt der Staat zwar vor. Aber wenn er sie wirklich damit träfe, wenn auch nur die Gefahr bestünde, diese Herren des Systems mit den Maßnahmen der Abwehr gegen seinen Zusammenbruch zu treffen, so würden sie nie ergriffen werden. Oder glaubt man, das Parlament wäre ausgeschaltet, die Demokratie kurzerhand in die Ecke gestellt worden, wenn damit nicht nur die Millionen Wähler der Volksmassen Mann für Mann ihren Einfluß auf die Staatsgeschäfte verloren hätten, sondern wenn gleichzeitig auch die großkapitalistischen Wähler, Mann für Mann, ihren Einfluß auf die Staatsmaschine eingebüßt hätten? Ebenso konnte in einem Staatssystem, das doch auf der Heilighaltung des Privateigentums aufgebaut ist, die Beschlagnahme und Sperrung der Bank- und Sparkassenkonten nur erfolgen, weil die Großen davon nicht fühlbar betroffen werden. Sie haben ihr Barkapital im Ausland, das Vielfache eines proletarischen Jahreslohns als Kleingeld in der Weste, ihre Nahrungsmittel für geraume Zeit in Kellern, Speisekammern, in Gärten und auf Rittergütern. Ihnen kann ebensowenig die materielle Existenzgrundlage durch Notverordnung genommen werden wie der politische Einfluß durch den Artikel 48. Ihnen können auch die Kapitalfluchtmaßnahmen der Regierung nichts anhaben, denn ihre Kapitalflucht ging in eigne ausländische Unternehmungen — und wenn der Staat in seiner Not allzu energisch wird, wenn der reiche Mann mit seinen „Sicherungsmaßnahmen" zu nachlässig oder zu unvorsichtig war, so geht er halt seinem Gelde nach ins schützende Ausland. Es gibt nun einmal eine Macht des Geldes, die über das Gesetz hinauswächst, wie es ganz unten auf der menschlichen Stufenleiter eine Hilflosigkeit des Elends gibt, die Mil-

lionen Menschen verhindert, auch nur das mit Händen zu fassen, was Gesetz und Recht ihnen zubilligt. Die Schicht, die in der Sphäre der Wirksamkeit des Gesetzes — im guten wie im üblen Sinne — lebt, diese Mittelschicht erfährt jetzt schmerzlich, daß der Staat — zum Beispiel mit der Sperrung von Bank- und Sparkassenkonten — auch gegen sie vorgeht, daß sie unter diese solide Rechtsbasis absinkt. So spricht sie denn von dem „Sozialismus", der nun allmählich auch Brüning befalle, weil sie nicht weiß, daß dies der ernste Beginn der fascistischen Diktatur ist, die sie selbst erstrebt. Aber getrost, man wird dieser Mittelschicht noch mehr zumuten, man wird ihr noch mehr Freiheiten und noch mehr Vorrechte einer herrschenden Klasse nehmen, man wird ihr schließlich auch offen sagen, daß das nun einmal das Wesen des Fascismus sei, und diese brave Mittelschicht, der man die Konten sperrt, der man die Kapitalflucht verbietet, der man immer höhere Steuern abfordert, diese brave Mittelschicht wird sich mit Ersatz in Form von „vaterländischen", militaristischen, gesinnungsstrammen Phrasen und Versprechungen befriedigen lassen; nicht nur das: sie wird mitmachen, sie wird sich auch, und grade, im Fascismus als tragende und herrschende Schicht empfinden, weil es den Massen unter ihrem Niveau — in den respektvollen Abständen der militaristischen Stufenleiter von Oberherren, Herren, Unterherren, Oberknechten, Knechten und Unterknechten — ja noch schlechter geht und weil sie eben nicht durchschaut, daß sie nur das Werkzeug einer durchaus nicht „vaterländischen", durchaus nicht dem Führer-Ideal entsprechenden Herrenclique ist. Hier ist wieder ein Teil der Frage, wie es wird, ein Teil der Frage, wie es schon heute ist, für diejenigen beantwortet, die verstehen wollen.

Dieser Eingriff in das Heiligtum des Privatbesitzes, dieses Vorgehen gegen die staatserhaltende Mittelschicht beruht nicht auf Willkür der Machthaber. Dazu schließen diese Aktionen ein viel zu großes Risiko in sich, das Risiko, daß diese Mittelschicht an „ihrem" System verzweifelt, daß die Unterschicht Erbe eines beschleunigten Zusammenbruches wird. Die Größe dieser Eingriffe entspricht vielmehr der Größe der Not, in der das System sich befindet. Die Art des Eingriffes entspricht der Art der Not. Bis jetzt konnte man im Verlauf der Wirtschaftskrise den Eingriff in die finanzielle Sphäre, die Beschneidung der finanziellen Freiheit unterlassen, denn aus der Produktions- und Absatzkrise, aus der Lohn-, Arbeits- und Sozialkrise war noch keine Finanzkrise entstanden. Jetzt ist sie da: beginnend in Deutschland, bevorstehend für die ganze Welt. Der Krisenwurm des in Selbstzersetzung befindlichen Kapitalismus ist jetzt bis an seinen Lebensnerv, den Kredit, die Währung, das Geld vorgedrungen. Verluste aus systembedingten Organisationsfehlern der nationalen und der internationalen Produktion, verschlimmert durch die — im Grunde natürlich ebenfalls systembedingten — „Zufälle" falscher Dispositionen, Spekulationen und „überflüssiger" Machtkämpfe, haben sich mit den offenbar gewordenen, allzulange durch Hin- und Herschieben verschleierten Kriegsverlusten schließlich an diesen oder jenen schwachen Stellen des Systems — international ge-

sehn in Oesterreich und Deutschland, national gesehn bei der Kreditanstalt, dem Nordwollekonzern, der Danatbank — offenbart, realisiert, ihre Opfer gefordert. Diese Verluste fressen weiter, riesige verschleierte Verluste an allen möglichen andern Stellen tendieren zum Tageslicht, lassen sich nicht mehr schieben, verlagern, vertuschen, und aus all den unzähligen Fehlerquellen des Systems fließen die Quellen der Zusammenbruchskräfte. Der Staat erhebt sich gegen die Gefahren, er richtet mit diktatorischen Mitteln Schutzdämme auf, Bilanzziffern entwickeln ihn automatisch zur fascistischen Diktatur. Kein andres „Wollen" kann in einer andern Richtung verlaufen, und so ist wieder ein Teil der Frage nach dem „Was wird werden?" beantwortet. So ist wieder der Spielraum für die Betätigung dessen, was wir mit unserm bloßen Auge als Glück oder Pech bezeichnen, um ein Gewaltiges eingeschränkt.

Wir sagten es schon am Anfang, es kann ein Zunehmen der Deflation sein — eine immer größere Wertsteigerung des immer knapper, trotz aller Besitzansprüche immer knapper werdenden Geldes — oder eine neue Inflation — eine immer größere Wertverminderung des trotz zunehmender realer Verarmung immer reichlicher werdenden Geldes: beides ist bei verschiedenen Auswirkungen gleich schlimm, denn beides schafft neue Krisenherde, wirkt wieder verschlimmernd zurück auf alles das, was uns bisher als einziger Inhalt der Krise genügend gequält hat: Absatzkrise, Produktionsstockung, Arbeitslosigkeit, Senkung des Lebensstandards und so fort. Auch hier wieder eine Einschränkung des Spielraums für „Glück" und „Pech", für Entwicklungen, die sich heute nicht voraussehen lassen; eine Einschränkung im Sinne eines leider berechtigten Pessimismus.

Bleibt die Frage nach den Wirkungsmöglichkeiten einer außenpolitischen Verständigung auf den Konferenzen in Paris und in London. Für heute sei zu ihrer Beantwortung nur eins gesagt: nur ein unbeschränkter Kredit der ausländischen Hochfinanz, gewissermaßen eine Blankogarantie für den deutschen Staat, der ja seinerseits wieder eine Blankogarantie für die deutschen Banken zu geben verpflichtet ist — nur eine solche Riesenanleihe könnte den Krisenprozeß in Deutschland aufhalten. Aufhalten, nicht aufheben, denn er ist kein ursächliches Mittel, da er nicht die Systemfehler bei Produktion und Verteilung beseitigt, die den Kapitalismus von innen heraus zerstören. Aufhalten könnte ein solcher Riesenkredit — in Deutschland. Um in der Welt, in den kreditgebenden Ländern die Krise zu beschleunigen und zu verstärken. Die Krise, die dann später auf Deutschland zurückwirken müßte. Denn — und darin haben die Nationalsozialisten bitter recht — Deutschland kann nicht für die alten, geschweige denn für die neuen Kredite Zinsen und Amortisationen zahlen, muß also Verlustzuschüsse nehmen, muß sich gewissermaßen einen Teil seiner Reparationszahlungen zurückgeben lassen, anstatt Kredite ordnungsmäßig garantieren zu können.

Ein solcher krisenaufhaltender Riesenkredit aber erfordert politisches Entgegenkommen! Warten wir eine Woche ab.

Hoovers Tragödie von Oswald Garrison Villard

Als das erste Stück einer Serie über Hoovers Politik veröffentlichte die ausgezeichnete new yorker Zeitschrift ‚Nation' in den Tagen, als der Hooverplan herauskam, den folgenden Aufsatz:

Ja, Hoovers Stellung ist nichts weniger als tragisch. Wenn er wirklich der gefühlvolle, stolze und edle Mensch ist, für den ihn seine Freunde halten, muß es ihm scheinen, als ob die Straße zum Ruhme nur zur Verzweiflung geführt habe. Denn jahrelang hat er Pläne geschmiedet und gearbeitet und sich gedemütigt, um das Höchste zu erlangen, was das amerikanische Volk zu vergeben hat. Es ist in seinen Händen zu Asche zerfallen. In den vierunddreißig Jahren meiner journalistischen Erfahrung hat kein Präsident in seinem Eindruck auf die Öffentlichkeit so versagt. Er ist eine tragische Gestalt, eine Gestalt, die man bemitleiden muß. Wenn er sich nicht selbst belügt, so muß er wissen, daß er versagt hat. Daß die Menge seiner Mitbürger ihm mit Gleichgültigkeit gegenübersteht und daß Ungezählte ihn mit der Wirtschaftskatastrophe identifizieren, die die Nation überkommen hat.

Allem voran muß man aussprechen, daß Hoover zum beträchtlichen Teil ein Opfer der Umstände ist. Es ist falsch und ungerecht, ihn allein für die Arbeitslosigkeit und den wirtschaftlichen Wirrwarr verantwortlich zu machen. Beides würde auch eingetreten sein, wenn der glatte und selbstgefällige Calvin Coolidge im Amt geblieben wäre. Es handelt sich um eine über die ganze Welt verbreitete Depression, und die fähigsten Köpfe in Europa glauben, daß sich keine Nation allein herausarbeiten kann: Nur eine gemeinsame Handlung kann den normalen Prozeß von Produktion, Konsumtion und Handel wiederherstellen. Aber als Republikaner kann sich Hoover nicht darüber beklagen, wenn das Land jetzt seine Partei für die schlechten Zeiten verantwortlich macht, nachdem ihm Generationen hindurch vorgeredet wurde, daß sein Gedeihen unabwendlich mit den Republikanern verbunden sei. Er selbst brüstete sich während seiner Wahlkampagne, daß die Nation vom vollen Suppentopf zur vollen Garage vorgeschritten wäre. Wie klein muß er sich jetzt vorkommen, wenn er seine Ernennungsrede vom August 1928 wieder durchliest, wo er erklärt, daß wir dabei seien, eins der ältesten und vielleicht edelsten Ziele menschlichen Strebens zu erreichen: die Abschaffung der Armut. „Mit Armut", setzte er auseinander, „meine ich das Nagen der Unterernährung, der Kälte und der Unwissenheit und die Furcht vor dem Alter bei jenen, die willig zum Arbeiten sind." Er fuhr fort: „Wir befinden uns heute in Amerika dem endgültigen Triumph über die Armut näher als je ein Land zuvor. Das Armenhaus ist bei uns am Verschwinden. Wir haben noch nicht das Ziel erreicht, aber wenn man uns die Möglichkeit gibt, die Politik der letzten acht Jahre fortzusetzen, werden wir bald mit der Hilfe Gottes den Tag erblicken, wo die Armut aus unsrer Nation verbannt sein wird."

Als ob dies nicht genug gewesen wäre, übertrumpfte er sich noch: „Es gibt keine bessere Garantie gegen die Armut

als: jedem eine Beschäftigung! Das ist der hauptsächlichste Zweck der wirtschaftlichen Politik, die wir befürworten."

Kann er sich gerechterweise darüber beklagen, wenn er jetzt, weniger als drei Jahre später, für die sechs oder sieben Millionen Arbeitslosen verantwortlich gemacht wird, die nicht nur auf Abschaffung der Armut warten sondern auch vor völlig leeren Suppentöpfen sitzen und der Unterernährung, der Kälte, der Unwissenheit und der Furcht vor dem Alter entgegensehen!

Aber wenn er auch nicht die Hauptverantwortlichkeit für die Panik trägt, so fallen ihm doch die kleinern Verantwortlichkeiten zu. Sein Schatzamt und die Bundesbank hätten die Börsenspekulation schon lange vor dem Krach bremsen können. Er hätte sich weigern und seinem Kabinettssekretär verbieten können, diese endlosen irreführenden Berichte über den Charakter der Krise und die Ziffern der Arbeitslosen in die Welt zu setzen. Wer prophezeit hat, muß den Preis dafür zahlen, wenn es sich herausstellt, daß seine Prophezeiungen so beschaffen gewesen sind, als stammten sie aus einem Kindergarten.

Auch in anderm Sinne ist Hoover das Opfer der Umstände. Wir sind Zeuge davon, daß nicht nur eine sondern mehrere politische Weltanschauungen zusammengebrochen sind. Ebenso erleben wir den Zusammenbruch eines ganzen sozialen Systems. Es tut nichts zur Sache, ob es sich nochmals erholen und der Wohlstand sich von neuem einstellen wird. Denn einige politische Legenden sind jetzt gänzlich zerstoben, und wenn diese Panik zu Ende ist, wird es den Anstrengungen aller Politiker der Welt nicht gelingen, die Sache wieder einzurenken. Es ist schwer zu glauben, daß das amerikanische Volk nochmals so dumm oder so versessen auf Gelderwerb sein werde, daß es nicht rücksichtslos gegen einige der angebeteten Idole unter den Führern des Geldmarktes vorgeht, die jetzt mitten zwischen Fehlschlägen entlarvt dastehen. Aber auch hier sind die Lippen Hoovers geschlossen. Seit langem hat er sich rückhaltlos mit der Politik und den Systemen identifiziert, die er so sehr bewundert.

Man muß Hoover auch bemitleiden, weil seine eigne Verwaltungstheorie niedergebrochen ist. Sein ausgezeichneter Plan für die Reorganisation der Regierung ist nicht zustande gekommen, zum Teil wegen der Gleichgültigkeit des Kongresses, zum Teil wegen Hoovers eigner Unfähigkeit, das öffentliche Interesse wachzurufen und Dinge durchzudrücken. Seine Methode, die Bedingungen eines Handelszweiges dadurch zu verbessern, daß dieser Zweig selbst unter Führung der Regierung in Aktion tritt, hat teils Erfolg, teils aber auch nicht. Eine Industrie nach der andern bricht unter seinen Augen zusammen, die Gummi-, Öl-, Zuckerindustrie, der Getreidehandel und manches mehr. Ohne Kenntnis, wohin eine solche Politik führen muß, ruft jede dieser großen Industrien nach einem Diktator und nach dem Recht, die Preise festzusetzen und gemeinsam vorzugehen, ohne die geringste Rücksicht auf die Antitrustgesetze zu nehmen. Und doch nimmt Hoover weder für noch gegen die Trustgesetze eine feste Stellung ein. Das

Volk erwartete von ihm, dem Ingenieur, große Verwaltungsreformen. Es erwartete von ihm außerordentliches Mitgefühl für die Leidenden und Arbeitslosen. Das Volk dachte, daß er uns zu einer klugen, auswärtigen Politik, besonders in Hinsicht auf Europa, verhelfen würde. Es hat mitangesehen, wie seine genfer Abrüstungskonferenz zusammenbrach und seine londoner Abrüstungskonferenz enttäuschend endete, weil keine starke Führerschaft und kein klar umrissenes Programm vorhanden war. Man dachte, daß er als Quäker unserm wachsenden Militarismus werde Halt gebieten können. Aber unter ihm, dem Quäker, hat die Vergrößerung des Militarismus weitere Fortschritte gemacht, bis unsre See- und Landstreitkräfte zu einer Drohung für Amerikas Freiheit geworden sind. Zumindest hoffte man, daß unter ihm, dem ehemaligen Ingenieur und Verwaltungsbeamten, es gelingen würde, Verschwendung und Untüchtigkeit aus dem Budget auszumerzen. Aber auch da leistete er eigentlich nur Kleinarbeit.

Was ist nun der Grund für diesen Zusammenbruch Herbert Hoovers? Wenn ich ihn so ruhig betrachte, wie es mir meine Natur und mein Urteil gestatten, erscheint es mir, daß dasjenige, was ihn hauptsächlich ruiniert, sein Mangel an Mut ist oder, um es noch stärker zu sagen, seine Feigheit. Es ist unverständlich, daß Herbert Hoover, der sein Amt antrat ohne jegliche Verpflichtung gegen jemanden, trotz der größten Stimmenmehrheit in unsrer Geschichte nicht gewagt hat, seine eignen Ansichten zu vertreten, daß er nicht gut zu heißende Ernennungen vorgenommen hat, wie die, sich im Senat durch einen Jim Watson vertreten zu lassen, daß er sich häufig mit elenden Ratgebern, schäbigen und diskreditierten Politikern umgeben und ein Kabinett ernannt hat, dessen geistiger Durchschnitt und Fähigkeit außerordentlich niedrig sind. Keiner, den ich kenne, hat dafür eine Erklärung. Warum zum Beispiel mußte der Präsident in eins der europäischen Länder als Vertreter der Vereinigten Staaten einen Mann senden, der sich bisher allein durch reiche Wahlgelder qualifiziert hat. Es stimmt, daß Wilson und andre Präsidenten Ähnliches getan haben. Aber warum mußte ein Ingenieur, ein Mann von großer geschäftlicher Tüchtigkeit, ein erprobter Administrator, solchen schlechten Beispielen folgen.

Ja, im Grunde ist es seine Feigheit. Einer nach dem andern erklärt nach einem Besuch im Weißen Haus vertraulich, er sei überzeugt, daß Hoover als Privatmann gern Rußland anerkennen möchte, aber daß er es doch noch nicht zu tun wage, weil die öffentliche Meinung dafür noch nicht reif sei. Aber für was ist ein Präsident überhaupt da, wenn er nicht die öffentliche Meinung beeinflussen und in die Richtung führen kann, in die ihn sein eignes Gewissen zieht. Rußland ist ein Beispiel von vielen. Es ist unmöglich, nicht zu glauben, daß Hoover dauernd seinem bessern Selbst Gewalt antut; daß er es besser weiß als seine Handlungen es erkennen lassen, daß ihn im Tiefsten seines Innern sein Gewissen plagt. Wie fast jeder andre Politiker auf der Welt hat er häufig seinen eignen Glauben abgeschworen und hat oft und von Grund auf Kompromisse geschlossen. Aber die kleine, leise Stimme beunruhigt

ihn oft, das wollen wir ihm wenigstens zugestehen; doch seinen Mut in beide Hände zu nehmen, das gelingt ihm selten. Ebenso wenig wie ein Watson oder ein Tilson hat er die einfachste und klarste aller politischen Wahrheiten erfaßt, daß das Volk bei seinen Führern nichts so sehr wie die Tapferkeit ehrt. Nein, oft ist er so schüchtern wie der Schüchternste, und das Gespenst einer zweiten Wahlperiode verfolgt ihn ebenso beharrlich wie Banquos Geist Macbeth verfolgte. Was bringt denn einen so unglücklichen Menschen wie ihn dazu, sich weitere vier Jahre dieses Lebens im Weißen Haus zu wünschen? Stolz? Die Hoffnung, daß ein Erwachen der Prosperity vor dem Ende seiner zweiten Regierungsperiode ihm die Hochrufe der Menge bringen wird? Die Hoffnung, daß man noch einen Sieg erringen kann, wenn man an der Prohibition festhält? Der Entschluß, nicht hinter Washington, Lincoln, Cleveland, Roosevelt, Wilson als nur einmal gewählter Präsident zurückzustehn? Man müßte eigentlich denken, daß er sich nach der Ruhe eines privaten Lebens sehnt.

Jedermann weiß, daß keiner eine so dünne Haut hat wie Mr. Hoover; kein andrer Bewohner des Weißen Hauses hat je so unter der Kritik gelitten oder war für Tadel so empfänglich, nicht einmal Wilson. Die Weigerung eines Freundes, weiter mitzumachen, ist für ihn ein nicht endenwollender Schmerz, der in seiner Brust immer wieder aufs Neue wühlt. Dazu kommt noch, daß seine Feinfühligkeit sehr mit seiner Erregbarkeit zusammenhängt und seine leicht erregten Gefühle nahe an der Oberfläche liegen. Es ist seltsam, daß er nichts von der schnellen Philosophie des Pioniers hat, nichts von der Bereitschaft, heiter zu geben und zu nehmen, alles Bestandteile des täglichen Lebens, die man mit einem vielgereisten Ingenieur und Beamten in Zusammenhang zu bringen geneigt ist. Scheinbar hat er sein Herz darauf gesetzt, seine innere Rettung durch eine Wiederwahl zu erreichen. Er hegt den Wunsch eines schwachen Mannes, als der große und herrische Führer zu erscheinen, der er nicht ist. Währenddessen lassen ihn seine Scheu und seine Empfindlichkeit allzu oft von seiner schlechtesten Seite erscheinen. Ich sah ihn einmal in einem Kino einen Becher von einem hübschen, jungen Pfadfinder entgegennehmen, nachdem dieser Knabe, durch die Kälte des Präsidenten verängstigt, seine Ansprache schnell heruntergehaspelt hatte. Als Antwort hörte man von Hoover nichts als ein „Danke schön". Keine großzügige Geste; keine freundliche Hand legte sich auf die Schulter dieses Knaben, kein Wort für die andern Pfadfinder. Nur ein „Danke schön". Natürlich bemühte sich sein besseres Ich wie gewöhnlich umsonst, durchzubrechen. Seine Unfähigkeit, sein Mangel an Anmut, in Verbindung mit Schüchternheit, verhindern die öffentliche Wirkung eines Mannes, den seine intimen Freunde als einen Menschen von Herz und Wärme kennen und lieben.

Und doch kann er kämpfen, manchmal so gut, daß der Zuschauer Lust auf mehr bekommt, so gut, daß man sich fragt, warum er sich so selten und so langsam dazu bequemt.

Die Menge hatte geglaubt, daß bei seinem Amtsantritt eine neue Ära beginnen würde, daß ein neuer Typ des hohen

Beamten eingetreten sei, der Tüchtigkeit und Fähigkeit und völlige Unabhängigkeit über alles stellen würde. Statt einer neuen Führerschaft sehen wir uns nur alter verbrauchter Tradition gegenüber. Hoover unterscheidet sich von Coolidge und andern Präsidenten nur dadurch, daß er ein viel schlechterer ist. Niemand kann behaupten, daß die gute Seite seiner Tätigkeit ihn als Mann enthüllt, der über alle andern befähigt ist, das Staatsschiff in der drohenden Notlage zu steuern. Wird er den Mut haben, den veränderten Verhältnissen mit eiserner Stirn entgegenzutreten, wie unsre Wirtschaftsführer es von ihm erwarten? Oder wird er verdrossen und ohne innere Überzeugung nachgeben? Nachgeben muß er in vielen Punkten, wenn unser wirtschaftliches Unglück weiter fortschreitet, sonst aber laßt uns weder Unglück prophezeien noch heraufbeschwören. Tatsache ist aber, daß an Tagen, wo man Pläne und Programme für den Augenblick machen und neue Kurse auf den Karten suchen müßte, um unveränderlichen Flauten und Winden zu begegnen, der Kapitän nichts andres zu sagen hat, als daß der Sturm sich bald legen und daß der Himmel bald wieder klar sein wird.

Die Menge hatte gehofft und geharrt, und die einfachen Leute hatten sich einen richtigen Führer gewünscht, einen neuen Führer. Sie hatten von einem Mann im Weißen Haus geträumt, von dem man niemals sagen könnte, daß er nachgegeben oder Kompromisse geschlossen oder das politische Spiel gespielt hätte. Aus diesem Grunde sagen jetzt die Leute, daß Hoover nicht eine neue und bessre Ordnung der Dinge und eine neue und gerechtere Welt wünsche. Die Flut der Entwicklung schreitet rasch an ihm vorbei und läßt ihn auf dem Trockenen zurück. Ein zusammengedukter Mann in dem schönsten Haus Amerikas. Mit der besten Gelegenheit, sich nicht nur zu dem Regenerator und moralischen Führer des Staates Amerika sondern der ganzen Welt zu machen. Er fürchtet, die Führerschaft an sich zu reißen, die leicht seinen Namen und seinen Ruhm in die unvergängliche Rolle der Zeitgeschichte schreiben könnte.

Deutsch von E. L. Schiffer

Potentiel de Guerre von Otto Lehmann-Rußbüldt

I

Während der Maitagung des Völkerbundsrats gab es bei der Erörterung des von Deutschland vorgelegten sogenannten Fragebogens über den Rüstungsstand der Staaten (Indications relatives à l'état des armements des divers pays C 283. M. 133. 1931. IX) ein kurzes Nachgewitter der Auseinandersetzungen auf der Vorbereitenden Abrüstungskonferenz. Auch hierbei trat wieder zutage, daß in den verschiedenen Lagern des Völkerbundes das Gegenteil von der Gesinnung herrscht, die der Absatz 6 des Artikels 8 (des Abrüstungsartikels) der Satzung voraussetzt. Dieser Absatz 6 lautet:

> Die Bundesmitglieder übernehmen es, sich in der offensten und erschöpfendsten Weise gegenseitig jede Auskunft über den Stand ihrer Rüstungen, über ihr Heeres-, Flotten- und Luftschiff-

fahrtsprogramm und über die Lage ihrer auf Kriegszwecke einstellbaren Industrien zukommen zu lassen.

Diese gegenseitige Auskunftserteilung ist nur folgerichtig, wenn man wirklich abrüsten will. Ihre „offenste und erschöpfendste" Ausführung würde aber den vollendeten Selbstmord jedes militärischen Apparats bedeuten und damit die Aufhebung der Basis der modernen imperialistischen Staatengebilde. Denn jeder General wird dazu erklären: „Wie, ich baue eine Streitmacht auf und dann soll ich meinen möglichen Gegnern, wie bei einem Offenbarungseid die Zahl meiner Strümpfe, die Zahl meiner Patronen aufzählen? Das widerspricht ja dem ersten Grundsatz der Verschleierung meiner Stellung!"

Dieser unbekannte General hat natürlich Recht. Jene Bestimmung wäre auch nicht in das Völkerbundsstatut hineingekommen, wenn nicht 1918/19 nach den Ausschweifungen des Weltkrieges ein fürchterlicher Katzenjammer bei den sogenannten „Lenkern der Völkergeschicke" geherrscht hätte und wenn diese aus ihrem schlechten Gewissen heraus nicht geglaubt hätten, damals die empörten Völker beschwichtigen zu müssen.

So geht es denn mit dieser Einzelbestimmung und mit dem ganzen Artikel 8 des Statuts wie mit der Bergpredigt, von der Luther sagte: „Das Wort sie sollen lassen stahn." Aber — wie legt man es aus! So legen denn auch seit 1925, das heißt seit der „Vorbereitung" der Abrüstungskonferenz, die rüstungsfreien und die rüstungsbeschränkten, die rüstungsstarken und die rüstungsschwachen Teilnehmer der Abrüstungsverhandlungen den Artikel 8 aus! Sie tun das nicht in „offenster und erschöpfendster Weise", sondern so wie es Theologen bei ihren Streitigkeiten tun.

Bei der Auskunftserteilung über den Rüstungsstand trat das ganz besonders hervor. Der sogenannte „Konventionsentwurf", gegen den Deutschland stimmte, sah Muster-Tabellen vor, die die stehenden Truppen nach der Zahl, aber das Kriegsmaterial nach dem Maßstab der Geldmittel hierfür verzeichnete. Die Deutschen wollten auch die Reserven an Truppen offengelegt haben, ferner verlangten sie die Bestände des Waffenmaterials nach Stückzahl, auch des Reservematerials. Diese ihnen immer wieder abgelehnte Forderung wiederholten sie im Mai dieses Jahres. England setzte durch, daß es beim ursprünglichen Vorschlag blieb. Vom Interessenstandpunkt der Völker — nicht zu verwechseln mit Völkerbund — müßten beide Vorschläge, die sich ergänzen, durchgeführt werden. Wo der Hase im Pfeffer liegt, erkennt man daran, daß der Vertreter Jugoslawiens bei Erörterung des deutschen Fragebogens ironisch erklärte, daß dessen Beantwortung in einer Reihe von Ländern gegen die gesetzlichen Bestimmungen über den Schutz der Landesverteidigung verstoßen würde, also Landesverrat bedeute.

Es handelt sich jetzt weniger um die Klarstellung dieser Vorgänge im einzelnen, als darum, festzustellen, daß sowohl in den Mustertabellen des Konventionsentwurfs der Vorbereitenden Abrüstungskommission als auch im deutschen Fragebogen keine Rubrik vorgesehen ist für jenen Faktor der Rüstung, der im Zukunftskrieg viel mehr noch als im Weltkrieg der entscheidende Faktor sein wird. Es ist das sogenannte Potentiel de guerre.

Von diesem geheimnisvollen Ding war unter anderm einmal in historischer Stunde die Rede, am 7. September 1928, als in Genf der Reichskanzler Hermann Müller Anklage erhob, daß Deutschland durch den Versailler Vertrag hinsichtlich seiner Wehrkraft so ungleich behandelt sei. Da erhob Briand drei Tage später patriarchalisch den Finger: Ei, ei! Denkt an die Kraft Eurer Industrie!

Die Industrie ist nämlich auch ein Stück des Potentiel de guerre, sogar das Bratenstück. Allgemein verständlich könnte man dafür

sagen Kriegsfähigkeit, Kriegspotenz. Das heißt also nicht aktive Kriegsmacht, sondern latente, schlummernde, aber vorhandene Möglichkeit, kriegerische Kraft zu entwickeln. Das ganze Problem ist nur ein Spezialfall unsres Maschinenzeitalters überhaupt. Es entspringt aus dem Verhältnis des Menschen zu seinem Werkzeug, hier des Kriegers zu seiner Waffe. Uralt sind zwar Werkzeuge und damit auch die Waffen. Uralt sind auch die ersten Ansätze modernster Waffen, wie der Kampfwagen bei den Ägyptern, Assyrern, Griechen, wie des chemischen Krieges in mancherlei Versuchen mit erstickenden oder verbrennenden Substanzen; uralt ist vor allem das taktische Mittel der organisierten Massenwirkung der Krieger zusammen mit den Waffen in der griechischen Phalanx und der römischen Schildkröte, wodurch man den viel kampftüchtigeren Barbaren, den Kelten und Germanen über war.

Nicht der Weltkrieg sondern eigentlich erst die Zeit nach dem Weltkrieg, etwa von 1922 an, leitete eine Entwicklung der Kriegskunst ein, die eine Wende bedeutet, die nur vergleichbar ist der Einführung der Feuerwaffen. Besonders die, die den Weltkrieg noch heute schmerzhaft genug an ihren Wunden fühlen, werden mit Überraschung sagen: „Es war doch schon grade genug, kann es denn noch dicker kommen?" Ja, es kann und es wird sogar, wenn dieser Wende in der Kriegskunst nicht auch eine Wende in der Kunst folgt, mit der die Völker den Völkerbund dazu zu erziehen haben, ehrlich das durchzuführen, was er jeden Tag verspricht.

Jedermann und besonders Männer der sogenannten republikanischen Parteien Deutschlands werden hierzu naserümpfend erklären: „Aha, Angstträume und Übertreibungen eines exaltierten Pazifisten." Ohne der Verlockung zu folgen, Werturteile über das abzugeben, was „sich" und was „man" so Pazifismus nennt, sei zum Beweis dieser Behauptung, daß die Wende zur modernsten Kriegskunst nicht mit, sondern ausgereift erst nach dem Weltkriege erfolgte, hingewiesen auf die Schrift des Reichsarchivrats und Majors a. D. Georg Soldan „Der Mensch und die Schlacht der Zukunft" (Gerhard Stalling in Oldenburg 1925). Dieser stramm deutschnationale alte Frontkämpfer und jetzige Publizist sieht die Pazifisten an wie ein indischer Brahmine einen Paria, nämlich wie einen Aussätzigen. Was Soldan sagt, ist nichts andres, als was eine Reihe englischer, französischer und amerikanischer Offiziere in Büchern und Zeitschriften dargelegt haben.

Es läßt sich das ungefähr in drei Worte zusammendrängen: der individuelle Kämpfer hört auf, der Unterschied zwischen Kämpfern und Nichtkämpfern hört auf, die Kampffront besteht nicht mehr in einer Gefechtslinie, sondern im dreidimensionalen Raum der politischen Gebilde, die miteinander kämpfen und den man an jedem Punkte mit Gift, Blut und Tod erfüllen kann. Bei Soldan überstürmt einmal menschliches Fühlen den Militär und er ruft aus: „Wenn Wahrheit wird, was der Phantasie vorschwebt, dann ist das nicht mehr Krieg, dann ist das eine Vernichtungspest, ein gegenseitiges Ausrotten der Völker."

Der Ausdruck Phantasie ist dahin zu präzisieren, daß sie das Bild moderner Militärwissenschaft so wiedergibt, wie man vor dem Weltkriege die Wirkung moderner Schnellfeuergeschütze voraussagte, die sich dann an zehn Millionen Toten auch bestätigte. Soldans Prophezeiungen wird man nicht als pazifistische Angstträume abtun können.

Soldan beschäftigt sich auch mit Deutschlands Zukunft. Man kann sagen, daß Ludendorff in seinem Buch „Weltkrieg droht", das ebenso wie das Soldansche jeder Deutsche, besonders jeder Militarist, genau studieren sollte, die Konsequenzen solcher Betrachtungsweise gezogen hat. Für unsre Betrachtung handelt es sich aber um das

Wohl aller Völker, also auch des deutschen Volkes, gegenüber dem Apparat des Militarismus überhaupt, der eben der Feind dieser Völker ist, die ihn tragen. An diesem Apparat des modernen Militarismus ist das Material, wie Soldan, wie Seeckt und alle Militärschriftsteller der alten und neuen Welt ausführen, das Entscheidende: Material, umgeformt in Kriegsmaschinen. Gewiß steht an einer Stelle der Maschinen immer wieder ein Mensch und ganz allein von seinem Nerv hängt es ab, ob in entscheidenden Momenten die Maschine so oder so wirkt. Aber im Verhältnis vom Mensch zum Werkzeug, wie es in der Handhabung des Pfluges oder speziell hier im Verhältnis des Kriegers zum Schwert in seiner Urform zu sehen ist, ist jetzt die Wende eingetreten, daß das Schwert als Riesenmordmaschine nicht so sehr vom Muskel als vom Nerv gelenkt wird und das fast immer ein sorgfältig eingeübtes Kollektivum von Menschen zur Funktion der Maschine nötig ist.

Diese Kriegsmaschinen, zwischen denen der Krieg der Zukunft vor sich geht, bestehen nun erstens aus Material, aus Rohstoffen, und zum zweiten: sie müssen hergestellt werden. Diejenige politische Lebensgemeinschaft, die über das beste und meiste Material verfügt und die die besten Fabrikationsmethoden zur Herstellung von Kriegsmaschinen erfunden hat, die wird einen Krieg gewinnen. Das ist der moderne Ausdruck dessen, was Friedrich II. mit dem Satz aussprach: „Der liebe Gott ist immer bei den stärksten Bataillonen."

Von höchstem Reiz ist es nun, zu beobachten, wie diese Wahrheit bei den Abrüstungsabsichten des Völkerbundes zum Durchbruch kommt — und im entscheidenden Augenblick wieder verschwindet. Schon aus den Erfahrungen des Weltkrieges heraus hatte man im Absatz 6 des Artikels 8 bei der Forderung der gegenseitigen Auskunftserteilung über den Rüstungsstand ganz richtig vorgesehen, daß man sich auch Auskunft zukommen lassen solle: „über die Lage der auf Kriegszwecke einstellbaren Industrien".

Daraufhin ist auch im Anhang des in jedem Jahr vom Völkerbund herausgegebenen „Militär-Jahrbuches" eine solche Nachweisung versucht. Sie ist so lückenhaft, daß jeder aufgeweckte Student der Volkswirtschaft sie besser machen würde. Eine Entschuldigung liegt nur darin, daß die Redakteure solcher Publikationen des Völkerbundes sich streng an die von den Staaten gemachten Angaben halten müssen.

Die Mustertabellen des Konventionsentwurfs und der zum Trotz dagegen ausgespielte deutsche Fragebogen sind sich nun darin einig, wie sie die Mängel des Militärjahrbuches in bezug auf das Potentiel de guerre „beseitigen" — wenn man es so nennen will. Sie stellen eine Rubrik dafür überhaupt nicht auf, obgleich der letzte Satz des Absatzes 6 Artikel 8 sie ausdrücklich verlangt. Sie handeln nach der Praxis, daß das, was überhaupt nicht gesagt wird, nicht falsch sein kann, also auch nicht gefälscht sein kann.

Nicht nur das! Im „Militär-Wochenblatt" (1929 vom 4. August Seite 163) erklärt Oberstleutnant Doktor Regele in einem sonst durchaus gut durchdachten Aufsatz: „‚Das Potentiel de guerre' ist aus all diesen Erwägungen heraus von Haus aus als eine Unmöglichkeit zu betrachten." Er beruft sich sogar auf den Völkerbund, der das alles durchberaten habe. Man sollte sich wundern, wenn nicht doch schon ein intelligenter deutscher Generalstabsoffizier sich an dieser Aufgabe versucht hätte. Oder sind andre Gründe als die der wirklichen Unfähigkeit maßgebend? Aus dem Grundsatz der Verschleierung, der „Tarnung", dem einzigen modernen Ausdruck aus deutschem Sprachschatz im Bereich des Militärs? Es ist sehr komisch, daß beim „Militär" vom General bis zum Korporal, von der Artillerie bis zum Train, vom Pour le mérite bis zum Potentiel de guerre alles dem Sprachschatz

des „Erbfeindes" entstammt. Nur Tarnung und Schreibstube sind deutsch.

Übrigens nimmt Salvador de Madariaga in einem 1929 von der Oxford University Preß herausgegebenen größeren Werk „Disarmament" die Urheberschaft des Wortes „War potential" für sich in Anspruch. Er läßt aber nicht erkennen, ob man nicht für die Bemessung der Kriegskraft ebenso einen Maßstab finden könnte wie für die mechanische Kraft in der Pferdekraft PS oder für den elektrischen Strom in Kilowatt kW.

Warum soll das „unmöglich" sein, wie der Oberstleutnant Regele behauptet. Es ist letzten Endes doch keine andre Aufgabe als die, ein jetzt erst eröffnetes Gebiet modernen Lebens in die Formen modernen Wissenschaftsbetriebes einzugliedern. Wenn das mit der menschlichen Seele durch Psychoanalyse und Psychotechnik gelingt, so muß das auch mit der militärischen Massenseele und ihrem Apparat möglich sein. Es mag schwierig sein. Die Hauptschwierigkeit wird zunächst darin bestehen, daß es den Leuten vom Bau nicht paßt, systematisch und genau hinter eine Sache zu kommen, von der sie alle in allen Vaterländern behaupten, daß sie die Hauptsache sei. Aber diese zur Schau getragene Ignoranz muß grade den Argwohn derer schärfen, die sich als die Gegner dieser Militärkaste betrachten, die friedenswilligen Bürger aller Länder, die glauben sollen, daß der ganze Apparat mit einigen Hunderttausend Mordmaschinen zum Schutze ihres Lebens und ihrer „Heimat" aufgebaut sei. Grade nach den Gesetzen der Strategie und Taktik muß der Bürger alles daran setzen, über die „Hauptsache" beim militärischen Gegner unterrichtet zu sein.

So haben wir uns denn in einem kleinen Kreise an den Versuch gemacht, das Kriegspotential zu erfassen. Nicht aus Ehrgeiz, den Generalstäblern Konkurrenz zu machen, sondern um den Gegner genau zu kennen.

Wir haben unterschieden zwischen

KE = Kriegs-Effektiv, das heißt bestehende aktive Armeemacht an Menschen und Material.

Die Franzosen haben hierfür den Ausdruck „Puissance de choc" (Stoßkraft) geprägt, Madariaga nennt es War Power.

KR = Kriegs-Reserve, das heißt vorhandene ausgebildete Reserven an Menschen und Material in Arsenalen.

KP = Kriegs-Potential, das heißt die in verschiedenen Graden vorhandene Volks- und Materialkraft eines politischen Gebildes, um diese Kräfte in militärischen Formen auszumünzen.

Es sind bei KP weiter zu unterscheiden:

a) psychologische Faktoren: kriegerische Fähigkeiten, Erfinderfähigkeiten, politische Begabung, zum Beispiel richtige Bündnisse abzuschließen,

b) biologische Faktoren: vorhandenes, unausgebildetes Menschenmaterial, Stand der Landwirtschaft, Holzvorkommen, Grad der Viehzucht, Gespinstfasern,

c) mineralogische Faktoren: Kohle, Eisen- und Ölförderung, aber auch deren ungehobene Vorräte, Spezialmetalle desgleichen, chemische Produkte, auch Kali, deren besondere Qualifikation und deren ungehobene Vorräte,

d) technologische Faktoren: Verkehrswege und Verkehrsmittel, Maschinenindustrie, Wasserkräfte und deren Vorkommen, etwaige andre zu erschließende Quellen mechanischer oder elektrischer Kraft.

Ein weiteres notwendiges Unterscheidungsmittel muß in den Graden der Erschließung potentieller Kriegsmacht gesucht werden. Es ist ein Unterschied, ob man zwecks Hebung der Kohlenförderung eine Zeche nur stärker auszubeuten braucht oder ob man erst eine neue Schachtanlage zu bohren hat. Mindestens nach zwei Stufen müßte man diese Faktoren KP in Rechnung stellen: Steigerungsfähigkeit, Erschließung schon bekannter Vorkommen.

Worin ist aber der Maßstab für KE, KR und KP zu suchen?

Man könnte das tun, was seit uralten Zeiten jeder Staatsmann und jeder Feldherr instinktiv tat, indem er sich überlegte, wie viel Hundertschaften oder wie viel Bataillone er auf die Beine bringen konnte. Heute würde man sich fragen: Wie viel kriegsstarke Divisionen? Nun stände deren Zahl für KE (Kriegs-Effektiv) genau fest, für KR (Kriegs-Reserve) sollte sie für die Kriegsministerien auch zuverlässig bekannt sein. Aber für KP? Wie kann man für die Kriegspotenz von Menschen, Baumstämmen, Petroleumquellen, Erzlagern, Wasserfällen, Baumwollfeldern, Getreidespeichern, Motoren und sogar für Intelligenzen und seelische Fähigkeiten einen gemeinsamen Generalnenner finden, um darnach zu berechnen, wie viel kriegsstarke Divisionen eine politische Gemeinschaft in einem Monat, in einem Jahr aufstellen kann und wie lange überhaupt.

Wir glauben, solchen Maßstab mindestens für die biologischen, mineralogischen und technologischen Faktoren im Großhandelsindex der Produkte kombiniert mit den Produktionsmöglichkeiten und Rohstoffen zu sehen. Selbst für die psychologischen Faktoren ist in der Zahl wissenschaftlicher Werke und der Patente ein Maßstab zu erblicken.

Ein gelungener Versuch ist zu finden in einer Studie des ersten Bibliothekars der Deutschen Heeresbücherei, Oberstleutnant Doktor Stuhlmann, der im ‚Militär-Wochenblatt' (1929 Nummer 2. Seite 55) die „Kriegswissenschaften in Deutschland und im Ausland" untersucht. Danach erschienen 1927 Werke über Kriegswissenschaft in Deutschland 212, England 197 usw. Ungarn mit 52 zeigt im Verhältnis zu Deutschland eine doppelt so hohe Produktion. Stuhlmann urteilt: „Das Gebiet der Kriegswissenschaften hat in Deutschland seit dem Kriege eine größere und selbständigere Stellung gegen früher erlangt. Auch erscheinen manche wichtigen Werke nicht im Buchhandel."

Bei diesen Untersuchungen wurden wir von Rudolf Goldscheid auf eine Arbeit von Professor H. Staudinger aufmerksam gemacht (Technische Hochschule Zürich), die schon im Juli 1917 in der damals von A. H. Fried in der Schweiz herausgegebenen ‚Friedenswarte' veröffentlicht wurde. Es war ein großartiger Fund. Da hatte ein vermaledeiter Pazifist sich herausgenommen, zwölf Jahre vor dem Votum des Oberstleutnants Regele jene Aufgabe zu versuchen, die dieser als „unmöglich" erklärt hatte. Auf vierzehn Spalten gab Staudinger schon Antworten auf die Frage nach dem sogenannten „Siege", auf welche Frage noch anderthalb Jahre lang an den Fronten Europas Millionen Menschen praktisch das Exempel statuierten und dann mit ihren Wunden und Leiden endlich dasselbe herausbekamen, was Staudinger mit einigen kleinen Tabellen schon vorher beantwortet hatte.

Staudinger stellt in dieser Studie „Technik und Krieg" zunächst die Bedeutung von Kohle, Eisen und Wasserkräften für die Kriegführung fest. Er erinnert daran, wie aus der Kohle Sprengstoffe und Arzneimittel herausgeholt werden. Er untersucht, welchen Zuwachs an Pferdekraft (PS) die menschliche Arbeitskraft dadurch erhält. Er wählt wegen der Größe der Zahl das Pferdekraftjahr zur Grundlage seiner Berechnungen des „Potentiel de guerre" der beiden kämpfenden

Gruppen. (Dieser Ausdruck findet sich aber bei ihm noch nirgends!) Die Verbrennungswärme von 1 kg Steinkohle rechnet er zu rund 7000 Kalorien, die von 1 kg Braunkohle zu 3500 Kalorien, 632 Kalorien = 1 Pferdekraftstunde, 3000 Arbeitsstunden = 1 Pferdekraftjahr.

Darauf stellt er in Tabellen die Kohlenförderung in üblicher Weise in Millionen Tonnen dar, die Eisenförderung, die Wasserkräfte, er berechnet nach der Zahl der Einwohner den Anteil des Pferdekraftjahrs pro Nase.

Als Beispiel seiner Methode führt er zunächst den Ausgang des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich 1870/71 an.

	Eisenerz in Millionen	Roh-Eisen Tonnen	Kohle	Pferdekraftjahre in Mill.
Deutschland . . .	3,8	1,4	34,0	6,7
Frankreich	2,6	1,2	13,2	2,9

Überraschend ist es, wenn er 1866 für Preußen eine technische Überlegenheit von 1,05 Millionen Tonnen Roheisenproduktion gegen 0,28 Millionen Tonnen Oesterreichs feststellt, daher Preußens Sieg über Oesterreich, aber Oesterreichs Sieg über Italien zur gleichen Zeit aus dessen technischer Unterlegenheit erklärt. Ferner: „Im amerikanischen Bürgerkrieg siegte der kohle- und eisenreiche Norden über die technisch schwächern Südstaaten."

Der Vorgang von 1866 wiederholte sich im Weltkrieg, wo das technisch überlegene Deutschland Rußland besiegte, aber gegenüber dem technisch stärkern Zwilling England-Amerika unterlag.

Zu unheimlich prophetischer Höhe erheben sich Staudingers trockene Tabellen, wenn man sie in folgender Reihenfolge betrachtet (es sind hier nur die Pferdekraftjahre als Resultat von Kohle und Eisen aufgeführt):

	Pferdekraftjahre in Millionen
I. Bei Ausbruch des Krieges.	
Zentralmächte	92,2
Frankreich, Rußland, Belgien	35
II. Durch Deutschlands Besetzung von Belgien, Nord-Frankreich und Polen erfährt es einen Gewinn, durch den Hinzutritt Englands eine Einbuße seiner Überlegenheit	
Zentralmächte	108,5
Frankreich, Rußland, Belgien, England	116,3
III. Nach dem Hinzutritt Amerikas (1917, als Staudinger diese Tabelle aufstellte) sah die Rechnung so aus:	
Zentralmächte	108,5
Entente und Amerika	295,3

Der Frieden Deutschlands mit Rußland verminderte die letzte Zahl nur auf 285,3 Millionen, so daß das Schicksal der Zentralmächte aus dieser kleinen Tabelle Staudingers schon anderthalb Jahre vor dem „Dolchstoß" zu erkennen war.

In einer Schlußbetrachtung soll untersucht werden, wie man diese Spur weiter zu verfolgen hat. Wohlgemerkt, nicht um die Arbeit der Generalstäbler zu unterstützen, also den vollkommenen Sieg auszurechnen und die Kriegskunst zu vervollkommnen, sondern um den Krieg abzuschaffen.

Wiedersehen mit England von Wolf Zucker

Schluß

Es ist ein Glück für England, daß sich in den breiten Massen dieses Volkes eine sehr gesunde Abneigung gegen alle Posen erhalten hat, daß die Uniform dort stets viel zu sehr als Maskerade, als Überbleibsel eines prächtigen Barock empfunden wird, als daß sie wahrhaft ernst genommen werden könnte. Die steinern unbeweglichen Horseguards, die auf ihre Pferde gehoben werden müssen, damit ihre Stiefel keine Spur ihres Glanzes verlieren, die Wache vor dem Buckingham Palace mit ihren Bärenfellmützen und dem niedlichen Filzröllchen auf dem Rücken wirken dekorativ und nicht militaristisch, und zu einer guten Abendgesellschaft kann ein Offizier in seiner Berufskleidung ebensowenig erscheinen wie in Golfhosen oder in Bergsteigerausrüstung. Man hatte in diesen Wochen reichlich Gelegenheit, das strenge Zeremoniell und zugleich die groteske Komik von englischen Militärschauspielen zu bewundern. Das Royal Tournament, das alljährlich in der riesigen Olympiahalle veranstaltet wird, ist eine reine Zirkusangelegenheit, wo sich zum Ergötzen des Publikums zwei kompagniestarke Parteien in der Uniform etwa des achtzehnten Jahrhunderts regelrechte Schlachten liefern. Unter den Bogenlampen der Halle dröhnen die Gewehrsalven „Bum-Bum", die Soldaten schreien „Hurra!", und die quasi Getroffenen fallen in edler Haltung zu Boden, während weiße Rauchwölkchen dem Ganzen die Atmosphäre eines Wagnerfestspiels verleihen. In Aldershot geht es ernster zu. Dort werden die neusten Errungenschaften der Kriegstechnik, Einmanntanks und riesige Panzerwagen vorgeführt, damit die Steuerzahler auf einem teuren Sitzplatz wissen, wofür sie ihr Geld ausgeben. Aber, ich kann mir nicht helfen, so ernst und gefährlich die Waffen aussahen, so überzeugend die unheimlichen Raupen steile Wände emporkrabbelten, die ganze Veranstaltung, beleuchtet von Scheinwerfern und Signalraketen, wirkte nicht viel anders als die Schauübung einer freiwilligen Feuerwehr. Und wenn man dann zu später Nachtzeit die zufriedengestellten Zuschauer in den riesigen Ausflugsautobussen durch den feuchten Nachtwind dieses hügeligen Parklandes nach London zurückfahren sieht, so möchte man sie fast beneiden um die Tatsache, daß ihnen ihr Militär eben nichts andres ist als eine — allerdings im Notfalle sehr brauchbare — freiwillige Feuerwehr.

Der Geburtstag des Königs gibt Anlaß zu einer besonders farbenprächtigen Parade, deren Zeremoniell, das „Trooping the Colour" unabänderlich fest steht. In diesem Jahre mußte der König sich allerdings eine Verschiebung seines Geburtstags gefallen lassen, weil dieser auf denselben Tag wie das Epsom Derby fiel. Und nichts ist bezeichnender für die prinzipiell unmilitärische Gesinnung dieses Volkes als die Tatsache, daß das große Volksfest des Derby, dieser gigantische Rummelplatz der Hunderttausende, wichtiger ist als jede noch so schöne Parade oder Königsgeburtstagsfeier. Gewiß, man holte diese Feier nach, am drauffolgenden Sonnabend, damit eben dieselben Massen, die sich am Mittwoch beim Derby amüsiert

hatten, nun Gelegenheit bekamen, dieser grotesken Quadrille von Uniformierten zu Pferd und zu Fuß beizuwohnen. Es ist immer wieder erstaunlich, allenthalben im englischen öffentlichen Leben der fast mittelalterlichen Vorstellung zu begegnen, daß alles zum Vergnügen oder sagen wir ruhig zum Amüsement des Volkes zu geschehen habe: Paraden und Sportsereignisse, Auffahrten zum Hofempfang und Blumenausstellungen. Der Wohlfahrtsminister, der alte tapfere Friedensfreund Lansbury, darf bei keiner Eröffnung eines neuen Freibads oder Vergnügungsparks fehlen, und da hält er keine feierlichen Reden, den Zylinder in der Hand, sondern läßt sich von ein paar jungen Mädchen schaukeln, solange es ihm seine alten Knochen erlauben.

Es steckt eine unverwüstliche Kraft zum Vergnügen in den Engländern. Alle Puritaner, alle Arbeiter- und Soldatenräte Cromwells haben das nicht ausrotten können. Die große Zeit Englands, das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, diese einzigartige Verflechtung von spanischem Barock, bürgerlicher Renaissance und angelsächsischer Volksheiterkeit, diese souveräne Freude am derbsten Spaß bei strengstem Formbewußtsein, kurz der elisabethanische Stil ist niemals ganz gestorben. Im siebzehnten Jahrhundert rettete man die Heiterkeit, die Spielfreude in die Musik hinüber, im achtzehnten blühte der ironische englische Stil auf, und selbst im trockensten neunzehnten gab es hier und da noch jene alte Punsch-Freudigkeit, die sich zwar weniger in dem danach benannten Witzblatt als in gewissen von Mund zu Mund überlieferten obszönen Liedchen und Epigrammen erhielt. Und jetzt hat man manchmal das Gefühl, den Tagen des Old Merry England näher zu sein, als man es theoretisch in einer so sachlich rationalisierten Zeit für möglich halten sollte. Englands altväterliche Isoliertheit, die angebliche Sittenstrenge, die angeblich trockene Steifheit, all diese Dinge beginnen sich, wohl unter kontinentalen Einflüssen, stark aufzulockern. Die Mädchen sind gar nicht mehr so unzugänglich und unausstehlich, wie man es uns in der Schule gelehrt hat, die Herren wissen ganz saftige Geschichten zu erzählen, und in einer gewissen intellektuellen Schicht ist es heute schon fast Sitte, sich in Kneipen an Bier und Whisky zu besaufen.

Gewiß, man kann von der Großstadt London keine Schlüsse auf das ganze Land ziehen, aber doch scheint mir eben eine solche Auflockerung nicht mehr übersehbar zu sein. Und sie wird sich um so stärker auswirken, als sie der unterdrückten aber niemals ausgerotteten Fröhlichkeit dieses humorvollsten Volkes Europas entgegenkommt. Man hat in England die shakespeareische Freude am Burlesken nicht verloren. Man muß beim Epsom Derby die alten dicken Frauen sehen, die da auf dem Rasen zum Klang eines Leierkastens miteinander Tänze aufführen, zur eignen Belustigung und zur Freude der Umsitzenden. Es sah nicht schön aus und war auch nicht immer grade anständig, aber das wußten diese alten Cockney-Damen selbst sehr genau und fanden ihren grotesken Spaß eben in jener Unmöglichkeit, die Revuestars der feinen Varietétheater nachzuahmen. Man muß die Singfreude dieser Leute beobachtet haben, die Begeisterung für die epigramma-

tische Form und die Inhaltslosigkeit der Limerick-Verse, mit denen man einander nach dem Abendbrot aufwartet. Dies alles sind Reste einer alten Unbeschwertheit — aber vielleicht auch Anfänge einer neuen. Und die Vermutung liegt nahe, daß die Wiederkehr des Old Merry England zeitlich — und vielleicht auch ursächlich — verbunden sein wird mit dem Verfall des viktorianischen Imperialismus. Vielleicht war es grade die Ausweitung des starken und selbstsicheren Inselkönigreichs zum Weltimperium, in der der alte bürgerliche Frohsinn keinen Platz mehr fand; und vielleicht bietet auch erst die erzwungene Beschränkung auf das „grüne Eiland in der Silbersee" seinen Bewohnern wieder die Möglichkeit, ihres Lebens froh zu werden.

Die heiligsten Güter von Axel Eggebrecht

Gut drei Jahrzehnte ist es her, daß unser allerhöchster Propagandachef eine seiner erfolgreichsten Werbezeilen erfand: Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter! Wir entsinnen uns des schaurig-schönen Buntdruck-Blattes, das Wilhelm der Zweite höchst eigenhändig entwarf und durch seinen getreuen Malermeister Knackfuß fein säuberlich ausführen ließ. Da drängt sich auf einem Felsvorsprung, hoch über friedlicher Flußlandschaft, eine Schar verschüchterter Frauenspersonen, die europäischen Nationen. Über ihnen strahlt einigermaßen blaß das christliche Kreuz. Sie wären ein wenig ratlos, was sie auf diesem Aussichtspunkt sollen, — stünde nicht vor ihnen ein gleißender Erzengel mit gar gewaltigen Flügeln, ein Flammenschwert in der Rechten und äußerst germanisch anzuschauen. Der weist ihnen mit gereckter Linken ihre Pflicht und ihr Ziel: Fern am Horizont thront inmitten einer finsteren, blitzdurchzuckten Wetterwolke eine Buddhagestalt, die gelbe Gefahr im Osten. Und den erschrockenen Damen ruft Michael zu: Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!

Es ist unwahrscheinlich, daß sich der Zeitungsleser von damals einen ganz genauen Begriff von diesen heiligsten Gütern machen, daß er sie aufzählen und bei Namen nennen konnte. Vom blaß-strahlenden Kreuz ist anzunehmen, daß es damals ebensowenig Eindruck machte wie heute. Eher mag die stille Flußlandschaft dem Beschauer ans Herz gerührt haben. Von welch ungemeiner, todbringender Heiligkeit dieses Gut war, das wurde fünfzehn Jahre später deutlich, als die sehr entschlossen gewordenen Damen es zwar nicht gegen den fernen Buddha, doch mit um so verbissenerer Heftigkeit gegeneinander verfochten.

Auch das ist nun vorüber. Längst treffen die allegorischen Damen einander wieder zu gemeinsamen Ausflügen. Freilich sind sie älter geworden. Es geht nicht mehr auf heroische Felsklippen. Eher setzt man sich zu bedächtigem Kaffeekränzchen in Genf oder anderswo zusammen. Und nicht mehr der gleißende Ritter-Engel gibt den Ton an. Eine stattlich-dürre Gouvernante, die über den Ozean gekommen ist, führt das große Wort. Sie hält in der Rechten ein Fähnchen mit der verlockenden Aufschrift: Prosperity. Auch sie weist nach der

Wetterwolke im Osten, die inzwischen erheblich näher gekommen ist. Man kann die darin thronende Gestalt nun deutlich erkennen. Sie trägt die unverkennbare, spitze Kopfbedeckung der Roten Armee.

Wieder wird die westliche Menschheit aufgerufen, ihre heiligsten Güter zu wahren: Gegen den dumpfen Osten, gegen den alles nivellierenden Kollektivismus, gegen die Gottlosenpropaganda, gegen das böse Dumping. Die Zeitungen Rothermeres blasen ins Horn, Sir Deterding läßt seine Fabriksirenen schrillen, gewaltig stößt Rom in die Tuba. Das Bild von 1900 scheint höchst aktuell geworden. Jedermann ist beunruhigt. Aber um was geht es eigentlich? Welche Güter sollen dem Europäer von 1931 so heilig sein, daß er zu ihrer Wahrung einen Kreuzzug unternimmt?

Da wird von der Bildung geredet und von der Tradition, vom Glauben und von der Familie. Sentimentalitäten aller Art werden beschworen, verlogener Scheinpazifismus liefert Argumente und der Rausch des Profitmachens wird auf mancherlei Art glorifiziert. Im Grunde aber denkt jeder sich etwas andres dabei. Die wirklichen Güter, um die es geht, werden nicht aufgezählt und nicht bei Namen genannt. Das Allerheiligste bleibt unklar und unausgesprochen, wenn den Menschen auch eingeredet wird, daß sie dafür kämpfen und vielleicht dafür sterben müssen. Erhaben, stumm und todbringend ragen über das anarchische Durcheinander Europas die allerheiligsten Güter: Erz, Stahl, Kohle, Waffen, Platin, Schuhe und Streichhölzer. Und selbst die Sardinen, diese unscheinbaren Fischchen, werden als Gegenstand einer Industrie zu solch einem heiligsten Gut.

Um diese Dinge geht es in Ilja Ehrenburgs neuem Roman (erschienen im Malik-Verlag, übersetzt von Hans Ruoff). Alles, was sich vertrusten läßt, kann zum heiligsten Gut avancieren. Also gibt es unzählige solcher Güter; und deren Herren bekämpfen einander kaum weniger erbittert als den bösen Feind in der östlichen Wetterwolke, der sie alle mit Vernichtung bedroht.

Ein reichhaltiges Bilderbuch des spätkapitalistischen Wirrwarrs, aber nicht mit billiger Ironie gemalt, sondern mit tiefer Bemühung, mit Einsicht in alle menschliche Unzulänglichkeit; und nicht ohne heimliche Liebe zu denen, die verspottet werden. Der Autor ist zuweilen gleichsam verstört von der Langmut und Schafsgeduld, mit der die Welt ihren unruhigen Lauf durch so zweifelhafte Geschäfte bestimmen läßt. Er rettet durch seine, die Zusammenhänge unerbittlich offenbarende Schilderung den menschlichen Verstand, über dessen Versagen er so oft lächeln muß.

Jede seiner Personen und jede dargestellte Handlung sind ihm Ausdruck und Auswirkung ökonomischer, gesellschaftlicher Vorgänge und Notwendigkeiten. Aber wie weit ist er entfernt von der Schablonenmethode mancher marxistischer Autoren, bei denen menschenähnliche Schemen sich unwirklich bewegen oder als Kleiderständer für eine Ideenschau herumstehen. Bei Ehrenburg hat alles Saft und Blut. Auch die Herren der allerheiligsten Güter sind arme reiche Teufel voll

kleiner, armseliger, schmerzensreicher Erlebnisse. Da ist etwa der Zündholzkönig Olson, kühl, einsam, bang vor jedem Gefühl, von blassen Weltherrscheridealen getrieben. Da ist sein Gegner, der internationale Rüstungsschieber Wainstein, Hasser jeglicher „Ideen", ein derber Realist im Planen, Handeln und Genießen. Die Abneigung dieser beiden Protagonisten gegeneinander zieht sich durch das ganze Buch, das im übrigen keine zentrale „Handlung" hat. Es gibt ja auch in der verzweifelt schwimmenden, von einem Young- zum nächsten Hoover-Plan hin improvisierenden Welt kein einheitliches Wollen, keine eindeutige Richtung mehr. Grade diese verworrene Stimmung kommt in Ehrenburgs Roman großartig zum Ausdruck, dies Zwielicht des Morgens, in dem die großen Hasardeure dasitzen, wie nach einer langen, durchspielten Nacht und nicht aufzuhören wagen. Die unendliche Müdigkeit in der scheinbar so aufgeregten kapitalistischen Welt.

Welch ein Gewimmel erstaunlicher Figuren marschiert neben den Hauptspielern auf: der adlige deutsche Diplomat, der aus Tradition, Zwang, Interesse an Chemie-Aktien und einem Magenleiden so etwas wie eine milde europäische Denkungsart zusammenbraut; der französische Minister linker, industrieller Observanz, mißtrauisch, eng, geizig und tief besorgt um das klassische Glück des Kleinbürgers; internationale Schieber jeglichen Formats; der große Journalist ohne Gesinnung; eine Filmdiva, unter so viel Getriebenen und Gehetzten die Kühlste und Nüchternste; ein Erfinder, der im Irrenhaus endet; ein russischer Emigrant, der sich zu Sabotageakten in Rußland anwerben läßt. Eine bunte Menagerie der Nichtigkeiten, der sinnlosen Individualität. Und zwischen ihnen tauchen zwei-, dreimal Beauftragte der Sowjets auf, Handelskommissare, Spezialisten. Sie vertreten inmitten all dieser Sklaven der Beziehungen, der Geschäfte etwas andres: Die Dinge selbst und den Anspruch des Menschen, über die Dinge zu herrschen, sich ihrer wirklich zu bedienen, statt mit ihnen als mit „heiligsten Gütern" zu schieben, zu bluffen, Schindluder zu treiben.

Wie es sich für ein Kaleidoskop gehört, hat das Buch keinen Anfang und kein Ende. Es ist die denkbar dichteste Wiedergabe eines Zustandes, dargeboten durch ein außerordentliches schriftstellerisches Temperament. Ehrenburg beweist, daß der revolutionäre Autor kein Sachlichkeitsfex zu sein braucht, daß Gefühl und Gewissen einander nicht auszuschließen brauchen; daß auf dem Untergrunde historisch-materialistischen Denkens sehr wohl Poesie, menschliche Wärme, ja sogar jene beziehungsreiche Verlorenheit an die dargestellten Dinge möglich ist, die wir Romantik nennen. Ehrenburg ist ein marxistischer Romantiker. Die unermüdliche Dialektik seines Stils, seine facettenartig zugeschliffenen Perioden, die bitter schmeckende Ironie in seinen knappen Charakteristiken, das immer durchschimmernde Bewußtsein von der letzten Nichtigkeit aller menschlichen Konflikte, — das alles ist unleugbar romantisch. Und ist nicht schließlich jegliche Revolution, ist der Glaube des Menschen an seine eigne Wandlungsfähigkeit nicht etwas ungemein Romantisches? Zwar spürt man nicht viel da-

von in Programmen und Parteierlassen. Aber die Wirklichkeit sieht ja immer ganz anders aus. Und als Verkünder dieser Wirklichkeit befreit Ehrenburg uns von dem Albdruck, als müsse der siegreiche Verlauf der Revolution darin bestehen, daß die Methode, die Erkenntnis, der Plan über das Leben selbst siegen.

Schon einmal hat Ehrenburg den Mut gehabt, diese große, entscheidende Einsicht zu gestalten: Im „Julio Jurenito", seinem ersten, bedeutenden Roman, der unmittelbar nach den erschütternden Ereignissen der russischen Revolution deren lebendige Einordnung und höchst menschliche Ausdeutung unternahm. Das berühmt gewordene Gespräch, das er den Meister Jurenito mit Lenin im nächtlichen Kreml führen läßt, wird als unvergeßliches, dichterisches Dokument jener Tage bestehen bleiben. Und nichts Besseres läßt sich über den neuen Roman sagen, als daß ich durch ihn — so viel enger, so viel direkter, so viel polemischer sein Thema unzweifelhaft gestellt ist — immer wieder an jenen frühern erinnert wurde.

So verschieden ist es im menschlichen Leben —!

von Peter Panter

Ein Druckfehler. „Und Faust stieg hernieder zum Ursprung aller Dinge, zum Tiefsten und zum Höchsten, darin die ganze Natur und das menschliche Leben eingeschlossen sind: zu den Matern."

*

Das französisch-deutsche Rapprochement vollzieht sich unter einer Handvoll Gebildeter; schießen dürfen nachher die Arbeiter. Sie tun es auch. Denn sie kennen einander nicht und lernen einander erst sterbend oder in der Gefangenschaft kennen. Ein sehr nahes Rapprochement verwirklicht sich, wenn man so weiter macht, immer nur in den Ackergräben. Schade um jeden Pfennig, den man an diesen Unfug wendet.

*

Wenn man die fein abgewogenen Aufsätze Oskar A. H. Schmitzens, Bindings und ihresgleichen liest, hat man immer das Gefühl: Es gibt wirklich nur eine Lösung. Man muß reich heiraten.

*

Das Schmalz, mit dem der mittlere deutsche Parteiführer das Wort „Berufsbeamtentum" ausspricht... wenn doch nur jeder Arbeitslose so viel Fett auf seinem Brot hätte!

*

Ein Kunstwerk sagte früher etwas über die Geistesverfassung seines Schöpfers. Heute zeigt es etwas andres an: die Geistesverfassung des Kunstkaufmanns, der es vertreibt. Selbe ist nicht immer sehr interessant.

*

„Sie war", steht einmal bei Paul Morand, „schön wie die Frau eines andern." Ich möchte das variieren: Er war energisch wie der Rechtsanwalt der Gegenpartei.

*

Wenn ich das schön gedruckte Buch eines mit Buchweizengrütze gefütterten Philosophen aus Amerika lese, hinter seinen Brillengläsern blitzen fröhlich jungenhafte Augen, die sich so optimistisch mit dem Elend der andern abfinden, alles ist gut und schön, wir haben eine gute Predigt gehabt, Breakfast auch, ja danke, auf welch unbe-

flecktem Wege wohl so ein Wesen zur Welt gekommen sein mag, die Amerikanerinnen sind doch unterhalb des Nabels alle aus Celluloid — wenn ich so einen fröhlichen Professor lese, dann weiß ich endlich, wie einem gebildeten Chinesen zu Mute ist, der europäische Touristen sieht.

*

Der Engländer hat für jeden Begriff ein Wort und für jede seiner Nuancen noch eins — da ist ein großer Wortreichtum. Bei dem Franzosen ist das anders. Wenn man den fragt, wie ein besonders kniffliger Begriff auf französisch heiße, dann denkt er lange nach. Und dann sagt er: „faire".

*

Früher sagte man: Kopf- und Hand-Arbeiter. Die Schreihälse der Nazis plakatieren: „Arbeiter der Stirn und der Faust!" Die Stirn, das ist der Kopfteil, mit dem die Ochsen ziehen, und eine Hand, die zur Faust geschlossen ist, kann überhaupt nicht arbeiten.

*

Möchten wir wohl eine Literatur lesen, die vorher die Zensur des Herrn Seeger und seiner Filmzensoren passiert hätte? Nein, das möchten wir nicht. Wie sähe solch eine Literatur aus? Sie sähe recht kläglich aus. Was muß man also tun? Man muß jede Filmzensur, die über die bestehenden Strafgesetze hinausreichen will, abschaffen.

Auf einer kleinen Bank vor einer großen Bank

von Erich Kästner

Worauf mag die Gabe des Fleißes,
die der Deutsche besitzt, beruhn?
Deutsch sein heißt, der Deutsche weiß es,
Dinge um ihrer selbst willen tun.

Wenn er spart, dann nicht deswegen,
daß er später davon was hat.
Nein, ach nein! Geld hinterlegen
findet ohne Absicht statt.

Uns erfreut das bloße Sparen.
Geld persönlich macht nicht froh.
Regelmäßig nach paar Jahren
klaut ihrs uns ja sowieso.

Nehmt denn hin, was wir ersparten!
Und verluderts dann und wann!
Und erfindet noch paar Arten,
wie man pleite gehen kann!

Wieder ist es euch gelungen.
Wieder sind wir auf dem Hund.
Unser Geld hat ausgerungen.
Ihr seid hoffentlich gesund.

Heiter stehn wir vor den Banken.
Armut ist der Mühe Lohn.
Bitte, bitte, nichts zu danken!
Keine Angst, wir gehen schon.

Und empfindet keine Reue!
Leider wurdet ihr ertappt.
Doch wir halten euch die Treue.
Und dann sparen wir aufs Neue,
bis es wieder mal so klappt.

Selbsthilfe oder Auslandshilfe? von Alfred Kolmar

Es ist kein Wunder, daß in den letzten Tagen das Schlagwort von der anzustrebenden wirtschaftlichen „Selbsthilfe" Deutschlands vernehmbar geworden ist. Allzu viele Illusionen hat die Berichterstattung unsrer großen Tagespresse in den Kreisen geweckt, die den Begriff der internationalen Solidarität auch heute noch wesentlich im liberal-demokratischen Sinne als eine Summe privater Hilfsaktionen aufzufassen pflegen, ohne sich darüber klar zu werden, daß derartige Aktionen nur um einen bestimmten und für gewöhnlich sehr hohen Preis zustande kommen. Die Enttäuschung dieser Illusionen hat selbstverständlich die Folge gehabt, daß man jetzt in den angedeuteten Kreisen völlig an der Möglichkeit internationaler Hilfsaktionen verzweifelt und mit dem Begriff der „Selbsthilfe" zu operieren beginnt. Das ist nun ein Schlagwort, und es unterscheidet sich auch insofern nicht von andren Schlagworten, als hierunter sehr verschiedne Dinge verstanden werden. Die Leser der liberal-demokratischen Presse werden in der Auffassung erhalten, daß ebenfalls nur durch eine Summe von privaten Aktionen wirtschaftlicher Natur innerhalb Deutschlands der gegenwärtige Zustand der Stillegung des gesamten Wirtschaftsbetriebes überwunden werden könne. Freilich ist man sich in diesen Kreisen noch keineswegs klar darüber, wie diese Aktionen aussehen sollen. Man weiß nur insofern, was man will, als die starke staatliche Aktivität auf wirtschaftlichem Gebiet, die in den letzten Tagen entfaltet werden mußte, wieder beseitigt werden soll. Um dieses Ziel zu erreichen, würde man dazu bereit sein, eine Auslandsanleihe großen Umfanges um den Preis bestimmter politischer Garantien aufzunehmen, wobei der Gedanke daran, wie diese Anleihe einmal zurückgezahlt werden soll, und ob sie nicht zu den gleichen verheerenden Folgen führen wird wie die großen Anleihen nach der Stabilisierung der Mark, in der gegenwärtigen Not anscheinend in den Hintergrund tritt. Aber man ist doch auch in den Kreisen der Großbourgeoisie mit liberal-demokratischer Orientierung heute schon dazu geneigt, eine solche ausländische Hilfsaktion als ein Übel anzusehen, das nicht etwa aus dem Gedanken der internationalen Solidarität des Kapitals heraus verhältnismäßig leicht zu ertragen wäre sondern das nur dazu dienen soll, die wirtschaftliche Selbsthilfe Deutschlands zu ermöglichen.

Nun, mit diesen reichlich verschwommenen Auffassungen von wirtschaftlicher Selbsthilfe brauchen wir uns hier nicht mehr auseinanderzusetzen. Bei näherm Zusehen werden auch diejenigen Kreise, in denen diese Auffassung Geltung hat, doch wohl erkennen müssen, daß die wirtschaftliche Entwicklungsperiode, durch die Deutschland etwa in den Jahren von 1924 bis 1930 hindurchgegangen ist, ein Ende gefunden hat und durch keinen sonstwie gearteten Akt wieder hergestellt werden kann. Man sollte doch nicht vergessen, daß das Vertrauen des gesamten Volkes in die Fähigkeiten und die Zuverlässigkeit der Führerschaft dieser Periode endgültig verlorengegangen ist. Auch das Prinzip der betrieblichen und technischen Konzentration mit seiner „Rationalisierung" und seiner Zusammenfassung der privatwirtschaftlichen unkontrollierbaren Macht hat in den letzten Tagen in Deutschland sein endgültiges Fiasko erlebt. Die Wirtschaftserkenntnis des deutschen Volkes ist in diesen Tagen zweifellos um Jahrzehnte reifer geworden. Der Begriff des privaten und in Wirklichkeit niemandem verantwortlichen „Wirtschaftsführers" ist einer Lächerlichkeit anheim gefallen, die viel sicherer tötet als alle ernsthaften Versuche, über die Hohlheit dieses Begriffs aufzuklären.

Diese größre Reife hat aber das deutsche Volk erst noch zu beweisen mit seiner Haltung gegenüber einer andern Auffassung von

der wirtschaftlichen Selbsthilfe, die von schwerindustriell-nationalistischer Seite nicht erst seit heute und gestern propagiert wird; deren Ziel es ist, die Selbsthilfe der deutschen Wirtschaft zu einer annähernden Selbstgenügsamkeit zu entwickeln. Diese Kreise denken sich die Zukunft etwa so, daß irgendwelche engern politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu den Westmächten auf die Dauer doch nicht aufrechtzuerhalten sein werden, so lange es nicht gelingt, die ganze gegenwärtige weltpolitische Konstellation von Grund auf zugunsten Deutschlands zu ändern. Als ein Instrument dieser Änderung gilt ihnen die völlige Einkapselung der deutschen Wirtschaft in eine zwar nicht vollständig, aber doch wenigstens annähernd herbeizuführende Selbstgenügsamkeit, die auf der einen Seite der deutschen Landwirtschaft wieder eine viel stärkere Position innerhalb des Gesamtrahmens der deutschen Wirtschaft verschaffen würde, auf der andern Seite aber die Auslandsbeziehungen zurückzuführen hätte auf einen gewissen Export von Produktionsmitteln, für welchen zusätzliche Konsumgüter und Rohstoffe in möglichst geringfügigen Mengen einzutauschen wären. Zu erreichen wäre dies Ziel nur unter der Voraussetzung, daß das Lebenshaltungsniveau der deutschen Arbeitnehmerschaft in allen ihren Teilen gegenüber dem in Westeuropa, England und Amerika durchschnittlich gegebenen Stande noch weiter als bisher herabgesetzt wird. Denn nur mit dieser Herabsetzung ließe sich der minimale Export erreichen, der wiederum für die Bezahlung eines minimalen zusätzlichen Importes notwendig wäre. Diese Auffassung, die übrigens als nicht weniger verschwommen und unklar anzusehen ist als die oben angedeutete liberal-demokratische Theorie, ist nur in einer Beziehung sicher und zielbewußt: in der nämlich, daß vor allem die Schere zwischen Lohn und Preis weiterhin zu ungunsten des Lohnes geöffnet werden muß. Sie hat aber für gewisse Teile der deutschen Arbeitnehmerschaft deshalb einen nicht ungefährlichen Reiz, weil die schwerindustriellen Kreise, die sie propagieren, gerne darauf hinweisen, daß die Schließung der Tür nach Westen gleichbedeutend sei mit der weiten Öffnung der Tür nach Osten. Man denkt sich also die Dinge etwa so, daß Deutschland unter der Leitung einer zahlenmäßig noch kleineren wirtschaftlichen Oligarchie als wir sie bisher hatten, auf privatkapitalistischer Basis seine wirtschaftlichen Auslandsbeziehungen vor allem auf den Verkehr mit Rußland zu beschränken haben werde und daß dies dazu genügen werde, um über den Zeitraum hinweg zu helfen, der bis zur Sprengung der gegenwärtigen weltpolitischen Situation noch zu überwinden wäre. Das ist nun alles andre als das, was man im Interesse unsrer Arbeitnehmerschaft wirklich von einer engern Verbindung mit der russischen Wirtschaft zu erhoffen hätte. Es ist nämlich das grade Gegenteil hiervon, das heißt, die Stützung eines ganz streng gesiebten wirtschaftlichen Herrentums in Deutschland mit Hilfe des Geschäftes, das sich auf den russischen Bedarf an Produktionsmitteln und an Erzeugnissen der deutschen Veredlungsindustrie aufbauen würde. Diese Art von wirtschaftlicher Selbsthilfe muß daher grade im Interesse der arbeitenden Klassen als das gekennzeichnet werden, was sie wirklich ist, nämlich als der letzte Versuch des deutschen Privatkapitals, seine Herrschaft zu erhalten, und sei es selbst mit Hilfe des Bolschewismus.

Gewiß steht die deutsche Wirtschaft heute vor ganz entscheidenden Entschlüssen, aber man würde die Sachlage völlig verkennen, wollte man grade jetzt das Problem der wirtschaftlichen (und damit noch lange nicht politischen) Ost- oder Westorientierung widerspruchslos in den Vordergrund schieben lassen, damit auf diese Weise die Aufmerksamkeit von der eigentlichen Entscheidung abgelenkt werde. Diese ist darin zu erblicken, daß in Deutschland das Prinzip des wirtschaftlichen Kollektivismus an Stelle des wirtschaftlichen In-

dividualismus zu treten beginnt. Ohne weitgehende Hilfe der westeuropäischen Völker wird eine solche Entscheidung nicht herbeizuführen sein, ihre klaren Linien würden dann durch Erschütterungen verwischt werden, deren Ausmaß gar nicht abzusehen ist. Deshalb brauchen wir Auslandshilfe. Wie sich einmal eine kollektivierte deutsche Wirtschaft zu der russischen verhalten wird, das bedarf keiner Erörterung. Aber dieses Verhältnis wird ein völlig andres sein als das, was die schwerindustriell-nationalistischen Kreise anstreben, deren Propaganda zur Zeit der „Selbsthilfe" der deutschen Wirtschaft gilt.

Der Optimist von Alfons Goldschmidt

„Wissen Sie", rühmte der Bankdirektor, „wissen Sie, dieser Jakob Goldschmidt, ein Kind, kann ich Ihnen sagen. Frische Luft weht, wenn er in die Bank kommt. Alles glückt ihm, er hat Märchenfinger, man muß ihm folgen." So sprach der Direktor, den Jakob noch drin gelassen hatte in der Danatbank. Andre, die er hinausgeworfen hatte, sprachen anders. Für sie war Jakob allzu ahasverisch, sie prophezeiten bitter und mit freudigem Bedauern seinen Zusammenbruch. Sie haben recht behalten, denn die Rausgeekelten behalten immer recht, das scheint ein historisches Gesetz zu sein.

Ende Juni 1931 wurde der Kurs der Darmstädter und Nationalbank an der berliner Börse noch mit 112 Prozent notiert, erheblich höher als der Kurs der Deutschen Bank und Discontogesellschaft und der Dresdner Bank. Ende Juni 1931, also zu einer Zeit, als Jakob Goldschmidt schon genau wissen mußte, was los war in seiner Bank, beziehungsweise was, wenn man an die Kredite denkt, angebunden und nicht loszukriegen war. Aber immer noch wurde, wie im letzten Geschäftsbericht der Danatbank, Optimismus geblasen. Am 5. Juni dieses Jahres hatte die ‚Welt am Abend' mitgeteilt, daß die Bank sich in Schwierigkeiten befände. Der Optimist, der wahrscheinlich noch glaubte, daß er sich gegen die Nordwolle-Pleite stemmen könnte, hat diese Nachricht sehr diktatorisch dementiert. In jedem bessern Bankbureau konnte man in jenen Tagen schon erfahren, daß die Danatbank nicht mehr zu halten war, auch nicht von einem Mann, der so optimistisch war, daß er einhundertundzwanzig Aktiengesellschaften beraten wollte. Wie hat er das übrigens gemacht?

Immerhin hatten die meisten Menschen in Deutschland noch geglaubt, daß eine Großbank nicht zusammenbrechen könnte, wenn nicht das Kapital zusammenbräche. Es ist aber doch geschehen und es zeigt sich, daß die Hoffnungen auf die Reichsbank, beziehungsweise auf den Staat, übertrieben waren. Die Regierung hat eine Garantie übernommen, aber jetzt zweifeln auch Gläubige an der Solidität dieser Garantie, weil sie den Garanten selbst, der sich ja oft genug zum Schuldner der Banken machen mußte, nicht mehr für pupillarisch sicher halten. Unter einer Garantie, das heißt unter einer Bürg-

schaft für Zahlungen, stellt man sich etwas Mauerfestes vor. Das Reich hat Steuer- und andre Möglichkeiten, aber die Luther-Reisen im Flugzeug beweisen ja auch denen, die noch blind gewesen sind, daß das Reich nicht mehr das Reich ist. Seine Finanzbonität leidet, wie die einer deutschen Bank, unter faulen Debitoren und unter noch andern Verhängnissen.

Herr Oskar Wassermann, der eigentliche Leiter der Deutschen Bank und Discontogesellschaft, dem man ein mildes Herz nachsagt, hat sich gegen die Zumutung, mit seinem Institut für die Danatbank einzustehen, heftig und erfolgreich gesträubt. Die Deutsche Bank hat seit ihrer Gründung des öfteren vor solcher Frage gestanden, und sie hat das Problem hie und da nach dem Zusammenbruch durch Übernahme der noch brauchbaren Stücke des zusammengebrochenen Objekts gelöst. Man kann nicht behaupten, daß sie dabei im ganzen schlimm gefahren ist. Es gibt sogar Leute, die das Wachstum dieser Bank auf solche Käufe aus Konkursen zurückführen. Jedenfalls war die Weigerung insofern bemerkenswert, als sie den Glauben an die Solidarität der Großkapitale heftig erschüttert hat. Ich habe diesen Glauben nie gehegt und bin auch keineswegs überrascht von der Hartleibigkeit der internationalen Großfinanz gegenüber dem deutschen Kapital. Mildtätigkeit gibt es da nicht, die Herren sitzen rechnend am Tisch, und wenn sich ergibt, daß das Pfand zur Beleihung nicht mehr ausreicht, dann fließt auch kein Geld, es sei denn für die spätere Übernahme des geminderten Pfandes. Man könnte das eine Art Zwangsversteigerung nennen.

Ob der Fall der Danatbank vielen Menschen die Anarchie der Geld- und Kreditleitungen offenbart, das heißt, die völlige Unfähigkeit der „Kapitäne", die Schiffe sicher zu lenken, ob sie wissen, daß man nicht imstande ist, das Kanal-System umzubauen? Denn was jetzt gemacht wird, das ist Oberflächenarbeit und alles, was in die alten Kanäle gepumpt wird, geht naturnotwendig den alten Weg, das heißt den Weg der Unproduktivität. Wir können Ausmaß, Tempo und Wirkung der Vergiftung durch Kredit nicht messen, aber ich denke, die Erfahrung ist nun da, auch für diejenigen, die das Gesetz nicht kennen. Denn auf dieses Gesetz der Entwicklung kommt es an und nicht auf Gesetze von oben oder Notverordnungen, die erstens immer zu spät kommen und zweitens immer das Gegenteil ihrer Absicht bewirken. Mephisto sagt das mit sehr einfachen Worten, andre nennen das den dialektischen Prozeß im Kapital.

Die Notverordnungen gegen Kapitalflucht, zur „Erfassung" der Devisen, der ausländischen Banknoten undsoweiter, und was noch kommen mag an Verordnungen dieser Art, das alles trifft den Kern nicht. Gewiß, es ist viel Privatkapital geflohen, und in den Hausschränken mögen noch hübsche Notenhäufchen liegen. Aber die eigentliche Flucht des Kapitals, die große Kapitalflucht, wurde ja begangen von denselben Unternehmungen, die man jetzt per Notverordnung stützen will. Sie werden naturnotwendig zu Exekutoren der Dekrete gemacht,

denn es gibt ja in diesem Zustand der Kreditorganisation keine andre Möglichkeit. Diese Kapitalflucht und dieser Devisenwahnsinn, diese Blutentziehung also gehört ja zu den Hauptfunktionen des Kapitals, beziehungsweise seiner großen Organe. In der Geschichte der Finanz finden wir viele Beispiele, daß derartige Dekrete nichts genützt haben. Man hat damit Denunzianten, kleine Delinquenten und hie und da einen Großvergeher gezüchtet, aber den Prozeß selbst hat man nicht aufgehalten oder redressiert.

Forcierte Kreditorenkündigung und Anwachsen der Debitoren — das geht nun schon seit langer Zeit so. In den Berichten der Handelskammern beispielsweise wurde darüber vor vielen Monaten schon heftig geklagt. Die Schuldner der Banken aber wurden lahm und lahmer. Nach meiner Schätzung war schon vor einiger Zeit die Hälfte der deutschen Wirtschaftssubstanz nicht mehr in regulärer Funktion. Wie es heute aussieht, das muß man sich vorstellen, wenn man den Mut zur Wahrheit hat. Moratorium? Das hatten wir ja schon, denn dieser Betrieb mit Wechseln, dieses Festgefrorensein und darüber die „Liquidität", in der nur noch Spuren von Kraft sind — was ist das anders als ein Hinziehen, eine permanente Stundung, während das sogenannte Bürgerliche Recht noch unentwegt gegen die Schuldner exekutiert wird. Gegen die kleinen Schuldner natürlich, denn dem Optimisten Jakob Goldschmidt hat man ja den Offenbarungseid nicht abverlangt. Das ist ja grade der Fehler dieser Wirtschaft, daß sie sich nicht zu offenbaren braucht. Sie ist eine Dunkelwirtschaft, und sie wird es bleiben, solange sie existiert.

Kriegserklärungen; Revolutionserklärungen sind sozusagen Firmierungen eines schon bestehenden Zustandes. So ist es auch jetzt, nur wird die Firma verschwommen und reichlich spät eingetragen, man hätte das schon sehr viel früher tun können. Denn wenn man ehrlich sein wollte und nicht optimistisch wie ein Kind à la Jakob Goldschmidt, dann hätte man eingestehen müssen, daß nicht nur in der Danatbank die Debitoren faul sind und daß der Fall Lahusen sozusagen nur ein Explosionsfall ist, denn Lahusens sitzen an vielen Stellen in der deutschen Wirtschaft. Sie sind ja für das Kapital nur deshalb Verbrecher, weil ihnen der Wechsel nicht mehr prolongiert worden ist. Prolongation, nicht Produktivität, das ist das A und O des Kapitals.

Daß die Schrumpfung weitergeht, je mehr Kredit in den Körper gepumpt wird, das ist doch wohl klar, und daß unter solchen Umständen der Wechsel nicht noch oft prolongiert werden kann, auch das ist sicher. Mit Flugzeugen läßt sich das Disagio nicht überbrücken. Die Substanz ist totkrank, die Paläste der Lahusens stehen auf sehr schwankem Grund. Und auch die unentwegtesten Optimisten, die Rundfunkredner mit Brom und die verlogenen Halbeingesteher mit der Geste: „Habt Geduld, es wird doch noch besser!", sie alle sitzen in der großen Danatbank, unter sich faule Debitoren und hinter sich jene Gläubiger, die den Konkurs erklären werden.

Bemerkungen

Reichsaufsichtsamt

Im Herbst des Jahres 1891 brachen in Berlin mehrere Bankfirmen zusammen, die zum Teil sehr einflußreiche Kreise des Hofes und der Beamtenschaft zu ihren Kunden zählten. Diese Vorkommnisse lehrten, daß die bisherigen Bestimmungen über Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren einen ungenügenden Schutz für den Depotinhaber boten. Aus dieser Überlegung heraus entstand nach langen Vorarbeiten im Jahre 1896 das Bankdepotgesetz, das — mit einer Abänderung aus dem Jahre 1923 — noch heute in Kraft ist. Wenn die Fälle von Depotunterschlagungen bei Zahlungseinstellungen zu den Ausnahmen gehören, so ist dies in erster Linie dem Gesetz von 1896 zu danken.

Am 13. Juli 1931 schloß die Darmstädter und Nationalbank ihre Schalter. Staat und Volkswirtschaft sind von diesem Ereignis aufs schwerste getroffen. Heute gilt es nicht mehr, den Einzelnen gegen Depotunterschlagungen sondern Bürger und Staat allgemein gegen verschuldete oder unverschuldete Zusammenbrüche von Kreditunternehmungen zu sichern. Da das Reich die Ausfallbürgschaft bei der Darmstädter und Nationalbank übernommen hat, um eine Wirtschaftskatastrophe von unübersehbaren Ausmaßen zu verhindern, und man annehmen darf, daß in jedem ähnlichen Fall nach Möglichkeit wieder ebenso gehandelt werden soll, hat der Staat das Recht und die Pflicht, im Interesse der Steuerzahler eine ständige Kontrolle über alle Kreditinstitute auszuüben. Eine solche Aufsicht würde wesentlich zur Beseitigung der schweren Vertrauenskrise, in der sich das Bankgewerbe befindet, beitragen. Daher sollte mit größter Beschleunigung auf dem Wege der Notverordnung das „Reichsaufsichtsamt für Kreditinstitute" geschaffen werden, dessen Funktionen im folgenden kurz dargestellt seien, ohne daß diese Skizze mehr sein will als eine zeitgemäße Anregung:

— Das Reichsaufsichtsamt umfaßt Kreditinstitute in jeder handelsrechtlichen Form: unter anderm Privatbanken, Sparkassen, Genossenschaften, unbeschadet bereits bestehender einzelstaatlicher Oberaufsicht.

Die Erlaubnis zur Eröffnung eines kaufmännischen Unternehmens, das sich mit der Annahme von Depositengeldern und der Verwaltung von Effektendepots befaßt, ist von der Prüfung der Eröffnungsbilanz durch das Reichsaufsichtsamt abhängig. Alle derartigen Unternehmungen haben erstmalig einen Status per 30. Juni 1931 und dann jeweils per 31. Dezember einzureichen. Notwendige Erläuterungen sind dem Status beizufügen oder auf Ersuchen des Amtes nachträglich abzugeben.

Das Reichsaufsichtsamt ernennt auf Vorschlag des Zentralverbandes des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes beziehungsweise des Verbandes der Sparkassen oder der Genossenschaftsverbände Prüfer, die im Geschäftslokal der betreffenden Unternehmungen die Hauptbücher einer regelmäßigen Kontrolle unterziehen. Das Reichsaufsichtsamt nimmt ferner — mindestens einmal im Zeitraum von drei Jahren — überraschende Revisionen durch seine eignen Beamten vor.

Die Reichsregierung erläßt Richtlinien über die Höhe der liquiden Mittel und das Verhältnis der Kreditoren zu dem Eigenkapital und den Reserven. Das Aufsichtsamt hat die Innehaltung dieser Vorschriften zu überwachen.

In seinen geschäftlichen Entschlüssen ist jedes Institut — soweit seine Statuten nicht andre Bestimmungen enthalten — vollkommen frei. Jedoch kann das Reichsaufsichtsamt besondere Deckungsvorschriften für Bankkredite erlassen. —

Wenn dieser Vorschlag auch nur ein Teilgebiet der gegenwärtig von vielen Seiten geforderten Wirtschaftskontrolle umfaßt, so sind die Aufgaben des „Reichsaufsichtsamtes für Kreditinstitute" vielleicht die dringendsten. Anders ist eine Gesundung des deutschen Wirtschaftslebens unmöglich. Die Vorkämpfer eines privatwirtschaftlichen Absolutismus werden natürlich einwenden, daß man durch einen solchen Plan das Verantwortungsgefühl des Unternehmers untergräbt, aber denjenigen, die früher am lautesten von „Verantwortung" gesprochen haben, dürfte es nicht unangenehm sein, wenn sie sich jetzt nicht selbst zu verantworten haben.

Bernhard Citron

Zuzutrauen

Zu den jämmerlichsten aller Argumente der Rechtspflege, bei der das Recht langsam zu Tode gepflegt wird, gehört dieser Satz:

„Dem Angeklagten ist die Tat zuzutrauen."

Wann —? Allemal dann, wenn die Unabsetzbaren aus den Akten und den Vernehmungen, aus den Zeugenaussagen und der höchst dubiosen Tätigkeit der in der Öffentlichkeit viel zu wenig gekannten „Gerichtspflege" die Überzeugung gewonnen haben, das sittliche Niveau des Angeklagten sei derart, daß die Ausführung der Tat bei ihm nicht mehr überraschen könne. Gott segne diese Seelenkunde.

Man erinnert sich vielleicht noch an den furchtbaren Fall des schlesischen Massenmörders Denke. Der Mann, ein schwerer Geisteskranker, pflegte wandernde Handwerksburschen anzulocken, er gab ihnen zu essen und zu trinken, und wenn sie eingeschlafen waren, tötete er sie; ihr Fleisch fraß er oder pökelte es ein. Er hat sich dann in seiner Zelle erhängt. Nun, dieser Denke war nach außen hin ein braver Mann; er war sogar, wie damals zu lesen stand, Fahnenträger in seinem Verein, eine Würde, die mancher anstrebt, ohne sie zu erreichen. Und niemals hätte ihm der landläufige Richter „die Tat zugetraut". Ich sehe ordentlich den Polizeibericht vor mir: „D. ist in der Gemeinde als ordentlicher und ruhiger Mann bekannt." Darauf dann der Richter: Also ist ihm die Tat nicht zuzutrauen.

Diese Strafkammern haben sich da einen Artigkeitskodex zurechtgemacht, der schon manchem Unschuldigen Jahre von Gefängnis gekostet hat, vom Zuchthaus ganz zu schweigen. Das ist überall so. So hat neulich in England ein Handlungsgehilfe sein lockres Leben mit dem Tode gebüßt; er stand im Verdacht des Mordes, beweisen konnte man ihm den nicht so recht, aber es war ihm auf Grund seines Lebenswandels zuzutrauen, und schon hing er. Zuzutrauen ...?

Aber es gibt Tausende und Tausende von Menschen, die ein unordentliches Leben führen; solche, die saufen und die huren, solche, die kleine Unterschlagungen begehn und Kinder quälen; solche, die sich in den Wirtshäusern prügeln und ihre Frau betrügen nach Strich und Faden ... und denen man, wenn man etwas von Psychologie versteht, gar nichts zutrauen kann: sie leben sich aus und haben es nicht nötig, Morde zu begehen.

Und es gibt Monstra in Beamtengestalt; sauber gebürstete Staatspensionäre, die innerlich vor Bosheit und Tücke kochen, vor unterdrückten Trieben und vor zurückgehaltener verbrecherischer Leidenschaft; solche, die nur zu feige sind, das zu begehn, wovon sie nachts fiebrig träumen ... und dann knallt es doch einmal aus ihnen heraus, und keiner hat es ihnen zugetraut. Diese Richter zu allerletzt.

Das muß nicht immer nach solch einfachem Schema laufen. Es gibt überhaupt kein Schema, nach dem man einem eine Tat zutrauen kann; das ist nur bei sehr seltenen und sehr einfachen Tatbeständen möglich.

Die Unabsetzbaren aber haben sich da so etwas wie das Modell eines braven Untertanen zurecht-

gemacht; man kann im Halbschlaf aufzählen, was vor einem Gericht als belastend und was als gute Nummer vermerkt wird, wenn dort das Vorleben aufgerollt wird. Ach, dieses Vorleben...! Möchte doch jeder Schöffe und jeder Geschworene diesen eingeprügelten Respekt vor den Juristen zu Hause lassen und sich an die eigne Nase packen, bevor er an die Beurteilung eines fremden Vorlebens geht. Es ist beinah umgekehrt als die richterliche Vulgärpsychologie lehrt: die sogenannten einfachen Menschen sind gewöhnlich viel verwickelter und die sogenannten verwickelten Fälle sind viel einfacher als es der Staatsanwalt wahr haben will.

Und so soll es denn vorgekommen sein, daß auf diesem Wege verbohrter Seelenkunde schreckliche Justizirrtümer zustande gekommen sind. Ja, machen denn die Richter auch Fehler?

Es ist ihnen, nach genauer Beurteilung ihrer Vorbildung und des unter ihnen herrschenden Kastengeistes, nach ihrer Geschichte und nach der Beschaffenheit dieses Klassenstaates, zuzutrauen.

Ignaz Wrobel

Nathan Söderblom

Je mehr uns, allen Dutzendmenschen gegenüber, allen, die nie aus der Reihe tanzen, ewig korrekt sind, stolz darauf, Beamte zu sein, eine wahre Strindberg-Sehnsucht packt: Ich suche Menschen! um so glücklicher sind wir, wenn wir einem begegnen. Söderblom war einer. Stellen wir uns vor: Ein Kirchenmann, ein Erzbischof — international gerichtet, Träger des Friedens-Nobelpreises.

Die schwedische Zeitung „Svenska Tagblat' meint, er habe alle Gaben in sich vereinigt, die die großen geschichtlichen Persönlichkeiten auszeichneten. Schon in seinen Studentenjahren machten sie sich bemerkbar. Er war Anhänger und Bahnbrecher der damals neuen liberalen Theologie und schloß sich den Gedankengängen Ritschls und Harnacks an. Eine Studienreise führte ihn nach Amerika. Das religiös-kirchliche Leben in England und in der Schweiz lernte er kennen. Als junger Prediger war er jahrelang in Frankreich, in Paris an der schwedischen Kirche, als Seemannspfarrer in den Häfen Nordfrankreichs. Mehrere Jahre war er in Leipzig als Professor für Religionsgeschichte tätig. Von hier ging er als Professor nach Upsala, wo er einst als Prediger am Hospital begonnen hatte. Seine Heimkehr bedeutete eine Epoche für die Theologie in Schweden. Er machte Schluß mit der alten Isolierung, die das schwedische Kirchenleben in Abhängigkeit von dem deutschen hielt und öffnete die Fenster zur ganzen Welt. Seine Antrittsrede war eine Fanfare. Schon damals begann der dauernde Strom ausländischer Geistlicher nach Upsala, der noch mehr anschwoll, als Söderblom Erzbischof wurde.

Allen Kriegstheologen gegenüber fühlte er sich als Mann des Friedens. Er nahm sich in nie ermüdender, aufopfernder Arbeit der Kriegsgefangenen an und suchte ihr Los zu lindern, wo und wie er konnte. Er schlug mitten im Krieg Brücken zwischen den christlichen Kirchen der feindlichen Völker, die sich ebenso feindlich gegenüberstanden wie ihre Völker. Er betonte die Pflicht der Christen, mitten im Völkermorden barmherzige Samariter zu sein. Nach dem Kriege machte er nicht ohne Erfolg den Versuch, die protestantischen Landes-Nationalkirchen ökumenisch zu einigen und stellte ihnen als praktische Aufgabe die, für Weltabrüstung einzutreten gegen den Krieg der Zukunft. Er legte sein Bekenntnis ab in den Worten: Friede ist eine sittliche Angelegenheit und eine sittliche Probe, Friedensliebe wird eine sittliche Tat, wenn sie sich nicht von dem Wunsche leiten läßt, Mühe und Beschwerlichkeit zu vermeiden, sondern selbst unter Opfern etwas Gutes zustande bringen will. Allzusehr versäumt wurde die Pflicht der Kirche, zum Frieden zu reden und Stimmung

wie Zusammenleben der Völker zu beeinflussen. Die Abrüstung muß, wie man gesagt hat, auf der Denkweise begründet werden. Eigentlich ist es erstaunlich, daß die Lehre der Kirche und die Unterweisung der Kanzel und des Katheders bis herab zum grundlegenden Anfängerunterricht in Kirche und Schule nicht als ein Gebot so wichtig wie nur irgend eines die brüderliche Gesinnung zwischen den Völkern aufgenommen hat.

Daß Pazifisten so denken, ist bekannt. Daß ein sozialistischer Pfarrer sich so ausspricht, ist nicht neu. Man bewundert dann seinen Mut und sagt: er ist ein weißer Rabe. Aber daß ein evangelischer Erzbischof sagt: Die Kirche hat geirrt, die Kirche hat Fehler gemacht, die sie wieder gutmachen muß durch eine andre neue Haltung, das ist so erstaunlich, daß es eben zeigt: Söderblom war ein Mensch, Söderblom war ein Protestant. Unter aller Amtswürde, unter allen Ehren und Auszeichnungen — er war neunfacher Dr. theol., Ehrenbürger der Stadt Halle und der Wartburg — hat er dies eine nicht vergessen. Das ist sein Verdienst, deshalb allein war er würdig des Nobelpreises, daß er unter all die Kirchenmänner, die von nationalistischen Gedankengängen und Gebundenheiten auf Grund der Geschichte der Kirchen, ihrer Struktur her kamen, trat und sagte: Wendet Euch um von der Landeskirche zur Weltkirche! Krieg ist nicht gottgewollt sondern Sünde. Die einzige Möglichkeit, dem Protestantismus Achtung und Zukunft zu verschaffen, ist, daß er ökumenisch, Weltprotestantismus wird. Daß er dabei manchen Hemmungen unterworfen blieb, ist natürlich. Aber vielleicht war es ihm nur wegen dieser Begrenztheit möglich, so zu wirken, wie er gewirkt hat, und sich dabei durchzusetzen. Dadurch daß er die Kirchen zusammenbrachte, hat er dem Protestantismus eine neue Zukunft gewiesen, die allem Fascismus gegenüber in der Linie einer Internationale des Friedens liegt. Die letzte Krankheit packte ihn auf dem schwedisch-englischen Theologenkongreß in der Nähe Stockholms, den er noch zusammengebracht. Von ihm läßt sich unsre friedelose Gegenwart gern sagen: Friede sei mit Euch!

August Bleier

Edle farbentragende Jugend

Wo du hinschlägst, ist die Hoffnung blau,
grün ist ohnehin die dir gemäße Farbe;
bald ziert jeden Deutschen die von dir verliehne Narbe
und dein Stockhiebmal die nicht ganz blonde Frau.

Edle Jugend, teutsche Jugend, flegle!
Flegle dich empor mit selbstbewußtem Sinn,
wirf die Sturheit deines Hochmuts allen Völkern hin
und dann mäste dich als Spieß und kegle!

Deinem Söhnchen wird dann Heil geschehn
und die Feindschaft, die sein Mut braucht, wird ihm werden;
glorreich wird er, splendid isoliert auf Erden,
wenn die Zeit erfüllt ist, vor die Hunde gehn.

Aber Fichte, aber Kant und Goethen,
aber deutschen Geist im Maul und im Gemüt!
Wenn euch farbigen Knaben Freude daraus blüht:
Laßt mich, bitte, deutsch für euch erröten!

Peter Scher

Wie macht man Südseefilme?

Die „Weißen Schatten" waren an sich kein übler Südseefilm. Aber: „Aufgenommen auf den Marquesas-Inseln der Südsee, unter Mitwirkung eines der ältesten Eingeborenenstämme", erzählten die Filmplakate und -prospekte in Berlin. Das klingt ein wenig merkwürdig, wenn man weiß, daß die Marquesaner fast völlig ausgestorben sind. Zu den Aufführungen wurde ein ‚Illustrierter Filmkurier' (Nr. 1193) verkauft, in dem der Regisseur beispielsweise erzählte, daß Säge und Hammer „unheimliche Zauberdinge" für die Eingeborenen von Tahiti seien. Ich selber habe auf einer abgelegenen Insel derselben Gruppe, in einem Dorf, in dem außer dem Lehrer kein Mensch ein auskömmliches Französisch sprach, die Eingeborenen jeden Tag diese Werkzeuge mit größter Selbstverständlichkeit handhaben sehen. Als ich, nach Wochen, genug Tahitanisch konnte, fragten sie mich eines Abends, wie man in einem Flugzeug des Nachts fliegen könne, ohne sich zu verirren! So sind die Eingeborenen heute auf der unkultiviertesten Insel der Gruppe, ganz zu schweigen von denen von Tahiti.

Aber mehr als verblüfft war ich dann doch, als bei der Autofahrt um die Insel Tahiti der Chauffeur plötzlich anhielt und erklärte, dies sei der Ort, an dem die „Weißen Schatten" gedreht worden seien. Da ich den Film zweimal gesehen hatte, erkannte ich nun auch die Landschaft sofort wieder, ein Irrtum war nicht möglich. Wo aber liegt dieser Ort? Zwanzig Minuten mit dem Auto (Richtung Pointe de Vénus) entfernt von Papeete, einer Stadt mit vielen tausend Einwohnern und mindestens fünf guten Hotels. Und was verkündete jenes Heftchen des Filmkuriers über die Aufnahmen? „Die Gefahren und Strapazen des Dschungels waren außerordentlich."

Folgt die Fabrikation des Südseezaubers. Dabei muß auf Biegen und Brechen jenes ursprüngliche Eingeborenenleben wieder und wieder vorgezaubert werden, so wie es etwa war, als die ewig betrunkenen Sandelholzhändler in der Südsee randalierten und viel Alkohol und noch mehr Gewehre und Krankheiten einschleppten. Das Echteste an diesem Zauber sind die tahitanische Kocherei und die Tänze und der Fischfang; das Perlentauchen filme man an Stellen, wo es gar keine Perlaustern mehr gibt und spare sich die Fahrt nach den weit entfernten Tuamotu-Inseln.

Diese und ähnliche Ingredienzien mische man nach Belieben und stelle daraus jenes Leben in Schönheit und Sorglosigkeit her; man achte darauf, daß der naive Europäer von Aussatz, Elefantiasis, der fürchterlichen Mückenplage und all den sonstigen Heimtücken des Klimas selbst auf den gesundesten Inseln möglichst wenig merke; für die prominenteren weiblichen Mitspieler nehme man tahitanisches Halbblut, 50 Prozent Südsee, 50 Prozent irgendwelches Europa, denn das hat die drahtigen Beine, die Körperlinien, sparsam und weich zugleich, bei denen die Männer im Kino Stielaugen kriegen und die Frauen Anfälle von Eifersucht, während sich für die echten tahitischen vahines mit ihrem weichlich üppigen Fleisch kein Filmsaal Europas auch nur fünf Minuten lang interessieren würde. Zumal sie, angezogen wie sie seit der Zeit der Missionare sind, unsern Kleinstädterinnen im Sonntagsstaat zum Verzweifeln ähnlich sehen. Die Hauptsache aber ist und bleibt, daß der europäische Zuschauer die Südsee nach wie vor gradezu für übervölkert hält mit wundervollen braunen Frauen und Männern.

Dabei sind die Weißen in der Südsee auch gar nicht so ohne, und es sind mir im Laufe der Monate Stoffe genug begegnet, die gradezu nach dem Film schreien. „Echtes Eingeborenenleben" läßt sich dabei immer noch als Hintergrund, als Arabeske, verwenden, soweit man es an Ort und Stelle vorfindet. Im übrigen gibt es tatsächlich, auch heute noch, im Pa-

zifik Inseln, auf denen man von Zivilisation fast nichts merkt, Inseln, so weltverloren, daß dort das Geld nichts gilt, und man nur gegen Tauschware etwas bekommt. Man braucht gar nicht auf die scheußlichen Menschenfresserinseln zu fahren, man findet auch Inseln mit friedlicherer Bevölkerung. Und ich frage: Wenn es wirklich nicht ohne Südseezauber geht, warum geht man nicht nach solchen Inseln, warum filmt man ein gestelltes und verlogenes Südseetheater „unter außerordentlichen Strapazen und Gefahren" zwanzig Minuten vom nächsten Hotel entfernt?

Für einen ärmlichen Privatmann freilich ist es fast unmöglich, nach so abgelegenen Inseln zu gelangen, aber mit einem eignen Schooner, wie ihn sich die Filmgesellschaften leisten können, ist es wahrhaftig eine Kleinigkeit. Und das Publikum, das schließlich alles bezahlt, hat doch ein gewisses Recht darauf, mit der Wahrheit über die Südsee bedient zu werden. Und diese Wahrheit ist auch heute noch bunt und wundervoll genug.

Erich R. Keilpflug

Habt ihr schon bemerkt

wie gewisse Buchhandlungen sich verfeinern? Buchhandlung — was sage ich — Bücherstube natürlich! Mit Büchern handelt man doch nicht, das ist unkultiviert; man schenkt ein Buch hin, dann kneift man die Augen zu, und wenn man sie wieder aufmacht, hat man Geld in der Hand. Man spricht nicht von Kunden sondern von Besuchern, versäumt aber nicht, gegen Besucher, die über den Besuch nicht hinauskommen, hochfahrend zu werden. Was haben auch solche Burschen hier verloren, in der übersinnlichen Welt der Bücher, zwischen Mahagonischränken, Klubsesseln und mattgetönten Vorhängen? (Manchmal stehen auch Zigaretten da, aber die sind nicht für dich sondern für die Leute von zwanzig Mark aufwärts.)

Bedienung exquisit, die Sortimenter belächeln den Geist der Waschzettel, indem sie mit gleichem Wortschatz das Gegenteil sagen. Sie wissen was, und du sollst wissen, daß sie was wissen. Für die bessern Damen, die sich selbst psychoanalysieren, hat der Herr der Bücherstube einen besonderen Typ angeschafft, etwas Rosarotes, Hochblondes, das gegebenenfalls das Verdrängte kraftvoll zutage fördern kann. Die ganz hohen Besucher, also etwa Nobelpreisträger und Aufsichtsräte, übernimmt der Besitzer selbst. Wenn der Nobelpreisträger ein gefälliges Wort in das Gästebuch schreibt, so steht das nicht für den lieben Gott da oder für dich insolventen Burschen sondern damit es im gegebenen Augenblick dem Aufsichtsrat präsentiert werde.

Reclamhefte führt man nicht. Auch nicht die Sammlung Göschen oder „Aus Natur und Geisteswelt". Die Inselbändchen nehmen ja für ihre lumpigen neunzig Pfennig eigentlich auch zu viel Platz weg, aber da kann man nichts machen, die sind schon gesellschaftsfähig.

Warum so einfältig „Bücherstube"? Warum nicht „Buchpalast" oder „Feine Buchwaren"? Aber nein, diese Buchhändler sehen ihrem Geschäft nur abends nach Sieben ins Auge, tagsüber tragen sie Kultur.

Gattamelata

Wohlerworbenes Eigentum

Der Staat bleibt Eigentümer der von ihm verschossenen Munition, behält also, wenn er das Feld behauptet, das Recht, sie wieder an sich zu nehmen. Das im Körper des Verwundeten befindliche Geschoß ist aber (nach allgemeiner Rechtsüberzeugung) als sein Eigentum anzusehen.

Martin Wolff,
Lehrbuch des Sachenrechts,
Seite 240

Glatt erledigt

In der ‚Medizinischen Welt' vom 20. Juni steht die folgende Buchbesprechung von Gerhard Venzmer über ein Buch von Dr. Anton Schücker:

Eine mutige, dankenswerte Schrift, die überzeugend den Beweis führt, daß weder wirtschaftliche Verhältnisse, noch der Frauenüberschuß, noch die „Unterdrückung der Frau" die auslösenden Faktoren der Frauenbewegung sind. Vielmehr sind die wahren Grundlagen der Emanzipation psychopathisch, denn ihre Forderungen und Gedanken gehen von zwei psychopathischen Charakterformen aus: von der männlichen (athletischen) und von der infantilen Frau. Dem entspricht es, daß die Frauenbewegung keinen Anspruch darauf erheben kann, eine Kulturbewegung genannt zu werden; sie ist nicht nur unproduktiv sondern auch destruktiv, indem sie dem Verfall des häuslichen Kulturkreises Vorschub leistet.

Begreiflich

Es starb am Herzschlag, mit dem Buche „Erlösung von Jesu Christo" in der Hand Generalleutnant H. v. R., ein tapferer Soldat des alten Heeres und ein bewährter Truppenführer im Weltkriege, ein begeisterter Tannenbergkämpfer und ein tief überzeugtes Mitglied des Deutschvolkes, im Alter von 72 Jahren, am 21. des Ostermonds.

Er war mir ein treuer Freund.
Ludendorff.

‚Ludendorffs Volkswarte'

Ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen

Das Schießen auf lebende Ziele hat seinen eignen Reiz. Kein Wunder, daß solche Übungen von den meisten Beamten leidenschaftlich gern geschossen werden. Wo der Polizist aber mit Leib und Seele bei der Sache ist, kann der Erfolg nicht ausbleiben.

‚Deutsches Polizei-Archiv'
10. Jahrgang, Heft 11

Hinweise der Redaktion

Berlin

Vorbereitendes Komitee zur Bildung eines Kampfausschusses gegen Hochschulreaktion und Kulturfascismus. Oeffentliche Kundgebung. Dienstag 20.00: Spichernsäle, Spichernstraße. Am Komitee sind beteiligt: Alfred Apfel, Bruno Frei, Alfons Goldschmidt, Felix Halle und Ludwig Renn.

Hamburg

Weltbühnenleser. Freitag 20.00: Detaillisten-Kammer, Neue Rabenstraße: Die Presse als politischer Machtfaktor.

Bücher

Ferdinand Fried: Das Ende des Kapitalismus. Eugen Diederichs, Jena.

Rundfunk

Dienstag. Hamburg 16.15: Ernst Glaeser liest. — Breslau 18.20: Armin T. Wegner: Weltreisereporter erzählen. — Leipzig 19.30: Musikalische Plagiate, Hans Reimann. — Königsberg 21.15: Ernst Bringolf liest Joh. V. Jensen und Rudyard Kipling. — Hamburg 21.15: Paulskirche Frankfurt a. M. von Rudolf Frank und Georg Lichey. — **Donnerstag.** Hamburg 16.15: Wie entsteht ein Filmmanuskript? Harry Kahn. — Langenberg 18.20: Der Weltaußenhandel und der deutsche Außenhandel in der Weltwirtschaftskrise, Fritz Sternberg. — 19.35: Der Bauer in der Feudalzeit, Alfons Goldschmidt. — Berlin 21.10: Turandot von Carlo Gozzi, bearbeitet von Alfred Wolfenstein. — **Freitag.** Berlin 18.00: Eine Spanien-Reise, Gerhart Pohl. — München 20.20: Kaspar Hauser von Erich Ebermayer.

Antworten

Professor Paul Nicolaus Coßmann. Der Internationale Psychoanalytische Verlag, Wien, hat Ihnen als dem Herausgeber der ‚Süddeutschen Monatshefte' folgenden schönen Brief geschrieben: „Sehr geehrte Herren! Bitte machen Sie sich nicht lächerlich und bombardieren Sie uns nicht mit Ihren wiederholten Aufforderungen, in Ihrer in Vorbereitung befindlichen Sondernummer ‚Gegen Psychoanalyse' zu inserieren. Auch der angebotene ‚Kollegenrabatt von 30 Prozent' kann uns nicht zu der Geschmacklosigkeit verleiten, Ihr in Vorbereitung befindliches Pamphlet gegen die Psychoanalyse zu Werbezwecken für unsere psychoanalytischen Veröffentlichungen zu mißbrauchen. Auch möchten wir die ‚Süddeutschen Monatshefte' vor einem sittlichen Konflikt bewahren. Die ‚Süddeutschen Monatshefte' haben für die Psychoanalyse die Bezeichnung ‚Panschweinismus' geprägt. Da müßten Sie doch wirklich auf Inserateneinnahmen von seiten des ‚Internationalen Panschweinistischen Verlages' verzichten können. Hochachtungsvoll Internationaler Psychoanalytischer Verlag. gez. A. J. Storfer." Vielleicht können wir Ihren Kummer über den entgangenen Inseraten-Auftrag ein wenig stillen, indem wir Ihnen schon jetzt versichern, daß wir besonders eifrige Leser Ihrer Sondernummer sein werden.

Germania. Der Kulturbolschewismus hat dich angenagt. Wir lesen in deinen züchtigen Spalten diese Anekdote: „Josef Winckler, der emeritierte Zahnstocher und preisgekrönte Poet, der berühmte Verfasser des ‚Tollen Bomberg' und weiterer zumindest ebenso wichtiger Bücher, zog um. Wieder einmal. Mitsamt seiner berückend liebenswürdigen, jungen Frau, einem schönen Schatz stilvoller Möbel und einer ungeheuern Bibliothek. Und ganz zuletzt noch mit einem unheimlich großen Sack ... Dieser Sack, zentnerschwer, abscheulich, Schmutzstarrend, zerrissen, stand noch verlassen in einer Ecke, als die Arbeiter, müde, zwar nicht von der Frau, doch von den Möbeln und der Bibliothek, schon die leere Wohnung abschließen und fortfahren wollten ...." Müde, zwar nicht von der Frau? Welch kecke Perspektive, Germania!

Mucker. Veröffentlichungen in der ‚Münchner Post' über den Hitlerschen Stabschef, Hauptmann a. D. Röhm, haben zur Folge gehabt, daß die Staatsanwaltschaften von Berlin und München gegen Röhm ein Verfahren auf Grund des Paragraphen 175 eingeleitet haben. Das nehmen leider linke Blätter zum Anlaß, die Veranlagung des Naziführers für ihre politischen Zwecke zu mißbrauchen und auf den „Sumpf" in München mit sittenstrenger Überheblichkeit hinzuweisen. Der Herr Hauptmann ist für seine Veranlagung nicht verantwortlich zu machen. Das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee weist in einer Erklärung mit Recht darauf hin, wie gefährlich es ist, die Veranlagung eines politischen Gegners als Waffe gegen ihn zu verwenden. Sind wir Linken für die Aufhebung des Paragraphen 175, dann ist es inkonsequent, ihn gegen den Feind auszuspielen. Uns scheint wichtiger, auf die moralische Verlogenheit des Hitler-Kreises hinzuweisen, die darin besteht, mit den übelsten Ausdrücken gegen eine sexuelle Variante zu hetzen, die in den eignen Reihen ihre Vertreter hat. Wenn die sogenannten Beschuldigungen gegen Röhm zutreffen sollten, dann sind sie das schlagendste Argument gegen die sexualstrafrechtlichen Anschauungen der Partei, gegen ihre mittelalterliche Sexualmoral.

Bruno Traut. Auf Ihren Aufsatz „Der Schrei nach dem Bilde" (in Nummer 26) schickt der Bildhauer Jacob Plessner eine Entgegnung, aus der folgendes zitiert sei: Es bedarf keiner besonderen Erörterung, daß jeder Einsichtige die Dekorationsgreuel, die Geschmacklosigkeiten

des überladenen, leeren Schwulstes an Bauten verurteilt und dankbar anerkennt, daß moderne Architekten, und nicht zum wenigsten Taut, uns davon befreit haben. Ebenso rückhaltlos freuen wir uns der eminenten Leistungen der modernen Architektur, sowohl auf ästhetischem wie technischem Gebiet, können jedoch nicht verhehlen, daß bisweilen auch manche Architekturgreuel, Baukastenspielereien von öder Gleichförmigkeit und schreiender Langweiligkeit als besondere Leistung hingestellt wurden und werden. In keinem Falle aber kann man mit Taut und seinen Mitläufern dem absoluten Kahlbau à tout prix das Wort reden. Als Gegenbeispiel sei nur auf Messel verwiesen, der unbeschadet seiner vornehmen, großartigen, und großzügig-konstruktiven Architektur, etwa beim Wertheimbau, in geschmackvoller Weise zur Belebung der Fassade und zur Freude der Beschauer den von Taut so verpönten plastischen „reinen Schmuck" aufs Glücklichste verwendet hat und auch in seinen Privatbauten bewies, daß Architektur und bildende Kunst sich aufs Beste vertragen und ergänzen. In seiner Villa für Eduard Simon waren ohne Schädigung der architektonischen Wirkung die Wände bedeckt mit gerahmten Meisterwerken — nach Adolf Behne „Entartungen von Altarschreinen". Wäre es Messel jemals eingefallen, den Bewohnern seiner Bauten die Betätigung ihrer Kunstfreude verbieten zu wollen und das als „Anfälle moderner Romantik" zu verhöhnen? Der von Taut konstruierte, in Anbetung der nackten Wand versunkene freudlose Mensch mit der kalten Schulter und dem sachlichen Innenleben, das gewissermaßen nur auf Hebeldruck reagiert, existiert in Wirklichkeit nicht, auch nicht in den trockensten Exemplaren der Gattung Mensch, die hinwiederum nicht für Tautsche Architektur in Frage käme. „Der Schrei nach dem Bilde" ist eine notwendige „Reaktion", die kein „Zurück" sondern Fortschritt bedeutet. Sie war vorauszusehen, sie mußte kommen als Rettung vor innerer Erkältung und dem „Horror vacui".

Doktor Fritz Sternberg. Sie haben an den Nummern 4, 6 und 7 der in Köln monatlich erscheinenden linkssozialdemokratischen Zeitschrift ‚Der Rote Kämpfer' entscheidend mitgearbeitet. Sie legen, um alle Mißverständnisse zu vermeiden, großen Wert darauf, festzustellen, daß Sie mit der soeben erschienenen Nummer 8 dieser Zeitschrift nicht das Geringste zu tun haben. Sie sind für keinen der dort erschienenen Artikel in irgendeiner Weise verantwortlich zu machen. Sie werden im nächsten Heft der Weltbühne selbst darauf zurückkommen.

Moskauer Rundschau. Eure neuste Nummer enthält den vollständigen deutschen Wortlaut der Stalin-Rede, von der wir im vorigen Heft einen kleinen Auszug brachten. Die neue Adresse eurer deutschen Auslieferung ist: Berlin W 8, Wilhelmstr. 48.

Neugieriger Säugling. Du fragst uns, was Milch ist. „Milch ist das durch regelmäßiges, vollständiges Ausmelken des Euters gewonnene und gründlich durchgemischte Gemelk von einer oder mehreren Kühen aus einer oder mehreren Melkzeiten, dem nichts zugefügt und nichts entzogen ist." So belehrt dich und uns die ‚Erste Verordnung zur Ausführung des Milchgesetzes' (Justiz-Ministerial-Blatt von 1931, S. 150).

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto. Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Stillhalten und mitsingen von Carl v. Ossietzky

Kommunisten und Volksentscheid

Die Kommunisten haben beschlossen, sich am Volksentscheid über die Auflösung des preußischen Landtags zu beteiligen. Das ist das wichtigste innenpolitische Ereignis der vergangenen Woche. Der Beschluß der KPD bedeutet ganz gewiß nicht, daß sie nun den letzten Mann aufbieten wird, um dem Stahlhelm zum Siege zu verhelfen; er ist vornehmlich ein agitatorischer. Die Partei will auf die Anhängerschaft der Rechten einwirken, sie in ihre eignen Versammlungen bringen. Wenn Hitler und Seldte nicht so großformatige Dummköpfe wären, würde ihnen diese unerwartete Bundesgenossenschaft, die keine ist, recht lästig fallen. Ob die Kommunisten also wirklich entschlossen sind, ausschlaggebend mitzuhelfen und das Gelingen des Volksentscheids zu sichern, darf mit Fug bezweifelt werden. Aber ohne Zweifel wird die kommunistische Entscheidung für das Referendum auf die Leute von rechts, die beim Volksbegehren wegen der Aussichtslosigkeit des Unternehmens großenteils zu Haus geblieben sind, belebend wirken, denn die Sache sieht jetzt etwas hoffnungsvoller aus.

Selbstverständlich ist dieser Beschluß nicht ohne heftigste Auseinandersetzungen in der Parteizentrale zustande gekommen, und er wird auch in der Partei von denen, die sonst gewohnt sind, zur Zentrale wie zu den Kuppeln einer Kathedrale emporzuschauen, nicht völlig verstanden. Die Opposition erhält frische Nahrung, in der Ferne zeichnen sich die Konturen einer neuen Parteikrise ab. Die KPD mag wohl eine radikale Partei sein, die ihre Impulse von einer revolutionär bewegten Epoche empfängt, aber eine Revolutionspartei ist sie nicht. Sie nimmt ganz und gar die Entwicklung zu einer Massenpartei, der bunte Scharen von allen Seiten zuströmen und die jetzt durch taktisches Manövrieren das ersetzen muß, was sie ihnen an einheitlichem Geist nicht zu geben vermag. Eine Partei, die Millionen erfaßt, schlägt immer in gegebenen Verhältnissen Wurzel, mag sie auch noch so laut die Utopie verkünden. Das ist wie ein politisches Naturgesetz, wenn es auch niemals den schnell Berauschten aufgehen wird, die sich in der Schlachtenmusik der Versammlungsreden verlieren. So hatte neulich der leitende Redakteur der ‚Welt am Abend' die bewegteste Stunde seines Lebens, als das Blatt die verfrühte Meldung vom Zusammenbruch der Danat-Bank brachte. Münzenberg tobte vor Wut über die an sich glänzende journalistische Leistung und wäre beinahe tätlich geworden. Und diese Wut ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß der rote Aufbau des Münzenberg-Konzerns auf Danat-Krediten ruht. Jakob Goldschmidt war eben kein Doktrinär, er stützte Hugenberg und Münzenberg mit gleicher Objektivität.

So bedauerlich das Ja der KPD für den Volksentscheid der Fascisten auch ist, es kommt nicht überraschend und ist auch in keiner Weise absurd. Die Zentrale hat kaum anders

handeln können. Die Verantwortung dafür fällt auch auf die sozialdemokratischen Minister, deren Verständnislosigkeit es den Kommunisten unmöglich gemacht hat, eine anständige Neutralitätsformel zu finden. Erwartet man wirklich, daß die KPD eine Regierung retten soll, die sie seit Jahren unter Ausnahmerecht stellt? Erwartet man von den Kommunisten wirklich die Bereitschaft, Braun und Severing zu tolerieren, so wie die Sozialdemokratie Brüning und Groener toleriert? Nämlich ohne Gegenleistung! Vor zwei Wochen hat Jakob Links hier erzählt, wie die KPD bereit war, mit sich reden zu lassen, falls Severing dafür die Spartakiade, das Arbeiter-Sportfest, gestattete. Die preußische Regierungskoalition schien auch bereit zu sein, bis Herr Wirth namens der Reichsregierung intervenierte und die für berliner Verhältnisse allzu romanhafte Polizeiepisode in der Frankfurter Allee eine zwar explosive aber nicht unerwünschte Lösung brachte.

Auch diesmal hat die KPD noch einen Versuch unternommen. Sie hat Severing durch den Abgeordneten Schwenk vier Forderungen unterbreitet: Herstellung der Presse- und Versammlungsfreiheit; Zurücknahme der Abbaumaßnahmen gegen Unterstützungsempfänger; Sicherung der vollen Auszahlung kleiner Guthaben bei den preußischen Sparkassen; Aufhebung des Verbots der Roten Frontkämpfer. Das sind alles andre als erpresserische Forderungen. Auch wenn man in Betracht zieht, daß die finanziellen Punkte an die Zuständigkeit des Reiches gebunden sind, so bildet das Ganze doch eine mögliche Verhandlungsbasis. Statt dessen spielte Herr Severing wieder mit seinen Muskeln, die er in den Tagen der breslauer Stahlhelm-Demonstration so schamhaft verborgen gehalten hatte. „Auf Ihr Schreiben vom 21. Juli teile ich Ihnen mit, daß die preußische Staatsregierung es ablehnt, Maßnahmen zum Schutze der öffentlichen Ordnung und Sicherheit zum Gegenstand eines politischen Tauschhandels zu machen." Gut gebrüllt, Löwe! Das ist bester preußischer Puttkamerstil.

Politiker, die sich nicht so gottähnlich fühlen wie Herr Severing, hätten in den kommunistischen Forderungen weniger das Ultimatum gesehen als vielmehr den Wunsch, lieber einen halbwegs passablen Akkord mit den Sozialdemokraten zu finden als in eine Front mit dem Stahlhelm zu kommen. Der ‚Vorwärts' versucht, die kommunistische Aktion lächerlich zu machen, weil seine Leser schließlich doch nachdenklich werden könnten. Er behauptet, der Brief der kommunistischen Fraktion sei ohne Kopf und Stempel gewesen und hätte außerdem einige Fettflecke aufgewiesen. Dann leistet sich der ‚Vorwärts' eine ausgewachsene Flegelei: „Das historische Dokument bleibt vorläufig bei den Akten. Später soll es dem Kriminalmuseum des Polizeipräsidiums überwiesen werden." Nun, diese Fettflecke hätten eine Aussprache nicht hindern sollen, in der hohen Politik ist man doch sonst nicht so penibel. Als Dumouriez, in seiner Eigenschaft als Minister der Gironde sich Ludwig XVI. vorstellen wollte, versuchten ihn die Hofschranzen aufzuhalten, weil er nicht die vorgeschriebenen Escarpins trüge. Ein paar Monate später mußte Seine Majestät mit Leuten verhandeln, die abgeschlagene Köpfe auf Piken trugen.

Die Nutzanwendung, nicht nur für Monarchien, ist einleuchtend. In unruhigen Zeiten, wo niemand weiß, was morgen sein wird, darf man auf Äußerlichkeiten nicht allzuviel geben. Es ist besser, man verständigt sich mit den Leuten, deren Papiere mit ein paar Fettflecken geziert sind. Denn morgen können schon Andre kommen, die nicht mehr mit sich reden lassen.

Das Ausreise-Verbot

Die Konferenz von London hat mit einem vollen Fehlschlag geendet. Herr Brüning bringt kein Geld mit sondern nur ein nettes Schluß-Communiqué, das geeignet ist, Hoffnung auf neue Hoffnungen zu erwecken. Ein paar Bankiers werden nächstens den Hungerleib Deutschlands wieder beklopfen; nicht die Gläubiger werden stillhalten müssen sondern der Schuldner. Alles in allem, wir rutschen in die ersten Reparationsjahre zurück, wo Sachverständige aller Länder bei uns ihre tiefgründigen Analysen vornahmen und jeder amerikanische Bankier wie die Taube über der Arche begrüßt wurde. Alles interessierte sich für Deutschland, und wir kamen dabei sachte auf den Hund. Nach jedem neuen Kräfteverfall schlugen die Politiker neue kraftvolle Anstrengungen vor, das Vernunftgemäße abzuwehren, und wer sein Nein am lautesten schmetterte, das war der Hauptkerl, der bekam am Potsdamer Bahnhof seine Hurras und seinen Blumenstrauß. Minister kommen zum Besuch, Konferenzen werden folgen, ein neues Cannes, ein neues Genua, und sicher ist bei alledem nur, daß die direkte Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich bis jetzt nicht zustande gekommen ist. Zwar wird vielfach versichert, auch Brüning wünsche nichts sehnlicher als das und wolle keine Prestigemätzchen. Aber selbst wenn das richtig ist, so steht ihm sein eignes Kabinett im Wege. Mindestens Treviranus, sein blauer Freund, müßte geopfert werden, und auch mit Schiele, dem Agrarminister, und dem erzgeschienten Groener läßt sich keine europäische Politik machen. Und hinter dem blassen Curtius steht noch undeutlich und ohne Figur der Staatssekretär von Bülow, der sich vor Jahren für sein Amt als Völkerbundreferent mit einem Buch gegen den Völkerbund qualifiziert hat.

So lebhaft Brüning auch in Paris und London die deutsche Bereitschaft zu europäischer Kooperation beteuerte, was in Deutschland in den letzten vierzehn Tagen an wirtschaftlichen Notverordnungen herauskam, dient nicht nur natürlicher Selbsthilfe, sondern kokettiert heftig mit jener überspannten Auffassung, daß Deutschland sich abschließen müsse, um „aus eigner Kraft" zu gesunden. Lieber die Verwesung als Verständigung mit Paris! Wenn die Welt nicht will wie wir, dann blockieren wir uns selbst, dann schließen wir uns selbst in den Zwinger. Die alldeutsche Ideologie, die den Kampf um die Welt verloren hat, schlägt in Ohnmacht und Ratlosigkeit nach innen. Deutschland soll wie ein böses Tier hinter selbstgeschmiedeten Gitterstäben sitzen und die Welt anfletschen und anstinken. Das ist der Sinn der „Autarkie".

Aus dieser Ideologie stammt das Ausreiseverbot, das übrigens in der kurzen Zeit seines Bestehens so gründlich von

Protesten zugedeckt worden ist wie kaum eine andre ministerielle Leistung vorher. Wahrscheinlich wird es bald etwas umfrisiert, wenigstens sein plumper Eingriff in den geschäftlichen Alltag etwas besser wattiert werden, aber es ist bis zur Stunde noch zweifelhaft, ob die Regierung dazu gebracht werden kann, es wieder ganz verschwinden zu lassen. Denn es wäre ein Irrtum, darin einfach ein Stück ahnungsloser bureaukratischer Experimentierfreude zu sehen. Es ist dem erfindungsreichen Kopf des Herrn Treviranus entsprungen, es ist eine ausgesprochene Kriegsmaßnahme. Der erste Schritt zur Selbstblockade. Die Rechtspresse schreit schon jetzt, daß nächstens das Verbot der Einfuhr ausländischer Waren folgen müsse. Man unterschätze dieses aufgeregte Gehabe nicht. Wir leben schon wieder ganz in Ruhrkriegsstimmung. Die Unheilsparolen, die im vorigen Sommer mit der oratorischen Tätigkeit des Herrn Treviranus einsetzten: die Revisionskampagne, die erhöhte außenpolitische Aktivität, das alles ist heute lebendiger als jemals. Wenn nicht in absehbarer Zeit eine fühlbare Erleichterung erfolgt, dann wird manches von dem Tatsache werden, was heute noch wie eine leere Phrase durch die Öffentlichkeit klingelt.

Es wäre müßig, hier nochmals zu wiederholen, was aus der nichtpolitischen Praxis gegen das Ausreiseverbot gesagt worden ist. Nachdem das Kapital in Milliarden durch unsichtbare Kanäle abgeflossen ist, soll der Geschäftsreisende, der mit seinem Musterkoffer in die nächsten Grenzorte fährt, soll der Tourist, der mit seinen zusammengesparten Sechsern einmal Italien oder die Schweiz sehen will, plötzlich als der Schädling entlarvt werden, der am Ruin des Landes schuldig ist. Weil die Großen viele Milliarden verschoben haben, deshalb dürfen die Kleinen keinen Fuß mehr ins Nachbarland setzen. Weil die Großen eine gottserbärmliche Wirtschafts- und Finanzpolitik getrieben haben, deshalb dürfen die Kleinen nicht mehr an ihre ärmlichen Sparkassen-Guthaben.

Die neue treviranische Idee hat außerhalb Deutschlands keine bessere Aufnahme gefunden als die frühern. Von denjenigen Erwerbszweigen, die am direktesten davon betroffen werden, kann man bald einige Repressalien erwarten. Die deutsche Wirtschaft wird an dieser kleinen Kostprobe spüren, was für unangenehme Konsequenzen weitere Versuche autarkischen Charakters mit sich bringen können. Aber wir wollen ganz ruhig sein, man wird auch dafür bald den Schuldigen in Paris oder Warschau gefunden haben. Wenn Herr Treviranus auch diesmal seine Erfindung mit ein paar freundlichen Worten für ein europäisches Zusammengehn einführte, so rührt sie doch ganz von jenem dumpfen Provinzialismus her, von jenen stupiden Vaterländerei, die in dem, was außerhalb der Landesgrenzen liegt, nur Ausbeutungsphäre sieht oder Kriegsschauplatz.

Zensur

Warum eigentlich eine neue Presse-Notverordnung? Die kommunistische Presse ist doch schon lange nur noch zum Verbieten da. Auch die Hauptblätter der Nationalsozialisten sind

fortwährend konfisziert. Man muß also auch mit dem ordentlichen Recht auskommen. Von den zweiundzwanzig ausgesprochenen Parteiblättern der Kommunisten sind zweidrittel zur Zeit verboten. Seit Januar sind gegen die kommunistische Presse sechsundvierzig Verbote für zusammen 1026 Tage ausgesprochen worden. Das sind Verbotsziffern, die neben denen der gelernten Diktaturstaaten gewiß noch nicht viel bedeuten, aber doch einen frohen Ausblick auf mehr eröffnen.

Bis vor kurzem hat man sich vornehmlich an die Tagespresse der radikalen Parteien gehalten. Jetzt pirscht man sich langsam an die Zeitschriften heran, an die unbequemen Eingänger. In Stuttgart ist die pazifistische ‚Sonntagszeitung' konfisziert worden, und Herr Grzesinski hat vor ein paar Tagen die Monatsschrift Erich Mühsams verboten, gleich darauf das Wochenblatt des nationalistischen Unabhängigen Otto Straßer. Dieses Blatt ist beschlagnahmt worden, weil es eine beunruhigende wirtschaftliche Nachricht gebracht hat, die nicht den Tatsachen entsprechen soll und hoffentlich auch nicht entspricht. Nun waren Gerüchte ähnlicher Art aber schon längere Zeit im Publikum verbreitet, und auch der Herr Polizeipräsident dürfte davon Kenntnis gehabt haben. Warum hat er die kompetenten Stellen nicht ermahnt, dagegen rechtzeitig etwas zu unternehmen? Ein Dementi in Form eines Zeitungsverbotes ist keine Antwort, die geeignet wäre, die Ängstlichen zu beschwichtigen. Herr Grzesinski ist auch nicht gegen die Erklärung Hitlers und Hugenbergs eingeschritten, in der gesagt wurde, daß die nationale Opposition Abmachungen Brünings in London nicht respektieren werde. Es ist bekannt, daß dieses Pronunziamento einen gradezu katastrophalen Eindruck in London machte und ein gerüttelt Maß Schuld an dem gründlichen Mißlingen der Konferenz trägt. Wenn diese ganze überflüssige Presseverordnung überhaupt einen Sinn haben kann, so nur den, außenpolitischen Schaden zu vermeiden. Innenpolitisch — ja, da ist schon hinreichend gesorgt.

Die Autoren von Zensurgesetzen sind nicht sehr phantasiebegabt. Auch Herr Ministerialdirektor Klausener, dem Vorgesetzten Severings und geistigen Vater dieser Notverordnung, ist nichts neues eingefallen. „Druckschriften, durch deren Inhalt die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährdet wird, können polizeilich beschlagnahmt und eingezogen werden." Mager, sehr mager. Wir politischen Publizisten schütteln zu diesen schülerhaften Bemühungen den Kopf. Wir wissen, daß die Zensur dem Geist unsres Berufes immer recht gut bekommen ist, mag sie die Bewegungsfreiheit der physischen Person auch manchmal gehemmt haben. Die Zensur ist eine ausgezeichnete Pädagogin. Sie erzieht zur Wachsamkeit, sie verhindert das Ausglitschen der Feder, die schnell herunterdiktierte Plumpheit; der Ausdruck erhält wieder Nuance und Schattierung, das Wort Gewicht und Würde. Die Großtaten der politischen Publizistik sind im Schatten der Zensurbehörden geleistet worden; die meisterhaftesten Pamphlete wurden in Kellern geschrieben, während draußen auf dem Platze die Soldaten im Carré standen, um die Gefährdung der öffent-

lichen Sicherheit und Ordnung zu verhindern. Die amtlichen Glossatoren der Presseverordnung versichern, es komme nur darauf an, Excesse, nicht Richtungen zu treffen. Nun wird bei der hoffnungslosen Verplumpung unsres politischen Empfindens heute jede unbequeme Richtung sehr leicht als Exceß betrachtet, jede Kritik als ein strafwürdiges Verbrechen, das Vorhandensein von Kritikern schon als ein Manko der Schöpfung, das von dem überlegenen Menschengeist schleunigst korrigiert werden muß.

Aus diesem Grunde hat sich die hohe Obrigkeit auch ein Entgegnungsrecht in den Zeitungen reserviert. Die Presse muß künftighin bedingungslos abdrucken, was eine erleuchtete Regierungsstelle ihr zuschickt und darf auch in der gleichen Nummer nicht dazu Stellung nehmen. Die Meinung der Regierung ist also der rocher de bronce, den unsre kleine Unmaßgeblichkeit nicht mit Affichen bedecken darf, auch wenn der Guß noch so wenig gelungen ist. Denn so gewiß es eine Zeitungslüge gibt, so gewiß gibt es auch eine amtliche Lüge. Wie oft wird uns Journalisten nicht in Amtszimmern die Hucke vollgelogen. Wir kennen alle die gutgeölte Dementiertechnik von Ministerien und Magistraten. Wir haben oft und oft die heitere Sicherheit bestaunt, mit der Amtspersonen offenkundige Tatsachen ableugnen. Wir kennen aus allen Parlamenten die Szene, wie der Abgeordnete den Minister fragt, warum grade diese Firma 100 000 Mark Subventionen erhalten habe, und wie der Minister mit ehrlicher Entrüstung antwortet, es sei kein Pfennig an Subventionen gewährt worden, und wie der Abgeordnete dann fassungslos nach Luft schnappend seine Beweise schwingt und der Minister dem armen Irren mit echter Überlegenheit vorhält: „Ja, das sind doch keine Subventionen, sondern ..." So ist diese Dementiertechnik. Sie klammert sich an Formalitäten, Auslegungen, sie ergeht sich in Silbenstechereien und unterschlägt die Sache. Ich habe hier ein imaginäres, ein ganz harmloses Beispiel gewählt, ich habe — o erzieherischer Einfluß der Zensur! — nicht den Reichswehretat als Exempel herangezogen. Nun sind die vielen kleinen amtlichen Schwindeleien ein parlamentarisches Gesellschaftsspiel, bei dem Übelnehmen nicht gilt. Was aber wird, wenn dieses Spiel, heute ins Große übertragen, bittere Wahrheiten entkräften, ernste Warnungen in den Wind schlagen soll? Denn mag der Zensor es sich tausendmal einbilden, Sicherheit und Ordnung zu retten, aber Anstand und politische Moral sind nicht auf dies erfreuliche Konto zu setzen.

Die Presseverordnung ist ein glänzendes Pendant zum Ausreiseverbot. Der liberal schillernde Staat weicht wieder den soliden alten Begriffen, nach denen er eine Korrektionsanstalt ist, ein Gefängnis; nichts andres. Die Fascisierung schreitet unaufhaltsam fort. Jede Zeitung ein Regierungsorgan — das steht am Ende der Entwicklung, die mit dieser Notverordnung gegen die Pressefreiheit begonnen hat. Stillhalten und mitsingen! Und es wird bald nur eine noch erlaubte Melodie geben, und jeder unsrer Schritte wird sorgfältig bemessen sein. Wer weitergeht, wird erschossen.

Der englische Dolchstoß von Felix Stössinger

Die deutschen Delegierten sind mit leeren Taschen und leeren Versprechungen aus London zurückgekehrt. Wieder ist eine englische Konferenz, deren Zusammentritt von England gradezu erpreßt worden ist, für Deutschland vernichtend zu Ende gegangen. Wieder hat es sich gezeigt, daß England nicht einmal mit amerikanischer Hilfe imstande ist, etwas für Deutschland zu tun. Wieder hat England Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um die deutsch-französische Verständigung und die direkte Aussprache beider Länder ohne aufdringliche Vermittler zu verhindern. Niemals waren Deutschland und Frankreich so nahe daran, die Einigung zu suchen. Niemals noch haben eben deswegen die angelsächsischen Mächte mit einem derartigen Hochdruck gearbeitet, die Kontrahenten auseinanderzubringen. Nichts fürchtet der englische Imperialismus und das englische Ausbeutungskapital mehr als die deutsch-französische Verständigung. Bis vor einem Jahrzehnt (aber seit Jahrhunderten) betrachtete die englische Politik die jeweils stärkste Kontinentalmacht als ihren Feind und als eine Gefahr für das englische Weltreich. Seit einem Jahrzehnt weiß England, daß nicht Frankreich und nicht Deutschland allein die englische Politik des europäischen Gleichgewichts, das heißt die englische Politik der Balkanisierung Europas überwinden können. Nur Deutschland und Frankreich zusammen, nur der Vereinigte Europäische Kontinent ist in der Lage, dieser Politik der Zerstörung ein Ende zu machen. Deswegen richtet die englische Politik ihre ganze Energie, die imponierend ist, gegen den deutsch-französischen Zusammenschluß, der freilich den englischen Imperialismus, nicht aber das britische Imperium bedroht. Niemand weiß so gut wie England, was eine ehrliche, direkte deutsch-französische Verständigung bedeutet. Deutschland und Frankreich können gar keine Bindungen zu einer Zusammenarbeit eingehen, die sich nicht zwangsläufig zu einem Bündnis ausweiten müssen. Das weiß England, deswegen verhindert es die deutsch-französische direkte Verständigung (eine andre gibt es nicht), und deswegen hat es in Eile und Hast diese Konferenz zusammengetrommelt, die wiederum, wie alle diese englischen Konferenzen seit 1920, dazu bestimmt war, Deutschland und Frankreich vor den englischen Kadi zu schleppen, der von diesen endlosen und aussichtslosen Prozessen allein profitiert.

„Nach Chequers", schrieb ich in der ‚Weltbühne' vom 9. Juni, einige Tage vor der Abreise der deutschen Delegierten nach England, „gibt es nur noch die direkte Verhandlung mit Frankreich, ohne jeden Vermittler, oder den Marasmus". Wer nach den Prinzipien der Kontinentalpolitik die Ereignisse beurteilt, hatte es nicht schwer, ihren Lauf vorauszusagen. Es war seit Jahren nicht möglich, und es wird noch lange nicht möglich sein, den deutschen Politikern zu beweisen, daß England uns nicht helfen will. Erkennt aber die deutsche Politik nach dieser londoner Katastrophe noch immer nicht, daß England uns auch gar nicht helfen kann? Darf man hoffen, daß

die Erklärung, die Brüning am 23. Juli den deutschen Pressevertretern in London gab, den Beginn einer richtigen Erkenntnis der Realitäten bedeutet? Nach Brüning mache es die Verfassung der Vereinigten Staaten ihnen unmöglich, an einer langfristigen Anleihe teilzunehmen und die Lage des londoner Kapitalmarktes, versichert Brüning, läßt eine solche Anleihe zur Zeit gänzlich ausgeschlossen erscheinen. Nun also! Wir wollen mit Brüning über dieses „zur Zeit" nicht rechten. Entscheidend ist, daß „zur Zeit" Deutschland nur durch eine langfristige Anleihe gerettet werden kann, daß nach Brünings Erklärung, weder Amerika noch England, das eine politisch, das andre finanziell, dazu in der Lage ist und Deutschland sich daher, ob es will oder nicht, mit dem Staat einigen muß, der sowohl politisch als auch finanziell in der Lage ist, Deutschland eine langfristige Anleihe zu gewähren. Die Tragödie der deutschen Politik beruht aber seit einem Jahrzehnt darauf, daß diese Machtrealitäten völlig verkannt wurden. Die Kontinentalpolitik versichert dagegen seit mehr als einem Jahrzehnt, daß Deutschland nicht nur wirtschaftlich, politisch, schicksalsmäßig an Frankreich gebunden ist, sondern daß auch Frankreich allein die Macht hat, das zu geben, was Deutschland braucht. Die Anlehnung der deutschen Politik an England hat nicht verhindern können, daß Frankreich politisch, militärisch, wirtschaftlich zur entscheidenden Weltmacht aufgestiegen ist. Gegen diese Überlegenheit führt Deutschland seit Jahren einen völlig sinnlosen Kampf. Heute muß es endlich einsehen, daß wir nach dem verlorenen Weltkrieg keine andre Politik betreiben können als die Politik Thiers nach 1871, die Politik der „gegebenen Tatsachen". Die gegebenen finanziellen Tatsachen hat Brüning in dieser Erklärung umrissen. Sie war diplomatisch vorsichtig und enthielt daher nur einen Teil der Wahrheit.

Die volle Wahrheit ist die, daß die deutsche Wirtschaftskrise die londoner City auf das gefährlichste bedroht. Man sollte glauben, daß grade deswegen England allen Grund hätte, Deutschland durch eine Verständigung mit Frankreich zu retten, und sich dazu. Aber, abgesehen davon, daß Politik nicht nach vernünftigen Grundsätzen getrieben wird, sonst sähe ja die Welt anders aus, lebt die City zum Teil davon, daß Frankreich sich nicht mit Deutschland verständigt und seine Gelder statt in Deutschland, in England anlegt oder nach Deutschland über England verborgt. Es ist höchste Zeit, daß den Franzosen in diesen tragischen Wochen die Geduld gerissen ist und ihre Presse von links bis rechts die Engländer beschuldigt hat, die deutsch-französische Verständigung zu verhindern, weil sie von der deutsch-französischen Enfremdung leben. Die londoner Banken, erklärte Jules Sauerwein dem ‚12-Uhr-Blatt', haben jahrelang davon profitiert, daß sie in Paris Geld zu 3 Prozent aufnahmen und zu 6, 7 und 8 Prozent nach Deutschland weitergaben. Eine deutsch-französische Verständigung ist nach Sauerwein für diese Banken eine Katastrophe. Die deutsche Insolvenz England gegenüber zieht die englische Insolvenz Frankreich gegenüber nach sich.

Kein Wunder, daß die deutsche Krise die englische Börse mit schweren Schlägen trifft. Als Deutschland am 16. Juli in der pariser Börsenbaisse Trost und Hoffnung suchte, war die eigentlich entschiedene Tatsache des Weltmarkts der Sturz des Pfundes fast auf den Katastrophenkurs von 1925. England hat, seitdem es Brüning verhindert hat, in Paris einen deutsch-französischen Freundschaftspakt zu schließen, für 500 Millionen Mark Gold an Paris abtreten müssen. Die englischen Staatsanleihen sind gestürzt, das Pfund beginnt ein Spielball der Weltbaissiers zu werden, sein Fall bringt Unruhe bis nach New York, das selbst französische Kreditkündigungen zu fürchten hat. Morgan flog auf seiner schnellsten Jacht nach Europa, nicht um das Anleihegeschäft zu machen, dessen Aussichtslosigkeit er kannte, sondern weil er selbst in Paris mit 13 Milliarden Francs im Debet steht und diese Geschäftsverbindung die europäische Grundlage seines Geschäftes ist. Indes festigte sich der Franc weiter und das französische Zentralnoteninstitut hat an Gold und Devisen den Rekord von 82 Milliarden Francs erreicht. Daß diese Goldhortung auch die französische Wirtschaft schädigt und zu Preissteigerungen und Zinsverlusten führt, ist eine Binsenwahrheit, die wir so glänzenden Finanzleuten wie den Franzosen wahrhaftig nicht zu versichern brauchen. Sie wissen es selbst, sie wissen aber auch, daß Preissteigerungen und Zinsverluste ein kleineres Übel sind als die Abgabe von 12 Milliarden Francs an ein Deutschland, das nicht aufhören will, Politik gegen Frankreich und Störungen Europas auf englisches Geheiß zu betreiben. Die langfristige Anleihe, die Frankreich Deutschland anbietet, kann selbstverständlich nur eine politische sein, was dem Wesen einer Staatsanleihe entspricht. Frankreich hat Deutschland wissen lassen, daß es diese Anleihe bekommen kann. Deutschland hat weder in Paris noch in London diese Anleihe verlangt, es hat keine Garantien geboten, um sich diese Anleihe zu sichern, und es hat nach keinen Bedingungen und Garantien gefragt, die der Geldgeber beansprucht. Wohl aber hat England, das sehr wohl weiß, daß Frankreich eine langfristige Anleihe ohne politische Verständigung mit Deutschland gar nicht anbieten kann, weil sich sonst keine Franzosen finden, die diese Anleihe zeichnen, die politische Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich dadurch verhindert, daß es Frankreich beschuldigte, von Deutschland erniedrigende Bedingungen zu verlangen.

Es ist bekannt — oder sollte es wenigstens sein —, daß die Dolchstoßlegende eine englische Erfindung ist, bestimmt dazu, die Konsolidierung der deutschen Republik zu verhindern und Frankreich vor Deutschland herabzusetzen. Der Erfinder der Dolchstoßlegende ist der englische General Maurice, der sie in der ‚Daily News' begründete. Von dort fand sie über einen Bericht der ‚Neuen Züricher Zeitung' vom 17. Dezember 1918 ihren Weg nach Deutschland. Später hat dieser englische General erklärt, daß er „mißverstanden" wurde. Das deutsche Heer sei nicht von der deutschen Heimat erdolcht sondern regelrecht besiegt worden. Die Dolchstoßlegende war dadurch dementiert, aber sie hatte ihren Dienst bereits geleistet. Sie

selbst war ein Dolchstoß in den Rücken der deutschen Republik, in den Rücken Europas.

Ebenso einen Dolchstoß hat jetzt England wieder gegen Deutschland und Europa geführt. Obwohl es in vielen deutschen Zeitungen stand, ja, obwohl es die Presse der ganzen Welt berichtet hat, konnte doch aus dem Bewußtsein der deutschen Öffentlichkeit die Vorstellung nicht entfernt werden, daß Bedingungen, die Frankreich nie und niemals gestellt hatte und die nur von der englischen Regierungspresse an Deutschland gestellt worden sind, französische Bedingungen waren. Es war das Blatt der englischen Arbeiterpartei, der ‚Daily-Herald', der sich überhaupt in diesen Wochen wie ein gemeingefährliches Jingoblatt aufführte und die ‚Times', die beide übereinstimmend am 9. Juli von Deutschland forderten, den Panzerkreuzerbau einzustellen und die Zollunion mit Österreich aufzuheben. Sowohl der ‚Vorwärts' wie der ‚Temps' haben festgestellt, daß hier eine Anregung der englischen Regierung selbst vorliege. Binnen weniger Tage verstand es aber die angelsächsische Presse und die deutsche Presse, die unter angelsächsischen Suggestionen steht, den Eindruck zu erwecken, daß dies französische Forderungen sind. Mit Recht hat die deutsche Öffentlichkeit das Stellen solcher Bedingungen als demütigend abgelehnt. Der Austausch einer langfristigen französischen Anleihe gegen solche Bedingungen, die freilich Frankreich niemals gestellt hat und niemals stellen wird, würde die deutsch-französische Gemeinschaft von vornherein vergiften und vernichten. Die Franzosen treiben Politik auf lange Sicht und haben mit Recht angedeutet, daß diese Bedingungen teils viel zu wenig, teils viel zu viel sind. Frankreich verlangt von Deutschland für seine langfristige Anleihe etwas ganz andres als etwa die Aufgabe des Panzerkreuzers, dessen Bau nur die englisch-amerikanische Politik der Entwaffnung Europas stört: Es verlangt, daß Deutschland seine aggressive Politik gegen Frankreich aufgibt, und daß es aufhört, die Rolle des englischen Degens auf dem Kontinent zu spielen. Dieses Ziel ist weder durch einen Vertrag noch durch Bindungen, noch durch ein politisches Moratorium oder Garantien zu erreichen. Frankreich ist in diesen zehn Jahren oft genug von England dupiert und von Deutschland im englischen Auftrag angegriffen worden, als daß es Lust hätte, für neue Papierfetzen sein Gold nach Deutschland zu tragen. Es erwartet von Deutschland nichts andres, als die Abkehr von seiner angelsächsischen Hörigkeit. Solange Deutschland sich weigert, mit Frankreich Verträge oder Abmachungen direkt zu treffen; solange Deutschland jede politische Differenz mit Frankreich dem englischen Vermittler unterbreitet; solange Deutschland alle politischen Forderungen Englands an Frankreich zu den seinen macht und selbst politische Forderungen stellt, die nur den englischen Interessen dienen und die den europäischen Kontinent beunruhigen, bekommen wir von Frankreich kein Geld. Brüning hat in London von Frankreich keine Anleihe verlangt. Für diesen Verzicht gibt es zwei Erklärungen: Entweder wagte er nicht, mit England zu brechen, oder aber wollte er die große deutsch-französische Aktion grade in London nicht

in die Wege leiten. War das letztere seine Absicht, so bedeutet sie den Beginn einer richtigen Erkenntnis, der dann auch die richtige Tat folgen muß. Wiederum hat Brüning in einer überaus delikaten Situation staatsmännische Disziplinierung bewiesen. Er hat die deutsche Politik von der englischen nicht losgelöst — das war in London unmöglich — aber er hat die Fäden zur französischen enger gezogen. Brüning hat in den letzten sechs Monaten mehr Außenpolitik gelernt als sich das A. A. träumen läßt; Cave, Bülow! — und dürfte nunmehr wissen, daß die deutsch-französische Verständigung nur in Paris abgeschlossen werden kann, nur mit bewußter, klarer, eindeutiger Ablehnung aller englischen Angebote zur Vermittlung und zur Hilfe. Die Zeit, da Frankreich sich widerwillig aber durch die Umstände gezwungen, der englischen Führung beugte, ist endgültig vorbei. Alles Gebrüll, das uns auch in diesen Wochen aus der deutschen Presse entgegenschlug, daß Frankreich „isoliert" wird, daß England auf Frankreich „drückt", daß England und Amerika die Franzosen von der Anleihe „ausschließen" wollen, ist sinnlos und macht nur die Schreier lächerlich. Frankreich kann die Isolierung ertragen. Deutschland nicht. Frankreich kann sich zur Not auch von England isolieren, England nicht von Frankreich, von dem es vielleicht über kurz oder lang selbst eine Anleihe erbitten wird, nicht nur, weil es sie braucht, vor allem auch, damit Deutschland sie nicht bekommt und weiter an der Kandare kurzfristiger angelsächsischer Kredite gefesselt bleibt. Frankreich hat Deutschland gezeigt, ohne Dank zu ernten, daß es zu Opfern bereit ist. Es hat 3 Milliarden Francs für die Young-Anleihe zur Verfügung gestellt, die zu 40 Prozent entwertet ist. Es hat auf 2½ Milliarden ungeschützte Annuitäten verzichtet. Es hat 3 Milliarden für den Garantiefond der B.I.Z. gezeichnet. Es hat 600 Millionen der Reichsbank gepumpt. Ohne eine Umkehr der deutschen Politik bekommen wir von Frankreich weder kurzfristige noch langfristige Kredite, die Deutschland auch nach London weiter reserviert bleiben. Die Voraussetzungen, auf die Frankreich wartet, muten Deutschland keinen Verzicht auf erreichbare Werte zu. Der vorläufige Verzicht auf unerreichbare Werte ist nur ein gefühlsmäßiger, kein wirklicher. Nur diese Verständigung mit Frankreich bietet Deutschland die Möglichkeit, in geraumer Zeit aber auch zu dem zu kommen, was es ohne oder gegen Frankreich niemals erreichen wird. Noch gibt es keine einzige deutsche Tageszeitung, die auch nur die Diskussion über eine Frage zuläßt, mit der sich die französische Presse freimütig, ja leidenschaftlich beschäftigt. Keine Notverordnung verbietet der deutschen Presse, die Wahrheit über England zu suchen, zu sagen. Sie selbst verbietet es sich und verhindert eben dadurch die Verständigung mit Frankreich. Die londoner Konferenz, diese hastig zusammengetrommelte Stützungsaktion für die City und den englischen Imperialismus mag manchem Deutschen die Augen geöffnet haben. Wie lange soll Deutschland weiter sein Blut tropfenweise zu Ehren des englischen Ausbeuterimperialismus verlieren? Das ist die Frage, auf die wir Antwort verlangen. Wer dazu schweigt, ist schuldig am sichern Untergang.

Potentiel de Guerre von Otto Lehmann-Rußbüldt

II

Wir haben in unsrer Betrachtung darüber, was Kriegspotenz ist und bedeutet, einen Versuch gemacht, kriegerische Auseinandersetzungen der Zukunft in ihrem Verlauf so voraus zu berechnen, daß ein ausgebrochener Krieg höchstens noch Interesse wegen etwaiger Fehlerquellen der Rechnung bieten würde. Wir erkannten als wichtigsten Faktor solcher Berechnungsmöglichkeit das sogenannte Potentiel de guerre, die Fähigkeit eines politischen Gebildes, seine Volks- und Materialkraft in moderne Kriegsmaschinen umzumünzen.

Als Beweis der Möglichkeit solcher exakten Berechnung führten wir an, wie im Frühjahr 1917 Professor Staudinger auf Grund einer Berechnung nach Pferdekraftjahren genau die Verschiebung der Kräfte der Zentralmächte zur Entente am wechselnden Besitz der Kohlen- und Eisenvorräte feststellte. Staudinger las an seiner kleinen Tabelle schon im Frühjahr 1917 das Schicksal der Zentralmächte vom Herbst 1918 genau ab.

Staudingers Berechnung erfolgte exakt mathematisch. Es gibt aber einen noch verblüffenderen Beweis solcher Vorausberechnung, die allerdings reiner Intuition entsprang.

Am 30. Juli 1914 schrieb der politische Mitarbeiter der ‚Morgenpost', Doktor Arthur Bernstein, einen kurzen Aufsatz: „Die letzte Warnung." Darin war nach einer trefflichen psychologischen Einleitung über den Geisteszustand Deutschlands zu lesen:

> Erstens: es gibt keinen Dreibund. Italien macht nicht mit, jedenfalls nicht mit uns; wenn überhaupt, so stellt es sich auf die Seite der Entente. Zweitens: England bleibt nicht neutral sondern steht Frankreich bei; entweder gleich oder erst in dem Augenblick, wo Frankreich ernstlich gefährdet erscheint. England duldet auch nicht, daß deutsche Heeresteile durch Belgien marschieren, was ein seit 1907 allgemein bekannter strategischer Plan ist. Kämpft aber England gegen uns, so tritt die ganze englische Welt, insbesondere Amerika, gegen uns auf. Wahrscheinlich aber die ganze Welt überhaupt. Drittens: Japan greift Rußland nicht an, wahrscheinlich aber uns in freundlicher Erinnerung an unser feindseliges Dazwischentreten beim Frieden von Schimonoseki. Viertens: Die skandinavischen Staaten (unsere „germanischen" Brüder) werden uns verkaufen, was sie entbehren können, aber sonst sind sie uns nicht zugeneigt. Fünftens: Oesterreich-Ungarn ist militärisch kaum den Serben und Rumänen gewachsen. Wirtschaftlich kann es sich grade drei bis fünf Jahre selbst durchhungern. Uns kann es nichts geben. Sechstens: Eine Revolution in Rußland kommt höchstens erst dann, wenn die Russen unterlegen sind. Solange sie gegen Deutschland mit Erfolg kämpfen, ist an eine Revolution nicht zu denken.
>
> Unsre Botschafter kennen die Lage ganz genau. Auch Herr v. Bethmann muß sie kennen. Es ist nicht denkbar, daß er das Reich durch Unverantwortliche in einen drei- bis fünfjährigen Krieg hineinsteuern läßt, während er aus Scheu vor den Drohungen der Alldeutschen und Militaristen seiner Verantwortlichkeit sich entledigt. Ob wir am Ende dieses furchtbarsten Krieges, den je die Welt gesehen haben wird, Sieger sein werden, steht dahin. Aber selbst wenn wir den Krieg gewinnen, so werden wir nichts gewinnen, denn Oesterreich-Ungarn wird sich nicht dafür ins Zeug legen, daß das Deutsche Reich an Umfang zunimmt. Geld als Kriegsentschädigung wird am Ende des Gemetzels nirgends mehr zu finden sein. Der einzige Sieger in diesem Kriege wird England sein. Deutschland führt den Krieg um nichts, wie es in den Krieg hineingegangen ist für nichts. — Eine Million Leichen, zwei

Millionen Krüppel und 50 Milliarden Schulden werden die Bilanz dieses „frischen, fröhlichen Krieges" sein. — Weiter nichts.

Alles trat ein: die ganze Welt gegen Deutschland, auch der Bundesgenosse Italien, auch Amerika. Der Krieg dauerte „drei bis fünf Jahre". Nur darin irrte Bernstein, daß es — auf deutscher Seite allein meinte er wohl — 1 Million Tote gäbe. Es gab rund 2 Millionen und statt 50 Milliarden Schulden ebenfalls rund das Doppelte.

Man stelle sich vor, dieser kurze Aufsatz wäre eine Woche vor dem Beginn kriegerischer Handlungen jedem Einwohner nicht nur Deutschlands sondern Europas so vor die Nase gebracht worden, daß er ihn innerlich aufnahm. Welche Wirkung hätte das gehabt? Solche retrospektiven Prophezeiungen sind allerdings noch umstrittener als Zukunftsprophezeiungen. Aber der deutsche Generalstab hatte sicherlich eine gute Witterung, als er den schon in die Form gegossenen Artikel verbot. (Wegen Bleimangels kam dann der stehende Satz erst in der Nachkriegszeit wieder zum Vorschein und wurde im Ullstein-Jubiläumsjahrbuch 1927 wiedergegeben.)

Hier ist ein Fingerzeig, was jene Front zu tun hat, die den Militärs und der Rüstungsindustrie aller Länder gegenübersteht, die aber selbst noch kein Vaterland hat. Nennen wir sie die Friedensfront.

Von den rund 2000 Millionen Menschen der Erde stehen in dieser Friedensfront fruchtbarer Arbeit fast alle — bis auf 7 Millionen Soldaten unter der Fahne und etwa 1 Million Arbeiter der unmittelbaren volkswirtschaftlich unfruchtbaren Rüstungsindustrie — also 1992 Millionen gegen 8 Millionen (249 : 1)! Bei diesem Zahlenverhältnis wäre der Ausgang eines Versuchs, die Soldaten und Rüstungsarbeiter aus dem Tempel der Menschheit hinauszujagen, von vornherein gegeben, wenn die Menschen der Friedens- und Arbeitsfront so einheitlich zusammenständen, wie es beim militärischen Apparat der Fall ist. Genau so, wie man aber mit einem Maschinengewehr Tausende Unbewaffneter zerstreuen kann, genau so beherrscht der kleine militärische Apparat die großen Massen der Völker.

Der Kampf zwischen diesen beiden Fronten wäre für alle Zeiten gänzlich aussichtslos, wenn nicht nach der Betrachtung des Potentiel de guerre aus einer sehr einfachen Überlegung heraus der strategisch schwache Punkt der vereinigten Kriegsfronten sofort zu erkennen wäre. Er liegt darin, daß die Waffe sich nicht aus sich selbst erzeugt, sondern daß der Ursprung der Waffe in der Friedensfront liegt, in der Arbeit, und nicht in ihrem eignen Schoß, nämlich der Kriegsfront. Soldaten verbrauchen nur, nämlich die Produkte der Arbeit; erzeugen können sie nur Wunden. Wenn das für die sichtbaren Kanonen, also für die schon geborenen Waffen gilt, so gilt das noch viel mehr für das Potentiel de guerre, für die noch nicht geborenen Waffen, die aber, wie wir gesehen haben, beim Zukunftskrieg eine das Kriegs-Effektiv und die Kriegs-Reserve weit überragende Entscheidung in sich bergen.

Für den Kampf zwischen Kriegs- und Friedensfront gelten die Gesetze der Kriegskunst, wenn auch die Fronten nicht an den Grenzen von „Vaterländern" entlanglaufen. Die Waffe der Friedensfront ist die Arbeit. Diese Waffe ist der militärischen Waffe von vornherein hundertprozentig überlegen, da die militärische Waffe zuerst und allein aus der Arbeit hervorgeht. Diese hundertprozentige Überlegenheit ist aber solange auf Null herabgedrückt, solange die Front der Arbeit nicht wie ein magnetisches Kraftfeld einheitlich zusammenwirkt. Solange die Friedensfront glaubt, der Kriegsfront selbst mit militärischen Waffen entgegentreten zu können, wird sie selbst bei etwaigen Erfolgen nur um so mehr in die Kriegsfront hineingerissen werden.

Dieser Kampf der Friedensfront erfordert alle die Fähigkeiten, die auch in der Kriegsfront zum Erfolg führen. Vor allem muß jene Vorbedingung erfüllt sein, die in der Kriegskunst „Aufklärung" heißt. Jeder Patrouillenführer, jeder General weiß, daß von der Aufklärung

alles abhängen kann. Für die Friedensfront handelt es sich zunächst um die Aufklärung über die Stärke des Gegners und besonders über dessen Hauptposition, das Potentiel de guerre. Das vermag nicht ein Einzelner, das vermag nicht ein Buch, das vermag nur ein Antikriegs-Generalstab von Sachkennern der Wirtschaft und der Kriegstechnik. Diese Idee keimt jetzt in Schweden, England, Amerika. Ein solcher Antikriegs-Generalstab kann nur international sein.

Ist es durch eine solche wissenschaftliche und organisationstechnische Arbeit möglich, einen drohenden Zukunftskrieg in seinen Ausmaßen, seinem Beginn, seinem Verlauf, seinem Ausgang so zu bestimmen, wie wir das an den Beispielen Bernstein und Staudinger sahen, so wäre damit der Zweck der Aufklärung über den Gegner voll erfüllt. Dann wäre auch eine Möglichkeit gegeben, das sonst Unmögliche zu erreichen, nämlich diesen Krieg zu verhindern. Aber nur eine Möglichkeit! Denn die Völker ahnen nicht, genau wie vor 1914, in welcher bedrohlichen Weise das Kriegsgewitter über ihnen hängt, dessen untrügliches Barometer die steigenden Dividenden der Rüstungsbetriebe sind.

Diesen drohenden Krieg nicht mit der militärischen Waffe sondern mit der überlegenen Waffe der nach den Gesetzen der Kriegskunst organisierten wirtschaftlichen Arbeit zu bekämpfen, muß die Aufgabe eines solchen internationalen Antikriegs-Generalstabes sein. Nur er könnte durch die Organisation der Friedensfront die Abrüstung herbeiführen, durch organisierte Verweigerung von Geld und Arbeit für die militärischen Waffen. Der Völkerbund wird dann seinen Segen dazu geben, wenn er merkt, daß es den Völkern ernst wird mit dem, womit er unter dem Einfluß der Rüstungsindustrie nur Spiegelfechtereien treibt: nämlich mit der tatsächlichen, sinnlich wahrnehmbaren Abrüstung. Abrüstung heißt nicht, daß die mit zwei Millionen Dollars von Morgan, einem der unwillkürlich größten Kriegsförderer, dotierte Völkerbundsbibliothek in Genf noch um einige Tausend Bände über Abrüstung vermehrt wird, sondern Abrüstung heißt, um es zu wiederholen, daß die auf der Erde jetzt vorhandenen 150 000 Riesenmordmaschinen an Flugzeugen, Tanks, schweren Geschützen, Maschinengewehren wieder in die Hochöfen zum Einschmelzen hineingeschoben werden, die sie ausgespieen haben. Das übrig bleibende Potentiel de guerre ist dann von selbst in das Potentiel de travail verwandelt.

Zurück zur Barbarei! von Walther Karsch

„Die Zahl ist tot — Gott geht wieder um!" Wo? In der Welt, ach nein, im deutschen „Kulturkreis". Denn es hieße „liberalistisch" denken, eine Idee, ein Gedanke könne Weltgiltigkeit besitzen.

Diese gradezu erschütternde Kennzeichnung des Liberalismus findet sich in einem Buch, betitelt „Wir suchen Deutschland" (Grethlein & Co., Leipzig/Zürich). Auf die Deutschland-Suche begeben sich da: die Führer der „Kampfgemeinschaft Revolutionärer Nationalsozialisten" Otto Straßer, Herbert Blank, Major Buchrucker, und dazu Gerhard Schultze-Pfaelzer, der sich zur „staatspolitischen Linie Hindenburg-Brüning-Dietrich" bekennt. Sie haben über die „Zeitkrisis" disputiert, und das Ergebnis liegt in diesem Buche vor. Man kann sagen: Die Bibel des Revolutionären Nationalsozialismus.

Ungefährliche Sektierer? Auf der Linken hat man allzulange geglaubt, der Nationalsozialismus sei eine Angelegenheit von ein paar harmlos Irren, bis diese paar am 14. September

zu mehr als sechs Millionen wurden. Die Verheerung, die Hitler auf politischem Gebiet bereits angerichtet hat und noch anrichten wird, ist gar nichts gegen die, die Straßer mit seiner Ideologie auf geistigem Gebiet anzurichten im Begriffe steht. In hundertfünfzig Jahren Präzisionsarbeit hat sich die Philosophie nach der Überwindung des Mittelalters abgemüht, Klarheit zu schaffen, und dann kommt so ein Verächter der Philosophie daher und tritt mit dem leicht veredelten Kommißstiefel, der sich als „Seele" drapiert, alles wieder kaputt. Jenes glitschige Denkfühlen, von dem wir glaubten, es sei nur noch in den Resten der ehemaligen Jugendbewegung beheimatet, feiert hier fröhliche Auferstehung. Da wird einmal von der „Sinnlosigkeit des heutigen Lebens" gesprochen, um ein paar Seiten später festzustellen, daß alles einen Sinn habe, daß es eine „Sinnhaftigkeit des Lebens" gebe, man müsse sie nur „fühlen", — ergo hat doch auch das heutige Leben einen Sinn. Denkerische Sauberkeit scheint liberalistisches Teufelswerk zu sein. Herr Blank doziert, der Liberalismus habe von der „Dreiheit: Geist — Seele — Materie" die beiden letzten geleugnet, er „ritt unaufhörlich im Geist". (Wie er das wohl gemacht haben mag?) Nur ganze sechs Seiten später donnert derselbe Herr Blank, „die liberalistischen Wissenschaftler" hätten „Gott durch die Materie erschlagen". Und ich dachte doch, der Liberalismus leugne die Materie. Aber ich soll nicht denken. Doch ich kanns nicht lassen, und so dachte ich auch immer, zwischen Intellekt und Ratio, zwischen Verstand und Vernunft bestünden gewisse Unterschiede. Diese Leute schmeißen alles durcheinander, und dann springen sie dir mit der abstrusen Behauptung entgegen, wir lebten in einer „Diktatur der Vernunft". O, wäre es doch so! Dabei kann man doch noch nicht einmal behaupten, wir lebten in einer Diktatur des Verstandes. Denken scheint hier wirklich verboten zu sein. Und dabei sind alle Argumente, mit denen sie ihre Ideologie zu stützen versuchen, sofern es sich um Überlegungen und Verwendung von Tatsachenmaterial handelt und nicht um bloße Schwärmerei, und all ihre Pläne künftiger Gesellschaftsordnung Ausgeburten ihres Intellekts.

Um zu beweisen, daß alles, was heute in Deutschland Geltung hat, von Hitler bis Thälmann, „liberalistisch", daß die kommende, die „Deutsche Revolution" eine „konservative" sei, hat sich Straßer das „Gesetz der dreieinigen Bipolarität" ausgeheckt. In einem Zeitraum von, ausgerechnet, hundertundfünfzig Jahren pendele die Geschichte zwischen zwei Polen, „liberal" und „konservativ", hin und her. Hin und Her. Daher die „Bipolarität"! Alles „organische Leben" bestehe aus der „Dreiheit: Körper — Seele — Geist". Und nun wird diese biologische Feststellung so mir nichts dir nichts auf die Geschichte übertragen, das Wirtschaftssystem vertritt da den Körper, das Gesellschaftssystem ist der Geist, und die „Kulturauffassung" die Seele vom Ganzen. Und weil nun, predigt er, alles „organisch" sein muß, so äußere sich diese „Dreieinigkeit" bei „liberaler Vorherrschaft" im „Ungebundenen", „Individuellen" (er meint Individualistischen), „Materialistischen"—, bei „konservativer Vorherrschaft" im „Gebundenen", „nach

der Gemeinschaft Orientierten", „Idealistischen". Historisches Material wird herangeschleppt, um die „Gesetzmäßigkeit" glaubhaft zu machen. Wie fröhlich man doch in der „Welt der Tatsachen" plätschern kann, wenn man sie braucht. Aber wir wissen nicht erst seit gestern, wie willfährig historisches Material ist, und Analogien treffen schon deshalb immer nur halb zu, weil sich inzwischen alle Voraussetzungen erheblich verändert haben.

Aber machen wir uns selbst diese empirische Methode einmal zu eigen, dann weiß Herr Straßer anscheinend nicht, daß alle Revolutionen „liberal", nämlich destruktiv, antikonservativ waren: sie wollten Befreiung von überlebten Formen und Normen. Alle. Und die Konsolidierung der Revolutionen hat schließlich immer dazu geführt, daß die „liberalen" Inhalte allmählich zu „konservativen" erstarrten und somit Angriffspunkte neuer Revolutionen wurden. „Liberales" kann also zu etwas durchaus „Konservativem" werden, woraus erhellt, wie unbrauchbar Straßers Terminologie ist. Darüber hinaus aber könnte dieser Theoretiker, wollte er sich die Mühe machen, die Geschichte einmal wirklich zu durchforschen und ihr nicht Gewalt anzutun, finden, daß völlig geschlossene historische Perioden ganz andre Mischungsverhältnisse aufweisen als die beiden von ihm skizzierten. Aber wozu die Vergangenheit bemühn? Wenn zum Beispiel die Deutschnationalen nach der Auffassung Straßers wirklich „liberalistisch" wären, weil sie nämlich kapitalistisch sind, dann müßten sie auch Materialisten sein. Sind sies? Oder sind sie vielleicht gegen den § 218, dessen Bekämpfung Straßer für ein Kennzeichen des „individualistischen Liberalismus" hält? Hitler muß sich ebenfalls in diese Kategorie einordnen lassen, weil es internationalistischer Humbug sei, einen Staatsgedanken, in diesem Fall den fascistischen, auf ein andres Land übertragen zu wollen. Herr Straßer, die Idee läßt sich schon auf andre Länder transponieren, nur die Form sieht jeweils verschieden aus. Besonders hart wird mit den Marxisten ins Gericht gegangen. Sie seien nämlich nicht nur darauf versessen, Sozialismus mit Materialismus zu verknüpfen, sondern „individualistisch" seien sie obendrein, denn sie gestatteten dem Individuum die verschiedensten Freiheiten. Das ist nicht „organisch", also auch nicht lebensfähig. Und wenn ihr Marxisten es bisher noch immer nicht gewußt habt, Otto Straßer verrät es euch: ihr seid mit eurer Hochschätzung der Maschine, der Zahl nichts andres als Kapitalisten. Und daß ihr „Liberalisten" seid, das beweise die Übereinstimmung in kulturpolitischen Fragen zwischen dem ‚Berliner Tageblatt' und der ‚Roten Fahne'. Beweise? Beweise!

Was aber ist denn nun der einzige, der wahre, der wirkliche, der „schicksalsgewollte" Sozialismus? Wenn der Staat in die Wirtschaft eingreift. Wahrhaftig! Das steht zwar nicht so da, aber wenn Straßer demonstriert, das preußische Königtum des achtzehnten Jahrhunderts sei sozialistisch gewesen (anscheinend von wegen der Staatsmonopole), dann heißt das schließlich nichts andres als: Sozialismus haben wir dann, wenn sich der Obrigkeits-Staat eines Teils der Wirtschaft

bemächtigt. Aber wie denkt sich Straßer die Formen seines Sozialismus? Das Eigentum wird abgeschafft, jeder Bauer erhält ein „Erblehen", in der Fabrik wird ein „Kollektivlehen aller in dem Werk Schaffenden" eingerichtet, und die Gewerbe und freien Berufe schließen sich zu Zwangsinnungen zusammen. Und das alles soll dazu führen, Deutschland vom Ausland unabhängig zu machen. „Wirtschaftliche Autarkie" heißt dies nach dem Kreis um die ‚Tat' riechende neue Geheimmittel, das übrigens grade in diesen Tagen vielfach ernsthaft als letzte Rettung aus der Krise empfohlen wurde. Für Straßer ist es „marxistischer Irrwahn", an eine internationale Verflechtung der Wirtschaft, an die Existenz einer Weltwirtschaft zu glauben. Eine einzige Tatsache widerlegt schon diese originelle Weisheit: zur gleichen Zeit, wo in einem Lande Lokomotiven mit überflüssigem Getreide gefeuert werden, sind in einem andern Land Tausende am Verhungern. Aber wir sollen ja hungern, tüchtig hungern, wenns nach Herrn Straßer geht, dessen Wirtschaftsideal anscheinend die durch den letzten Krieg erzwungene Kohlrüben-Selbstgenügsamkeit des deutschen Volkes ist. Und trotzdem nimmt er sich dann noch ernst, wenn er dem Marxismus nachsagt, er erstrebe die Verproletarisierung aller Kreise. Aber auch diese Autarkie hat ihr Loch, weil wir nämlich doch manches, zum Beispiel Rohstoffe, einführen müssen. Das gibt er zu. Da wird dann eben schnell ein Handelsmonopol geschaffen, und alles läuft glatt. Hundert Jahre Nationalökonomie sind an diesen „Nationalökonomen" spurlos vorübergegangen. Nur Adam Müller, dessen Staatsmetaphysik sie auf neu gebügelt haben, scheint dort in Geltung zu stehn.

Natürlich versteht es sich von selbst, daß wir Krieg führen müssen, um die Friedensverträge zu „zerreißen". Denn so ziemlich alles Unglück kommt von den „Tributen". Der Krieg liegt selbstverständlich im „Schicksal" begründet. Und der sonst so kluge Major Buchrucker kann sich nicht die Spießerwahrheit verkneifen: „Kampf und Krieg werden bleiben bis an das Ende der Zeit." Für die Gleichsetzung von Kampf und Krieg verdiente er eins auf die Finger, er unterschiebt nämlich damit den Kriegsgegnern, sie seien Gegner jeden Kampfes, was einer üblen Nachrede gleichkommt. Zum Krieg braucht man Bundesgenossen und Gegner. Deshalb konstruiert sich Straßer eine Mächtekonstellation, bei der schließlich (wenigstens für den Kriegsanfang) nur noch Frankreich als alleiniger Gegner übrigbleibt. England kann nicht sofort eingreifen, Amerika wird sich kaum beteiligen, Polen, die Tschechoslowakei, „Serbien" und Rumänien werden durch eigne Gefahren, nämlich: Oesterreich, Ungarn, Bulgarien und Rußland in Anspruch genommen. Denn Rußland werde entweder neutral bleiben oder seine „Begierde" nach den polnischen Industriegebieten und den Ostseeküsten befriedigen wollen und aktiv eingreifen. Natürlich bleibt auch Italien aus lauter Franzosenfeindschaft neutral. Und die ganze Welt wird sich beeilen, es so zu machen, wie Herr Straßer sich das zurechtphantasiert. Aber seine Phantasie wird noch ausschweifender: Frankreichs Kampfkraft werde innerlich ge-

schwächt sein, denn die französischen Muskoten würden erkennen, daß Deutschland nur seine Revolution verteidigen und nichts annektieren wolle. Sie würden sich schämen, als „Gerichtsvollzieher Morgans" zu fungieren. Die schönen Augen des Herrn Straßer, und wenn nicht seine schönen Augen, dann sein edler, klarer Stil werden Frankreichs Staatsmänner und Presse sicherlich veranlassen, diese Ansicht unter ihren Landsleuten zu verbreiten. Daß Herr Buchrucker die Gefahren eines kommenden Krieges bagatellisiert, die Anschauungen vom Gaskrieg als „Fabeln" hinstellt, versteht sich am Rande. Wir brauchen nur anzufangen und schon haben wir gesiegt, die ganze Welt wird sich nach unsern Prognosen richten. Dilettantismus? Ja, aber ein verführerischer und darum ein gefährlicher.

Es entspricht dieser politischen Schwärmerei, wenn aller Wissenschaft der Kampf angesagt wird. Die Medizin hat natürlich nur Scheinerfolge erzielt: „Früher war das Volk gesund und die Heilkunde schlecht. Heute ist das Volk krank und die Heilkunde gut." Dieser Herr Blank will nicht sehn, daß das Volk heute bei schlechter Heilkunde noch viel kränker wäre. Was geschähe denn, wenn bei dieser Massenarbeitslosigkeit, dieser Wohnungsnot nicht wenigstens die Fortschritte der Medizin und Technik mildernd wirkten? Aber solche Paradoxien sind da beliebt, wo das Denken achselzuckend verachtet wird. Dafür propagiert man die Vorherrschaft der „Seele", und die Schläge der teutonischen Keule sausen nur so auf die Wissenschaft, besonders die Naturwissenschaft, hernieder. Aber die Herren treffen vorbei; sie erschüttern die Wissenschaft nicht durch Argumente; sie übergießen sie nur mit selbstgefälligem Hohn. Wenn Herr Blank prophezeit, daß „Herr" Planck (der Physiker) „kein Denkmal mehr" „kriegt", weil das Kausalitätsprinzip, an dem Planck noch immer festhalte, in der zukünftigen Wissenschaft „nur noch die Hintertreppe benutzen" dürfe, — so wirkt das nur komisch. Die Wissenschaft wird schließlich auch noch mit diesen organischen Quacksalbern fertig werden, die sie wieder zur „Magd der Theologie" machen wollen. Doch sollte man die Gefährlichkeit solcher mystischen Theorien nicht unterschätzen.

Diese ganze Wissenschaftsfeindlichkeit ist nur Äußerungsform allgemeiner Geistfeindlichkeit. Und diese bestimmt auch das Verhältnis zum Judentum. Die Juden werden unter Fremdenrecht gestellt, damit sie ihre „Würde" wieder gewinnen. Diese „Würde" ist nur eine schöne Umschreibung für das Ghetto, in das man die Juden wieder sperren wird. Denn worauf anders läuft es hinaus, wenn man sie aus allen öffentlichen Stellungen verdrängen will? Übrigens nicht „man", die „konservative Revolution" will es, denn in ihr herrscht die „Seele", und das Judentum repräsentiert den Geist. Und wenn die Juden sich auf die welthistorischen Leistungen von Glaubensgenossen berufen, so auf Spinoza, Heine und Einstein, dann kommt ihnen Herr Blank mit dem lächerlichsten, spießigsten Argument: wieviel Deutsche kennen denn schon die Werke dieser Geister. Herr Blank, wieviel Deutsche ken-

nen denn schon Ihren Spengler, auf den Sie und Ihr Freund Straßer sich ständig berufen? Daß sich hier nichts andres als ein tiefwurzelndes Minderwertigkeitsgefühl gegenüber allem Geistigen Luft macht, erhellt jene Stelle, in der Herr Blank „den letzten pommerschen Bauernjungen" gegen „den geistvollsten Juden" ausspielt, derselbe Herr Blank, der von seinem Idealtyp des pommerschen Bauernjungen soweit entfernt ist wie Margarete Maultasch von der Venus von Milo. Und dann wird das ganze Feuerwerk jener Begriffe wie „Art", „Nation", „Rasse" abgebrannt, um darzutun, daß der Jude mit seiner „blöden" Geistigkeit ein Fremdkörper im Leibe des deutschen Volkes sei. An Stelle alles Geistigen, aller Bildung, deren Überschätzung auch wir nicht verkennen, wird „Zucht", „Haltung" gesetzt. So laufe der Oberrealschüler zwar „etwas öfter in den verstaubten Physiksaal", aber „die Haltung des technischen Menschen" erlerne er nie. Der Idealfall der Erziehung: das Offizierkorps Friedrich des Großen, das „herzlich ungebildet" war. Da können wir uns gratulieren!

Überhaupt spielen die Ausdrücke wie „Zucht", „Blut", „Haltung", „Verhaltenheit" („Die Seele, das Gefühl kann recht eigentlich überhaupt nicht sprechen", daher stehe bei den nationalistischen Schriftstellern das meiste „zwischen den Zeilen"), „Würde", „die Bereitschaft" zum Handeln, wenn das „Schicksal" „ruft", „die Zwangsläufigkeit" allen Geschehens, also das Bekenntnis zum Fatalismus, die spartanische „Selbstgenügsamkeit", „der Stachel der Verantwortung" und ähnliches eine hervorstechende Rolle. Welch verklemmtes Triebleben! Mit einem Wort: Marquis de Straßer-Masoch.

Wenn diese „Jakobiner der Deutschen Revolution" („deren ‚Enzyklopädisten' die feldgrauen Helden des Großen Krieges waren"), ans Ruder kommen werden, dann gehn wir herrlichen Zeiten entgegen. Der Bauer auf seinem „Erblehen" wird der herrschende Typ sein; wir Asphalttreter werden entthront; die Wissenschaft wird sich verkriechen müssen und der Quacksalberei Platz machen; wer Geist hat, wird verstoßen; hofiert wird der geistige Kleinbürger; an die Stelle tätigen Willens tritt das „Es", das „Schicksal"; in Literatur und Kunst, ja überall wird sich das Mulmige, das Schwammige, das Dumpfe, Ungeklärte, Wolkige breitmachen. Mit einem Wort: wir werden sowohl unsrer ökonomischen wie auch unsrer geistigen Situation nach wieder zu Primitiven, zu prähistorischen Menschen, zu Barbaren werden.

Und dieser politische Dilettantismus, diese Prophetien, diese erkenntnisferne, romantische Kriegsbegeisterung, dieser Hochmut gegen alle Wissenschaft, dies Lob des Dumpfen, des Barbarentums, diese metaphysische Verschwommenheit —, all das wird seine Wirkung nicht verfehlen, wenn man sich nicht endlich bei den Parteien der Linken aufrafft, an die Stelle abgeleierter Parolen lebendige Ideen zu setzen.

Es tut mir leid, daß grade in dem Augenblick, wo diese Polemik erscheint, Straßers Organ ‚Die Deutsche Revolution' verboten ist. Wir bedauern außerordentlich, daß Straßer damit mundtot gemacht ist. Hoffentlich hat er bald Gelegenheit, sich zu dem Artikel zu äußern.

Dummheit zu Pferde von Erich Kästner

In Dresden haben, Gott seis geklagt,
die deutschen Kavalleristen getagt.
Sie haben getagt. Sie haben genächtigt.
Sie taten sehr existenzberechtigt.
Sie trabten in Horden,
sie trabten in Herden,
mit klappernden Orden,
auf klappernden Pferden.
In Anwesenheit eines Feldmarschalles
sangen sie: „Deutschland über alles".
Die Pferde hielten vorzüglich Schritt
und sangen vor lauter Begeisterung mit.

Es glühten, im Widerschein solcher Späße,
die abgehärtetsten Reitergesäße.
Man sah gepanzerte Kürassiere,
gemeine Leute, und hohe Tiere,
und blaue Ulanen
mit wehenden Fahnen,
und rote Husaren
mit langen Fanfaren,
und anläßlich dieses Maskenballes
sangen sie: „Deutschland über alles"
Die Esel dachten auf ihren Pferden:
Durchs Reiten wird es schon besser werden.

Sie strahlten und ritten, die Beine breit,
retour in die deutsche Vergangenheit.
Sie blähten, ganz wie die Gäule, die Nüstern
und überhörten den Wind und sein Flüstern:
„Heute Spaß,
morgen Gas,
übermorgen
Würmerfraß!"
Stolz zogen sie über Stock und Stein,
ein reitender Männergesangverein.
Ein Nervenarzt, schon ziemlich alt,
sprach: „Marsch mit den Kerls in die Irrenanstalt!"

Medizin und Publikum von Richard Prigge

Professor Prigge, wissenschaftliches Mitglied des Staatlichen Instituts für experimentelle Therapie, versucht hier, die notorische Vertrauenskrise zwischen Patient und Schulmedizin von einer neuen Seite zu erklären: Nicht Mangel an Erfolgen macht die moderne Medizin unpopulär sondern die notwendige Unanschaulichkeit ihrer Anschauungen.

Rudolf Virchow, der berühmte Erneuerer der pathologischen Anatomie, hat es für gänzlich überflüssig erklärt, ein Gesetz gegen die Kurpfuscher zu machen. Er war der Meinung, das deutsche Volk sei intelligent genug, sich selbst gegen sie zu schützen. Trotzdem hat der Kampf zwischen der ärztlichen Medizin und der sogenannten Naturheilkunde heute schärfere Formen angenommen als je. Nach dem Krieg hat sich die Kurpfuscherei in vielen Ländern, vor allem in Deutschland und Oesterreich, gewaltig ausgedehnt. Ein Zusammenhang mit mystischen Bestrebungen war hier vielfach zu erkennen,

besaß aber durchaus nicht die ausschlaggebende Bedeutung, die ihm oft zugeschrieben wird. Über die Ursachen der augenblicklichen Entwicklung herrschen die allerverworrensten Ansichten. Im allgemeinen gilt sie ganz einfach als Ausdruck der vielberedeten „Krise in der Medizin".

Dem Unparteiischen stellt sich der Kampf zwischen der Schulmedizin und der Naturheilkunde als Streit zweier gegensätzlicher Richtungen dar, von denen jede im ausschließlichen Besitz der Wahrheit zu sein vorgibt. Bei der Entscheidung für die eine oder andre Richtung geben subjektive Momente fast immer den Ausschlag. Um aber ein objektives Bild von den Kräfteverhältnissen zu gewinnen, müßte man sich zunächst einmal Klarheit über die eigenartigen Zusammenhänge verschaffen, welche die beiden Schulen verbinden oder trennen. Eine der wichtigsten Tatsachen, ja sogar die Grundtatsache, die eine objektive Beurteilung erst möglich macht, scheint nämlich völlig unbekannt zu sein. Der gedankliche Inhalt der Naturheilkunde deckt sich zu einem sehr großen Teil mit Lehren, die die Schulmedizin vor einigen Jahrzehnten oder noch früher selbst vertreten hat. Ohne daß hierauf ein Urteil begründet werden könnte, besteht also der eigentümliche Sachverhalt, daß die Spaltung der Heilkunde nicht auf dem Gegensatz zweier gleichzeitig entstandener Lehrmeinungen beruht — wie oft in früheren Epochen der Geschichte — sondern daß der „Schulmedizin" eine in viele Einzelrichtungen gespaltene konservative Opposition gegenübersteht, die die Wandlungen nicht mitgemacht hat sondern an den Lehren einer vergangenen Zeit festhält.

Ein Beispiel macht das am besten verständlich. Als man bei der Erforschung der Stoffwechselkrankheiten zuerst den Zusammenhang zwischen dem für Gicht charakteristischen übermäßigen Harnsäuregehalt des Blutes und gewissen Fleischspeisen, vor allem Bries, Leber, Niere, Hirn feststellte, glaubte man zunächst, die falsch zusammengesetzte Nahrung als direkte Ursache der Gicht ansehen zu müssen. Mit dem Fortschreiten der Forschung erkannte man freilich, daß die wirkliche Ursache der Erkrankung in einer von vornherein vorhandenen „konstitutionellen" Unfähigkeit des Organismus besteht, mit der aus der Nahrung herrührenden Harnsäure fertig zu werden. Durch Vermeiden der gefährlichen Nahrungsmittel läßt sich nur der einzelne Gichtanfall verhüten. Aber die Annahme, der Grundfehler des Körpers lasse sich hierdurch beheben, ist ebenso falsch wie die Vorstellung, er sei durch übermäßigen Genuß der schädlichen Fleischspeisen entstanden. Ein Gesunder kann so viel Fleisch essen wie er mag, ohne daß er einen Gichtanfall zu befürchten hätte. Weil sein Körper mit noch so großen Harnsäuremengen fertig wird, stellen sie für ihn keine Gefahr dar. Die Harnsäure selbst ist kein „Gift", das krank macht. Sondern die Krankheit besteht in dem Unvermögen, einen an sich nicht schädlichen Stoff zu bewältigen. Auch der Zucker ist kein Gift. Nur vermag der Zuckerkranke diesen harmlosen Stoff nicht in normaler Weise zu verarbeiten.

Die Vorstellung, wonach die Harnsäure selbst als Ursache von Krankheiten anzusehen ist, ist somit nur eine bequeme

Denkgewohnheit, deren Irrigkeit schon vor Jahrzehnten festgestellt worden ist. Trotzdem wirkt diese Vorstellung wegen ihrer Einfachheit so suggestiv, daß sie noch heute die größte Bedeutung besitzt und daß Naturheilkundige, Kurpfuscher, Laien und auch Ärzte die verschiedensten Systeme zur Behandlung und Verhütung von Krankheiten auf ihr aufbauen. „Harnsäure" ist ein Schlagwort, dessen Verwendbarkeit selbst unter der Entdeckung der „Vitamine" und der „Hormone" kaum gelitten hat. Einen ähnlichen Wandel der Vorstellungen wie in dem angeführten Beispiel hat die medizinische Forschung nun auf den allerverschiedensten Gebieten herbeigeführt, und grade dieser Wandel trägt Schuld an der Entfremdung zwischen Schulmedizin und Publikum. Wenn der Laie den veränderten Vorstellungen über den Harnsäure-Stoffwechsel noch ohne weiteres folgen kann, so ist dies auf den meisten Gebieten infolge der außerordentlichen Kompliziertheit der Forschungsergebnisse nahezu unmöglich. Die Medizin hat dem Laien heute einfach „nichts zu sagen".

Ich glaube, man sollte deswegen noch nicht von einer „Krise" der Medizin reden und ihr die Existenzberechtigung ohne weiteres absprechen. Aber man darf sich auch nicht verhehlen, daß es der „Schulmedizin" heute in der Tat viel schwerer fallen muß, das Vertrauen des Publikums zu erwerben als früher. Die Naturheilkunde und die Laienmedizin halten noch immer an den Begriffen und Anschauungen fest, die die medizinische Forschung in einer naivern Epoche geschaffen hat und mit denen auch der Laie operieren konnte. Richtig oder falsch — sie waren einleuchtend. Und deshalb kommt ihnen das Publikum heute noch mit Vertrauen entgegen, während es die allzu abstrakten Erkenntnisse der wissenschaftlichen Medizin argwöhnisch ablehnt. Dieser geistigen Haltung des Laien ist es im wesentlichen zuzuschreiben, daß die Ideen, die früher das ärztliche Denken beherrschten, sich bis auf den heutigen Tag gehalten haben und jetzt noch einmal das Lehrgebäude einer Heilschule tragen. Eine Kur, bei der der Patient die „krankmachenden Stoffe auszuschwitzen" oder sein „Blut von bösen Säften zu reinigen" vermeint, wird selbstverständlich mehr Anklang finden als ein Impfverfahren, bei dem grade Bazillen von der Art eingespritzt werden, gegen die man sich schützen will. Der Kampf der alten mit der neuen Generation hat in der Geschichte der Medizin noch niemals solchen Umfang angenommen wie jetzt — und dabei machen wir die verblüffende Beobachtung, daß der Streit zwischen „Medizin" und „Naturheilkunde" heute noch gar nicht als Kampf der Generationen erkannt ist.

Wie groß der Unterschied zwischen der modernen und der konservativen Denkweise ist, sehen wir besonders deutlich bei der Lehre von den ansteckenden Krankheiten. Ein erkenntnisfreudigeres und erkenntnisgläubigeres Zeitalter konnte die Infektion als „Kampf" zwischen Organismus und Bakterium auffassen und sich hierunter zweifellos etwas Handfestes vorstellen. Die Forschung der letzten fünfzig Jahre hat ungeahnte Einsichten in das Wesen der Infektionskrankheiten gebracht,

aber sie hat uns auch gelehrt, wie ungeheuer kompliziert die pathologischen Vorgänge sind und wie wenig wir noch immer unter die Oberfläche der Erscheinungen vordringen können. Der Versuch, mit plausiblen, „handfesten" Thesen, die auch dem Laien etwas bedeuten, Krankheitsvorgänge zu erklären, erscheint heute als naive Unbescheidenheit. Soweit Verständnis für das ärztliche Denken Vorbedingung für das Vertrauen zum ärztlichen Handeln ist, wird ein Wilder seinem Medizinmann mehr Zutrauen entgegenbringen als der Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts einem modernen Arzt. Und grade der bestausgebildete, kenntnisreichste Arzt wird sich davor hüten, dem Patienten Schlagworte an Stelle von wirklichen Erklärungen zu sagen.

Der Ausweg aus diesem Dilemma ist freilich nicht leicht zu finden. Zweifellos kann auf die Dauer nur das unbeirrte Suchen nach Wahrheit den wirklichen Fortschritt bringen. Daß diesem Fortschritt liebgewordene Denkgewohnheiten zum Opfer fallen, kann selbstverständlich nicht als Argument gegen ihn gelten. Die primitiv suggestive Wirkung, die frühern ärztlichen Schulen und der Naturheilkunde die enge Fühlung mit dem kranken Menschen so leicht machte, ist und bleibt der modernen Medizin versagt. Dieser Verlust kann nur durch eine Neuorientierung auf Gebieten ausgeglichen werden, die auch dem Laien zugänglich sind. Daß wir bereits mitten in einer solchen Neuorientierung begriffen sind, ist schon jetzt in voller Deutlichkeit zu erkennen. Schon die weitverbreitete Losung, „nicht Krankheiten sondern kranke Menschen zu behandeln", kennzeichnet das Suchen nach neuen Wegen. Hier soll nur kurz auf ein eigenartiges Phänomen hingewiesen sein. Die Medizin früherer Zeiten, zum Beispiel die altgriechische Heilkunde, hatte ihr Augenmerk vorwiegend auf die Differenziertheit der Krankheitsbilder gerichtet und ihre Heilungsmethoden auf diese Mannigfaltigkeit eingestellt. Die moderne Medizin hingegen dankt ihre Fortschritte grade der Ursachenforschung, die auf Vereinheitlichung und Ordnung der verwirrenden Erscheinungen bedacht ist. Daß diese Bestrebungen auf einigen Gebieten zur Einseitigkeit führen und der individualisierenden Heilkunst für eine Zeitlang Fesseln anlegen konnten, ist heute allgemein bekannt. Aber grade hier zeigt sich der Beginn des Wandels. Der Schmerz, das wichtigste Krankheitszeichen für den Kranken, war lange für den Arzt ein Merkmal, das er nur schwer deuten konnte. Die unendlich vielen Nuancen des Schmerzes konnten ihm bei der Feststellung von Krankheiten nur wenig Fingerzeige geben. Aber seit kurzem gewinnt der Schmerz auch für den Arzt mehr und mehr an Bedeutung. Besonders bezeichnend dafür ist ein Buch des bedeutenden wiener Klinikers Norbert von Ortner, das in zwei umfangreichen Bänden zeigt, wie sehr dem Arzt durch die intime Vertrautheit mit dem Schmerz und seinen mannigfaltigen Formen die Erkenntnis der Krankheiten erleichtert wird. Mit diesem Werk ist eine durchaus neue Gattung medizinischer Literatur begründet, und es ist daher wie kein andres geeignet, die Veränderung der geistigen Haltung der Ärzte und des gesamten medizinischen Denkens aufzuzeigen.

Lehrstück vom Richter Lindsey

von Rudolf Arnheim

Wenn jemand hinkt, weil er schlechte Schuhe anhat, so gibt es zwei Mittel, ihn vom Hinken abzubringen. Entweder man verschafft ihm bessere Schuhe, oder man setzt auf das Hinken so schwere Strafen, daß der Mann sich dazu zwingt, trotz schlechter Schuhe nicht zu hinken. Das zweite Mittel wendet der Staat in der Kriminaljustiz an. Mit dem ersten versuchte es der Richter Lindsey aus Denver in Colorado, bis man ihn aus dem Amt jagte und ihm sein Anwaltspatent nahm; bis der Bischof William T. Manning in öffentlicher Predigt eine Hetzrede gegen ihn hielt und die Gläubigen ihn aus der Kirche prügelten. Die Geschichte dieses Passionsweges kann man jetzt lesen in Ben B. Lindseys und Rube Boroughs Buch „Das gefährliche Leben", erschienen bei der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart. Es gehört zu den allerlehrreichsten und wichtigsten Büchern, die für die Aufklärungsarbeit zur Verfügung stehen.

Die Einrichtungen unsrer heutigen Staaten sind derart, daß sie zwangsläufig Schädlinge züchten, die sich gegen das Wohl ihrer Mitmenschen vergehen. Es läßt sich aber von Staats wegen gegen diese Einrichtungen nichts unternehmen, weil das Wohlleben derjenigen Menschen, die über ihr Sein oder Nichtsein zu entscheiden haben, eben darauf begründet ist, daß sie so bestehen bleiben, wie sie sind. Der Staat will sich nicht an Verbesserungsbestrebungen beteiligen, die seine eignen Grundlagen untergraben, und so tut er Gutes nur, soweit er nicht aus Selbsterhaltungstrieb Schlechtes tun muß. Die seltsame Aufgabe der Rechtspflege im heutigen Staat besteht darin, die Auswirkungen des Bösen durch Kampfmaßnahmen zu unterdrücken, weil der Herd des Übels unantastbar ist.

Man kann viel für die Psychologie des menschlichen Denkens lernen, wenn man sich recht klar macht, wie bereitwillig auch diejenige Menschenschicht, die über die gepflegtesten Gehirne verfügt, ihren Überlegungen die derbsten Beschränkungen auferlegt, sobald der eigne Vorteil es erfordert. Wie wenig zwingend also die nächstliegenden Tatsachen, die einfachsten Folgerungen sind, wenn man sich ihnen zu entziehen wünscht. Denn es ist ja nicht so, daß die herrschende Klasse in bewußter Selbstsucht ihre Machtmittel ausnutzt — dann lägen die Verhältnisse klar. Sondern eine staatliche Einrichtung wie die Rechtspflege wird ja gestützt von lauter Menschen, die das Gute, das Richtige, das Selbstverständliche zu tun glauben. Kein anständiger, vernünftiger Mensch würde sich je für den richterlichen Beruf finden, wenn das einfache Gefühl für das Groteske einer solchen Beschäftigung ihm nicht mit derselben Natürlichkeit fehlte, wie der blinde Fleck im Auge unser Sehvermögen beeinträchtigt, ohne daß wir jemals etwas davon merken. Diese rätselhafte Fähigkeit unsres Organismus, offensichtliche Löcher zu übersehen, wenn ihm nur daran gelegen ist, bietet die eigentliche Voraussetzung dafür, daß so schlechte Staatsformen wie die unsern möglich sind. Die großen Übelstände unsres gesellschaftlichen Lebens wären nicht möglich, wenn es den einflußreichen Menschen nicht ver-

sagt wäre, ihre Ursachen zu verstehen. Es wäre an der Zeit, die kantische Kategorientafel zu ergänzen durch eine Schilderung der biologischen Kategorien, die unsre Erkenntnis einengen.

Das Gewehr im Anschlag, steht der Richter an der Grenze zwischen Gut und Böse, bereit, sofort zu schießen, sobald einer diese Grenze überschreitet. Zwei Eigenschaften machen ihn tüchtig für seinen Beruf: er muß einen möglichst scharfen Blick für den Verlauf der Grenzlinie haben, und er muß so kurzsichtig sein, daß er diesseits und jenseits dieser Grenze nichts wahrzunehmen vermag. Fehlte ihm die erste dieser Eigenschaften, so fiele er durchs Referendarexamen, fehlte ihm die zweite, so brächte er niemals die rechtliche Überzeugtheit auf, die er für seinen Beruf unbedingt braucht.

So unerschütterlich aber dieser Mechanismus der Sichtbeschränkung für den Durchschnittsmenschen ist, so prompt fällt er über den Haufen, wenn ein außergewöhnlich Begabter auftritt. Wie die Geschichte der Wissenschaften zeigt, besteht das Besondre der genialen Entdecker weniger darin, daß sie neue Tatsachen auffinden, als daß sie die alten ohne die gedanklichen Bindungen des zeitgenössischen Geistes zu prüfen wissen. Ganz ähnlich liegt es im Politischen und im Sittlichen. Das Verdienst des Richters Lindsey besteht nicht in Entdeckungen sondern einfach in der Fähigkeit, das Selbstverständliche und Natürliche ohne die verfälschenden Vorurteile der Zeitgenossen zu sehen. Daher wirkt das, was er tut und vorträgt, in einem hohen Sinne einfältig. Es ist ein Kreuzzug des schlichten common sense gegen die ausgeklügelten Raffinements der Beschränktheit.

Zur Zeit des Paracelsus trugen die Ärzte rote Röcke und Barette als Amtstracht. Heute tun sie ihre Arbeit nicht minder wirksam im gewöhnlichen bürgerlichen Anzug. Früher dozierte und predigte man lateinisch, heute geht es auch auf deutsch. Es ist erstaunlich zu sehen, wie die Berufsbeschäftigungen, je fachlicher und für den Laien unzugänglicher sie werden, sich im Äußerlichen immer stärker verdilettantisieren. Je weiter der menschliche Geist fortschreitet, um so mehr verzichtet er auf die Zaubermittel des Medizinmannes; um so entschiedener ersetzt er die Suggestionswirkung äußerlicher Aufmachung durch die sachliche Wirkung der eigentlichen Leistung. Und es ist natürlich kein Zufall, daß die Ärzte den roten Rock längst abgelegt haben, während die Richter und Priester und Soldaten noch heute in Robe und Ornat und Uniform herumlaufen. Denn während der Wert der ärztlichen Arbeit, trotz aller Einschränkungen, so offensichtlich ist, daß ihn auch der Dumme begreift, fällt der Sinn der richterlichen, priesterlichen, militärischen Arbeit vor aller Augen in sich zusammen, sobald sie sich ihrer theatralischen Einkleidung begibt und nur die Sache wirken läßt. Am Beispiel Lindseys kann man sehen, wie ihn die Abkehr vom richterlichen Zeremoniell mit Notwendigkeit nicht zu einer verbesserten Rechtspflege sondern überhaupt von der Rechtspflege fort führt. Zu einer Art ärztlicher oder weltlich-seelsorgerischer Betätigung. Und zur Revolte gegen die wichtigsten staatlichen Einrichtungen.

Der Fall Lindsey ist deshalb so bemerkenswert, weil es sich hier nicht um einen anarchischen, fanatischen Außenseiter handelt sondern um einen sehr friedlichen Menschen, der sein Leben mit bürgerlichen Absichten und Ansprüchen begann und dann allmählich, durchaus gegen seinen Willen und gegen sein Temperament, Schritt für Schritt aus der Bahn, in die Opposition gedrängt wurde. Seine Erlebnisse sind so übersichtlich und unmittelbar verständlich, daß man sich kaum einen besseren Stoff für ein belehrendes Volksstück denken kann. Weil sein Schicksal sich in einem kleinen amerikanischen Staat abspielt, sind die Mächte, gegen die er zu kämpfen hat, sehr anschaulich durch Personen vertreten: Herr Evans von der Straßenbahngesellschaft, Herr Field von der Telephongesellschaft, Herr Cheeseman von den Wasserwerken — darunter kann man sich etwas vorstellen, und es ist, damit der Begriff Fleisch werde, nicht nötig, „den" Kapitalisten mit der Speckfalte zu bemühen, der als symbolische Zirkusfigur in unsrer Tendenzdramatik spukt.

Der Durchschnittsrichter schließt von der Tat auf den Täter, Lindsey schließt vom Täter auf die Tat. Das soll heißen: der Jurist teilt vom Delikt her die Menschen in zwei Klassen ein, in straffällige und unbescholtene. Für ihn wird das Verhältnis des Menschen zu den Gesetzen zum wichtigsten Kennzeichen des Menschen überhaupt, zur differentia spezifica. Der Typ Lindsey sieht sich den „Angeklagten" an, sieht einen normalen, nicht unsympathischen Menschen und schließt daraus, daß sich die schlimme Tat irgendwie als die Verbiegung einer im Grunde guten Anlage müsse erklären lassen. Für ihn ist die Menschheit eine einheitlich gutartige Spezies, von der einzelne Exemplare durch höhere Gewalt schuldig werden. Der Jurist hingegen schaltet — nicht immer im einzelnen praktischen Fall aber sicherlich in der Grundanschauung — unter dem Zwang politischer Axiome die Einflüsse jener höheren Gewalten automatisch aus, und da also die exogenen Faktoren fortfallen, muß er die Verantwortlichkeit für das Endprodukt, eben den Rechtsbruch, und seine Ursache in die Anlage des Übeltäters hineinlegen. Das heißt, für ihn gibt es auf der Welt zwei Sorten Menschen, gute und schlechte, und wenn der Staat sich gegen die Schlechten wehrt, so bekämpft er damit nicht seine eigne sondern des Angeklagten Schlechtigkeit!

Es ist nun sehr fesselnd zu sehen, wie überall in Lindseys Maßnahmen die Bemühung steckt, im Rechtsbrecher dieselbe Gutartigkeit zu demonstrieren, die man nur den Unbescholtenen zuschreibt, ihn also von seiner Tat zu trennen und seine Verwandtschaft mit den Rechtlichen aufzuzeigen. Die Methoden des Juristen zeigen die Grundmeinung, daß es darum gehe, die minderwertige Artung des Rechtsbrechers durch Machtmittel, die den seinen überlegen sind, in Schach zu halten — ihn zu fesseln und einzusperren, damit er nicht weiter Schädliches tun kann, ihm Nachteile anzudrohen, die ihm die Vorteile aus seinen Untaten weniger verlockend machen sollen. Es handelt sich um reine Kampfmethoden, auf dem Boden der gegebenen Tatsache, daß der Mensch schlecht ist. Lindsey

schickt Hunderte von jugendlichen Kriminellen, Diebe, Mörder und Einbrecher, zum Entsetzen der Polizei ohne alle Bedeckung allein auf die Fahrt zur Fürsorgeanstalt, und aus der Erfahrung, daß niemals einer entwischt, beweist er, ein wie hohes Maß von Sportsgeist — feierlicher: Sittlichkeit — in ihnen steckt. Seine Art, „Gerichtsverhandlungen" zu führen, zeigt dasselbe Bestreben, den Angeklagten aus der Kampfstellung gegen das Gesetz zu locken und ihn zum willigen, dankbaren Patienten zu machen. Er reißt die Barrikade nieder, er sitzt nicht hinterm Richtertisch und der Angeklagte nicht auf der Anklagebank. Er treibt die Anwälte aus dem Tempel und lädt den Staatsanwalt mit den jugendlichen Einbrechern zusammen zum Mittagessen ein. Und sogleich stürzt das Grundprinzip aller Rechtspflege: die Menschen auf der Anklagebank sind anders und zwar schlechter geartete Menschen als wir! Damit entfällt alle Unbefangenheit des „Richtens".

Sehr einleuchtend, daß Lindsey vom Jugendgericht her zu seinen Erkenntnissen kommt. Denn beim Jugendlichen ist es besonders auffällig, wie stark das Delikt durch schlechte Einflüsse der Umwelt bestimmt ist. Lindsey setzt sich für ein „Mitwirkungsgesetz" ein, nach dem die verantwortlichen Erwachsenen mit für das Vergehen des Jugendlichen bestraft werden sollen. Er ist da auf einem gefährlichen Wege, denn wenn er sich sein Mitwirkungsgesetz genau ansieht — und er tut es — dann fallen darunter nicht nur schlechte Eltern sondern vor allem der große schlechte Vater, der Staat. Und den Staat darf man nicht bestrafen.

So münden Richter Lindseys Überlegungen und Erfahrungen in einer Negierung der Rechtspflege überhaupt. Er begreift, daß dort, wo zugepackt werden darf, nicht zugepackt werden darf. Er begreift auch, daß man nicht strafen sondern heilen muß, und da es mit ambulatorischer Behandlung nicht getan ist, geht er aus dem Gerichtssaal in die Wohnungen der Schuldigen und also Hilfsbedürftigen, wird zum Helfer, zum Anwalt, zum Kämpfer. Geht aus dem Gerichtssaal und findet nicht mehr zurück.

Tanzkunst durch Eilboten von Ernst Kállai

Weil das Figurenspiel des alten Balletts sich zur ausdruckslosen Arabeske überlebt hatte, suchte der neue Tanz neuen Inhalt und damit neue Formen zu gewinnen. Es entstand der moderne Ausdruckstanz, der sich wie die gesamte moderne Kunst vielfach an primitive und exotische Vorbilder oder an kultische Gebräuche des Mittelalters anlehnt, soweit seine Anregungen nicht in Bewegungselementen der Maschine und der rhythmischen Gymnastik zu suchen sind. Es gibt, um nur zwei äußerste, aber in ihrer gegenseitigen Zuordnung für die gesamte moderne Tanzsituation bezeichnende Gegensätze zu nennen, ein Tanzdrama Mary Wigman und eine Tanzgymnastik Palucca. Und es gibt zwischen diesen äußersten Zuspitzungen alles Erdenkliche, bemüht, eine tänzerische Harmlosig-

keit, wenn nicht eine Armut an ursprünglicher Tanzsinnlichkeit mit abstrakten Allüren hochzustilisieren, sehr geistig, sehr seelisch, sehr ideenvoll zu tanzen. Indeß — man wünschte weniger Ideen und mehr Tanz zu sehen.

Wir sind weit entfernt von dem glücklichen Zustand östlicher und südlicher Völker, bei denen der Tanz allgegenwärtig ist, zu jeder Zeit und in jeder Situation bereit, in Bewegung zu geraten. Die Deutschen haben eine Marschier- und Sitzfleischseele, und zwar je mehr sie dem Preußentum verfallen, um so ausschließlicher. Ihre Tänze brauchen besondere Ab-Gelegenheit und Inszenierung, um sich in die Glieder zu wagen. Aus diesem kargen Tanzboden versucht man von heute auf morgen eine neue Tanzkunst herauszustampfen. Käme es nur auf Ideologien, auf Methodik, Systematik und Energie, vor allem aber auf Betriebsamkeit an, dann müßten wir schon längst eine erstaunliche Tanzkultur haben. Die Quantität reicht. Aber die Qualität?

Es gibt zweifellos manche wichtige Leistung, wenn auch der Begriff „Leistung" an sich bereits etwas anrüchig Bewußtes, allzu Bewußtes enthält. Das eigentlich Schöpferische aber wäre unbewußt, wäre natürliches, organisches Wachstum, wenn auch selbstverständlich kunstvoll gegliedert und geregelt. Mehr ein Geschenk, das uns ein gütiger Schlaf beschert, als eine Leistung des Willens. Wir aber „wollen" um jeden Preis, mit verbissener Energie, eine Tanzkunst produzieren. Alle Achtung vor Heroismen. Aber es gehört schon ein für unser tänzerisches Selbstbewußtsein zwar sehr schmeichelhafter, jedoch in Anbetracht des tatsächlich Erreichten geradezu unverfrorener Enthusiasmus dazu, wenn ein prominenter berliner Tanzkritiker die deutsche Tanzkunst zu einer „Weltkunst" proklamiert, die vor kurzer Zeit zwar noch gar nicht existiert habe aber „vor etwa ein Dutzend Jahren mit einem Male da war, als Mary Wigman die Bühne betrat". Zwölf Jahre genügten, um diese phänomenale Entwicklung zu erzielen. Eine Weltkunst in zwölf Jahren. Enorme Leistung! Nur dem Aufstieg des Films vergleichbar — und ebenso maßlos, ebenso instinktlos in der eignen Selbstüberhebung wie dieser.

Eine Weltkunst in zwölf Jahren. Man muß diesen Satz immer wieder langsam, mit Bedacht wiederholen, um das ganze Maß von zivilisatorischem Ungeist zu erfassen, der in dieser Äußerung eines vom Industrialismus und Merkantilismus her auch in Dingen der Kunst eingefleischten, hier aber aufs übelste unangebrachten Produktionsdünkels liegt. Gewiß ist unsre Weltkunst in Amerika gefeiert worden. Vom selben Amerika, das uns einen kitschigen Damenliebling wie Ted Shawn als seinen größten Tänzer zu präsentieren beliebte. Er genügt, um die künstlerische Legitimiertheit des Erfolges „drüben" ins richtige Licht zu setzen.

Nehmt alles nur in allem: Die deutsche Welttanzkunst schielt nach allen Himmelsrichtungen der Exotik. Allerdings ist dieser Eklektizismus von den Tanzbeflissenen und ihren enthusiastischen Verkündern auf bequemste Weise zu verklären als schöpferische Leistung einer Kultur der Mitte.

Deutschland ist doch bekanntlich das Land der neuen Mitte zwischen Ost und West. Hier wird das zur Weltvollendung und Weltgeltung gemixt und reif „gemacht", was auf Java und in Siam, in Rußland und in Spanien, bei den Negern und Indianern von Amerika nur provinziell war, wenn auch ein Wachstum etlicher Jahrhunderte oder Jahrtausende. Wir „schaffen" das in zwölf Jahren.

Weil wir von allen guten Geistern der Kultur verlassen, mit unserm Gehirn und unsern Nerven, mit unserm durch und durch bewußt bespiegelten kärglichen Seelenrest nur noch auf Rekorde der Schnellfertigkeit jagen — nur aus dieser Verblendung bilden wir uns ein, in zwölf Jahren eine neue „Standardkunst herausgebracht" zu haben: die deutsche Welttanzkunst. Und weil wir auf unsre einstweilen noch recht fragwürdigen Anfänge so lächerlich eingebildet sind, daß wir es fertig bringen, alle Kunstwertmaßstäbe auf den Kopf zu stellen und uns für die Spitze zu erklären — weil wir so lächerlich eingebildet sind, muß man von den meisten Tanzabenden und Tanzmatineen so heillos begossen, so entsetzlich deprimiert nach Hause gehen.

Der Mitesser von Theobald Tiger

Denen, die sich nicht getroffen fühlen

Er wohnt am Rand der reichen Leute,
verkehrt mit Adel und heißt Schmidt.
Den Schlips von morgen trägt er heute
und fährt in fremden Autos mit.
Er lebt in einem ihm fremden Stile —
Fauler Kopp!
Fauler Snob!
Aber davon gibts viele.

Er selbst hat nur ein kleines Zimmer,
als Untermieter bei Frau Schay.
Doch geht er aus, dann tut er immer,
als wär er aufgewachsen bei.
Von der Socke bis zum gescheitelten Haar:
es ist alles nicht wahr — es ist alles nicht wahr!

Er ist so gerne eingeladen:
er zeckt an Kaufmann und Bankier.
Er weiß: am Lido muß man baden,
er grüßt im Ritz den Herrn Portier.
Er nassauert elegant und beflissen
vor fremden Kulissen.

Was er auch hat, das hat er gratis.
Er läuft mit der Society.
Er kennt die feinsten Cocktail-Parties.
Nur seine Lage kennt er nie.
Bald kunstgewerblicher Friseur,
bald Redakteur ...
so sehn wir ihn gestern, morgen und heute:
ein Affe.
Ein Affe der reichen Leute.

Die Schlagerclique dementiert

von Herbert Connor

Daß der Artikel „Schlagerindustrie im Rundfunk" (Nummer 28 der ‚Weltbühne') nicht ohne eine Entgegnung der angegriffenen Kreise bleiben würde, war vorauszusehen. Denn ein Blick hinter die Kulissen der Schlagerpropaganda im Rundfunk tun, hieß, die Schlagerindustrie in ihrem empfindlichsten Punkte treffen. Nicht vorauszusehen allerdings war, daß die Erwiderungen derart töricht sein würden, nicht vorauszusehen war, daß weder vom berliner Rundfunk, noch von der Reichrundfunkgesellschaft auch nur der Versuch einer Rehabilitierung gemacht werden würde.

Es meldeten sich zu Worte die Herren Wilczynski und Scheibenhofer, beide beschuldigt, ihre Stellung im Rundfunk zu persönlichen Zwecken ausgebeutet und der Schlagerindustrie Handlangerdienste geleistet zu haben. Wilczynski „berichtigt" diese Vorwürfe wie folgt:

„1. Es ist nicht wahr, daß ich an leitender Stelle im Rundfunk sitze. Wahr ist dagegen, daß ich weder direkt noch indirekt mit dem Rundfunk zu tun habe und also auch nicht angestellt bin.

2. Es ist nicht wahr, daß sämtliche Schlagerprogramme der deutschen Rundfunkstationen durch meine Hände gehen. Wahr ist dagegen, daß ich die Rundfunkprogramme vorher überhaupt nicht kenne und nur dann kennen lerne, wenn ich zufällig ein Programm abhöre.

3. Es ist nicht wahr, daß ich meinen Posten in erster Linie dazu benutze, um möglichst hohe Aufführungsziffern für mich herauszuschinden. Wahr ist vielmehr, daß ich keinen Posten im Rundfunk habe, also auch nicht diesen Posten zu genanntem Zweck ausnutzen kann.

Wahr ist ferner, daß ich noch keine Schlager schrieb, als ich vor etwa anderthalb Jahren dem Rundfunk angehörte.

4. Es ist nicht wahr, daß in jeder Schlager-Veranstaltung man vier bis fünf meiner Nummern eingelegt findet. Wahr ist vielmehr, daß ich im Gegensatz zu anderen Autoren viel zu wenig gespielt werde, weil ich eben einmal in ganz anderer Position dem Rundfunk angehörte, und man bemüht ist, jede Bevorzugung meiner Person zu vermeiden.

5. Es ist nicht wahr, daß besonders die „Bunten Sonnabend-Abende" reine Propaganda-Veranstaltungen meiner Schlager sind. Wahr ist dagegen, daß ich in grade den „Bunten Sonnabend-Abenden" fast nie gespielt werde, worüber ich oft Klage führte.

6. Es ist nicht wahr, daß Herr Scheibenhofer jemals mein Mitarbeiter in irgendeiner Form gewesen ist. Wahr ist dagegen, daß ich nachweislich das Treiben des Herrn Scheibenhofer stets deutlich gemißbilligt habe.

7. Es ist nicht wahr, daß man in jeder Woche irgendwo im Reich eine Sendung entdeckt, die ausschließlich meiner Produktion gewidmet ist. Wahr ist vielmehr, daß ich hin und wieder wie jeder andre für eine Schlagerstunde verpflichtet werde. Wahr ist dagegen, daß ich besonders von Berlin, abgesehen von den andern Sendern, stets stiefmütterlich behandelt werde. Wahr ist ferner, daß ich z. B. in Berlin in anderthalb Jahren einmal zu Worte kam, worüber ich mit Recht Klage führe.

8. Es ist nicht wahr, daß man meine Nummern ungesehen druckt. Wahr ist dagegen, daß ich im Gegensatz zu andern Schlagerautoren wenig schreibe, und daß die Verleger selbstverständlich nicht alles nehmen, was ich ihnen anbiete.

9. Es ist nicht wahr, daß die Tonfilmindustrie sich die Beine nach mir ausreißt. Wahr ist vielmehr, daß sie dies durchaus nicht tut, und ich nur sehr wenig Schlager für die Tonfilmindustrie schrieb.

10. Es ist nicht wahr, daß ein dickes Aktienpaket hinter mir steht. Wahr ist dagegen, daß ich keine Aktien besitze noch je besessen habe.

11. Es ist nicht wahr, daß ich bisher nicht zu stürzen gewesen bin. Wahr ist dagegen, daß ich nicht zu stürzen bin, weil kein Amt für mich vorhanden ist, aus dem ich gestürzt werden kann. Vielmehr ist wahr, daß ich gegen den Willen aller maßgebenden Herren im Rundfunk aus rein privaten Gründen vor anderthalb Jahren von meinem Amt zurückgetreten bin."

Dieser Brief ist überaus charakteristisch: Ein Mann ohne Talente und Verdienste, den eine Konjunkturwelle an die Oberfläche geschwemmt, und der es verstanden hat, Beziehungen anzuknüpfen und auszunutzen, bekleidet jahrelang einen repräsentativen Posten in der Funkstunde und scheidet plötzlich eines Tages offiziell aus dieser Institution aus. Ein merkwürdiger Zufall will es, daß er in dem Moment, in dem er seinen Posten „aus privaten Gründen" aufgibt, sein Talent für Schlagertexte entdeckt. Er fängt also an zu dichten, nicht besser, höchstens schlechter als die meisten seiner Kollegen, und erreicht durch seine Beziehungen, daß seine Sachen von allen Rundfunkstationen gesendet und den wehrlosen Hörern so lange eingebläut werden, bis die unscheinbaren Texte Schlager, echte, tantiementrächtige Schlager geworden sind. Als die Verleger und Filmfabrikanten die Zusammenhänge bemerken, fangen sie an, sich für den neugebackenen Schlagertextdichter gewaltig zu interessieren. Herr Wilczynski wird der begehrteste Textdichter in der ganzen Branche. Im Nebenberuf ist er nach wie vor als maître de plaisir im Rundfunk tätig und arrangiert Feste, heitere Abende und ähnliche Veranstaltungen, auf denen Schlager populär gemacht zu werden pflegen.

Wir glauben es Herrn Wilcynski sehr gern, daß er keine „Stellung" beim Rundfunk im gebräuchlichen Sinne des Wortes hat, wir kennen seine bescheidene Art, am liebsten im Stillen zu wirken. Wurde doch selbst schon in der Potsdamer Straße auf telephonische Anfrage hin geantwortet, daß ein Herr Wilczynski im Hause nicht beschäftigt sei, indessen der Herr Schlagertextdichter oben im dritten Stock in seinem Bureau arbeitete. Aber mit solchen Dingen macht man die Öffentlichkeit nicht dumm. Jedes Kind in Berlin weiß, daß Herr Wilczynski im Funkhaus ein- und ausgeht und maßgebendsten Einfluß ausübt, jedes Kind weiß, daß Wilczynski diesen ganzen Einfluß zur Lancierung seiner eignen Schlager aufbietet. Die Funkstunde hat die Wahl: Entweder sie deckt Wilczynski mit ihrem Namen, dann hat sie erneut bewiesen, wie versippt und vervettert ihr Betrieb ist, oder sie gibt ihn preis — dann hat sie sich und der öffentlichen Sauberkeit einen gleich großen Dienst erwiesen.

Interessant ist, daß sowohl Wilczynski ostentativ von seinem Kollegen Scheibenhofer abrückt und Wert auf die Feststellung legt, daß er dessen Treiben stets „deutlich gemißbilligt" habe, als auch Herr Scheibenhofer selbst in einem Schreiben an die ‚Weltbühne' betont, daß er Wilczynski nur „vorübergehend" kenne und weder geschäftliche noch gesellschaftliche Verbindung mit ihm habe. So zwei Herren, die seit Jahren im selben Betrieb und im selben Ressort arbeiten. Des weitern schreibt Herr Scheibenhofer in dem ihm angeborenen gepflegten Deutsch: „Erstens ist es nachweislich durch meine Direktion festzustellen, daß ich von der Funk Stunde AG. Bestechungen halber nicht entlassen wurde. Ich habe heute wieder meinen Dienst angetreten. Daß ich keinen Menschen in der Funk Stunde jemals bestochen habe, werde ich einwandfrei nachweisen. Diese Verläumdung, die mir in jeder Weise beruflich wie geschäftlich schaden kann, werde ich auf das schärfste verteidigen." Nun, was die Verteidigung unsrer „Verleumdung" anlangt, sie ist gut genug fundiert, um Herrn Scheibenhofers Verteidigung entbehren zu können. Wie Herrn Scheibenhofers Entlassung zum 1. September von der Funk-

stunde nach außen hin motiviert werden wird, ist für den Tatbestand gleichgültig. Im übrigen verwechselt Herr Scheibenhofer passive mit aktiver Bestechung. Passive Bestechung ist es, wenn er als Angestellter des Rundfunks vom Verlag Meisel Gelder zur Propagierung seiner Schlager entgegennimmt.

Zum Schluß noch eine „Berichtigung" des Süddeutschen Rundfunks: „In dem Artikel ‚Die Schlagerindustrie im Rundfunk' ist gesagt: ‚Der Süddeutsche Rundfunk in Stuttgart und Frankfurt hat beispielsweise seine festen Sätze für sogenannte Schlagerstunden, die jeder Verlag sich kaufen kann. Der Preis schwankt zwischen dreihundert und fünfhundert Mark. Skandalös ist dabei, daß eine solche Schlagerstunde nicht etwa als Werbesendung gekennzeichnet wird, sondern das offizielle Programm füllen hilft.' Diese Darstellung ist von vorn bis hinten unwahr. Richtig ist vielmehr, daß für die Schlager- und Schallplattenstunden im Programm unsrer Gesellschaft — sei es direkt — sei es indirekt — keinerlei Vergütung bezahlt oder sonstige Leistungen gewährt werden, sondern die Schallplattenprogramme lediglich nach künstlerischen Gesichtspunkten aufgestellt werden. Lediglich in der als ‚Werbekonzert' besonders gekennzeichneten Sendung werden Schallplatten auf Grund von geschäftlichen Abschlüssen gespielt. Dies Werbekonzert ist jedoch keine Veranstaltung unsrer Gesellschaft, sondern eine Veranstaltung der Deutschen Reichspostreklame G. m. b. H., die hierauf ein konzessionsmäßiges Recht hat, und hat mit Darbietungen unsrer Gesellschaft nichts zu tun." Der süddeutsche Rundfunk, der ja zu derselben Sendegesellschaft gehört, schickt eine Erklärung, die mit anderen Worten dasselbe besagt.

Hierzu bemerkt der Verfasser der von vorn bis hinten unwahren Darstellung folgendes: Er selbst unternahm im Sommer des Jahres 1928 als Propagandaleiter eines Schlagerverlags eine Reise nach Stuttgart, um sich dort an Ort und Stelle über die Verhältnisse am Süddeutschen Rundfunk zu orientieren. Auf seine Beanstandung, daß die regelmäßig stattfindenden „Schlagerstunden" ausschließliche Propagandaveranstaltungen des Wiener Bohèmeverlags und der Firma Alberti darstellten, wurde ihm geantwortet, daß die betreffenden Verlage bestimmte pekuniäre Abmachungen mit dem Süddeutschen Rundfunk eingegangen wären. Es wurde ihm ferner mitgeteilt, daß jeder Verlag gegen eine entsprechende Gebühr sich eine solche Schlagerstunde am stuttgarter und frankfurter Sender kaufen könne, und schließlich wurde ihm ein solches Abkommen selbst proponiert.

Genug der Dementis. Ein Lichtblick war ein Artikel in der ‚Frankfurter Zeitung' vom 19. Juli, der auf die hier angerührten Fragen einging, den Wunsch aussprach, daß die Radiohörer sich in ganz anderm Maße als bisher gegen die Geschmacksinfektion von Seiten der Schlagerindustrie zur Wehr setzten, und den zuständigen Kulturstellen des Reiches die ganze Angelegenheit zur Bearbeitung empfahl. Dies ist auch unsre Ansicht: Eine von oben angeordnete gründliche Säuberungsaktion im deutschen Rundfunk würde zu einem fruchtbareren Resultat führen als alle überflüssigen und unleidlichen Diskussionen zusammen.

Die Deutsche Planung von Jan Bargenhusen

Dies ist eine Sache, für die nur die medizinische Terminologie zuständig ist: wie aus jedem Rückschlag in den Verhandlungen um einen internationalen Milliarden-Kredit der fröhliche Glaube emporschießt, daß „wir Deutsche" unsern Dreck alleine, wirklich ganz alleine machen könnten. Erst ein verzagtes Warten darauf, ob denn nicht endlich bei den Andern die Vernunft siegen werde, ob man Deutschland nicht

doch noch bitten werde, einen großen Kredit freundlichst anzunehmen — und dann, wenn das Wunder wieder einmal nicht geschehen ist, die Euphorie des Hektikers, oder meinetwegen die Überkompensation der Schwächegefühle, ein ungeheuerer, krankhaft übersteigerter Lebensmut: „Jetzt nehmen wir unser Schicksal selbst in die Hand! Schwierigkeiten sind dazu da, um überwunden zu werden!"

Das heißt dann: Autarkie. Oder, im Stile des Reichskabinetts: Nationale Selbsthilfe. Eine echt kerndeutsche Bezeichnung, die der Würde der Stunde und dem Gewicht der Sache so recht entspräche, fehlt leider noch. Ich für mein Teil würde vorschlagen, das Ding „Die Deutsche Planung" zu nennen. (Planung ist besser als Plan. Daws-Plan, Neuer Plan, Fünfjahresplan: das hat alles zu sehr haut goût.)

Zunächst hatte man es mit der Währung. Falsch verstandene Analogien ließen an eine Rückkehr zur Rentenmark denken. Im Reichslandwirtschafts-Ministerium stöberte man in den alten Aktenschränken nach: alte Roggenmark-Pläne wurden neufrisiert und dem Kabinett „zugeleitet". Andre Leute griffen einen Gedankensplitter Hugenbergs auf, und propagierten eine „Inlandswährung". In der Reichskanzlei tüftelte ein wenig beschäftigter Minister, Gottfried Treviranus, den Plan aus, das gänzlich unbelastete Vermögen der Reichspost als „Unterlage" für eine neue Geldsorte einzusetzen.

Ehe die Projekte-Macher noch fertig waren, hatte die Reichsbank, nach langem Zögern freilich, den alten, guten Währungs-Mechanismus doch wieder in Bewegung gesetzt; der Diskont wurde etwas erhöht, die Deckungsgrenze für den Notenumlauf, dieses ehrwürdige Requisit, wurde etwas beiseitegeschoben und der Notenumlauf etwas erhöht. Seitdem wartet man wieder, nämlich nun auf die logische Fortsetzung dieser Politik, die über eine vorübergehende Kreditausweitung (plus Erhöhung des Notenumlaufs, plus Kreditverteuerung) den Zahlungsverkehr wieder in Gang setzen kann und soll. (Das geht freilich hart an der Inflation vorbei — da muß also aufgepaßt werden!) Man wartet also.

Etwas anders hatte man sich ja im Kabinett die Dinge gedacht, als man, nach dem Zwist der Großbanken, der das Schicksal der Danat-Bank besiegelte, angeweht vom Schauer der historischen Stunde einer großen Pleite, den stolzen Beschluß faßte: jetzt dekretieren wir den Staatssozialismus — jetzt übernimmt das Reich, wenn die D-Banken versagen, die Leitung der deutschen Kreditwirtschaft! Welche Perspektiven taten sich auf: Abschließung vom Ausland — Außenhandelsmonopol à la Sowjetrußland — Autarkie für Lebensmittel — Naturaltausch, Fertigwaren-Exporte gegen Rohstoff-Importe — wir werdens dem vertrackten westlerischen Kapitalismus da draußen schon zeigen, wir!

Die Pläne waren so schön, ein „geschlossenes Ganzes", sozusagen. Leider konnte man den Anfang gar nicht finden... Und da kam der Katzenjammer. Und die Not war groß. Und Brüning fuhr via Paris nach London. Um es noch einmal mit dem westlerischen Kapitalismus und mit Krediten zu versuchen. Die Ergebnisse sind bekannt.

Da sich immer noch kein Erzberger gefunden hat, der bereit wäre, in den Wald von Compiègne zu fahren, rufen die kleinen Rathenaus von Heute, nicht minder unklar als ihr historisches Vorbild, erneut zur levée en masse auf, zum letzten Aufgebot des Wirtschaftskrieges. Zuerst handelt es sich darum, die Kräfte zu sammeln. Die Deutsche Planung beginnt: das deutsche Kapital wird aufgerufen. Es soll nicht mehr „flüchten", es soll, soweit es geflüchtet ist, ins Vaterland zurückgeholt werden: Notverordnung gegen die Kapital- und Steuerflucht.

Soweit diese Notverordnung dazu dient, die Devisenreserven der Unternehmungen und der Privaten zu erfassen, um sie den Zwecken der Währungsstützung dienstbar zu machen, läßt sich gegen sie nicht allzuviel einwenden. Höchstens die Art ihrer Durchführung, die schreckliche Mängel zeigt und große Lücken offen läßt, wäre zu kritisieren. Aber der Kampf gegen die Kapital- und Steuerflucht — das ist schon eine komische Sache. Nicht nur wegen der angewandten Methoden, die lebhaft an das Blinde-Kuh-Spiel gemahnen, sondern zuerst und vor allem im Grundsätzlichen.

Man kann ja gewiß verschiedener Meinung über diese Fragen sein, und auch an dieser Stelle sind schon andre Ansichten vertreten worden. Ich glaube aber, daß man die Dinge etwa so ansehen müßte:

Wir haben ein kapitalistisches Wirtschaftssystem, und in diesem ist die Verfügung über das Kapital grundsätzlich frei. Das Kapital strebt nach Rente, nach Sicherheit; es geht den großen Risiken aus dem Wege, oder es versucht doch wenigstens, Geschäfte mit großen Gewinn- und Risikochancen und solche, die kleinere aber sichere Gewinne versprechen, miteinander zu „mischen". Der Kapitalist, der die geschäftliche Entwicklung in Deutschland skeptisch beurteilt hat (was nur für eine nüchterne Beurteilung der Sachlage spricht), handelt also nach den Spielregeln der kapitalistischen Wirtschaft ganz richtig, wenn er einen Teil seiner Mittel im Auslande angelegt hat. Genau so folgerichtig handelt irgend ein kapitalistisches Unternehmen, wenn es sich Verbindungen im Ausland schafft, Filialen, Finanzierungsgesellschaften, Niederlassungen, Holdinggesellschaften und dergleichen. Wo eine Profitchance ist, wird sie mitgenommen, gleichgültig, wie die Grenzpfähle am Geschäftsort angestrichen sind. Genau so ist ja auch das Auslandskapital nach Deutschland hereingekommen, um hier seine Zinsen zu vereinnahmen, einschließlich einer nicht zu geringen Risikoprämie. Diese war nicht ganz unberechtigt, wie die Tatsache des de facto bestehenden deutschen Moratoriums zeigt — auch die Schroeder-Bank in London könnte etwas von deutschen Risiken erzählen, wenn sie wollte (sie will aber vorerst noch nicht). Das Kapital nämlich, so komisch das klingen mag — das Kapital kennt kein Vaterland.

Nun ist es verständlich und konsequent, wenn jemand sagt: diese kapitalistische Wirtschaftsgesinnung, die nur nach dem Profit fragt, und nicht nach Vaterland und Volksgenossen, ist eine Schweinerei. Also ist auch die Kapitalwirtschaft, aus der

jene Gesinnung erwächst, eine Unsittlichkeit, die wir nicht mehr dulden wollen. Fort damit! Und etwas Neues her!

Das ist, wie gesagt, konsequent. Aber nun stellt sich da ein Mann hin und erklärt: die deutschen Unternehmungen, die draußen in der Welt arbeiten, das sind die Pioniere der deutschen Weltgeltung, das ist die Blüte der Nation, das ist unser Stolz: die Hapag, der Lloyd, (und gestern noch: die Nordwolle), der deutsche Überseer, der deutsche Exporteur und Kolonialkaufmann, die deutsche Auslandsbank, die I. G. Farbenindustrie mit ihren ausländischen Tochtergesellschaften, — und so fort, tausend andre glanzvolle Namen. Der einzelne Kapitalist aber, der, ökonomisch gesehen, genau dasselbe tut, wie jene Herren von Unternehmern und Unternehmungen, indem er nämlich seine Reserven und seine Gewinne zu einem guten Teil an den sogenannten sichern Punkten der Weltwirtschaft zinsbringend anlegt — dieser einzelne Kapitalist (es kann auch eine Bank sein) wird dann plötzlich als Abschaum der Menschheit, als Verräter an seinen Volksgenossen, als Schädling und Verbrecher gebrandmarkt! Diese Unterscheidung, daß das „schaffende" Kapital für dieselbe Sache belobt wird, die beim „raffenden" Kapital eine Angelegenheit des wirtschaftlichen Landesverrats sein soll, mag ein Andrer verstehn. Wie es ja überhaupt ein bischen grotesk ist, einem Kapitalisten moralische Vorhaltungen machen zu wollen und ein streng ethisches Verhalten von ihm zu fordern. Wer verlangt denn von einem Maschinengewehr, daß es fromme Lieder singt —?

Nun, das beruhigende Gefühl, daß etwas gegen die Kapital- und Steuerflüchtlinge getan werde, ist schließlich auch etwas wert. Über die Einzelheiten der einschlägigen Notverordnung, die interessanterweise eine nette kleine Denunzianten-Klausel enthält, die zu nichts, aber zu nichts verpflichtet, die eine Steuer-Amnestie stipuliert und, trotz Androhung drakonischer Strafen, wenig oder gar nichts für die Feststellung der Flüchtigen tut, braucht man nicht viel zu reden. Ohne die schon fast bolschewistische Maßnahme der Aufhebung des Bankgeheimnisses in allen Staaten, einschließlich Liechtenstein, wäre es auch beinahe unmöglich, dem flüchtigen Kapital nachzuspüren. Und selbst wenn man das Bankgeheimnis aufhebt und die Grundbücher offenlegt, dann bleibt immer noch der Schweizer Notar als Vermögenstreuhänder, oder irgend ein Strohmann wird gefunden, der gern als stiller Teilhaber an einer Gesellschaft mit undurchsichtigen Bilanzen fungiert. So engmaschig ist kein Sieb, daß man damit Wasser schöpfen könnte.

So schreitet die Deutsche Planung, die Nationale Selbsthilfe, langsam, aber sicher voran. Weiteres wird folgen. Der Versuch mit der Autarkie, für diese und für jene Ware, wird gemacht werden. Was uns fehlt, was wir solange nicht mehr gehabt haben, seit zehn Jahren nicht mehr, das sind die Ersatz-Stoffe, das sind die Konsumenten, die sie kaufen müssen. In der Industrie herrscht bereits freudige Erwartung: man muß nur die richtigen Beziehungen zur Zentrale haben, dann gibt es auch Autarkie-Gewinne, Extra-Profite aus der Deutschen Planung. Heran ans Geschäft!

Bemerkungen

Freiwilliger Arbeitsdienst

Was gegen eine Lieblingsidee aller Rückwärtser Deutschlands: die Arbeitsdienstpflicht, spricht, habe ich im Jahrgang 1924 der ,Weltbühne' (XX, 839/42) dargelegt, und ich möchte mich nicht wiederholen. Unter den fünf Argumenten gegen das Projekt, die dort vorgebracht werden, gilt mindestens eines auch gegen jenen „freiwilligen Arbeitsdienst", den die Notverordnung vom 5. Juni dieses Jahres in die politische Geschichte Deutschlands, zunächst als Möglichkeit, eingeführt hat. Auch er „drückt die Löhne, schafft eine Schmutzkonkurrenz des Staates gegen die freie Wirtschaft durch Sklavenwirtschaft, stellt ein Attentat auf das Streikrecht dar;" auch er „wirkt im höchsten Grade arbeiterfeindlich". Man könnte einwenden, die Wendung „durch Sklavenwirtschaft" passe nicht auf den freiwilligen Arbeitsdienst; aber dieser Einwand würde an der Tatsache vorbeisehen, daß neben der Sklaverei, in die ein Mensch hineingezwungen wird, die Sklaverei existiert, in die sich einer freiwillig begibt und für welche gilt: „Im Ersten sind wir frei, im Zweiten sind wir Knechte."

In welchem Grade Knechte, das läßt jene Verordnung erahnen, die, auf Grund der Notverordnung vom 5. Juni, soeben ergangen ist. Danach sind Gemeinden, auf deren Gebiete freiwilliger Arbeitsdienst geleistet wird, verpflichtet, „gegen angemessene Entschädigung für Unterkunft und Verpflegung der Arbeitskräfte zu sorgen". Fast jede Gemeinde heute ist bettelarm; die „Entschädigung" wird in der Tat „angemessen" sein, nämlich der Kassen-Ebbe des Entschädigers; herrliche Unterkünfte und prachtvolle Verpflegung dürften für die „Arbeitskräfte" (klingt sachlich wie „Pferdekräfte") dabei herausspringen!

Ein ,Deutsches Komitee gegen Wehrpflicht und militärische Ausbildung der Jugend', an dessen Spitze der sozialdemokratische Kulturpolitiker Doktor Otto Reinemann steht, versendet eine Proklamation gegen den freiwilligen Arbeitsdienst, der man im Kern nur zustimmen kann. Ich muß sogar sagen, ich habe selten ein so phrasenarmes, so präzis gefaßtes Flugblatt in die Hand bekommen. Man werde, heißt es darin, den jungen Menschen sagen: Arbeitsdienst sei Dienst am Volke; in Gemeinschaft gleichgesinnter Jugendlicher würden sie Brot und Arbeit finden; Arbeitsdienst führe sie zur heimatlichen Scholle; in der Einfachheit des Lagers und in Verbundenheit mit der Natur würden sie sich zu einer neuen Zukunft durchringen. Aber die Wahrheit sei: „Arbeitsdienst ist Dienst für die kapitalistische Klasse. Nicht Gemeinschaftsgeist, sondern Kadavergehorsam wird herrschen. Euer Brot und Arbeit (hier fehlt wohl „eure") wird Lohndruck sein. Zu Streikbrechern sollt ihr gedrillt werden. Für euch gilt kein Arbeitsrecht! Ehrgeizige Abenteurer werden euch im Bürgerkrieg als Truppe gegen eure Volksgenossen mißbrauchen." Der Aufruf schließt folgerichtig: „Bleibt dem Arbeitsdienst fern! Bekämpft den Arbeitsdienst!"

Trotzdem ist hier ein Haken. Die Psychologie der Verfasser dieses schönen Protestes läßt in ihrer (landesüblichen) ökonomistischen Einseitigkeit ein libidinöses Etwas fort, das auf der Wage des Entschlusses zum freiwilligen Arbeitsdienst schwerer wiegen dürfte als alle proletarpolitischen Gegengründe: nämlich den Masochismus. „Kadavergehorsam"? Famos! „Gedrillt"? Wunderbar! „Kein Arbeitsrecht"? Eben nach diesem Verzicht steht uns das Herz. Man wird uns „im Bürgerkrieg mißbrauchen"? Danach gelüstet es uns grade.

Nicht, als ob die paar Hunderttausend, um die es geht, diese Wünsche so klar im Bewußtsein trügen; aber unbewußte, halbbe-

wußte, verdrängte, unterdrückte, verschwommene, umschattete Wünsche bestimmen das Handeln oft stärker als klare. Daß jene ‚Artamanen'bewegung, welcher der freiwillige Arbeitsdienst als Idee und praktischer Versuch entsprang, eine masochoide, das heißt von Leidenschaftlichen der Selbsterniedrigung, von passiven Schmerzlüstlingen getragene Bewegung sein muß, steht für Jeden fest, der gewohnt ist, durch Gründe hindurch bis zu den geheimen Ursachen zu schauen, durch moralische Ideen hindurch bis zu den Trieben, deren Kostüm sie sind, und übrigens im Motivenkomplex nicht bloß die ökonomische Materie zu sichten, sondern auch die sexuelle.

Mit andern Worten: Der freiwillige Arbeitsdienst, großzügig organisiert, könnte zu einer Einrichtung werden, die, ich will nicht sagen: alle jugendlichen Masochisten Deutschlands, aber einen erheblichen Teil von ihnen, einen bestimmten Typ unter ihnen, in den Stand der Befriedigung brächte. Das gilt natürlich auch für die Arbeitsdienstpflicht; mit dem Unterschied, daß diese daneben Millionen Nichtmasochisten trifft — was genügt, dies Projekt zu verwerfen. Aber muß der freiwillige Arbeitsdienst gleichfalls verworfen werden? Unbedingt unter ökonomischer Perspektive. Auch unter erotischer? Ich meine, der Staat sollte die erotische Perspektive nicht vernachlässigen. Schließlich haben unsre Masochisten ein Recht auf öffentliche Institutionen, durch die sie zu ihrem Glück kommen können — die exklusiv heterosexuellen und auch die sonstigen. Und hier käme, wer zu seinem Glück kommt, wenigstens nicht auf Kosten Andrer dazu; während beispielsweise die schon vor langem ins Leben gerufene staatliche Institution für Sadisten, die „Jugendfürsorge", nur dadurch funktioniert, daß ihr eine ganze Gruppe von Volksgenossen bedenkenlos geopfert wird. Vielleicht empfiehlt sichs, die „Jugendfürsorge" aufzulösen und ihre sadistischen „Erzieher", damit sie nicht brot- und glücklos werden, zu Leitern des freiwilligen Arbeitsdienstes zu machen, zu Vögten über die Sklaven aus Passion — dann kämen beide Teile voll auf ihre Kosten.

Kurt Hiller

Vorsicht: Geschichtsroman!

Warum werden so schrecklich viel Geschichtsromane geschrieben? Die Buchläden sind gestopft voll von diesen hermaphroditischen Gebilden, die vor lauter Roman keine Geschichte mehr sind und vor lauter Geschichte noch kein Roman. Können wir reine Geschichte nicht mehr vertragen? Oder ist uns ein Roman, der von sich selbst lebt, nicht verbürgt genug? Aber dahinter steckt noch etwas andres, was mit der echten Sachlichkeit nur insofern etwas zu tun hat, als es ihr Gegenteil ist: die Sucht nach Bildung. Wir wollen uns auf der Bildungssuche keines-

falls langweilen — daher Roman —, aber wir wollen bei der Unterhaltung auch jedenfalls profitieren — daher Geschichte. Das Resultat dieser Doppeltätigkeit ist die gediegene Halbbildung, die überall mitquatscht und im Grunde nichts beherrscht.

Ich habe sehr oft erlebt, daß der geschichtliche Stoff von einem Durchschnittsromancier heruntergezogen wurde, habe aber nie erlebt, daß der große Stoff den kleinen Schreiber auf seine Ebene gehoben hätte. Höchstens daß er den Schreiber lautlos zerdrückt. Aber das ist ja kein literarischer sondern ein mehr sadistischer Genuß.

Dieser Zeilen wegen wird nicht ein einziger Geschichtsroman ungeschrieben bleiben, das ist klar. Der gute Schriftsteller ist durch seine Verantwortung und Ehrfurcht geschützt, der schlechte nimmt, was er bekommen kann. Aber ich kann mir nicht denken, daß ein Publikum dieses verwaschene Zeug, das noch oft parteipolitisch oder konfessionell verfleckt ist, immer wieder herunterfrißt, wo für den Unterhaltungsdurst und den Bildungshunger so viel Besseres gedruckt wird. Die Verleger decken sich mit der Feststellung, daß „die Leute sowas haben wollen"; nehmt ihnen diese Deckung, zeigt ihnen, daß wir mit diesen süßsauren Geschichtsbonbons, dieser infamen Verrührung von Wirklichkeit, nichts zu tun haben wollen! Es geht ja nicht um Kitsch oder Kunst — das sind formale Dinge —, es geht um die Verschmierung von Wahrheitsgehalten zugunsten irgendeines Portemonnaies. Und dazu müssen uns selbst vergangene Wirklichkeiten zu gut sein.

In der Praxis würde das heißen: seid vorsichtig bei allem, was sich „geschichtlicher Roman" nennt oder im Titel danach riecht. Fragt herum, nicht bei den Buchkritikern der Zeitungen sondern bei Menschen, die ihr als Selbstdenker kennt. Das kleinste Tatsachenwissen ist sicherer und gesünder als eine ganze Bibliothek literarisch veredelter Geschichte.

Ezzelino

Gott in Montreux

Am Abend hatte es ein Gewitter gegeben.

Man feierte das Narzissenfest, das Fest des Frühlings, aber der Regen hatte die Masken und die blumengeschmückten Wagen vertrieben, und übriggeblieben waren der bedeckte Himmel, die wolkenverhangenen Berge und die illuminierten Orte am Rande des Sees. Und oben, halbwegs zwischen Territet und Glion, leuchtete eine Kirche. Auch der liebe Gott hatte illuminiert: den Turm entlang hatte er Glühbirnen gezogen zur höheren Ehre seiner Heiligkeit des Fremdenverkehrs.

Am Sonntagmorgen, als die Sonne schien, stieg ich hinauf. Der Berg, ein Paradies der Blumen, entsandte einen berauschenden Duft zum Himmel. Weit war die Sicht, die Dents du Midi schimmerten im Morgenlichte, azurn wie er nur noch auf Postkarten sich darbietet, funkelte der See.

Auf dem Turm der Eglise Nationale Vaudoise jedoch läutete ein Mann in blauen Hemdsärmeln die Glocke: es war Kirchzeit. Mit

beiden Armen zog er den Strang, auf — ab, auf — ab.

Die Kirche selbst aber war leer.

Schmucklos innen und nüchtern, dumpf die Luft. Gott wohnt sehr bescheiden hier oben. Ein Spruch an der Wand besagt, das erste commandement sei die Liebe zum Herrn dieses Hauses. Et voici le second, qui lui est semblable: Tu aimeras ton prochain comme toi-même.

Mir war ein bißchen weh zumute. Ach Gott, dachte ich, so einsam und verlassen bist Du hier? Mitten in diesem Paradiese der Schönheit ein leeres, dumpfes Mauerloch, — das ist dein Eigen? Und Keiner, der dich besucht? Nur Dekoration Dein Haus, Teil jener rians paysages, deren Bewunderer eine Tafel auffordert, wenigstens einen Obolus für die Armen zu entrichten? Bist Du etwa ein ewiger Bonivard, auf Deinem Chillon gefangen, froh wie ihn Byron bedichtet hat: in Ketten allein, aber in Schönheit...?

So träumte ich im leeren, fahlen Raum. Da plötzlich tönte eine Stimme. Erschreckt blickte ich mich um. Es war die des Landgerichtsrats Künzel aus Zwickau. Ganz deutlich sagte sie: Abgefeimter Gotteslästerer Du!

Da ergriff ich schleunigst die Flucht. Beinahe hätte ich jemanden umgerannt. Es war die steinalte Engländerin aus meiner Pension. Mit Regenschirm und Schleier kam sie gegangen.

Die Sonne lachte.

Über Gottes wahrem Tempel: der Natur. *Walther Victor*

Monogame Sprachkunde

Der Jüngling, der an seine Geliebte schreibt: „Meine einzigste Freundin..." will doch damit nicht sagen, daß er mehrere einzige Freundinnen habe und daß nur diese eine von allen einzigen die „einzigste" sei. Und selbst wenn er das sagen wollte, selbst wenn die Dinge sich so verhielten — sprachlich ist der Ausdruck auf jeden Fall zu beanstanden, von den sittlichen Bedenken, die gegen diesen Zustand zu erheben wären, ganz zu schweigen.

‚Der Zeitungsverlag'

Die Notverordnung

gegen die Presse war kaum heraus, da erschien im Buchhändlerbörsenblatt ein Inserat folgenden Inhalts:

Restvorrat (ca. 500 Stück)
Verfassung
des Deutschen Reiches
Textausgabe
billig abzugeben.
Wilh. Langguth, Eßlingen.

Mildernde Umstände

Ein Schiffsheizer ließ sich in Ruhrort mit einer Dirne ein, die ihm im Affekt fünf Reichsmark aus der Tasche stahl. Die Diebin ist festgenommen worden.

‚Echo vom Niederrhein'

Hinweise der Redaktion

Berlin

Schauspielertruppe. Freitag 23.00. Deutsches Künstlertheater, Nürnberger Straße: Der fröhliche Reichstag von Alexander Weckerle.

Hamburg

Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Timpe, Grindelallee 10—12: Bankenkrach.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 15.40: Das europäisierte Bagdad, Armin T. Wegner. — 20.30: Pygmalion von Bernard Shaw. — München 20.35: Frank Wedekind, Tilly Wedekind, Pamela Wedekind und Kadidja Wedekind. — Langenberg 20.40: Das neue Gedicht in der Musik. — **Mittwoch.** Berlin 20.00: Ein Mensch mit Schallplatten und Büchern, Hans Georg Brenner und Ernst Bringolf. — Breslau 21.30: Querschnitt durch Bernard Shaw von Erich Franzen. — Berlin 22.15: England und die Abrüstung von Actualis. — **Donnerstag.** Berlin 18.10: Zu Unrecht vergessene Dichter, Kurt Kersten. — 19.10: Das Theater stellt sich um, Alois Munk und Martin Zickel. — Mühlacker 19.30: Aus Slings Werk. — **Freitag.** Berlin 21.15: Dichtung und Wirklichkeit, Hermann Kasack. — Mühlacker 21.45: Neue Musik der Nationen. — **Sonnabend.** Berlin 15.40: Zwei Frauen reisen durch die Welt, M. M. Gehrke und Lisa Matthias. — 18.00: Die Erzählung der Woche, Georg Schwarz.

Antworten

Rüdiger Robert Beer. Sie haben soeben eine kleine Biographie des Reichskanzlers Brüning veröffentlicht, die niemand zur historischen Belletristik zählen wird. Es sei denn, man leitete Belletristik nicht von belles lettres ab, sondern von triste. Da heißt es also einmal zur Charakterisierung der Beziehungen zwischen Hindenburg und Brüning: „Der Ehrfurcht des Jüngern begegnete ein väterliches Wohlwollen des alten Herrn, das sich in manchem kleinen Zug äußerte, so, wenn er später dem Reichskanzler für die Ostpreußenreise seinen Pelz, den er während des Feldzuges getragen hatte, zuschickte, damit er sich nicht erkälte. Übrigens ist das nicht nur eine rührende Anekdote, sondern auch bezeichnend für den Geist preußischer Sparsamkeit, der in den höchsten Reichsstellen lebt." Das walte Gott. Warum hat sich Böß nicht an die allerhöchste Stelle gewandt?

S. Fischer Verlag. Ihr verschickt einen Prospekt über Bernard Shaws „Wegweiser zum Sozialismus", in dem die Preisangabe „Geheftet 12,50 RM., in Ganzleinen 16 RM." überdruckt ist durch „Neue wohlfeile Ausgabe, ungekürzt, geheftet 6 RM., Ganzleinen 7,50 RM.". Das Buch, im Herbst 1928 erschienen, kostet also plötzlich weniger als die Hälfte! Warum geht das auf einmal? Ist ein Werk von Shaw ein so riskantes Objekt, daß man erst abwarten muß, ob es einschlägt? Sollen wir von nun ab bei jeder Neuerscheinung erst ein paar Jahre warten, bis die Volksausgabe erscheint? Wie sollen wir euern Kalkulationen trauen, wenn sie solche Preisstürze vertragen? Die Krise im deutschen Verlagswesen beruht auf der Preisfrage. Die Bücher müssen so billig herauskommen wie irgend möglich. Und zwar nicht erst nach drei Jahren.

Metro-Goldwyn-Mayer. Neulich haben wir, und nicht nur wir, uns über den widerwärtigen Hundedressurfilm beschwert, der im Capitol herauskam. Nun kündigt ihr in euerm neuen Produktionsprogramm weitere Filme dieser Art an. Es wird so viel von „geschmacksverrohenden" Filmen gesprochen — hier ist einmal ein Fall, wo uns Protest am Platz scheint.

Amtsgericht Dresden. Du schreibst: „Innerhalb der letzten Wochen ist in Ihrer Zeitung eine angebliche Verfügung des Amtsgerichts Dresden vom 9. Juni 1927 wegen des Ziehens an der Strippe abgedruckt worden. Ich bitte um Überlassung eines Stückes der betreffenden Nummer. Der Präsident des Amtsgerichts. gez. (Unterschrift.)" Das Zugstück ist dir inzwischen zugegangen.

Michael Andermann, Elberfeld, Brüllerstr. 13. Tel. 35 322. Sie schreiben: „Kaum ein halbes Dutzend Leser haben sich bisher bei mir zur Gründung einer Gruppe der wuppertaler Weltbühnenleser gemeldet. Wo bleiben die übrigen?"

Malik-Verlag. Ihr bringt demnächst einen Band „30 Erzähler des Neuen Deutschlands" heraus. Es sollen darin nur solche jungen Schriftsteller vertreten sein, die sich mit dem Kampf der proletarischen Klasse solidarisch wissen. Ihr bittet alle interessierten Autoren, vor Einsendung von Manuskripten zunächst über Thema und Umfang ihrer Arbeiten zu berichten.

Wer hat an Kurt Tucholsky einen Beitrag „Zehnsassa" geschickt?

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto. Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Brüning und sein Ruhm von Carl v. Ossietzky

Legende

Ein Herr Rüdiger Robert Beer hat eine Schrift über den Reichskanzler Brüning herausgegeben, die wir vorige Woche mit einem kleinen heitern Licht gestreift hatten. Wir glaubten dabei nicht, daß es notwendig sein würde, auf diese ganz unwesentliche Arbeit, die sich durch nichts auszeichnet als durch Wichtigtuerei und falsche Biederkeit, nochmals zurückzukommen. Inzwischen hat sich gezeigt, daß auch Herr Beer seine Bewunderer hat und daß auch ein liberal-demokratisches Blatt wie die ‚Frankfurter Zeitung', um ihrer Sympathie für Brüning Ausdruck zu geben, sich einer Interpretation bedient, die in ihrer psychologischen Hilflosigkeit und ihrer politischen Verwaschenheit kaum anders als komisch genommen werden kann. Es handelt sich nicht um Herrn Beer, einen jungnickelnden Stilisten, sondern um den von ihm Biographisierten und seine Verehrer.

Schopenhauer hat sich einmal über die Kathederphilosophen lustig gemacht, für die die Weisheit des Sokrates, die uns doch nur in Anekdoten überliefert wird, ein Axiom ist. Wir haben es augenblicklich mit einem ähnlichen Axiom zu tun: das ist die Staatsweisheit des Herrn Doktor Brüning. Herr Beer zitiert ein Wort des Prälaten Kaas, der durch Krankheit behindert, aber wohl auch in dem Gefühl, daß ein katholischer Kleriker für die höchsten politischen Reichsämter nicht geeignet ist, in den letzten Jahren immer mehr zugunsten Brünings zurückgetreten ist: „Ich habe ihn systematisch in die vordere Reihe geschoben, weil ich in ihm eine Synthese zwischen Denken und Handeln entdeckte, wie man sie ähnlich vielleicht nur bei den Staatsmännern der alten Griechen findet." Und Herr Rudolf Kircher, der berliner Botschafter der ‚Frankfurter Zeitung', der das kümmerliche Dekokt des Herrn Beer ernst genug findet, um sich in mehr als acht Spalten unterm Strich darüber zu verbreiten, meint: „In der Person Brünings hat sich das Deutschtum wieder auf die Eigenschaften besonnen, die uns im öffentlichen Leben unter Wilhelm, aber auch im Jahrzehnt der Parteidemagogie, fast aus den Augen entschwunden waren." Und weiter: „Ihm fehlen die gewohnten Interpretationsmittel, sei es wilhelminischer, sei es demokratisch-demagogischer Art." Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, mit welcher Selbstverständlichkeit hier in einer der letzten bürgerlich-demokratischen Bastionen Demokratie gleich Demagogie gesetzt wird. Auch wir schätzen an dem Kanzler die Schlichtheit, die unpersönliche Art, hinter seinem Amt zu verschwinden. Aber in der Politik kommt es schließlich nicht darauf an, ob ein Minister beim Scheiden von seinem Amt nur den einen Handkoffer mitnimmt, den er ins Haus brachte, sondern ob er ein Staatsmann geworden ist und was er an staatsmännischen Fakten hinterläßt. Ginge es nach der Einfachheit der Lebensführung und dem Verzicht auf die Annehmlichkeiten des Daseins allein, so wäre

der trostlos tugendhafte Robespierre der segensreichste aller Regierer gewesen, was die Frankfurterin, deren altes Sonnemannsches Geruchsorgan plötzlich gegen demokratisch-demagogische Mißdüfte so empfindlich geworden ist, gewiß nicht zulassen möchte. Es ist wohl aller Ehren wert, wenn Herr Brüning den nicht verbrauchten Teil seines Gehaltes an die Reichskasse zurückverweist, aber politisch bedeutsamer wäre es, wenn er sein Geld behielte und dafür durch eine Notverordnung weitere Auszahlungen an die abgefundenen Fürsten verhinderte. Das ist der alte Trick, der Dreh mit dem „rein Menschlichen", vor eine höchst anfechtbare Politik die höchst unanfechtbare Person des Verantwortlichen zu stellen. Nirgends hat Brüning bisher Staatsmannstum gezeigt und bewährt. Seine Notverordnungen sind nach den primitivsten kapitalistischen Rezepten hergestellt, hohe Steuern, niedrige Löhne. Seine Innenpolitik bedeutet den Anbruch neuer Kulturreaktion, das Ende der Versammlungs- und Pressefreiheit. Seine Außenpolitik den Beginn des sogenannten Aktivismus, die traurige Episode der Zollunion. Unter diesem Kanzler ist in fünfzehn Monaten viel geschehen — aber wo hätte er Initiative, wo schöpferische Kraft gezeigt? Hat er seine diktatorischen Befugnisse gebraucht, um auch nur einem einzigen Mißstand zu Leibe zu gehen? Brünings Ruhm — das ist die Hoffnung des politisch und wirtschaftlich lahmgeprügelten Bürgertums, der Mann, der es aus seinen verfassungsmäßig garantierten Freiheiten vertrieben, unter dessen tatenloser Anwesenheit seine ökonomischen Positionen in Stücke geschlagen wurden, werde ihm wenigstens ein bescheidenes kapitalistisches Altenteil sichern.

„Er kam nicht ins Amt, um zu diktieren. Er kam mit einer parteipolitischen Idee, die sich nicht verwirklicht hat." So Herr Kircher, ohne sich leider über diese Idee näher zu äußern. Etwas deutlicher wird schon Herr Beer, wenn er die Programmrede Stegerwalds vom essener Kongreß der Christlichen Gewerkschaften im Jahre 1920 erwähnt. In dieser Rede forderte Stegerwald „an die Stelle der formalen westlerischen Demokratie die organische Demokratie der Selbstverwaltung zu setzen". Damals war Brüning der Famulus Stegerwalds, und im ‚Deutschen' hat er diese Anschauungen später oft vertreten. Das Gedächtnis der Menschen und besonders jener, die die Zeitungen schreiben, ist schwach. Sonst würde doch irgend jemand Artikel aus jener Zeit wieder ausgraben, in denen zu lesen war, daß dies Programm Stegerwalds den ersten Versuch in der Zentrumspartei darstellte, wieder in die alten reaktionären Bahnen zurückzugehen, die schroffe Absage an die Erzbergerpolitik der ersten republikanischen Jahre. Wenn Herr Brüning einem Programm treu gewesen ist, dann diesem. Mit verschränkten Armen hat er von April bis September 1930 zugesehen, wie der Wahlkampf ausschließlich gegen Links, gegen die Arbeiterschaft geführt wurde, gegen Erfüllungspolitik und Völkerbund, gegen Sozialpolitik, gegen Gedankenfreiheit und Menschenrechte. Auf alle Apostrophen, sich doch endlich zu äußern, ob er das Bündnis mit Hugenberg und Hitler wolle oder nicht, hat er geschwiegen. Damit ist er

zum Wegbereiter des reaktionären Triumphes vom 14. September geworden, zum Mitverantwortlichen für das Unheil, das seitdem über Deutschland hereingebrochen ist. Wenn etwas in dieser Zeit gelungen ist, so die Beseitigung der „formalen westlerischen Demokratie", die übrigens schon früher nicht allzu üppig ins Kraut geschossen war. Hier ist an die Stelle der verfassungsmäßig verbrieften Garantien bürgerlicher Freiheit die ganz unformale und gar nicht westlerische Polizei getreten. Die „organische Demokratie der Selbstverwaltung" wird dagegen wohl noch etwas auf sich warten lassen. Denn einstweilen gibt es nichts zu verwalten als die Pleite.

Der Reichskanzler Brüning hat wenig bewirkt, aber viel zugelassen. Wenn sein Ruf als Außenpolitiker trotzdem zusehends wächst, wenn Beer sogar in der Lage ist, enthusiastische Auslandsstimmen zu zitieren, so hat das einen recht prosaischen Grund. In Deutschland haben sich in diesen Jahren so viele lärmende Hanswurste vorgedrängt, das ein ernst aussehender Mann, der wenig spricht, schon als ein Genie angestaunt werden muß. An wen soll sich das Ausland halten? An Schacht oder Bang? An Seeckt? Zwischen randalierenden und ahnungslos herumspielenden Halbwüchsigen erwacht das Verlangen nach einem Erwachsenen. Außerdem hält man einen katholischen Politiker niemals für ganz dumm. Erst wenn die Phantasten, die Katastrophen-Spezialisten, etwas zur Ruhe gekommen sind, wird die Stimme des Außenpolitikers Brüning vernehmbar werden. Aber erst dann wird sich auch ein Urteil fällen lassen. Bis jetzt mahnen die innenpolitischen Folgen der Kanzlerschaft Brünings zur Vorsicht. Wenigstens uns, die wir nicht über das virtuose seelenkennerische Rüstzeug von Beer und Kircher verfügen, infolgedessen auch nicht über deren unbegrenztes Vertrauen.

Politik ohne Geld

Als vor drei Wochen die Danatbank zusammenkrachte, senkte sich auf das allgemeine Entsetzen ein merkwürdiges tröstendes Gefühl nieder, die Ahnung, daß die Aera des Kapitalismus vorbei ist, daß es auf den Besitz des Einzelnen nicht mehr ankommt. In den Galgenhumor mischte sich die Hoffnung auf ein Neues, ein Unbekanntes. Die Menschen hatten es weniger im Bewußtsein als in den Nerven, daß dieser gigantische Klotz: die Wirtschaft, der ihnen sonst jede Minute ihrer Existenz diktierte, plötzlich gesprungen war, daß er seinen Schrecken verloren hatte.

War dies Gefühl nicht berechtigt? Flüchtete nicht die Großmacht Wirtschaft, die bisher bei jeder Gelegenheit ihre Superiorität mit einer Intoleranz ohnegleichen betont hatte, unter die abgeschabten Rockschöße des sonst immer in die Ecke gedrängten Staates? Seitdem hat der Staat sehr viele Findelkinder aufnehmen müssen. Die größte sächsische Bank hat sich mit der Staatsbank vereinigt; wenn sich auch die Schriftgelehrten im Augenblick noch nicht einig sind, welchem Institut es am schlechtesten ging, so besagt doch die Entscheidung der Privatbank, daß sie den Staat für kein Bankrott-

unternehmen hält. Und während diese Zeilen geschrieben werden, sind die Meldungen noch nicht dementiert, daß das Reich in die Dresdener Bank einzusteigen beabsichtige. Wir stehen am Anfang einer neuen Entwicklung. Erst nach Einführung des vollen Zahlungsverkehrs wird sich ein Überschlag über den Stand der Wirtschaft machen lassen. Die gegenwärtige Dunkelheit verhindert nicht nur das Sehen, sondern auch den Griff in eigne oder fremde Taschen. Bald wird es tagen, und bei hellem Tageslicht wird der Kapitalismus fürchterlich aussehen. Ein bleiches, ausgehöhltes Gespenst, dem die Haut grau und runzlig um die dürren Glieder schlottert. Ein Fresser, der plötzlich auf Wasser und Brot gesetzt ist und zusehends verfällt. Für den deutschen Kapitalismus ist der 13. Juli das geworden, was der 14. September für die deutsche Demokratie gewesen ist. Aber so wie Hitler den Tag nach dem 14. September versäumte und damit eine Gelegenheit, die niemals wiederkehren wird, so verpaßt der Staat heute die Stunde, den Kapitalismus für immer unter seine Hoheit zu bringen, das generationenlange Duell zwischen Staat und Wirtschaft mit seinem endgültigen Siege zu beenden. Alles was die Regierung unternimmt, läuft darauf hinaus, sie zu päppeln, zu sanieren. Aber dieser Patient wird niemals mehr gesund werden.

Was wirklich los ist, hat die öffentliche Meinung viel besser in den Fingerspitzen. Wer beachtet noch die polternden Kundgebungen der Schwerindustrie? Wo liest man noch etwas von „freier Wirtschaft", „privater Initiative"? Wo noch die altgewohnten Deklamationen gegen die öffentliche Hand? Welches Blatt zitiert eigentlich noch die ‚Bergwerkszeitung', die ‚Börsenzeitung' oder die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung', die gestern noch so pompösen Herolde des klassenbewußten Unternehmertums? Diese schwer gepanzerten Industriemoniteure wirken vorgestrig, und außerdem sind sie reichlich kleinlaut geworden. Die gestern noch wie Blücher übern Rhein wollten, warten nun ganz klein und häßlich auf den pariser Pump.

Was wir jetzt in Deutschland erleben, diese Kirchhofsruhe, dieses höfliche Schweigen auch der wildesten Parteien, ist etwas ganz Einzigartiges. Die Parteien haben kein Geld, und damit hört auch die Politik auf. Wenn man Sozis oder Reichsbannerleute fragt, warum sie nichts gegen den Stahlhelm unternehmen, so antworten sie resigniert, wir haben kein Geld. Fragt man die Stahlhelmleute, warum die Agitation für den Volksentscheid so gemächlich betrieben werde, so heißt es auch hier achselzuckend: Kein Geld! Dasselbe wird man hören, falls das Referendum fehlschlägt. Hugenberg selbst, der alte Cherusker, schaut sinnend auf sein Bärenfell, denn auch er sitzt bei der Danatbank fest. Hitler, der Brecher der Zinsknechtschaft, ist stillgeworden, seitdem Lahusens keine Wolle mehr kämmen und seitdem seine andern Mäzene ihr bißchen Geld lieber zum Einkauf von Lebensmitteln verwenden, was entschieden vernünftiger ist. Und die K.P.D., die revolutionäre Partei, die seit Jahr und Tag Bastillen stürmt und Systeme an der Wurzel packt? Sie denkt nicht im Traum an Revolution. Sie beteiligt sich lieber am Volksentscheid, einer streng legalen

Sache, um die Energie ihrer Aktivsten zu beschäftigen. Ein Ablenkungsmanöver; Getöse ohne Kampf.

Es ist kein Geld da, und deshalb stagniert auch die Politik. Wo die Herren vom Bau notgedrungen agieren, tun sies wie Schauspieler auf der Probe: sie bleiben in der Alltagskleidung und schonen die Stimme; sie markieren. So wird mit seltener Eindringlicheit eine ungeheure Kluft sichtbar: hier die Parteiapparate, die mangels Betriebsstoff ruhen, hier das Volk mit seinen Sorgen, mit seiner Empörung, mit seiner Not, die keine Pause kennt.

Aber, gesetzt, es käme morgen wieder Geld ins Land — dieser Augenblick dürfte fürchterlich werden. Wenn erst die Kredite des Erbfeindes hereinströmen, dann fährt neuer Lebensmut in die Verzagten. Dann aber: Licht aus, Messer raus! Die Parteiapparate fangen an zu glühen und zu brodeln wie delirierende Wurstkessel. Sie speien wieder Flugblätter, Reden, Schlagzeilen. Die Hermannsschlacht respektive Volksrevolution respektive Kampf für respektive gegen die Republik setzt mit ungeahnter Vehemenz ein. Aber erst muß wieder etwas Geld da sein.

Pressechef verkündet die Autarkie

Zwei englische und ein amerikanischer Minister sind in Berlin gewesen und wieder abgereist. Laval wird nach Berlin kommen, Brüning und Curtius werden nach Rom fahren. In der Außenpolitik, die noch vor einiger Zeit eingefroren schien, herrscht totale Mobilmachung. Dennoch weiß man nicht recht, zu welchem Ende, und vor allem weiß man nicht, was die Reichsregierung will. Welches sind ihre Pläne? Niemand kann darüber Genaues sagen, und ziemlich sicher ist nur, daß starke Kräfte in der Reichsregierung der Verständigung mit Paris widerstreben.

In dieses etwas wirre Rätselraten fällt plötzlich ein Licht von Oben. Die Reichsregierung selbst ist es, die in einer an die ‚B.Z. am Mittag' gesandten Entgegnung auf Grund der Notverordnung „zur Bekämpfung der politischen Ausschreitungen" ihre außenpolitische Linie zu definieren sucht. Die politische Ausschreitung des Blattes besteht darin, das unterstützt zu haben, was von wohlwollenden Beurteilern für die Politik der Reichsregierung gehalten wird.

Die ‚B.Z.' mag sich ungeheuer gewundert haben, als ihr so unvermittelt attestiert wurde, daß sie Sicherheit und Ordnung gefährde. In Wahrheit hat sie der Regierung einen Gefallen erweisen wollen, indem sie sich gegen unberufene nationalistische Ratgeber wandte: „Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß gewisse Kreise den Ausgang der Londoner Konferenz und die Tatsache der augenblicklich nicht bestehenden Anleihemöglichkeiten dazu benutzen wollen, die vom Reichskanzler in Paris und London angebahnte deutsch-französische Annäherung als überflüssig hinzustellen und damit zu sabotieren." Die Entgegnung des Herrn Ministerialdirektors Doktor Zechlin, der sich als Pressechef nun wohl als unser aller Vorgesetzter fühlt, schwingt sich ganz gemütlich dar-

über hinweg, daß die ‚B.Z.' ja nur „gewisse Kreise" beschuldigt, solche Auffassungen zu vertreten. Er verteidigt schlankweg die gar nicht angegriffene Regierung: „Die Reichsregierung treibt keine ‚Prestigepolitik' auch nicht Frankreich gegenüber." Niemand hat das behauptet. „Die für eine Deutschland-Anleihe geforderte Staatsgarantie Frankreichs, Englands und Amerikas ist in keiner Weise zu erhalten. Die Ausführungen der ‚B.Z. am Mittag' gefährden daher den Willen des deutschen Volkes zur Selbsthilfe und schwächen das Vertrauen auf seine eigne Kraft, durch das in diesen Zeiten allein die Überwindung der Wirtschaftsnöte möglich ist."

Die Überraschung über diese Art von Zwangsentgegnung war ungeheuer. Auffällig genug ist es, wenn ein Blatt, das der Regierung nach Kräften zu sekundieren sucht, derartig gerüffelt wird; auch der ‚Börsencourier', der in der Regierung Brüning so ziemlich das Erlesenste seit Bismarck sieht, hat wegen einer andern Sache einen Wischer bekommen. Handelt es sich hier nur um die Machtgelüste eines Pressechefs, der sich als Pressevogt fühlt, oder wünscht die Regierung nicht die Unterstützung von Blättern die zur Verständigung mit Frankreich raten? Der zweite Punkt ist ernster. Denn es ist die eigne Sache der betroffenen Zeitungen, wenn ihre gläubige Beflissenheit enttäuscht wird, das andre aber ist ein Politicum ersten Ranges. Bisher wenigstens mußte man der Meinung sein, daß die „Selbsthilfe" die Bemühungen um eine langfristige Anleihe nicht ausschließe und nur der notwendigsten innern Balance zu dienen habe. Der Herr Pressechef jedoch unterstreicht das Vertrauen auf „eigne Kraft, durch das in diesen Zeiten allein die Überwindung der Wirtschaftskrise möglich ist". Das wäre doch ein offenes Bekenntnis zur sogenannten Autarkie, und man versteht nicht recht, warum danach noch Unterhandlungen mit Laval und Mussolini nötig sein sollen. Es ist ja alles in Ordnung. Wir ersetzen ein Mittagessen durch stramme Haltung.

Von vornherein haftete der Regierung Brüning eine fatale außenpolitische Zweideutigkeit an, die der Kanzler erst jüngst beseitigt hat. Soll dieses gefährliche Spiel von neuem beginnen? Pariser Blätter schreiben bereits, die Reichsregierung verbreite die Meinung, daß sie von Frankreich selbst gegen politische Garantien keine Kredite erhalte. Es muß schnell und eindeutig geklärt werden, ob der Herr Reichspressechef als Interpret offizieller Meinungen aufgetreten ist oder ob er in eignen Improvisationen geschwelgt hat. Seit 1918 stand es niemals gut um Deutschland, wenn wir „aus eigner Kraft" und „allein" fertig werden wollten. Auch ohne törichte Experimente werden die nächsten Monate schwer genug werden. Die Autarkie führt die Kohlrübe im Wappen. Das stolze „Allein" heißt: allein verkümmern, allein verhungern. Der Reichskanzler mag nicht so groß sein wie sein Ruhm, aber er wird klug genug sein, um zu wissen, daß kein Staatsmann mehr dem Volke das grauenhafte Opfer einer selbstgeschaffenen Blockade auferlegen kann, die, wie Dreiundzwanzig, mit einer elenden und bedingungslosen Kapitulation enden muß. Der nächste verlorene Ruhrkrieg wird ganz Deutschland in Brand stecken. Illusionen darüber, Herr Pressechef, gefährden Sicherheit und Ordnung.

Die Schuldigen strafen von Kurt Hiller

Das Palladium der Demokratie ist die Pressefreiheit. Der Revolutionär begreift, daß Leiter eines revolutionären Staats sich gezwungen sehn, die Pressefreiheit vorübergehend aufzuheben, um die werdende neue Ordnung zu schützen vor Attacken der alten Mächte; niemals aber kann erhaltenden Verwaltern des Alten das Recht zugestanden werden, die Funktion der Kritik an ihren eignen Handlungen, diese wichtigste Funktion des Volkskörpers, zu hemmen und zu unterbrechen. Die Notverordnung vom 17. Juli bedeutet eine solche Funktionshemmung. Der schwer erkrankte deutsche Volkskörper wird mittels dieser Therapie nicht zur Gesundung gebracht werden; im Gegenteil, neue Eiterherde müssen sich bilden, die Fieberkurve muß steigen. Wer seine Nation liebt, ist ihr verpflichtet, das auszusprechen — in Ruhe und auf jede Gefahr hin.

Paragraph 1 der Verordnung enthält Berechtigtes. Der Regierung soll Redefreiheit zustehn in allen Zeitungen und Zeitschriften. Wozu wäre eine Regierung schließlich Regierung, wenn sie nicht die Möglichkeit haben sollte, sich sämtlichen Lesern des Landes zu offenbaren; wenn sie nicht die Macht haben sollte, Mißverständnissen und Lügen überall entgegenzutreten, wo sie auftauchen: also rechts, links und in der Mitte. Unser öffentliches Recht enthielt hier eine Lücke; die Notverordnung beseitigt sie. (Nicht ohne Schönheitsfehler.)

Ganz anders Paragraph 2. Hiernach können Druckschriften beschlagnahmt, eingezogen und, falls es periodische sind, bis zu sechs Monaten verboten werden, „wenn durch ihren Inhalt die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährdet wird".

War je ein Rechtssatz Kautschuk, dann dieser! Was heißt Sicherheit, was Ordnung, was Gefährdung? Mag der Satz theoretisch und nach den beschwichtigenden Erklärungen sozialdemokratischer Würdenträger das Harmloseste bedeuten: praktisch bedeutet er unzweifelhaft, daß die Regierung jede ihr unbequeme Meinung unterdrücken, jede ihr unangenehme Kritik verhindern kann. Die Regierung — das heißt nicht nur die mittelparteiliche Reichsregierung der Gegenwart, sondern auch eine ihr etwa nachfolgende nationalistische; nicht nur die Reichsregierung, sondern auch die Landesregierungen, unter denen sich ja heute schon ausgesprochen reaktionäre befinden. Triumph des „Ermessens"; Triumph der Willkür; (auch gegen Bücher). Am Boden liegt: der freie kritische Geist.

Dieser Zustand ist Vollblut-Fascismus. „Warum denn nicht?" darf einer fragen. Gut. Aber wer in Verteidigung dieses Regimes auch jetzt noch behaupten wollte, es sei Demokratie, der löge.

Zu den Artikeln der Reichsverfassung, die laut Artikel 48 außer Kraft gesetzt werden können, gehört jener Artikel 118, der das Recht der freien Meinungsäußerung statuiert. Er kann dann außer Kraft gesetzt werden, „wenn im Deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet wird". Wird sie das zurzeit? Mag sein.

Aber wer hat sie denn gefährdet, die öffentliche Sicherheit und Ordnung? Wer ist denn schuld an dieser Unruhe im Volk, an diesem plötzlichen Schwund allen Vertrauens, an diesen Zusammenbrüchen? Man soll Schuldfragen nie überbetonen; man soll der Abhilfefrage immer den Vorrang lassen vor der Schuldfrage; aber vernachlässigen darf man die Schuldfrage auch nicht. Jene Not, mit der sich die Verordnung rechtfertigt, entstand vor allem durch Zurückziehen ausländischer Kredite in beispiellosem Umfang, und dies Zurückziehen beruhte auf einer Nervosität, die ihrerseits erzeugt war durch den neuen Kurs der deutschen Politik, den man als bedrohlich empfand. Die Konzessionen an den Nationalismus: der zweite Panzerkreuzer, in keinem realen Bedürfnis dieser verarmten Nation begründet; die Zollunion, von der das Gleiche gilt; das Dulden unverblümter Kriegshetzreden, von Stahlhelmhäuptlingen nicht nur, sondern auch beispielsweise des Volksparteilers Seeckt — diese Taten und Unterlassungen der Reichsregierung ließen im Ausland das Mißtrauen entstehen, das zur Zurückziehung der Gelder führte. Und wenn nicht nur das ausländische, wenn auch das Kapital deutscher Kapitalisten milliardenweise über die Grenzen floh, so ist es wiederum die Reichsregierung, die gesetzliche Vorkehrungen dagegen zu treffen sträflich verabsäumt hatte. Daß Vorkehrungen gegen die Kapitalflucht möglich sind, beweist die Verordnung, die man zu spät erließ. (Es gäbe übrigens, freilich nur durch Abmachungen mit einigen ausländischen Staaten, die Möglichkeit drastischerer und wirksamerer Maßnahmen!)

Die Fehler der Regierung selbst sind es also, die „im Deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet" haben; und wenn eben jene im eminentesten Ausmaß an dem Zustand, der herrscht, schuldige Regierung sich für berechtigt hält, unter Berufung auf diesen Zustand die öffentliche Kritik an ihren Taten zu unterbinden oder auch nur einzuschränken, so wird darauf zu antworten sein, daß solche Anmaßung einiger vielleicht wohlgesinnter, aber nachweislich unfähiger Herren für die Nation in dieser Stunde untragbar ist. So sehr der anständige Publizist mit jeder Bemühung sympathisieren wird, die öffentliche Kritik zu entgiften, das bösartig-leere Schimpfen, die Fälschung und die Verleumdung aus der Presse zu rotten, so wenig kann und darf er doch hinnehmen, daß just unter den Schuldigen einer Katastrophe eine Orgie des Mangels an Selbstkritik ausbricht und daß sie, anstatt sich persönlich zu geißeln, für die eignen Sünden die Andern strafen: mit Redeverboten; mit Existenzvernichtungen. Eingeräumt, daß in Notzeiten Führer der Nation tabu sein sollen — so können doch Minister nicht deshalb als Führer gelten, weil sie grade Minister sind; und erweist sich, was hier erwiesen ist: daß eine Regierung, und seis auch bloß durch ihre Unfähigkeit, die Nation aufs schwerste geschädigt hat, dann rechtfertigt sich vielleicht, daß die Nation ihr, aber niemals, daß sie der Nation den Mund verbietet. Wir vermissen in dieser Verordnung gegen die Freiheit des Schrifttums weniger die Demokratie als die Scham; hierin sind wohl rechte und linke Opposition einig.

Linke Sozialdemokraten und Sowjetrußland

von Fritz Sternberg

Bis zum Herbst des vergangenen Jahres war eine fast einheitliche Stellung der deutschen Sozialdemokratie zu Sowjetrußland festzustellen: der nahende Untergang des Systems wurde zum hundertsten Male prophezeit, die Berichterstattung war völlig tendenziös, nur die Fehlschläge wurden gemeldet, dazu vielfach übertrieben; der sozialdemokratische Arbeiter, der sich über Sowjetrußland informieren wollte, griff darum häufig zur bürgerlichen Presse, da er der eignen nicht traute. Denn — das war einheitlich in ganz Deutschland festzustellen —, der größere Teil der Arbeiter, auch der sozialdemokratischen und freigewerkschaftlich organisierten, stand letzthin bejahend zu all dem, was sich in Sowjetrußland ereignete. Mochte er auch im einzelnen an manchen Maßnahmen zweifeln, insgesamt sagte er sich: die Bolschewiki haben den Krieg beendigt, und zwar haben das die Arbeitermassen getan, während die herrschenden Klassen weiter Krieg führen wollten. Sie haben sich einen eignen Staat gebaut und sind dabei ohne fremdes ausländisches Kapital ausgekommen. Sie sind seit fast einem halben Menschenalter am Ruder und führen die Wirtschaft ohne Kapitalisten, ohne Unternehmer. Das sind Tatbestände, die keine noch so raffinierte Argumentation dem sozialdemokratischen Arbeiter hinweginterpretieren konnte, denen sich aber gleichzeitig linke führende Kreise der Sozialdemokratie immer schwerer entziehen konnten.

Otto Bauer, der nicht nur der Führer der österreichischen Sozialdemokratie ist, sondern eine gewichtige Rolle in der Zweiten Internationale spielt, hat vor kurzem den ersten Band einer Schriftenreihe publiziert, die den Kapitalismus und Sozialismus nach dem Weltkrieg behandeln soll. Uns interessiert in diesem Zusammenhang nur das letzte Kapitel über das heutige Rußland. Otto Bauer beweist in diesem Buch persönlichen Mut, er scheut sich nicht, seine frühern Ausführungen über Rußland völlig zu revidieren. Vor zehn Jahren bei der Einführung der sogenannten Nep-Politik hatte er geschrieben: „Es ist eine kapitalistische Wirtschaft, die wir so wiedererstehen sehen, eine kapitalistische Wirtschaft, die von der neuen Bourgeoisie beherrscht wird, die sich auf die Millionen Bauernwirtschaften stützt und der sich die Gesetzgebung und die Verwaltung des Staates notgedrungen anpassen müssen." Hatte er also damals angenommen, daß sich in Rußland infolge seiner industriellen Zurückgebliebenheit der Kapitalismus wieder entwickeln müßte, so hat er in den zehn Jahren, die auf den Nep folgten, umgelernt. Es heißt bei ihm, um nur einige wesentliche Stellen zu zitieren:

> Aber so ungeheuer groß diese Gefahren sind — je weiter die Periode, innerhalb derer der Fünfjahrplan durchgeführt werden soll, fortschreitet, desto eher erscheint es doch denkbar, daß die Sowjetunion durch die Zone der größten Gefahr unerschüttert hindurchkommen, daß sie das mit dem Fünfjahrplan gesteckte Ziel annähernd erreichen wird... Aber wenn die Völker der Sowjetunion die Zeit der Entbehrungen, die der Fünfjahrplan von ihnen heischt,

noch ungefähr zwei Jahre „durchhalten", dann wird das Ziel des Plans, wenigstens auf industriellem Gebiet, annähernd erreicht werden.

Wenn aber der Plan auf industriellem Gebiet gelingt, so bleibt die Wirkung natürlich nicht auf die Industrie beschränkt, und so gibt Bauer folgende Perspektive der Entwicklung:

Wird die Industrie den Bauern die Industrieprodukte liefern können, die sie brauchen, werden die Bauern für sie Agrarprodukte austauschen; so wird auch die Lebensmittelversorgung der Städte allmählich verbessert werden können. Zugleich wird auch die Warenausfuhr der Sowjetunion steigen. Die sehr starke Entwicklung der Kunstdüngerindustrie in der Sowjetunion wird es ermöglichen, die Bodenerträge bedeutend zu erhöhen; die Sowjetunion wird daher ihren Getreideexport vergrößern können. Aber auch manche von den neuerrichteten Industrien werden einen Teil ihrer Erzeugnisse im Ausland absetzen. Je mehr die Sowjetunion ihre Ausfuhr zu vergrößern imstande sein wird, desto mehr Arbeitsmittel und Verbrauchsgüter wird sie aus dem Auslande zur Versorgung ihrer Bevölkerung einführen können. All das wird zusammenwirken, die Not allmählich zu überwinden.

In dem Maße, als die Lebenshaltung der Volksmassen wird gebessert werden können, wird die terroristische Diktatur überflüssig und abgebaut, das Sowjetregime demokratisiert werden können. Wenn die Diktatur, die über den staatlichen Produktionsapparat verfügt, von einer Demokratie der werktätigen Massen abgelöst wird, wird aus dem Staatskapitalismus der Diktatur eine sozialistische Organisation der Gesellschaft.

Der letzte Abschnitt ist besonders bedeutsam. Hier wird von einem führenden Sozialdemokraten direkt gesagt, daß die Diktatur in Sowjetrußland nur ein Übergangsstadium ist und daß sie beim weitern Fortschritt in der industriellen und landwirtschaftlichen Produktion abgebaut werden wird. Das Buch Otto Bauers, die positiven Ausführungen des Vorsitzenden der Zweiten Internationale Vandervelde über Rußland (die bezeichnenderweise im ‚Vorwärts' nicht gedruckt wurden) sind auf die deutschen linken Sozialdemokraten nicht ohne Wirkung geblieben, zumal auch in der Führerschicht, die sich um Seydewitzs ‚Klassenkampf' gruppiert, eine immer positivere Haltung zu Sowjetrußland festzustellen ist. Der Reichstagsabgeordnete Engelbert Graf, einer der Neun, die gegen den Panzerkreuzer gestimmt haben, hat vor kurzem eine Broschüre veröffentlicht, „Die Industrialisierung der Sowjetunion", die den Ausführungen Bauers durchaus zustimmt. Graf wendet sich dort ausdrücklich gegen die „parteipolitische Verzerrung", die den sozialdemokratischen Arbeiter oft daran hindere, sich ein wahres Bild von Sowjetrußland zu machen. Er betont weiter:

Es ist unter der politischen Leitung der Bolschewiki in Rußland ein wirtschaftliches System erwachsen, das seine erste Feuerprobe bestanden hat.

Er zieht aber auch indirekt aus dieser seiner Stellung zu Rußland Schlüsse für Deutschland. Ich zitiere den ganzen Abschnitt über den bolschewistischen Aufbau:

Nirgends war der technische und organisatorische Apparat von Handel und Industrie so radikal zerstört wie in Rußland. Und sein Wiederaufbau gelang ohne Zuziehung des privatkapitalistischen Unternehmertums. Wie? Galt das nicht als nationalökonomische Selbst-

verständlichkeit, gradezu als wirtschaftspolitisches Dogma in Mittel- und Westeuropa, daß eine zusammengebrochene Wirtschaft nur durch die Initiative des kapitalistischen Unternehmers zu sanieren sei? Hat man nicht damit bei uns den Ruf nach der Sozialisierung übertönt? Aber die Bolschewiki spotteten dieser Theorie. Selbst in der Nep-Periode blieben die „Kommandohöhen der Wirtschaft" — Industrie, Eisenbahnen, Inlandgroßhandel und der gesamte Außenhandel — in den Händen und in der Kontrolle des Staates, eine „öffentliche Wirtschaft" von so riesigen Dimensionen, daß kein Staat der Welt etwas Ähnliches an die Seite stellen konnte.

Der Hinweis auf die Sozialisierung in Deutschland steht an dieser Stelle nicht zufällig. Denn es ist kein Zufall, daß die veränderte Stellung gewisser linkssozialdemokratischer Kreise zu Sowjetrußland in eine politische Situation fällt, wo die ökonomische und politische Krise in Deutschland sich immer mehr zuspitzt, in der das Monopolkapital die Demokratie immer mehr abbaut, in der die Parole, daß der Diktatur des Finanzkapitals die des Proletariats gegenübergestellt werden müßte, in der diese Parole bald sehr aktuellen Charakter annehmen kann. Es ist weiter kein Zufall, daß die immer positivere Stellung gewisser linkssozialdemokratischer Kreise zu Sowjetrußland vom sozialdemokratischen Parteivorstand mit einer noch größern Sowjetrußland-Hetze als vorher beantwortet wird. Otto Wels begann damit auf dem Parteitag in Leipzig, der ‚Vorwärts' setzt diese Hetze jeden Tag fort.

Die neueste Stalinrede wurde vom ‚Vorwärts' und in einem Teil der reformistisch sozialdemokratischen Presse mit dem Kommentar begrüßt, der Fünfjahresplan sei undurchführbar, Stalin müßte zu kapitalistischen Methoden zurückkehren, um überhaupt retten zu können, was noch zu retten ist. Als die Nep-Politik seinerzeit vor zehn Jahren in Sowjetrußland eingeführt wurde, haben dieselben Blätter geschrieben, daß nunmehr das Sowjetsystem in Wirklichkeit liquidiert sei und der private Kapitalismus in Rußland bald regieren werde. Die letzten zehn Jahre haben bewiesen, wie wahr diese Prognosen waren. Der ‚Vorwärts' selbst mußte zugeben, daß die Staatsproduktion in Rußland bereits im vergangenen Jahr in allen ihren Zweigen die Vorkriegsproduktion überschritten habe. Heute spricht man wieder von einer „Wendung" in der russischen Politik. Und worin bestand die? Stalin hat verlangt, daß eine stärkere Differenzierung in der Entlohnung der qualifizierten und unqualifizierten Arbeiter einsetzen müsse. Und das soll eine Rückkehr zu „privatkapitalistischen" Methoden sein. Nun, auch der qualifizierte Arbeiter kann in Rußland nicht Kapitalist werden, schon weil die Produktionsmittel nicht einzelnen gehören sondern dem Staate. Nein, Sowjetrußland kehrt nicht mehr zum Privatkapitalismus zurück. Sowjetrußland arbeitet weiter am Aufbau des Sozialismus, und daß die Reformisten in der Sozialdemokratie heute mehr als je gegen Sowjetrußland Stellung nehmen, ist nur die Antwort darauf, daß bei der Zuspitzung der politischen und ökonomischen Situation in Deutschland immer weitere Kreise auch der sozialdemokratischen Arbeiter nach der proletarischen Diktatur verlangen, danach verlangen, daß dem kapitalistischen Ausweg aus der Krise der proletarische gegenübergestellt wird. Positive Stel-

lung zu Rußland bedeutet heute gleichzeitig positive Stellung zu einer proletarisch-revolutionären Lösung der heutigen Krise. Dafür sind bereits große Massen der sozialdemokratischen Arbeiter. Das befürchten aber auf der andern Seite bereits Kreise, die ehemals das privatkapitalistische Wirtschaftssystem für ewig gehalten haben. Lujo Brentano schreibt in einer Besprechung der Aufsätze von Fried in der ‚Tat': „Sollte im Kampfe zwischen Profitminimum und Lohnminimum das erstere triumphieren, so dürfte Fried in seiner Prognose Recht behalten, daß das kapitalistische System seinem Untergang bei uns entgegengeht, und nach furchtbaren Hungerrevolten wird die sowjetistische Planwirtschaft sein Ende sein."

Schärfste Kämpfe aber stehen in der nächsten Zeit bevor. Das erste Erfordernis ist, keine Verwirrung in die Reihen der Arbeiterschaft zu tragen, weder Verwirrung über die augenblickliche deutsche Situation noch Verwirrung über die Stellung Sowjetrußlands bei einer revolutionären Zuspitzung der Lage in Deutschland. Es ist klar, daß bei den augenblicklichen chaotischen Zuständen gewisse Verwirrungsapostel vorübergehend leicht Einfluß gewinnen können. Man kann ihnen daher nicht früh genug entgegentreten. In Köln erscheint im Monatsabstand eine Zeitschrift, der ‚Rote Kämpfer', der vor allem der Revolutionierung der sozialdemokratischen Arbeiter gewidmet war. Grade weil ich selbst an der 4., 6. und 7. Nummer dieses Blatts in entscheidender Weise mitgearbeitet habe, möchte ich an dieser Stelle in aller Öffentlichkeit betonen, daß ich mit der Nummer 8 dieses Blattes nichts zu tun habe. Dort heißt es über Rußland, daß es eine ernsthafte revolutionäre Auseinandersetzung in Europa zur Zeit nicht brauchen könne, am wenigsten in Deutschland. Und zur Begründung dieser Behauptung wird lapidar erklärt: „Eine Revolution in Deutschland würde im Augenblick den Fünfjahresplan, den gegenwärtigen wie den künftigen, zum Zusammenbruch bringen, denn er basiert ja auf der Stetigkeit und der ungestörten Entwicklung der Lieferungsverträge." Welch eine Froschperspektive! Die deutschen Monopolkapitalisten wären sehr froh, wenn die Lieferung deutscher Maschinen Sowjetrußland veranlassen würde, jede revolutionäre Aktion in Deutschland zu verhindern. Was sind das für absurde Lächerlichkeiten! Vor kurzer Zeit hat die englische Regierung bekanntlich die Kreditfristen für Exporte nach Rußland verlängert, weil man sich davon eine Erhöhung der Exportmengen versprach. Maschinen stellt nicht nur Deutschland her: wenn Stockungen in der deutschen Maschinenlieferung einträten, so würden die Russen den ausfallenden Teil der Maschinen in England und den Vereinigten Staaten bestellen.

Nein, so einfach liegen die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge Sowjetrußlands mit Europa nicht. Grade die letzten deutschen Kreditverhandlungen mit Rußland haben gezeigt, daß Sowjetrußland in diesem Punkte eine ziemlich feste Position hat, darum, weil alle Staaten an den Lieferungen nach Rußland interessiert sind, weil sie nicht unter einen Hut zu bringen sind und weil daher die Russen sie im größten Umfang gegeneinander ausspielen können.

Sowjetrußland wird den Fünfjahresplan durchführen, es wird die Maschinen dazu, solange es sie nicht selber herstellt, von dort einführen, wo es die besten Bedingungen bekommt, aber es wird den Zusammenbruch des deutschen Kapitalismus nicht darum verhindern, weil es von ihm Maschinen bezieht.

Das deutsche Monopolkapital wird wieder versuchen, die weitere Zuspitzung der heutigen Krise auf die breiten Massen abzuwälzen. Ein dreißigprozentiger Abbau der Löhne wird gefordert, die Mittelschichten werden weiter proletarisiert, das Reparationsfeierjahr, die Beseitigung aller Lasten aus dem Young-Plan wird nichts nützen. Diesem kapitalistischen Ausweg aus der Krise muß der proletarische gegenübergestellt werden. Und die deutsche Arbeiterschaft wie die gesamten Mittelschichten, deren Lebenslage durch das Monopolkapital immer weiter verschlechtert wird, müßten wissen, daß bei der Organisation des proletarischen Auswegs aus der Krise sie in Sowjetrußland einen Freund und Bundesgenossen finden werden.

Der Krieg ist eine grauenhafte Schlächterei!

von Papst Benedikt XV.

An die kriegführenden Völker und deren Oberhäupter!

Als wir ohne unser Verdienst auf den Apostolischen Stuhl berufen wurden zur Nachfolge des friedliebenden Papstes Pius X., dessen heiliges und segensreiches Leben durch den Schmerz über den in Europa entbrannten Bruderzwist verkürzt wurde, da fühlten auch wir mit einem schaudernden Blick auf die blutbefleckten Kriegsschauplätze den herzzerreißenden Schmerz eines Vaters, dem ein rasender Orkan das Haus verheerte und verwüstete. Und wir dachten mit unausdrückbarer Betrübnis an unsre jungen Söhne, die der Tod zu Tausenden dahinmähte, und unser Herz, erfüllt von der Liebe Jesu Christi, öffnete sich den Martern der Mütter und der vor der Zeit verwitweten Frauen und dem untröstlichen Wimmern der Kinder, die zu früh des väterlichen Beistands beraubt waren. Unsre Seele nahm teil an der Herzensangst unzähliger Familien und war durchdrungen von den gebieterischen Pflichten jener erhabenen Friedens- und Liebesmission, die ihr in diesen unglückseligen Tagen anvertraut war. So faßten wir alsbald den unerschütterlichen Entschluß, all unsre Wirksamkeit und Autorität der Versöhnung der kriegführenden Völker zu weihen, und dies gelobten wir feierlich dem göttlichen Erlöser, der sein Blut vergoß, auf daß alle Menschen Brüder würden.

Die ersten Worte, die wir an die Völker und ihre Lenker richteten, waren Worte des Friedens und der Liebe. Aber unser Mahnen, liebevoll und eindringlich wie das eines Vaters und Freundes, verhallte ungehört! Darob wuchs unser Schmerz, aber unser Vorsatz wurde nicht erschüttert. Wir ließen nicht ab, voll Zuversicht den Allmächtigen anzurufen, in dessen Händen Geist und Herzen der Untertanen und Könige liegen, und flehten ihn an, die fürchterliche Geißel des Krieges von der Erde zu nehmen. In unser demütiges und inbrünstiges Gebet wollten wir alle Gläubigen einschließen, und, um es wirksamer werden zu lassen, sorgten wir dafür, daß es verbunden wurde mit Übungen christlicher Buße. Aber heute, da sich der Tag jährt, an dem dieser furchtbare Streit ausbrach, ist unser Herzenswunsch noch glühender, diesen Krieg beendigt

zu sehn; lauter erhebt sich unser väterlicher Schrei nach Frieden. Möge dieser Schrei das schreckliche Getöse der Waffen übertönen und bis zu den kriegführenden Völkern und ihren Lenkern dringen, um die einen wie die andern mildern und ruhigern Entschlüssen geneigt zu machen.

Im Namen des allmächtigen Gottes, im Namen unsres himmlischen Vaters und Herrn, bei Jesu Christi benedeitem Blute, dem Preis der Menschheitserlösung, beschwören wir euch, euch von der göttlichen Vorsehung an die Spitze der kriegführenden Völker Gestellte, endlich dieser grauenhaften Schlächterei ein Ende zu setzen, die nun schon ein Jahr Europa entehrt. Bruderblut tränkt das Land und färbt das Meer. Die schönsten Landstriche Europas, des Gartens der Welt, sind besät mit Leichen und Trümmern; da, wo kurz zuvor noch rege Tätigkeit der Fabriken und fruchtbare Feldarbeit herrschten, hört man jetzt den schrecklichen Donner der Geschütze, die in ihrer Zerstörungswut weder Dörfer noch Städte verschonen, sondern überall Gemetzel und Tod säen. Ihr, die ihr vor Gott und den Menschen die furchtbare Verantwortung für Krieg und Frieden tragt, erhört unser Gebet, hört auf die väterliche Stimme des Stellvertreters des ewigen und höchsten Richters, dem auch ihr über euer öffentliches und privates Tun Rechenschaft ablegen müßt.

Die großen Reichtümer, mit denen der Schöpfer eure Länder gesegnet hat, erlauben euch, den Kampf fortzusetzen; aber um welchen Preis! Das sollen die Tausende der jungen Menschen beantworten, die täglich auf den Schlachtfeldern dahinsinken. Das sollen die Trümmer so vieler Flecken und Städte beantworten, die Trümmer so vieler der Frömmigkeit und dem Geist der Vorfahren geweihter Monumente. Und wiederholen nicht die bittern, in häuslicher Verschwiegenheit oder an den Stufen der Altäre vergossenen Tränen, daß dieser Krieg, der schon so lange dauert, viel kostet, zu viel?

Niemand sage, daß dieser grausige Streit sich nicht ohne Waffengewalt schlichten ließe. Möge doch jeder von sich aus dem Verlangen nach gegenseitiger Vernichtung entsagen, denn man überlege, daß Völker nicht sterben können. Erniedrigt und unterdrückt tragen sie schaudernd das Joch, das man ihnen auferlegte, und bereiten den Aufstand vor. Und so überträgt sich von Generation zu Generation das traurige Erbe des Hasses und der Rachsucht.

Warum wollen wir nicht von nun ab mit reinem Gewissen die Rechte und die gerechten Wünsche der Völker abwägen? Warum wollen wir nicht aufrichtigen Willens einen direkten oder indirekten Meinungstausch beginnen, mit dem Ziel, in den Grenzen des Möglichen diesen Rechten und Wünschen Rechnung zu tragen und so endlich dieses schreckliche Ringen zu beendigen, wie das in andern Fällen unter ähnlichen Umständen geschah? Gesegnet sei, wer als erster den Ölzweig erhebt und dem Feind die Rechte entgegenstreckt, ihm den Frieden unter vernünftigen Bedingungen anbietet! Das Gleichgewicht der Welt, die gedeihliche und gesicherte Ruhe der Völker beruht auf dem gegenseitigen Wohlwollen und auf dem Respekt vor Recht und Würde des andern, viel mehr als auf der Menge der Soldaten und auf dem furchtbaren Festungsgürtel.

Dies ist der Schrei nach Frieden, der an diesem traurigen Tage besonders laut aus uns herausbricht; und alle Freunde des Friedens in der Welt laden wir ein, sich mit uns zu vereinen, um das Ende des Krieges zu beschleunigen, der, ach, schon ein Jahr lang Europa in ein riesiges Schlachtfeld verwandelt hat. Möge Jesus in seiner Barmherzigkeit durch die Vermittlung seiner schmerzensreichen Mutter bewirken, daß still und strahlend nach so entsetzlichem Unwetter endlich die Morgenröte des Friedens anbreche, das Abbild seines erhabenen Antlitzes. Mögen bald Dankgebete für die Versöhnung der kriegführenden Staaten emporsteigen zum Höchsten, dem Schöpfer alles Guten; mögen die Völker, vereint in brüderlicher Liebe, den

friedlichen Wettstreit der Wissenschaft, der Künste und der Wirtschaft wiederaufnehmen, und mögen sie sich, nachdem die Herrschaft des Rechts wiederhergestellt ist, entschließen, die Lösung ihrer Meinungsverschiedenheiten künftig nicht mehr der Schärfe des Schwertes anzuvertrauen, sondern den Argumenten der Billigkeit und Gerechtigkeit, in ruhiger Erörterung und Abwägung. Das würde ihre schönste und glorreichste Eroberung sein!

In dem sichern Vertrauen, daß sich diese ersehnten Früchte zur Freude der Welt bald am Baum des Friedens zeigen werden, erteilen wir unsern Apostolischen Segen allen Gliedern der uns anvertrauten Herde; und auch für die, die noch nicht der römischen Kirche angehören, beten wir zum Herrn, daß er sie mit uns vereinen möge durch das Band seiner unendlichen Liebe.

Rom, Vatikan, 28. Juli 1915.

* * *

Nachwort von Walther Karsch

28. Juli 1915, ein Jahr nach dem Mord in Serajewo. In die grelle Dissonanz des Völkermordens mischt sich dieser Ruf nach Frieden. Gewiß verfolgte Benedikt mit seiner Botschaft den Zweck, das Interesse der Kirche wahrzunehmen; immerhin seine Empörung war darum wohl nicht weniger echt. In einer Situation, in der die Präponderanz des Zugehörigkeitsgefühls zur Kirche in den Katholiken erstickt zu werden drohte von der Liebe zu den jeweiligen Vaterländern, war das Klügste, was der Papst tun konnte, sich neutral zu verhalten und zum Frieden zu mahnen. Anerkannt werden muß, daß Benedikts Botschaft kein allgemeines Friedensgerede ist, sondern, wenn auch nur andeutende, Vorschläge zur Änderung der Beziehungen zwischen den Staaten enthält. Der Mahnruf spricht an vielen Stellen gradezu in pazifistischer Terminologie. Benedikt hat später, in einer Note vom August 1917, seinen Vorschlägen einen konkreteren Inhalt gegeben. 1917, ein Jahr, in dem die Mittelmächte von dem hohen Pferd, auf dem sie noch 1915 saßen, bereits erheblich herabgerutscht waren und nur noch mit einem Fuß im Steigbügel hingen. Für die Mittelmächte in ihrer Situation, die schon langsam begann, verzweifelt zu werden, war die Note von 1917 Schalmeienmusik, woraus sich erklären mag, daß sie allenthalben als ein Beweis für die Deutschfreundlichkeit des Papstes ausgelegt wurde. Der als klug und diplomatisch bekannte Benedikt sah das Interesse der Kirche allein in der Wiederherstellung des status quo ante. Die Alliierten zeigten ihm daher die kalte Schulter, worüber Benedikt gar nicht erstaunt war.

1915 war die Lage noch recht anders. Die Mittelmächte befanden sich im Siegestaumel, und da ist es denn gar nicht verwunderlich, wenn man beim Vergleich der authentischen deutschen Version mit dem italienischen Original auf Abweichungen stößt, die sich schließlich als Fälschungen entpuppen, fabriziert mit der eindeutigen Tendenz, Deutschland die wahre Meinung des Papstes über den Krieg zu verschleiern. Diese Fälschungen ließen es reizvoll erscheinen, das Original noch einmal vollständig zu übersetzen, wobei ich entdeckte, daß sie sich nicht nur auf das Formale erstrecken, sondern bis

zum Inhaltlichen gehn. Keinen der entrüsteten Ausdrücke, mit denen Benedikt seine Empörung kundtat, übernimmt der Übersetzer in die deutsche Version. Das eklatanteste Beispiel: Benedikt nennt den Krieg eine „grauenhafte Schlächterei" („orrenda carneficina"), und der Übersetzer biegt das in einen „entsetzlichen Kampf" um. „Kampf", das ist schließlich kein anrüchiges Wort, von „Schlächterei" kann man das wohl kaum behaupten. Spricht der Papst von der „entsetzlichen Geißel des Krieges" („immane flagello"), so setzt der bereitwillige Fälscher statt dessen ein „ungeheures Unglück". „Das schreckliche Getöse der Waffen" („pauroso fragore") verwandelt er in das fröhliche Wort „Waffengeklirr"; der „Schrei" („grido") wird durchweg zum „Ruf" nach Frieden. Und wenn der Papst den Schrei nach Frieden „an diesem Tage um so lauter aus uns herausbrechen" läßt (più alto erompe), „tönt" er beim Übersetzer nur „um so lauter". Während einzelnen Stellen durch Hinzufügungen ein ganz andrer Sinn unterschoben wird, fällt mancher Ausdruck einfach weg, so „die Zerstörungswut" („furia demolitrice") der Geschütze.

Diese kleine Auslese mag genügen, um zu zeigen, in welcher gradezu verbrecherischen Absicht hier einer tiefen, fast leidenschaftlichen Verdammung des Krieges ihre Schärfe und Wirksamkeit genommen wurde. Die päpstliche Empörung ächtete den Krieg, der Übersetzer gibt ihm über eine Hintertreppe die Ehre wieder.

Wie das zustande kam, darüber kann man sich in verschiedenen Vermutungen ergehen. Möglich, daß die deutschfreundliche Mehrheit der Kurie diese Fälschung veranlaßt hat, um die deutschen Machthaber dem Vatikan geneigt zu erhalten und ihnen die Möglichkeit zu geben, der deutschen Öffentlichkeit die wahre Meinung des Papstes vorzuenthalten. Möglich, daß die deutsche Version vor ihrer Veröffentlichung der deutschen Regierung vorgelegen hat und diese somit selbst an den Fälschungen beteiligt ist. Wie es sich verhielt, mag Gegenstand genauer historischer Untersuchung werden. In jedem Fall trägt die Kurie, die die Fälschung veranlaßte oder zuließ, die Hauptschuld daran, daß die deutsche Öffentlichkeit nichts von der Art und dem Grad erfuhr, wie Benedikt den Krieg gegeißelt, wie er ihn entehrt hat. Erkennt man Benedikt die Ehrlichkeit seiner Friedensgesinnung zu, der katholischen Kirche muß man sie jedenfalls absprechen. Diese Fälschungsaktion, zu der die Kirche ihre Hand bot, ist ein Beweis mehr für uns, daß nicht der Wille zum Frieden oberstes Gesetz des Handelns in der katholischen Kirche ist, sondern einzig und allein ihr machtpolitisches Tagesinteresse. Und dies verlangte, daß man die Empörung des Papstes den deutschen Machthabern mundgerecht machte.

Jenes Fälscherkunststückchen steht nicht allein da. So wurde in den Vertrag der katholischen Kirche mit Preußen, nach der Unterzeichnung, das Wort „Konkordat" hineingeschmuggelt, mit der letzten Ehe-Enzyklika sind auch Dinge geschehen, die noch der Aufklärung harren. Rom hat da Routine; fragt sich nur, wie weit sie reicht. Man wird der Kirche von Zeit zu Zeit auf die Finger klopfen müssen.

Mussolinito von Alfons Goldschmidt

Im Mai dieses Jahres wurde in Santiago de Chile gegen die Regierung des chilenischen Diktators, Generals Carlos Ibañez, demonstriert. Einige Zeit vorher waren in Süd-Chile Truppen und Bevölkerung gegen die Diktatur aufgestanden. Ibañez war der Armee nicht mehr sicher, obwohl er den größten Teil der Staatseinnahmen für sie verwendet hatte. Einer Bevölkerung von 4,3 Millionen wurde ein Heeres- und Marineetat für 40 000 Mann, zur Hälfte Soldaten, zur Hälfte Gendarmen, aufgelastet. Es ist das Schicksal aller unkonstruktiven Diktaturen gewesen, schließlich auch die ausgehaltenen Garden zu verlieren. Der Abfall beginnt, wenn die wachsenden Lasten den Diktator auch zur Herabsetzung der Offiziersgehälter und der Soldatenlöhnung zwingen. Das war in Chile der Fall, und auch andre Diktaturen werden dieselbe Erfahrung machen.

Die letzten Regierungstage des einstigen Hauptmanns von Antofagasta sind keine Glanztage mehr gewesen. Der Nimbus war weg, die Generalsuniform und die mussolinistische Unfehlbarkeitsgeste zogen nicht mehr, die Tatsachen sprachen bitter gegen Ibañez, und alle Manifeste, Ausweisungen und Einkerkerungen halfen nichts. Die Gendarmensäbel, Flinten und Maschinengewehre blieben wirkungslos gegen die wachsende Empörung, die eine Volksempörung geworden war. Auch die Frauen demonstrierten auf der Straße gegen die Brutalitäten der Diktatur, die Arbeiter und Studenten wollten nichts mehr von der Mißwirtschaft, der Dicketuerei mit Persönlichkeit, von dem widerwärtigen patriarchalischen Getue, nichts mehr von diesem diktatorialen Klimbim wissen, der zur Not des Landes paßte wie ein falscher Brillant zum knurrenden Magen.

Ibañez versuchte, wie viele Diktatoren vor ihm, einen Teil des Heeres gegen den andern auszuspielen, die Gendarmerie gegen die regulären Truppen. Er verbannte den frühern sozial-liberalen Präsidenten Arturo Alessandri, weil er die Sympathie der Menge für diesen Mann fürchtete. Mehr als hundert Personen mußten nach der Maidemonstration in Santiago das Land verlassen, darunter der Führer der sozialistischen Partei, der Senator Manuel Hidalgo. Das waren die letzten Zuckungen eines durch Dummheit und Größenwahn ausgezeichneten Regiments, das längst reif zum Fall war.

Dieser kleine Mussolini in den Anden Südamerikas, Mussolinito, ist ein Lehrbeispiel der Schiefheiten und Unfähigkeiten solcher „Herrenmenschen", die per Putsch nach oben gelangen und sich durch gut bezahlte Flintenträger und eine Armee nicht schlechter bezahlter Zivilkreaturen eine Zeitlang auf dem Sessel halten. Man wußte in Europa nicht, wie die Arbeitstheorie, die Magna Charta der Arbeit dieser Diktatur ausgesehen hat. Es war derselbe Unsinn, durch Nachahmung nur noch schlimmer und komischer, wie der Unsinn der Arbeits-Charte Mussolinis. Nicht ein Fingerhut voll Produktivität ist durch die Anwendung dieser Dummheiten erzielt worden, und mochten sie mit noch so bombastischer Dogmenfrechheit vorgetragen werden. Schließlich blieb doch nichts andres übrig,

als der Pump, und so pumpte denn auch Ibañez in England, in den Vereinigten Staaten und überall dort, wo er nur Geld kriegen konnte. Das USA-Kapital hat in Chile einen heftigen Kampf gegen das englische Pfund geführt, mit dem Resultat, daß nun das größere Risiko bei den USA liegt. Das ist ja das Schicksal dieser übergescheiten Investierungspolitik, die auch durch die gelehrtesten Sanierungskommissionen nicht vor der Pleite gerettet werden kann.

Die Diktatur Ibañez war aus der Salpeterkrise entstanden. Als sie, im Jahre 1927, schneidig die Zügel ergriff, arbeiteten von 152 Salpeterwerken noch 33, und als Ibañez ausgewirtschaftet hatte, waren es noch weniger. Die offizielle Statistik gab für September des vorigen Jahres 32 arbeitende Werke an, und für die ersten Monate 1931 schweigt sie sich ganz aus. Man kann sich die Situation in der chilenischen Salpeterindustrie vorstellen, also in der Industrie, von der das Land lange Zeit gelebt hat. Die Zahl der Salpeterarbeiter ging entsprechend zurück und die Zufriedenheit des Proletariats in Chile logischerweise ebenfalls. Die Weltmarktkrise, die Konkurrenz des künstlichen Stickstoffs und die wachsende Belastung durch Schulden über Schulden bei sinkenden Preisen, diese Naturkatastrophe vermochte auch der schönste General mit den blitzendsten Augen und den tönendsten Worten nicht aufzuhalten. Nicht aufzuhalten vermochte er den rapiden Kursfall der Salpeterwerte, der Kupferwerte an der Börse in Valparaiso, in Wirklichkeit hat also diese Diktatur nichts erreicht für das Wohl des Volkes, zu dessen Stabilisierung und Mehrung sich alle Diktaturen berufen fühlen. Der Mißerfolg des Hauptmanns von Antofagasta ist höchst lehrreich auch für Länder, die uns näher liegen als Chile, besonders für ein uns nächst liegendes Land, über dem augenblicklich eine taube Kreditraserei geschieht, die, mit unterschiedlichen Dimensionen und Intensitäten, genau dieselben Widersprüche in sich birgt wie die unproduktive Schuldenschluderei über Chile. Aber was helfen da Mahnungen, wenn die Kapitäne sich berufen fühlen, und somit eines Tages doch der Generalkapitän die Pleite dirigieren wird?

Fraglos hat die spanische Revolution den Sturz des chilenischen Diktators beschleunigt. Sie wirkt in vielen Ländern Lateinisch-Amerikas in derselben Richtung. In Cuba zeigt sich schon die Revolution gegen die Diktatur Machado, in Peru, in Argentinien und Brasilien wollen die Massen wieder zur Verfassung zurück, oder darüber hinaus zu einer neuen stabilern Organisation. Zollkriege überall, vergebliche Sehnsucht nach einer amerikanischen Zollunion, die allerdings bei Fortdauer solcher Zustände auch nichts nutzen würde, Arbeitslosigkeit, Aufstände des Proletariats in der Ebene und auf den Bergen, deutlich sieht man, wie das Riesengebiet in Bewegung kommt. Tausend Pläne, Schuldzuschiebungen, Vaterlandsbeteuerungen, fascistische Bünde, wie die Legion Civica in Argentinien, die jetzt schon offiziell zur Lehrmeisterin der argentinischen Jugend gemacht wird. Das alles wird nichts helfen, denn die Menschen müssen essen, das ist die Hauptsache. Kein

Mussolini und kein Mussolinito wird sich halten können, wenn er den Massen nicht genügend Brot geben kann. Das aber kann er nicht, und sogar der blutige Patriarch von Venezuela, Juan Vicente Gomez, der jetzt zum vierten Mal zum Präsidenten „gewählt" wurde, wird dieses Problem nicht lösen können. Das Leben der bestehenden und noch kommenden kapitalistischen Diktaturen ist höchst schädlich oder wird es sein, aber die Gewähr hat die Menschheit: die Kurzlebigkeit dieser Art kleinen Übermenschentums ist gewiß.

Der Revolver von Rudolf Leonhard

Am Tage nach dem hundertsiebzehnten Geburtstage des amerikanischen Fabrikanten Samuel Colt, dem der böse Geist die Erfindung des Revolvers eingegeben hat, stand Abbas Mohammed Ali, ein persischer Student, vor dem Schwurgericht. Er hatte, ganz wie der Mann in Wedekinds Gedicht, seine Tante ermordet, die allerdings nicht alt und schwach, sondern jung und stark und sogar schön war. Abbas Mohammed Ali hat sie nicht etwa aus Liebe ermordet, auch nicht wegen des Geldes; sondern aus gar keinem deutlich erkennbaren Grunde. Er wohnte, ein wohlhabender Student, bei seinem Onkel, einem reichen Perlenhändler, im Villenvororte Garches. Alle wußten, daß er ein schwer neurasthenischer Mensch ist. Eines Abends verlangte er von seinem Onkel, daß er den Chauffeur entlasse, weil der schlecht über ihn gesprochen habe. Der Onkel weigerte sich, zumal er wußte, daß diese Beschuldigung unrichtig war. Der Student wollte wütend seine Koffer packen; als sein Bruder ihm zuredete, zu bleiben, holte er aus seinem Zimmer einen vor mehreren Monaten gekauften Revolver, ging die Treppe herab, und schoß seine Tante, die er zufällig durch eine zufällig halboffne Tür auf dem Sofa liegen sah, tot. Zu welchem Zweck er den Revolver gekauft hatte, konnte im Prozesse nicht festgestellt werden.

Am Tage darauf begann in Nancy der Prozeß gegen Elise Altenhoven. Sie war von einem tschechischen Ingenieur verlassen worden, als der in seiner Heimat heiraten wollte. Sie hatten auf dem Ostbahnhof einen rührenden und ruhigen Abschied genommen. Später fuhr sie ihm nach, wurde als Touristin im Elternhaus des Ingenieurs eingeführt und wohnte in Leitmeritz der Trauung bei. Verzweifelt fuhr sie nach Paris zurück, und kaufte dort, verzweifelt, einen Revolver. Mit diesem reiste sie wieder nach Böhmen. Nun gelang es ihr nicht, ihren Freund zu treffen — in jedem Sinne des Wortes. Aber eines Tages sah sie ihn mit seiner jungen Frau zum Bahnhof gehen. Sie bestieg, mit dem Revolver, denselben Zug. Sie wartete viele Stunden. Es scheint, daß sie auch viele Stunden lang gesprochen hat. Hinter Nancy knallte sie den Ingenieur nieder.

Gleichzeitig begann in Versailles der Prozeß gegen Marcelle Schneider. Die hatte ihren Mann verlassen, um, nach einigen andern Versuchen mit Männern, mit dem Flieger Duterriez zu leben; sie hatte es mit den Fliegern, und sie sprach auch einmal von ihrem eignen Drange zur freien Luft, der sie hindere, ihren Beruf auszuüben. Vielleicht war dieser Drang gar zu stark; jedenfalls gestaltete sich das gemeinsame Leben nicht befriedigend, und Marcelle Schneider kaufte, natürlich, einen Revolver. Sie war so unvorsichtig, ihn ihrer Wirtin zu zeigen, die Geschichten dieser Art nicht liebte und den Flieger von der Neuerwerbung unterrichtete. Duterriez, der zu viel Phlegma oder zu viel Humor besaß, begnügte sich damit, den Hahn unbrauchbar zu machen. Seine Geliebte wußte aber, was sie wollte. Sie kaufte, als Duterriez ihr dringend riet, zu ihrem Manne

zurückzukehren, und ihr sogar in großzügiger Weise das dazu nötige Reisegeld anbot, eine neue Pistole, lud sie mit fünf Kugeln, und entlud sie am nächsten Morgen in den Kopf des noch schlafenden Freundes.

Diese drei Geschichten stehen, sensationeller und ausführlicher natürlich, in einer einzigen Morgenzeitung.

Vertagen wir die Ausführung der interessanten Beobachtung, daß seit Krieg und Inflation der Typus und die Provenienz des Mörders sich geändert haben; daß in der Regel nicht mehr Verbrecher morden, sondern Kleinbürger, die man bis zur Tat für friedlich gehalten hatte; Menschen wie Mestorino, der nur einen Wechsel nicht bezahlen konnte, und Philipponet, der sich in einem Prozeß benachteiligt fühlte, brave, ruhige, mürrische Menschen, in denen plötzlich die Hölle aufbricht, keine gebornen Verbrecher, sondern Leute, die sich in Recht und Wirtschaft plötzlich nicht mehr anders zu helfen wissen als durch eine fatale, schonungslose, barbarische Selbsthilfe. Lassen wir das, und fragen wir: wie ist es möglich, daß Marcelle Schneider eine Pistole nach der andern kaufen konnte? Daß Fräulein Altenhoven, der man, nach den Prozeßberichten, Erregung und Verzweiflung ansehn mußte, eine Pistole ausgehändigt bekam? Daß der Neurastheniker Abbas Mohammed Ali zu unbekanntem Zweck eine Pistole besaß?

Wie ist es möglich, daß in den sogenannten zivilisierten Ländern die Todesmittel genau so gehandelt, verkauft und gekauft werden wie die Lebensmittel? Mit mindestens genau so wenig Umständen?

Gewiß, es gibt den Waffenschein; und es gibt die Bestimmung einer lächerlich geringen Strafe wegen unbefugten Waffentragens. Es ist, gewiß, sogar vorgekommen, daß ein wegen der Tötung Freigesprochner wegen des durch den Schein nicht gedeckten Besitzes der Waffe verurteilt wurde. Daß diese Rechtsanordnungen nicht genügen, beweisen die drei Geschichten, beweisen die Tausende ähnlicher Geschichten. Die Frage muß genereller geregelt werden; auch in der Justiz ist vorsorgende Hygiene wichtiger und wirksamer als Medizinierung. Die Pazifisten verlangen von jeher die Verstaatlichung der Rüstungsindustrie. Verlangen wir eine Abrüstung auch für die kleinen und großen Affären des Privatlebens; verlangen wir das Verbot jedes privaten Waffenhandels. Es dürfen an Privatleute — außer, unter sorgfältigster Kontrolle, Jagdwaffen an Jäger, und überhaupt Berufswaffen in genau zu regelnden Fällen — Schußwaffen nicht verkauft werden. Der Nachweis zur Besitzberechtigung ist nicht nur der Behörde, sondern auch der Verkaufsstelle zu erbringen; und der vor allem, da sie im Schadensfalle haftbar sein muß.

Das soll schwer sein? Aber die Regierungen haben sich doch daran gewöhnt, in aller Eile und in großer Not zu verordnen, was ihnen grade paßt. Warum sollen sie nicht einmal was Gutes verordnen! Und auch in den Parlamenten würde ein solches Gesetz es nicht sehr schwer haben; die Zahl der materiell Interessierten ist, anders als im Falle der großen Rüstungsindustrie, gering.

Das würde eine blühende Industrie vernichten? Aber sie soll ja grade vernichtet werden! Es sind schon bessere Industrien vernichtet worden, und es werden noch ganz andre vernichtet werden. Und die drei Geschichten und tausend andre zeigen, daß jedes Produkt dieser Industrie vernichtet. Ihr geschieht also nur Recht. Wie muß, nach den Prozessen, das Gewissen der Herren aussehen, die dem persischen Studenten, dem Fräulein Altenhoven und der Marcelle Schneider die Pistolen verkauft haben! Ist es glaublich, daß sie den Mündungen der Waffen in ihren Läden nicht entfliehen? Helfen wir ihnen zur Flucht. Retten wir ihr Gewissen. Es gibt bessere und wichtigere Berufe, auch diesseits der Stempelstellen.

Die Maßregel wird nichts nützen? Wer nicht schießen kann, wird eben stechen und würgen? Aber die Pistole selbst hat eine Verführung — wir wissen es, da wir selbst, da selbst wir sie gefühlt haben; die Verführung der Präzision, des Werks, des Spielwerks, des Zaubers, der Leichtigkeit und der Schnelligkeit, die Suggestion des Metalls und die der Macht. Ihr kann nicht erliegen, wer keine Waffe hat. So einfach ist es: wer keinen Revolver hat, kann nicht schießen. Es ist etwas ganz andres, die Finger um einen Hals zu pressen und zuzudrücken, es ist viel schwerer, nur wenige Menschen bringen es fertig. Nicht der neurasthenische Abbas Mohammed Ali, nicht die von Verzweiflung zermürbte Elise Altenhoven, nicht die leichtsinnige Marcelle Schneider hätten gewürgt, sie sind nicht Menschen, die das können, sie hätten nicht gemordet, wenn sie nicht so leicht hätten morden können. Aber es ist ja so leicht, nur auf den Abzug drücken, so kinderleicht, so kindisch leicht!

Leicht ist es, wenn man es will, den Mord schwer zu machen; und damit viele Morde zu verhindern und zu verhüten. Her also mit dem Verbot. Und: die Waffen nieder! — sogar im Privatleben.

Für die interessanten Auseinandersetzungen mit uns behalten die Herrn Fascisten ja immer noch ihre Totschläger und Stahlruten.

Deutsches Chaos von Kaspar Hauser

10. August

Das für heute früh 8.30 Uhr angesetzte Chaos ist durch eine Notverordnung der Regierung auf morgen verschoben worden.

11. August

Heute 8.30 Uhr ist das Chaos ausgebrochen (Siehe auch Letzte Nachrichten). Das Chaos wurde durch eine Rede des Reichskanzlers sowie durch einen kurzen, kernigen Spruch des Reichspräsidenten Hindenburg eröffnet. Der preußische Ministerpräsident Braun führte in seiner Chaos-Rede aus, daß Deutschland auch fürderhin.

Das bayrische Chaos brach erst um 9.10 Uhr aus.

Die Reichsbank nahm eine abwartende Stellung ein.

12. August

Heute hat das Reichs-Chaos-Amt seine Arbeit angetreten. Jedes Chaos (sprich: Chaos) bedarf demnach einer besonderen Chaos-Ausbruchs-Genehmigung durch das Reichs-Chaos-Amt, einer Nachprüfung durch das Reichs-Chaos-Nachschau-Amt sowie durch die einzelnen Chaos-Landesämter. Die Reichsbank nimmt vorläufig eine abwartende Haltung ein.

13. August

Das Chaos ist nunmehr überall definitiv ausgebrochen.

Ein reizender Vorfall wird aus Eßlingen (Württemberg) bekannt. Der dortige Bürgermeister hatte verabsäumt, die Verfügungen des Reichs-Chaos-Amts zur Durchführung zu bringen, und so wußten die guten Eßlinger noch bis gestern abend überhaupt nichts von dem Chaos und gingen ihrer Tätigkeit (Nichtauszahlung von Gehältern sowie Vertröstung der Gläubiger untereinander) mit rührendem Eifer auch weiterhin nach. Erst ein Funkspruch der württembergischen Chaos-Regierung machte diesem Zustand ein Ende. Das Backen von Chaos-Spätzle ist bis auf weiteres verboten.

14. August

Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands hat heute zu den Vorgängen einen bedeutungsvollen Entschluß gefaßt. Die Partei ermächtigt danach die Fraktion, den Ältestenrat des sogenannten „Reichstages" zu ersuchen, bei der Reichsregierung dahin vorstellig zu werden, daß die Regierung mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln dahin wirken möge, den § 14 des Chaos-Gesetzes abzumildern. Die Partei würde sich sonst andrerseits genötigt sehn, in die Opposition zu gehn.

Der Entschluß ist deshalb so bedeutungsvoll, weil wir aus ihm zum ersten Mal erfahren, daß es in Deutschland eine Sozialdemokratische Partei gibt, und daß diese Partei jemals in der Opposition gestanden hat.

Die Reichsbank wird sich vermutlich abwartend verhalten.

15. August

(Leitartikel). ... fest, aber entschieden gemäßigt. Was wir nun zum Nutzen der gesamten Weltwirtschaft, deren Augen gespannt auf Deutschland gerichtet sind, brauchen, ist Ruhe und Ausdauer. Es muß durch das Chaos durchgehalten werden! Reichskanzler Brüning wird auch im Chaos die Geschäfte weiterführen; in den Etat-Positionen, insbesondere denen der Reichswehr, treten zunächst keine Änderungen ein. Daß der Kanzler sich persönlich von der ordnungsgemäßen Durchführung des Chaos überzeugt, begrüßen auch wir, insbesondre, daß er gestern in einigen berliner Kaufläden erschien, um sich zu informieren. In der Lebensmittelhandlung von Grote setzte sich der Kanzler dabei versehentlich auf eine Wage. Die Deutsche Staatspartei wird auch weiterhin das Zünglein an der Wage bilden. Daß sich die Reichsbank dabei abwartend verhält, bedarf keiner Erwähnung.

16. August

Es wird vielfach angenommen, daß im Chaos die Vorschrift, wonach Frischeier einer Genehmigung der Reichs-Eier-Absatz-Zentrale zum Tragen einer Banderole sowie zur Benutzung des Adlerstempels durch den Reichs-Milch-Ausschuß im Benehmen mit der Zentrale zur Aufzucht junger Hähne bedürfen, aufgehoben ist. Das ist irrig. Die Vorschrift bleibt selbstverständlich auch weiterhin in Kraft. Sehr aktuell wird sie allerdings nicht sein. Es gibt keine Eier.

17. August

In den städtischen Fürsorgeanstalten wird ein besonderer Chaos-Prügeltag eingelegt. Warum? Weyl.

18. August

Nach der neusten Chaos-Verordnung ist es verboten, Devisen-Kurszettel zu veröffentlichen. Es dürfen lediglich die ausländischen Börsennamen mit den dazu gehörigen Barometer-Zahlen angegeben werden.

19. August

(Zuschrift eines Lesers). ... „denn doch zu weit mit dem Chaos! Meine Frau und meine Schwägerin gingen gestern Abend über den Wittenbergplatz, und war es ihnen nicht möglich, in die dortige Bedürfnisanstalt für Damen Einlaß zu bekommen, da die Aufsichtsfrau offenbar einmal fortgegangen

war, um in einer nahen Restauration ein Glas Bier einzunehmen. Als Kriegsteilnehmer und Familienvater frage ich namens aller Gleichgesinnten: Ist das noch ein Chaos?"

20. August

Zu der Verfügung über die Vertilgung von Ungeziefer in Wohnungen unter sechs Zimmern ist noch nachzutragen, daß Schrotschüsse auf Wanzen nur von ½11 Uhr morgens bis ¾1 mittags statthaft sind. Es empfiehlt sich, in den andern Tagesstunden die Wanzen mit einem Tischmesser zu zerspalten.

Auch die Spaltung des rechten Flügels der linken Opposition der Stennes-Gruppe ist nunmehr Tatsache. Hitler hat Südtirol sowie sich definitiv aufgegeben. Die Reichsbank verhält sich abwartend.

Die Großbanken haben beschlossen, anstatt der am 1. September fälligen Gehaltszahlung von jedem Angestellten einen Monatsbeitrag von 35 RM einzufordern. Die Einzahlung dieses Arbeits-Erlaubnis-Geldes auf städtische Sparkassen ist erlaubt.

Die Berliner Studentenschaft hat gestern anläßlich des zehnten Chaos-Tages gegen den Westfälischen Frieden sowie gegen alle noch kommenden Friedensschlüsse protestiert. Vier Polizeibeamte sowie die akademische Würde wurden leicht verletzt. Der Schnellrichter wurde Hitler vorgeführt.

21. August

Leichtes Chaos, bei starken südwestlichen Winden.

Der Bildungsausschuß der SPD hat nunmehr gegen die parteischädigenden Auswüchse der Asphalt-Literaten protestiert. Die Partei als solche ist allerdings aufgelöst.

Gerhart Shaw und Bernhard Hauptmann haben beschlossen, zur Verminderung der Reklamespesen ihre nächsten Geburtstage als 150. Geburtstag zusammen zu feiern.

23. August

Der Titel des Konfusionsrats Dr. Schacht ist in den eines Ober-Chaos-Rats abgeändert worden.

24. August

Gestern wurde in den Straßen Schönebergs eine Reichsmark gesehn. Es handelt sich vermutlich um eine Irreführung des Publikums, und wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß es gegen die staatspolitischen Interessen ist, wenn sich in Deutschland noch irgendwelches Geld befindet. Wenn auch das Ausland nicht hinsieht: wir werden es ihm schon zeigen! Die Reichsbank verhält sich abwartend.

25. August

Wie wir hören, hat sich die Bridgepartie von Jakob Goldschmidt aufgelöst. Er kann das ewige Abheben nicht mehr vertragen.

26. August

Die Ziffer 5 des § 67 der Wiederaufnahme-Verfügung der Aufhebung der Rückgängigmachung des Verbotes von Rücküberweisungen alter Postscheckzahlungen nach Haiti wird in Gemäßheit des § 10, II, 17 des Allg. Landrechts aufgehoben bzw. wieder in Kraft gesetzt. Unsre Voraussage ist demnach eingetroffen: das Chaos unterscheidet sich in nichts von dem vorherigen Zustand —!

„Schlager im Rundfunk" von Intendant Hans Flesch

In Nummer 30 der ‚Weltbühne' vom 28. Juli stellt Herr Herbert Connor in seinem Artikel: „Die Schlagerclique dementiert" fest, er habe nicht vorausgesehen, „daß weder vom berliner Rundfunk, noch von der Reichsrundfunkgesellschaft auch nur der Versuch einer Rehabilitierung gemacht werden würde." Rehabilitierung? Man hat also der Funkstunde schwere Vergehen nachgewiesen? Denn das Wort „Rehabilitierung" ist ja nur angebracht, wenn ein Delikt festgestellt, eine Verurteilung erfolgt ist, einwandfrei, vor einem unanfechtbaren Tribunal.

Nichts von alledem ist geschehen: Ein ehemaliger Propagandaleiter eines Schlagerverlages ist mit den Tanz- und Schlagerabenden des Rundfunks nicht zufrieden. Er gibt seiner Unzufriedenheit dadurch Ausdruck, daß er die Funkstunde angreift. Dies unter dem Titel: Schlagerindustrie im Rundfunk in Nummer 28 der ‚Weltbühne' vom 14. Juli.

Nun ist zwischen dem 14. und dem 28. Juli allerhand in der Welt geschehen. Just am Tage des Erscheinens der Vorwürfe des Herrn Connor stellte die Danatbank ihre Zahlungen ein, die Krise ... — es ist nicht nötig, das auszuführen. Für den Rundfunk bedeutete das Konzentration auf den Versuch, so eng wie möglich mit den Geschehnissen in Verbindung zu sein. Ob er zu wenig tat oder nicht, steht hier nicht zur Diskussion; die Schwierigkeiten waren sehr groß, das Interesse unvermindert bei der Politik, die Wichtigkeit der Tanz-Abende und damit auch — so bedauerlich das ist — die Wichtigkeit des Herrn Connor mußte zurücktreten.

In ruhigeren Zeiten war das anders. Die Notwendigkeit der Schlagermusik im Rundfunkprogramm, auf die hier nicht eingegangen zu werden braucht, erfordert eine aufmerksame Behandlung. Die Funkstunde holte sich für die Leitung des gesamten Unterhaltungsteils deshalb vor nun bald zwei Jahren einen begabten und fortschrittlichen jungen Musiker: Walter Gronostay. Sie hatte die Freude, einen glücklichen Griff durch Erfolg bestätigt zu sehen. Denn Herr Gronostay wurde nicht nur in seiner Arbeit von „Publikum und Presse anerkannt", er machte nicht nur gute und interessante Programme, er machte sich auch daran, in die höchst verwickelten und undurchsichtigen Verhältnisse, die (Achtung, Herr Connor!) im Umkreis des Schlagers tatsächlich vorhanden sind, Ordnung zu bringen. Um diese Schwierigkeiten zu verstehen, ist es nötig, sich einen Augenblick damit zu beschäftigen, wie eigentlich ein Schlager ins Rundfunk-Programm kommt, wieso der eine oft gespielt wird, der andre nur einmal erscheint, und warum die Verhältnisse da so kompliziert sind.

Für den Schlagerfabrikanten bedeutet häufiges Spielen im Kaffeehaus, im Tanzlokal und vor allem im Rundfunk gute Propaganda. Komponist und Dichter werden infolgedessen alles daransetzen, daß ihre Schlager soviel gespielt werden, wie nur möglich. Sie setzen den Hebel bei der Kapelle an. Die Tanzkapelle und ihre eventuelle Bereitschaft, einen Schla-

ger zu übernehmen, ihn für ihre spezielle Besetzung zu instrumentieren, einzustudieren und zu spielen, bilden den wichtigsten Faktor in der Wahrscheinlichkeitsbilanz der Schlagerfirma. Dazu kommen die Refrain-Sänger, kommen Unternehmungen, die Tanzkapellen spielen lassen etc. Sie alle sucht der Schlagerfabrikant zu beeinflussen.

Wie sieht die Sache nun beim Rundfunk aus? Im Gegensatz zu seinem sonstigen Musik-Programm, das er völlig in der Hand hat, steht dem Rundfunk die Auswahl der Stücke der Tanzmusik nicht völlig frei, wenn bekannte Tanzorchester bei ihm gastieren. Er hat mit dem Repertoire der einzelnen Kapellen zu rechnen und wählt lediglich aus den von ihnen einstudierten Stücken aus. Er achtet dabei darauf, daß sich Schlager nicht zu häufig wiederholen, Erfolge nicht zu stark ausgenutzt werden, kurzum, daß die Tanzmusik abwechslungsreich ist und richtig ausbalanziert. Vor allem aber greift er ein, wenn ein Erfolg künstlich „gemacht" werden soll, und hier liegt die Schwierigkeit seiner Arbeit. Es ist gar nicht zu sagen, was alles probiert wird und auf welch versteckten Wegen der Schlager versucht, ins Funkhaus zu gelangen. Vor kurzem erst stellten wir fest — und das ist nur ein Beispiel —, daß Refrainsänger sich von Verlegern für jedes Lied Geld zahlen ließen; die Verleger befanden sich solchen Forderungen gegenüber in der unangenehmsten Situation, weil sie befürchten mußten, daß ihre Erzeugnisse, wenn sie nicht zahlen, von gewissen Kapellen oder Refrainsängern boykottiert würden. Die Berliner Funkstunde rief, als sie davon erfuhr, die Schlagerverleger zusammen, mit dem positiven Resultat, daß derartige Gelder nicht mehr gezahlt werden, ja daß alle Verleger sich verpflichteten, gegen solche und ähnliche Versuche vorzugehen. Es sei hier bemerkt, daß auch die guten Tanzkapellen den Rundfunk in diesen Bemühungen um Sauberkeit in dankenswerter Weise unterstützen.

So liegen die Verhältnisse. Die Funkstunde kann nur froh darüber sein, wenn ihr Handhaben zum Eingreifen gegeben werden, falls ihr trotz aller Vorsicht etwas entgangen ist. Eine solche Handhabe bedeutet aber gewiß kein voller Unrichtigkeiten steckender Artikel wie der des Herrn Connor. Seine „Enthüllungen" haben jene verzweifelte Ähnlichkeit, die alle sogenannten Enthüllungen von Leuten miteinander haben, die ehemals zu einer Branche gehörten und nun ihre angeblichen Kenntnisse verwerten wollen. Was der frühere Propaganda-Leiter beispielsweise über die Beziehungen des Herrn Wilczynski zur Funkstunde zu sagen weiß, ist zu berichtigen kaum dem Ernst der Zeit entsprechend. Herr Doktor Wilczynski steht — durchaus übereinstimmend mit seinem eignen Dementi — in keinem Vertragsverhältnis zur Funkstunde, hat keinen Einfluß auf das Programm, Herr Gronostay, der die Tanzmusik leitet, hat keine Veranlassung zu „zittern, wenn Herr Wilczynski hustet". Die Funkstunde macht ihre Tanz- und Schlagerprogramme. Sie muß dabei, wie oben dargelegt, das einstudierte Repertoire der einzelnen Kapellen bis zu einem gewissen Grad berücksichtigen, sie muß die echte, kurz-

lebige Popularität eines wirklichen Schlagers beachten. Jede andre Beeinflussung, komme sie vom Verleger, vom Schlagerfabrikanten, vom Schlagerdichter oder -Komponisten, spielt in ihrer Programmgestaltung keine Rolle und wird, wo immer sie sich einschleicht, mit allen Mitteln bekämpft.

Mehr ist darüber nicht zu sagen. Herrn Connors Schlagerangriff war kein Schlager, eher ein Schlag ins Wasser, der nichts andres erzielte, als daß das aufspritzende Wasser den Pudel, der keinen Kern hat, begoß.

Bressart von Rudolf Arnheim

Bressart überragt die Sachlage um Haupteslänge, und eben deshalb paßt er nicht in sie hinein. Was die Nase in seinem Gesicht, das ist er selbst im Ensemble — Sperrgut. Wohlgeformte Liebhaber und vorschriftsmäßige Soldaten werden vom Publikum nach Gebühr erst dann gewürdigt, wenn Bressart als lebendes Gegenbeispiel in der Nähe weilt. Aber weilt er denn je? Es ist Weile mit Eile. Er verkörpert Geschäftigkeit und die Sorgen des Alltags — diesmal, in dem Ufa-Film „Nie wieder Liebe", als Kammerdiener —, während Harry Liedtke, in die weiße Tracht der Unschuld und des Seglers gekleidet, Schecks unterschreibt und Mädchen küßt. Bressart ist durch seine langen Gliedmaßen dazu prädestiniert, Kastanien aus dem Feuer zu holen. Zwei tiefe Sorgenfalten in seinem Gesicht zeigen an, daß er vorher gewußt hat, was kommen würde, und daß er weiß, was kommen wird. Bressart kommt vor dem Fall. Seine zwei raffenden Krebsaugen sammeln der Nase Stoff zum Sich-Rümpfen. Die Lippen schieben sich begehrlich vor, aber es ist nur die Begierde, zu zweifeln und zu verneinen. Der Verstand hat im Lustspiel keine Stätte, und so wandelt er sich zum Bressart. Als das Wappentier der Weisheit lebt Bressart unter den Filmschauspielern wie die Eule unter den Vögeln. Sie necken ihn, sie hacken auf ihn los. Sie sind schön und dumm und grausam. Er aber hat es alles gleich gewußt. Er keckert wie ein geärgertes Saxophon, er stolpert über die Wurzeln und Stämme der Wörter, er stolpert auch über die jungen Mädchen, denn ihm ist Hindernis, was andern verehrungswürdig. Seine wichtigste Gebärde ist die des Regenschirms: die Arme vom Körper abheben und sie wieder fallen lassen. Er breitet die Arme zum Fluge, aber er weiß zugleich, daß man nicht fliegen kann, und so läßt ers bleiben. Dieser klagende Flügelschlag der Resignation dient ihm als bescheidenes Fortbewegungsmittel. Er zuckt die Achseln, nein, er zuckt die Arme bis hinunter zu den Fingerspitzen, es ist die Mimik des „Ich habe es nicht gewollt!", des „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!", des Offenbarungseides. Er akzeptiert das Leben unter Vorbehalt und in der stillen Absicht, es seinem Anwalt zu übergeben. Er schaut bekümmert auf Harry Liedtke. Er sieht aus, wie wir durchaus nicht aussehen möchten, aber er ist der einzige, in dem wir uns erkennen.

Banken-Krach von B. Traven

Bankstürme beginnen. Die Sparer sind von Panik erfaßt worden. Sie fürchten, nein schlimmer, sie sind sicher, daß ihr Geld, für das sie gespart und gedarbt haben, verloren ist. In unendlich langen Reihen stehen sie schon vor Mitternacht vor den Banken, um die ersten zu sein, wenn die Kassen öffnen. Je früher man da ist, je größer die Möglichkeit, noch etwas zu retten. Das geordnete Leben der Banken wird zerrissen. Alle Kräfte müssen heran, um auszuzahlen. Niemand zahlt etwas ein. Alle Kredite werden aufgekündigt. Banken in andern Ländern werden bittend angekabelt, auszuhelfen mit flüssigem Geld und mit Schecks. Alle Reserven der nationalen Bankvereinigung werden aufgerufen. Aber die Reihen vor den Banken verlängern sich.

Und dann beginnen die Banken zu krachen, weil sie nicht zahlen können. Das Geld ist ausgeliehen; denn wenn die Bank kein Geld ausleihen kann, dann kann sie ihren kleinen Sparern keine Zinsen zahlen. Erst krachen die kleinen Banken. Die großen helfen sich noch damit, daß sie die Kassenstunden auf zwei, endlich auf eine beschränken. Dann beginnen auch größere zu krachen.

Und hinter all diesem Wirrwarr sitzt kein plötzliches Verschwinden eines Erdteils, sitzt keine gigantische Naturkatastrophe, die unwiederbringliche Werte vernichtete. Hinter all diesem Zusammenbrechen wirtschaftlicher Ordnung und wirtschaftlicher Sicherheit, die beständig bedroht wird von Aufwieglern, sitzt nichts andres als die gestörte Einbildung derer, die etwas haben, die unsicher gewordene Hoffnung derer, die viel besitzen, und derer, die wenig besitzen. Alles das, was nun in der Wall Street geschieht, beruht in nichts andrem, als daß die Gedanken plötzlich, zu plötzlich, eine andre Richtung eingenommen haben als die gewohnte. Massenhypnose. Massensuggestion. Die Suggestion, die Einbildung: „Ich kann verlieren!" reißt dieses schöne, von Gott gewollte, von Gott begnadete, von Gott beschützte Wirtschaftssystem in Fetzen. Und dennoch sind alle Werte gleichgeblieben. Die Werte haben sich nicht geändert. Es ist ebensoviel Kohle auf Erden wie vorher. Alles Geld ist noch da, und es ist kein Cent vom Erdball heruntergefallen in das Weltall, aus dem er nicht mehr gefischt werden kann. Alle Häuser stehen noch da. Alle Wälder. Alle Wasserfälle. Alle Ozeane. Die Eisenbahnen und Schiffe sind alle noch unversehrt. Und Hunderttausende gesunder und kräftiger Menschen sind willig, zu arbeiten und zu produzieren und den vorhandenen Reichtum der Erde zu vermehren. Kein Ingenieur hat die Fähigkeit verloren, neue Maschinen zu konstruieren. Kein Kohlenschacht ist von einer Naturgewalt verschüttet worden. Die Sonne steht leuchtend und warm am Himmel wie immer. Es regnet wie immer. Das Getreide steht auf den Feldern und reift wie immer. Die Baumwollfelder stehen in Pracht. Nichts hat sich am vorhandenen Wert irdischen Reichtums geändert. Die Menschen, als Einheit gesehen, sind ebenso reich wie gestern. Und nur darum, und allein nur darum, weil sich der Besitz einzelner zu verändern und zu verschieben droht, darum bricht eine Katastrophe für die gesamte Menschheit herein...

Ein Wirtschaftssystem, eine Wirtschaftsordnung, geschaffen von Menschen, die von sich selbst behaupten, Intelligenz zu besitzen. Menschen jedoch, die trotz aller ihrer so hochentwickelten Technik, die sie schufen, noch immer nicht die Primitivität völlig unzivilisierter Menschen überwunden haben, soweit ein durchdachtes und wohlgeregeltes Wirtschaftssystem in Frage kommt.

Aus 'Die weiße Rose'

Wirtschaft bringt Not von Bernhard Citron

Das stille Moratorium

Es gehört zu den großen Wundern dieser an Merkwürdigkeiten überreichen Zeit, daß in einem hochkapitalistischen Lande mitten im zwanzigsten Jahrhundert der Geldverkehr drei Wochen lang ruhen konnte. Das merkwürdigste aber ist, daß den Gralshütern des herrschenden Wirtschaftssystems, den Kapitänen der Schwerindustrie, dieser kapitallose, nach ihrer Auffassung eigentlich anarchische Zustand ganz annehmbar erscheint. In den Reden, die auf der Präsidialsitzung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie vom 29. Juli gehalten wurden, vermißt man einen deutlichen Hinweis auf die Notwendigkeit, den normalen Zahlungsverkehr wieder aufzunehmen. Die Herren Kastl, Frowein und Silverberg führen doch sonst eine recht scharfe Sprache, wenn es um eine Schicksalsfrage der Privatwirtschaft geht. Im Schatten der Bankfeiertage entwickelte sich aber ein stilles Generalmoratorium, auf das die Industrie kaum mehr verzichten kann.

Die Danatbank wurde illiquide, weil sie einen Teil der ihr zur Verfügung gestellten kurzfristigen Gelder langfristig angelegt hatte; von mancher Industriegesellschaft kann man sagen, daß sie so mit ihrem ganzen Fremdkapital verfuhr. Daher hat man in den mitteldeutschen Textilfabriken ebenso wie auf den Hüttenzechen Westdeutschlands die größte Angst vor der restlosen Durchführung eines normalen Zahlungsverkehrs. Die Banken, die auch ohne ausgesprochenen Run sehr hohen Anforderungen begegnen werden, müssen in den nächsten Wochen einen Teil der Debitoren flüssig machen. Vor allem werden sie auf eine Verstärkung der bisherigen Deckungsunterlagen dringen. Da auf die Wiederaufnahme des Zahlungsverkehrs bald auch die Öffnung der Börsen folgen dürfte, wird man dann auch ermessen können, welche Einschüsse auf beliehene Wertpapiere zu leisten sind. Gewisse Anhaltspunkte bieten auch jetzt schon die Kurse deutscher Aktien und Renten im Auslande. Sollten die Einschüsse nicht gezahlt werden, dann würden die Zwangsverkäufe des verpfändeten Effektenbesitzes mit so enormen Kursverlusten verbunden sein, daß die Zahl der insolventen Unternehmungen bedenklich steigen müßte. Ähnlich wie dem Effektenbesitz geht es natürlich auch den Warenvorräten. Schon heute kann mit großer Wahrscheinlichkeit vorausgesagt werden, daß so manches Kartell auffliegen wird, und daß bald zu Preisen verkauft werden muß, die hinter den Mauern des Zollschutzes und zwischen den Stacheldrähten der Kartelle in Deutschland bisher unbekannt waren. Mit aller Deutlichkeit erweist sich dann, welche gefährlichen Auswüchse das Kartellwesen gezeigt hat. In dem Augenblick, wo das eine oder das andre Mitglied aus dem Preisverband ausbricht, erkennt die Öffentlichkeit erst, daß Jahre hindurch an einem überhöhten Preisniveau festgehalten und für die wachsenden Vorräte eine falsche Bewertungsgrundlage geschaffen wurde. In Krisenzeiten rächen sich alle Fehler, die in vergangenen Jahren gemacht worden sind.

Konzern-Gefahren

Wie ungesund ist auch das Schachtelsystem der Konzerne. Einen graden Weg in dem Labyrinth eines weitverzweigten Industrieunternehmens zu finden, ist unmöglich. Im Falle Norddeutsche Wolle, dessen verbrecherischer Hintergrund eine Ausnahmeerscheinung in der deutschen Industrie darstellt, diente die Unübersichtlichkeit des Unternehmens dazu, die Kreditgeber zu täuschen. Aber können nicht auch tüchtige Konzernleiter einer Selbsttäuschung unterliegen, indem sie das Verhältnis der einzelnen Konzernglieder zueinander nicht richtig einschätzen?

Greifen wir einen beliebigen Industriekonzern, der durch nationale und internationale Kartelle gegen scharfes Absinken der Preise geschützt ist, heraus. Dieser Schutz erstreckt sich allerdings nicht auf den ständig geringer werdenden Absatz. Von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat häufen sich die Vorräte, die in der Bilanz zu Kartellpreisen eingesetzt sind, nachdem Abschreibungen vorgenommen wurden, die für normale, nicht aber für kritische Zeiten ausreichen. Die einzige Verkaufsmöglichkeit für diese Bestände würde sich aus Schleuderpreisen ergeben, zu denen man im Inlande mit dem Kartell, und im Auslande ohne dieses schreiten müßte.

Etwa 96 Prozent des Aktienkapitals liegt in den Händen verschiedener Holdinggesellschaften. Beherrscht wird der Konzern von einer Gruppe, die eigentlich nur 3 Prozent des Kapitals besitzt, der es aber gelang, in den verschiedenen andern Holdinggesellschaften Einfluß zu gewinnen und auf diese Weise nicht nur diesen Konzern zu kontrollieren, sondern zur linken Hand noch einen zweiten aufzubauen. Die eigenartige Verschachtelung bewirkt nicht nur, daß in den einzelnen Konzerngesellschaften der größte Teil der Aktiven aus aktienmäßigen Beteiligungen an den andern Gesellschaften besteht, sondern daß dieselben Aktien in Form verschiedener Beteiligungen in mehreren Gesellschaften gleichzeitig auftauchen. Es ist keineswegs zutreffend, daß Aktienbesitz heute noch wie in frühern Jahren die am leichtesten zu mobilisierende Kapitalanlage darstellt. Die fertige Ware ist vom Unternehmen losgelöst und hat zumeist irgend einen internationalen Marktpreis. Die Aktie ist ein Teil des Unternehmens, ihr Kurs ist abhängig von den gegenwärtigen und künftigen Gewinnen der Gesellschaft, von den vorhandenen Aktiven und von der Aufnahmefähigkeit der Börse. Nimmt man an, daß weder in diesem noch im folgenden Jahre Gewinne zu erzielen, daß Interessenten für die Aktien kaum vorhanden sind, so wird man einen recht niedrigen Kurs erwarten. Dieser Kurs dient aber in dem vorliegenden Falle den Gesellschaften als Bewertungsgrundlage ihrer wichtigsten Aktiven und den Banken als Sicherheit für die Konzernschulden.

Sozialisierung und Rationalisierung

Es paßt nicht ganz in den Rahmen der gegenwärtigen Burgfriedenspolitik, wirtschaftliche Gefahren aufzuzeigen und

dem Leser dann weitere Schlüsse anheim zu stellen. Defaitisten sind heute wieder so verpönt wie vor siebzehn Jahren. Ein Witzblatt gab neulich sehr treffend einen zeitgemäßen Armeebefehl aus: „Gediente Kriegsberichterstatter haben sich in reingewaschenem Körperzustand im Bureau der Reichspressestelle einzufinden". Aber grade angesichts der schweren Wirtschaftskrise, die eine Staats- und Existenzkrise zugleich ist, hat die Öffentlichkeit das Recht, Klarheit zu verlangen. Da das Parlament ausgeschaltet ist, muß wenigstens der Zeitungsleser eine gewisse Kontrolle über die Maßnahmen des Reiches zugunsten der Privatwirtschaft ausüben können. Vor allem muß darüber gewacht werden, daß die Staatsaktionen nicht mißbraucht werden. Schon jetzt darf die Regierung mit mehr Recht als ihre Vorgängerin vom Jahre 1919 dem Volke verkünden: „Die Sozialisierung marschiert" — die Sozialisierung der Verluste, versteht sich. Aus Kreisen der Wirtschaft vernimmt man ungefähr folgenden Einwand: „Erst hat das Reich auf dem Wege sozialer und steuerlicher Belastungen unsre Gewinne sozialisiert, nun ist es recht und billig, daß man uns einen Teil der Verluste ersetzt, die eine Folge falscher Politik gewesen sind." Ist nicht die Industrie an der Arbeitslosigkeit bewußt mitschuldig, da die Rationalisierung Arbeitskräfte sparte? Man braucht kein Maschinenstürmer zu sein, um diese Frage zu bejahen.

Ermöglicht wurde dieser Prozeß durch lang- und kurzfristige Auslandskredite. Dagegen hat Schacht als Reichsbankpräsident niemals opponiert, er beschränkte sich immer nur auf die Kritik am Gebaren der öffentlichen Hand. Die „Beratungsstelle für Auslandsanleihen" sah Jahre hindurch ihre Aufgabe grade darin, den internationalen Anleihemarkt für die Privatwirtschaft frei zu halten. Der ehemalige Reichsbankpräsident erblickte in dem großen Aufwand der Kommunen einen übertriebenen „Luxus", während die überwiegende Mehrheit des Volkes Badeanstalten, Grünflächen und Wohnungsverbesserungen als Kulturfortschritt betrachtet. Man mag darüber streiten, ob es sich bei diesen Ausgaben um totes oder werbendes Kapital handelt. Aber nicht einmal der mit Recht gescholtenen Grundstückspolitik der Stadt Berlin kann man nachsagen, daß sie Werte zerstört hätte. Diese Wirkungen aber haben die mit Auslandsgeld genährten Rationalisierungs-Versuche der Industrie gezeitigt. Wäre in Deutschland eine gute Konjunktur von längerer Dauer eingetreten, dann hätten die ersparten Personalausgaben vielleicht in einigen Jahren die großen Investitionen, die für die Betriebsmechanisierung aufgewandt wurden, amortisiert. Man durfte nicht in blinder Abhängigkeit von amerikanischen Wahnideen an eine ewige „Prosperity" glauben, sondern man mußte sich sagen, daß die Betriebe im günstigsten Falle zu einem Zeitpunkt rentabel geworden wären, wo selbst unter normalen Verhältnissen die Konjunktur ihr Ende erreicht haben würde. Es wären also noch weitere Jahre verstrichen, bis der deutschen Volkswirtschaft ein Nutzen erwachsen konnte. Da aber die Konjunkturkurve nicht diesen regelmäßigen Verlauf nahm, sondern im

Gegenteil jäh abfiel, kann die Kapazität der „rationalisierten" Betriebe nicht im entferntesten ausgenutzt werden. Was blieb, sind Schulden auf der einen, Arbeitslosigkeit auf der andern Seite. Die Wirtschaft aber hat sich und den Staat in Not gebracht. Ratio ist Vernunft, „Vernunft wird Unsinn".

Poesie rer. pol. von Erich Kästner

Subventionen

Subventionen sind die Summen,
ohne die wir prompt verkümmern.
Das Geschenk kommt von den Dummen
und das Geld von noch viel Dümmern.

Löhne

Unerhörte Geldbeträge
braucht man für die Arbeitskräfte.
Lohn ist nichts als Armenpflege
und verdirbt bloß die Geschäfte.

Kredite

Die Reichsbank jagt ins Ausland Briefe:
„Borgt Geld, weil sonst der Staat zerbricht!"
Das ist die Subalternative,
und etwas Drittes gibt es nicht.

Goldwährung

Das Gold, das liegt im Keller,
woselbst es Noten deckt.
Ihr jammert, ohne Heller,
vor eurem leeren Teller.
Das Gold, das liegt im Keller.
Hauptsache, daß es schmeckt!

Überproduktion

Wir fabrizieren nur ins Volle,
und wer nichts kauft, läßts eben sein.
Der Konsument spielt keine Rolle.
Wir motten unsre Waren ein.

Kapitalflucht

Der Staat drapiert sich als Bezwinger
und flucht, weil unser Geld verschwand.
Die Schweiz ist weit. So lange Finger
hat keine öffentliche Hand.

Bemerkungen

Wie empfangen wir unsre Krieger?

Seit der Mobilmachung sind siebzehn Jahre vergangen, ohne daß sich an dem Wahnsinn der kriegshetzerischen Kreise viel geändert hätte. Zwischen den irren Tönen der Nazis von heute und den tollsten Blüten damaliger Kriegsnarretei ist kein allzu großer Unterschied. Der Geist, den wir damals mit Kriegspsychose entschuldigten, dieser Geist ist heute stärker denn je, obgleich es keine Entschuldigungspsychose mehr gibt. Noch mehr als in andern Ländern fand er von jeher in Deutschland seine Abnehmer. Die vernichtendsten, grimmigsten Elaborate des Imperialismus sind auf deutschem Boden gewachsen. Eine Perle dieser Art, 1915/16 entstanden, eine der bizarrsten und groteskesten Gewächse aus dem Sumpf jener Tage ist „Die Mobilmachung der deutschen Frau. Ein Kriegsheft von E. Schuster für unsre Frauen und Töchter". Das Wesen dieses Amazonentums, das Herr Schuster schon 1915 so lebhaft propagierte, faßt er in drei Fragen zusammen: „Wie empfangen wir unsre heimkehrenden Krieger? Wie ehren wir sie? Wie decken wir ihnen die Tafel?" Der Gehalt dieses Heftes läßt sich in seiner ganzen Erbärmlichkeit kaum interpretieren. Aber der Text spricht für sich selbst:

„Es wird die Sorge sein, wie unser Heim zu einem glücklichen deutschen häuslichen Herd gestalten, wo echte, deutsche Sitte und Gemütlichkeit der Grundzug ist, nicht Oberflächlichkeit und eitler Tand. Darum erlaube ich mir den Wortlaut: Deutsche Frau, zeig deutsches Wesen.

Wie dürfen wir uns kleiden beim Empfang? Das ist auch ein Punkt, der streng in den Rahmen des Ereignisses gebracht werden muß. Es sei nur auf Einfachheit hingewiesen, die immer das Zeichen einer vornehmen, feierlichen Gesinnung ist. Vielleicht auch dürfte sich das Königin-Luise-Muster dem Ernst und der Würde, sowie auch seiner historischen Bedeutung nach, am besten anpassen, sofern eine entsprechende deutsche Mode nicht gefunden wird. Blumen im Haar und im Zimmer sollten, je nach der zu vertretenden Symbolsauffassung nicht fehlen. Vielleicht läßt sich damit eine kleine geschickt angelegte aber einfache und sinnige Illumination verbinden, die natürlich im Rahmen gehalten sein muß, verbunden mit Dekoration des Kaiserbildes, der Königsbüste oder irgend einem Feldherrn, unter dessen Oberbefehl der Heimkehrende im Felde gekämpft hat. — Beim Eintritt ins Haus wird dem Krieger ein Glas Rotwein von Dienstboten, oder sonst einer dem Krieger bekannten Person gereicht, eventuell von dem Hausbesitzer, wenn der Krieger es nicht selbst ist. Dabei werden ein paar warme, widmende Worte gesprochen. Vergessen darf man hier wieder den Takt nicht.

Der Heimgekehrte wird allerhand Bedürfnisse haben, die natürlich vorbereitet sein müssen. Ein Bad mit Unterwäsche und Kleidung sollte bereit sein, denn das Bedürfnis ist unzweifelhaft dafür vorhanden. Auch frühere liebe Gewohnheiten des Gatten, Sohnes oder Bruders, die uns bekannt sind, dürfen nicht vergessen werden, wie zum Beispiel Rauchwaren mit Feuerzeug nach Tisch etcetera. Schließlich kann die Gattin, Freundin, Braut oder Schwester dem Heimgekehrten eine besondere Überraschung dadurch bereiten, indem sie neue Glücks- oder Eheringe mit entsprechender Widmung besorgen lassen, die wiederum den Tag kennzeichnet und die man dem Heimgekehrten nach oder während dem ersten Austausch an den Finger steckt, ja vielleicht auch sehr gut während dem Zutischegehen geschehen kann.

Die Tafel sollte vor Ankunft des Kriegers gedeckt und die Ge-

richte so vorbereitet sein, daß man ohne große Umtriebe zur Tafel gehen kann, auch wenn wir die Ankunft nicht auf die Stunde oder den Tag hin erraten können." (Bei dem Kohlrübenfraß kams freilich nicht drauf an, ob er ein paar Tage früher oder später gekocht war.)

„Der Heimkehrende weiß wohl die langentbehrte Bequemlichkeit zu schätzen, weshalb es sich empfiehlt, jeder Stuhllehne ein Lehnkissen mit dem daraufgestickten Ehrenkreuz anzuhängen, das eine selbstangefertigte Stickarbeit der Hausfrau sein soll."

„Die Tafelbrötchen sollten in Form des Ehrenkreuzes beim Bäcker bestellt werden. Ebenso bricht man die Serviette in Form des Ehrenkreuzes, das man mit Immergrün verziert und kann als Zierserviette noch die Palme brechen. Auch die Speisekarte in Form einer Gedenkkarte mit Widmung sollte selbst auf der einfachsten Tafel nicht fehlen. Diese Karte sollte nicht verschleudert werden, da sie auch noch später für Kinder und Kindeskinder als Erinnerung an die große Zeit von sittlichem Wert ist. Das Speisezimmer sollte eine vaterländische Ausschmückung erhalten, und auf dem Speisetisch die deutsch-österreichische Siegesfahne wehen oder eine größere Fahne in der Ecke des Zimmers aufgestellt sein."

Einen weitern Kommentar zu diesen Ausführungen des löblichen Herrn Schuster ist überflüssig. Sie zeichnen treffender als vieles andre den Geist jener, die sich als die berufenen fühlten und fühlen und auch heute noch als würdige Vertreter des Deutschtums im In- und Auslande spazieren gehen. Herr Schuster war Lehrer an der Hauswirtschaftl. Frauenschule in Straßburg, wo er sich vermutlich neben den „vaterländischen" Aufgaben besonders dem Stil der deutschen Sprache gewidmet hat. Er sagt selbst, daß er mit seinen Vorträgen in obigem Sinn viel Anklang in Deutschland gefunden hat. Heute wird er wohl bei den Nazis sein.

Max Goering

Der bewachte Kriegsschauplatz

Im nächsten letzten Krieg wird das ja anders sein... Aber der vorige Kriegsschauplatz war polizeilich abgesperrt, das vergißt man so häufig. Nämlich:

Hinter dem Gewirr der Ackergräben, in denen die Arbeiter und Angestellten sich abschossen, während ihre Chefs daran gut verdienten, stand und ritt ununterbrochen, auf allen Kriegsschauplätzen, eine Kette von Feldgendarmen. Sehr beliebt sind die Herren nicht gewesen; vorn waren sie nicht zu sehen, und hinten taten sie sich dicke. Der Soldat mochte sie nicht; sie erinnerten ihn an jenen bürgerlichen Drill, den er in falscher Hoffnung gegen den militärischen eingetauscht hatte.

Die Feldgendarmen sperrten den Kriegsschauplatz nicht nur von hinten nach vorn ab, das wäre ja noch verständlich gewesen; sie paßten keineswegs nur auf, daß niemand von den Zivilisten in einen Tod lief, der nicht für sie bestimmt war. Der Kriegsschauplatz war auch von vorn nach hinten abgesperrt.

„Von welchem Truppenteil sind Sie?" fragte der Gendarm, wenn

er auf einen einzelnen Soldaten stieß, der versprengt war. „Sie", sagte er. Sonst war der Soldat „du" und in der Menge „ihr" — hier aber verwandelte er sich plötzlich in ein steuerzahlendes Subjekt, das der bürgerlichen Obrigkeit untertan war. Der Feldgendarm wachte darüber, daß vorn richtig gestorben wurde.

Für viele war das gar nicht nötig. Die Hammel trappelten mit der Herde mit, meist wußten sie gar keine Wege und Möglichkeiten, um nach hinten zu kommen, und was hätten sie da auch tun sollen! Sie wären ja doch geklappt worden, und dann: Untersuchungshaft, Kriegsgericht, Zuchthaus, oder, das schlimmste von allem: Strafkompagnie. In diesen deutschen Strafkompagnien sind Grausamkeiten vorgekommen, deren Schilderung, spielten sie in der französischen Fremdenlegion, gut und gern einen ganzen Verlag ernähren könnte. Manche Nationen jagten ihre Zwangsabonnenten auch mit den Maschinengewehren in die Maschinengewehre.

So kämpften sie.

Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war. Sagte ich: Mord? Natürlich Mord. Soldaten sind Mörder.

Es ist ungemein bezeichnend, daß sich neulich ein sicherlich anständig empfindender protestantischer Geistlicher gegen den Vorwurf gewehrt hat, die Soldaten Mörder genannt zu haben, denn in seinen Kreisen gilt das als Vorwurf. Und die Hetze gegen den Professor Gumbel fußt darauf, daß er einmal die Abdeckerei des Krieges „das Feld der Unehre" genannt hat. Ich weiß nicht, ob die randalierenden Studenten in Heidelberg lesen können. Wenn ja: vielleicht bemühen sie sich einmal in eine ihrer Bibliotheken und schlagen dort jene Exhortatio Benedikts XV. nach, der den Krieg „ein entehrendes Gemetzel" genannt hat und das mitten im Kriege! Die Exhortatio ist in dieser Nummer nachzulesen.

Die Gendarmen aller Länder hätten und haben Deserteure niedergeschossen. Sie mordeten also, weil einer sich weigerte, weiterhin zu morden. Und sperrten den Kriegsschauplatz ab, denn Ordnung muß sein, Ruhe, Ordnung und die Zivilisation der christlichen Staaten.

Ignaz Wrobel

MacDonald in Degerloch

Einmal, als ganz junger Mensch, war ich bei der berühmten Agitatorin Klara Zetkin angestellt. Sie gab damals in Degerloch bei Stuttgart die sozialistische Frauenzeitschrift ‚Die Gleichheit' heraus. Meine Aufgabe war: Die Korrespondenzen aus den einzelnen Bezirken durchzuarbeiten, druckfertig zu gestalten. Ich erinnere mich genau, welche Not ich mit den von Trockenheit knatternden, ganz unmöglichen Korrespondenzen eines Berichterstatters hatte, der heute Polizeipräsident einer der größten deutschen Städte ist. Ich hätte ihm damals allenfalls die Karriere eines Konsum-Lagerhalters prognostiziert. So ist das Leben.

In freien Stunden machte ich mich mit Marx vertraut. Da mir Götzenanbetung nicht lag, konnte ich mich mit den Praktiken der damaligen marxistischen Parteioberlehrer nicht befreunden. (Übrigens hat mich kürzlich eine Äußerung Rudolf Breitscheids in dieser Zeitschrift unterrichtet, daß die Parteidoktrinäre — wenn es ihnen grade gelegen ist — heute genau noch so stramm am Wort festhalten können wie damals. Das geschieht ja wohl „zwangsläufig" immer proportional der Nichtbeachtung des Inhalts. Immer wieder hört man Opportunisten im selben Augenblick pathetisch auf den Gehrock des Propheten schwören, da dessen Hirnleistung eliminieren zu helfen ihnen Stolz und Vorbedingung zur Karriere ist. Doch dies nur nebenbei.)

In jene degerlocher Zeit fiel ein gewaltiges internationales Meeting auf dem Cannstatter

Waasen, und diesem Umstand hatte ich die persönliche Bekanntschaft mit den großen Unterminierern der Zeit zu verdanken. (Natürlich lernte ich sie kennen, nicht sie mich, denn sie waren Führer, ich ein unbekannter junger Mensch.)

Eines Tages geschah es, daß bei Klara Zetkin Jean Jaurès, der polnische Führer Daszinsky (der heutige Sejm-Marschall) und MacDonald beisammen saßen.

Von Jaurès ist mir eine Episode in der Erinnerung. Als er zu einer Versammlung im Freien sprach — es war furchtbar heiß an diesem Tage — wurde eine Arbeiterin ohnmächtig. Jaurès — auch einer, dem das Leben von je näher stand als die Doktrin, weshalb er auch im Anfang des Krieges seins büßen mußte im Gegensatz zu den Doktrinären, die sich ihrs auf Kosten der Menschheit erhielten — also Jaurès hielt mitten in seiner Rede inne. Er hatte den Vorfall sofort bemerkt. Die ganze Internationale war ihm in diesem Augenblick nicht so wichtig wie die kranke Arbeiterin vor ihm. Noch sehe ich die gütige Bewegung: Wie er seinen breiten bretternen Strohhut vom Kopf riß und schützend über die Frau hielt, die dann bald wieder zu sich gebracht war. Nun konnte Jaurès weiter reden. (Entschuldigen Herr Breitscheid — so war Jaurès, ich kann nichts dafür, bin aber beruhigt, daß solche Formlosigkeiten in einer Versammlung von Parteiprominenten heute nicht mehr vorkommen könnten.)

Aber zu MacDonald! Ich habe den trommelnden Klang seiner Stimme von damals heute noch im Ohr. Unvergeßlich, wie er, in seinen Rednergesten schön beherrscht, nur seine Stimme wirken ließ, und sie wirkte so, daß eine junge Arbeiterin, die ich kannte, in ekstatische Zustände fiel, wenn bloß der Name genannt wurde. Doch uns Jüngsten auf dem Waasen machte noch mehr als MacDonalds Stimme seine große leuchtend rote Plastronkrawatte Eindruck, die den ganzen Westenausschnitt füllte. Man darf nicht vergessen, daß derartiges damals noch als Herausforderung wirkte. Rote Nelken im Knopfloch zu tragen, war unter Umständen eine kriminelle Angelegenheit. Kurzum, MacDonald leuchtete nur so in Rot. Im übrigen sah er gut aus, fast zu gut. Die Frauen konnten, wie bemerkt, bei seinem Anblick alles Mögliche erleben. Auch innerhalb seiner revolutionären Partei ist derartiges nicht ohne Belang.

Man stelle sich vor, wie bescheiden sich ein junger Redaktionsgehilfe am Ende eines Tisches zu verbergen suchte, um dem solche Männer saßen. Der breite gutmütige Jaurès schaufelte die Speisen unter heiteren Gesprächen in die Bezirke seines viereckigen Bartes; auch der polnische Führer gab sich ganz leger. Anders MacDonald, der wie an einer illustren Tafel speiste und sorgsam achtzugeben schien, daß kein Fettfleck seine pompöse rote Krawatte verunziere. Ich erinnere mich deutlich, daß ich ungeachtet meiner Ehrfurchtshaltung grade dieses Moment wie eine historische Kuriosität registrierte.

Niemand hätte bei dem bemerkenswerten Essen einen fröhlichern Heiterkeitserfolg erzielen können als der, dem etwa eingefallen wäre, MacDonald die einstige Ministerpräsidentschaft des englischen Imperiums zu

prophezeien. Ich glaube, alle hätten sich geschüttelt vor Lachen. Ob auch er selbst?

Such is life. Der tapfere Jaurès ist tot; die kühne Klara Zetkin ist auf dem weiten Weg über Moskau und zurück in Altersvergessenheit versunken und MacDonald, der schöne Mann mit der aufreizenden Stimme, wurde beim diesmaligen Besuch Deutschlands nicht von der biedern degerlocher Polizei, wie damals, mißtrauisch überwacht, sondern ganz, ganz anders empfangen.

Die leuchtend rote Krawatte brachte er diesmal bestimmt nicht mit, obgleich ihre herausfordernde Couleur von den Fettflecken des englischen Imperiums längst so diskret umgefärbt sein dürfte, daß sie dieser Republik eigentlich nicht unangenehm ins Auge stechen könnte.

Peter Scher

Epilog zur Bauausstellung

Was wir brauchen, ist die Wohnung zu dreißig, fünfzig, hundert, hundertfünfzig Mark. Keinem Geschäftsmann würde es heute einfallen, seine Waren ohne Preis ins Schaufenster zu stellen. Die Bauausstellung, das große, halb offizielle Unternehmen, verzichtet darauf; sie nennt keine Preise und läßt auch den Gesichtspunkt des Preises bei allen ihren Darbietungen außer Acht. Die einzige Ausnahme bilden die Typen von Studenten-Wohnräumen der beiden jungen Architekten Heinz Rau und Heinrich Schäfer, mit Schlafdivan, Arbeits- und Zeichentisch, Bücherregal, eingebautem Schrank, eingebauter Wasch- und Duschnische und selbstverständlich Zentralheizung. Hier wurde zum Ausgangspunkt die monatliche Miete von dreißig Mark, mit Bettwäsche, genommen. Man mag die Verantwortung für die Durchführbarkeit dieses Preises den Architekten überlassen — die Tatsache, daß man vom Preis ausging, ist lobenswert genug und es wäre richtig gewesen, wenn die für die Ausstellung verantwortlich zeichnenden Architekten allesamt einen ähnlichen Weg gegangen wären. Wäre es nicht besser gewesen, wenn schon nicht für die gesamte Ausstellung, so zumindest für den Teil, der sich mit dem Bauen in der Stadt beschäftigt, zehn oder zwanzig Wohnungstypen nach verschiedenen Preisen und Bedürfnissen aufzustellen (wie es seinerzeit auf der stuttgarter Ausstellung geschehen ist) und deren Kosten bis aufs letzte zu berechnen, vielleicht eine Subskription auszuschreiben und zu sagen: diese Wohnung kostet soviel; wenn sich aber zehntausend Interessenten dafür finden, kostet sie nur soviel ...

Statt dessen hat man extravagante Luxuswohnungen in den Mittelpunkt desjenigen Saals gestellt, dem die größte pädagogische Bedeutung zukommt, weil er als einziger den Besucher nicht vor nichtssagende Tabellen oder vor unfertige und zusammenhanglose Waren stellt sondern vor wirkliche Räume und Häuser. Glaubt Mies van der Rohe, den wir bisher doch als einen bedeutenden Architekten schätzten, mit seinem Erdgeschoßwohnhaus, das er unmittelbar daneben von seiner Mitarbeiterin L. Reich wiederholen läßt, einen Zukunftstyp geschaffen zu haben, indem er an den brennendsten Fragen der Gegenwart vorübergeht? Wir brauchen heute keine Ausstellung der Wohnung des Menschen, der zuviel Geld hat. Der reiche Mann hat sich von jeher seine Wohnung selbst gebaut, angepaßt seinen individuellen Anforderungen und seinem persönlichen Geschmack. Eine Ausstellung aber, die zum größten Teil aus öffentlichen Subventionen erbaut ist, hat wichtigere Aufgaben zu lösen, als dem Luxus verschwindend kleiner Schichten zu dienen. Warum läßt man hier die Gebrüder Luckhardt ein angebliches Einfamilienhaus bauen, dessen anspruchsvoller, großer Raum mit schwarzen Lackwänden und verkrüppelten Stahlstühlen praktisch bestenfalls für einen kuriosen

Junggesellen in Frage kommt? Was ist Walter Gropius, der noch vor wenigen Jahren als Leiter des Bauhauses ganz bestimmte und sehr radikale Forderungen an die Architektur stellte, eingefallen, als er einen Bibliotheksraum mit mehr dekorativ als praktisch scheinenden Tezett-Rost-Wänden und einer ebensolchen Galerie und Treppe ausstattete? Ob es heute viele Sportsleute gibt, die sich einen sicherlich nicht wenig kostspieligen Raum nach dem Vorbilde Marcel Breuer leisten können, weiß ich nicht, dagegen bin ich der festen Überzeugung, daß es heute keinen Musiker mehr gibt, der sich die Wände seines Musikraums mit den farbigen Fliesen nach den Entwürfen Kandinskys belegen ließe. Und wozu das Wiederkäuen längst bekannter „Lebensregeln", die durch monumentale und dekorative Aufmachung nicht bemerkenswerter werden? Es ist zwar nicht zu leugnen: das auge braucht licht — die nase braucht luft — das ohr braucht ruhe — der körper braucht bewegung — aber derlei Dinge auf eine riesige Wand zu projizieren und mit bizarren Bilddarstellungen auszuschmükken, liegt kein Anlaß vor. Demgegenüber treten die wenigen Beispiele von Wohnungstypen in den Hintergrund, zum Teil durch ihre Belanglosigkeit, noch mehr aber deshalb, weil der Besucher an ihnen keinen Maßstab für die Anschaffungsmöglichkeiten findet sondern bestenfalls Gelegenheit hat, sich hier und da auf einen Stahlstuhl zu setzen und die Sitzfähigkeit zu prüfen.

Ein Kapitel für sich ist die Abteilung „Bildende und Baukunst". Hier haben sich unter der Leitung von Bruno Paul, der auf sein Werk recht stolz zu sein scheint, eine Anzahl Künstler im Ausschmücken isoliert aufgebauter Wände betätigt. Damit ist das Gegenteil von dem erreicht, was man eigentlich zeigen wollte, nämlich die Verbindung von Bildender Kunst und Architektur. Die ohne jede architektonische Beziehung nackt nebeneinander stehenden Wandmalereien beweisen nichts — man hätte sie doch wohl in Architekturen stellen müssen. Aber, ist es denn überhaupt richtig, heute, wo man eigentlich nicht das dauerhafte sondern das bewegliche Heim bevorzugt, in so aufdringlicher Weise eine Technik zu propagieren, die ganz unzeitgemäß ist; denn für die moderne Wohnung scheint das bewegliche Bild doch den einzig brauchbaren Typ des Wandschmuckes abzugeben!

Nur in einer einzigen Abteilung der großen Ausstellung scheinen die Besucher wirklich auf ihre Rechnung zu kommen, in der theoretischen, wo man sich tagelang wirklich Wissenswertes, neben vielem Unnötigen, vorführen lassen kann. Sehr auffallend ist die Willkür vieler Statistiken, wie zum Beispiel derjenigen, die besagt, daß man sich bei einem Monatseinkommen von 225 Mark und einer monatlichen Ausgabe von 45 Mark für die Wohnung vier Zimmer mit Nebenräumen leisten könne!

Die Bauausstellung hätte eine große pädagogische Aufgabe gehabt. Es ist fast erschreckend zu

sehen, wieviele Menschen täglich dorthin kamen, um sich belehren zu lassen, und wie sie kopfschüttelnd herumirrten. Ist wirklich, wie wir immer geglaubt haben, die Architektur die führende Kunst unsrer Zeit? Und wo ist die Werktreue und Sachlichkeit, von der wir so schönes in den Büchern lesen?

Ferdinand Eckhardt

Notverordnung als Preisausschreiben

Über Lavals letzte Worte an Brüning berichtet anläßlich der Rückkehr Brünings aus London die ‚B.Z. am Mittag' vom 25. Juli folgendes:

> Lavals letztes Wort vor dem Abschied von Brüning war die erneute Versicherung, daß er alles zu tun bereit sei, um eine „fruchtbare und praktische Zusammenarbeit besonders auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiet zu stärken."
>
> „Wenn Sie irgendeine Idee haben," sagte er wörtlich zu Brüning, „zögern Sie nicht, sie mir sofort mitzuteilen. Ich meinerseits werde das gleiche tun."

Wie wir hören, stellt sich die Reichsregierung auf den Standpunkt, daß auf Grund der Weimarer Verfassung (vgl. „die Gleichheit aller Deutschen") nicht nur die Reichsregierung, sondern jeder Deutsche, der an der Konsolidierung der Verhältnisse interessiert ist, eine Idee zu haben verpflichtet sei. Sie plant darum eine neue Notverordnung, aber diesmal erfreulicherweise in Form eines Preisausschreibens.

Das Preisausschreiben soll lauten: „Wer hat eine Idee und wie rettet man mit solcher am schnellsten unser deutsches Vaterland?" Durch die Not verordnet wird: „Jeder Deutsche, der das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht und in den Grenzen des erlaubt Republikanischen zu denken gelernt hat, ist verpflichtet, an diesem Preisausschreiben teilzunehmen."

Um auch denen, welche über die Grenzen des erlaubt Republikanischen hinaus denken, Gelegenheit zu geben, in diese Grenzen zurückzukehren, werden Preise verteilt, welche mit großen politischen Erleichterungen verbunden sind.

Wie man hört, ist der

1. Preis: eine völlig kostenlose dreitägige Reise nach Paris zwecks Vorstellung bei Laval. Die 100-Mk.-Ausreisebuße entfällt.
2. Preis: völlig kostenloses Dreiminuten-Telephongespräch mit Laval zwecks Austauschs von Gedanken. Der Zoll für Gedanken entfällt.
3. Preis: persönliches Gespräch mit Brüning. Eine politische Erleichterung kann hier nicht gewährt werden.

Außerdem 997 Trostpreise: Inhaber dieser sind berechtigt, von den Sparkassen, solange die Bankfeiertage Geltung haben, Summen in unbeschränkter Höhe abzuheben. Über die Verschiebung dieses Kapitals nach dem Ausland sind entgegen der Not-

verordnung über Kapitalflucht bedeutende Erleichterungen vorgesehen.

Deutsche! Habt deutsche Ideen!

Heinz Dietrich Kenter

Rechtwinklige Büste erwünscht

Ich wünsche ein wackres, urwüchsiges, edles deutsches Mädchen als Lebenskameradin — von nord. Blut u. Charakter: rechtwinklig an Leib und Seele, von gesund., natürl. Empfinden, mit Schneid, Freiheitsdrang, Weibesstolz, Opfersinn u. Sangesfreude, mit heißer Hingabe zu Volk u. Sippe, Heimat u. Herd, zu Natur, Sonne u. Leibesübg.; ein echt weibl. u. ebenmäß., gerades, vollk. gesundes u. wetterfestes, unbed. wahres u. ehrl., furchtloses und treues Mädchen m. stark. Lebensbejahg. u. d. siegh. Willen zu einem neuen schöneren Leben, mit Lust u. Eignung z. Landwirtschaft soll es sein (völk. Bauerntochter u. aus der Artamanen- od. sonst. völk. Erneuerungs-Bewgg.), ein Mädchen, das Bestimmung in ein. artgem. Leben auf eign. Scholle in Natur u. Sonne, als Weib u. Mutter, Bäuerin u. Mitkämpferin in uns. völk. Kampf sieht — an der Seite eines geraden, gesunden, natur- u. sportl. bäuerl. deutschen Mannes. — Ich bin Anf. 30, 170 Zentimeter groß, Bauernsohn, Krgsfw., Res.-Offz. (Stoßtrupp- u. Flugzeugf.), z. Z. Schulmstr., u. will wieder Bauer werden. — Vermögen nicht Bedingung, aber Gesundheit an Leib u. Seele. Tanz- u. Modepuppen ausgeschlossen! — Für uneigenn. Vermittlg. von Gesinnungsfr. wäre ich dankbar! — Frdl. Zuschr. m. Bild unter „Deutscher Bauer" a. d. Vlg.

'Die Kommenden'

Verweye doch, du bist so schön

In den „Münchner Neusten Nachrichten" schreibt der bonner Prof. J. M. Verweyen:

Man braucht nur zu sagen, daß bis in den letzten Winkel des Raumes, in dem sich der Hörende befindet, die drahtlos gesandten Wellen fernster Orte sich zusammenfinden, und zwar — diese Feststellung rührt schon an schwierigste physikalische Probleme — finden sie sich in einem Punkte zusammen, an dem sie mit entsprechenden Aufnahmeapparaten von menschlichen Ohren vernommen werden können. So wird also schon physikalisch das Dort zum Hier, so daß man etwa sagen kann: an diesem Punkte des Raumes ist die Welle Wien wie Berlin, London wie Paris, ja im Prinzip jede Stelle der ganzen Welt ... Solches bedenken heißt, den Blick für die Metaphysik des Radios schärfen, es heißt erkennen, daß alte metaphysische Ideen wie die der göttlichen Allwissenheit und Allgegenwart durch die Radiotechnik eine für begrenzte menschliche Auffassungsweise sehr lehrreiche Veranschaulichung finden.

Was wäre wenn ...

Wenn Deutschland Sieger blieben wär im Streite, —
(Ich sag' es, obs auch vielen nicht gefalle!)—
In Waffen starrte es; die Völker alle,
Sie trügen allzu schwer am Eisenkleide. —

Dem Deutschen ziemts, fürs Vaterland zu glühen
Und auch vorm Schwerte nicht zurückzubeben,
Einherzugehn mit männlichen Gebärden! —

'Der Reichsbote' Nr. 177

Hinweise der Redaktion

Rundfunk

Dienstag. Hamburg 17.15: Kontinentalpolitik seit fünf Jahrhunderten, Felix Stössinger. Langenberg 20.00: Griechisches Weekend, Leo Matthias. — München 20.50: Hans Schweikart liest zwei Geschichten von Alexander Lernet-Holenia. — Leipzig 21.10: Otto Bernstein liest aus Arnold Zweigs Knaben und Männer. — **Mittwoch.** Leipzig 18.20: Arbeitslosenschicksale von Bruno Nelissen Haken. — Langenberg 18.40: Von der Eigenart der Weltarbeitslosigkeit, Fritz Sternberg. — Königswusterhausen 19.20: Literarische Gaststätten, Erich Mühsam. — **Donnerstag.** Berlin 17.45: Gerhart Pohl liest eigne Dichtungen. — Königsberg 20.00: Leonie Pepler liest aus Leonhard Franks Der Mensch ist gut. — **Freitag.** Frankfurt 18.40: Die Dichter arbeiten an der Zeitgeschichte, Hermann Kesser und Paul Laven. — München 21.50: Stunde des Bühnenkünstlers, Frida Richard. — **Sonnabend.** Leipzig 18.35: Zwei Kurzgeschichten von Alfred Prugel. — Berlin 19.30: Die Erzählung der Woche, Otto Rombach.

Antworten

Kampfkomitee für die Freiheit des Schrifttums. Ihr übermittelt uns den nachfolgenden Aufruf: Die Freiheit von Wort und Schrift hat in Deutschland aufgehört zu bestehen! Der Schriftsteller soll verhindert werden, seine Meinung frei zu äußern und Regierungsmaßnahmen nach seiner Überzeugung zu kritisieren! Die Regierung handelt dabei nach den Wünschen und Befehlen der großkapitalistischen Interessenten und der kirchlichen Kulturfeinde. Das sogenannte Republikschutzgesetz hat Hunderte von linksgerichteten Schriftstellern wegen literarischen „Hochverrats" ins Zuchthaus, Gefängnis und auf Festung gebracht. Die Notverordnung vom 28. März 1931 schuf weitere, der verwegensten Auslegung zugängliche Unterdrückungsmöglichkeiten. Die Pressenotverordnung vom Juli endlich läßt die Vorschrift fallen, Verbote durch Tatsachen zu begründen, und bestellt durch Einführung des „Ermessens" die Polizeiwillkür zum obersten Zensor. Politisch unbequeme Zeitungsverlage sollen materiell ruiniert und die Schriftsteller und Redakteure entweder zu Gesinnungslumpen oder brotlos gemacht werden. Vor allem aber soll jeder Kampf der werktätigen Massen gegen die Diktatur der Notverordnungspolitik gewaltsam unterdrückt werden. Den Beweis erhielten zahlreiche Schriftsteller Berlins, als sie am 29. Juli in einer Versammlung gegen die Notverordnungen protestieren wollten: Die Polizei verhinderte unter Androhung von Gewalt die Kundgebung. Wir fühlen uns verpflichtet, zu unerbittlichem Kampf gegen jede Art von Unterdrückung der freien Meinungsäußerung aufzurufen. Als Journalisten, Schriftsteller, Dichter, wenden wir uns an alle Gleichgesinnten im Lande ohne Unterschied der Parteirichtung und fordern sie auf, sich unsrem Kampfaufruf in aller Öffentlichkeit anzuschließen. An die Presse richten wir die Aufforderung, durch Abdruck dieses Aufrufs unsern Kampf zu unterstützen. Kampfkomitee für die Freiheit des Schrifttums. Der Arbeitsausschuß: Carl Baade, Dr. Edith Bone, Julian Borchardt, Bernard von Brentano, Dr. Andor Gabor, Professor Alfons Goldschmidt, Dr. Kurt Hiller, Dr. Erich Kästner, Walther Karsch, Dr. Johannes Karl Koenig, Alfred Kurella, Berta Lask, Dr. Käte Marcus, Peter Maslowski, Erich Mühsam, Friedrich Natteroth, Ludwig Renn, Recha Rothschild, Dr. Artur Samter, Anna Seghers. Vorläufige Adresse, an die Zustimmungserklärungen erbeten werden: Walther Karsch, Berlin-Neukölln, Böhmische Straße 16, 3 Treppen.

Rundfunkhörer. Wir werden im nächsten Heft auf die in der heutigen Nummer veröffentlichte Entgegnung des Rundfunk-Intendanten Hans Flesch zurückkommen, und ebenso auf einen Brief, den der Rundfunksänger Leo Monosson in dieser Angelegenheit an uns gerichtet hat.

Wilhelm II., Doorn. Wieviel hat man Ihnen an Ihren Bezügen gesperrt?

Reichskanzler a. D. Cuno. Und Ihnen —?
General Ludendorff. Und Ihnen —?
Reichswehr-Etat. Und Dir —?

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Volksentscheid von Carl v. Ossietzky

Zwei Drittel aller preußischen Staatsbürger begegnen sich in dem Wunsch, etwas zu unterlassen. Das ist der dürre Sinn der Ablehnung dieses Volksentscheids. Wie wäre das Resultat gewesen, wenn die Regierung Braun mehr gefordert hätte als ein Bleibenlassen, als eine Unterlassungstugend? Die Herren Hugenberg und Seldte sind doch sonst keine so langsträhnigen Theoretiker, sondern intime Kenner der deutschen Volksseele. Hätte das Begehren schlankweg gelautet: Die preußische Staatsregierung ist unverzüglich aufzuhängen! — es hätten sich zwanzig Millionen eingeschrieben. Wer interessiert sich denn bei uns für formale Demokratie?

Schon die bruchweisen Resultate, die jetzt, Montag Nacht, vorliegen, zeigen das Steckenbleiben des Volksentscheids. In den meisten Wahlkreisen sind nicht mehr als einige dreißig Prozent erreicht worden, nur die pommersche Vendée kommt, wie nicht anders zu erwarten war, über fünfzig Prozent hinaus. Es ist den Rechtsparteien nebst Dingeldey nicht gelungen, einen zweiten 14. September in Szene zu setzen. Die Wähler sind müde geworden und glauben nicht mehr an die Heilkraft parlamentarisch-legaler Mittel, am allerwenigsten, daß durch ein innenpolitisches Partialunternehmen viel gebessert werden könnte. Das Ergebnis ist kein Vertrauensvotum für die preußische Regierung, sondern ein Zeugnis wachsender Passivität.

Auf beiden Seiten ist die Bedeutung dieser Abstimmung erheblich überschätzt worden. Der preußische Landtag wird sowieso im nächsten Frühjahr neu gewählt werden. Seine Zusammensetzung wird in jedem Fall eine ganz andre werden, da die meisten bürgerlichen Parteien, die im Landtag noch in alter Stärke sitzen, im Reiche inzwischen zusammengebrochen sind. Der Ausgang des Volksentscheids besagt gar nichts über das künftige Kräfteverhältnis; es liegt auch noch ein Winter wachsender Arbeitslosigkeit und neuer Verelendung zwischen heute und dem Wahltermin. Namentlich das allzu erregte Ausland irrt, wenn es von einem Entscheidungskampf zwischen Demokratie und Reaktion spricht. Die Demokratie hat ihre Marneschlacht schon hinter sich und ist in einen Stellungskrieg gedrängt worden, über dessen Ausgang sich kein Kenner Deutschlands im unklaren sein sollte. Den Block Brüning-Braun, von dem schlecht unterrichtete ausländische Pressevertreter in Berlin phantasieren, gibt es nicht. Es gibt einen Block Hindenburg-Brüning-Reichswehr, das ist die machtpolitische Grundlage der gegenwärtigen Diktaturwirtschaft. Die Legende, daß Brüning und Braun, ein katholischer und ein sozialistischer Demokrat, das deutsche Weltgebäude gemeinsam auf starken Schultern tragen, ist ein frommer Irrtum, der dem Reichskanzler indessen zurzeit aus außenpolitischen Gründen zustatten kommt, weil er ihm in London und Paris eine liberale Aura sichert. In Wahrheit wird die Regierung Otto Braun in Preußen nur durch die bedingungslose Kapitulation der So-

zialdemokratie im Reiche erkauft. Die früher sehr tätige preußische Koalitionsregierung besitzt heute auch nicht mehr den Schatten ihrer einstigen Autorität und Selbständigkeit. Die ahnungslosen Toren, die noch immer an das Bündnis zwischen Reichsregierung und Preußenregierung glauben, wurden rauh aus ihren Träumen gerissen, als unmittelbar vor der Volksabstimmung vom Reichspräsidenten-Palais aus versucht wurde, Herrn Otto Braun wegen der Zwangsveröffentlichung der allerdings unsagbar schlechten preußischen Regierungsproklamation ein Bein zu stellen. Dieser Zwischenfall zeigt allzu deutlich, daß die engern Berater des Reichspräsidenten mit den sozialdemokratischen Ministern in Preußen schon jetzt gern reinen Tisch gemacht hätten, ohne viel nach der Außenwirkung zu fragen. „Mich wird man nicht an der Wahlurne sehen," sagte Herr Brüning in seiner Rundfunkrede. Dafür hat man aber Herrn Schiele gesehen, Hindenburgs Ziehkind.

Es mutet etwas komisch an, wenn das Hugenbergsche Montagsblatt in der ersten Bestürzung über die kargen Ziffern den Kommunisten die Schuld in die Schuhe schiebt. Erwägt Hugenberg etwa eine Schadenersatzklage gegen Thälmann? Ein festes Abkommen bestand doch nicht. Die Kommunisten hatten doch ihren Kampf auf eigne Faust und unter eigner Parole geführt. Es ist Heuchelei und Unsinn obendrein, wenn die Sozialdemokraten behaupten, die KPD habe als Verbündete der Rechten mitgewirkt. Einig waren die Parteien des Volksentscheids nur in der Forderung nach Neuwahlen, sonst lag weder in Programm noch Ziel eine Gemeinsamkeit vor. Die Sozialdemokratie ist am wenigsten legitimiert, solche Anklagen zu erheben, nachdem sie seit 1914 mit jeder Reaktion durch Dick und Dünn gegangen ist. Erst bei der Beratung des letzten Reichswehretats hat ihr Redner Schöpflin das provozierende Wort gebraucht: „Lieber mit Gröner als mit den Kommunisten!" was auch nicht grade von proletarischer Solidarität durchtränkt ist. Der Abgeordnete Münzenberg ist durchaus im Recht, wenn er in einem seiner Blätter schreibt: „. . . es gibt keine Partei in Deutschland, die soviel ihrer besten Kämpfer, Funktionäre und Mitglieder im Kampfe gegen den Fascismus verloren hat wie die KPD." Leider unternimmt es der rote Zeitungslord in diesem Artikel, die Stellung der ‚Weltbühne' zu den Kommunisten in der Frage des Volksentscheids in rüdester Weise zu verfälschen, sehr im Gegensatz zu seinem eignen Zentralorgan, das unsre Meinung richtig ausgelegt hat.

Trotzdem sollte die Tatsache, daß unzählige kommunistischen Wähler ferngeblieben sind, der Zentrale ernsthaft zu denken geben. Die Partei hat im letzten Jahr allzu viel experimentiert, allzu viel abwegige Versuche gemacht, die Abgesplitterten von rechts aufzufangen. Darüber hat sie die Massen vergessen, die ihr von Links zuströmen können. Es wird für die KPD Zeit, aus den Illusionen einer Selbstzweck gewordenen Propaganda, aus den abgründigen Bezirken des skrupellosen Seelenfangs in die wirklichen Sachwerte zurückzukehren. Die deutsche Arbeiterschaft ist für Militarismus und Nationalismus nicht einzuspannen. Das hat sich auch hier wieder spontan gezeigt.

Die Regierungspresse ist schon daran, uns zu belehren, daß dieser Volksentscheid in erster Linie als ein Votum für die Politik Brünings aufzufassen sei, als ihre Rechtfertigung nicht durch das Parlament, das ja nach Hause geschickt ist, sondern durch das unendlich größere Forum des Plebiscits. So hätten also die sozialdemokratischen Arbeiter die Notverordnungen, den Lohnabbau, die Reduzierung der Sozialpolitik legalisieren wollen? Das wird doch nur ein gottverlassener Narr behaupten wollen. Und Herr Severing ist auch kein solcher Volksheld mehr, als daß seine von der Polizei verprügelten Untertanen ihm damit seine selbstgeflochtenen Lorbeerkränze hätten bestätigen wollen. Nein, dieser 9. August hat keinen Sieg gebracht, dazu ist das Ergebnis zu zweischneidig, die Wirkung zu zwitterhaft. Mögen die, die nicht alle werden, Fahnen heraushängen und Freudenfeuer abbrennen. Was gibt es da viel zu heroisieren? Dieser Sieg der Demokratie ist nur möglich geworden, weil die preußische Regierung das Zuhausebleiben als höchste staatsbürgerliche Pflicht proklamierte. Was wäre aber geworden, wenn sie selbst von ihren Leuten Aktivität gefordert hätte? Was? frage ich.

Bruch in der nationalen Front von K. L. Gerstorff

Der deutsche Kapitalismus ist als Imperialismus später in die Weltgeschichte eingetreten als der englische und französische Kapitalismus. Er fand die Welt bereits verteilt vor. Das Mißverhältnis zwischen der Entwicklung der deutschen Industrie und den mangelnden imperialistischen Expansionsmöglichkeiten ist einer von den entscheidenden Gründen gewesen, die zum Weltkrieg geführt haben. Nach 1917 hat sich die deutsche Industrie in weit schnellerm Tempo entwickelt als die Industrie der europäischen Konkurrenzstaaten. Die Möglichkeiten einer imperialistischen Expansion sind aber noch weit ungünstiger als früher. Dieser Widerspruch durchzieht die gesamte deutsche Außenpolitik der Nachkriegszeit, vor allem die Politik der Regierung Brüning. Als die Sozialdemokratie seinerzeit aus der Regierung ausschied, als mit Brüning auch Treviranus und Schiele eintraten, hielt man die Zeit für gekommen, um eine aktive imperialistische Außenpolitik zu treiben. Panzerkreuzer und österreichische Zollunion sind die deutlichsten Symptome. Man versuchte dies in einem Zeitpunkt, wo die internationale Krise sich weiter verschärfte und wo immer deutlicher wurde, daß der deutsche Kapitalismus in der Krise das schwächste Glied der Kette sei, in dem daher jede zusätzliche Belastung leicht zu einer Katastrophe führen konnte. Die Folgen haben wir in den letzten Wochen genügend zu spüren bekommen. Es ist an dieser Stelle der Nachweis gebracht worden, daß die Reparationszahlungen zwischen Dawes- und Youngplan nicht durch Exportüberschüsse aufgebracht wurden, sondern dadurch, daß man sich das Doppelte dessen borgte, was man zahlte. Acht bis zehn Milliarden kurzfristiger Gelder sind vom Ausland in Deutschland angelegt worden, und heute, nach den

starken Abzügen durch die ausländischen Gläubiger, dürften die kurzfristig angelegten Beträge noch fünf Milliarden übersteigen. An diesem Betrag ist Frankreich nur mit einem kleinen Prozentsatz beteiligt; aber die internationale Verflechtung der Kapitalmärkte macht die französische Position Deutschland gegenüber stärker, als es diesem geringen Prozentsatz entspricht. Der französische Kapitalismus hatte in den letzten Jahren eine starke Aktivität in seiner Zahlungsbilanz. Im Gegensatz zum englischen und amerikanischen Kapitalismus hat er diese Aktivität nicht zu langfristigen Kapitalexporten ins Ausland benutzt. Der langfristige Kapitalexport spielte in diesen Jahren in Frankreich nur eine geringe Rolle. Sondern er hat auf der einen Seite die Goldbestände der Bank von Frankreich vermehrt, die heute mehr als doppelt so groß sind wie die Goldbestände der Bank von England und der Reichsbank — er hat auf der andern Seite Milliarden kurzfristig im Ausland angelegt, einen bescheidenen Prozentsatz in Deutschland, einen sehr erheblichen in England. Ein außerordentlich schnelles Tempo der französischen Geldabzüge in England würde die City in Kalamitäten bringen, oder sie zwingen, die in Deutschland angelegten Gelder abzurufen.

Die französischen finanziellen Druckmittel sind also sehr bedeutend. Als die deutsche finanzielle Lage sich trotz der Hoover-Botschaft stark verschlechterte und der Run der auswärtigen Gläubiger einsetzte, wurde von amerikanischer und englischer Seite ohne jede Verschnörkelung erklärt, daß langfristige Kredite nur nach einer Verständigung mit Frankreich zu haben seien.

In diesem Punkt hat sich die Situation bisher nicht geändert. Beweis gibt die letzte Rundfunkrede Brünings, die dadurch besonders charakteristisch ist, daß er sich alle Möglichkeiten offen läßt. Brüning sagte über die letzten Konferenzergebnisse bei aller vorsichtigen diplomatischen Formulierung, daß nichts erreicht ist: „Eine durchgreifende Finanzhilfe großen Stils — ich trage keine Bedenken, dieses festzustellen — ist damit einstweilen nicht erreicht." Er betont weiter, daß die politischen Voraussetzungen für eine Anleihe nicht gegeben seien? „Ich stelle erneut fest, daß eine große Auslandsanleihe augenblicklich und für geraume Zeit außerhalb der realpolitischen Möglichkeiten liegt, insbesondere in der Tatsache, daß zu einer solchen Anleihe die Garantie mehrerer großer Länder verlangt wird, deren Zusage teils aus staatsrechtlichen, teils aus finanztechnischen Gründen zur Zeit ausgeschlossen ist."

Brüning will sich aber mit diesen letzten Sätzen durchaus nicht etwa auf irgend eine Autarkie festlegen, er betont im Gegenteil: „Es ist ausgeschlossen, daß wir Deutschland mit einer chinesischen Mauer umgeben können, innerhalb deren das deutsche Volk unter Befriedigung seiner eignen Bedürfnisse ausschließlich eignem Handel und Wandel nachgehen könnte. Die deutsche Wirtschaft ist und bleibt auf enge handelspolitische Zusammenarbeit mit dem Auslande angewiesen."

Also: heute keine Auslandsanleihen, aber auch keinen Versuch, die Bindungen des deutschen Kapitalismus mit dem Weltkapitalismus, die Bindungen des deutschen Außenhandels mit dem Weltaußenhandel zu lockern. Und später? Darüber sagt Brüning: „Eine große ausländische Finanzhilfe ist, wie ich schon sagte, im Augenblick außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Was für die Stunde gilt, braucht aber nicht für die Dauer zu gelten."

Die Möglichkeit einer Verständigung mit Frankreich wird also durchaus offen gelassen. Was aber bedeutet die Verständigung mit Frankreich, ohne die langfristige Kredite nicht zu erreichen sind? Sie bedeutet, daß in nächster Zeit an der militärischen Vormachtstellung Frankreichs nicht gerüttelt wird. Wenn das Monopolkapital, wenn die Brüningregierung diese militärische Vormachtstellung Frankreichs für die nächste Zeit anerkennt — und nichts andres bedeutet die politische Verständigung — dann wird man französische Gelder bekommen, sonst nicht.

Wenn man sich aber mit Frankreich verständigt, dann wird damit ein Keil in die nationale Front getrieben, und zwar zu einem Zeitpunkt, wo dies sehr gefährlich werden kann. Der deutsche Kapitalismus ist im Niedergang. Die ungeheure Mehrheit des deutschen Volkes wird davon betroffen. Nicht nur die Proletarier, sondern immer mehr auch die breiten mittelständischen Schichten, die zwei Fünftel der Bevölkerung ausmachen. Sie hat man bisher durch die Betonung der „nationalen Belange" aus einer gemeinsamen Front mit dem Proletariat gegen das Monopolkapital herauszubrechen versucht. Der Nationalismus ist die Klammer, die das Monopolkapital und die Brüningregierung, die Reichswehrgenerale und die Mittelschichten, Hitler und Hugenberg, den Stahlhelm und die Jungdo, den Evangelischen Volksdienst und die Wirtschaftspartei zusammengefaßt hat. In einer ökonomisch ruhigern Zeit konnte man gleichzeitig Stahlhelmparaden in Breslau machen und die weltwirtschaftlichen Beziehungen zu pflegen versuchen. In der heutigen Situation, um dies noch einmal zu sagen, wo jede zusätzliche Belastung zur Katastrophe werden kann, wird dies immer schwerer möglich sein. Daher die scharfen Worte Brünings, daß man Deutschland nicht mit einer chinesischen Mauer umgeben darf. Tut man das aber nicht, stellt man die nationale Phrase zurück, so beginnt die Klammer sich zu lösen, die bisher die revoltierenden Mittelschichten mit dem Monopolkapital gegen das Proletariat vereinigt hat. Die Klammer beginnt dann an Festigkeit zu verlieren, wenn man sie am nötigsten braucht, wenn die ökonomische Situation sich weiter verschärft. Man braucht kein Prophet zu sein, um voraus zu sagen, daß die Lebenslage von 90 Prozent der Bevölkerung sich in den nächsten Monaten verschlechtern wird. Die Arbeitslosigkeit wird stärker zunehmen, als man angenommen hat, die Steuern gehen weniger ein, als man angenommen hat; man wird sich helfen wie bisher, man wird die Sozialpolitik abbauen, den Arbeitslosen wird es noch schlechter gehen. Die Löhne werden weiter abgebaut werden, im

Rheinland hat man bereits den Anfang gemacht, und die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' fordert in rührender Bescheidenheit gleich einen Abbau von dreißig Prozent. Die Krise, die zur Geld- und Kreditkrise geworden ist, trifft natürlich vor allem die kleinen, die Mittelbetriebe. Hier wird ein großer Teil auf der Strecke bleiben.

Man hat es diesmal schwerer als je zuvor, all das Elend dem „Feindbund" in die Schuhe zu schieben, der die „Younglasten" einzieht, der Deutschland in ein „Kolonialland" verwandelt. Denn die Verschlechterung der Lage der ungeheuren Mehrheit in Deutschland ergibt sich im Reparationsfeierjahr. Wenn nun noch dazu, um die französischen Kredite zu erhalten, um den Kontakt mit dem Weltmarkt aufrecht zu erhalten, der Nationalismus etwas abgestoppt wird, so droht für das Monopolkapital die Gefahr, daß große Massen, die man bisher durch den „Nationalismus" von dem „internationalen" Marxismus ferngehalten hat, ihm die Gefolgschaft verweigern und in die Front der revolutionären Arbeiterschaft eintreten. Die Gefahr ist groß. Der Bruch in der nationalen Front kann eintreten, da Hugenberg und Hitler schwer mehr zurückkönnen. Um dieser Gefahr zu begegnen, besitzt das Monopolkapital nur einen einzigen Weg, dessen Gefahren bekannt genug sind; einen Weg, den Brüning selbst in seiner letzten Rundfunkrede noch abgelehnt hat: man nennt ihn heute Autarkie. In der Brüningregierung sind seine eifrigsten Vertreter Treviranus und Schiele. Man will die wirtschaftliche Verflochtenheit des deutschen Kapitalismus möglichst verringern. Man will dadurch einmal die unrentablen landwirtschaftlichen Betriebe, die keine sonstige Zuwendung mehr zu retten vermag, dadurch retten, daß man die Agrarzölle noch weiter erhöht; die Parole ist, daß die deutsche Landwirtschaft die Bevölkerung allein zu ernähren vermag. Damit will man die Abhängigkeit des deutschen Kapitalismus vom Weltkapitalismus verkleinern. Denn braucht man weniger zu importieren, dann braucht man auch weniger zu exportieren. Und wenn das Ausland seine Gelder zurückverlangt, und man sie nicht hat — und woher sollen Hitler und Hugenberg sie haben? — nun, auch die südamerikanischen Länder und Australien haben die Zahlung in fremder Währung abgelehnt. Warum soll man das nicht auch in Deutschland tun? Also eigne Währung mit Inflation; und wenn die deutsche Industrie erklärt, daß infolge der Gegenmaßnahmen aller andern Länder ihre Absatzchancen sich katastrophal verringern würden, nun, dann sagt man ihr, die Löhne sollen soweit abgebaut werden, daß sie doch noch konkurrenzfähig bleibt.

Bisher hat sich die Industrie mit diesen Plänen noch sehr wenig befreundet. Im Gegensatz zu Herrn Hitler kann sie rechnen. Sie weiß, daß schon vor der Weltkrise etwa ein Viertel der deutschen Produktion ins Ausland gegangen ist, sie weiß, daß der Anteil der Ausfuhr in der Krise stark gestiegen ist, weil die gesamte industrielle Produktion weit stärker gesunken ist als die Ausfuhr. Sie weiß weiter, daß, wenn durch die landwirtschaftlichen Zölle alle Lebensmittel den Arbeitern verteuert werden, man schwer im gleichen Zeit-

punkt noch die Löhne abbauen kann. Sie weiß letzthin, daß die Arbeitslosigkeit bei derartigen Experimenten ins Uferlose anschwellen würde. Wir hatten im Winter fünf Millionen Arbeitslose, jetzt, im Hochsommer, vier. Das Institut für Konjunkturforschung schätzte sie Anfang Juni auf fünf bis sechs Millionen für den kommenden Winter und dies unter der Voraussetzung, daß keine weitere Verschlechterung eintreten würde. Nun haben wir die Geld- und Kreditkrise, deren Wirkungen auf den Arbeitsmarkt sich in nächster Zeit erst deutlicher zeigen werden. Schon dadurch wird die Arbeitslosigkeit im Winter weit größer werden, als es das Institut für Konjunkturforschung angenommen hatte; wir werden im Winter sicher mit sechs bis sieben Millionen zu rechnen haben. Wenn man aber noch irgend welche Schritte auf dem Wege zur Autarkie machen will, dann würden die sich daraus ergebenden wirtschaftlichen Gesamtumstellungen zunächst zur Folge haben, daß im Winter jeder zweite Deutsche arbeitslos ist. Das weiß die Industrie und daher verhält sie sich gegenüber allen Autarkieplänen sehr distanziert. Nicht nur die chemische und die elektrische Industrie, die besonders stark mit den Weltmärkten zu tun haben, sondern auch die Schwerindustrie hat sehr ernste Bedenken.

Brüning hat zwischen zwei Übeln zu wählen. Verständigt er sich mit Frankreich, so ist der Bruch in der nationalen Front unvermeidlich. Dieser Bruch bedeutet eine außerordentliche Verstärkung der revolutionären Arbeiterschaft. Wird aber die nationale Front zusammengehalten, so kommt man zu einer Wirtschaftspolitik, die zu einer katastrophalen Zuspitzung führt.

Brüning hat die Wahl zwischen zwei Übeln. Also muß er lavieren, also muß er stets durch die Ereignisse wieder überrascht werden. Es ist an dieser Stelle schon mehrfach gesagt worden: Es ist das Zeichen einer herrschenden Klasse, daß sie die kommende ökonomische Entwicklung richtig voraussieht und sie in ihren politischen Maßnahmen vordiskontiert. Es ist das Zeichen des Niedergangs einer herrschenden Klasse, daß sie die kommende ökonomische Entwicklung nicht mehr richtig voraussehen, daher durch ihre politischen Maßnahmen nicht vorwegnehmen kann. Die letzten Wochen und Monate brachten die tausendfache Bestätigung für diesen Satz; die kommenden werden ihn gleichfalls bringen. Es wird Brüning von kapitalistischer Seite schon vorgeworfen, daß er alle seine Maßnahmen nur halb und zu spät trifft und daß sie auch von kapitalistischen Gesichtspunkten aus ihre Wirkung verfehlen. Brüning sucht zu lavieren, aber die geschichtliche Situation verringert die Lavierungschancen ständig. Die Widersprüche im nationalen, im bürgerlichen Lager nehmen zu. Wenn die Decke zu kurz wird und immer mehr Löcher aufweist, dann soll der Nachbar die schlechte Stelle haben. Die Widersprüche im kapitalistischen Lager nehmen zu — und auf der andern Seite? Der Historiker muß feststellen, daß wir auf dem Wege zur Einheit der Arbeiterklasse noch sehr wenig fortgeschritten sind. Der Politiker muß für die Einheit arbeiten, in dieser Stunde mehr denn je.

Brüning in Rom von Hanns-Erich Kaminski

Manche Leute werfen dem Reichskanzler seine Reise nach Rom vor. In Wirklichkeit bringt Doktor Brüning damit ein großes Opfer. Vor wenigen Wochen erst ist die Enzyklika des Papstes gegen den Fascismus erschienen, in der es heißt: „Wir wie das Episcopat wie der Klerus und alle guten Gläubigen, ja, wie alle Bürger, die die Ordnung und den Frieden lieben, waren und sind in Trauer und in Sorge wegen der nur zu oft systematischen Attentate gegen die heiligsten und kostbarsten Freiheiten der Religion und der Gewissen." Die Enzyklika schildert das schergenhafte Vorgehen der Polizei gegen die Katholische Aktion und selbst gegen die Oratorien der Kinder und die frommen Kongregationen der Marientöchter. „So viele Brutalitäten und Gewalttaten bis zu Schlägen und bis aufs Blut, Unehrerbietigkeiten der Presse, durch Worte und durch Taten, gegen Sachen und gegen Personen, nicht ausgenommen die Unsrige, gingen voraus, begleiteten und folgten der polizeilichen Exekution", erklärt Pius XI. feierlich ex cathedra. Sicher fällt es dem Reichskanzler nicht leicht, eine Regierung zu besuchen, deren Politik in Widerspruch steht „zu den sakrosankten und unverletzlichen Rechten der Seelen und der Kirche". Sicher erfüllt es einen guten Katholiken wie Doktor Brüning mit besonderm Widerwillen, sich mit Mussolini an einen Tisch setzen zu müssen, der die Botschaft des Großen Fascistenrats verfaßt hat, jene Botschaft, von der der Papst sagt: „Die Geschichte der Dokumente, die nicht im Dienst sondern zur Beleidigung der Wahrheit und der Gerechtigkeit verfaßt sind, ist eine lange und traurige Geschichte; aber mit tiefster Bitterkeit müssen Wir sagen, daß Wir selbst in den vielen Jahren Unsres Lebens und Unsrer Tätigkeit in Bibliotheken selten einem so tendenziösen, einem so der Wahrheit und Gerechtigkeit widersprechenden Dokument begegnet sind."

Wenn der Reichskanzler trotzdem eine Romfahrt unternimmt, nicht um sein Knie vor dem Haupt der Christenheit, dem Stellvertreter Gottes auf Erden, zu beugen, sondern um sich mit dessen Widersacher zu treffen, so tut er es nur um Deutschlands willen. Denn wer vermag Deutschland zu helfen, wenn nicht der Fascismus? Hat er nicht auch Ungarn mit guten Ratschlägen geholfen, bis Graf Bethlen wie ein marxistischer Landesverräter die italienische Freundschaft für eine französische Anleihe preisgab?

So zwischen Vaterlandsliebe und Katholikentum gestellt, mag sich Doktor Brüning in Rom an das Wort erinnern, das Jesus über Jerusalem sprach: „Wenn doch auch Du erkenntest zu dieser Deiner Zeit, was zu Deinem Frieden dient! Aber nun ists vor Deinen Augen verborgen." Freilich, vor den Augen des Fascismus ist verborgen, was der Zeit und dem Frieden dient, jedoch der Kanzler, der weiß es. Der Papst hat es nur wenige Wochen vor seiner Enzyklika gegen den Fascismus in der Enzyklika über das soziale Programm Leos XIII. gesagt, er hat darin als allein christlich eine Politik bezeichnet, die weder sozialistisch noch kapitalistisch ist, er hat sogar zu Koalitionen

mit der Sozialdemokratie geraten. Und just das ist ja die Politik des deutschen Reichskanzlers.

In Demut, aber doch voll Stolz darf sich Doktor Brüning in der ewigen Stadt vor Augen halten, daß Deutschland nicht vom Fascismus beherrscht, sondern im Sinn des Heiligen Vaters regiert wird. Was er in Italien sehen wird, muß den Kanzler mit Schmerz und Abscheu erfüllen, und nur das Bewußtsein, aus einem Land zu kommen, dessen Zustände besser sind, wird ihm die Kraft geben, die Eindrücke überhaupt zu ertragen, die ihn als Republikaner und Christen nur immer aufs neue beleidigen können.

Er wird mit einer Regierung zu verhandeln haben, deren Politik hauptsächlich bestimmt ist durch die Besorgnis um ihr Prestige und durch die Furcht, durch Preisgabe nationalistischer Phrasen Anhänger zu verlieren. Er wird sehen, wie diese Regierung Frankreich als den bösen Feind betrachtet, mit dem sie sich um keinen Preis verständigen kann, selbst wenn die Fortsetzung dieser Feindschaft das Land mit den schwersten Gefahren bedroht. Er wird sehen, daß dieselbe Regierung mit ihrem östlichen Nachbarn noch schlechter steht als mit dem westlichen, und daß sie die Hetze für den kommenden Ostkrieg nicht nur duldet, sondern noch fördert.

Er wird sehen, wie diese Regierung selbstherrlich regiert, ohne Parlament, ohne sich vor der Öffentlichkeit zu verantworten. Er wird sehen, daß es keine Pressefreiheit, keine Versammlungsfreiheit gibt und daß das Koalitionsrecht durch das Verbot aller unliebsamen Organisationen kaum noch auf dem Papier steht. Er wird sehen, daß sich das Haupt des Staates dagegen mit einem militärischen Verband identifiziert, der neben dem Heer und der Polizei als dritte bewaffnete Macht eine entscheidende Rolle spielt.

Nicht minder entsetzen wird den Kanzler die fascistische Wirtschaftspolitik. Er wird ein Budget sehen, das die militärischen Ausgaben verschleiert, so daß viele den ganzen Etat als falsch betrachten. Er wird eine Subventionspolitik sehen, durch die der Staat mit den großen Unternehmungen so verfilzt ist, daß niemand mehr weiß, wer Gläubiger und wer Schuldner ist. Er wird den Präsidenten der Staatsbank und den Präsidenten der italienischen Oberrechnungskammer erröten sehen, wenn er sie fragt, wohin die fascistische Wirtschaftspolitik geführt hat, die einst die demokratische Regierung Bonomi angriff, weil sie bankrotte Unternehmungen wie die Banco di Sconto nicht auf Kosten der Steuerzahler mit öffentlichen Mitteln stützte. Er wird sehen, wie durch hohe Zölle zum Besten einiger Produzenten alle Preise künstlich hochgehalten werden.

Er wird sehen, wie die Gehälter und Löhne immer wieder abgebaut werden und wie die staatlichen Schlichtungsstellen immer im Sinn der Arbeitgeber entscheiden. Er wird sehen, daß alle Kommunen bankrott sind, daß der Staat aber genügend Geld für militärische Spielereien und für den Bau einer Kriegsflotte hat, die andern Marinemächten doch unterlegen bleiben muß.

Er wird sehen, daß alle Hochschulprofessoren und Lehrer im Dienst des Fascismus die Jugend vergiften. Er wird sehen, daß die Justiz längst ein Hohn auf jede Gerechtigkeit ist und daß den Richtern jeder Kommunist als Verbrecher gilt.

Er wird sehen, wie die gesamte fascistische Politik dabei von einem prahlerischen Hochmut besessen ist, der Vaterlandsliebe gleich Verachtung und Unterschätzung des Auslands setzt. Er wird sehen, wie die Meinung verbreitet wird, Italien brauche auf andre Länder überhaupt keine Rücksicht zu nehmen und könne mit genügend Begeisterung allein fertig werden. Er wird sehen, wie dieser Nationalismus jedem Andersgesinnten das Leben verbittert und ihn oft um seine ganze Existenz bringt. Er wird sehen, wie dies Regime selbst in Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten schikanös ist, etwa indem es Reisen ins Ausland erschwert oder die Vorführung pazifistischer Filme verbietet.

Der Reichskanzler, dessen Land die freieste Demokratie der Welt ist, wird es schwer haben, angesichts dieser in Italien herrschenden Verhältnisse seine Ruhe zu bewahren. Zum Glück für sein seelisches Gleichgewicht und für die überaus wichtigen Verhandlungen, die er führen muß, kann er auf diese Zustände mit dem erhebenden Bewußtsein herabblicken, ein Volk zu vertreten, „das einig in seinen Stämmen und von dem Willen beseelt ist, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern und zu festigen, dem innern und dem äußern Frieden zu dienen und den gesellschaftlichen Fortschritt zu fördern".

Otto Bauer und James Maxton von Ernst Fischer

Als auf dem Kongreß der sozialistischen Arbeiterinternationale in Wien James Maxton, der Redner der Independent Labour Party, in den marmornen Prunksaal des Konzerthauses hineinrief: „Mit kapitalistischen Mitteln kann die Welt nicht mehr gerettet werden, auch wenn diese kapitalistischen Mittel den Segen der Arbeiterregierungen und der Arbeiterinternationale bekämen!", als die Delegierten der deutschen Sozialdemokratie mit zornigen Zwischenrufen gegen den Engländer protestierten, flog die Nachricht herein und wurde flüsternd weitergegeben: Die Dresdner Bank ist zusammengebrochen! Das Deutsche Reich hat die Garantie übernommen! Maxton, der nichts davon wußte, setzte seine Rede fort: „Wenn Sie sich dem Gedanken hingeben, daß der Kapitalismus geflickt werden kann, wenn Sie eine Politik des Zusammengehens mit bürgerlichen Parteien befürworten, um den Kapitalismus zu stützen, dann machen Sie sich an eine unmögliche Aufgabe heran, dann wollen Sie ein System aufrechterhalten, das nicht aufrechterhalten werden kann!" Das war die Situation, in der sich dieser Kongreß befand.

Einmal schon, im Jahre 1914, sollte der Kongreß der Zweiten Internationale in Wien tagen; der Krieg zerschlug die Internationale, ehe sie für den Frieden plädieren konnte. Siebzehn Jahre später tagt er nun wirklich in Wien, der Kongreß

der Zweiten Internationale, um den Frieden, die Demokratie zu retten; indessen ist der Wirtschaftskrieg zwischen Deutschland und Frankreich losgebrochen; indessen krümmt sich die Demokratie unter den Trümmern des Kapitalismus. Rascher, als eine Resolution geschrieben wird, wächst die Katastrophe. Rascher, als man berät, welcher Weg zu gehen sei, stürzen Lawinen der Weltgeschichte über die Straße, die am gangbarsten schien. Rascher als alle Vernunft funktioniert der Wahnwitz. In dieser Situation befand sich der Kongreß.

Aus den vielen Meinungen, aus den mannigfaltigen Widersprüchen, die in der Internationale zusammengebündelt sind, wurden zwei Resolutionen geformt, eine Resolution der Mehrheit, von Otto Bauer dem Kongreß vorgelegt, eine Resolution der Minderheit, von James Maxton leidenschaftlich verteidigt. Es war eine Mehrheit von dreihundertvierzehn Stimmen. Es war eine Minderheit von fünf Stimmen. Aber das ist nicht das Entscheidende.

Die Resolution der Mehrheit fordert eine internationale Kreditaktion für Deutschland, Hilfe des internationalen Kapitalismus für den deutschen Kapitalismus. Sie fordert eine friedliche Revision der Friedensverträge. Sie wendet sich schließlich drohend an die kapitalistische Welt.

Die Resolution der Minderheit stellt fest, daß der Kapitalismus versagt hat, daß in vielen europäischen Staaten der Fascismus herrscht!

Ist nicht für jeden Sozialisten die Resolution der Minderheit annehmbarer als die Resolution der Mehrheit, sind wir nicht alle der Meinung, daß der Kapitalismus versagt hat, daß es nun Zeit ist, mit allen Mitteln um die Macht, um den Sozialismus zu kämpfen? Aber es wäre falsch und oberflächlich, nur den Text der einen mit dem Text der andern Resolution zu vergleichen, nur wie ein unbefangener Kritikus der Weltgeschichte die Resolution der Minderheit als gut, die Resolution der Mehrheit als unbefriedigend zu klassifizieren. Die Frage ist vielmehr: Wie weit konnte man die Internationale für eine aktive sozialistische Politik gewinnen, wie konsequent durfte man sein, ohne sie entschlußunfähig zu machen, welche positive Parole war möglich, ohne die Politik der deutschen Sozialdemokratie vor der ganzen sozialistischen Welt zu desavouieren? Oder: wenn man dazu entschlossen war, wenn man diese Politik, die gewiß nicht alle für richtig halten, die für sie gestimmt haben, wenn man diese Politik als unsozialistisch und verhängnisvoll, brandmarken wollte — was dann? („Mit Ertrinkenden diskutiert man nicht, Ertrinkende muß man retten!" sagte der Engländer Latham.) Welche Konsequenzen sollte man daraus ziehen, welche Politik der sozialdemokratischen Arbeiterschaft in Deutschland anempfehlen? Diese Fragen hat Maxton nicht beantwortet, um diese Frage hat er herumgeredet; er hat daher eine wirkungsvolle Rede gehalten und einen wirkungslosen Vorstoß unternommen.

Otto Bauer hat gezeigt: „Es gibt zwei Wege zum Sozialismus. Es ist denkbar jener Weg der Gewalt, der Diktatur, des Terrors, zu dem das weltgeschichtliche Beispiel der russischen

Revolution breite Massen von Arbeitern in allen Ländern verlockt. Ja, wir werden nicht leugnen — denn Rußland zeigt es —, daß auch auf diesem Wege die Produktionsmittel den Kapitalisten entrissen werden können, das Besitz- und das Bildungsmonopol der besitzenden Klassen gebrochen werden kann, daß der Versuch gemacht werden kann, die kapitalistische Anarchie durch planwirtschaftliche Organisation der gesellschaftlichen Produktion zu ersetzen. Aber wir wissen alle — denn auch das zeigt Rußland —, daß der Versuch auf diesem Wege erkauft wird mit den denkbar schwersten Entbehrungen durch Jahrzehnte, mit dem Verzicht auf die kostbaren Güter der persönlichen und der geistigen Freiheit... Dieser Weg der Gewalt, der Diktatur, des Terrors, er ist nicht unser Weg. Wir haben immer einen ganz andern entgegengesetzten Weg zum Sozialismus gewollt und wollen ihn auch heute."

Maxton mußte erwidern: Der zweite Weg ist verschüttet, nur der Weg der Gewalt, der Revolution ist frei. Es gibt keine Wahl, es gibt keine Wahlen mehr, der Endkampf hat begonnen, mit all der Schroffheit und all den Schrecken, die Otto Bauer in dunkler Vision heraufbeschworen hat! Aber dieser Engländer, dem von den Deutschen in rüder Art Unkenntnis, ja, sogar Leichtfertigkeit vorgeworfen wurde, hat die mitteleuropäische Situation in der Tat nur verschwommen gesehen; er hat gemeint, es gäbe nicht nur die beiden Wege, die Otto Bauer der Internationale zeigte, sondern man könne sich zwischendurch ins grüne Gelände schlagen und gewaltlos eine revolutionäre Politik machen. Man müsse nur die Parole ausgeben: „Der Sozialismus in unsrer Zeit, der Sozialismus als Aufgabe dieser Generation!" Dafür werbend, werde man den Sozialismus vor Entehrung bewahren und die Zukunft gewinnen. Er hat mit dieser Utopie seiner Resolution die Durchschlagskraft genommen und sie zu einem edlen, aber unfruchtbaren Bekenntnis zur reinen Idee des Sozialismus gemacht.

Die Kommunisten haben den Kongreß der Zweiten Internationale höhnisch einen Kongreß „der gewesenen und der zukünftigen Minister" genannt. Man kann dieses Wort auch ohne Hohn aussprechen. Ja, die europäische Sozialdemokratie hat zuviel Anteil an der Staatsmacht, es ist daher für sie nicht leicht, alle Macht gegen die Staaten des Kapitalismus zu entfalten.

Die Sozialdemokratie verwaltet große Trakte des alten Gebäudes, das niederzureißen immer unvermeidlicher wird; sie hat gehofft, die Eigentümer langsam verdrängen, das Gebäude langsam umbauen zu können, aber die Eigentümer sitzen fest und das Gebäude ist, da sie die Renovierung vereitelten, so schadhaft geworden, daß es einzustürzen beginnt. Die Sozialdemokratie fürchtet nun, unter den Trümmern begraben zu werden und versucht, die Eigentümer in letzter Stunde zur Renovierungsarbeit zu zwingen. Um das Proletariat, das in Untermiete wohnt, verteufelt schlecht und verteufelt ungesund, vor niederbrechendem Stein und Gebälk zu bewahren, ist sie bereit, das ganze Gebäude der kapitalistischen Welt zu retten. Und so gerät sie immer tiefer in die

tragische Situation, desto ohnmächtiger zu sein, je mehr sie Anteil nimmt an der Macht, desto unsicherer zu werden, je mehr der Kapitalismus wankt, desto bitterer die Widersprüche der kapitalistischen Welt zu erleiden, je erbitternder diese Widersprüche sich geltend machen. In dem Augenblick, da diese tragische Situation so deutlich fühlbar wurde wie nie zuvor, hat der Kongreß in Wien getagt.

Heraus aus dieser Situation! hat Maxton der Internationale zugerufen. Mit einer prägnanten Formel hat er die Situation gekennzeichnet: „Man spricht von der Drohung des Fascismus. Von meiner insularen Stellung aus habe ich den Eindruck, daß der Fascismus in Deutschland gewachsen ist, seitdem die deutsche Sozialdemokratie sich auf die Koalitionspolitik festgelegt hat. Es hieß, die Koalition sei notwendig, damit das Kind nicht groß werde. Nun ist es groß geworden, nun droht es immer schrecklicher zu werden." Aber er hat die Konsequenz nicht gezogen, Man fühlte wohl die Hingegebenheit an eine Idee, aber man hätte lieber etwas weniger von dieser Idee und etwas mehr von konkreten Möglichkeiten der Gegenwartspolitik vernommen. Und man begriff: diese „Linke" sieht zwar die Dinge richtig, aber es fehlt ein klares Aktionsprogramm, es fehlt ihr die unerbittliche Konsequenz des Denkens. Und eben dies verschärft die Tragik der Situation; die richtige Diagnose genügt nicht, es muß auch die richtige Heilungsmethode gezeigt werden.

Otto Bauer, der bedeutendste Mann der Zweiten Internationale, zu groß für die österreichische Politik und zu sehr Politiker, um seine Größe frei entfalten zu dürfen, hat den ganzen Kongreß in den Bann seiner Rede gezwungen; dennoch merkten alle, die diesen großen Redner der Logik und der Leidenschaft öfter gehört haben, daß er diesmal gebundener, unfreier sprach als sonst. Es war gewiß eine außerordentliche politische Leistung, die Internationale sozusagen auf das Linzer Programm der „Austromarxisten" zu vereidigen, als ihr offizieller Redner von zwei Wegen zum Sozialismus zu sprechen, von dem Weg der Bolschewiken und von dem Weg der Sozialdemokraten, alle die Meinungsverschiedenheiten und Stimmungsgegensätze in einem Brennpunkt, in der Stellungnahme zur mitteleuropäischen Katastrophe, zu sammeln — aber man spürte die Dämpfung, die Vorsicht, die Konzession an andre Meinungen, andre Stimmungen. Aber auch das war nicht das Entscheidende; vielmehr erkannte man mit schmerzlicher Deutlichkeit die Kernfrage aller sozialistischen Politik. Otto Bauer ist nicht der Typus eines „gewesenen oder zukünftigen" Ministers, nicht ein Schatten von Bürgerlichkeit trübt sein Wesen, nicht der leiseste Nebel von Staatsmännerei verdunkelt seinen Blick, der Sozialismus ist die einzige Leidenschaft dieses Mannes ohne Privatleben — und grade deshalb verkörpert er die ganze Problematik des demokratischen Sozialismus, reiner und tragischer als jeder andre Mann der Zweiten Internationale. Otto Bauers Bekenntnis zur Demokratie ist nicht das Bekenntnis zu einer politischen Form, die angenehmer und vernünftiger ist als eine andre — es ist ein Bekenntnis zur Freiheit und Unverletz-

lichkeit des Menschenlebens. Das geht über politische Erwägungen hinaus, das ist nicht ein Abschätzen taktischer Chancen, das ist der innerste Zweifel eines Mannes, für den die Menschen nicht Material einer Idee, sondern atmende, fühlende, lebende Wesen sind. Und so lautet die unausgesprochene, die ungeheure Frage: Vielleicht ist der Weg, den die Bolschewiken gegangen sind, auf weite Sicht der Weg der Notwendigkeit — aber darf man so verschwenderisch sein wie die Natur, für die Millionen Lebewesen nur Vorbereitung zu einer höhern Spezies sind, darf man um der Zukunft willen Freiheit und Leben der Gegenwart opfern, darf man den Weg des Blutes und des Sieges wählen, solange auch nur die winzigste Möglichkeit besteht, dennoch den andern Weg, dennoch den Weg der Demokratie zu gehen?

Es gibt in Europa gewiß nicht viele Menschen, die eine Situation so klar, so unbarmherzig klar zu sehen vermögen wie Otto Bauer; aber durch alle Konstruktionen des Verstandes schlägt ein großes Menschenherz, dem das Leben und die Freiheit aller Arbeiter, aller Sozialisten kostbar, unerhört kostbar ist. Nach dem österreichischen Unglückstag, nach dem 15. Juli 1927, hat Otto Bauer in tiefster Erschütterung seinem Gegenspieler, dem kalten und harten Seipel, zugerufen: „Ihr wollt mit Menschenblut eure Weinberge düngen!" Und davor, mit Menschenblut die Weinberge des Sozialismus zu düngen, schreckt Otto Bauer zurück, weniger kalt und weniger hart als der Typus Seipel. Und so bricht es aus seiner Rede heiß hervor: „Entweder gelingt es durch rechtzeitige Hilfe in Deutschland und Europa, die Wirtschaft wiederherzustellen, die Demokratie in Europa und damit den Frieden der Welt zu retten; dann ist der Arbeiterklasse der beste, der günstigste Weg erhalten, der Weg der Demokratie. Oder aber, unser Einfluß ist nicht stark und wirksam genug, das durchzusetzen. Oder aber, diese kapitalistischen Regierungen, die vor dem, was kommen kann, zittern und trotzdem nicht imstande sind, ihre innern Widersprüche, ihre Egoismen, ihre Prestigefragen zu überwinden und die rettenden Maßnahmen anzuwenden. Oder aber die Katastrophe bricht herein — dann möge sich niemand darüber täuschen, dann wird es nur noch die eine Aufgabe geben: Wenn schon das Entsetzliche geschieht, es auszunützen mit aller Kraft für die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse, für den Sturz des Kapitalismus, für die Errichtung der sozialistischen Gesellschaft!"

Kaum ein Mensch in Mitteleuropa glaubt, daß das Schlimmste vermieden werden kann — aber was das ist, das Schlimmste, weiß niemand genau. Zwei Wege sind sichtbar, aber man sieht nur den Anfang und nur das Ende der beiden Wege, alles andre ist vage Vision, vernebeltes Schlachtfeld des Grauens. Zwei Wege werden gezeigt, aber in Wahrheit erkennt man keinen Weg, in Wahrheit tasten sowohl die Kommunisten wie die Sozialdemokraten von Tag zu Tag, von Ungewißheit zu Ungewißheit. In Wahrheit warten alle auf die Entscheidung, die herbeizuführen bisher niemand die Vermessenheit, niemand die Besessenheit hatte.

Tonkin von Jonathan Wild

I

> On n'est jamais tout á fait Français quand on n'est pas complètement humain.
>
> *'Ere Nouvelle' Editorial, 20. VI. 1930*

Zwei Tage zuvor, am 18. Juni 1930, war in der pariser Presse folgendes kleine Communiqué des Kolonialministeriums erschienen:

> **Auf Grund der Entscheidung des Staatsoberhauptes vom... sind die dreizehn, am 23. März von der II. Kriminalkommission in Yen Bay zum Tode verurteilten Führer der letzten Aufstandsbewegung heute, den 17. Juni morgens, hingerichtet worden.**

Dem reaktionären ‚Intransigeant' erschien das Ereignis groß genug, um ihm tags darauf den üblichen Leiter zu widmen, er schrieb: „Die französische Regierung hatte, um volle Gerechtigkeit walten zu lassen, vor der präsidentiellen Entscheidung um die Übersendung der dreizehn Dossiers aus Yen Bay gebeten. Nach gewissenhaftester Prüfung jedes einzelnen der Fälle hatte sie beschlossen, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. So sind gestern die Köpfe der dreizehn Schuldigen gefallen, und zwar an der Stelle selbst, wo die abscheulichen Verbrechen begangen worden sind..."

Indessen waren die Sonderberichterstatter der großen Blätter, die sogleich nach der Niederwerfung des „Aufstands" nach Indochina abgereist waren, um sich an Ort und Stelle von der Abscheulichkeit der Verbrechen zu überzeugen, nicht untätig geblieben. Während in Yen Bay die Guillotine aufmontiert wurde, schauten sie sich, soweit sie nicht noch hinter schützenden Moskitonetzen schliefen, in Sandalen und leichten Shantungpyjamas den Sonnenaufgang von Tonkin an. Der Abgesandte des ‚Matin' schrieb im Auto, das ihn im Hundertkilometertempo zur Hinrichtungsstelle transportierte, freudig: „Dreizehn sind es, die heute aus der Schar der Elenden enthauptet werden, die im vergangenen Februar mitten in der Nacht die Unsern überfielen und ermordeten..." Er fuhr fort: „Gestern sagte mir der Mandarin Thô: ‚Wenn Ihr nicht wenigstens zwei Annamitenleben nehmt, um ein französisches zu rächen, dann habt Ihr Angst, oder Ihr habt den Stolz Eurer Rasse verloren.'" Folgten zwei Spalten, wie außerordentlich geschickt der annamitische Henker die importierte Mordmaschine bediente und der Generalresident von Yen Bay dreizehnmal im Gefängnistor verschwand, um seine Schützlinge zu holen. Alle, gewiß, alle diese gelben Halunken starben wie elende Memmen, von ihrem kommunistischen Gott und den eignen frechen Kräften verlassen. Einige mußten sogar zur Richtstätte getragen werden. Es war kein erhebendes Bild, nach dem Sonderberichterstatter des ‚Matin'.

In der Zwischenzeit sind den Dreizehn von Yen Bay gut nochmal soviel aufs Schafott gefolgt. Still diesmal, einzeln, ohne Beisein von pariser Gästen. Ein kurzes sachliches Communiqué aus dem Kolonialministerium zeigte jedesmal nur

an, daß „die Gerechtigkeit ihren Lauf" genommen hatte. In Paris krähte kein Hahn nach den Opfern dieses Amoklaufes der Gerechtigkeit.

Und dennoch sterben auch elende, nichtswürdige Asiaten, die keine Arbeitstiere für die Weißen sein wollen und eher das Blutgerüst besteigen, nicht umsonst. Ein Buch unter vielen ist nach dem Schlachtmorgen von Yen Bay in Paris erschienen: „Viet Nam" von Louis Roubaud. Der Franzose Roubaud hat den blutenden Südostwinkel Asiens mit offenen Augen durchmessen, er hat der Hinrichtung der Dreizehn beigewohnt, er hat die Särge gezählt, er hat die schweigende Bevölkerung beobachtet, die vom nahen Hügel dem Blutbad zusah. Angesichts der entsetzlichen Rache, die die beleidigte weiße Rasse für den Tod von sieben der ihren an — oh allzustolzer Mandarin! — dreimal soviel Annamiten genommen hat, war es ihm wichtig erschienen, das Schuldteil abzuwiegen, das hüben und drüben der Guillotine liegt. Sein Urteil ist niederschmetternd für die aus dem Abendland kommenden Kulturträger, Justizpächter und Volkserzieher ausgefallen.

Was sich zur Zeit in Tonkin, Annam, Laos, Cambodja, Cochinchina abspielt, gleicht aufs Haar dem Repertoire in Indien. Dank der französischen Verwaltung geht es nur geschliffener zu und blutiger.

Seit 1929 schmiedet Indochina eine Kette tödlicher Proteste, ein Mißverständnis ist ausgeschlossen. Am 7. Januar 1929 war der Generalgouverneur Pierre Pasquier in Hanoï Zielpunkt eines Attentats. Am 9. Januar, zwei Tage später, fand der verhaßte Leiter des Landesarbeitsamts, Bazin, durch einen wohlgezielten Dolchstich den Tod. Seiner Leiche war ein eindeutiges Manifest: „Raus mit den Franzosen aus dem Land!" am Rücken angeheftet. Im März gab es „Streikunruhen" zugleich in Hanoï, Haïphong und Namdinh; Juli und August brachten den Städten und Dörfern Annams, Tonkins und Cochinchinas rote Regen revolutionärer Aufrufe. Massenverhaftungen begannen. Am 3. September ging in Mydiem ein Haus durch die Explosion von Bomben in die Luft, die Verschwörer drinnen fabrizierten. Am 6. Oktober lag im botanischen Garten von Hanoï die Leiche eines annamitischen Studenten, der „Geheimnisse der Partei" verraten hatte. Am 20. November entdeckte die französische Polizei hundertfünfzig Bomben im Dorf zu den „Sieben Pagoden"; am 23. Dezember die gleiche Menge in Noivien, am 26. ein Lager von dreihundert Sprengkörpern in Thaila; am 10. Januar grub sie bei Bac-Ninh vier Wagenladungen revolutionärer Schriften aus der Erde; am 20. wanderten drei Schmiede ins Gefängnis, die, anstatt am Amboß zu hämmern, spitze Säbel schliffen. In der Nacht des 11. Februar erfolgte dann der Überfall auf das Fort Yen Bay, der den Auftakt zur Revolution geben sollte.

Das Land ist voll geheimer Gesellschaften und Parteien, schreibt Roubaud. Sie haben verschiedene Namen und kennen alle doch nur ein Ziel: Befreiung des Landes von der Franzosenherrschaft. Es gibt eine „Revolutionäre Partei von Neu-Annam", eine „Annamitische Nationalistenpartei", eine „Partei der Revolutionären Jugend", eine „Annamitische Unabhän-

gigenpartei", und es gibt die „Viet Nam Cong San Dang", die übersetzt ungefähr: „Gemeinschaft der patriotischen Kommunisten von Annam" heißt. Diese Partei soll die mächtigste in Indochina und via Kanton Moskau angeschlossen sein. Sie übt die Disziplin der Dritten Internationale, interpretiert die moskowitische Doktrin jedoch nach Belieben. Viet Nam, die beiden ersten Worte, die Roubaud auch zum Titel seines Buches gemacht hat, bedeuten: Südliches Vaterland. Viet Nam ist zugleich der Name einer der hundert sagenhaften Familien, die Annam vor Jahrtausenden begründet haben sollen. Und Viet Nam betont den nationalistischen Charakter der Partei, deren Ziel durchaus nicht die Verwirklichung des Kommunismus ist, sondern ebenfalls die Befreiung Indochinas von der Fremdherrschaft. Was fasziniert, vermutet Roubaud, ist die Organisation, der Apparat der moskowitischen Partei, die glänzend funktionierende Minierarbeit, die phantastische Kraft, die aus dem stummen Gehorsam Tausender emporwächst.

Exempel: Am 1. Mai 1930 marschieren 1500 Menschen von Vinh nach Ben Thuy. In Ben Thuy gibt es eine Zündholzfabrik mit siebenhundert Arbeitern. Die Fünfzehnhundert marschieren stumm, mit nackten Füßen, wohlgeordnet. Keine Fahne, kein Ruf, kein Parolenbanner. Die „Viet Nam Cong San Dang" verbietet kommunistische Embleme. Der Resident schickt dem Zug der Zerlumpten ein Detachement entgegen, das verhandeln soll. Aber die Partei verbietet Verhandlungen. Als die Gendarmerie auf hundert Meter ankommt, mit einem „tri phu" (Mandarin-Interpret) an der Spitze, wird kommandiert: „Zerstreuen, sonst wird geschossen!" Die Fünfzehnhundert marschieren. Nach einigen Metern erfolgt das zweite Kommando. Die Zerlumpten marschieren. „Es ist ernst", ruft zum dritten Mal der tri phu, „die Gewehre sind geladen!" Die Stummen marschieren... Eine Minute später liegen fünf Tote, sechzehn Schwerverletzte überm Haufen.

Am gleichen ersten Mai sind unter gleichen Umständen bei Cat-Gnan sechzehn Tote und fünfundzwanzig Verwundete geblieben. Kein einziger von ihnen trug eine Waffe bei sich.

Fallen die ersten Toten, wälzen sich Haufen von Verletzten, dann pflegt rasender Schrecken sich der Demonstranten zu bemächtigen. Sie stürzen nach allen Windrichtungen davon, um nach dem Gemetzel nicht verhaftet zu werden. Die lebende Beute wird in Massenverhandlungen abgeurteilt. Louis Roubaud beschreibt so eine Gerichtsszene, sie fand im Juni 1930 in Phutho statt. 85 Angeklagte. Sie hocken in einem heißen Schuppen eng aneinander. Am drapierten Tisch sitzen vier Richter, der französische Kommissar für „politische Angelegenheiten" in weißer, goldgestickter Uniform präsidiert. Legionäre umzingeln die Fünfundachtzig mit aufgepflanzten Bajonetten. Aufgerufene haben vorzutreten, der Interpret beginnt. (Nicht drei Prozent Franzosen vermögen sich direkt mit den Eingeborenen zu verständigen.) Er hört gelangweilt zu und übersetzt was er will. Zwei junge Anwälte sind den Fünfundachtzig beigegeben, sie stellen selten eine Frage und gähnen geflissentlich. „Angeklagter, geben Sie zu...?" wieder-

holt mechanisch der Dolmetscher. „Ja, ich gebe zu..." Von den 85 geben 80 zu. Sie machen kein Hehl aus ihrem Haß, obwohl sie es büßen werden. In zwei Vormittagen ist das Monstreverfahren beendet, das Urteil gesprochen. Je vier rechte Arme zusammengetan, die zarten Gelenke aneinander gefesselt, so sind sie verschwunden, zierliche, bewegte Sterne, in die Nacht der Gefängnisse.

Die Augen der Welt von Ignaz Wrobel

Da ist nun Deutschland, ein Land, das sich für alles interessiert, was in der Welt vorgeht, und ist doch eine Provinz geblieben, trotz allem: Provinz Deutschland. Woran liegt das —?

Erst haben sie mit dem Säbel gerasselt, und wenn die andern unwillig dazu gemurmelt haben, dann haben sie das für Furcht gehalten und diese vermeintliche Furcht für Achtung vor dem deutschen Wesen. Und dann, als die Friedensbedingungen an den Schaufenstern klebten, haben sie Luft durch die Nase gestoßen, recht verächtlich, und haben nicht begriffen, was das heißt: einen Krieg verlieren, an dem sie immerhin ein gut Teil Schuld hatten. Und seitdem rasseln sie und wimmern sie, immer in schöner Abwechslung, und wenn sie draußen genug gewimmert haben, dann kommen sie nach Hause und sagen: „So schlimm ist das alles gar nicht. Erstens haben wir gar nicht gewimmert. Zweitens haben wir nur im Interesse des Vaterlandes gewimmert. Und drittens hatten die andern doch mächtige Angst vor uns."

Weit entfernt, in dem Gedeihen eines intakten Staatsbureaukraten-Apparates das Heil des Landes zu sehn, wollen wir untersuchen, wie es in der Seele des Durchschnitts-Deutschen aussieht, wenn er an das Ausland denkt. Seine Begriffe sind wüst. Ein kleiner Teil von Gebildeten ist wirklich über das unterrichtet, was draußen vor sich geht — die Rechte und die Linke, soweit es das noch gibt, haben einige sehr gute Außenpolitiker, auf die aber, wenns zum Klappen kommt, niemand hört. Das Gros hat von Tuten und Blasen keine Ahnung.

In Deutschland dominiert, was die Außenpolitik angeht, der innenpolitische Stammtisch. Zu dessen ehernen Grundsätzen gehört die Phrase: „Die Augen der Welt sind auf uns gerichtet". Dieser Satz ist einfach eine Lüge.

Deutschland spielt in der Welt nicht die Rolle, die es zu spielen glaubt.

Es hat für den lateinischen Kulturkreis eine kleine Bedeutung, wie mir scheint: eine zu kleine. Es hat für den angelsächsischen Kulturkreis eine kleine Bedeutung. Es hat für seine unmittelbaren Nachbarn eine Bedeutung, die meistens im Warenaustausch liegt und nicht so sehr auf dem Gebiet der Kulturpolitik. Deutschland weiß nicht, wie klein sein kulturpolitisches Hinterland ist.

Hat etwas in Paris Erfolg, auf welchem Gebiet auch immer: so hat es damit in allen französischen Kolonien Erfolg, die ja immerhin recht beträchtlich sind; es hat weiterhin Erfolg in der Levante und in Südamerika, wo die Franzosen das er-

staunliche Kunststück fertig bekommen haben, wenig Waren und einen großen Teil ihrer Kultur zu exportieren, und das mit guter Wirkung. Hat etwas in England Erfolg, so weiß man, was geschieht: die halbe Welt ist, was ihre Lebensart angeht, angelsächsisch. Und man fragt sich, ob sich diese deutschen Radaupatrioten denn keinen Atlas kaufen können, auf dem ja immerhin zu sehen ist, wie diese Kugel heute nun einmal aussieht. Folgerungen —?

Der bestehende Zustand ändert am Wert dessen, was der Deutsche hervorbringt, zunächst gar nichts. Ich lebe jetzt seit rund sieben Jahren im Ausland, und nichts ist mir so fatal, wie jener Typus Deutscher, der sich an eine fremde Nation wegwirft. Er darf sie lieben — er soll sich nicht wegwerfen. Es gibt da eine Nummer von Deutschen, die haben gewissermaßen Notre-Dame gebaut, und wenn sie durch die londoner City gehn, dann möchten sie sich am liebsten auf dem Damm wälzen; sie protzen, und zwar mit der Macht der andern, gegen ihr Land. Das ist dummes Zeug und verrät nur die eigne Unsicherheit.

Der Wert Deutschlands hat mit seiner Weltgeltung gar nichts zu tun. Man muß diese Weltgeltung nur genau kennen, sonst verrechnet man sich zum Schaden Deutschlands, so wie sich die Kaiserlichen 1914 verrechnet haben, wo sie den Islam und Indien und weiß Gott was noch alles in ihre verfaulte Rechnung eingesetzt haben, weil sie nicht Bescheid gewußt haben, wieviel sie in Wahrheit draußen wert gewesen sind. Viel weniger als sie geglaubt haben — etwa den zehnten Teil. Das hat sich bis heute nicht geändert.

Es gibt viele Arten, einen Staat zu machen. Mit der deutschen Not ist kein Staat zu machen. Es ist eine glatte und simple Lüge, zu behaupten, die Augen der Welt seien auf Deutschland gerichtet, die Welt beschäftige sich intensiv mit der deutschen Krise ... es ist nicht wahr. Daß die beteiligten Finanzleute alles Interesse haben, ihre in Deutschland angelegten Kapitalien zu retten, ist richtig; die breiten Massen der lateinischen Länder und der angelsächsischen Welt befassen sich wenig mit uns: wir spielen in ihrem Gefühlsleben eine ganz untergeordnete Rolle. Etwa die, die bei uns Bulgarien spielt oder Jugoslavien. Die Völkischen mögen ihr Geheul stoppen: damit ist nicht gesagt, daß Deutschland diesen beiden Ländern gleichzusetzen sei. Im Gegenteil. ich füge etwas hinzu, was keiner von den völkischen Beobachtern nachdrucken wird, die meine Artikel zu fälschen pflegen. Ich füge nämlich hinzu, daß der wahre Wert Deutschlands nicht richtig eingeschätzt wird: von manchen gebildeten Ausländern zu hoch, von den Massen zu tief.

Das ist Deutschlands eigne Schuld. Was wir an Kulturwerten exportieren, wie wir es exportieren: wenn man das sieht, möchte man sich in Grund und Boden schämen. Und das nimmt den nicht wunder, der etwa die Tendenzen des Vereins für das Deutschland im Ausland kennt. Diese Tendenzen sind unentwegt wilhelminisch; die da haben nichts hinzugelernt und alles vergessen. Das einzige, was sie inzwischen gelernt haben, ist, wie man die Kinder in den Schulen zwingen kann, diesen Trubel mitzumachen.

Die braven Mittelparteien, die heute vom patriotischen Raptus befallen sind wie nur eh und je zu Beginn des Krieges, mit derselben Terminologie, mit denselben plumpen Propagandakünsten: sie irren, wenn sie glauben, die Welt horche auf Deutschland. Sie horcht gar nicht. Das Leben geht draußen seinen Gang, und nichts ist wahnwitziger und verfehlter als diese törichte Theorie vom „Abgrund" und von der Welt-Katastrophe. „Noch geht es England gut..." In diesem „noch" ist der menschenfreundliche Wunsch enthalten: „Uns geht es schlecht. Dann soll es denen aber auch schlecht gehen. Auch sie sollen in den Abgrund, in die Katastrophe!" Diese Katastrophe spielen die Deutschen aus wie einen Trumpf beim Kartenspiel. „Wenn wir schon untergehen sollen", las ich neulich bei einem dieser wild gewordenen Patrioten, „dann sollen sie wenigstens alle mit." Sie denken gar nicht daran.

Man kann schon an der Verschiedenheit der Vokabeln erkennen, wie weit das Ausland von uns entfernt ist. Es gibt eine internationale Krise des Kapitalismus, aber die andern werden auf ihre Weise damit fertig, nicht auf die unsre. Da fahren nun so viel gute und brauchbare deutsche Reiseschriftsteller in der Welt herum, die allerhand Nützliches von draußen nach Hause bringen — ja, lernt denn die Masse der Deutschen nicht endlich erkennen, daß beispielsweise Asien immer asiatisch reagiert und eben nicht europäisch und am allerwenigsten deutsch? „Rußland muß badisch werden!" stand zu Kriegsbeginn auf den Viehwägen, in denen man das Menschenmaterial transportierte. Aber ich fürchte: eher wird Baden russisch.

Sie haben draußen ihre eignen Sorgen, und sie brauchen die unsern nicht. Und Deutschland ist ihnen viel gleichgültiger als jene im Geist Provinziellen ahnen.

Genau so, wie die rasenden alten Weiber, die sich Windjacke und Stahlhelm kaufen, damit sie sich als Männer fühlen, die Rückwirkung der deutschen Krise auf die Welt überschätzen —: genau so tun es leider die Kommunisten. Es war einer der größten und unbegreiflichsten Irrtümer Lenins, zu glauben, die Revolution springe fast mechanisch auf die Welt über, wenn sie nur in Rußland gesiegt habe. Falsch: die Welt ist dazu nicht reif. Es ist nichts mit jener von vielen Deutschen so laut oder heimlich herbeigesehnten Apokalypse — es ist der Wunsch des Schülers, die Schule solle verbrennen, weil das Zeugnis nichts taugt. Die Schule aber verbrennt nicht.

Die andern denken nicht daran unterzugehen, nur deshalb, weil bei uns in schändlicher Weise Bankwucher betrieben wird. Sie denken nicht daran, in das „Chaos" zu stürzen, und zwar deshalb nicht, weil bei ihnen, den Lateinern, den Angelsachsen, den Amerikanern, ganze Schichten des Bürgertums noch viel gesünder und kräftiger sind als das von den Theoretikern des Umsturzes gewöhnlich in Rechnung gestellt wird. Diese Rechnung ist falsch. Was da in Frankreich knistert, was da in England bröckelt — ihr könnt hundert Beispiele zitieren, Äußerungen aus deren eignen Munde. Und ihr zitiert sie alle falsch, weil einer englischen Bürgersfrau die Wandlung der

Sitten für die Nachmittagsbesuche bereits wie Bolschewismus erscheint. Man muß mit französischem Maßstab messen, wenn man Marseille verstehen will, und mit englischem, wenn man begreifen will, was sich in England wandelt. Mit Wünschen ist nichts getan. Ein anständiger Arzt hat erst einmal vor der Therapie eine richtige Diagnose zu stellen, und wenn wir ehrlich sind, müssen wir klar sehn. Wir können die Tatsachen beklagen, aber wir müssen sie sehn, wie sie sind. Was da durch die Welt schleicht, ist eine geistige Krise erster Observanz, die also die wirtschaftliche nach sich zieht — doch geht hier nichts unter. Es wandelt sich nur etwas, und zwar grundlegend. Womit Deutschland zunächst gar nicht geholfen ist.

Das ist unbequem, das ist hart, das ist langweilig. Also wollen sie das nicht sehn. Sie wollen: das volle Theater, mit einem atemlos gespannten Publikum, das ihren sentimentalen Arien und ihrem Panzerkreuzer-Gerassel lauscht. Das Land irrt. Das Theater ist halbleer, und das Stück interessiert nicht.

Also sollte man wohl diesem Notstand anders begegnen, als mit jenen abgebrauchten Gesten zu einer Galerie hin, die gar nicht vorhanden ist. Welche Würdelosigkeit ist darin: im Gerassel und im Gegrein welche Würdelosigkeit! Wie sie nach jedem Zeitungsaufsatz fiebern, der von ihnen Notiz nimmt. Welche Überschriften! „Paris optimistisch!" „London gespannt!" Aber es stimmt ja alles gar nicht; das da ist Angelegenheit eines kleinen Klubs politischer Fachleute, und damit basta. Euer Einfluß auf die fremden Kulturkreise ist vorhanden, aber er ist kleiner und ganz anders beschaffen als ihr meint.

Exportiert eine Geistigkeit, die die Welt angeht, eine, die in Deutschland gewachsen und die echt ist! Exportiert Qualitätswaren, die es wirklich sind, nicht solche, die durch Dumping und niedrige deutsche Löhne in fremde Absatzmärkte hineingepumpt werden und die man den Fremden vergeblich als Qualität einzureden sucht! Exportiert Gutes, und ihr werdet Gutes ernten. Was heute exportiert wird, ist Größenwahn, der aus einem Insuffizienzgefühl herrührt, und damit erobert man keine Welt.

Amerikas Film-Herrschaft von Ebbe Neergaard

Besteht tatsächlich die Möglichkeit, daß die gesamte Filmindustrie Europas bald von den Amerikanern beherrscht werden wird? Man kann sich das heute kaum vorstellen, aber wenn man die Entwicklung der Industrie in Hollywood seit dem Tage betrachtet, an dem vor nur zwanzig Jahren Al Christie dort das erste Studio begründete, so ist auch da ein beispielloser Vorgang im industriellen Leben: In fünfzehn bis zwanzig Jahren von einem Gauklerhandwerk zur Weltmacht! Und grade der amerikanische Kapitalismus ist ja besonders stark von der Zwangsvorstellung besessen, daß Produktion und Machtgebiet einer Industrie sich immer erweitern und steigern muß,

ohne Rücksicht auf den wirklichen, berechenbaren Bedarf. Der amerikanische Kapitalismus ist ja ein unaufhaltsames perpetuum mobile, und die Filmindustrie, als sein echtes Kind, wird nicht damit zufrieden sein, daß sie in den Vereinigten Staaten ein Monopol hat — Hollywood muß weiter, immer weiter, wo es nur Wege gibt.

*

In der modernen Gesellschaft wird die Entwicklung der Industrie gelenkt durch das Gesetz der Konzentration. Das gilt auch für die Filmindustrie. Amerika ist an der Spitze gewesen, ist zuerst dem Gesetz gefolgt — nicht dem offiziellen Gesetz, das die Bildung von Trusts verbietet, sondern dem Gesetz der wirtschaftlichen Entwicklung. Die amerikanischen Filmindustriellen haben von Rockefeller gelernt — es war nicht verboten, einen Verein zur Hebung des moralischen und kulturellen Niveaus der Filmproduktion zu gründen, und so entstand im Jahre 1922 The Motion Picture Producers and Distributors of America, allgemein bekannt als The Hays Organization; unter der Leitung des ehemaligen Postministers in Hardings Kabinett, Will. H. Hays, umfaßt diese Organisation 95 Prozent der gesamten amerikanischen Filmindustrie, offiziell mit dem Ziel, den amerikanischen Film moralisch zu machen, in Wirklichkeit, um ein inoffizielles Monopol zu bilden. Und das ist erreicht worden. In dieser mächtigsten Organisation der amerikanischen Filmwelt sind unter andern First National, Fox Film, Metro-Goldwyn, Paramount, RKO, United Artists, Universal, Warner Bros., Cecil B. de Mille und D. W. Griffith in einer konkurrenzfreien Freundschaft unter der offiziellen Führung von Hays vereinigt.

Auch in Europa folgt die Filmindustrie dem Konzentrationsgesetz. Aber der nationale Individualismus, der noch vorherrscht, bildet ein Hindernis für diese natürliche Entwicklung; immerhin gab es so viele Ansätze zur internationalen Sammlung, daß man, besonders vor ein paar Jahren, schon gern von einem „Film-Europa" sprach. Während der letzten paar Jahre jedoch ist die Entwicklung hier nicht nennenswert weitergegangen. Die Konzentration hat sich hauptsächlich nur innerhalb der einzelnen Länder verstärkt. Deutschland beispielsweise hatte im Jahre 1928 alles in allem 78 Produktionsgesellschaften mit einem Gesamtkapital von 73 Millionen Mark. 1929 gab es nur noch 66 Gesellschaften, aber mit einem Kapital von 85 Millionen! Auch in Frankreich hat die Industrie sich sehr stark konzentriert. Man scheint dort vor einem Monopol zu stehen.

Die Umstellung vom stummen Film zum tönenden hat besonders kräftig zur Konzentration beigetragen. Im Juli 1930 haben die deutschen und die amerikanischen Elektrizitätsgesellschaften, die die Tonfilmpatente besitzen, in Paris einen Vertrag geschlossen, der in der Tat, praktisch gesehen, ein Weltmonopol bedeutet, das alle notwendigen Patente, also die Tonfilmproduktion überhaupt, erfaßt. Western Electric-RCA und Tobis-Klangfilm teilten sich in die Welt: die Deutschen sollen Apparate herstellen und Lizenzen geben in Deutschland,

Oesterreich, Ungarn, der Schweiz, der Tschechoslowakei, Holland mit Kolonien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland, Jugoslawien, Rumänien und Bulgarien; die Amerikaner haben das Monopl in U.S.A., Kanada und Neufundland, Australien, Neu-Seeland, Straits Settlement, Indien und Rußland und faktisch auch in Großbritannien und Irland. „Apparaturen für alle übrigen Länder der Welt sollen sowohl in amerikanischen wie in deutschen Fabriken hergestellt werden."

*

Hinter dem Sieg des Tonfilms, in der Produktion wie im Detailgeschäft, in Amerika wie in Europa, liegt etwas andres und mehr als nur eine weitere Konzentration des Kapitals. Das Vordringen des Tonfilms ist tatsächlich nur einer von Amerikas zahlreichen Versuchen, Europa zu seiner wirtschaftlichen Kolonie zu machen.

Schon ein paar Jahre nach dem Weltkrieg, der durch die Absperrung sehr stark zur Entwicklung der amerikanischen Filmindustrie beigetragen hat, begann Hollywood sich leise aber zähe auf den europäischen Filmmarkt einzuarbeiten. Man mußte neue Märkte finden, gesteigerten Umsatz. Die Amerikaner richteten in Europas Großstädten ihre eignen Vermietungszentralen ein und fingen an, die kapitalschwächern nationalen Firmen niederzukonkurrieren. Schließlich waren in vielen europäischen Ländern 85 bis 90 Prozent aller Filme, die gezeigt wurden, amerikanisch. Zu diesem Resultat hat das typisch amerikanische „block-booking"-System sehr viel beigetragen. Als Gegenmaßnahme wurden die Kontingentgesetze eingeführt. In Deutschland gibt es eine fünfzigprozentige Quote. In England hat man die steigende Quote: im Jahre 1928 sollten 7½ Prozent der vorgeführten Filme britisch sein, 1938 müssen 20 Prozent im Lande selbst produziert werden. Auch in Frankreich und Italien hat man sich durch Kontingente zu schützen gesucht, in Italien auf die Weise, daß deutsche, englische und französische Filme durch besondre Vereinbarungen in das nationale Kontingent mit eingerechnet werden können, weil die italienische Produktion sehr schwach ist — eine deutlich antiamerikanische Aktion!

Nun begann das amerikanische Filmkapital und das filminteressierte Kapital eine neue Taktik: man finanzierte und kaufte Theater und Gesellschaften in Europa auf, was um so leichter möglich war, als die europäische Wirtschaft in einer Depressionskurve lag.

Trotzdem erschien die Situation den amerikanischen Filmindustriellen nicht günstig genug, und im Jahre 1927/28 schien man einen toten Punkt erreicht zu haben. Das Interesse auf dem Binnenmarkt ließ nach, und die Kurse der Filmaktien an der new yorker Börse fielen. Besonders ließ das Interesse des Auslandsmarktes nach: 1925 exportierten die Amerikaner für 8,7 Millionen Dollars Filme, 1927 für 1,5 Millionen weniger, und im folgenden Jahr fiel der Export noch um weitere 760 000 Dollar. Aber dann, von 1929 an, steigt der Export plötzlich wieder, nämlich auf 7,5 Mill. Warum?

Der Tonfilm kam als das Rettungsmittel. Nicht, daß er durch einen glücklichen Zufall grade in diesem Augenblick erfunden worden wäre! — es gab ihn schon lange, aber man hatte vorher keine Verwendung dafür, weil der stumme Film bis dahin guten Absatz fand. Jetzt aber, als die Filmindustrie merkte, daß die Kurve zu sinken begann, nahm sie mit Vergnügen das Kapitalangebot der reichen Elektrokonzerne an; sie hatte freilich ausreichende Reservefonds, um noch ein Weilchen allein durchzukommen, aber der kluge Mann baut vor. Man nahm das Angebot an und hatte nichts Besonderes gegen die Bedingung der Elektroindustrie, daß von nun ab nur Tonfilme produziert werden dürften. Die amerikanischen Filmleute schwammen im Geld, das aber natürlich verwendet und verzinst werden mußte. Ein Teil des Geldes ging in die Produktion, ein andrer ging für die gigantische Reklame drauf, die denn auch, jedenfalls vorläufig, das Interesse des Publikums stimuliert hat. Und der letzte Teil des Kapitals wurde über Europa ausgeschüttet! Erst jetzt, mit dem Tonfilm, mit all dem schönen, frischen Geld der Elektroindustrie, erst jetzt fängt im Ernst die Eroberung von Film-Europa an. Auch in Europa sollen die Theater amerikanische oder amerikanisierte Tonfilme zeigen: die Amerikaner kaufen oder finanzieren Theater; auch in Europa sollen Tonfilme produziert werden: die Amerikaner unterstützen und kontrollieren Filmgesellschaften (unter diesen auch viele der größten nationalen), gründen eigne Ateliers für die Produktion in europäischen Sprachen, besonders in der Nähe von Paris (zum Beispiel Paramount) und fördern im übrigen die Konzentration innerhalb der europäischen Industrie, weil sie so leichter übersehbar ist. Mit Frankreich fängt es an. Die Methode sei durch eins von Hunderten von Beispielen beleuchtet: der französische Nationalist Leon Bailby, der, wie er sagt, französischer als alle Franzosen zusammen ist, kämpfte lange in seiner Zeitung ‚L'Intransigeant' gegen den Tonfilm, aber eines schönen Tages hörten die Angriffe auf. Kurze Zeit darauf eröffnete Bailby im Gebäude seiner Zeitung sein „eignes" Kino. Die Eröffnungsvorstellung war — ein amerikanischer Tonfilm.

Europa ist zersplittert, Amerika einig — Europa ist geschwächt, Amerika gespickt — der Überfluß der amerikanischen Filmindustrie muß naturnotwendig in das Vakuum der europäischen Industrie hereinfließen. Die Amerikaner sind die ersten, die sich zusammengeschlossen haben, daher sind sie die stärkern, nun fördern und stützen sie die europäische Konzentration, weil die zeitgemäß, praktisch, stark ist und sich leicht kontrollieren läßt. Sie betrachten auf ihre Weise die trübe europäische Situation optimistisch. Einer der unabhängigen amerikanischen Filmleute, Edw. L. Klein, hat neulich seine freudige Auffassung der Verhältnisse in folgenden unbefangenen Worten ausgedrückt:

Die Möglichkeiten für den amerikanischen Produzenten und Verleiher in Großbritannien und auf dem Kontinent sind größer als sie jemals gewesen sind... Für amerikanische Interessen wird ein großes Zentralstudio errichtet werden, ohne Zweifel „irgendwo in Frankreich"... das es den amerikanischen Produzenten ermöglichen

wird, in größtem Maßstabe eine Massenproduktion sowohl in den verschiedenen Sprachen des Kontinents wie auf Englisch einzuleiten, und es wird ein veritables europäisches Hollywood entstehen. Es werden auch Allianzen zwischen amerikanischen, deutschen, französischen und andern Produktionsgesellschaften mit gemeinsamen Ateliers in oder um Paris oder Berlin entstehen, und neue Theater werden von amerikanischen Kapitalinteressen in England und auf dem Kontinent erworben oder gebaut werden, entweder allein oder in Zusammenarbeit mit britischen und ausländischen Interessen.

*

Was wird werden, wenn Amerika die europäischen Ateliers, Verleihe, Kinos beherrscht?

In dem Augenblick, wo die Amerikaner praktisch das Monopol besitzen (auf das „offizielle" werden sie pfeifen können), werden die Hollywood-Methoden überall durchgeführt werden, und zwar in einer Form, die noch einseitiger sein wird als die jetzige. Hollywood bedeutet bereits Konzentration in äußerster Konsequenz. Alle Produktionsgesellschaften, alle Regisseure, Manuskriptverfasser und Schauspieler sind an einem Ort konzentriert, haben keine Verbindung mit der Wirklichkeit, weil sie nur mit Filmleuten umgehen und ausschließlich Film denken, reden, riechen, sehen. Das Ergebnis ist Mangel an Ideenfrische, jene kindische Angst vor fortschrittlichem moralischen oder sozialen Denken.

Die Konzentration in Riesengesellschaften macht die „Organisation" notwendig: die völlig unpersönliche Produktionsmethode; weder Regisseur noch Manuskriptverfasser oder Schauspieler können da frei arbeiten. Sie sind durch die „Organisation" gebunden. „Der Betrieb wird rationalisiert": das, was die natürlichste, frischeste, vielseitigste Kunst sein könnte, wird zu einem Fabrikprodukt, einem Serienprodukt, zu lauter gleichartigen, farblosen Filmen. Ein dänischer Schriftsteller (der übrigens in der kopenhagener Filiale der Paramount angestellt ist) hat neulich in ‚Politiken' einen Artikel: „Verteidigung des amerikanischen Films" veröffentlicht; darin heißt es: „Es ist unmöglich, ein besonders literarisch wertvolles oder eigenartiges Manuskript an die amerikanischen Filmgesellschaften zu verkaufen, aber man vergißt, daß genau dasselbe für die europäischen Filmgesellschaften gilt" — jawohl, heute ist es so, aber es war nicht immer so. Vor der amerikanischen Invasion, in den Jahren 1919/23, hat vor allem die deutsche Filmindustrie eine Reihe von nicht nur literarisch sondern filmtechnisch wertvollen Manuskripten gekauft und verarbeitet. Heute ist es dagegen unmöglich, ein wirklich gutes Manuskript zu verkaufen, und daran ist teils direkt der amerikanische Einfluß, teils vor allem die Konkurrenz der smartern amerikanischen Filme schuld, die noch handfester den Geschmack verderben.

Die fabrikmäßige Filmherstellung bringt es mit sich, daß individuell geprägte Filme gefährlich werden. Jede Art Film, die nicht fabrikmäßig, unpersönlich, innerhalb der Organisation gemacht wird, ist gefährlich. Chaplin, zum Beispiel, ist gefährlich. Er hebt das Niveau, er weckt den Geschmack des

Publikums für etwas andres, besseres als das Serienprodukt. Von hier aus muß man den Skandal um seine Ehescheidung vor ein paar Jahren sehen: ein Versuch, ihn unmöglich, unpopulär zu machen — und ich meinerseits zweifle sehr an der Wahrheit der zahlreichen Geschichten über Chaplins Größenwahn und Snobismus hochgestellten Persönlichkeiten gegenüber, wie die Zeitungen sie heute dauernd bringen. Wer ein wenig von den harten Methoden der amerikanischen Industrie weiß, dem wird die wahrscheinlichste Erklärung sein: er ist so sonderbar, er muß weg! Man könnte mehrere Beispiele dafür nennen, wie man Künstlern ganz einfach den Weg gesperrt hat, weil sie zu eigenartig und zu tüchtig waren. Die gewöhnliche Methode, allzu tüchtige Filmkünstler unschädlich zu machen, ist ja sonst, sie zu kaufen. Das klingt roh, ist es aber auch: man „unterstützt" die Avantgarde und lädt die großen Europäer nach Hollywood ein (siehe Jannings, Sjöström, Stiller, Greta Garbo, Marlene Dietrich „vor und nach dem Gebrauch"!) Und wollen sie nicht mit hinein in die Organisation, dann hinunter mit ihnen! Nur Chaplin hat bis jetzt seine Stellung behauptet, weil er schon vor der großen Konzentration ökonomisch selbständig war und sich ein so großes Publikum, zu dem der Weg auch wirtschaftlich direkt geht, geschaffen hat, daß er sich auch heute noch als Einzelner halten kann.

Je größer die Konzentration unter der Alleinherrschaft der Amerikaner wird, um so leichter wird es ihnen fallen, die Leute auszusperren, die den Standard heben.

Das Ziel der Amerikaner ist nicht, so gute Filme wie möglich zu schaffen, ihr Ziel ist vor allem die Organisation selbst, eine Art Industriesport: sie fein und gutgeölt gleiten machen. Durch das fanatische und immer eingepaukte Schlagwort „service" wird bei allen Angestellten eine Art Firma-Patriotismus gezüchtet; besonders Paramount, eben die Organisation, die am stärksten in Europa arbeitet, zwängt ganz bewußt in all ihre Mitarbeiter die Überzeugung hinein, daß „die Paramount die hervorragendste Organisation ihrer Art auf der ganzen Welt ist." Dies wird von der Firma selbst „der Paramountgeist" genannt. Die Organisation für die Organisation, nicht die Organisation um des guten, belehrenden oder künstlerisch hervorragenden Films willen, wie in Deutschland nach dem Weltkrieg, auch nicht um einer großen, konkreten Idee willen, wie in der Sowjetunion — nur Organisation, Funktionieren des Apparats, das ist das Ziel!

Je mehr sich die Konzentration und das Monopol dieser Organisation befestigt und dahin entwickelt, auch Europa zu umfassen, um so mehr wird die Monopolstellung zum Publikum dazu führen, daß die Reklame in noch höherm Maß als heute die eigentliche Kunstbetätigung der Filmindustrie wird, die wirkliche Probe für die Macht der Organisation. Heute schon ist die Reklame eine Art Sport geworden, schon jetzt amüsieren sich die Produzenten damit, durch bloße Reklamehypnose künstlich Erfolge zu schaffen. Es ist danach leicht, sich auszumalen, wie es mit den Zukunftsaussichten für eine ernsthafte Filmkunst steht.

Religiöse Kunst? von Ernst Kállai

Es ist Zeit, das Wort Richard Muthers von der Denkmalseuche umzuprägen in die Feststellung, daß wir von einer wahren Edelkitschseuche neuer Kirchenbauten, dazugehöriger Kultgeräte, Bilder und Bildwerke heimgesucht werden. Wo ist das Forum, diese Machwerke nicht etwa einer religiösen Erneuerung, sondern einer üblen Pharisäer-Konjunktur wegen Geisteslästerung vor Gericht zu stellen? Auge um Auge, Zahn um Zahn für die unaufhörlichen und unerhörten, hanebüchenen Gotteslästerungsprozesse gegen Künstler, die weiter nichts verbrochen haben, als die offenkundige Tatsache der Verfilzung von Kirche und kapitalistischer Staatsgewalt festzunageln.

Man kann diese kultische Edelkitschseuche auf ersten Anhieb aus Gründen der Wirtschaftsvernunft bekämpfen. Schade um das viele Geld, das in diese Scheinkultur gesteckt wird, während aus Geldmangel dringendste Notstandsarbeiten des sozialen Bauwesens unterbleiben müssen. Der Staat freilich, der mit seinen schwer erschwitzten Geldern an der Finanzierung der neuen Pharisäertempel direkt oder indirekt beteiligt ist, weiß sehr wohl, was er dem realpolitischen Bündnis mit der Kirche schuldet. Sind doch Kanzeln, Altäre und Beichtstühle noch immer recht wirksame Stützen seiner gemeingefährlichen „Ordnung". Und die Kirche läßt sich diese Dienste selbstverständlich bezahlen. Sie kann sich zudem auf die gewaltige Zahl ihrer eingeschriebenen Mitglieder berufen, die trotz der vielen Austritte die Zahl der Gottlosen noch immer bei weitem übertrifft. Für die Seelen dieser ansehnlichen Herde muß doch gesorgt werden. Also werden Kirchen gebaut. Keine neue Siedlung ohne Kirche. Du gehst an den Grundmauern irgend einer solchen Siedlung vorbei. Inmitten ausgedehnter Wohnblöcke und -zeilen, an einer städtebaulich besonders hervorragenden Stelle ist die Anlage eines größern Bauwerkes von offenbar gehobener Bedeutung zu erkennen. Du freust dich auf ein neues Kino etwa. Weitgefehlt. Da wird keine Vergnügungsstätte, sondern eine Kultstätte gebaut. Eine neue Kirche. Das Theater, das hier gespielt wird, ist nicht profan, sondern fromm.

Es wäre verkehrt, wollte man dieses fromme Theater und seine neuen Bauten, Inszenierungen und Requisiten als Anwalt der Freidenker kritisieren. Man ist im Gegenteil versucht, zu behaupten, daß die Kirche ihre noch immer bedeutende Anziehungskraft zum großen Teil grade dem philiströsen Ungeist der Freidenkerbewegung zu verdanken hat. Sie lebt von der Beschränktheit ihrer Feinde. Allerdings hat sie neben dieser unfreiwilligen Hilfe und den Verheißungen des Jenseits auch durchaus greifbare irdische Vorteile und Nachteile zur Hand, mit denen besonders der Katholizismus äußerst geschickt zu operieren weiß — wenn es gilt, Gläubige zu ködern und zu belohnen oder Ketzer zu schneiden. Katholik und Zentrumsmann zu sein, ist das beste Vorzeichen für Beamte oder solche, die es werden wollen. Aber auch für freie Berufe. Ein katholisches Lippenbekenntnis ist ein solider geschäftlicher Einsatz. Zumal wenn es in Formen kirchlicher Kunstübung

abgelegt wird. Der Katholizismus gehört heute zu den ergiebigsten Auftragsquellen für Architekten, Maler, Bildhauer und Kunstgewerbler. Seine künstlerische Regsamkeit hat auch die andern Kirchen angesteckt. Die Ausstellung von Kultgeräten, die, vom dresdner „Kunstdienst" veranstaltet, vor einiger Zeit im ganzen Reich umherwanderte, war die Musterkollektion einer rührigen Kunstindustrie für alle Konfessionen.

Sie zeigte katholisches, evangelisches und israelitisches Andachtszubehör friedlich vereint im Zeichen jener gespreizten, weil allzu bewußten und betonten Einfachheit der Formen, die sich selber mit einem modischen, aber falsch angebrachten Schlagwort als „sachlich" hinzustellen beliebt. Diese gebieterisch gradlinige, überlegene Haltung ließ an den kultischen Geräten alles Symbolhafte, also grade das im Religiösen eigentlich Sinnvolle und Bedeutsame mit Absicht zurücktreten, zugunsten einer aufdringlichen Glanzparade moderner Material- und Proportionseffekte. Die Folge war engste Anlehnung des erstrebten sakralen Charakters an das profane Kunsthandwerk im Bauhaus- oder auch Werkbundstil.

Allerdings brauchten die Taufbecken, Kelche und Monstranzen, die Gebetpulte und Leuchter aus ihrer sowieso nur scheinheiligen Reserve weiter gar nicht hervorzutreten, um diese Anlehnung zu erreichen. Der Werkbundstil kommt ihnen auf halbem Wege entgegen. Er läßt die Einfachheit seiner bürgerlichen Gebrauchs- und Ziergegenstände dermaßen ausgeprägt und feierlich in Form treten, als sollte sie einen Götzendienst im Namen der profanen Dreifaltigkeit Rationalismus — Materialismus — Utilitarismus zelebrieren. Seine Konfektdosen etwa sind weihevoll und monumentalisch wie Urnen. Seine Fruchtschalen sind wie geschaffen, um mit den hochbedeutsamen Gebärden irgend einer pathetischen Tanzgymnastik dargeboten zu werden. Ein Kunsthandwerk, das den profanen Gebrauchszweck seiner Gegenstände mit so viel zeremoniellem Abstand vor jeder unmittelbaren triebhaften Formsinnlichkeit bewahren möchte, ist eher Wahrzeichen einer überspannten Idee und Monument seiner selbst, als praktisch. Es streift schon an kultische Repräsentation, zumal wenn diese ihrerseits wieder bestrebt ist, nicht so sehr symbolträchtig als vielmehr ganz „zeitgemäß — sachlich", das heißt als eine geschlossene Front selbstherrlicher Gegenstände dazustehen. Zum kultisch übersteigerten profanen Gebrauchsgerät gesellt sich das symbolschwache, rationalisierte Sakralgerät. Gleich und gleich gesellt sich gern.

Es gehört zur besondern Ironie dieser pseudo-religiösen Kunstsituation, wenn die eine oder die andre Werkstatt das verfängliche Wort „sachlich" in programmatischen Äußerungen mit gewissem Stolz auch für ihr kirchliches Kunstgewerbe in Anspruch nimmt. Die Verknüpfung von sachlich und religiös ist von einer gradezu perversen Paradoxie. Wenn es etwas restlos Entgöttertes und Profanes auf der Welt gibt, so ist es diese strammdeutsche Korrektheit der kunstgewerblichen Zweckform, dieses geometrische Exerzieren ohne Hoheit, aber auch ohne Anmut, ohne Eros. Man braucht nur ein wenig an der Markierung ihrer religiösen Zwecke zu retuschieren,

um die kalte Pracht dieser modernistisch stilisierten Kultgeräte in die kalte Pracht eines mondänen Werkbund- oder Bauhausinterieurs zu verwandeln. Andachtszubehör für die Dame von Welt, für den Herrn der Gesellschaft. Szenische Requisiten für ein Theater der Anspruchsvollen, für Reinhardtsche Kirchenfestspiele.

Wie die Altargeräte, so ihre Behausung. Sieht man sich die neuen Kirchenbauten an, mögen sie nun traditionalistisch oder modernistisch sein, so hat man immer den Eindruck, eine Bühne für Theateraufführungen oder Filmaufnahmen zu betreten. Sehr begreiflich. Die gewaltige, tief ins wirkliche Leben der Gesellschaft greifende mittelalterliche Kraft des Gottesglaubens ist dahin. Am gründlichsten grade in den sozialen Schichten, zu denen die Bewohner der neuen Siedlungen gehören, die man so eifrig mit Kirchenbauten versorgt. So wenig der verlassene Seelenraum dieses Glaubens mit dem materialistischen ABC der Freidenker auszufüllen ist, so falsch ist es, seine Verlassenheit mit den Kulissen einer scheinheiligen Kirchenbaukunst zu bemänteln. Diese Architektur hat bestenfalls „Stimmung". Die erd- und volkverbundene Realität der alten Kathedralen, Kirchen und Kapellen ist zum ästhetischen Destillat verdünnt.

Es mag Landstriche mit bäuerlicher Bevölkerung geben, die ihren frommen Glauben noch einigermaßen bewahrt haben. Die Masse des Bürgertums, der Intellektuellen und erst recht des Industrieproletariats ist gottlos. Selbst dann, wenn sie dem Gesetz der Trägheit gehorchend oder aus irgendwelchen taktischen Erwägungen einstweilen noch bei den Kirche verharrt. Soweit diese Masse irrationale Geistes- und Gemütsbedürfnisse hat, greift sie zu den mehr oder minder verfeinerten oder populären Graden einer philosophischen oder künstlerischen Befriedigung. Die Kunst aber hat ihr empfindsames, nach Licht lechzendes Antlitz schon längst von der erlöschenden Strahlenquelle abgewandt, die wir mit dem Begriff „Gott" nur noch markieren, so wie man bei militärischen Friedensmanövern den „Feind" mit einer weißen oder roten Schleife zu markieren pflegt. Wenn gut bezahlte Aufträge sie nun wieder in die Versuchung bringen, auf die ausgebrannte dunkle Höhlung Gott zu starren und vor dieser Höhlung Gebärden einer scheinbaren Frömmigkeit zu üben, Kirchen zu bauen, Altarbilder zu malen, Kultgeräte herzustellen, so kann das künstlerische Ergebnis dieser frommen Übungen nur ein Formalismus von schlimmster Verlogenheit oder von guten, jedoch ohnmächtigen Vorsätzen sein.

Gewiß gibt es Künstler, die von der unleugbar vorhandenen seelischen Not unsrer guten neuen Zeit aufs tiefste erschüttert sind, und betroffen vor der abgründigen Gewißheit eines Großen Unbekannten, eines ewigen X in der Gleichung Welt und Mensch stehen. Lehmbruck! Gerhart Marcks! Doch was sie gestalten, ist die verkörperte tragische Ratlosigkeit und Vereinsamung, ein blindes Herumtasten. Die Kirche aber verlangt dogmatische Bekenntnisse, und die sind von solchen echten Begabungen nicht zu haben. Da springen die betriebsamen Alleskönner in die Bresche. Sie bauen heute

ein Konfektionshaus, einen Kinopalast, oder eine Tanzdiele, morgen eine Kirche. Malen mit der linken Hand ein mondänes Damenbildnis und mit der rechten eine Madonna. Haben soeben eine Puderbüchse in der Arbeit und bringen im Handumdrehen einen Behälter für geweihte Hostien hervor. Gewiß haben auch die alten Meister Sakrales und Profanes gebaut, gemalt, modelliert. Aber man braucht nur einen Blick auf ihre Kirchen, Altäre und Meßgeräte zu werfen. Vor der innern Wahrheit und Würde dieser Arbeiten zerfällt jede Überlegenheits- und Sachlichkeitspose, zerfällt auch alles krampfhafte Gottsuchen unsrer modernen Kirchenkünstler in ein jämmerliches Nichts. Je wortgetreuer diese religiösen Lippenbekenntnisse sind, um so peinlicher ist das Mißverhältnis zwischen ihrer formalen Sicherheit und ihrer ausdruckslosen Leere. Je raffinierter ihre ästhetische Qualität, um so affektierter, also kitschiger, die Wirkung. Und dieser kultische Edelkitsch kann sich widerspruchslos in unsern Kunstausstellungen und -zeitschriften breitmachen. Am sichersten grade an den Stellen, die sich als besonders autorisierte Vertretungen der modernen Kunst aufspielen. Eine Hand wäscht eben die andre. Die Gesinnungslosigkeit unsres künstlerischen Lebens, seines Schaffens und seiner Kritik ist einfach nicht mehr zu unterbieten.

Schatzwechsel — und was dann? von Jan Bargenhusen

Unser Reichsarbeitsminister, Herr Adam Stegerwald, mag es als persönlichen Erfolg für sich buchen, daß die Kandidatur des Geheimrats Schmitz von der I. G. Farben für den Posten des Reichswirtschaftsministers nach einem heftigen Ausfall des ‚Deutschen' gänzlich von der Bildfläche verschwunden ist. Der ‚Deutsche' nämlich, das Blatt der christlichen Gewerkschaften, wollte keinen neuen Wirtschaftsminister. Man glaubt wohl bei den „Christen", daß Adam Stegerwald das wirtschaftliche Ressort im Reichskabinett am besten auch weiterhin alleine verwalten könne.

Der Finanzdirektor bei der I. G. Farben, Geheimrat Schmitz, wird freilich nicht sehr traurig darüber gewesen sein, daß er gar nicht erst in die Verlegenheit gekommen ist, sich über seine Bereitwilligkeit, als Wirtschaftsminister dem Reiche zu dienen, positiv oder negativ zu äußern. Er bleibt weiter im Hintergrund als der unverantwortliche Ratgeber der Reichsregierung in allen wirtschaftlichen Fragen. Und diese Stellung ist ja für ihn in jeder Hinsicht bequemer und angenehmer, als die Verwaltung eines Ministerportefeuilles.

Weshalb soll sich der Farben-Trust exponieren, wenn die Dinge ohnedies schon soweit in Ordnung sind, daß gegen seinen Willen kein Sperling von den Dächern der Wilhelm-Straße fällt? Was soll der I. G. schon passieren? Das mächtigste wirtschaftliche Reichsressort — Adam Stegerwald, der nur in den Außenbezirken der Wirtschaftspolitik gebieten darf, ist dort fast ohne jeden Einfluß — bleibt ja doch, besonders in kritischen Zeiten, das Finanzministerium. Und da ist, bei der

wechselseitigen großen Schätzung, die Schmitz und Dietrich füreinander empfinden, die Sache der I. G. Farben bestens aufgehoben. Es ist ja noch gar nicht so lange her, daß der „persönliche Referent" des Reichsfinanzministers, sein Vorzimmer-Mann also, ein Oberregierungsrat, das Geheimnis dieser Beziehungen ausgeplaudert hat: Wer die Dinge etwas näher kenne, so schrieb er, der wisse auch, daß die Großindustrie bei dem Erlaß der Wirtschafts-Notverordnungen der Ministerialbureaukratie still mitgearbeitet habe. So sehen diese Verordnungen denn ja auch aus.

Allmählich hat es sich nun herumgesprochen, daß die I. G. Farben, und mit ihr die übrige Großindustrie, selbst in den Zeiten des Unglücks und der Krise eine reiche Ernte an wirtschaftspolitischen Errungenschaften halten können. Mögen Andre Hunger leiden — ihre Krippen werden von den Wirtschaftsministerien immer wieder aufs neue gefüllt. So schlimm hat man es beim Reich zugunsten der Leuna-Leute getrieben, beim Benzinzoll und bei der Einfuhrsperre für Stickstoff, daß selbst eines der sanftesten Regierungsblätter aufbegehrte. Welchem Faktum wir das bittere aber berechtigte Wort vom „I. G. Deutschland" verdanken.

In den letzten Wochen sind die Dinge noch weiter gediehen. Es wird immer deutlicher, daß nur noch Ideologen und Plattköpfe sich über die praktische Ausfüllung des Schlagworts von der nationalen Selbsthilfe Gedanken machen. Unsre bewährten Realpolitiker sind über die Phantastereien der „Deutschen Planung" längst hinausgediehen. Sie machen das, was allein lohnend ist: nämlich Geschäfte. Geschäfte in der Personalpolitik und Subventionsgeschäfte. Außen steht noch die Firma „Nationale Selbsthilfe" groß angeschrieben. Von dieser Plakatierung gedeckt, verteilt man drinnen die Pöstchen und die Quoten an neuen Transaktionen. Subventionswirtschaft wie noch nie!

Aus der Devisen-Zwangsbewirtschaftung macht man durch Schaffung illegaler Einfuhrsperren den „trockenen Protektionismus" — das bedeutet Preisschutz, bedeutet Subventionen für die Großlandwirtschaft, für den Waldbesitz, für die verschiedensten Industriegruppen. Die Aufsicht über die Banken, vielfach angekündigt, bedeutet die Schaffung einiger hochdotierter Posten für bisher aktive Reichsbeamte, für beschäftigungslose Generaldirektoren und für besonders verdiente Politiker. Die zusätzlichen Kredite für die Erntefinanzierung werden wieder den bekannten Roggenstützungsgesellschaften zugeleitet. Und die im ersten Rausch der Entschlüsse als „Staatskapitalismus" gepriesene Expansion des Reichs auf dem Gebiet des Privatbankwesens präsentiert sich heute schon als eine großartige Subventionsangelegenheit. Im Falle Dresdner Bank und im Falle Akzeptbank haben alle übrigen Kreditinstitute den Vorteil von den Hilfsmaßnahmen des Reichs; im Falle Danat-Bank aber sind die großindustriellen Gläubiger und die neuen großindustriellen Besitzer dieser Firma die fröhlichen Selbsthilfegewinnler.

Natürlich geht eine solche Unterstützungspolitik zugunsten der großen Kapitalmächte nicht ohne Opfer ab. Es ist

heute kein Geheimnis mehr, wer diese Opfer bringen muß. Bei den Kommunen hat es angefangen, und die Länder werden bald ähnliches erleben. Die Oberbürgermeister, die im großen Durchschnitt fast ebenso sinnlos mit den ihnen anvertrauten Werten gewirtschaftet haben wie die typischen Generaldirektoren in der Privatwirtschaft mit den ihrer Obhut anempfohlenen Gesellschaften, werden jetzt von ihrem Piedestal heruntersteigen müssen, und das ist recht und billig so. Aber dann kommt auch die Senkung der Gehälter bei den kleinen Kommunalbeamten, es kommt der Abbau der Unterstützungssätze bei der „Wohlfahrt", die Entlassung von Lehrern, die Zusammenpferchung der Schulklassen, die Verringerung der Löhne bei den Kommunalarbeitern, und schließlich: der Ausverkauf des kommunalen Betriebsvermögens an die Privatwirtschaft. Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke — ade! Von der kommunalen Selbstverwaltung und, später, von der Autonomie der Länder wird nicht mehr viel übrig bleiben.

Etappe zwei: Steuererhöhungen beim Reich (die „letzte Reserve" der Umsatzsteuer muß ja einmal eingesetzt werden) und Verpfändung aller Steuerquellen, die für eine monopolmäßige Auswertung geeignet sind, zugunsten in- und ausländischer Anleihe-Vermittler. Das heißt: Tabak-, Benzin- und Lotterie-Monopol — vielleicht auch: Verpfändung der Hauszinssteuer, unter Kapitalisierung der Steuerbeträge. Als Ergänzung: rigorose Einsparungen im Reichsetat, besonders bei den Personalausgaben — also bei Gehältern und Sozialrenten.

Etappe drei: Senkung aller Lasten, die eine Rentabilität des „schaffenden Kapitals" noch verhindern. Also: Lohnabbau, Abwertung der festverzinslichen Kredite, Reduktion der Beiträge zu den Sozialversicherungen.

Das ist der Weg, den man gehen wird, unter gütiger Mitwirkung der großen Wirtschaftsführer, die sich der Reichsregierung gern und freudig als sachkundige Berater zur Verfügung stellen — mit der Bitte, daß ihre Namen in der Öffentlichkeit möglichst nicht genannt werden.

Ehe es soweit kommt, durchlaufen wir allerdings noch eine Wirtschaftsphase, wo die Dinge auf des Messers Schneide balancieren. Man macht noch einmal den Versuch, sich vor der Verantwortung zu drücken. Die unpopulären Maßnahmen werden hinausgeschoben... vielleicht läßt sich durch eine kleine Inflation dies alles leichter und weniger schmerzvoll regeln? Diese Überlegungen regieren die Stunde.

Wie leicht war es doch für das Reich, die Danat-Bank zu stützen, die Dresdner Bank zu erwerben, die Akzept- und Garantiebank zu gründen, die Rheinische Landesbank zu stützen! Man brauchte nur Schatzwechsel im Wert von ein paar hundert Millionen auszugeben, deren Verwandlung in Bargeld, über ein paar Zwischenstationen, die Reichsbank gerne leistete. Warum soll man nicht diesen Weg weiter verfolgen? Die Währung ist ja nicht gefährdet, denn die Reichsbank erhält nur vorschriftsmäßige Handelswechsel — und wenn Kritikaster und üble Nörgler von einer staatlich sanktionierten Wechsel-Reiterei sprechen, so braucht man sich darum doch nicht im geringsten zu kümmern.

Die Entscheidung darüber, ob sich das Reich die für seine eignen Zwecke und für die Unterstützung der Kommunen erforderlichen Mittel durch Anspannung aller Reserven und durch rigorose Ausgabenbeschränkungen beschaffen und sichern will, oder ob es nach berühmten Mustern eine inflatorische Schatzwechsel-Politik treibt, muß sehr bald schon fallen. Die Sicherungen, die gegen inflatorische Tendenzen bestehen, besonders am Statut der Reichsbank, sind außerordentlich stark. Deshalb ist auch anzunehmen, daß die Finanzwirtschaft nicht zu der bequemen Aushilfe der fortgesetzten Schatzwechsel-Produktion greifen wird, die, um es klar auszusprechen, die Inflation bedeuten müßte. Wahrscheinlich also wird man andersherum vorgehen, und, da schon eine Geldentwertung nicht möglich ist, die Abwertung der Löhne, der Soziallasten und der Schuldenlasten auf direktem Wege erzwingen. Denn die deutschen Unternehmer müssen leben — und sei es selbst auf Kosten der Arbeiter, der Konsumenten und der Rentner, auf Kosten der Kommunen, der Länder und des Reichs.

Autarkie von Theobald Tiger

Im Juni hat noch keiner gewußt,
was Autarkie bedeutet;
heut hebt sich jede deutsche Brust,
wenn das Schlagwort herunterläutet:
Autarkie!
Wir schließen einfach die Grenzen zu.
Dann hat die liebe Seele Ruh.
Appelsinen, jroße un kleene,
die machen wir uns alleene.

Kohlrüben wachsen bei uns zu Hauf.
Für uns ist nichts zu schade.
Wir rauchen still unser Sofa auf,
mit Maikäfer-Marmelade.
Autarkie! Autarkie!
Wir schuften für Zins und für Zinseszins,
und wir bleiben eine kleine Provinz.
Paris is ja so jemeene!
Wir machen uns allens alleene.

Dann halten wir fest das Proletenpack:
beherrscht von Bureaukraten,
von Banken und Knüppel aus dem Sack,
von Polizei und Soldaten.
Kräht der Adler auf dem Mist:
Autarkie!
ändert sichs Wetter, oder es bleibt wie es ist —
Autarkie!
Für Pleite, Not und Kirchhofsruh —
brauchen wir etwa das Ausland dazu?
Diese Wirtschaftskapitäne,
die machen det janz alleene.

Bemerkungen

Der schützende Paravent

Am vorletzten Sonntag gab es zum Morgenkaffee die beruhigende Nachricht, daß die ‚Rote Fahne' wiederum auf fünf Tage verboten worden sei, weil sie, wie es hieß, zu Gewalttätigkeiten aufgefordert habe. Die Leser haben aber nicht erfahren, daß dieses Verbot nach drei Tagen als gänzlich unhaltbar wieder aufgehoben werden mußte. Das Zentralorgan der KPD hatte einen Leitartikel veröffentlicht, der die politische Plattform der Partei enthielt, auf Grund deren die Massen zur Stimmabgabe für den bevorstehenden Volksentscheid im Freistaat Preußen aufgefordert wurden. Ein Teil der Programmpunkte war in bestimmten „Forderungen" formuliert, die sich vollinhaltlich mit den gleichen Anträgen der kommunistischen Reichstagsfraktion deckten. Von der Voraussetzung ausgehend, daß der Volksentscheid zur Auflösung des preußischen Landtages und zu Neuwahlen führen werde, legt der Artikel vor den Wählermassen die politischen Ziele dar, für deren Verwirklichung die KPD kämpft und für die sie in einem künftigen preußischen Landtag mitreden will. In dem Artikel ist überhaupt nicht, auch nicht einmal andeutungsweise, zur Gewaltanwendung aufgefordert worden: Der Ausdruck „Rote Selbsthilfe" ist ganz offensichtlich und deutlich als Gegenparole gegen das Schlagwort „Nationale Selbsthilfe" gebraucht worden, worunter nach der Auffassung der ‚Roten Fahne' eine Reihe von Forderungen vereinigt wurden, die gegen die Interessen des deutschen Volkes verstoßen.

Da die in den Notverordnungen vorgesehenen Beschwerdemöglichkeiten praktisch in den meisten Fällen bedeutungslos sind, wandte man sich unmittelbar an die Innenminister des Reiches und Preußens, die, das sei anerkannt, schnell und formlos Remedur schafften, um mich sanft auszudrücken. Die Erhebung einer Regreßklage gegen den zuständigen Beamten im berliner Polizeipräsidium war übrigens ernsthaft erwogen worden.

Dieses Verbot ist nur dann verständlich, wenn man die sehr weitverbreitete Ansicht teilt, daß manche Beamte im berliner Polizeipräsidium, gedeckt durch den schützenden Paravent des Staates, im Krieg zwischen SPD und KPD die Machtmittel dieses

Staates in einer Weise ausnützen, die viele zu einem „Ja" beim Volksentscheid veranlassen. Wer heute oben sitzt, kann in diesen wirren Zeiten morgen unten liegen. Alle Richtungen haben ein gemeinsames Interesse daran, daß bei der Einsetzung der staatlichen Machtmittel gewisse Turnierregeln von den jeweiligen Machthabern innegehalten werden. Der eigentliche Reichspressechef ist zurzeit der Pressechef des berliner Polizeipräsidiums. Die große Machtfülle, die in seiner Hand vereinigt ist, verhindert vielleicht die beschauliche Erinnerung an die Zeit, wo er selbst radikaler war als die heutige KPD; aber er sollte doch rein fachmännisch seinen Chef so beraten, daß solche Blamagen erspart bleiben.

Daß die deutsche Presse die Angelegenheit bewußt oder weil sie sie nicht kennt, totschweigt, ist nicht weiter erstaunlich. Schon beim vorletzten Verbot der ‚Roten Fahne' war es allein das ‚Berliner Tageblatt', das sich nicht scheute, sich auch vor ein kommunistisches Blatt zu stellen, wie es auch fast als einziges bürgerliches Blatt die grundsätzliche Bedeutung des völlig unbegreiflichen Verbotes der „Barrikaden am Wedding" erkannt hat.

Daß man alle diese Dinge noch mit einem juristischen Mäntelchen umhängt, ist für manch einen Juristen tief bedauerlich. Wollen sich die deutschen Juristen widerspruchslos zu Bütteln der Polizei degradieren lassen? Ob sich ein deutscher Richter finden wird, der urteilsmäßig die für mich zweifelsfreie Verfassungswidrigkeit der meisten Notverordnungen feststellen wird?

Alfred Apfel

Ufa-Dramaturgie

Folgende Vorfälle lassen es ratsam erscheinen, im Verkehr mit der dramaturgischen Abteilung der UFA, besonders aber mit dem UFA-Chefdramaturgen Podehl, äußerste Vorsicht walten zu lassen:

Der Filmschriftsteller Adolf Lantz hat dem Chefdramaturgen der UFA, Podehl, mit Bewilligung des Autors und schriftlicher Option des Verlages Felix Bloch-Erben das Theaterstück „Dover—Calais" von Julius Berstl zur Verfilmung angeboten. Lantz hat das Buch mit dem Bemerken zurückbekommen, daß der Stoff abgelehnt worden sei. Nach Ablauf seiner Option hat die UFA diesen Stoff direkt vom Verlag erworben, ohne Lantz auch nur in irgendeiner Form darüber zu verständigen. Lantz richtete daraufhin einen Brief an den verantwortlichen Produktionsdirektor der UFA, Ernst Hugo Corell, legte ihm den ganzen Sachverhalt klar und wollte damit der UFA Gelegenheit geben, die Verfehlung ihres Chefdramaturgen in irgendeiner Weise wieder gutzumachen. Genau siebenundvierzig Tage vergingen, ehe Herr Corell antwortete. Er begründete diese reichlich lange Zeit damit, daß „er sich zunächst mit dem Studium des vorhandenen Aktenmaterials befassen mußte". Recht seltsam sind auch seine weitern Ausführungen. Nämlich: „Herr Corell hat sich in der von ihm vorgenommenen Prüfung die Gewiß-

heit verschafft, daß auch in moralischer Hinsicht ein Vorwurf Herrn Podehl nicht zu machen ist." Zugegeben, daß der leitende Produktionsdirektor der UFA ein vielbeschäftigter Mann ist, zugegeben, daß es nicht allein in der dramaturgischen Abteilung der UFA einiges aufzuräumen gibt, so ist es glattweg ein Skandal, wenn er den heikelsten Punkt des Lantzschen Briefes übergeht und in seiner Antwort ausläßt, daß Lantz eine Option auf das Stück Berstls hatte. Damit aber, daß Herr Corell das recht zweideutige Verhalten seines Dramaturgen Podehl deckt, erklärt er es also für ein Geschäftsprinzip der UFA, Stoffe, die man nach der Lektüre von vielen Büchern findet und anbietet, einfach für sich selber zu annektieren und denjenigen, der die UFA erst auf diese Idee brachte, zu hintergehen. Autoren und Filmschriftsteller sollen also nach Herrn Corells Ansicht die Tätigkeit der festbesoldeten UFA-Dramaturgen gratis und franko ausüben. Ein fataler Irrtum, Herr Corell! Ihre Stellungnahme widerspricht nicht nur den primitivsten Ehrbegriffen eines ordentlichen Kaufmanns, sondern ist auch juristisch unhaltbar. Den Beweis werden hoffentlich bald die prozessualen Weiterungen erbringen, die der „Schutzverband der deutschen Schriftsteller" ebenso wie der „Verband der Tonfilmschriftsteller" nach dieser Veröffentlichung gegen Ihre Firma anstreben wird. Das Objekt dieses gerissenen Geschäftstricks heißt jetzt „Nie wieder Liebe" und läuft, beifällig von Publikum und Presse aufgenommen, im berliner Gloria-Palast. Als Autoren läßt die UFA auf der Leinwand eine Dame I. von Cube und den Regisseur Anatol Litwak zeichnen.

Der süddeutsche Filmautor Ernst Iros schrieb auf Veranlassung des damaligen UFA-Dramaturgen, Doktor Roland Schacht, zwei Exposés, denen der Roman Reck-Malleczewens „Bomben über Monte Carlo" zugrunde lag. Iros entnahm aus der Korrespondenz mit Doktor Schacht die grundsätzliche Bereitwilligkeit von Seiten der UFA zur Verfilmung des Sujets, wurde dann aber durch die Nachricht überrascht, daß die UFA das Verfilmungsrecht vom Verlag Scherl direkt erworben habe. Er hat bis heute nichts mehr von der UFA gehört.

Der Filmschriftsteller Doktor Josef Than besorgte sich in Wien bei dem Komponisten Eisler eine schriftliche Option auf dessen Operette „Der unsterbliche Lump" und bot sie unter Options-Vorweisung dem damaligen Chefdramaturgen der UFA, Robert Liebmann, unter der Bedingung an, daß er auch den Auftrag zur Herstellung des Manuskripts erhalte. Wenige Tage nach Ablauf der Option erwarb die UFA den Stoff direkt vom Verlag, ohne Than auch nur zu verständigen oder ihm ein Manuskript-Angebot zu machen. Bis auf den heutigen Tag hat man von seiten der UFA-Dramaturgie Than mit leeren Versprechungen hingehalten.

Der Filmautor Johannes Brandt machte der UFA den Vorschlag, einen Film „Flötenkonzert von Sanssouci" herzustellen. Die dramaturgische Abteilung der UFA bestellte bei ihm ein Treatment und schloß mit Brandt einen Vertrag, der ihn berechtigte, auch

das endgültige Drehbuch auszuarbeiten. Brandt war verpflichtet, alle von der UFA gewünschten Änderungen zu machen, was er auch tat. Sein Drehbuch wurde endgültig für gut befunden. Die UFA veröffentlichte Brandt in den Tages- und Fach-Zeitungen als Autor dieses Films. Trotzdem wurde Brandts Manuskript beiseitegelegt und der Freund des Regisseurs Gustav Ucicky, der Filmautor Walter Reisch, beauftragt, ein neues Drehbuch anzufertigen. Bei der Première des Films wurde Brandts Name überhaupt nicht erwähnt, und erst Entscheidungen des Landgerichts und später Kammergerichts zwangen die UFA, in allen Plakaten, Inseraten und Veröffentlichungen Brandts Namen zu nennen und ihm eine hohe Entschädigung zu zahlen.

Vorfälle ähnlichen inkorrekten Geschäftsgebahrens der dramaturgischen Abteilung der UFA sind noch viele. Sie ähneln sich jedoch derart, daß es unnötig und ermüdend wäre, sie alle einzeln aufzuzählen. Der öffentliche Hinweis in dieser Form wird hoffentlich genügen, die maßgebenden Herren der UFA darauf hinzuweisen, daß man die monopolistische Stellung, die zweifellos ihre Firma innerhalb der deutschen Filmindustrie innehat, wenigstens materiell Schwächern gegenüber nicht derart rigoros wider Treu und Glauben ausnützt.

Max Magnus

Lange Leitung

Für Wasserklosetts mit Hochbehälterspülung hat eine rheinische Firma einen geistreich ausgedachten, wassersparenden Zusatzapparat herausgebracht, den ich in einem chemnitzer Hause sah und der durch folgende fettgedruckte Erläuterung gekennzeichnet ist:

Bei kleinem Austritt
nur Hauptkette ziehen.
Bei großem Austritt
zuerst Auslösekette (Ring) mit einer Hand ziehen und festhalten, dann Hauptkette mit der andern Hand ziehen.

Wie ist es nun bei großem und kleinem Austritt? Das ist leider nicht angegeben.

Leutnant warst du einst . . .

In diesen furchtbar ernsten Zeiten
Ists jedes Deutschen höchste Pflicht,
Daß er — und selbst in Kleinigkeiten —
Nur Deutschen hilft und Fremden nicht!

Deshalb muß man bei Deutschen kaufen!
Ein Schweinehund, ders anders macht! —
Wozu zum Juden, Fremden laufen,
Die nur aufs eigne Wohl bedacht?

Von Fremden wird man doch betrogen
Und mächtig übers Ohr gehaun,
Auch oftmals böse ausgesogen! —
Nur deutschen Firmen kann man traun!

Drum kauf ich nur bei deutschen Firmen,
Die stehn im „V. B." und „I. B."!
So helf ich deutsche Arbeit schirmen
Und lindern deutsche Not und Weh!

Hans-Joachim v. Schulz, Leutnant z. S. a. D. und Kaufmann, Zoppot, Schäferstraße 18

Große Zeiten (neueste Ausgabe)

Die Zeit ist viel zu groß, so groß ist sie.
Sie wuchs zu rasch. Es wird ihr schlecht bekommen.
Man nimmt ihr täglich Maß und denkt beklommen:
So groß wie heute war die Zeit noch nie.

*

Sie wuchs. Sie wächst. Schon geht sie aus den Fugen.
Was tut der Mensch dagegen? Er ist gut.
Rings in den Wasserköpfen steigt die Flut.
Und Ebbe wird es im Gehirn der Klugen.

*

Der Optimistfink schlägt im Blätterwald.
Die guten Leute, die ihm Futter gaben,
sind glücklich, daß sie einen Vogel haben.
Der Zukunft werden sacht die Füße kalt.

*

Wer warnen will, den straft man mit Verachtung.
Die Dummheit wurde zur Epidemie.
So groß wie heute war die Zeit noch nie.
Ein Volk versinkt in geistiger Umnachtung.

Erich Kästner

Die Selbstbewußte

„Mein Herr", rief Emma, „was denken Sie von mir? Ich bin ein solides Mädchen."

„Waren Sie nicht drei Jahre verlobt mit einem Maler?"

„Gewiß. Aber die Strümpfe hab ich immer anbehalten."

Neues vom Tage

„Herr Professor Carl Schmitt-Berlin macht mich freundlicher Weise darauf aufmerksam, daß die Kirche in den ersten Jahrhunderten auctoritas, aber nicht potestas beansprucht habe."

‚Deutsches Volkstum'
August 1931

Liebe Weltbühne!

Die ‚Frankfurter Zeitung' hatte in Kopenhagen einen Korrespondenten, der nicht viel tat. Mahnungen blieben erfolglos. Schließlich wurde Rudolf Geck vom Verlag aufgefordert, dem Manne den Text zu lesen.

Geck setzte sich hin und schrieb folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr!
Etwas ist faul im Staate Dänemark. Und das sind Sie.
Mit Gruß

—ck

Hinweise der Redaktion

Berlin

Bund proletarisch revolutionärer Schriftsteller, Gruppe West. Schulungsabend. Dienstag 20.00: Lokal Kulka, Wilmersdorf, Lauenburger Ecke Uhlandstraße: Alfred Kurella: Die Lage der Schriftsteller in der Sowjetunion. Diskussion.

Kampfkomitee für die Freiheit des Schrifttums. Freitag 20.00: Oeffentliche Versammlung im Schubert-Saal, Bülowstraße: Gegen die Zensur. Es sprechen: Joh. R. Becher über: „Die Schriftsteller und die Freiheit", Bernard v. Brentano über „Wissenschaft und Fortschritt", Johannes K. Koenig über „Gotteslästerung" und Jürgen Kuczynski über „Statistik und Wahrheit".

Bücher

E. J. Gumbel: „Laßt Köpfe rollen". Fascistische Morde 1924—1931. Flugschrift. Preis 10 Pfg. Deutsche Liga für Menschenrechte.

Felix Hollaender: Ein Mensch geht seinen Weg. Ullstein Verlag, Berlin.

Rundfunk

Montag. Berlin 21.00: „Oedipus" von Sophokles, bearbeitet von Heinz Liepmann. — Langenberg 18.00: A. Paquet: Fahrt auf dem Oberrhein. — **Dienstag.** Königswusterhausen 18.00: F. Stössinger: Die moderne Französin im Leben und in der Literatur. — Wien 17.45: Norbert Schiller: Novellen und Märchen aus Arabien und Indien. — **Mittwoch.** Berlin 15.40: Kurt Ruhemann: Fürsorge für hirnverletzte Kriegsbeschädigte. — 18.25: Albert Daudistel liest eigene Erzählungen. — 21.10: Heitere Bilder um und von Jerome K. Jerome, Querschnitt von Renée Christians. — **Donnerstag.** Breslau 20.30: Ein Mann erklärt einer Fliege den Krieg, Hörspiel von Wilh. Schmidtbonn. — München 20.45: Lesestunde. „Der Große", hist. Novelle von Strindberg. (Ewald Balser). — **Freitag.** Berlin 17.50: Ernst Gläser liest eigene Arbeiten. — **Sonnabend.** Mühlacker 18.40: Alte und neue Publizistik. (Hannes Küppers und Erik Reger).

Antworten

Alfred Kolmar. Sie schreiben: „Herr Staatssekretär a. D. Professor Doktor Julius Hirsch ist bekanntlich der Erfinder des amerikanischen Wirtschaftswunders. Nun sollte man meinen, daß die Entwicklung der amerikanischen Wirtschaft während der letzten Jahre, die so gar nicht wunderbar gewesen ist, Herrn Hirsch einigen Anlaß zur Beobachtung größter Vorsicht bei der Behandlung wirtschaftlicher Fragen geben sollte. Unter uns: Von einem ‚Volkswirt', der ein so blamables Buch geschrieben hat, würde sich in England und in Frankreich wahrscheinlich kein Student mehr prüfen lassen. In Deutschland ist es dagegen möglich, daß Herr Hirsch sich in Leitartikeln immer wieder blamieren darf. Das ist ihm neulich im ‚Berliner Tageblatt' in gradezu fabelhafter Weise gelungen. Herr Hirsch fühlt sich als ‚Fachmann für Amerika' natürlich dazu berufen, zu dem amerikanischen Angebot eines Rohstoffkredites für Deutschland Stellung zu nehmen. Er ‚untermauert' — wie man heute in Deutschland so schön sagt — seine selbstverständlich positive Stellungnahme zu diesem Angebot mit dem folgenden Zahlenmaterial:

Einfuhr Deutschlands aus U.S.A. in Millionen Reichsmark

Jahr	Baumwolle	Kupfer	Weizen
1927	832,6	356,0	674,0
1928	795,0	376,0	571,0
1929	815,0	404,0	448,0
1930	581,0	251,0	231,0
1931 erste 6 Monate	187,0	94,5	49,6

Es ist Herrn Hirsch hierbei ein ganz groteskes Versehen passiert. Er braucht nicht zu wissen, daß die Vereinigten Staaten im ersten Halbjahr 1931 nur 27,8 Prozent der deutschen Kupfereinfuhr gedeckt haben; dafür ist er Professor. Aber er sollte sich wenigstens die Köpfe der gedruckten Statistiken, die er verwertet, genauer ansehn. Dann würde er nämlich merken, daß Deutschland im Jahre 1930 nicht für 1063 Millionen Mark, sondern nur für 515 Millionen Mark Baumwolle, Kupfer und Weizen aus U.S.A. gekauft hat. Herr Hirsch hat sich den Scherz geleistet ,in der ganzen Tabelle statt der Werte des deutschen Importes aus den Vereinigten Staaten die des deutschen Gesamtimportes an Baumwolle, Kupfer und Weizen einzusetzen. Ein kleiner Unterschied! Denn so entsteht natürlich der Eindruck, daß die Amerikaner uns viel größere Mengen der fraglichen Materialien kreditweise zur Verfügung stellen würden, als sie uns gegen bar jemals geliefert haben. Oder will Herr Hirsch den Amerikanern ein Lieferungsmonopol für Deutschland einräumen? Dann mag er das sagen, aber nicht mit falschen Zahlen kommen. Er müßte dann aber auch darauf hinweisen, daß die Folgen eines solchen amerikanischen Monopols für den deutschen Export nach den Ländern, aus denen wir sonst noch die fraglichen Materialien beziehen, gar nicht abzusehen wären. Vielleicht wird sich Herr Hirsch auf einen Schreibfehler herausreden wollen, der passieren könnte. Um der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit dieser Ausrede willen, ist die ganze Glosse geschrieben worden. So etwas darf nicht pas-

sieren und am wenigsten einem Gelehrten, der es für sich in Anspruch nimmt, in wirtschaftlichen Fragen gehört zu werden. Es handelt sich hier nicht um Herrn Hirsch allein und um seine Beweisführung, die er einem Studenten seines Seminars hoffentlich nicht durchgehen lassen würde. Aber diese Schluderei, die nicht nur in der sogenannten schönen Literatur und ihrem scheußlichen Betrieb sondern auch in der angeblich wissenschaftlichen Behandlung von Wirtschaftsfragen, also von Lebensfragen, zur übelsten Gewohnheit geworden ist, darf in Zukunft nicht mehr geduldet werden. Man wird den Herren von nun an mehr auf die Finger sehen. Wir haben gar keine Lust mehr dazu, uns widerspruchslos von irgend einem ‚Volkswirt wundermild' blauen Dunst vormachen zu lassen."

Willi Münzenberg, M. d. R. Sie schreiben unter Hinweis auf das Pressegesetz: „In Nummer 30 der ‚Weltbühne' befindet sich folgende Behauptung: ‚Und diese Wut ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß der rote Aufbau des Münzenberg-Konzerns auf Danat-Krediten ruht.' Diese Behauptung ist unrichtig. Richtig ist, daß keiner der von mir kontrollierten Betriebe irgendwann und irgendwelche Summen, und seien es auch die kleinsten, von Jakob Goldschmidt oder von einer von ihm beeinflußten Bank oder Geldinstitution in irgendeiner Form erhalten hat."

W. K. Sie schreiben: „Unter zwei Bildern des prunkvollen Hauses der Familie Lahusen in Bremen lesen wir in der ‚Neuen Badischen Landeszeitung' in Mannheim vom 11. Juli: ‚Die Patrizierdynastie Lahusen in Bremen hatte sich in Schloß Hohehorst einen Landsitz errichtet, der für einen der edelsten und schönsten Schöpfungen der modernen deutschen Baukunst galt.' Zehn Zeilen weiter, auf der gleichen Seite, hat der brave demokratische Kritiker bereits diese Meinung: ‚Außer ihren künstlerischen Neigungen, wenn man das Protzenhaus in Hohehorst unter solcher Rubrik einordnen darf, hatten die Lahusens . . .' Eben erst ‚Patrizierdynastie' und zehn Zeilen später schon bemitleidenswerte ‚Protzen'. Und gleichermaßen überkommen den armen Kritiker böse Zweifel, ob man die ‚edelste und schönste Schöpfung moderner deutscher Baukunst' in das Gebiet der Kunst rechnen dürfe. Liebe Neue Badische, Dein Kunstreferent ist nicht ganz sattelfest. Schon vor einigen Wochen hat er die berliner Nationalgalerie Schinkel zugeschrieben. Armer Schinkel. Wenn man schon zwei künstlerische Seelen in seiner Brust wohnen hat, so empfiehlt es sich, immer nur eine auf einmal reden zu lassen."

Leser in Leipzig. Wenn Sie Interesse an regelmäßigen wöchentlichen Zusammenkünften der Weltbühnenleser Ihrer Gegend haben, geben Sie Ihre Adresse an Herrn Kurt Löwenthal, Leipzig C. 1, Kohlgartenstr. 18, II., bei Wellmann.

Magdeburger. Geben Sie Ihre Adresse an „Hauptpostlagernd Magdeburg P. S. 500". Der Empfänger beabsichtigt, regelmäßige Zusammenkünfte der magdeburger Weltbühnenleser in die Wege zu leiten.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto. Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Bülow-Platz von Carl v. Ossietzky

Am Sonntag den 9. August, abends acht Uhr, sind am berliner Bülow-Platz vor dem Lichtspieltheater „Babylon" zwei Polizeioffiziere, die eine Streife führten, meuchlings ermordet worden; ein dritter erhielt eine schwere Verletzung. Als die Polizei das Feuer erwiderte, blieben ein paar Leute tot und verwundet liegen, Leute, von denen niemand weiß, ob es Kombattanten oder Passanten waren. Wir werden auch schwerlich jemals die Wahrheit erfahren, denn inzwischen ist das Bild dieser traurigen Vorgänge durch eine Kommunistenhetze verfälscht und verzerrt worden, wie wir sie seit langem nicht erlebt haben. Ja, alle innere Politik scheint in diesem Augenblick nur Kommunistenhetze zu sein und nicht mehr. Selbst bei denjenigen liberalen Blättern, die sich sonst ein gewisses Maß von Objektivität bewahren, auch wenn es sich um Linksradikale handelt, gelten die Behauptungen der Polizei als sakrosankt. Es gilt als erwiesen, daß die KPD die Meuchelmorde am Bülow-Platz gewünscht und planmäßig durchgeführt hat. Sie unterhält Terrorgruppen, sie unterhält eine Geheimabteilung für Sprengstoff-Attentate wie das von Jüterbog. Nirgends regt sich angesichts der Fülle von Gerüchten eine regulierende Skepsis. Nirgends denkt man daran, die vom Polizeipräsidium ausgegebenen Berichte unter eine kritische Sonde zu nehmen. Nirgends erinnert man sich der blutigen Maitage von 1929, die bekanntlich mit wilden Aufruhrmeldungen begannen und mit einer ausgewachsenen Polizeiblamage endeten. Das Schlußergebnis bildeten dreißig Tote und dreimal so viel Verletzte, aber nicht ein Quentchen Beweis konnte erbracht werden, daß diese Opfer im Straßenkampf gefallen waren, daß überhaupt so etwas wie Aufruhr stattgefunden hatte. Und niemand erinnert sich mehr der erst kurze Zeit zurückliegenden Episode, wo ein Schutzpolizist in Zivil im dienstlichen Auftrag zwischen lärmenden Demonstranten gesteckt hatte.

Die politischen Gründe dieser neuesten Kommunistenhetze sind leicht zu finden. Den sogenannten Siegern vom 9. August ist nicht ganz wohl bei ihren Lorbeeren. Statt daß jetzt mit den Rechtsparteien endlich Fraktur geredet wird, will sich Brüning mit Hugenberg freundlich unterhalten. Die preußische Regierung hat die ihr von der Reichsregierung wegen der Zwangsveröffentlichung ihres Aufrufs erteilte Maulschelle schweigend eingesteckt. Ein schönes moralisches Beispiel, daß auch der Sieger nicht dem Hochmut verfallen darf. Die angeblich in Stücke geschlagene Rechte findet freundliche Samariterhände, die ihr die Schwielen am Hintern mit Salben bestreichen. Losung aus dem Reichspräsidenten-Palais: auf Lazarette darf nicht geschossen werden! So blieben nur die Kommunisten übrig. Die Sozialdemokraten benutzen die allgemeine Vernebelung, um die Konkurrenz aufzureiben oder

wenigstens nach Kräften zu schädigen. Es wird ihr nicht gelingen. Nur die Kluft zwischen den beiden Arbeiterparteien wird verbreitert, hoffnungslos verbreitert werden.

Auch die neue blutige Episode am Bülow-Platz gehört in das jammervolle Kapitel der Kämpfe zwischen den beiden Arbeiterparteien. Nicht Staat und Staatsfeinde sind es, die hier ringen, sondern Parteien, von denen die eine das Glück hat, als Staatsautorität verkleidet walten zu dürfen. Ich behaupte, daß dieser jahrelange Bürgerkrieg am Bülow-Platz unter einem halbwegs verständigen bürgerlichen Polizeipräsidenten unmöglich wäre. Dem wären die Kommunisten Hekuba; nur Sozialdemokraten, also Blutsverwandte, kennen diesen intimen Haß, dieses beißende Gelüst, die Abscheulichkeit, die Gemeingefährlichkeit der benachbarten Partei immer aufs Neue zu beweisen.

So ist der Bülow-Platz seit Jahr und Tag die klassische berliner Arena erbitterter Partisanenkämpfe. Ein Stück Mittelalter tut sich mitten in der nüchternen Millionenstadt auf. Alexander-Platz gegen Bülow-Platz! Polizeipräsidium gegen kommunistische Parteizentrale! So stand das Quartier der Capulets gegen das der Montagues. So stand die Stadtvogtei des Patriziats gegen das Haus der Zünfte oder der Handwerksgesellen. Ist es nicht wie eine Erscheinung aus versunkenen Jahrhunderten? Seit Jahr und Tag wiederholt sich das: eine Polizeistreife kommt über den Bülow-Platz; ein paar junge Burschen, mit Parteiabzeichen versehen, gehen vorüber. Die Polizisten sehen die jungen Leute scharf und mißtrauisch an, diese erwidern mit herausfordernden Blicken oder Grimassen. Ein böses Wort fällt, die Gummiknüppel fliegen, ein Schuß kracht, und nachher liegt ein Polizist oder ein junger Arbeiter starr und strack auf der Bahre.

Gibt es da noch eine Schuldfrage? Es ist heute wohl fast unmöglich, das Maß von Schuld zu verteilen und soll auch nicht versucht werden. Zwei Psychosen treffen hier explosionsbereit zusammen und verwandeln ein Stück dieser nüchternen und noch immer ruhigen Stadt in ein besonderes Territorium wüster Indianerinstinkte. Nicht Polizei, nicht Rotfront soll hier bemakelt werden, das sei den Parteimenschen überlassen. Es soll nur in jene tragische Verstrickung hineingeleuchtet werden, die immer neue Todesopfer, immer neue Lahmgeschossene und Krummgeprügelte fordert. Es kommt nicht darauf an, wer den ersten Schuß abgefeuert hat, aber die Schüsse vom 9. August müssen die letzten gewesen sein.

*

Wenn man in diesen Tagen über den Bülow-Platz kommt, so bietet sich ein Bild, wie man es in Berlin seit der Revolution nicht gesehen hat. Das Karl-Liebknecht-Haus, das kommunistische Parteihaus, ist geschlossen; ein weiter Umkreis ist gesperrt und darf überhaupt nicht betreten werden. Die Schupos gehen zu zweien und herrschen jeden an, der die Hände in der Tasche hält. „Hände raus!“, heißt es schon auf viele Meter Entfernung, von drohenden Gebärden illustriert.

„Auseinander", wenn ein paar Leutchen eingehakt gehen. Die Bauzäune im Zuge der Hankestraße bilden einen Engpaß, der vom Publikum gern benutzt wird, weil es sich zwischen den hohen Planken sicherer fühlt als auf dem weiten Platz. Es eilt schnell und schweigend an den Posten vorüber. Nach Dunkelwerden fahren die großen Mannschaftsautos umher, und das stechend weiße Scheinwerferlicht schlägt hart in erschreckte Gesichter, in geblendete Augen. Bei dieser Aufmachung fühlt sich jeder verdächtig, jeder als Missetäter. Schneller noch wenden sich Gesichter bei Seite, huschen Menschen gespenstisch wie kopflose Schatten vorüber. So sieht es in einer eroberten Stadt am ersten Abend aus. Noch fühlt sich der Sieger von Hinterhaltschützen bedroht. Noch hat die Bevölkerung nicht angefangen zu fraternisieren. Noch haben die kleinen Mädchen vor den fremd aussehenden Soldaten Angst und machen ein Gesicht, als sollten sie gefressen werden. Nun, im Kriege hat sich das immer schnell gegeben. Hier jedoch hat man das Gefühl, daß diese Zivilisten und diese Uniformierten niemals zusammenfinden, niemals ein freundliches Wort wechseln werden.

Die Schupos patrouillieren zu zweien mit ernsten, verbissenen Gesichtern. Man sieht ihnen an, wie sie der Tod ihrer Kameraden getroffen hat. Man sieht aber noch mehr: sie fühlen sich in einem gefährlichen Dienst und noch immer an Leib und Leben bedroht. Sie stehen unter einem nervenaufreibenden Eindruck. Sie glauben zu wissen, daß jeder der Feind sein kann. Sie verlieren die neutrale dienstliche Haltung, wo eine Hand sich selbstvergessen in die Rocktasche senkt. Dann schreien sie schrill und undiszipliniert und stürzen drauflos, wie einer, der sich von unsichtbaren Feinden bedroht fühlt und erleichtert ist, daß diese geheime, diese körperlose Schrecknis plötzlich ein Gesicht bekommt. Auch sie sind die bedauernswerten Mitspieler eines politischen Trauerspiels, in dem es für sie weder Maß noch Urteil gibt, nur das Bewußtsein, pflichtgemäß zu handeln. Sie fühlen sich nicht als Sicherheitspolizei, sondern als Soldaten. Sie wissen: wenn sie eingesetzt werden, so bedeutet das Krieg. Der Soldat fragt nicht, warum Krieg ist. Das ist nicht seine Sache, darüber mögen sich die Vorgesetzten den Kopf zerbrechen.

So patrouillieren sie paarweis über den weiten Bülow-Platz und an den Ausgängen der schmalen Zufahrtsstraßen. Ihre Blicke sagen: Wir werden von hinten erschossen, das ist kein ehrlicher Krieg! Und was habt ihr überhaupt in der Feuerzone verloren? Oder steckt ihr alle mit denen im Bunde, die aus dem Hinterhalt schießen? Die Männer jagen hastig weiter, niemand hat Lust sich aufzuhalten, die Mädchen mit ihren Stadtköfferchen trippeln auf hohen Absätzen vorbei ohne aufzublicken. Niemand denkt an Resistenz. Es ist richtig, hier sind zwei Morde geschehen. Aber Mordtaten werden sonst im stillen aufgeklärt. Niemand denkt sonst daran, einen ganzen Stadtteil deswegen für aussätzig, für außerhalb des Gesetzes stehend zu erklären, über ihn deswegen das Kriegsrecht zu verhängen.

Spät abends ist der Platz so gut wie leer. Wer nicht grade dort wohnt, wählt lieber einen andern Weg. Der Passant fährt plötzlich erschreckt zusammen: aus einer Mauernische starrt ihn ein forschendes Gesicht unter einem schwarzen Tschako an. Dann wird die Erscheinung wieder von der Finsternis gefressen. Es ist unheimlich still in diesen dichtbevölkerten Proletarierstraßen. Ferne Schritte verhallen, und hoch oben über dem Kinopalast Babylon knallt ein großes rotes Plakat, grell beleuchtet, aus dem nächtlichen Dunkel des alten Scheunenviertels. „Opernredoute": ein zärtliches Paar mit gespitzten Lippen. Seltsam, wie obscön dieses harmlose Plakat über diesem waffenstarrenden Platz wirkt. Es ist wie die Vision eines riesenhaften Kriegsbordells.

*

Eine Polizeibeamten-Zeitung schrieb vor einiger Zeit klagend: „Leider ist es heute so, daß der im Dienst befindliche Polizeibeamte immer auf sich allein oder auf seine Kollegen angewiesen ist und nur sehr selten Hilfe und Unterstützung aus dem Publikum erhält, wenn er bedrängt wird."

Diese Klage steht in einem Verbandsblatt, dessen republikanische Gesinnung nicht bezweifelt werden kann, wie denn überhaupt die preußische Polizei noch immer starke republikanische Bestandteile enthält. Desto bedauerlicher ist auch der unverkennbare Zwiespalt zwischen der Polizei und dem Publikum, besonders der Arbeiterschaft. Der Grund dafür ist in der ungewöhnlichen und nur selten motivierten Härte des körperlichen Zugriffs zu suchen, den die Polizei bei Auftritten, namentlich politischer Art, für nötig hält. Erste Phase: Rippenstoß von Gebrüll begleitet, zweite Phase: Gummiknüppel, dritte Phase: Revolver. Das ist feststehender Ritus. Wenn ich nach eignen Beobachtungen schließen darf, so muß ich sagen, daß der einzelne Schutzpolizist bei Auskünften der höflichste Mensch von der Welt ist; im übrigen tolerant gegen Besoffene, beim Erscheinen Radaubrüdern bereit, nach der andern Seite zu gucken; ein wahrer Satan jedoch, wo sich ein kleiner politischer Krakehl anspinnt. Die preußische Polizei hat manche Vorzüge, aber unglücklicherweise fehlt ihr die Erkenntnis, daß ein Teil der Politik sich heute auf der Straße abspielt; eine Tatsache, die wir auch bedauern, die uns aber nicht nötigt, deswegen einen Totschläger zu erwerben. Die Polizei sieht in Menschen, die Versammlungen besuchen, ihren natürlichen Feind. Staatsbürgerliche Rechte und obrigkeitliche Auffassungen von Ruhe und Ordnung werden auch in stillern Zeiten oft kollidieren. Heute sind Millionen unter uns verzweifelt, weil sie nicht wissen, wovon sie am nächsten Tage leben sollen. Solche Stimmungen müssen sich notgedrungen in Einzelexzessen Luft machen. Und diesen bis jetzt gewiß nicht großen Ausschreitungen steht eine militarisierte Polizeitruppe gegenüber, der ein schäbiger Rock, ein ausgehungertes Gesicht schon hinreichend verdächtig erscheint. Da wird gleich geschrien, da setzt es umgehend Puffe und Schläge. So entsteht zwischen Polizei und Proletariat ein Zustand des Hasses und

der Gewalttätigkeit; auf beiden Seiten gibt es vieles zu rächen. Die Vendetta ist in manchen Gegenden schon zur normalen Verkehrsform geworden.

Es wäre ungerecht und unsinnig, den einzelnen Schupomann verantwortlich zu machen. Er lebt kaserniert, er hält sich an Instruktionen, und diese Instruktionen werden gewiß sehr schroff sein. Sie müssen den Mannschaften das Bild einer bösen, feindlichen Welt geben, in der man, wie im Kriege zuerst schlagen muß, um nicht selbst erschlagen zu werden. Diese nervösen, oft übernächtigen Gesichter, diese argwöhnischen angespannten Augen unterm Tschako lassen auf die Härte der Instruktionen schließen. Entspricht dieses Bild der Wirklichkeit? Gewiß, wir haben sehr geräuschvolle radikale Parteien. Aber hat selbst die ungeheure Verelendung dieser letzten beiden Jahre schon Ausschreitungen größern Umfanges gezeitigt? Es hat keine nennenswerten Hungerkrawalle gegeben, wie allgemein erwartet wurde. Wo Scheiben eingeworfen wurden, handelte es sich, wie schnell festgestellt wurde, um hakenkreuzlerische, um antisemitische Zettelungen. Ausländische Beobachter schreiben bewundernd von der Disziplin des deutschen Volkes, sich nicht in unnützen Gewalttaten zu verlieren. Nur unsre Obrigkeit bringt Deutschland nicht das gleiche Vertrauen entgegen. Sie steht ständig schußbereit, und bei jedem Hoch auf Rotfront geht das Gewehr los. Die Obrigkeit ist viel besser genährt als das Gros des Volkes, aber ihre Nerven sind bedeutend schlechter.

Es wird auch allzu oft mit zweierlei Maß gemessen. Viele Polizeioffiziere, die nach links ausschlagen, ertragen nationalsozialistische Ausschreitungen mit beleidigender Nachsicht. Nicht nur Kommunisten, auch das stets so loyale Reichsbanner hat manche Schramme davongetragen. Hat es nicht bei den Remarque-Krawallen im vorigen Winter tagelang gedauert, ehe die Polizei etwas gegen das Straßenregiment des kleinen Goebbels unternahm? Ich denke auch an die denkwürdige Premiere des „Flötenkonzerts von Sanssouci" im vorigen Dezember, wo Polizisten sich auf jeden harmlosen Zischer und Zwischenrufer mit der Wildheit von Amokläufern warfen und ihn mit sich schleppten, während sie stumm wie Bildsäulen blieben, wenn unmittelbar hinter ihnen „Deutschland erwache!" gerufen wurde. Eine Polizei, die alle gleich hart anfaßt, mag als ungemütlich empfunden werden. Eine Polizei jedoch, die ihre Energie vornehmlich gegen eine Seite richtet, verliert ihre Autorität und wird einfach als Partei betrachtet werden.

Der Abend des 9. August am Bülow-Platz war für die Polizei gewiß tragisch. Aber ihre Maßnahmen seitdem tragen nicht zur Beruhigung bei, sondern sind nur geeignet, neue Racheinstinkte zu erwecken. Die Presse deckt alles, was seitdem geschehen ist, mit dem Mantel der Liebe, glücklich, sich an den kommunistischen Prügelknaben halten zu können. Wenn der Rotkoller verflogen ist, wird manches wieder anders aussehen. Was inzwischen unter die Räder kommt, ist ja nicht viel: es sind nur die verfassungsmäßigen Garantien persönlicher Freiheit. Der Deutsche ist leicht geneigt, auf solche Kleinigkeiten zu verzichten.

*

Die deutsche Presse weiß sich in dem Punkte einig, daß die Zentrale der KPD den Mord an den beiden Schupoleuten bestellt hat, um ihre Niederlage beim Volksentscheid zu verdecken und ihren Leuten etwas zum Protestieren zu geben. Bisher hat sich noch keine Spur ergeben, die dahin führt; die Terrorgruppen konnten nicht nachgewiesen werden und werden auch nicht nachgewiesen werden können, denn so dumm ist keine Partei, sich auf ein so waghalsiges Abenteuer einzulassen. Das Geheimnis könnte nicht lange verborgen bleiben, seine Enthüllung würde das Verbot der Partei automatisch herbeiführen. Schon lange wird in gewissen Regierungskreisen des Reichs und Preußens mit diesem Gedanken gespielt. Ein Rückzug in die Illegalität würde die Partei um die Verbindung mit den Massen bringen. Sie müßte ihre ganze Kraft auf die Erhaltung des umfangreichen Apparates richten. Ein paar Draufgänger mögen das interessante Halbdunkel illegaler Arbeit herbeiwünschen, die Funktionäre, die den Ausschlag geben, sind davon weniger begeistert.

Es ist übrigen noch niemals gelungen, großen Parteien politische Morde an die Rockschöße zu hängen, aber manche Parteien, die sich heute höchst honorig gebärden, sind schon solchem Verdacht ausgesetzt gewesen. Die Attentate der siebziger Jahre schrieb Bismarck großzügig und unbegründet der Sozialdemokratie und dem Zentrum zu und erreichte damit sein Sozialistengesetz. Mit diesem Ausnahmegesetz hat Bismarck jahrelang die Sozialdemokratie unter der Fuchtel gehalten. Das war die heroische Zeit der Partei.

Heute wird das Sozialistengesetz von Sozialisten gegen Sozialisten angewendet, und damit hat es eine Schärfe und Unbarmherzigkeit erlangt, von der Bismarck nichts ahnte. Im berliner Polizeipräsidium sieht man in der Kommunistischen Partei den Feind schlechthin. Hier ist zuerst die Idee entstanden, die Roten Frontkämpfer aufzulösen. Damit nimmt der Kampf zwischen den beiden Parteien eine unerhörte Gehässigkeit an. Die Kommunisten weigern sich, darin einen Akt der Staatsautorität zu sehen, sondern nur die Willkür einer konkurrierenden Partei, die ihre Macht nicht gegen die Reaktion zu gebrauchen wagt. Zugleich bedeutet diese Auflösung des kommunistischen Kampfbundes eine ungeheure Vergiftung des politischen Lebens und besonders des Verhältnisses zwischen den beiden Arbeiterparteien. Eine Organisation von Hunderttausenden läßt sich nur unterdrücken, nicht auflösen. Sie flüchtet in hundert verschiedene Masken und Namen. Ihre geheimen Mitglieder fühlen sich zu äußerster Aggressivität verpflichtet. Ihr Aktivismus lebt sich in gewalttätigen Formen aus. Sie wittern überall Verrat, sie laufen mit bösartiger Spannung herum. Kurzum, sie gleichen in ihrer Geistesverfassung immer mehr ihren uniformierten Gegnern. Auch sie fühlen sich als Soldaten, als die Streiter eines kommenden Rechts, als die Vorposten einer Legalität, der einmal die ganze Welt im Zeichen der Dritten Internationale unterworfen sein wird.

Das ist das Unheimliche an dieser Situation, daß sich die Leute vom Bülow-Platz und vom Alexander-Platz so ähnlich

sehen. Wer das einmal erkannt hat, wird es aufgeben, nach Schuldfragen zu suchen. Was hier nötig ist, das ist kein neues Hochgericht, das ist ein ehrliches Clearing-House, das ist ein Mittler. Sonst bluten beide Arbeiterparteien langsam aus. Dann wird es weder eine demokratische Republik geben noch ein Sowjetdeutschland, sondern nur die Reaktion, den Fascismus.

*

Der Vorwurf, der gegen die Kommunistische Partei zu erheben ist, liegt nicht in der Linie der von der bürgerlichen und sozialdemokratischen Presse erhobenen Anklagen. Der ärgste Fehler, den die Partei begeht, ist der, daß sie eine Revolutionsromantik nährt, für die kein realer Boden vorhanden ist. Die Führer leben nicht in diesem Deutschland mit seiner Geduld, mit seinem Beharrungsvermögen, sondern im vorletzten Stadium der Revolution, in der kurzen Etappe vor dem definitiven Sieg. Richtig ist ihre Diagnose, daß wir in höchst revolutionären Zuständen leben, aber sie verkennen darüber, daß die Menschen nicht revolutionär sind. Sie buchen jede gegen einen Schutzmann erhobene Arbeiterfaust als Plus im Revolutionskonto. Aber es geht ihnen nicht auf, daß es sich hier um individuelle Akte von Desperation handelt. Sie folgern aus einer Straßenschlägerei, daß „das Proletariat nicht mehr zu halten ist", und ahnen nicht, wie schnell das leidenschaftliche Aufbegehren wieder in Passivität und Stumpfheit umschlägt. Sie leben in einer phantastischen Welt, halb russische, halb chinesische Revolution, und danach richten sie ihre Taktik ein. So fürchten sie immer, „die Massen zu verlieren", so klemmen sie sich hinter den Nationalismus, aus Furcht, Hitler könnte ihnen Leute wegschnappen, so ziehen sie den blamablen Scheringer-Rummel auf, so drängen sie sich in den Volksentscheid, so suchen sie sich dem Fascismus anzugleichen, anstatt den entgegengesetzten Typus deutlich herauszubilden. So gewinnen sie vorübergehend versprengtes Bürgertum oder ein paar masochistische Intellektuelle, die selig sind, wenn sie ein kräftiger Funktionär anbrüllt. Nur den gewerkschaftlich organisierten Kern der Arbeiterklassen, den gewinnen sie nicht.

Ein getreuer Abklatsch dieser Romantik ist das Karl-Liebknecht-Haus am Bülow-Platz. Man denke sich ein modernes vielstöckiges Bureauhaus so aufgemacht, als wäre es eine verborgene Kellerhöhle, wo sich vermummte Verschwörer um Mitternacht treffen und in Geheimzeichen reden. Wer dieses Hauptquartier der deutschen Revolution betritt, der begibt sich damit in die ehrwürdige Sphäre des Detektivromans. Das ganze Haus ist in seiner Verwinkelung ein wahres Labyrinth. Es gibt Türen ohne Klinken, die mit einem Griff untern Tisch geöffnet werden. Der Besucher fühlt sich unter argwöhnischen Blicken wie ein unglücklicher Wanderer, der aus Versehen in eine belagerte Festung geraten ist und nun das schlimmste erwartet. Aber es ist, Gott sei Dank, nicht so schlimm. Denn der junge Mann mit der feldmarschmäßigen Lederjacke entkorkt grade eine Thermosflasche, und in der Ecke tickt keine Höllenmaschine, sondern raschelt nur Stullenpapier. Aber diese ganze

Inszenierung à la Edgar Wallace ist grotesk. Was hat sie schließlich genutzt? Die Polizei drang wie in jedes andre Haus ein und setzte die Bewohner an die Luft. Den meisten, die im Parteihaus arbeiteten, sieht man an, daß sie an einer Art von Belagertenpsychose kranken. Und das ist seit langem das Leiden der ganzen Partei. Sie wehrt sich gegen neue Ideen, sie bildet in ihrer Geistesenge das Musterbild eines Staates, in dem die Autarkie ausgebrochen ist. So kann einmal Deutschland aussehen, wenn die Apostel der „eignen Kraft" sich durchsetzen sollten.

An der Peripherie der Partei aber hat sich allerhand angesetzt, was nicht in eine Arbeiterpartei gehört. So gewiß die Auflösung von Rotfront daran schuld ist, daß sich ein höchst unerwünschtes Revolverheldentum eingenistet hat, so gewiß ist leider auch, daß die Partei bisher öffentlich nichts getan hat, um sich von einer besonders fatalen Spielart eines mißgeleiteten Aktivismus zu reinigen. Was in den Organisationen selbst geschieht, entzieht sich der Kenntnis dessen, der kein Mitglied ist, aber öffentlich ist nichts geschehen, und in der Parteipresse ist nichts davon zu lesen. Es ist gewiß schwierig, in dieser Zeit maßloser Verelendung den Maßstab zu finden, aber Hooligans haben in einer Arbeiterpartei nichts zu suchen. Und die KPD., die besonders stramm ist, wenn es gilt, intellektuelle Ausschweifungen zu sühnen, die massenhaft diejenigen hinauswirft, die unter Kollektivismus nicht den Verzicht auf eignes Denken verstehen, diese Partei sollte sich vor physischen Excessen nicht schwächer zeigen als vor geistigen.

Die vornehmste Pflicht aber wäre, der Arbeiterschaft ein reales Bild von den Dingen in Deutschland zu geben. Wer glaubt, sich mitten im Endkampf zu befinden, wird in der Wahl der Mittel nicht sehr heikel sein, wird leicht glauben, daß ein fester Stoß genügt, die Bastille des Kapitalismus zu werfen. Aber am Boden liegt nachher nicht der Kapitalismus, sondern ein armer Mensch mit Bauchschuß, ein armer Mensch, der mit Schmerzen verzuckt, ob er eine Uniform trägt oder ein Parteiabzeichen.

*

Es ist ein ungemütliches Schicksal, in einem Augenblick wie diesem zwischen den Parteien zu stehen. Es ist eine schwere Aufgabe, von Vernunft zu sprechen, wo die Träger der Unvernunft auf beiden Seiten geehrt und geachtet die Führung fest in der Hand halten. Wer mit der weißen Fahne auf die Straße geht, wo zwei Parteien streiten, braucht um Spott und Pferdeäpfel nicht verlegen zu sein. Soll aber dieser menschenfressende Krieg zwischen Bülow-Platz und Polizeipräsidium weitergehen? Jedes neue Opfer vergrößert nur den Leichenhügel zwischen den Arbeiterparteien ins Unübersteigbare. Es ist ein nutzloser Kampf ohne tiefere Realität: Zwei Psychosen führen Krieg miteinander, zwei überspitzte Thesen suchen eine leider sehr körperliche Auslösung. Von beiden Parteien kann mir bedeutet werden, daß das innere Parteiangelegenheiten sind, die den Außenstehenden nichts angehen. Wer

nicht organisiert ist, hat in Deutschland nicht mitzureden. So können die beiden Parteien sich salvieren. Aber in einem Verbande bin ich allerdings organisiert, als dessen Mitglied lasse ich mir nicht den Mund verbieten, und das ist der große Verein Deutsches Reich. Dem Staatsbürger kann man nicht zu sagen verwehren, daß die Politik der gegenwärtigen Inhaber des berliner Polizeipräsidiums mit der Verfassung nichts zu tun hat, daß sie ein schlechtes Beispiel aufstellt für alle, die später einmal diese Machtposition inne haben werden. Die Staatspolizei ist keine Parteitruppe. Trotz der abgelehnten Landtagsauflösung ist noch immer recht unklar, wer im nächsten Sommer schon in Preußen regieren wird. Wenn der nächste Chef der Exekutive in Berlin den Sozialdemokraten ähnliche Gefühle entgegenbringt, wie Herr Grzesinski den Kommunisten, dann geht die Partei bewegten Zeiten entgegen. Das Polizeipräsidium, das ist unmißverständlich zu sagen, genießt das Vertrauen der berliner Bevölkerung nicht, und diese Unbeliebtheit wird auf dem Rücken und mit den Knochen des einzelnen Schupomanns ausgetragen. Die letzten Ereignisse am Bülow-Platz sollten den Herren am Alexander-Platz einigen Stoff zum Nachdenken geben. Denn Herr Grzesinski wird doch nicht glauben, daß seine Partei ewig dieses Haus besetzt halten wird. Auch für ihn, auch für Herrn Severing, den obersten Chef der preußischen Polizei, gilt das alte Wort: „Auch Patroklus ist gestorben, und war mehr als du..."

Die nächste Notverordnung von Thomas Tarn

Die Danatbank hat mit staatlicher Unterstützung ihre Schalter wieder geöffnet. Der Dresdner Bank ist der Staat beigesprungen. Die Bankfeiertage sind aufgehoben worden, die Banken zahlen wieder voll aus, die Sparkassen sollen es auch in den nächsten Tagen. Der letzte Reichsbankausweis zeigt eine Zunahme von Devisen, die Deckung für den Notenumlauf hat sich erhöht; der Run auf die Banken und Sparkassen hat aufgehört, der Reichsbankdiskont ist auf 10 Prozent herabgesetzt — Was will man mehr? fragt sich (nicht der Mann, sondern) der Bürger von der Straße, fragt vor allem der größte Teil der Presse, die heute in Deutschland die öffentliche Meinung produziert. Was will man mehr — nachdem nun noch der Volksentscheid keinen Erfolg gebracht hat und so auch politisch eine gewisse Stabilität gewährleistet scheint. Es ist damit heute der groteske Zustand geschaffen, daß die vorläufige Beseitigung der Geldkrise vielfach den Blick dafür getrübt hat, daß in den letzten Wochen und Monaten die ökonomische Situation wieder zusehends schlechter geworden ist.

Es sind zweieinhalb Monate her, da tagte in Leipzig der sozialdemokratische Parteitag; man ist in Leipzig vor der Verkündung des offiziellen Textes der Notverordnung auseinander gegangen, weil man befürchtete, daß deren Bekanntwerden während des Parteitags die Opposition stärken könnte, die Bruch mit der Tolerierungspolitik fordert.

Die Notverordnung kam mit ihrem brutalen Angriff auf die Sozialpolitik. Man protestierte und erreichte nur eine Erklärung Brünings, er würde vielleicht im August über einige Milderungen verhandeln, vorausgesetzt, daß dadurch der finanzielle Ertrag der Notverordnung nicht verkleinert werden würde. Wir schreiben jetzt August, und es gibt keinen Menschen mehr in Deutschland, der so naiv wäre, zu glauben, daß heute noch an den drückenden Bestimmungen der Notverordnung zugunsten der Arbeiterschaft etwas geändert werden würde. Im Gegenteil, seit damals hat sich die Situation weiter verschlechtert, so daß Brüning die Gelder aus dem Reparationsfeierjahr zur Entlastung des Budgets in Anspruch nahm und erklärte, daß auch jetzt an der Notverordnung nichts geändert werden dürfte; und im letzten Monat hat sich die Situation weiter so verschärft, daß wir vor einer neuen Notverordnung stehen.

Es ist der alte Zirkel: Die Steuern gehen nicht in dem Umfange ein, in dem man sie auf dem Papier veranschlagt hatte. Das erste Halbjahr 1931 hatte bereits ein erhebliches Defizit gebracht. Im Juli sind kaum Steuern gezahlt worden. Das Defizit der zweiten Hälfte 1931 wird sicher noch weit größer werden als im ersten Halbjahr. Bleibt weiter die Sozialpolitik auch nur in dem Umfange bestehen, wie es die letzte Notverordnung festgelegt hatte, so entsteht hier ein neues Defizit, weil die Arbeitslosigkeit stärker zunimmt, als man angenommen hatte. In der zweiten Julihälfte war bereits eine Erhöhung zu konstatieren und in den nächsten Wochen und Monaten werden wir stark ansteigende Zahlen der Arbeitslosigkeit festzustellen haben. Nach der vorläufigen Liquidierung der Geldkrise wirkt sich die Verschlechterung der ökonomischen Situation zunächst einmal darin aus, daß eine Unmenge kleiner und mittlerer Unternehmungen kaputt geht. Die Folge dieser zahllosen Zusammenbrüche wird den Arbeitsmarkt sehr stark belasten. Wenn das Institut für Konjunkturforschung in seinem letzten Vierteljahrsbericht die Zahl der Arbeitslosen im Winter auf fünf bis sechs Millionen schätzte, so dürfte diese Zahl zu gering sein, wir werden mindestens auf sieben Millionen kommen. Das schafft das zweite Defizit im Etat. Das beschleunigt gleichzeitig das Ende der kommunalen Selbstverwaltung. Denn da von den Arbeitslosen relativ die Zahl derer, die in der Erwerbslosenunterstützung stehen, das heißt vom Staat unterstützt werden, abnimmt, die Zahl der Wohlfahrtserwerbslosen, das heißt derer, die von den Städten unterstützt werden, immer mehr zunimmt, so gehen die Städte bankrott, weil sie vom Staat nicht genügend unterstützt werden. Bei den Geldern für die Wohlfahrtserwerbslosen zeigt sich der Staat sehr zugeknöpft, hier wird nur zögernd und niemals ausreichend gegeben. Bei den Banken lag es anders. Da gab man schnell und reichlich. Da gab man 300 Millionen für die Dresdner Bank, da gab man etwa 140 Millionen für die Garantiebank, da übernimmt die Stadt Bremen den größten Teil der Gelder für die Schröderbank, da borgt man 45 Millionen den In-

dustriellen, die Schuldner der Danatbank sind und sie gleichzeitig stützen sollen.

Diese Art der Bankenfinanzierung ist selbst dem ‚Vorwärts' etwas zu viel geworden. Er protestierte und fragte nach den Zusammenhängen, da die amtlichen Communiqués nicht sehr deutlich sind. Der ‚Vorwärts' hat natürlich auf seine Frage keine Antwort bekommen. Er wunderte sich darüber. Der ‚Vorwärts' hat sich auch gewundert, daß die Notverordnung erst publiziert wurde, nachdem der sozialdemokratische Parteitag beendigt war.

Die Regierung Brüning saniert mit aller Großzügigkeit die Bankenpleite; aus nichts aber wird nichts. Zum Sanieren gehört Geld, und das Geld fehlt im Etat. So wird der Etat, der durch die Notverordnung vom Juni für absehbare Zeit saniert sein sollte, bereits heute durch diese drei Faktorenreihen durchlöchert. So werden wir schon in der nächsten Zeit mit der Verschärfung der ökonomischen Krise die neue — die wievielte? — Krise der Staatsfinanzen haben. Man wird sie nach bewährtem Muster lösen, man wird die Sozialpolitik, vor allem die Arbeitslosenversicherung, weiter abbauen und damit die Voraussetzung dafür schaffen, die Löhne der Beschäftigten weiter abzubauen. Man findet auch hier keinen Ausweg aus dem Zirkel. Man verschärft durch die Verringerung des binnenländischen Konsums die Krise weiter. Was tun die Parteien in dieser Lage? Was tun die Parteien vor der neuen Notverordnung? Die bürgerlichen Parteien schweigen. Sie haben recht. Was soll man vorher viel darüber reden. Die Massen erfahren es früh genug, wenn ihnen auf den Arbeitsämtern klargemacht wird, daß die Unterstützungsbeiträge weiter herabgesetzt werden.

Was tut die Sozialdemokratie? Was tut die Spitzenführung der Gewerkschaften? Was schreibt der ‚Vorwärts'? Er verlangt ein Bankenamt. Und weiter? Weiter nichts. Staatliche Beaufsichtigung der Banken. Gut. Aber wer ist heute der Staat? Der Staat ist das ausführende Organ des Monopolkapitals. Hier soll also das Monopolkapital das Monopolkapital beaufsichtigen. Als die Geldkrise schwerer wurde, hatte man sich eine Zeitlang mit dem Gedanken getragen, einen Währungskommissar zu ernennen. Und als Anwärter auf diesen Posten wurde Herr Schmitz von den I. G. Farben genannt. Warum auch nicht! Die I. G. Farben haben ein eignes Unternehmen in Basel gegründet, um ihre Bewegungsfreiheit in steuerlichen und finanziellen Fragen zu erhöhen. Sie verfügen also über die Sachverständigen, die für Währungs- und Kapitalflucht in Frage kommen. Ein Währungskommissar aus dem Kreise der I. G., das zeigt, wie ein staatliches Bankenamt heute aussehen würde.

Kontrolle der Banken, gewiß. Aber es kommt darauf an, wer die Kontrolle ausübt. Nach der Meinung des ‚Vorwärts' die Kapitalisten untereinander. Es ist kein Zufall, daß der ‚Vorwärts' von Bankenkontrolle spricht, aber nicht über die ökonomische Situation, die zur neuen Notverordnung führt; denn es ist leicht, zu zeigen, welche wesentlichen funktionalen

Beziehungen zwischen diesen beiden — scheinbar auf ganz verschiedenen Ebenen liegenden — Faktorenreihen vorhanden sind. Die Brüningregierung wird versuchen, das neue Defizit im Etat auf monopolkapitalistischem Wege zu lösen. Sie wird die Lasten wieder zum größten Teil auf die breiten Massen abwälzen. Sie wird dies tun, wenn nicht eine breite Gegenbewegung der Massen organisiert wird. Solange der ,Vorwärts als Organ der reformistischen Richtung in der Sozialdemokratie die Tolerierungspolitik gegenüber der Brüningregierung fortsetzt, wird er keine Massenbewegung gegen die neue Notverordnung organisieren. Tut er das nicht, dann ist aber seine Forderung der Bankenkontrolle nicht das Papier wert, auf dem sie verlangt wird. Nur dann, wenn eine Massenbewegung organisiert wird, deren Ziel es ist, die Lasten, die sich aus dem neuen Defizit ergeben, auf die besitzenden Klassen abzuwälzen, nur dann, wenn im Laufe dieser Bewegung die Arbeiterschaft wieder ein politisch erheblicher Faktor wird, und sie ist es heute weniger als je, erst dann bekommt die Frage der Bankenkontrolle konkreten Sinn.

Herr Brüning ist aus Italien zurückgekommen und wird in nächster Zeit kaum wieder ins Ausland reisen. Die Außenpolitik tritt in den nächsten Wochen zurück, die innere tritt wieder in den Mittelpunkt. Sie wird unter dem Zeichen der neuen Notverordnung stehen.

Einen Schritt noch, Einstein! von Kurt Hiller

Sehr verehrter Herr Professor!

Sie haben an die Internationale der Kriegsdienstgegner, die in Lyon jüngst Kongreß machte, eine Botschaft gerichtet, deren Mut und Schönheit bezaubert. Den Text der Botschaft fand ich in keiner berliner Zeitung (wie sollten denn auch Zeitungen dazu kommen, eine Manifestation des Geistes wieder- und weiterzugeben), sondern das Bureau der War Resisters' International sandte ihn mir aus London. „Wenn Sie klug und mutig handeln," rufen Sie den Dienstverweigerern zu, „können Sie die wirksamste Gemeinschaft in der größten aller menschlichen Bestrebungen werden." „Die Männer und Frauen in sechsundfünfzig Ländern, die Sie vertreten, können zu einer größern Weltmacht werden als das Schwert." „Bei den Völkern wächst der Gedanke der Kriegsdienstverweigerung. Ihr müßt furchtlos und herausfordernd diesen Gedanken verbreiten." (Wunderbar: ein ordentlicher Universitätsprofessor propagiert nicht nur einen in der Bürgerwelt anstößigen Gedanken, sondern er propagiert sogar eine provokante Art der Propaganda dieses Gedankens!) „Ihr müßt die Völker dazu führen, die Abrüstung selbst in die Hand zu nehmen." „Ihr müßt die Arbeiter aller Länder dazu auffordern, sich vereint zu weigern, zu Werkzeugen lebensfeindlicher Interessen zu werden." „Ich appelliere an meine Kollegen, die Vertreter der Wissenschaften, ihre Mitarbeit für Kriegszwecke zu verweigern." „Ich appelliere an die Geistlichkeit." „Ich appelliere an die Schriftsteller, sich offen zu

uns zu bekennen." „Ich fordere jede Zeitung, die für den Frieden kämpfen will, dazu auf, die Menschen zur Kriegsdienstverweigerung zu ermutigen." „Jetzt ist nicht Zeit zur Mäßigung. Entweder ihr seid für oder gegen den Krieg. Seid ihr gegen den Krieg, dann ..." „Ich appelliere an alle Männer und Frauen, an die bedeutenden und an die Durchschnittsmenschen, noch vor dem Zusammentreten der Weltabrüstungskonferenz .. zu erklären, daß sie sich weigern, in Zukunft irgendwelche Kriege oder Kriegsvorbereitungen zu unterstützen." „Möge diese Generation den wichtigsten Fortschritt zuwege bringen, den die Geschichte der Menschheit kennt. Möge sie denen, die nach ihr kommen, die unschätzbare Gabe einer Welt hinterlassen, aus der die Barbarei des Krieges für immer verbannt ist."

Ein Kriegsgegner, der diese Worte liest — ich kann mir nicht denken, verehrter Herr Professor, daß er sie anders als mit Ergriffenheit, ja mit Erschütterung liest. Mich selber haben sie tief bewegt, obwohl ihr Sinn mir so vertraut ist wie nur irgendwelcher Worte Sinn; warb ich doch vor zehn, zwölf Jahren mit heißem Eifer, wofür Sie heut werben. Hätten Sie damals, als die demokratische Gevatterschaft nach uns pazifistischen Aktivisten mit Duftkugeln schmiß, als man uns als Anarchisten verleumdete, als Dilettanten verhöhnte, als Zersetzer bespie — o, Albert Einstein, hätten Sie damals so gesprochen, wie Sie jetzt gesprochen haben, Sie, der Mann von Ruhm, der Sie schon damals waren: unser Kampf wäre weniger schwer, weniger schmerzlich und er wäre fruchtbarer geworden. Wären Sie 1924, aus dem berliner Internationalen Pazifistenkongreß, wo ein Hochprominenter Kriegsdienstverweigerung mit Feigheit gleichsetzte; wären Sie auf dem pariser Kongreß, 1925, unser Sekundant gewesen gegen die moderierte Mediokrität, die Staatsloyalen, die Pazi-Mumien, die uns niederstimmten —: manches wäre anders gekommen! Denn bei der Mehrheit gilt nicht der Grund; bei der Mehrheit gilt die Person, die ihn vorträgt. Wen man für eine Autorität hält, der setzt nahezu jeden Unsinn — wer obendrein eine ist, der setzt manchmal auch das Vernünftige durch.

Leider, leider, verehrter Herr Professor, waren Sie bei den Gelegenheiten, von denen ich spreche, nicht dabei, auch nicht per Botschaft; und ich gehe wohl kaum fehl in der Annahme, daß die Entwicklung Ihrer philosophisch-politischen Erkenntnis zu jener Zeit die Stufe noch nicht erreicht hatte, die sie inzwischen erreicht hat. Zwar nennen Sie bereits 1922, in Ihrem Vorwort zur deutschen Ausgabe von Bertrand Russell's ‚Politischen Idealen', die „konsequente Ausbildung zur organisierten passiven Resistenz" gegen den Krieg eine „Lösung", die „nicht mehr utopisch erscheinen" könne; vom Impetuoso Ihres jüngsten Aufrufs ist dieses vorsichtige, andeuterische, gedämpfte Bekenntnis sehr verschieden. Das soll kein Vorwurf sein und nichtmal eine Kritik. Ich werde mit neunzig Jahren kosmo-theoretisch nicht so weit sein, wie Sie vermutlich mit neunzehn waren; Ihr gutes Recht ist, polito-theoretisch etwas langsamer zu wachsen. Heutzutage kann

niemand — was anno Kant vielleicht noch ging — zugleich in den exakten Wissenschaften und in der politischen Philosophie Weltmeister sein; Hut ab vor Dem, der es auf einem dieser Gebiete wurde! Und zweimal den Hut ab vor einem Fachgelehrten höchster Kompetenz, der, weit davon entfernt, nach dem Ritus der Seriösen sich in sein Fach einzuspinnen, vielmehr erfüllt vom Willen zur Universalität, leidenschaftlich in die antibarbarische Aktion eingreift, Partei ergreift, Philister angreift, voll Feuers teilnimmt an der Kampagne zur Änderung der Welt.

Das alles hindert nicht, verehrter Herr Professor, daß Sie in der Sache unrecht haben. Jene Sektion des Kriegsgegnertums, die in der Dienstverweigerung das Allheilmittel gegen den Krieg sieht, humpelt hinter der Entwicklung her — hinter der Entwicklung der Kriegs-Technik und der politischen Theorie. Nieder die Wehrpflicht! Es lebe die Dienstverweigerung! So ruf' ich noch heute. Aber mit dem Kampf gegen die Wehrpflicht und mit einer selbst grandios glückenden Propaganda der Dienstverweigerung wird ein Krieg, der einmal ausgebrochen ist, umso weniger erschwert oder gar zum Abbruch gebracht werden, als, aller Voraussicht nach, der Zukunftskrieg grade in seinen aggressivsten Formen durch technische Elitetruppen geführt wird, die sich aus Freiwilligen zusammensetzen. Nicht etwa aus Scheinfreiwilligen, wie es die „Einjährig-Freiwilligen" des Zweiten Reichs waren (verlogenste seiner Vokabeln!), sondern aus wahrhaft Freiwilligen, nämlich Fanatikern des Kriegs oder sportlichen Enthusiasten des Kriegs. Der Appell zur Dienstverweigerung erreicht die Menschen dieses Typus wohl, aber er depotenziert sie nicht. Im Gegenteil: er fordert ihren Protest heraus und steigert so ihren kriegerischen Willen.

Solange Kriege nur mit Riesenarmeen, auf Grund des Wehrzwangs, geführt werden konnten, galt der vom braunschweiger Pazifistentag (1920) verworfene Satz: „Es gibt aber kein so einfaches, kein so wirksames Mittel zur Verhinderung von Kriegen, wie die Weigerung der zum Opfer Bestimmten, sie zu führen. Die Welt-Friedensbewegung muß ... sich zu einer Weltpropaganda der Heeresdienstverweigerung und persönlichen Kriegssabotage entwickeln." Seit wir aber wissen, daß die modernste Strategie auf Riesenarmeen pfeift, daß sie also auf Zwangstruppen verzichten kann, wissen wir auch, daß die großartigste international durchorganisierte, Dutzende von Millionen Menschen umfassende Dienstverweigerungsbewegung keinem Manne, Weibe oder Kinde, dessen Stadt von feindlichen Giftgeschwadern vergast wird, das Leben rettet. Es trifft nicht zu, daß, wie Sie in Ihrer Botschaft sagen, sie „am sichersten die Abschaffung des Krieges verbürgt". Denn diese Chemiker arbeiten freiwillig und diese Piloten auch.

Es ist eine Naivität, hochverehrter Herr Professor, die unbeschreibliche Entsetzlichkeit eines kommenden Krieges, mit seinen Spreng-, Brand-, Bazillen- und Giftgasbomben über den Großstädten, dadurch glauben bannen zu können, daß man die Menschen auffordert, sich nicht an ihm zu beteiligen. Gesetzt, von Denen, die sich nur unter Zwang beteiligen würden, ent-

zögen sich dem Kriege tatsächlich Alle — der Krieg der Andern tobte doch!

Zwingt diese Überlegung, den Gedanken der Dienstverweigerung preiszugeben? Keineswegs. Sie behält ihren partiellen Wert, ihre partielle Wirksamkeit; bei fast allen Militärmächten besteht ja der Wehrzwang noch. Aber wir müssen erkennen, daß sie nur ein Nebenmittel sein kann. Nicht, weil — wie die bürgerlich-pazifistischen Flaumacher, Herr Hilferding einbegriffen, versichern — ihre Durchführung illusionär wäre; sondern weil es eine Illusion ist, zu glauben, durchgeführt könne sie den Krieg verhindern. Sie allein jedenfalls kann es nicht. So wenig, wie Genf, der Haag und das Völkerrecht allein es können.

Es gibt, verehrter Herr Professor, ein einziges wirklich taugliches Mittel zur Verhinderung des gigantischen Verbrechens: die revolutionäre Erhebung gegen die Verbrecher, die Eroberung der politischen Macht.

Dieser Schritt will gut vorbereitet sein; die Methoden sind noch umstritten. Nicht strittig ist die Identität der Machteroberung gegen den Krieg mit der Machteroberung gegen den Kapitalismus. Erst die Herren einer sozialistischen Erde werden imstande sein, die Quellen der Kriegsgefahr zu verstopfen. Der Sozialismus ist allerdings nicht von selber der Friede; aber wer den Frieden will, muß den Sozialismus wollen. Die Verwirklichung des Sozialismus jedoch führt über Stationen und Situationen, denen die Maxime der Kriegsdienstgegner-Internationale: „Gegen jede Art bewaffneter Gewalt!" nicht gewachsen ist. Der konsequente Humanitär wird Revolutionen zum Guten hin, zum Geiste hin, zur Gerechtigkeit hin, zur Vernunft hin nicht daran scheitern lassen, daß der Träger des bösen, des konservativen Prinzips über Waffen verfügt, die ihm um Gottes willen nicht aus der Hand geschlagen werden dürfen. Der konsequente Humanitär wird gewiß in jedem geschichtlichen Augenblick für ein Minimum an Gewalt eintreten, als geschworener Feind der Bluthunde aller politischen Färbungen; doch in der absoluten Nichtgewalt erkennt er ein konterrevolutionäres, darum im Endeffekt auch kontrapazifistisches Dogma.

Der Kreis, an den Sie Ihre schöne Botschaft gerichtet haben, schwört auf dieses Dogma; während er sich zum Gegensatz Kapitalismus/Sozialismus neutral stellt. Er läßt Prokapitalisten zu, wofern sie nur absolute Gewaltlosigkeit befürworten; er schließt Kriegsgegner und Kriegsdienstgegner aus, falls sie umsturz-aktiv sind, im Sinne etwa der Sozialisten Fimmen und Maxton („Bürgerkrieg gegen den Krieg").

Vom Pazifismus obrigkeitsfrommer Demokraten, die — immer legal, immer loyal — Kriege praktisch mitmachen, auch wenn sie den Krieg theoretisch verwerfen, zum Radikalpazifismus der Dienstverweigerer ist ein gewaltiger Schritt; tun Sie noch einen, verehrter Professor! Auf diesen einen Schritt nämlich kommt es an; er wäre der nicht mehr bloß symbolische, nicht mehr bloß religiöse, er wäre der realisatorische. Tun Sie unstarr und denkmutig den Schritt, Albert Einstein, vom radikalen Pazifismus zum revolutionären!

Die Herren Wirtschaftsführer von Ignaz Wrobel

Stets hat die Menschheit ihre Helden gehabt: Priester oder Ritter, Gelehrte oder Staatsmänner. Bis zum 14. Juli 1931 waren es für Deutschland die Wirtschaftsführer, also Kaufleute.

Die Kaufleute sind Exponenten des Erwerbsinnes; sie haben immer ihre Rolle gespielt, doch wohl noch nie so eine große wie heute. Weil das, was sie in Händen halten, das wichtigste geworden ist, werden sie in einer Weise überschätzt, die lächerlich wäre, wenn sie nicht so tragische Folgen hätte. Die deutsche Welt erschauert, sie braucht Götzen, und was für welche hat sie sich da ausgesucht —!

Man sollte meinen, daß der gesunde Menschenverstand wenigstens eines sehen könnte: den Mißerfolg. Aber damit ist es nichts. Niemand von denen, die diese Wirtschaftsführer bewundern, behielte auch nur einen Tag lang einen Chauffeur, der ihm die Karre mit Frau und Kind umgeworfen hätte, auch dann nicht, wenn dem Chauffeur die Schuld nicht nachzuweisen wäre. Er kündigt, denn solchen Chauffeur will er nicht. Aber solche Wirtschaftsführer, die will er.

Der unbeirrbare Stumpfsinn, mit dem diese Kapitalisten ihre törichte Geldpolitik fortsetzen, immer weiter, immer weiter, bis zur Ausblutung ihrer Werke und ihrer Kunden, ist bewundernswert. Alles, was sie seit etwa zwanzig Jahren treiben, ist von zwei fixen und absurden Ideen beherrscht: Druck auf die Arbeiter und Export.

Für diese Sorte sind Arbeiter und Angestellte, die sie heute mit einem euphemistischen und kostenlosen Schmeichelwort gern „Mitarbeiter" zu titulieren pflegen, die natürlichen Feinde. Auf sie mit Gebrüll! Drücken, drücken: die Löhne, die Sozialversicherung, das Selbstbewußtsein — drücken, drücken! Und dabei merken diese Dummköpfe nicht, was sie da zerstören. Sie zerstören sich den gesamten innern Absatzmarkt.

Sie scheinen ihn nicht zu wollen — dafür haben sie dann den Export. Was dieses Wort in den Köpfen der Kaufleute angerichtet hat, ist gar nicht zu sagen. Ihre fixe Idee hindert sie nicht, ihre Waren auch im Inland weiterhin anzupreisen; ihre Inserate wirken wie Hohn. Wer soll sich denn das noch kaufen, was sie da herstellen? Ihre Angestellten, denen sie zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel geben, wenn sie sie nicht überhaupt auf die Straße setzen? Die kommen als Abnehmer kaum noch in Frage. Aber jene protzen noch: daß sie deutsche Werke seien, und daß sie deutsche Kaufleute und deutsche Ingenieure beschäftigten — und wozu das? „Um den Weltmarkt zu erobern!"

So schlau wie die deutschen Kaufleute sind ihre Kollegen jenseits der Grenzen noch alle Tage. Es setzt also überall jener blödsinnige Kampf ein, der darin besteht, einen Gegner niederzuknüppeln, der bei vernünftigem Wirtschaftssystem ein Bundesgenosse sein könnte. Die Engländer preisen rein englische Waren an, die Amerikaner rein amerikanische, und das Wirtschaftsinteresse tritt als Patriotismus verkleidet auf. Eine schäbige Verkleidung, ein jämmerlicher Maskenball.

Schuld —? Vielleicht gehört eine große geistige Überlegenheit dazu, aus diesem traurigen Trott des Geschäftes herauszukommen und auch einmal ein bißchen weiterzublicken als grade bis zum nächsten Ultimo. Aber das können sie nicht. Sie machen weiter, wie sie es bisher getrieben haben. Also so:

Niederknüpplung des Inlandskunden; Spekulation auf einen Export, der heute nicht mehr so durchzuführen ist wie sich die Herren das träumen; Überlastung der gesamten Industrie durch ein gradezu formidables Schreibwerk, das hinter dem Leerlauf der Staatsbureaukratie um nichts zurücksteht. Was da an Pressechefs, Syndicis, Abteilungsleitern, Bureaufritzen herumsitzt und Papierbogen vollschreibt, ohne auch nur das leiseste zu produzieren, das belastet uns alle. Aufgeblasen der Verwaltungsapparat — man sehe sich etwa das Verwaltungsgebäude der I. G.-Farben in Frankfurt am Main an: das Ding sieht aus wie eine Zwingburg des Kapitalismus, weit ins Land dräuend. Früher haben die Ritter die Pfeffersäcke ausgeplündert; heute hat sich das gewandelt.

Wie immer in ungesunden Zeiten ist der Kredit in einer gradezu sinnlosen Weise überspannt. Das Wort „Wucher" ist ganz unmodern geworden, weil der Begriff niemand mehr schreckt, er erscheint normal. Nun haben aber Kartelle und kurzfristige Bankkredite die Unternehmungslust und die sogenannte „freie Wirtschaft" völlig getötet — es gibt sie gar nicht mehr. Fast jeder Unternehmer und besonders der kleinere ist nichts als der Verwalter von Bankschulden; gehts gut, dann trägt er den ungeheuern Zins ab, und gehts schief, dann legen die Banken ihre schwere Hand auf ihn, und es ist wie in Monte Carlo: die Bank verliert nicht. Und wenn sie wirklich einmal verliert, springt der Steuerzahler ein: also in der Hauptsache wieder Arbeiter und Angestellte.

„Das Werk", dieser Götze, hat sich selbständig gemacht, und stöhnend verrichten die Sklaven ihr Werk, nicht mehr Sklaven eines Herrn, sondern Sklaven ihrer selbst. Auch der Unternehmer ist längst zu einem Angestellten geworden, nur kalkuliert er für sich ein derartiges Gehalt heraus, daß er wenig riskiert. Die fortgeschrittenen Kommunisten tun recht daran, den Unternehmer nicht mehr damit zu bekämpfen, daß sie ihm Sekt und Austern vorwerfen, dergleichen verliert von einer gewissen Vermögensgrenze ab seine Bedeutung. Aber daß diese Kerle die Verteilung von Ware und Verdienst ungesund aufbauen, daß sie ihre Bilanzen vernebeln und den Angehörigen der wirtschaftlich herrschenden Klassen so viel Geld zuschieben, daß den andern nicht mehr viel bleibt: das und nur das ist Landesverrat.

Ohnmächtig sieht der Staat dem zu. Was kann er machen? Nun, er kann zum Beispiel eine Verordnung erlassen, wonach das zu verkaufende Brot sein Gewicht auf der Kruste eingeprägt erhalten muß, und das ist ein großer Fortschritt. Seine Gesetze berühren die Wirtschaft gar nicht, weil sie ihm ebenbürtig an Macht, weil sie ihm überlegen ist. Sie pariert jeden Schlag mit den gleichen Mitteln: mit denen einer ausgekochten Formaljurisprudenz, mit einer dem Staat überlegenen Bureau-

kratie, mit Geduld. Schiebt ihm aber alle Lasten zu, ohne ihm etwa das Erbrecht zu konzedieren. Er hat zu sorgen. Wovon? Das ist seine Sache.

Also unsre Sache. Für wen wird gelitten? Für wen gehungert? Für wen auf Bänken gepennt, während die Banken verdienen?

Für diese da. Es ist nicht so, daß sie sich mästen, das ist ein Wort für Volksversammlungen. Sie mästen den Götzen, sie sind selber nicht sehr glücklich dabei, sie führen ein Leben voller Angst, es ist ein Kapitalismus des schlechten Gewissens. Sie schwindeln sich vom Heute in das Morgen hinein, über viele Kinderleichen, über ausgemergelte Arbeitslose — aber das Werk, das Werk ist gerettet.

Selbst die ‚Frankfurter Zeitung', die sich in einer gradezu rührenden Weise bemüht, diesen störrischen Eseln des Kapitalismus gut zuzureden, wobei jene wild hinten ausschlagen, gibt zu, daß „nach den Erhebungen, die das Institut für Konjunkturforschung und eine deutsche Großbank unabhängig voneinander durchgeführt haben, noch entbehrliche Läger im Werte von mehreren Milliarden vorhanden sind" — man male sich das angesichts dieser Not aus! Aber die Läger bleiben. Und das Werk ist gerettet.

Wo steht geschrieben, daß es gerettet werden muß? Warum ist die Menschheit nicht stärker als dieser Popanz? Weil sie den Respekt in den Knochen hat. Weil sie gläubig ist. Weil man sie es so gelehrt hat. Und nun glaubt sie.

Noch ist die andre Seite stärker als man glaubt. Zu warnen sind alle jene, die die Arbeiter sinnlos in die Maschinengewehre und in die weitgeöffneten Arme der Richter hineintreiben. Drei Jahre Zuchthaus — zwei Jahre Gefängnis — vier Jahre Zuchthaus... das prasselt nur so. Noch sind jene stärker. Die Arbeiterparteien sollten ihre Kräfte nicht in einem zunächst aussichtslosen Kleinkrieg verpulvern, solche Opfer haben einen ideologischen Wert, ihr praktischer ist noch recht klein. Drüben ist viel Macht.

Also muß gekämpft werden. Aber so wenig ein geschulter Proletarier individuelle Attentate auf Bankdirektoren gutheißen kann, so wenig sind Verzweiflungsausbrüche kleinerer oder größerer Gruppen allein geeignet, ein System zu stürzen, das jede, aber auch jede Berechtigung verloren hat, Rußland zu kritisieren. Wer so versagt, hat zu schweigen.

Doch schweigen sie nicht. Sie haben die Dreistigkeit, unter diesen Verhältnissen noch „Vertrauen" zu fordern, dieselben Männer, die das Unglück verschuldet haben. Und keiner tritt ab, nur die Gruppierung ändert sich ein wenig. Das verdient die schärfste Bekämpfung.

Kampf, ja. Doch unterschätze man den Gegner nicht, sondern man werte ihn als das, was er, immer noch, ist: ein übernotierter Wert, der die Hausse erstrebt und die Baisse in sich fühlt. Sein Niedergang wird kommen. Das kann, wie die gescheiten und weitblickenden unter den Kaufleuten wissen, auch anders vor sich gehen als auf dem Wege einer Revolution. Bleiben die Wirtschaftsführer bei dieser ihrer Wirtschaft, dann ist ihnen die verdiente Revolution sicher.

Pater Muckermann von Anton Gantner

„Der Katholizismus ist eine Großmacht geworden; man kann im Gebiet des Geistes von wunderbaren Siegen des katholischen Gedankens sprechen." Schlagworte während der mörderischen Kriegszeit aus der damals noch unbedeutenden katholischen Zeitschrift ‚Der Gral'. Die Nachkriegsjahre haben die Taten folgen lassen. Es ist heute keine Überraschung mehr, wenn Jesuiten der schärfsten römischen Observanz in den liberalen Zeitungen und den modernsten literarischen Zeitschriften zu Worte kommen. Die römischen Patres haben ihre Aufgaben nicht nur mit Geschick durchzuführen vermocht, sondern sie haben uns auch mit höchster politischer Unterstützung in eine Situation versetzt, in der jede Aussprache über aktuelle Kulturfragen ohne ihre Anwesenheit zum Disput mit dem Teufel, zum „Kulturbolschewismus" gestempelt wird. Jene Redaktionen, die heute an hervorragender Stelle Äußerungen der Jesuiten Muckermann, Gundlach, Przywara, Pribila, Fahsel und Genossen abdrucken — würden sicher das Überfallkommando anrufen, sollten es nationalsozialistische oder deutschnationale Domprediger und Pfarrer, von den Kommunisten ganz zu schweigen, auch nur wagen, über deutsche Kulturinteressen bei ihnen mitzureden versuchen. Die jesuitische Aufmachung ist heute eine Modesache geworden. Aber steckt denn eine geistige Macht dahinter?

Wir haben an Pater Muckermann und seinen Gralsheften ein schönes Beispiel, um die katholische Kulturinvasion mit päpstlicher Kommandozentrale auf ihren politischen und kulturellen Wert prüfen zu können. Die Entwicklung dieses Mannes gibt uns gleichzeitig einen tiefen Einblick in die katholische Machtentfaltung. Es ist notwendig, daß endlich einmal die Umwandlung des ‚Grals' von einer katholisch-literarischen Revue des wiener Kralik-Kreises zu einer streng römisch-international und jesuitisch geleiteten Kulturkampfzeitschrift instruktiv aufgezeigt wird.

Friedrich Muckermann ist 1883 im Zentrum des katholischen Westens, in Osnabrück, geboren und hat nach Beendigung seiner theologischen Studien den Krieg als Feldgeistlicher auf dem polnischen Kriegsschauplatze mitgemacht. Sonderbar bleibt, daß der deutsche Jesuit Muckermann grade in dem Augenblick in Wilna war, wo die russische Front nach der bolschewistischen Revolution zusammenbrach. In diesem Zeitpunkt tritt dann auch der bis dahin stille Pater in den Kreis der öffentlichen Betätigung. In einer antibolschewistischen Broschüre für junge Leute „Wollt ihr das auch" berichtet Muckermann über diese erste geistliche Kriegstätigkeit. Man ist im ersten Moment erstaunt, wie grade dieser Feldgeistliche, dessen Aufgaben doch nur in der Etappe liegen, mit den Roten in Berührung kommt. Da erzählt er uns aber von seiner heldenmütigen Tat, wie er im Auftrage des Papstes die Kasimir-Kathedrale nach Ausbruch der roten Revolution, natürlich unter begeisterter Zustimmung der Polen, in Besitz genommen hatte. Begründung: sie sei eine alte Jesuitenkirche gewesen; Sinn: die Polen beginnen unter dem Motto „Rückkehr zur

Kirche" jene bis heute andauernde grausame Polonisierung, die vor kurzem selbst den Papst in Wallung brachte. Und noch ein Drittes: die römischen Unionsbestrebungen im Osten wurden vorbereitet; dazu waren eben die zentral geleiteten jesuitischen Exponenten an die richtigen Stellen beordert worden. Wilna wird vorübergehend bolschewistisch und unser Pater der Organisator und Führer der Gegenaktion. Man verhaftet Muckermann und führt ihn mit andern Geiseln einige Zeit in bolschewistische Gefangenschaft. Pater Muckermann konnte bestimmt damit rechnen, daß man grade ihn als Geisel auf keiner Seite übersehen werde. Deshalb durfte er beinahe mit Sicherheit in dieses heldenhafte Experiment steigen. Bis heute ist es immer wieder die Erinnerung an diese paar Wochen einer selbstverschuldeten Gefangenschaft, die den Herrn Pater zum führenden Kämpfer gegen den Bolschewismus macht. Die Broschüre selbst ist in den Bibliotheken verschwunden, da Inhalt und Sprache dieses Pamphlets seinen heutigen kulturellen und auch politischen Aufgaben nur schaden könnte: „Bolschewismus ist eine Pest schlechthin; er ist der inkarnierte Atheismus; Ende aller Kultur. Ein Ungeheuer, ein Höllenwerk wider Gottes Himmel. Wehrlos war man den Hunnen ausgeliefert, deshalb müßt ihr euch organisieren! Und die größte Organisation der Welt ist eben die katholische Kirche." Und in den Schilderungen seiner Gefängniszeit offenbart uns der spätere literarische Schrittmacher Roms gleichzeitig auch sein künstlerisches Sprachvermögen: „Im Gefängnis in Minsk; eine Justiz gibt es in der Räterepublik nicht. Es gibt nur Gewalt und Totschlag; manchmal schaute ich in die öde Gegend und wünschte mir ein Frühlingsveilchen, als der Lenz ins Land zog; niemand brachte es!" Dabei straft er sich selbst Lügen. Denn er erzählt selbst, wie Kalinin, der Präsident der Räterepublik, ihn im Gefängnis besucht und mit ihm spricht. Dann fährt Muckermann lyrisch fort: „Hab alles, alles hingegeben/kein Heim, kein Herz, kein Plätzchen auf der Welt/das tut oft bitter weh im Leben/wenn so der Mensch auf sich allein gestellt/dann fühl ich eine Hand so weich und lind/sei ruhig, ruhig, denn du bist mein Kind."

Er kam mit andern Gefangenen nach Smolensk und wurde bald gegen rote Gefangene ausgetauscht. Sicherlich war dieser Zwischenfall keine angenehme Unterbrechung des gesunden und interessanten Dienstes an der Ostfront; aber grade dieser Unterbrechung verdankt doch Muckermann sozusagen die Vorzugsberechtigung, nach seiner Rückkehr in die veränderten deutschen Verhältnisse den schwierigen Auftrag übernehmen zu dürfen: Bildung einer einheitlichen katholisch-christlichen Kulturfront gegen den russischen Arbeiterstaat mit besonderer Betonung des französisch-polnischen Vorpostens. Muckermann hat seine Auftraggeber nicht enttäuscht. Sein Kurs ist kulturreaktionär im Sinne einer kleinbürgerlich-klerikalen Haltung. Es ist notwendig, daß man an den Einzelhandlungen Muckermanns die Zusammenhänge der literarischen und kulturellen Interessen mit den wirtschaftlichen und politischen Machtpositionen der katholischen Zentrumspolitik besonders in Preußen eindeutig aufzeigt. Vielleicht gelingt es dann doch zu

überzeugen, daß Dezernate der Kultus- und Innenministerien grade unter der heutigen parteipolitischen Konstellation ungeheure Bedeutung erlangt haben. Wir erleben das überall. Bei jeder kulturellen und künstlerischen Entscheidung heißt es: Das macht der Ministerialrat vom Zentrum. Hinter dieser Kulturdiktatur steckt eine große Arbeit der Reaktion und eine noch viel größere Schuld der freiheitlichen Elemente. Die Führerarbeit Muckermanns müssen wir untersuchen.

Das päpstliche Außenamt hatte im Weltkrieg auch von den gehaßten Gegnern gelernt. Keine Entwicklung ohne die entsprechende Ideologie. Der roten Internationale konnte nur mit einer ebenso straff organisierten katholischen Internationale begegnet werden. Dem Jesuiten Muckermann wurde die Literatur zugewiesen. Die Suche nach einem katholischen Organ, das schon Bedeutung und Anhängerschaft besaß, führte zum ‚Gral'. Dadurch brachte man den Katholiken eindeutig zum Ausdruck, daß alles, was nun kommen sollte, als offizielle Kulturpolitik streng päpstlicher Richtung anzusehen sei; denn der ‚Gral' war ja schon von seinen Gründern als die Kampfschrift gegen die damaligen Modernisten, besonders gegen den Kreis um Karl Muth, den Herausgeber der Zeitschrift ‚Das Hochland', ins Leben gerufen worden. Die Absicht dabei war, auch in diesen Fragen dem autoritativen Kurs der Kurie zu folgen und die beiden deutschen Literaturrichtungen auszuschalten. Der Plan gelang hervorragend: der neue Jahrgang des ‚Grals' wird im Verlag des ‚Hochlands' bei Kösel erscheinen, und die alt gewordenen Herren Muth und Kralik geistern in ihre letzten Tage. Sie dürfen sich manchmal sogar beteiligen, aber die katholische Kulturinternationale wird in Deutschland nur von Muckermann, als eine Art Nebenkanzlei des Herrn Pacelli, geleitet. Die erste öffentliche Betätigung Muckermanns galt auch in Deutschland der Konstituierung und Vorarbeit der berüchtigten Anti-Russenfront zusammen mit Herrn Pacelli unter dem Namen „Katholische Aktion". Wenn wir noch hinzurechnen, daß der politische Führer dieser Aktion in der Person des Herrn Klausener zugleich Leiter der Schupo ist, daß die direkten Verbindungen zur Funkstunde und zur Deutschen Welle durch ebenso bekannte Regierungsräte, zum Theater und zur Kunst durch Herrn Haslinde garantiert werden, dann erhalten wir ein geschlossenes Schema: politische Machtergreifung — dann Kulturbeherrschung durch Diktatur — wieder zurück zur politischen Machtentfaltung einer katholischen Minderheit.

Ein Vorwärts-Redakteur hat mir bei einer Diskussion darüber wahrhaftig entgegengehalten: „Ich begreife Sie nicht; Muckermann ist ein großartiger Kerl und versteht sein Handwerk vortrefflich. Was ist schon dabei, wenn wir Sozialdemokraten in Kulturfragen nicht aktiver sein können; Muckermann und Fahsel sind doch, weiß Gott, aktiv genug." Muckermann und seine Freunde vom ‚Gral' haben zuerst alle Gebiete der Kulturbetätigung, vor allem die Weltliteratur, in den Aufgabenkreis des ‚Grals' einbezogen; von besonderer Bedeutung wurde es auch, daß aus diesem Mitarbeiterkreis eine tonangebende jüngere Literatengeneration des Zentrums hervorgegangen ist. Die wichtigsten Verbindungsmänner nach links:

Werner Thormann von der ‚Deutschen Republik', Walter Dirks von der ‚Rhein-Mainischen Volkszeitung', Rockenbach vom kölner Sender, Otto Forst de Battaglia als pseudonymer Schrittmacher für Polen und Frankreich und eine umfassende Kulturreaktion. Dringend notwendig war auch, daß der Jesuit Muckermann seine ganze Aufmerksamkeit daran setzte, seine Zeitschrift erst einmal durch Verbreiterung des Arbeitsgebietes auch für Nichtkatholiken interessant zu machen.

Um die ersten Arbeiten Muckermanns von seiner Gralswarte aus richtig verstehen zu können, müssen wir nochmals an die russische Gefangenschaft anknüpfen: da beginnt jene literarische Mischung von Wirklichkeitsbeobachtung und zweckhafter Routine, vermengt mit einer unüberbietbar kitschigen Ausdrucksform. Antibolschewistische Riesenvereine schweben ihm vor, sagt er doch selbst: „Ich habe in Wilna einst die erste antibolschewistische Organisation geschaffen!" Er hat eine Arbeiterliga im Kopf nach den überlebten Selbsthilfemaßnahmen Leos XIII.: Genossenschaft des Proletariats ohne Haß und Klassenkampf; Lohnerhöhungen nur mit gleichzeitiger Installierung katholischer Volkshochschulen.

Muckermann braucht natürlich zugunsten seines Programms eine Weltpresse, einen internationalen katholischen Weltfilmverband, einen Bühnenvolksbund und dann noch einen katholischen Weltfunk, um so endlich das Dach über der katholisch-amerikanischen Weltkulturliga gegen den Bolschewismus fertig zu bauen. „Scheidung der Geister. Wie zum Gericht. Endlich. Es kommt doch so, daß alles zermahlen wird, was nicht rote oder schwarze Internationale ist; jetzt gehts um die Religion." Zur Bekräftigung dieser Devisen hebt Herr Forst de Battaglia unbekannte katholisierende polnische Schriftsteller in den neuen Dichterhimmel, nachdem er kurzerhand Tolstoi, Puschkin, Gorki abgesetzt hat. Nach der ersten Völkerbundsversammlung in Paris konstatierte Muckermann herausfordernd: „Ungeschwächt aus Krieg und Revolution herausgegangen ist einzig die katholische Kirche". Er gibt die verheerende Losung aus, die für die gesamte Arbeit der katholischen Machtentfaltung im preußischen Deutschland der letzten Jahre gilt: „Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns!" Auch die praktischen Aufgaben im Theaterbund, den Volkshochschulen, dem Bibliothekswesen kommen nicht zu kurz. Der ‚Gral' wird also zu einem Organ der katholischen Weltliteratur im Sinne der römischen Kurie, mit festgesteckten Zielen.

Je fester sich der politische Katholizismus in der preußischen Position ausbaut, desto gründlicher werden alle unangenehmen Mitstreiter beiseite gedrängt, in die verschiedensten Zentralstellen werden treue Anhänger eingesetzt. Man biedert sich mit allen Leuten an, von denen man wenigstens Propagandawert und keine offene Gegnerschaft erwarten darf. Natürlich erobert Muckermann auch den Film, indem er in mehreren Artikeln in kritischer Beschaulichkeit an das Fricksche Zensurprogramm heranrückt. Auch die hanebüchenen bevölkerungspolitischen Rezepte, die sein pseudowissenschaftlicher Forscherbruder in Broschüren verbreitet, setzt er in die Reihe seiner Ratschläge zur Behandlung der Arbeitslosigkeit

ein. Da kommt ihm der nationalistische Roman: „Die Arbeitslosen" von Richard Euringer zuhilfe, der ihm die Orders einer eugenetischen Rassenkontrolle punktweise angibt. „Selbstwert der Persönlichkeit, männliche Kraft bei Kinderzeugung und natürliche Ritterlichkeit trotz aller verhaltenen Energie im Privaten und Technischen" werden gegen die ungeheure Not der Arbeitslosen ausgespielt, die man hier durch „Fürsorgeepidemie, Krankenkassenpathologie, Versicherungsanämie" verdorben wähnt. Pater Muckermann, der fünf Millionen deutscher Volksgenossen, die ungewollt in jene christliche Sphäre der mörderischen Armut gestoßen worden sind, mit solchen Schlagworten zu verhöhnen wagt, schreibt als ausgewachsener Mensch zum Tage des Buches: „Gute Bücher und Trauben am Rhein — bringen Wein. Wollen vorher gelesen sein."

Es gibt keine kulturelle Sparte, die, zunächst von tüchtigen Leuten in Angriff genommen, nicht endlich Muckermann in die geschäftigen Hände geraten wäre. Er schreibt: „Zu Ende war es immer mit einer Ketzerei erst dann, wenn man die in ihr schlummernde Wahrheit entdeckt und sie für sich ausgenutzt hatte." Die Beziehungen gehen ebensogut zur liberalen Presse und der ‚Literarischen Welt' wie zum Herrenklub des Herrn von Gleichen. Ich habe absichtlich die philosophischen Fundamente dieser Seite der römischen Kulturpolitik außer acht gelassen, weil man die jesuitische Philosophie-Propaganda eingehender behandeln muß; der ‚Gral' hält hierin ein so niedriges Niveau, daß eine objektive Debatte über diesen Punkt unmöglich ist. Muckermann hat auch bei seinem weitverzweigten Auftreten nur den einzigen Befehl auszuführen: „Nach und nach eine gewisse Klarheit in der Art zu gewinnen, wie man über weltanschauliche Gegenstände vor einem vielfach geistig gespaltenen Zuhörerkreis vorzutragen hat!" Das bedeutet Propaganda und Tendenz auf allen Kulturgebieten. Und alle Mittel werden hier durch den einen Zweck geheiligt: „Kampf gegen den Bolschewismus".

Zu dieser Zensur von Hermann Kesser

Eine gewaltsame Übereinstimmung zwischen Staatsleitung und Zeitung hat sich niemals bewährt. Die rücksichtslose und einseitige Bevormundung der politischen Presse zeitigt eine ähnliche Scheingesundheit wie ein gefährliches Opiat. Sie kann vorübergehend wirken, indem eine krampfhafte Unempfindlichkeit oder ein künstliches Wohlgefühl entsteht, aber ein Ertrag für die Volkskraft bleibt aus. Das alles ist durch die Geschichte und die Gegenwart, die Geschichte sein wird, so klar geworden, daß weiter nichts aufzuhellen ist. Männer der Presse in Hörigkeit, in einem Botendienst zu halten, dieser Wunsch wird erneut werden, so lange es Zeitungen und Abhängigkeiten gibt. Nur starke journalistische Personen können durch Rückgrat und Leistung dieses Verhältnis moralisch richtigstellen und ins Gegenteil umkehren.

Erschienen November 1916 in der ‚Frankfurter Zeitung'

Tonkin von Jonathan Wild

II

Im tonkinesischen Dorf Coam hatte ein Revolutionär Zuflucht gesucht und gefunden. Der Resident wußte es. Am 16. Februar 1930 überflog ein französisches Flugzeuggeschwader, bestehend aus fünf Einheiten, das Dorf Coam, warf 57 Bomben à 10 Kilogramm ab und mähte sodann mittels Maschinengewehren das zu „strafende" Territorium noch einmal durch. Einundzwanzig Tote, fünf Frauen und sechs Kinder darunter, sind das offizielle Ergebnis dieser Strafexpedition. Was bei Nacht an Toten und Verwundeten geborgen wurde, ist man an offizieller Stelle nicht verpflichtet zu wissen.

Freilich wird nicht immer gleich zu dieser einleuchtenden Maßnahme geschritten. Die berühmte französische Nuance hat Eingang auch in den Strafcode für rebellische Eingeborene gefunden. Dörfer, die sich der geringsten Zweideutigkeit in ihrer Haltung schuldig machen, werden zum Beispiel des Bambuszauns, der ihre Gemeinschaft umschließt, beraubt. Der Europäer ist schwer in der Lage, die Bedeutung dieser harmlos erscheinenden Phantasie zu begreifen. Zwänge man ihn, in einem Haus, dem Türen und Fenster ausgerissen worden sind, zu leben, so würde er durch Zynismus und Schamlosigkeit im Handumdrehen die Unwürde der Strafe gegen ihre Urheber kehren. Anders der Eingeborene. Er hat noch nicht gelernt, zynisch zu sein und verschmäht bis auf weiteres in kult-traditioneller Gehemmtheit das freche Mittel der Schamlosigkeit. Er zieht sich wie ein verwundetes Tier in die Erde, in seine Hütte zurück. Das Land ist nackt, rasiert am ganzen Körper, vorbereitet zur Operation.

Aus diesen Dörfern ohne Bambuszaun ziehen sie aus, die Männer, Mädchen, Jungens, den Fabriken zu. Zehn Stunden werden sie dort arbeiten und hungern dafür. Was Louis Roubaud in den Fabriken gesehen hat, kann kein kommunistischer Lügenbeutel erfinden. Erlogen, alles erlogen, würde es heißen. Roubauds Reportage aber ist im ‚Petit Parisien', dem offiziellen, politisch vom Quai d'Orsay genährten bürgerlichen Nachrichtenblatt vor der Buchausgabe erschienen. Hier einige Fälle:

Thia Va

Thia Va ist ein verblühtes Mädchen von siebzehn Jahren. Sie arbeitet seit fünfzig Monaten in einer Baumwollspinnerei zehn Stunden pro Tag. Eines Tages werden einige Spulen Baumwolle gestohlen. Die dreizehnjährige Haï ist verdächtig. Sie ist an einen Pfahl gebunden und erwartet die übliche Prügelstrafe. Thi Va bleibt vor der weinenden Kleinen stehen, um sie zu trösten, da kommt unversehens der Werkführer, Monsieur Thérésaux, ins Atelier. Er sieht Thi Va, die auf ihren Platz flieht, geht langsam auf sie zu, das Mädchen legt schützend die Arme vors Gesicht. Im nächsten Augenblick liegt Thi Va auf der Erde, die Augen offen, das Gesicht starr, ohnmächtig. Monsieur Thérésaux hatte ihr zwei Tritte in den Unterleib gegeben. Die Siebzehnjährige konnte nach Monaten das Spital als Krüppel verlassen.

Kum

Kum arbeitet mit tausend andern Kulis in einem Kohlenbergwerk in Cochinchina. Er schiebt Kohlenkarren auf Feldbahnschienen der Verladestelle zu. Es passiert ihm, daß ein Karren plötzlich aus der glitzernden Reihe springt, der Werkmeister Schultz schaut zu. Drei, vier Minuten vergehn, Kum kriegt den Karren nicht auf die Schienen zurück. „Hundesohn", schreit da Herr Schultz, „ich werde dir zeigen, wie man arbeitet." Er geht auf den Karren zu, um ihn mit seinen dreifachen Kräften zurück in die Bahn zu heben. Aber er ist ungeschickt und fällt dabei auf die Nase. Kums Seele ist nicht kompliziert. Er vermag nicht auszurechnen, was kommen muß, wenn er jetzt seiner Schadenfreude Ausdruck gibt. Kum lacht. Schultz erhebt sich. Kum fliegt mit dem Schädel zuerst an den Karren, dann gegen die Schienen, dann in den Graben. Als er in die Infirmerie eingeliefert wird, lacht Kum zwar noch immer, aber er hat drei Rippen gebrochen und die Milz zerrissen. Der Totenschein wird ausgestellt.

Glaubt nicht, daß ein Schultz in Indochina Kulis nur so zertreten darf. Dieser vielmehr wurde nach Hanoï vors Gericht zitiert. Er erhielt für Körperverletzung mit Todeserfolg zwei Monate Gefängnis — mit Aufschub...

Lé Van Tao

Aus einem der blutenden Kautschukgärten Cochinchinas sind nachts dreißig Kulis entflohen. Beim Appell um fünf Uhr morgens wird ihre Flucht entdeckt. Eine Schar von Wächtern jagt sogleich den Deserteuren nach, zwölf von ihnen werden zurückgefangen. Neuerlicher Appell. Als alle Kulis versammelt sind, erscheinen die Zwölf auf dem Platz. Sie ziehen auf Befehl ihre Hosen herab, legen sich bäuchlings zur Erde, die Strafexekution beginnt: zwanzig Streiche für jeden mit dem spanischen Rohr, das ist der Tarif für die erste Desertion. Mit Mühe erheben sich die Gezüchtigten, ziehen vorsichtig die Hosen über das blutende Fleisch, gehen daran, das vorgeschriebene Pensum zu leisten.

In der folgenden Nacht verlassen von den Gepeitschten wieder drei die Plantage. Zurückgefangen wird einer: Lé Van Tao. Er wird vor Monsieur Boulerst, Direktorstellvertreter, geführt. Monsieur Boulerst sucht eine der Säulen seiner Veranda aus, läßt Lé Van Tao die Arme um sie legen, schnappt Schellen um seine Hände. So bleibt er die Nacht über. Am Morgen Appell der Kulis. In die Mitte des Sammelplatzes wird Lé Van Tao gebracht und mit Zeremonie seine Hose ausgezogen. Zwei Wächter packen ihn, einer an den Händen, einer an den Füßen und halten ihn zwanzig Zentimeter über dem Boden. Monsieur Boulerst selbst erscheint und verabreicht ihm in dieser Stellung 27 Streiche mit dem Ochsenziemer. Als alles fertig ist, bleibt Lé Van Tao liegen.

Wieder Untersuchung. „Sie haben zur Züchtigung keinen Rohrstock, sondern den Ochsenziemer verwandt?" wird Monsieur Boulerst gefragt. „Ganz richtig," antwortet er, „ich habe mit dem Ochsenziemer geschlagen, weil ich ihn grade in

der Hand hatte. Im Übrigen, wo ist ein Unterschied zwischen einem Ochsenziemer und einem spanischen Rohr? ..."

Thi N'guyen

Dorf Dong. Glühende Hitze. In der Fabrik ist kein Wasser mehr in den Kübeln. Drei Frauen gehen zum Bach, um zu trinken. Sie hatten nicht um Erlaubnis gebeten. Als sie zurückkehren, haben sie ihre „Caiguans" auszuziehen, sich auf die Erde zu legen. Die einundzwanzigjährige Thi Tuong, die dreißigjährige Thi N'guyen, die mit sechs Monaten schwanger ist und die sechsunddreißigjährige Thi Nhon, Mutter dreier Kinder. Jede erhält zehn Schläge mit einem drahtumwickelten Rohrstock. Die Schwangere erleidet selbstverständlich zwei Tage später eine Frühgeburt. Photographien ihrer zentimetertiefen Wunden sind an den Staatsanwalt in Saïgon gegangen — im Dorfe Dong wird weiter geschlagen...

*

Roubaud fährt fort, wir wollen die Liste schließen. Denn es kommt nicht auf ein Beispiel mehr oder weniger an; es kommt auf die erschütternde Tatsache an, daß alles wahr ist, was je über Sklaverei gesagt und geschrieben wurde. Es kommt darauf an, daß Louis Roubaud, der Franzose und Nichtkommunist, es bestätigt. Er schreibt wörtlich: „So unangenehm das Wort auch sein mag, es muß ausgesprochen werden, der annamitische Arbeiter unterzeichnet für drei Jahre einen Sklavenvertrag." — Eine der Hauptparolen der kommunistischen Schule Whampoa in Canton, zu der sich alle revolutionären Elemente Indochinas drängen, lautet denn auch: „Erzwingung weltstädtischer Arbeitergesetze; Verbot der Rekrutierung von Kulis."

Sie hat gut Parolen aufstellen. 15 Millionen Kulis gibt es heute in Indochina bei einer Gesamtbevölkerung von 20 Millionen. Alle 20 Millionen drehn sich nach dem Wink von 20 000 weißen Kolonisten. Von den 20 000 verstehen, wie gesagt, keine drei Prozent die Sprache des Landes. 15 Millionen Kulis verdienen bei zehnstündiger Arbeitszeit im Durchschnitt 25 Sous pro Tag, das sind 50 französische Sous, heißt: 2 Franks 50 = 25 Pfennige! 10 Stunden wohlgemerkt! Dabei hat die Weltwirtschaftskrise der letzten Jahre eine große Zahl dieser Sklaven selbst um diesen beschämenden Verdienst gebracht. Die Preise der Rohmaterialien begannen zu fallen, das rasende Tempo ihrer Gewinnung ließ sie immer tiefer sinken. Die Herren Michelin, Outrey, Homberg, diese „Großmärtyrer der Rationalisierung", wie Ilja Ehrenburg sie nennt, schränken die Produktion ein, um in wertlosem Reichtum nicht zu ersticken. Sie halten heute genaue Schau im wachsenden Heer der Arbeitslosen, sie nehmen die stärksten und besten und solche, die willig sind. Vorbei sind die Zeiten, da Kulis mit heimtückischen Versprechungen auf die Plantagen gelockt werden mußten. Heute hat es sich eingebürgert, daß der aufgenommene Kuli dem „Caï", den annamitischen Rekruteur, zum Dank für die Aufnahme, 3 Sous pro Tag überläßt. Bleiben ihm 22 Sous. Davon kauft er täglich zwei Schalen Reis, die

Schale zu 10 Sous. Dem Kuli bleiben 2 Sous. Er ist nackt. Die Steuern, die er zu entrichten hat, betragen 5 Piaster pro Jahr, das ist der Lohn eines Monats.

Der Kuli kann seine Steuer nicht bezahlen. Er stöhnt unter der Last des Fiskus. Und so lautet die nächste der großen Parolen der berühmten Schule Whampoa in Kanton: Zahlt keine Steuern!

Die historische „Gabelle", die Gandhis Feldzug des Ungehorsams heraufbeschwor, drückt auch den französischen Kuli. Sie hat im Jahre 1929 dem indochinesischen Budget 11 Millionen Piaster eingebracht. Das Volk verflucht die Gabelle.

Den zweiten Hauptposten, und zwar rund ein Viertel des Einnahmebudgets, stellt die französische Opiumregie. Ilja Ehrenburg gibt in seinem Buch „Das Leben der Autos" ein Rundschreiben des Generalgouverneurs an die Unterpräfekten wieder, es lautet: „Ich gestatte mir, Ihnen die Liste der Ortschaften zu senden, in denen es überhaupt noch keinen Alkohol und kein Opium gibt, und wo daher staatliche Verkaufsstellen zu eröffnen sind ..." Anzunehmen, daß seither die fehlenden Verkaufsstellen errichtet wurden und Pierre Pasquier, „le coupeur de têtes", wie ihn die ‚Humanité' nennt, hat offenbar auch auf diesem Gebiet seine Verdienste.

Am Tage nach der pompösen Eröffnung der Internationalen Kolonialausstellung in Paris, an dem der junge Kaiser von Annam, geblendet von der Ehre, die man ihn antat, an der Seite des Präsidenten Doumergue saß und der Marsailleise lauschte, brachten drei Linksblätter folgendes Privattelegramm aus Saïgon:

1 Mai Annam Demonstrationszüge überall mit Gewehrsalven empfangen mindestens hundert Tote stop Keine Verluste bei den Truppen stop Menschlich denkende erheben empörten Protest erwarten andre Maßnahmen als unnütze Massakers fordern sofortige parlamentarische Untersuchung

Cancellieri Avocat Saïgon

Der Inhalt des Telegramms, das von der ‚Humanité', dem sozialistischen ‚Populaire' und der republikanischen ‚Lumière' wiederholte Male auf der ersten Seite gebracht worden ist, hat bis heute seitens der Regierung weder ein Dementi noch eine Bestätigung erfahren. Statt einer authentischen Äußerung sind aber weitere Blutdepeschen aus Indochina eingetroffen:

„9. Mai acht Revolutionäre, Flugschriften verteilend, von Legionären auf offenem Feld erschossen..."

Paris liest fleißig den ‚Temps'. Er beschuldigt Moskau allen Unheils und verlangt nimmermüde den Rausschmiß der russischen Botschaft. Im übrigen, nur keine Nervosität! „Die Malaise in den Kolonien," schreibt er, „ist zurzeit allgemein. Überall Wirren und Bewegungen, die, wenn man sie nicht entschlossen unterdrückte, zur Zerstörung des großen zivilisatorischen Werkes führen könnten, das die okzidentalen Demokratien in ihren überseeischen Besitzungen unternommen haben. Diese Demokratien sind solidarisch..."

Europäische Kinderstube von Peter Panter

> „rapprochement (raproschmá) m. 1. Zusammenrücken n, Wiederannäherung f; (réunion) Vereinigung f. 2. fig. (réconciliation) Annäherung f, Versöhnung f"
>
> *Sachs-Villatte*

Die pariser ‚Comoedia' vom 19. Juli enthält auf der ersten Seite folgenden Artikel:

> Das merkwürdige Schamgefühl Thomas Manns
> wird Paris mit einem skandalösen Buch beschenken.
>
> Nächstens wird bei Bernard Grasset ein neues Werk Thomas Manns „Sang réservé" erscheinen.
>
> Der Inhalt ist allem Anschein nach äußerst anstößig.
>
> So anstößig, daß Thomas Mann unmittelbar nach Erscheinen der deutschen Ausgabe alle bereits ausgedruckten Exemplare aus dem Handel zurückgezogen hat. Das Romanthema ist: Blutschande.
>
> Dieses Werk ist auch nicht in den Gesammelten Werken Thomas Manns, die zur Zeit erscheinen, aufgenommen.
>
> Man nimmt wohl in Deutschland an, daß Frankreich weniger Schamgefühl hat. Herr Thomas Mann, der befürchtet, seine Landsleute vor den Kopf zu stoßen, hat keinerlei Bedenken, dergleichen mit Frankreich zu tun.
>
> Ist das nun seinerseits ein Zeichen von Hochachtung für unsre Fähigkeit, uns von allem das beste auszuwählen?
>
> Oder muß man in seinem Verhalten nicht im Gegenteil eine für uns sehr unfreundliche Unverfrorenheit sehen? Dies Buch ist für Deutschland nicht gut. Aber für Frankreich, nicht wahr, ist es noch alle Tage gut! Schließlich ist ja für ein so verdorbenes Volk wie das französische nichts zu gewagt...
>
> Immerhin hat aber dieses verdorbene Volk in seinen Cafés, in seinen Restaurants, in seinen Theatern und auch nicht in der Gesellschaft jenen Geschlechterwechsel organisiert, wie er in Berlin üblich ist.
>
> Dieses verdorbene Volk hat die Lehre Freuds weder erfunden noch hat es sie und ihre zahlreichen Abarten theoretisch oder praktisch angewendet.
>
> Dieses verdorbene Volk hält keine Kongresse über sexuelle Seltsamkeiten ab, wie wir noch im vorigen Jahr so einen Kongreß im Rheinland erlebt haben. Dieses Volk hat keine Koedukation, weder solche, bei der die Kinder angezogen sind, noch solche mit Nacktkultur, wie das in den großen deutschen Städten gang und gäbe ist, und so wundern wir uns über die plötzliche Schamhaftigkeit eines deutschen Autors, in demselben Lande, wo man dauernd Stücke spielt, die sich auch nicht eine Viertelstunde auf einer pariser Bühne halten könnten.
>
> Wir wollen immerhin einem andern Deutschen, dem Fürsten Bülow, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der wendet sich im letzten Bande seiner Memoiren energisch gegen die üble Gewohnheit seiner Landsleute, Paris das moderne Babylon zu nennen.
>
> *P. L.*

Es erscheint merkwürdig, daß ein großes Blatt wie ‚Comoedia' offenbar nicht die Mittel besitzt, sich Redakteure zu halten, die lesen und schreiben können und die über Europa soviel Bescheid wissen, wie nötig ist, um sich eine Meinung über fremde Länder zu bilden. Wo in aller Welt hat die Redaktion diesen Analphabeten aufgegabelt? Das muß nicht leicht gewesen sein — Frankreich hat so gute Schulen.

Was zunächst die Meinung angeht, Frankreich sei kein unmoralisches Land, so ist das der einzige Lichtblick in diesem traurigen Artikel. Ich habe mich seit Jahren bemüht, diese wirklich kindische Vorstellung aus den deutschen Köpfen herauszutrommeln; da aber die heimischen Schriftgelehrten immer viel besser über das Ausland orientiert zu sein glauben als die Leute, die dort leben, so ist das keine einfache Aufgabe. Der Rest des Artikels aber . . .

Da bemühen sich nun auf beiden Seiten wohlmeinende und gebildete Männer, ihre Völker über einander zu informieren. Die Deutschen sind über die Franzosen meist falsch, die Franzosen über die Deutschen meist gar nicht unterrichtet. Da erscheinen nun Übersetzungen: da geben sich französische Wochen- und Monatsschriften solche Mühe — und dann kommt einer und trampelt im Porzellanladen herum, daß es nur so kracht.

Zunächst ist das Buch „Wälsungenblut", um das es sich hier handelt, nicht unsittlich. Thomas Mann hat das Werk meines Wissens nicht etwa aus sittlichen Bedenken aus dem Handel zurückgezogen, sondern aus Gründen, die nur ihn allein angehn. Diesem Schriftsteller vorzuwerfen, er schriebe unsittliche Bücher, ist nicht nur eine Niedrigkeit — es ist eine Dummheit, die einen gradezu katastrophalen Mangel an Bildung enthüllt. Eine solche Blamage hätte ‚Comoedia' nicht nötig gehabt.

Es ist unrichtig, zu behaupten, Thomas Mann halte Frankreich für gut genug, dort Bücher abzusetzen, die man in Deutschland aus Gründen der Moral nicht veröffentlichen könne. Ganz abgesehen davon, daß es von diesem Werk eine begrenzte deutsche Ausgabe gibt: Thomas Mann spricht und schreibt französisch, weiß von Frankreich viel und hat sich während seines pariser Besuchs seiner Aufgabe mit Takt entledigt. Ich sehe die Wirkungen dieses Besuchs ganz anders an als er, aber der Artikel der ‚Comoedia' ist ein Anwurf, der zurückgewiesen werden muß. Nicht der Wert der literarischen Leistung Manns steht hier zur Diskussion — die literarische Sauberkeit steht zur Diskussion. ‚Comoedia' hat die Grundgesetze jeder geistigen Debatte verletzt.

Wenn die Homosexualität sich in Deutschland mitunter in den Vordergrund drängt, so hat das mancherlei Gründe. Germanische Rassen neigen mehr zur Gleichgeschlechtlichkeit als lateinische (brüllt nicht, es ist so), und außerdem hat der Deutsche die fatale Neigung, aus allem eine „Weltanschauung" zu machen, als welches Wort sich nicht ins französische übersetzen läßt. Mit Moral hat dergleichen nichts zu tun.

Koedukation ist keine Spezialität von Bordellen. Nacktkultur auch nicht. Der gesunde Versuch der Bevölkerung, die entsetzliche Wohnungsnot durch sportliche Betätigung in frischer Luft auszugleichen, hat Auswüchse; es gibt auch törichte Vereine, wo Postsekretäre vor entsprechenden Frauenleibern ihre sicherlich sündige Lust zu bekämpfen vorgeben . . . was aber Körperpflege angeht, so fasse sich Paris an die eigne Nase: es hat wenig brauchbare Hallenschwimmbäder für das Volk, und was sich an Prüderie und Albernheit in französischen Seebädern begibt, reicht an das finsterste Bayern heran.

Auf deutschen Theatern werden Stücke gespielt, die nicht etwa unanständig sind, sondern die man in Paris deshalb auslachte und mit Recht auslachte, weil diese schwerfällige Art, sich dem Bett zu nähern, in Frankreich auf kein Verständnis trifft. Dort gleitet man in sanfter Kurve auf die Lagerstatt: der Deutsche sieht erst vorher im Lexikon nach, obs auch stimmt. Unmoral? Nein: Privatdozenten der Sünde.

Was hingegen den Angriff gegen die Lehre Freuds angeht, so darf gefragt werden, ob der Verfasser jener Glosse auch nur ein einziges Mal ein Buch Freuds in der Hand gehabt hat. Ich möchte das bezweifeln. Er hält diese Lehre wahrscheinlich für einen Freibrief, Embryos zu vergewaltigen, was ja die Deutschen bekanntlich zum Frühstück zu tun pflegen.

Kurz: Rapprochement.

*

Auf welchem Erdteil leben wir!

Man kann sich an den Fingern abzählen, was nun für ein Spiel anhebt.

Die völkischen Esel werden begeistert I-A schreien, weil der Erbfeind den Juden Thomas Mann verunschimpfiert hat. Und sie werden hinzufügen: „Da sieht man, wie diese Pornographen den Ruf des braven deutschen Volkes im Ausland schädigen! Da hat mans wieder!" Das Spiel hat schon angehoben. Die ‚Deutsche Zeitung' ist schwer begeistert, schäumt vor Schadenfreude und wirft mit Bourdet zurück, dessen leichtes Spiel vom „Sexe Faible" sie für „französische Selbstentlarvung eines verendeten Zeitalters" hält. So wenig weiß sie von Frankreich.

Und dann werden wieder die Franzosen antworten, die Deutschen seien Heuchler und Ferkel. Wenn sie überhaupt antworten — denn die meisten von ihnen können ja nicht deutsch lesen. Und dann werden die völkischen Esel ihr Gebrüll wieder aufnehmen und über den Rhein rufen, Paris sei viel schlimmer als Babylon, schlimmer schon deshalb, weil es so teuer sei. Und alle Franzosen tränken immerzu Champagner, und woraus, das könne man nur in Herrengesellschaft erzählen. Und so vergnügen wir uns alle Tage.

Narren. Ein Haufe von Narren, denen das eigne Land zum religiösen Begriff geworden ist. Und da jede Religion ihren Teufel nötig hat: der Teufel, das ist allemal der Ausländer.

Wir brauchen Thomas Mann nicht in Schutz zu nehmen. Die Sauberkeit des literarischen Betriebes gegen Schmierfinken aber wollen wir doch wahren.

So zum Beispiel werden Kriege vorbereitet.

Alte und neue Banken von Bernhard Citron

Von Fürstenberg zu Jacob Goldschmidt

In England hat man vor einiger Zeit eine Enquête über das Bankwesen veranstaltet. Das Gutachten für Deutschland gab Dr. h. c. Jacob Goldschmidt ab. Es heißt dort, daß die deutschen Banken im neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhundert die Industrie groß gemacht haben. Wer

mag bestreiten, daß die A.E.G. das gemeinsame Werk des Industriellen Emil Rathenau und des Bankiers Carl Fürstenberg ist? Würde man diesen Vergleich fortführen, dann müßte man auch die Darmstädter Bank und die Norddeutsche Wollkämmerei in einem Atemzuge nennen. So hart wollen wir nicht urteilen, vielmehr sei das gegenwärtige Verhältnis zwischen Bank und Industrie an dem Beispiel der Vereinigten Stahlwerke erläutert. Die Darmstädter Bank unter Jacob Goldschmidt hatte die Führung, als aus der Stinnesmasse der wertvollste Kern, die Rhein-Elbe-Union herausgefischt wurde. Mit dieser Tat, die kurz nach der Inflation die deutsche Wirtschaft vor einer schweren Katastrophe bewahrte, hätten sich Männer wie Gwinner oder Fürstenberg begnügt. Eben war der Vertikaltrust, der den Namen Hugo Stinnes trug, zusammengebrochen, und schon wurde in Horizontalform ein neues Riesengebilde aufgetürmt: die Vereinigten Stahlwerke. An diesem Geschöpf der Danatbank bestätigt sich das Mephistowort: „Am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machten". Die Industrie — an ihrer Spitze Friedrich Flick, der Beherrscher der Vereinigten Stahlwerke — hat die Danatbank übernommen, um sie vor der „drohenden Sozialisierung" zu retten. Diesem glücklichen Umstand darf Goldschmidt sein Verbleiben in der Leitung des Instituts verdanken.

Weiter als irgend einer seiner Zeitgenossen vermochte der blinde Gerson Bleichröder zu sehen. Hat sein geistiges Auge auch das künftige Schicksal des Hauses S. Bleichröder erblickt? Den letzten Rest einstigen Glanzes haben die unerquicklichen Folgen der Prozesse zwischen Firma und Familie getilgt. Wenigstens der Name bleibt als Aushängeschild einer jüngern und kräftigern Firma erhalten.

Ein Epigone andrer Art ist Herbert Gutmann. Als Bankdirektor zehrte er von dem materiellen und ideellen Kapital des Vaters. Die geschäftlichen Fähigkeiten des Sohnes waren nie überragend, schon zu Lebzeiten Eugen Gutmanns mußte Herbert saniert werden. Dessen Verdienste um die Dresdner Bank beschränkten sich auf die Kundenwerbung. Wenn der Leiter einer deutschen Großbank Kunden acquerieren will, kann er sich nicht der Methoden eines Versicherungsagenten oder Handelsreisenden bedienen, sondern muß repräsentieren. Für Herbert Gutmann wurde die Repräsentation schließlich Selbstzweck, seine Haushaltung war schon fast eine Hofhaltung. Keine bekannte Persönlichkeit des politischen oder geistigen Lebens, die durch Berlin kam, wurde nicht in der Friedrich-Ebert-Straße oder in Herbertshof zum Frühstück empfangen. Der Präsident des Golf- und Landklubs hatte vom „Dienst am Kunden" anscheinend eine sehr weitgehende Vorstellung. Dennoch ist die Dresdner Bank gewiß nicht infolge der Ausgaben des Chefs in Schwierigkeiten geraten, aber nach einem Krach steht vor der Öffentlichkeit ein Hasardeur besser da als ein wirklicher oder angeblicher Verschwender.

Zugrunde gerichtet wurde die Dresdner Bank durch ihr Genossenschaftsgeschäft. Da diese Verluste größtenteils durch die Landwirtschaft hervorgerufen worden sind, ist die Bank

auf dem „Felde der Ähre" gefallen. Nur so erklärt sich eine Hilfsaktion, deren Umfang (dreihundert Millionen Reichsmark) wohl jede bisherige Staatssubvention an die Privatwirtschaft in den Schatten stellt. Da man in Deutschland nie gleich offen mit der Sprache herausrückt, wurde erst die Akzept- und Garantiebank gegründet, deren anfängliche Hauptaufgabe darin bestand, die Dresdner Bank durch Diskontierung von eigens zu diesem Zwecke hergestellten Wechseln am Leben zu halten. Nachdem dieses Ziel erreicht ist, herrscht in den für die Zwecke des neuen Instituts in aller Eile hergerichteten Prachträumen größte Ruhe. Die von den verschiedenen Banken abkommandierten Angestellten kehren allmählich wieder zu ihrer bisherigen Tätigkeit zurück.

Wir sind noch nicht am Ende dieser neuartigen Gründungsperiode. Da im Hintergrund jeder Um- oder Neubildung im Bankgewerbe das Reich mit einer Garantie steht, muß man immer wieder fragen: „Und wer hilft dem Reich?"

Die Ueberlebenden

Das Geheimnis der Liquidität beruht heute auf der Erfahrung der letzten Zeit, daß nur der Geschäfte macht, der kein Geschäft hat. An der Börse weiß man es längst, daß die wohlhabendsten Bankiers kein Bureau und keine Angestellten und keine Kunden haben. Da aber ganz gegen ihren Willen zahlreiche Bankgeschäfte von dem Ideal völliger Geschäftslosigkeit nicht mehr weit entfernt sind, konnten ihnen kaum noch Kredite gekündigt werden, und während der Börsenruhe fraßen die zwangsläufigen Spesen nicht das ganze Betriebsvermögen auf. Daher brauchen die Bankiers in ihren Reihen nur ein einziges Opfer der Krise zu beklagen. Von den Kreditbanken blieben schließlich Deutsche Bank, Commerzbank und Berliner Handels-Gesellschaft unbeschädigt. Im Hause Carl Fürstenbergs hat man sich stets von der Massenpsychose ferngehalten. Weder auf die Inflationskonjunktur noch auf den Kredittaumel von 1926 hat die Berliner Handels-Gesellschaft Häuser gebaut. Die Deutsche Bank blieb dank der geringen Höhe kurzfristiger Auslandsverschuldungen liquide. Die Zugkraft ihres Namens brachte der Bank einen Zulauf neuer Kunden, die den andern Banken und Bankgeschäften nicht mehr trauten. Die Stärke der Commerzbank aber beruht auf einer jahrelang geübten Zurückhaltung, die in Bankkreisen fälschlicherweise als Verkalkung angesehen wurde. So ist auch der leitende Mann, Friedrich Reinhart, zur ersten Finanzkapazität aufgerückt. Den persönlichen Charme Jacob Goldschmidts besitzt er nicht, vielmehr vertritt er in der Behrenstraße die neue Sachlichkeit, die im Grunde ein Vermächtnis der alten Schule ist.

Wenn sich das kapitalistische Deutschland von dem schwersten Schlag, den es je erlitten hat, noch einmal erholen wird, dann muß es nach neuen Formen suchen. Was jetzt im Bankgewerbe offenbar wurde, ist keine zufällige Erscheinung sondern der Mangel eines Systems, dessen Trägern der Plan zum Vormarsch und der Mut zum Rückzug fehlte.

Bemerkungen

Das wirkliche Ruhrgebiet

sieht doch noch ein bißchen anders aus, als es uns gelegentliche Besucher, Reporter, zeitfreiwillige Bergarbeiter geschildert haben, selbst wenn sie sehr scharfäugig und anständig waren.

Daß sich zwischen den verherrlichten Wundern der industriellen Technik schlimmste Not aller Grade drängt und quält, das wußten wir. Auch davon haben wir gehört, daß wohl der einzelne Kumpel im Bergwerk sich als Kamerad des andern fühlt, daß es aber kaum einen einheitlichen proletarischen Willen des ganzen Reviers gibt, weil Neid, Kleinkram, Tratsch und engherziger Dünkel ein feinabgestuftes Klassensystem innerhalb der Arbeiterschaft aufrechterhalten.

Aber die von Oberbürgermeistern und Regierungspräsidenten, in Feuilletons und Werkreportagen (auch in der Arbeiterpresse) laut gepriesene Entwickdes ganzen Gebiets, des „Giganten an der Ruhr", machte doch einigen Eindruck auf uns. Da kommt nun ein graugebundenes Buch: „Kohlenpott", von Georg Schwarz geschrieben und in der Büchergilde Gutenberg erschienen, und nimmt uns auch diese letzte Illusion. Wir erfahren, daß es mit dem stolzen und selbstverständlichen Wachstum nicht so sehr weit her ist. Langsam, oft kümmerlich und stockend geht es überall voran. Offenbar sind in einer Gegend, wo die Menschen dichter aufeinanderhocken als sonst in Deutschland, nicht nur die sozialen sondern überhaupt alle Reibungsflächen vergröbert und vergrößert. Unverstand, Kleinstädterei, Ressortstolz, alle lieblichen deutschen Nationallaster sind hier aufgestaut und werden doppelt wirksam. Neben großzügigem Tatwillen eine manchmal erstaunliche Kleinlichkeit. Städte, Bezirke, Gemeinden, Elektrizität, Gas, Bahn, Post, Verbände aller Art führen Kämpfe gegeneinander, statt ineinanderzugreifen. Das industrielle Herz Deutschlands ähnelt zuweilen einem Fettherz, dessen Schlag stockt.

Schwarz stammt aus Dortmund und hat einen großen Teil seines Lebens in der Arbeiterbewegung des Reviers verbracht. Nur wer so mit dieser einzigartigen Landschaft verwachsen ist, vermag zu ermessen, wie sehr sie in entscheidenden Dingen zurückgeblieben, wie böse, dumpf und dreckig sie mit all ihren Wundern ist. Dabei ist Schwarz durchaus nicht blind gegen tatsächliche Leistungen. Er erzählt von Zusammenhängen und Kräften, die uns bisher recht nebelhaft waren. Zum Beispiel beschreibt er ausgezeichnet die Bestrebungen der macht- oder eigentlich rekordsüchtigen einzelnen Städte. Unter den Proleten war er nicht nur vor dem Gießofen und im Stollen sondern auch bei ihren armseligen Bemühungen um ein kärgliches Sonntagsvergnügen. Erstaunliches berichtet er von der Verkehrsmisere, die für die Nerven des ausgepumpten Arbeiters eine so gründliche letzte Belastung bedeutet, daß man versucht ist, an eine raffinierte Absicht zu glauben. Von den echten Dichtern des Ruhrproletariats weiß er und von den Werkzeitungen. Er schildert, welche besonders aufreizende Rolle verständnislose Richter im proletarischsten Lande Deutschlands spielen können. Und immer wieder sucht und findet er den ursprünglichen „Auftrieb der Arbeitskraft, den Rebellencharakter in allem Elend, den Drang zur Umformung", der inmitten aller Unvollkommenheiten vom einfachen Arbeiter ausgeht. Das war es, was Alfons Goldschmidt, vor einigen Wochen an dieser Stelle, in dem sonst vortrefflichen Roman Erik Regers „Union der starken Hand" vermißte. Das klare, redliche Buch von Georg Schwarz ist in diesem Sinne eine erschöpfende Ergänzung. Gute, unverschmockt ausgesuchte Photos verstärken noch seine Bedeutung.

Axel Eggebrecht

Vernünftige Zauberer

Wenn ich ein Zauberer wär', verhielte ich mich anders als die Prominenten des Okkultismus, der Astrologie, der Chiromantie, des Hellsehens und der Graphologie, die in einer Sondernummer der ‚Literarischen Welt' ihre vorsichtigen Sprüche aufsagen. Diese Herren wollen nämlich keine Zauberer mehr sein, Prosperos Stab verwandelt sich in ihren Händen zum Metermaß, und der Traum einer großen Magie liegt in ihren Seelen unter fakultätsreifen Fremdworten begraben. Sie haben nur noch einen Ehrgeiz: vor der Wissenschaft zu bestehn, vor eben derselben, die sie verachten müßten, wenn sie nicht so instinktverlassen wären. Zaubern ist nämlich eine Kunst, also Anti-Wissenschaft. Wehe der dekadenten Zeit, die diese Binsenwahrheit verkennt. Schmach den Pseudo-Zauberern, die so gar nicht zauberhaft sind, die auf das Abrakadabra ihrer Zunft verzichten, um es gegen den viel unverständlicheren Jargon einer wissenschaftlichen Terminologie einzutauschen. Arme Epigonen, die sich den Kriterien der Gegner unterwerfen. Was würde man von einem Reichswehrminister sagen, der seinen Etat nach den Wünschen der Pazifisten einrichtet? Die Stimme des Volkes würde ihn verrückt nennen, während man von den Vertretern des Okkultismus und der verwandten Künste gerade das sagen muß, was niemals von ihnen gesagt werden dürfte, daß sie nämlich vernünftig sind. Beim großen Cagliostro, wir haben ein Recht auf Hokuspokus und kein Dozent der Parapsychologie soll es uns rauben.

Woher kommt nur der Verfall des Zauberns? Eine Äußerung des Hellsehers Erik Hanussen scheint die Erklärung zu geben. „Ich bin," sagt er sachlich und humorlos, „vereidigter gerichtlicher Sachverständiger und werde auch von den Behörden meiner Heimat als Wissenschaftler anerkannt." Es ist erreicht. Der Telepath ist Beamter. Vielleicht ist er pensionsberechtigt. Intuition als Bureaukratie mit andern Mitteln. Der Hellseher hebt die Gesetze der Physik auf, um den Gesetzen des Staates Geltung zu verschaffen. Er ist gleichzeitig illegal und legal, was bisher nur dem Herrn des Braunen Hauses in München gelungen ist. Was soll man von Zauberern halten, die alle bis jetzt bekannten Weltbilder zertrümmern und dabei keine ausschweifendere Ambition haben, als nützliche Mitglieder der bestehende Gesellschaft zu werden. Liebhaber der schwarzen Künste, wahrt eure heiligsten Güter und gründet einen Verein gegen die staatliche Bewirtschaftung der

Zauberei. Wäre die Nekromantie im alten Palästina Staatsmonopol und die Hexe von Endor Beamtin mit Gehaltsansprüchen und wohlerworbenen Rechten gewesen, so hätte sie kaum den Mut gehabt, dem Inhaber der Staatsgewalt unerfreuliche Wahrheiten zu sagen. Darum: Freies Zaubern im freien Staat.

Simplex

Volkskunst

31. August 1867
(aus ‚Die Straße')

Meines Erachtens kann die Kunst die Geschicke eines Volkes lenken. Sie gibt souverän die Richtung an für die Gefühle, von denen die verdienten Niederlagen oder die gerechten Siege abhängen. Jene, die sich mit den geistigen Dingen beschäftigen, haben die Pflicht und die Macht, ein freies Volk zu bilden. Aber die heutige Kunst ist weit davon entfernt!

Sie ist auf ihre Weise noch aristokratisch, Veranstalterin von Zeremonien, Sklavin einer Etikette, die ebenso kränkend für die Unwissenheit der Masse wie für den Charakter des Künstlers ist. Auf allen Seiten werden beständig die Worte Gleichheit und Unabhängigkeit gefaselt, aber sogar jene, die sie im Munde führen, haben keine Ahnung von Einfachheit oder Gerechtigkeit. Sie wollen sich immer den Anschein geben, von oben herab zu sprechen und stellen sich über die Masse und nicht in die Masse hinein, wenn sie das Volk belehren wollen. Während doch das arme Volk, in den Stunden der Verwirrung, für die Eroberung der Freiheit alles hergegeben hat, was es geben konnte, drei Monate des Elends und viel Blut. Die Herren vom Geistesadel haben aber nichts gegeben, gar nichts, und es ist kläglich zu sehen, wie sehr im Geist und im Werk der Literaten und Künstler, welche die Zeitgenossen dieser denkwürdigen Kämpfe waren, tiefe Spuren unfruchtbarer Eitelkeit und sträflicher Schüchternheit eingegraben sind!

Die einen lecken den Großen die Füße, sie wollen hier einen Orden, dort einen Preis, zuletzt ein Kreuz.

Die andern fühlen wohl, daß sie nur Schüler oder Plagiatschmierer sind, aber sie wagen nicht — aus Angst, sich lächerlich zu machen... oder weil sie hungern! — mit den Gewohnheiten der Zunft zu brechen und die Formen zu zertrümmern, um nicht den Anschein zu erwecken, sie werfen die Fensterscheiben ein. Sie trauen ihrem Magen oder auch ihrem Kopf nicht genügend, um ihre Kette zu zerbrechen und als Wölfe zu leben!

Sie bleiben Schüler, selbst dann, wenn sie schon weiße Bärte haben. Sie haben das Mal der klassischen Bildung und tragen es auf ihre Weise zur Schau, sie vergessen es nicht und wollen auch, daß die andern es nicht vergessen, daß sie die höhere Schule absolviert und gelernt haben, was die andern nicht wissen. Sie überlaufen zwar nicht grade die Wartezimmer, aber sie sind die Sklaven der Tradition.

Überall ist nur Nachahmung, geistiger Diebstahl, Plagiat, also das Gegenteil von Freiheit. Selbst jene, die Verdienst und Überzeugung haben, lassen der Menschheit nichts davon zukommen.

Wenn sie den Kopf bewegen, so schauen sie immer nur hinter sich.

Sowohl Mystiker wie Mythiker — alle, ja, alle! Jene, die sich Freidenker nennen, reden, predigen und bauen Altar gegen Altar, anstatt einfach die menschliche Freiheit zu bestätigen. Wenn sie ein Dogma leugnen, so verkündigen sie dafür ein andres. Jedenfalls reden sie eine Sprache, von welcher der gewöhnliche Sterbliche nichts versteht, und die sie selber, glaube ich, nicht immer verstehen! Sie sagen wohl, sie sehen klar, aber das hat der Truthahn in der Fabel auch gesagt.

Die Literatur, die Künste, die Poesie, die Malerei, die Bildhauerei halten sich noch immer im Altertum und im Mittelalter auf, eskortiert von einer Menge von Ungeheuern: Göttern, Wahrsagern, Engeln.

Unter dem Vorwande, daß es einen Olymp und ein Paradies gab, zeichnet man noch immer mit Tinte oder Öl Heiligen- und Glorienscheine um die Stirnen, befestigt Flügel an den marmornen Schultern, sieht nur Heilige oder Helden, Abbilder des Glaubens und Spuren der Tradition. Die Gegenwart schleppt die Vergangenheit an ihre Fersen geheftet mit sich wie einen Leichnam, dessen Last sie niederdrückt.

Es handelt sich darum, das Leben, und nicht den Tod zu studieren, vorwärts zu schauen und nicht zurück oder nach oben.

Man will in den Wolken lesen und man rollt in den Abgrund.

Ich verlange, daß man sich den Schauspielen der Erde zuwende und nicht den Versuch mache, die Tiefe des Himmels zu erkennen. Ich ziehe der interpretierten Geschichte oder dem Glauben, der interpretiert werden soll, die lebendigen und wahren Gemütsbewegungen der Wirklichkeit vor.

Jules Vallès
Deutsch von Lina Frender

„Sein Liedchen bläst der Postillon . . ."

Ich liebe den Postillon. Ich liebe auch das Liedchen, das er bläst. Schade nur, daß er nicht merkt, daß sein Instrument verstopft ist.

Ich kam nach München (in jeder andern deutschen Stadt wäre es mir aber, wie ich nachträglich erfuhr, genau so ergangen) und wollte, alter Gewohnheit gemäß, ein Postfach mieten, das für mich bei der Ausübung meines Berufs eine bedeutende Erleichterung und Vereinfachung, eigentlich eine Notwendigkeit ist. Ich versuchte es vergebens; und es erwies sich wieder einmal, daß Dinge, die sich in andern Ländern nicht schwerer vollziehen als ein Zigaretteneinkauf oder eine Taxifahrt, bei uns noch immer mit dem Gewicht einer Haupt- und Staatsaktion ablaufen.

Zwei Jahre werde ich zunächst auf ein Schließfach warten müssen, dann bekomme ich... zwar noch immer keins aber wenigstens ein Anrecht darauf. Und mit mir warten alle die, die noch nicht zwei Jahre in München ansässig sind. Es ist eine stattliche Anzahl, die sich da zusammenfindet, und sie wächst täglich. Wenigstens versicherte es der Beamte. Nicht so die Anzahl der Schließfächer, die in München zur Verfügung steht und die klein ist. Auf den naheliegenden Gedan-

ken, der Nachfrage entgegenzukommen und neue Schließfächer zu errichten (in den räumlich nicht ausgenutzten Vorhallen, in Korridoren, wenig benutzten Zimmern, wie das in andern Städten geschieht), ist in diesem Geschäft, dessen Kundschaft keine Konkurrenz wegschnappen darf (sonst wird sie bestraft), noch niemand gekommen. Ich fragte zweimal danach; und zweimal blieb meine Frage unbeantwortet.

Ihrem technischen Fehler gesellt die Post einen psycho-... nein, überhaupt einen logischen. Ich erklärte, warum ich ein Postfach brauche: daß ich von Berufs wegen nicht mit jedem möblierten Zimmer meine Adresse ändern kann; und man wechselt als Untermieter die Wohnung ja öfter, und das kaum aus Übermut. Meine Erklärung machte meine Aussichten vollends zu nichte. „Ein Postfach bekommen Sie nur bei dem für Ihre Wohnung zuständigen Postamt." Ich wäre also an einen Stadtteil gebunden, bekäme kein Postfach im Zentrum, wenn ich im Vorort wohnte, ginge meines Postfachs verlustig, wenn ich in einen andern Vorort zöge ... Und: „Wir können doch unsern Postfachmietern nicht ununterbrochen nachlaufen." Eine Bemerkung, die sich auf das Bezahlen der Miete und die Zustellung von Telegrammen und Eilbriefen bezog. „Wir können nicht", schien mir offen gestanden und leider das Motto dieser Abteilung der Post zu sein. Warum solche Unterschätzung der eignen Fähigkeiten? Wenn es die Postinstitute andrer Länder können? Auf zwei Postämtern in Italien bekam ich ohne weiteres und ohne jede Hemmung ein Schließfach eingeräumt. Ich bekam in Prag, obwohl ich abseits wohnte und bei einem andern Postamt „zuständig" und obendrein „feindlicher" Ausländer war, ein Schließfach auf der Hauptpost. In Prag bekam ich allerdings auch einen Stuhl angeboten, als ich mit dem Beamten sprach. Den hiesigen mußte ich vor leeren Stühlen stehend mit meinem Anliegen behelligen und, um verstehen zu können, was er sagte, aus einem schreibmaschinendurchtrommelten Gemach erst in ein stilleres bitten, statt daß er mich bat. Es ist nicht wichtig, nur verstimmend und erscheint in der Verstimmung leicht symptomatisch ...

Ich spreche meine Erfahrung vor allem darum öffentlich aus, weil der Beamte, mit dem ich verhandelte, seine Auskunft und Ablehnung als definitiv und ein Gesuch an eine vorgesetzte Stelle als aussichtslos bezeichnete.

Ossip Kalenter

Zur Übung

Einer schriftlichen Aufforderung leistete die Schiederer aber keine Folge. Es wurde deshalb nach einigen Tagen ein Polizeibeamter in ihre Wohnung geschickt, um sie vorzuführen. Als er in die Wohnung Einlaß gefunden hatte und der Schiederer von ihrer Hauswirtin der Zweck seines Kommens durch die Türe gesagt worden war, versperrte diese die Türe ihres Zimmers und öffnete sie erst auf nochmalige Aufforderung. Sie stand nackt im Zimmer und sagte spöttisch zu dem Beamten: So, Herr Wachtmeister, jetzt können Sie mich auf die Polizeiwache bringen.

‚Die Bayerische Polizei', Heft 1, 5. Jahrgang, Übungsteil und Sprachecke.

Volksentscheid

Der Ehrenpräsident des Stahlhelms, Paul von Hindenburg, bittet uns, mitzuteilen, daß er mit dem Reichspräsidenten Paul von Hindenburg nicht identisch ist.

Im Aquarium in Berlin

Aus tiefster Nacht alles Grauen
Im Funkel kindlicher Fernseligkeit.
Deine eigenen Augen schauen
Dich an durch tausendjährige Zeit.

Zwischen atmendem Stein und Mimose
Wandert und wundert, ohne Schrei,
Ohne Klage, das nicht seelenlose
Nur seelenblinde Vorbei.

Auch dein Herz ist stehengeblieben
Und lauscht — du merkst es nicht —
Auf etwas, was nie geschrieben
Ist und was keiner spricht.

Joachim Ringelnatz

Liebe Weltbühne!

Grete Walfisch erzählt:

Die Thurgauer — ganz recht, die in der Schweiz — haben den Ruf, es mit dem Eigentum nicht immer so scharf zu halten.

Ein Thurgauer fährt mit einem Fremden durch seine Heimat. Es wird Dämmerung, da sagt der Thurgauer und zeigt aus dem Fenster: „Da, sehn Sie mal — das ist mein Heimatsort!" — Der andre sieht einmal, sieht zweimal: „Ja ... Heimatort ... wieso Heimatort? Da ist doch gar nichts. Da sind doch gar keine Häuser!" — „Ja," sagt der Thurgauer. „Abends nehmen wir sie rein —!"

Erklärung

Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller hat zu der Notverordnung über die Presse eine Kundgebung erlassen, in der es heißt:

„Der SDS. verkennt nicht, daß in einer Notzeit jede Regierung die Möglichkeit haben muß, falschen und den Bestand des Volkes gefährdenden Nachrichten selbst mit dem Mittel des Publikationszwanges entgegenzutreten."

Diese Kundgebung gibt die Lage nicht richtig wieder.

Durch die Notverordnung über die Presse werden nicht die Interessen des Volkes wahrgenommen. Es mag sein, daß der Schutzverband Deutscher Schriftsteller nicht in der Lage ist, in die Opposition zu gehen — Opposition gegen Geldgeber gibt es nicht.

Die Kundgebung macht dann lendenlahm und brav die Regierung darauf aufmerksam, daß ...

Ich bin aus dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller ausgetreten.

Kurt Tucholsky

Hinweise der Redaktion

Rundfunk

Montag. Berlin 20.00: Goethe und Frau von Stein, Ernst Bulowa. — Hamburg 17.00: Bücherbörse. Die deutsche Autobiographie, Gespräch mit Robert Walter. — Königswusterhausen 20.10: Die neue Linie der russischen Wirtschaftspolitik. — Leipzig 18.00: Stunde der Neuerscheinungen, Dr. A. Schirokauer, Sprecherin: Marg. Anton. — **Dienstag.** München 15.40: Das unechte Geld, O. Maria Graf. — 16.00: Tristan und Isolde v. Wagner Ltg.: W. Furtwängler. — **Mittwoch.** Königswusterhausen 19.40: Querschnitt durch deutsche Zeitschriften. — München 15.40: Das unechte Geld, O. Maria Graf (Schluß). — **Donnerstag.** Berlin 17.30: Für und wider die Handlesekunst, Margot Naval u Axel Eggebrecht. — Königsberg 18.40: Franz Kafka, ein prager Dichter, Erich Pfeiffer-Belli. — Königswusterhausen 18.30: Große deutsche Publizisten, Dr. A. M. Wagner. — Mühlacker 18.40: Stunde des Buches. Was nicht im Baedeker steht, Wolf Zucker. — **Freitag.** Berlin 18.15: Das neue Buch: Kurt Tucholsky: Schloß Gripsholm. — W. Schäfer: Das Haus mit den drei Türen. Sprecher: E. Wiechert. — Breslau 21.10: Herr Keinezeit, Hörspiel von K. Megerle v. Mühlfeld und Karl Schnog. — Königswusterhausen 21.10: Klavier, Hörspiel von Franz Warschauer u. Gertrud Vermeer. (Aus Köln.) — Langenberg 18.20: Der Weltaußenhandel und der deutsche Außenhandel in der Krise, Dr. Fritz Sternberg. — Mühlacker 18.40: Das Kinderelend in Rußland, Felix Stössinger. — München 18.50: Shakespeare auf der deutschen Bühne 1930/31, Dr. E. Stahl. — 20.40: Der Autor liest: Annette Kolb. — **Sonnabend.** Breslau 19.30: Prosa und Gedichte v. Richard Dehmel, Dora Salochin. — Langenberg 16.20: Die Mouche, L. Marcuse.

Antworten

Rundfunkhörer. Herr Intendant Doktor Flesch hat vor zwei Wochen, in Nr. 31 der ,Weltbühne' auf den Artikel Herbert Connors über die Schlagerclique im Rundfunk geantwortet. Ich finde, etwas ironischer als die Sache verdient. „Nun ist zwischen dem 14. und 28. Juli allerhand in der Welt geschehen. Just am Tage des Erscheinens der Vorwürfe des Herrn Connor stellte die Danatbank ihre Zahlungen ein, die Krise ... — es ist nicht nötig, das auszuführen." Es ist nicht nötig. Am 14. Juli, neun Uhr zehn, ging die Welt unter, und damit war Herr Connor desavouiert. „Für den Rundfunk bedeutete das Konzentration auf den Versuch, so eng wie möglich mit den Geschehnissen in Verbindung zu sein ... die Schwierigkeiten waren sehr groß, das Interesse unvermindert bei der Politik ..." Das heißt hoffentlich nicht, daß der unterhaltende Teil im Rundfunk in Zukunft von den Ministern bestritten werden soll. Der Herr Intendant ist nicht gut beraten, wenn er sich über Herrn Connor lustig zu machen und überhaupt das ganze Thema zu bagatellisieren versucht. Es kommt auch nicht darauf an, ob Herrn Connor in Einzelheiten kleine Irrtümer unterlaufen sind, dazu ist das ganze Gebiet zu unübersichtlich und die Verfilzung zu weit vorgeschritten. Es ist auch ganz belanglos, ob die Herren so viel oder etwas weniger verdienen. Die Herren Berichtiger, denen sich leider auch Herr Doktor Flesch angeschlossen hat, der sich in diesem Kreis wunderlich ausnimmt, übersehen das. Jedenfalls nährt dieses undiskutable Genre seinen Mann recht ausgiebig. Worauf es uns ankam, das war, die Kulturschande dieser Schlagerindustrie aufzuzeigen, auf ihre Methoden hinzuweisen, durch unterirdische Kanäle in die verschiedenen deutschen Sender einzudringen. Ein exaktes Eingehen auf diese Dinge war nicht möglich. So gute Sauerstoff-Apparate gibt es nicht, um eine Expedition beherzter Männer studienhalber in diese Kloake zu schicken. Wir mußten uns auf ein paar Stichproben beschränken. Wir haben jedenfalls erreicht, was wir wollten: die Schlagerclique ist in Aufruhr, zahlreiche ernste und kritische Menschen sind auf ein Gebiet aufmerksam gemacht worden, das sie bisher, teils aus Mangel an Interesse, teils aus Widerwillen ignoriert hatten. Der von uns hochgeschätzte Herr Intendant Doktor Flesch wird sich ein Verdienst erwerben, wenn er der Schlagerpest zu Leibe rückt, was bei seinen Beziehungen zur besten modernen Musik gewiß nicht unmöglich ist.

Hermann Scheibenhofer. Sie schreiben: „Die von Ihnen geleitete Zeitschrift die ,Weltbühne' brachte in ihrer Nr. 30 auf Seite 150 die Angabe, Scheibenhofer verkenne aktive und passive Bestechung; passive Bestechung sei es, wenn er als Angestellter des Rundfunks, von dem Verlage Meisel Gelder zur Propagierung seiner Schlager entgegennehme. Diese Angabe ist unrichtig, da ich noch niemals vom Verlage Meisel Gelder zur Propagierung meiner Schlager erhalten oder angenommen habe. Ich ersuche, gemäß § 11 des Gesetzes über die Presse, diese Berichtigung in der nächsten Nummer Ihrer ,Weltbühne' zu veröffentlichen."

Hans Koch, Köln. Sie schreiben zu dem Artikel von Professor Richard Prigge in Nummer 30 der ,Weltbühne': „Wenn Herr Professor Prigge der Ansicht ist, daß die heutige Ausübung der Heilkunde durch den approbierten Arzt eben für den Laien eine zu komplizierte und daher für ihn unverständliche geworden ist, so hat er damit wohl den Kern der Sache getroffen. Aber die Sachlage ist doch eine ganz andre. Genau wie wir heute wissen, daß die Virchowsche Cellular-Pathologie in vielen Fällen brüchig ist, genau

wie wir wissen, daß Radium-Strahlen nicht nur die kranken, sondern auch die gesunden Stellen des Organismus verbrennen, wie wir wissen, daß nicht jede Operation gut verlaufen kann, genau so fühlt der Patient instinktiv, daß dem heutigen Arzt, das Wesen Mensch eben fremd geworden ist, daß Prigge den grundlegenden Fehler macht, eine Komplizierung der Menschenbehandlung als notwendiges Übel gutzuheißen, wogegen es sich in Wirklichkeit nicht nur um eine Komplizierung, sondern um Technisierung der ärztlichen Behandlung dreht. Während Volhard, Brugsch und auf dem letzten Internistenkongreß wieder von Bergmann mit allem Nachdruck betonten, daß es keine Krise gäbe, kommt grade im richtigen Augenblick das Referat Aschners, der sich seit mehr als zehn Jahren nachzuweisen bemüht, daß es nicht die wissenschaftliche Universitätsmedizin allein ist, die Erfolge verbürgt. Er weist nach, daß viele einfache und gute Heilmittel von der heutigen Medizin brachliegen gelassen werden, weil sie nicht in das experimentell-analytisch-induktiv-rationale Denken hineinpassen. Denselben Nachweis bemüht sich auch Bier zu führen, der längst erkannt hat, daß es außerhalb der offiziellen Schulmedizin manch gutes Heilmittel gibt, das angewandt zu werden verdient. Während Prigge den Blick nur in die Zukunft gerichtet wissen und die Naturheilkunde als etwas Überlebtes angesehen haben will, oder, wie er sich ausdrückt, ein Kampf zwischen der alten und jungen Generation, zeigt Aschner den richtigern Weg, indem er das Alte mit dem Neuen verbinden will. Er zeigt, daß das neue Wissen keine Grundfesten hat und der Wechsel des heute Guten und morgen Schlechten nie so groß gewesen ist wie heute. Er behauptet, daß das wahre Handwerkszeug des Arztes nämlich die empirische klassische humoral-pathologische Therapie zu neun Zehntel verlorengegangen ist. Sieht man dies nicht ein, so wird das Vertrauen des Publikums in die Schulmedizin immer weiter verlorengehen, und das Publikum wird sich immer mehr den ihm sympathischeren Heilmethoden zuwenden. Dies ist ja eben die Krise der Medizin, daß das Publikum keine Sympathie mehr für diese Art der Behandlung aufbringen kann. Auch hier befindet sich Prigge in der irrigen Auffassung, daß man jeglicher Suggestionstherapie entbehren könne. Grade die bedeutende und bewußt tiefe Wirkung der Suggestionstherapie erleichtert in allen Fällen die Behandlung des aus dem seelischen Gleichgewicht gebrachten Patienten, denn dies ist der Fehler der ärztlichen Kunst, daß sie glaubt, nicht nur zwischen Körper und Seele, sondern auch noch zwischen den einzelnen Organen unterscheiden zu können. Solange das Wort von der Behandlung des kranken Menschen nicht noch größere Bedeutung gewinnt und immer noch die Zerlegung des menschlichen Körpers in pathologische und gesunde Teile vorgenommen wird, solange wird auch die Krise in der Medizin nicht aufhören. — Andrerseits aber verlangen besondre Zeiten auch besondre Maßnahmen. Wer wollte leugnen, daß unsre gegenwärtige Zeit mit ihrer ungeheuren Not und der großen Masse notleidenden Proletariats auch besondere Zustände erzeuge, die in keinem offiziellen Lehrbuch berücksichtigt sind."

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Zu spät! von Carl v. Ossietzky

Eine amerikanische Nachrichtenagentur verbreitete vor ein paar Tagen die Meldung vom Abschluß eines französisch-russischen Nichtangriffspaktes. Die Nachricht war verfrüht, denn die Verhandlungen sind noch nicht zum Ende gediehen. Aber der Erfolg ist kaum mehr bezweifelbar, nachdem sich beide Mächte bei den Beratungen über einen Handelsvertrag entschieden nähergekommen sind. Seit einiger Zeit findet die moskauer Presse wieder freundlichere Worte für Frankreich, und im Hintergrund steht noch ein gleiches Abkommen zwischen Rußland und Polen, von dem man bald hören wird.

Wir haben die Bedeutung solcher Pakte niemals überschätzt. Sie schaffen den Krieg nicht aus der Welt, wohl aber legen sie nützliche Hemmungen in das Unheilswerk der Schwertpolitiker. Zum mindesten sanieren sie für eine bestimmte Phase die Beziehungen zwischen zwei Mächten, sie geben den Vertragspartnern wenigstens vorübergehend Freiheit, sich im Guten oder Schlimmen andern Aufgaben zuzuwenden als der Kultivierung einer alten Feindschaft. Der Umgangston zwischen Paris und Moskau war ausgesprochen schlecht. Nirgendwo war die Bolschewikenfurcht ärger als in Frankreich. Nirgendwo benahm sich die Presse, auch die offiziöse, unhöflicher gegen die diplomatischen Vertreter der Sowjets. Das hat die Herren im Kreml nicht daran gehindert, erst die engere wirtschaftliche Verknüpfung, dann eine Besserung des politischen Verhältnisses zu versuchen. Daran konnte sie nicht der Skandal um Kutjepow, nicht die Hetze gegen den Botschafter Dowgalewski hindern. Denn die russische Außenpolitik zeichnet sich bei der Wahrnehmung der eignen Interessen durch eine glasklare Vernünftigkeit aus. Sie gleicht darin durchaus der französischen Außenpolitik, deren logische Folgerichtigkeit in Deutschland so oft verkannt wird. Sie beide, die russische und die französische Politik, vertreten den gleichen sublimierten Egoismus; sie drapieren sich beide ideologisch und menschheitlich: die eine sagt „Europa", die andre „die Revolution".

Die deutsche Presse, die sonst das Gras der Diplomatie immer wachsen hört, widmet den französisch-russischen Verhandlungen keine langen Betrachtungen. Sie beschränkt sich auf trockene Registrierung. Solche Schweigsamkeit läßt sich leicht erklären. Dieser Vertrag bedeutet den Totenschein unsres „außenpolitischen Aktivismus", die Paraphe darunter sein Grabkreuz. Denn die Revisionskampagne, die mit der Aera Brüning aufkam, beruhte auf der Voraussetzung, daß die Feindschaft zwischen Paris und Moskau weder gesinnungsmäßig noch technisch zu überbrücken wäre, daß Rußland dem Europa versailler Konstruktion in ewiger Ablehnung gegenüberstehen würde. So übernahm man Kiplings berühmtes Wort „east is east, and west is west" kritiklos in ein ganz

andres Klima, man baute darauf eine Politik und wie das hier landesüblich ist, gleich eine fertige Weltanschauung. Man hielt es für selbstverständlich, daß Rußland nicht zögern werde, sich mit einem revanchesuchenden fascistischen Deutschland gegen die kapitalistische Demokratie Frankreichs zu verbünden; zum mindesten rechnete man auf eine schadenfrohe Neutralität der Russen bei einer kleinen Regulierung der Ostgrenzen. Die russisch-französische Feindschaft, das ist der große Glaubenssatz der Nationalisten aller Farben. Davon lebt der alte Nationalismus von Hugenberg und Seeckt ebenso wie der neue Nationalismus von Jünger und Schauwecker und der rote Nationalismus des Leutnants Scheringer.

Die Herren kommen zu spät! Die beiden Staaten, die im Laufe des Jahres 1918 ihre Erbfeindschaft entdeckten, sind drauf und dran, eine wohltätige Erholungspause einzulegen. Und die französische Außenpolitik erteilt der Wilhelm-Straße noch eine ganz besondere Lektion, indem sie die Kreditschwierigkeiten Ungarns benutzt, um in diese Zitadelle des Revisionismus Bresche zu schlagen. Das jetzt in ärgsten Finanznöten zusammengebrochene Regime des Grafen Bethlen stellte gewiß niemals eine ernste Verneinung der Verträge dar. Aber für die deutschen Nationalisten bedeutete es mit seinem italienischen Bündnis, mit seinem sturen Chauvinismus, mit seiner permanenten Großmäuligkeit und seinen gelegentlichen Geldfälschungen gradezu das Musterbild einer Staatsordnung, in der die nationale Idee das Erste und das Letzte ist. Nun erweitert Frankreich seinen Einfluß im Südosten; Anschluß und Zollunion werden damit utopische Begriffe. Der deutschen Außenpolitik wird aber jetzt, nach der Romreise des Kanzlers, sehr handgreiflich demonstriert, daß die Freundschaft mit Mussolini den Bankrott nicht verhindern kann. Die größte Blamage klebt am Auswärtigen Amt, das jahrelang die Regierung Bethlen als starke Alliierte und große Zukunftschance betrachtet hat. Das Auswärtige Amt hat seit den Tagen, wo der Staatssekretär Zimmermann den Weltkrieg mit Hilfe Mexikos gewinnen wollte, eine besondere Vorliebe für Nieten. Hier zeigte sich das wieder sehr deutlich.

Der Aktivismus hat also die besten Früchte getragen. Wenn Herr Laval demnächst nach Berlin kommt, wird er Deutschland in völliger Isolierung vorfinden. Man hat von einer Schützengrabengemeinschaft mit Rußland gefaselt, man hat über einem gelegentlichen diplomatisch-militärischen Techtelmechtel in Moskau die Verständigung mit Frankreich versäumt und dabei nicht einmal das Vertrauen Rußlands erworben. Man hat gemeinsam mit dem russischen Kommunismus die „Ketten von Versailles" brechen wollen und zu diesem Zweck zunächst einmal die deutschen Kommunisten in Ketten gelegt. Deutschland behält in Moskau keinen andern Ruf als den, das gelobte Land der Kommunistenverfolgungen, der Zuchthausurteile zu sein. Ein Traum ist zu Ende. Die Drohung mit Rußland löst sich in Dunst auf, der ungarische Bluff zerplatzt. Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, daß man jetzt, wo es tagt, die künstliche Beleuchtung verstärkt und daß von alledem in der großen Presse kein Wort zu lesen ist.

Pax britannica von Felix Stössinger

Das deutsche Volk hat seit acht Wochen reichlich Gelegenheit gehabt, die entscheidenden Fragen der deutschen und europäischen Außenpolitik kennenzulernen. Wenn die überdeutliche Sprache und die Logik der Ereignisse noch nicht ausgereicht haben, selbst die führende Schicht der Nation, die die außenpolitischen Geschäfte leitet, endgültig zur Besinnung zu bringen, so beweist dies wiederum, wie wenig Argumente der Logik und wie viel Vorurteile und Überzeugungen im Leben ausmachen. Das deprimierende Ergebnis der londoner Konferenz hat nicht verhindert, die britischen Minister in Berlin als echte Freunde Deutschlands, ja sogar als seine Helfer zu begrüßen. Die deprimierenden Ergebnisse der berliner Konferenz und des Laytonberichts haben den angelsächsischen Einfluß in Berlin keinewegs geschwächt, im Gegenteil von neuem gefestigt.

Diejenigen, die glauben, daß Außenpolitik eine Betätigung ist, die einige Male im Jahre ausgeübt wird, lehnen sich noch immer gegen die Feststellung auf, daß die englische Außenpolitik ununterbrochen, mit höchster Aktivität, die direkte deutsch-französische Verständigung unterbindet, die, wie jeder politisch gebildete Franzose und Engländer weiß, zu einer deutsch-französischen Wirtschafts- und Schicksalsgemeinschaft führen muß. Es ist daher für eine Außenpolitik von der Intensität und Schlagfertigkeit der englischen selbstverständlich, daß sie mit höchster Wachsamkeit die Ereignisse verhindert, die eine für England nicht erwünschte politische Konstellation auf dem Kontinent herbeiführen könnten. Kaum war es dem Foreign Office gelungen, die deutsch-französischen Besprechungen nach London zu bringen, um sie dort besser überwachen zu können, kaum hat die londoner Konferenz ihr Ziel erreicht, Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich zu sein und neue Differenzen zwischen Deutschland und Frankreich zu schaffen, die wiederum dem englischen Schiedsrichteramt neue Aufträge zuführen, setzt die englische Politik neue Bedingungen, Forderungen oder angebliche Hilfsaktionen für Deutschland in die Welt, die überhaupt keinen andern Sinn haben können, als die direkte deutsch-französische Verständigung zu vereiteln. Die englische Politik weiß ganz genau, daß jede deutsche Regierung es höllisch schwer hat, das deutsche Volk von seiner aufgepeitschten Feindschaft gegen Frankreich zu befreien, und daß nur eine unendlich mühsame und diffizile Politik der deutschen Nation eine neue außenpolitische Idee begreiflich machen kann. Das deutsche Volk muß verstehen, daß alle, aber auch alle Ziele der sogenannten revisionistischen Außenpolitik Bagatellen sind, gegenüber den großen, fast unermeßlichen Vorteilen, die Deutschland aus einer Kooperation mit Frankreich organisch erwachsen. Wenn uns trotzdem in diesen Wochen England und Amerika mit Vorschlägen trösten und zu Plänen verführen, die eine Kampfstellung gegen Frankreich in sich schließen, so bedeutet das objektiv eine Aufpeitschung Deutschlands ge-

gen Frankreich in dem Augenblick, in dem sich Deutschland mit Frankreich versöhnen will und muß.

Es ist von verschiedenen Seiten gegen diese Auffassung der englischen Politik eingewendet worden, daß meine Parteifreunde MacDonald und Henderson in Paris, in London, in Berlin Deutschland zur Verständigung mit Frankreich ermahnt haben. Das ist tatsächlich der Fall. Und überzeugten Sozialisten wie MacDonald und Henderson wird niemand unterschieben wollen, daß sie Deutschland von einer Verständigung mit Frankreich abraten. MacDonald und Henderson haben aber nicht nur Deutschland zu dieser Verständigung mit Frankreich geraten, sondern auch gleichzeitig unermüdlich versichert, daß diese Verständigung nur unter englischer Kontrolle und durch englische Vermittlung erfolgen dürfe. Hier vollzieht sich eben unbewußt der Umschlag eines schemenhaften Internationalismus in den britischen Imperialismus. Die französische Politik weiß auf Grund Jahrhunderte alter, und seit 1918 gründlich erneuerter Erfahrung, daß England bei der deutsch-französischen Verständigung dabei sein will, um zu verhindern, daß diese Verständigung allzu große Dimensionen annimmt. Die ‚Times' haben Mitte Juli richtig bemerkt, daß die französische Regierung die Verständigung mit Deutschland als Sache der beiden Nachbarländer ansieht, die die Einmischung einer dritten Partei nicht zuläßt. Sehr hübsch hat aber der ‚Figaro' vom 29. Juli Englands Liebe zu Deutschland charakterisiert. England liebt Deutschland so sehr, daß es gradezu eifersüchtig ist, wenn Deutschland sich mit Frankreich allein unterhält. Es kann vor übergroßer Liebe gradezu nicht ertragen, daß deutsche und französische Minister sich fern von England und ohne England verständigen.

Es ist auch klar, was die englischen Minister dazu treibt, einer deutsch-französischen Verständigung beizuwohnen. Sie benutzen solche Anlässe, um den Franzosen deutsche Geschenke anzubieten, an denen Frankreich nicht das Mindeste liegt, und die Deutschen vor französischen Bedingungen zu schützen, die zu stellen Frankreich auch nicht im Traume beikommt. Ich habe schon in der ‚Weltbühne' vom 28. Juli in meinem Artikel Der englische Dolchstoß nachgewiesen, daß die angeblichen französischen Hauptbedingungen: Einstellung der Kreuzerbauten und Liquidierung der Zollunion mit Oesterreich, englische Forderungen sind, die zuerst vom ‚Daily Herald' und den ‚Times' öffentlich aufgestellt worden sind. Inzwischen habe ich noch feststellen können, daß alle großen pariser Zeitungen bereits drei Tage vor ‚Daily Herald' und ‚Times', nämlich am 6. Juli, ein berliner Havas-Telegramm veröffentlicht haben, in dem es heißt, daß die englische Regierung die Initiative ergriffen habe, Deutschland zur Aufgabe des Kreuzerbaus und der Zollunion zu bestimmen. Die britische Botschaft in Berlin hat bereits vor dem 5. Juli im Auftrage Hendersons diese Anregungen der deutschen Regierung übermittelt. Würde nun Deutschland diese Anregungen befolgen, so würden sie Frankreich keineswegs befriedigen. Frankreich

stände dann wieder am Pranger der deutschen Öffentlichkeit als unersättlicher Erpresser. Wären aber diese englischen „Forderungen" wirklich so ernst gemeint, wie sie es nicht sind, dann würde Deutschland wahrhaftig nicht zögern, sie zu erfüllen. Eine englische Forderung hat Deutschland stets nur dann abgelehnt, wenn es sich von England versichert glaubte, sie nicht annehmen zu sollen. So ist es übrigens jetzt auch mit der angeblich von England gewünschten deutsch-französischen Verständigung. Wenn England sie ernsthaft wollte, wäre der deutsch-französische Akkord in drei Wochen fertig. Das wäre denn wirklich sonst der erste englische Wunsch, den Deutschland nicht erfüllte.

Auch das politische Fünfjahresmoratorium, von dem seit einigen Wochen wieder die Rede ist, erweist sich ohne weiteres als ein englisches Projekt. Akzeptiert Deutschland das Moratorium, so werden eben die deutsch-französischen Differenzen auf weitere fünf Jahre konserviert, während es sich allein darum handeln kann, sie aufzuheben und in einer höhern Gemeinschaft zu kompensieren. Frankreich würde dadurch nicht befriedigt; Deutschland würde, zu seinem eignen Nutzen, mit Frankreich nicht wirklich vereint werden.

Seit Monaten ist die Gefahr der deutsch-französischen Verständigung für England wesentlich gewachsen. Wie immer tritt auf dem Höhepunkt einer englischen Krise Amerika als Helfer Englands, als mächtiger Partner der angelsächsischen Weltherrschaft in Funktion. Der erste Hoover-Plan hat Deutschland zweifellos genützt. Wie jeder englisch-amerikanische Plan war er aber organisch mit einer wenigstens vorübergehenden neuen Störung der deutsch-französischen Beziehungen verbunden. Auch hier, wie so oft, war Deutschland angelsächsischer als die Angelsachsen, und es mußte von der englischen Presse in Zügel gehalten werden. Die angelsächsische Politik liebt unübersichtliche Kräfteverteilung, und nichts ist ihr peinlicher, als wenn Deutschland, bar aller Finessen für Intrigen großen Stils, poltronhaft auftritt. Wenn in solchen Augenblicken die Angelsachsen Deutschland verwarnen, ist das durchaus ernst zu nehmen. Der zweite Hooverplan, der uns einen großen Kredit bringen sollte, erwies sich schnell als Phantasie, die nur in der deutschen Presse in großer Druckaufmachung erschien. Der dritte Hooverplan während der londoner Konferenz verhinderte planmäßig die deutsch-französische Verständigung, die nach London hätte erfolgen können, und zerfiel in Nichts. Und nun, nachdem alle englischen und amerikanischen Pläne weder Geld nach Deutschland bringen, noch die bedrohliche Lage des englischen Geldmarktes verhüllen konnten, treten Amerika und England wieder mit Plänen auf, bestimmt, die deutsch-französische Verständigung zu verhindern, Illusionen einer deutschen Provinzialpolitik zu erhalten und Frankreich, wie man es nennt, zu „isolieren". Obwohl Deutschland nun wissen könnte, daß Frankreich eine Isolierung von England und Amerika leichter ertragen kann als umgekehrt, haben doch alle diese Pläne nur allzu gute Aussichten, in Deutschland Eindruck zu machen. Wieder ist

es die angelsächsische Presse, die in diesen Wochen einer Wende der deutschen Politik eine gradezu ruchlose revisionistische Kampagne gegen Frankreich betreibt. Daß eine Revision des Versailler Vertrages niemals eine Revision der englischen Beute bedeutet, ist selbstverständlich. Das ist seit zwölf Jahren nicht anders. MacDonald hat in Berlin, Borah in Washington über eine Revision des Versailler Vertrags gesprochen. Es gibt gewiß niemanden, der den Versailler Vertrag aufrecht erhalten will. Es gibt aber für Deutschland kein andres Mittel, den Versailler Vertrag zu revidieren, als durch seine innere Überwindung kraft einer deutsch-französischen Gemeinschaft. Die Revision, die die Engländer verlangen, so als ob sie die Macht hätten, gegen den Willen Frankreichs auch nur einen einzigen Stein auf dem europäischen Kontinent zu verschieben, die ist es grade, die den Versailler Vertrag verhärtet und verewigt. Die deutsch-französische Kooperation ist unendlich revisionistischer als alle angelsächsischen Aktionen gegen Versailles zusammengenommen.

Wann immer eine deutsch-französische Verständigung sich anbahnt, bieten uns die Angelsachsen ihre Hilfe gegen die Reparationen an. Wir wissen sehr wohl, was damit gemeint ist. Die Reparationen, die Frankreich empfängt, also 20 Prozent des Young-Plans, sollen abgeschafft, die restlichen 80 Prozent Kriegstribute an die amerikanischen Kriegsgewinnler sollen aufrecht erhalten werden. Der amerikanische Plan, durch Übertragung eines Teils der deutschen Industrie an Amerika in Obligationen die Tribute an die Kriegsgewinnler abzulösen, das heißt endgültig zu bezahlen, enthüllt die Bedeutung dieser Aktion. Amerika weiß, daß eine deutsch-französische Kooperation über kurz oder lang zu einer Aufhebung der europäischen Tribute an Amerika führen wird. England weiß, daß die deutsch-französische Kooperation sich über die echten Reparationen sehr schnell einigen, sie nämlich in Sachlieferungen verwandeln wird. Die neuen angelsächsischen Angriffe gegen den Young-Plan laufen daraus hinaus, diese Verständigung mit Frankreich und die Abschüttelung der Tribute an Amerika zu verhindern. Eine angelsächsisch inspirierte Diskussion darüber, ob Deutschland die wirklichen Kriegsschäden schon bezahlt hat oder nicht, ist prompt im besten Zuge! Von den wahrhaft fetten Profiten der amerikanischen Kriegsgewinnler ist natürlich nicht die Rede.

Auch der amerikanische Plan eines großzügigen Dumpings von Baumwolle und Getreide nach Europa, ist absolut antieuropäisch. Die europäische Sanierung kann nur durch Sanierung des europäischen Kontinents erfolgen. Noch immer, und immer mehr, ist der europäische Kontinent der Hauptkunde Deutschlands. Wie lächerlich gering ist daneben die Bedeutung des deutschen Handels mit Amerika. Im Jahre 1925 betrug die deutsche Ausfuhr nach Europa 73 Prozent, nach Amerika nur ein Zehntel davon, nämlich 7,4 Prozent. Im Jahre 1930 führte Deutschland nach Europa für 12 Milliarden aus, nach Amerika wiederum nur etwa ein Zehntel davon, nämlich 1,3 Milliarden. Aufgabe einer europäischen Politik ist es nicht, Getreide, zu welchem

Kredit auch immer, aus Amerika zu beziehen, sondern aus den europäischen Agrarausfuhrländern, und es mit deutschen Industriewaren zu bezahlen. Frankreich ist der gegebene Bankier für diese kontinentaleuropäische Transaktion. In Deutschland ist es selbstverständlich, daß ein solches Dumpingangebot Amerikas wohlwollend, ja sogar mit einem gewissen Stolz aufgenommen wird. Warum dürfte Amerika kein Dumping gegen Europa treiben? Wenn aber erwogen wird, die elf Millionen Tonnen Kohlen, die auf den Ruhrhalden liegen, zu einem herabgesetzten Preis abzusetzen, dann wird, man sollte es nicht glauben, einem solchen Projekt mit Rücksicht auf England widersprochen. Auf den deutschen Kohlenhalden liegen außer der Kohle Bankschulden von 170 Millionen. Ein limitierter Ausverkauf dieser elf Millionen Tonnen zu einem Sonderpreis könnte wahrhaftig die Weltwirtschaft nicht erschüttern. Wenn wir Kontinentalpolitiker behaupten, daß sich Deutschland wiederholt nicht zu retten wagte, um England nicht zu kränken, so gilt das als Beweis unsrer Anglophobie. Zuerst erscheinen unsre Thesen paradox, bis sie das nächste Abendblatt bestätigt.

Zusammenfassend ist also festzustellen, daß seit Brünings Rückkehr aus Paris die deutsch-französische Verständigung um keinen Schritt vorwärts gekommen ist. Die deutsche Politik hat zwar offiziell nichts getan, um die deutsch-französischen Beziehungen zu verschlechtern, aber auch nichts, um sie zu verbessern. Deswegen kann der Aufschub des französischen Gegenbesuchs der Sache nur nützen! Die von der Regierung vertretene Version, daß eine französische Staatsanleihe im Augenblick nicht zu bekommen ist, ist nur im Rahmen der Beschränkungen richtig, die gleichzeitig immer ausgesprochen werden, nämlich einer langfristigen, von Amerika und England mitgarantierten Anleihe. Daß die Bank von Frankreich binnen einer Woche ohne Staatsbefragung eine Milliarde Goldmark mit New York für England mobilisiert hat, widerlegt zur Genüge die berliner Auffassung. Wahr ist, daß nur in den Händen des deutschen Volkes und seiner Regierung sein Schicksal und sein Kredit liegt. Eine Kundgebung von Reichspräsident und Reichsregierung an das deutsche Volk, in der die deutsch-französische Kooperation als Ziel, Sinn und Schicksal der deutschen Politik erklärt wird, hätte nach einer Woche zur Folge, daß die Bank von Frankreich der Reichsbank einen Rediskont in jeder Höhe eröffnet. Zu einer solchen Kundgebung fehlt der deutschen Regierung heute noch der Mut. Eine solche Kundgebung, von ganz Frankreich mit einem kaum vorstellbaren Enthusiasmus aufgenommen, wäre der Friede, der endgültige Friede, Schöpfung eines europäischen Imperiums, das im Frieden neben dem britischen, amerikanischen, russischen, ostasiatischen den Neuaufbau der Weltwirtschaft beginnt. Nur, wer diese Politik fördert, fördert den Frieden. Wer diese Politik, wie die Angelsachsen, verbietet und hintertreibt, will gewiß nicht den Krieg; aber diese Politik reserviert sich den Krieg als letztes Mittel zur Aufrechterhaltung der angelsächsischen Weltherrschaft und der Schiedsrichterstellung Londons über ein entwaffnetes und zerrissenes Europa.

Die schwarze Front von Jan Bargenhusen

Nun haben wirs also wieder einmal geschafft. Der Volksentscheid ist danebengegangen; Hugenberg ist nicht Vizekanzler geworden; die Schalter der Banken und der Sparkassen sind wieder geöffnet, und die „Nationale Selbsthilfe" wird sorgfältigst vorbereitet, was bedeutet, daß man noch einige Wochen Zeit hat. Inzwischen beginnen die Städte mit dem Lohnabbau bei ihren Arbeitern, und mit dem Gehaltsabbau bei ihren Angestellten. Mit berechtigtem Stolze können wir also, unter Hinweis auf die Hoffnungen, die das Ergebnis von Basel eröffnet, die beliebte Formel aussprechen: „Wir sind jetzt über den Berg!" Jawohl, wir sind jetzt über den Berg — es geht schon abwärts.

Die wirtschaftlichen Nöte sind, auf zwei Wochen oder auf zwei Monate, vertagt; man hat die faulen Stellen mit Schatzwechseln überklebt. Das hält so lange, bis die Überkleisterung aufplatzt. Also nicht lange. Saniert ist noch nichts, und der mühsam zurückgehaltene Krisenprozeß wird weitergehen: weil man die Verluste durch ein paar Stützungsmanöver nicht ungeschehen machen kann.

Inzwischen treiben die Dinge im politischen Sektor weiter. Nach welcher Richtung?

*

Der Verfall der „Linken" ist offenbar. Die kommunistische Bewegung ist durch den Streit der „Richtungen" gelähmt: die alte Führerschaft kämpft gegen den Scheringer-Kurs. Bei der Sozialdemokratie zeigen sich die Folgen der Brüningschen Zermürbungstaktik immer deutlicher. Brüning macht schon kein Hehl mehr aus seinen Plänen, die Partei, die er ausgequetscht hat wie eine Zitrone, beiseite zu werfen, und Hugenberg und Hitler zur weitern Unterstützung seines Kabinetts heranzuziehen — mit dem Ziel, nun auch die Parteien der Rechten abzunutzen, zu demütigen und zu diskreditieren. Zunächst ist der Versuch, das Schwergewicht auf die Seite der Rechten hinüberzulegen, allerdings mißglückt: die Aktion ist an den allzu weitgehenden Forderungen Hugenbergs, der gleichzeitig für Hitler sprach, gescheitert. Aber in ein paar Wochen wird man wieder beisammen sitzen, und dann wird das Geschäft wohl perfekt werden.

Zwei Machtpositionen hat die Sozialdemokratie gehabt: die Gewerkschaften — und Preußen. Wie sieht es heute damit aus?

Die Gewerkschaften sind nicht aktionsfähig, das heißt sie können keine Streiks mehr führen. Das hat verschiedene Gründe. Arbeitslose und Gemaßregelte können nicht streiken. Gelbe Gewerkschaftler, Stahlhelmer, Nazi-Männer, Unorganisierte und Dinta-Zöglinge stehen als Betriebsgarden und als Streikbrecher allen größern Unternehmungen reichlich zur Verfügung. Das ist die eine Seite der Sache. Die andre: das Geld der Gewerkschaften, der Streikfonds, ist bankmäßig angelegt, ist nicht liquide. Das ist das Verdienst der Arbeiterbank und ihres Direktors, des Staatsanwaltschaftsrats a. D.

Bachem — eines Mannes, der zu den interessantesten Blüten am Baume der SPD gehört. Weil er, der Sozialistenfresser von 1913, der Held der Kriegsstelle für Öle und Fette, der Entrepreneur der Hohenzollernabfindung, der begabte Daktyloskop in Sachen Bern Meyer — weil er, der argentinische Latifundienbesitzer, auch in der Leitung der Arbeiterbank die Dinge so gründlich verfahren hat, deshalb soll er jetzt das Aufsichtsamt über die Privatbanken erhalten. „Sieg des Sozialismus!" — so wird man rufen, falls dieser Plan glückt. Er wird nicht glücken.

*

Und nun: Preußen! Otto Braun hat eine großzügige Offerte gemacht, Kennwort „Reichsreform". Die preußische Regierung fürchtet, spätestens im Frühjahr finanziell völlig pleite zu sein. Unter dem Druck des Reichs, wohlverstanden, das den Ländern ihre wichtigste Steuerquelle, die Hauszinssteuer, abgräbt und ihnen neue Erwerbslosenlasten aufbürdet. Sie fürchtet außerdem, bei den Landtagswahlen in offener Feldschlacht zu fallen. Diese doppelte Furcht gebar einen grandiosen Plan: man will Preußen still liquidieren, durch einen Staatsvertrag den größten Teil der Staatsfunktionen aufs Reich übertragen, durch ein Reichsreform-Gesetz die Auflösung Preußens vollenden. Damit will man die Landtagswahlen im Mai vermeiden, ebenso die Kommunalwahlen, um, trotz der Auflösung des Ganzen, die Machtpositionen im einzelnen, in der zentralen Verwaltung und in den Außenforts, das heißt in den Gemeinden, wenigstens noch über die nächsten Jahre hinüberzuretten.

Das ist der preußische Plan. Aber Brüning schweigt. Er kommt Otto Braun nicht mit offenen Armen entgegen: „Willkommen im Reich!" Dieses Schweigen ist tödlich. Es bedeutet, daß der großartige Plan der stillen Liquidation nicht verwirklicht werden kann, daß Otto Braun im „eigenstaatlichen" Preußen aushalten muß bis zum bittern Ende.

*

Die Parole heißt also: Rechts heran! Wenn aber die Rechte als Hilfstruppe des Kabinetts Brüning herangezogen wird, so darf sie, um Brüning und seine Freunde nicht allzu sehr zu stören, nicht gar zu stark sein. Deshalb beginnt die Zernierung und Zermürbung der Rechtsgruppen schon jetzt, vor der Herstellung des offenen Bündnisses. Hugenberg und Hitler sollen ja nicht als Triumphatoren ins Reichskabinett einziehen, sondern sich als dienende Glieder des Brüningkurses dort willig einfügen.

Und darum erschallt jetzt der Ruf: Freischärler heraus! Heran, ihr nationalen Männer, die ihr es wagt, mit Hitlern selbst anzubinden! Wir brauchen eine Truppe, die ihn ständig in Bewegung hält, ablenkt und in Scharmützeln beschäftigt — wir brauchen eine „Schwarze Schar", die ihm in der offenen Flanke sitzt, und ihn nicht zur Ruhe kommen läßt. Und wir wollen uns das etwas kosten lassen!

Die schwarze Front tritt an: Hellmuth von Mücke, und sein „Deutschlandbund". Hauptmann Stennes und die Reste

seiner S.-A.-Männer. Otto Strasser und seine Schwarzblusen. Und dazu — nein, es ist kein schlechter Scherz! — ein Mann mit dem gut jüdischen Namen Ferdinand Fried... Die Inkarnation des Mitarbeiterkreises der ‚Tat'.

Welch ein Gespann! Im Hintergrund erscheint weiter Kapitän Ehrhardt, der Kamerad des Ministers Treviranus, und mit ihm einig in dem glühenden Wunsch, die Verständigung mit Frankreich aus der Taufe zu heben. Wobei es wichtig ist, zu wissen, daß zwischen Ehrhardt und dem Verwalter der größten Kasse im Reich, Herrn Dietrich, die besten freund-nachbarlichen Beziehungen von der schwarzwälder Heimat her bestehen. Und damit wir keinen vergessen, so sei auch noch gesagt, daß Major Pabst bemüht ist, die Dinge aus nächster Nähe genau zu studieren, um dem großen Duce genau vermelden zu können, wie das Spiel gemischt wird, und wo die französischen Trumpfbuben sitzen.

Die schwarze Front — welch treffender Name! Die schwarze Garde, die Hitler in Schach halten soll, aus schwarzen Fonds gespeist, und, ohne es recht zu wissen, im Dienste der schwarzen Gewalten, Kohle und Klerus... das ist genau das, was uns noch gefehlt hat.

*

Aber auch noch andre Kräfte bemühen sich darum, das System der schwarzen Garden auszubauen. Da ist beispielsweise Herr Luther, immer noch Reichsbankpräsident, und in der Furcht Schachts, der Hugenberg und Hitler weit genehmer erscheint, schon deshalb, weil er nicht gar so franzosenfreundlich ist. Wie Friedrich Hielscher, der Prophet, Theoretiker und Taktiker der jungen Nationalisten um das ‚Reich' — Schauwecker, Jünger, Heinz — zu melden weiß, hat sich Herr Luther, dessen Bezüge ihm das wohl erlauben, eine Schutztruppe in Gestalt des ‚Ring'-Kreises zugelegt. Womit die Tatsache zwanglos erklärt wäre, daß Adel und Großindustrie, die der ‚Ring' vereint, neuerdings so sehr verständigungsbereit und frankophil geworden sind. Hinter dieser Verständigungsbereitschaft steht allerdings der fromme und fröhliche Kinderglaube, daß Frankreich das erforderliche Geld zur Aufrüstung Deutschlands herausrücken werde, wenn man sich nur erst über „gewisse Punkte", unter denen das sowjetrussische Waren-Dumping auf dem Weltmarkt eine gewisse Rolle spielen soll, einig geworden sei. Wobei man also wieder bei den Gedankengängen von Treviranus und Ehrhardt angekommen wäre.

Nun, wenn die Karte Luther nicht sticht — so hat ja die Großindustrie noch ihren Schacht in Reserve. Und der will den Handel, auf streng geschäftlicher Basis, mit England und mit Amerika machen.

*

Schacht, Schleicher, Hugenberg, Strasser und Hitler, seltsame Antipoden-Pärchen, die sich gegenseitig in Schach halten müssen! Im Grunde sind sie doch alle nur die schwarzen Garden jener Mächte, die als Union der festen Hand Deutschland heute regieren.

Von Brüning bis Seydewitz von K. L. Gerstorff

Der Reichskanzler Brüning hatte, wie die Zeitungen melden, eine Unterredung mit dem Chefredakteur der ‚Daily Mail'. Brüning sprach dort sehr offen. In dem Bericht über die Unterredung heißt es: „Die Gründe der gegenwärtigen Schwierigkeiten Europas faßte Doktor Brüning in folgende vier Punkte zusammen: Erstens: die Überindustrialisierung der kleinern Staaten. Zweitens: die Abnahme der Kaufkraft in China und Indien. Drittens: die hohen Zollmauern in der ganzen Welt. Viertens: die Richtung, in der die deutschen Reparationszahlungen fließen." Wenn man vom letzten Punkt absieht, so sagt Brüning über die entscheidenden Gründe, die diese Krise so vertieft haben, dasselbe, was die neuere marxistische Theorie über den Imperialismus seit Jahren behauptet. Die immer größern Schwierigkeiten für den Kapitalismus, imperialistisch über seine eignen Grenzen vorzustoßen, die Verringerung der Expansionsmöglichkeiten verändern den gesamten Konjunkturzyklus, machen die Krise so tief, das Herauskommen aus ihr so schwer, verschärfen die imperialistischen Konkurrenzkämpfe auf den Weltmärkten ebenso wie die Situation im Innern. Brüning gibt damit gleichzeitig zu, daß die heutige Krise nicht mit denen der Vorkriegszeit in einem Atemzuge zu nennen ist. Denn die Ursachen ihrer Vertiefung, auf die er vor allem hinweist, sind nicht in absehbarer Zeit zu ändern. Über die Überindustrialisierung der kleinern Staaten und die hohen Zollmauern in der ganzen Welt wird seit vielen Jahren Klage geführt. Jedes Jahr hatten wir Konferenzen, die es für vernünftig und notwendig erklärten, die Zollmauern abzubauen, und jedes Jahr wurden sie erhöht, nicht nur in den kleinern Staaten, sondern auch von den hochkapitalistischen Zentren wie den Vereinigten Staaten, und in Deutschland — durch die Brüningregierung.

Auf die Beendigung der Krise durch Abtragung der hohen Zollmauern werden wir daher noch lange warten. Brüning sprach dann weiter von der Abnahme der Kaufkraft in Indien und China. Hier ist seine Formulierung nicht ganz richtig. Abgenommen hat die Kaufkraft in China und Indien nur sehr wenig. Der chinesische und der indische Außenhandel ist nicht kleiner als in der Vorkriegszeit. Aber er hat eben nicht zugenommen. Und das wäre für die Überwindung der Krise notwendig. In der Vorkriegszeit hatten wir einen starken ständigen Zuwachs in den weltwirtschaftlichen Beziehungen, einen ständigen Vorstoß der kapitalistischen Zentren in Gebiete, die in der Entwicklung zum Kapitalismus hinter ihnen zurückgeblieben waren. Und während jetzt die Zahl der hochkapitalistischen Staaten größer wird, die kapitalistischen Zentren ständig wachsen und für die kapitalistische Expansion eine Peripherie notwendig wäre, die weit schneller wächst, als in der Vorkriegszeit, stagniert die Entwicklung in dieser Peripherie, gibt es keine neuen Kolonien mehr zu verteilen, entwickelt sich in allen Kolonien die nationale Bewegung, erwachen die Völker in Asien und Afrika aus der Geschichtslosigkeit. Glaubt Brüning, daß sich in absehbarer Zeit Ver-

änderungen ergeben werden, die so stark sind, daß sie einen Konjunkturaufschwung schaffen? Brüning glaubt nicht daran. Denn im Anfang seiner Unterredung betonte er: Der kommende Winter werde der schlimmste für Europa in den letzten hundert Jahren sein. Die Deutschen würden am meisten von ihm zu spüren bekommen. Es werde in Deutschland wenigstens sieben Millionen Arbeitslose geben." Der kommende Winter wird der schlimmste seit hundert Jahren sein. Er wird nach Brüning schlimmer sein als der Winter von 1918/19, als der von 1923/24. Kein Wunder, daß Brüning in der gleichen Rede erklärte, daß er den Kommunismus für die größte innere Gefahr halte.

Mit sieben Millionen nimmt der Chef der Regierung die Zahl der Arbeitslosen für den Winter an. Er meint also, daß die Schätzungen des Institutes für Konjunkturforschung noch um eine reichliche Million überschritten werden. Sieben Millionen Arbeitslose — das sollte die gesamte Arbeiterschaft und ihre Organisationen auf den Platz rufen! Aber was geschieht? Wie verhält sich der ‚Vorwärts', das Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei, in dieser Situation? Der ‚Vorwärts' schreibt in seinem Kommentar zum Brüning-Interview: „War es notwendig, schwärzestem Pessimismus Raum zu geben und die Ziffer von sieben Millionen Arbeitslosen zu nennen? Es ist etwas andres, das Volk vor Illusionen bewahren zu wollen, und einen übertriebenen Pessimismus zur Schau zu tragen, der wie Verzweiflung am eignen Programm und wie fatalistische Ergebenheit wirken muß!" Der ‚Vorwärts' hält es also für richtigere Politik, die deutsche Arbeiterschaft über die wirkliche Situation hinwegzutäuschen, sie weiter in Illusionen darüber zu wiegen, wie tief in Wirklichkeit die Krise ist, die heute das gesamte kapitalistische System erschüttert. Und das ist keine zufällige Entgleisung. Der ‚Vorwärts' setzt hier nur die traditionelle Politik fort, die der Reformismus in der ganzen Krise betrieben hat. Während der Reformismus der Vorkriegszeit die gesamte bürgerliche Wissenschaft zitierte und Tabellen aus der ganzen Welt brachte, um seine Politik zu untermauern, ist heute das tragikomische Schauspiel zu konstatieren, daß er, um sich eine Plattform für seine Politik zu schaffen, hinter den vorgeschrittensten Vertretern des Bürgertums und der ökonomischen Wissenschaft zurückbleiben muß, daß das Bürgertum über die Tiefe der Krise bereits Bescheid weiß, während der Reformismus noch Illusionen verbreitet. Einige Belege aus einer fortlaufenden Kette. Einer der Vertreter der reformistischen Richtung, einer der entscheidenden wissenschaftlichen Sachverständigen der Sozialdemokratischen Partei, Fritz Naphtali, schreibt in einer Broschüre, die Ende 1930 erschienen ist („Weltwirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit"): „Die typischen Erscheinungen des fürchterlichen Krisenbildes haben wir also zweifellos ebenso jetzt wie in frühern Krisen..." „Mein Eindruck nach dem Versuch, aus diesen Einzelerscheinungen ein Bild zu gewinnen, geht ungefähr dahin, daß die Krisen früherer Zeit, natürlich in verschiedenem Grade, sehr ähnliche Erscheinungen auch in der quantitativen Auswirkung gehabt haben, wie wir

sie gegenwärtig erleben." Zur gleichen Zeit erschien der Novemberbericht des Institutes für Konjunkturforschung. Dort heißt es: „Der weltwirtschaftliche Konjunkturrückschlag hat eine Ausdehnung und Intensität angenommen, wie dies in der modernen Wirtschaftsentwicklung noch niemals zuvor beobachtet werden konnte." Und der Leiter des Institutes für Konjunkturforschung, Professor Wagemann, schrieb in seinem, vor einigen Monaten erschienenen Buch: „Struktur und Rhythmus der Weltwirtschaft": „Die gegenwärtige Krise ist die bei weitem schwerste des ganzen letzten Jahrhunderts."

Als der Februarbericht des Institutes für Konjunkturforschung erschien, brachte das ‚Berliner Tageblatt' seine Ergebnisse unter der Überschrift: Die Krise hat sich weiter vertieft. Im ‚Vorwärts' hieß die Überschrift: Das Tief der Krise ist erreicht. Auf dem leipziger Parteitag erklärte Tarnow: „Die starke Senkung der Zinssätze und der Rohstoffpreise sind nach allen frühern Krisenerfahrungen auch schon die sichtbaren Anzeichen dafür, daß ein Umschwung sich vorbereitet (bei Tarnow gesperrt), was natürlich noch nichts über die Zeitdauer sagt." Das gleichzeitig erschienene Juniheft des Instituts für Konjunkturforschung schreibt: „Die Voraussetzungen für einen Aufschwung sind jedenfalls nicht gegeben."

Die Monate nach dem Parteitag zeigen ebenso deutlich wie die Rede Brünings, wie falsch die Prognosen Tarnows waren. Es führt so eine grade Linie von der Broschüre Naphtalis im vergangenen Jahre bis zum ‚Vorwärts'-Kommentar über die Brüning-Rede. Es müssen stets Illusionen erweckt werden, um weiter die Politik des kleinern Übels zu begründen.

Zwei Ereignisse haben diese Vertuschung erleichtert: der Volksentscheid und die vorläufig liquidierte Geldkrise. Der Volksentscheid hat die Abwanderung der sozialdemokratischen revolutionären Arbeiter zur Kommunistischen Partei gebremst. Er gab dem Reformismus die erwünschte Gelegenheit, gegen die Kommunistische Partei zu hetzen, die hier in der gleichen Front mit den Nationalisten aller Schattierungen kämpfte. Und die Liquidierung der Geldkrise schuf zunächst einmal eine Atempause. Nachdem die Banken und die Sparkassen ihre Schalter wieder aufgemacht haben, sieht die Lage wieder einmal etwas hoffnungsvoller aus als in der zweiten Julihälfte. Die Erregung über den Volksentscheid wird bald verschwinden, die Freude über die Eröffnung der Bankschalter wird schwinden — aber der Katzenjammer wird bleiben.

Sieben Millionen Arbeitslose im Winter, das heißt wieder riesenhafte Steuerrückgänge, wieder Defizit bei der Arbeitslosenversicherung, wieder Krise der Staatsfinanzen. Die Gemeinden haben bereits erklärt, daß sie nicht weiter können. Das Defizit bei den Gemeinden beläuft sich auf etwa 800 Millionen Reichsmark. Die Gemeinde-Finanzen sind an sich in Ordnung. Ihr Defizit kommt lediglich daher, daß der Staat die Finanzierung der Wohlfahrtserwerbslosen auf sie abgewälzt hat. Welch eine Riesensumme die Gemeinden dafür aufzubringen haben, das geht wohl am besten daraus hervor, wenn man die Zahlen mit der Summe vergleicht, die die gesamten freien Gewerkschaften im vergangenen Jahre zur

Unterstützung für ihre Arbeitslosen aufgebracht haben. Diese Summe beträgt ungefähr 120 Millionen. Sie ist also nur etwas mehr als ein Neuntel der Summe, die die Gemeinden für die Wohlfahrtserwerbslosen aufzubringen haben. Eine Kürzung des Etats für die Wohlfahrtserwerbslosen um reichlich 10 Prozent würde die gleiche Summe ergeben, die die freien Gewerkschaften, die etwa fünf Millionen Arbeiter vertreten, für ihre Arbeitslosen 1930 aufgebracht haben.

Die Vertuschungspolitik des Reformismus zeigt an, wohin die weitere Reise geht. Man wird wie bisher die Regierung Brüning tolerieren, um ihr damit die Möglichkeit zu schaffen, auch dieses Defizit wieder auf monopolkapitalistischem Wege zu beseitigen. Um den Preis, daß Hugenberg nicht in die Regierung geht, wird man weiter die Politik des kleinern Übels treiben und die Arbeiterorganisationen noch weiter unterhöhlen. Die Linie der Wels und Breitscheid ist eindeutig. Aber was tut die Seydewitz-Gruppe in dieser Zeit? Sie hat seinerzeit gegen den Panzerkreuzer gestimmt, aber den Etat bewilligt. Ein Teil der Gruppe hat noch auf dem Parteitag gehofft, daß ihre Politik einmal die Politik der Mehrheit werden würde; keiner ihrer Vertreter wird das heute mehr glauben. Sie hat dann in ihrem Organ, im ‚Klassenkampf', einen Mahnruf erlassen und um Zustimmungserklärungen aus dem ganzen Reich gebeten. Als der Parteivorstand einschritt, wurde die Sammlung zunächst nicht mehr fortgesetzt. Die Entwicklung hat seitdem weiter getrieben.

Die Hoffnungen der sozialdemokratischen Arbeitermassen, daß der Reformismus seine Politik noch einmal ändern wird, werden immer geringer. Zehntausende sozialdemokratisch organisierte Arbeiter gibt es heute, die innerlich bereits mit der Sozialdemokratischen Partei gebrochen haben. Aber sie besitzen kein Organisationszentrum, sie wissen nicht, wohin. Zur Kommunistischen Partei wollen sie nicht, wollen vor allem diejenigen nicht, die gewerkschaftlich organisiert sind, die die kommunistische Gewerkschaftstaktik für falsch halten, da diese Taktik die Gewerkschaften nicht revolutioniert, sondern nur lebensunfähige Gebilde schafft. Zur Kommunistischen Partei wollen sie nicht, wollen sie vor allem jetzt nach der Parole der Kommunisten für den Volksentscheid nicht. Auch innerhalb der Kommunistischen Partei ist diese Parole nicht mit Begeisterung aufgenommen worden. Gut gerechnet wird die Partei die Hälfte ihrer Wähler dafür mobil gemacht haben. In ausgesprochenen Arbeiterbezirken ist die Zahl der Jastimmen für den Volksentscheid oft geringer gewesen, als die Zahl der kommunistischen Stimmen bei den September-Wahlen 1930 allein. So gibt es heute breite Arbeiterschichten, die dem Reformismus innerhalb der Sozialdemokratischen Partei ablehnend gegenüberstehen, die bereits revolutionär marxistisch sind, oder auf dem Wege dorthin, die auf der andern Seite die Taktik der Kommunistischen Partei in der heutigen Situation in wesentlichen Punkten für falsch halten. Alle diese Schichten brauchen ein Organisationszentrum. Die Zuspitzung der ökonomischen Situation schafft starke dynamische Tendenzen auch innerhalb der Arbeiter-

parteien. Die Entscheidung, die man beim Panzerkreuzer und in Leipzig vertagt hat, diese Entscheidung läßt sich jetzt immer schwerer umgehen. Will die Seydewitz-Gruppe auch die neue Notverordnung schlucken? Es gibt Zeiten, wo die Politik ein Lavieren verlangt. Je mehr die Krise sich verschärft, um so weniger Lavierungsmöglichkeiten gibt es — für die Brüning-Regierung und für die Seydewitz-Gruppe.

Die Lösung von Theobald Tiger

Wenn was nicht klappt, wenn was nicht klappt,
dann wird vor allem mal nicht berappt.
Wir setzen frisch und munter
die Löhne, die Löhne herunter —
immer runter!
Wir haben bis über die Ohren
bei unsern Geschäften verloren...
Unser Geld ist in allen Welten:
Kapital und Zinsen und Zubehör.
So lassen wir denn unser großes Malheur
nur einen, nur einen entgelten:
Den, der sich nicht mehr wehren kann.
Den Angestellten, den Arbeitsmann;
den Hund, den Moskau verhetzte,
Dem nehmen wir nun das Letzte.
Arbeiterblut muß man keltern.
Wir sparen an den Gehältern —
immer runter!
Unsre Inserate sind nur noch ein Hohn.
Was braucht denn auch die deutsche Nation
sich Hemden und Stiefel zu kaufen?
Soll sie doch barfuß laufen!
Wir haben im Schädel nur ein Wort:
Export! Export!

Was braucht ihr eignen Hausstand?
Unsre Kunden wohnen im Ausland!
Für euch gibts keine Waren.
Für euch heißts: sparen! sparen!
Nicht wahr, ein richtiger Kapitalist
hat verdient, als es gut gegangen ist.
Er hat einen guten Magen.
Wir mußten das Risiko tragen...
Wir geben das Risiko traurig und schlapp
inzwischen in der Garderobe ab.
Was macht man mit Arbeitermassen?
Entlassen! Entlassen! Entlassen!
Wir haben die Lösung gefunden:
Krieg den eignen Kunden!
Dieweil der deutsche Kapitalist
Gemüt hat und Exportkaufmann ist.
Wußten Sie das nicht schon früher —?
Gott segne die Wirtschaftsverführer!

Aufspaltung der deutschen Zolleinheit

von **Alfred Kolmar**

I

Die Verfassung des Deutschen Reiches sagt in ihrem Artikel 82:

Deutschland bildet ein Zoll- und Handelsgebiet, umgeben von einer gemeinschaftlichen Zollgrenze. Die Zollgrenze fällt mit der Grenze gegen das Ausland zusammen... Aus dem Zollgebiete können nach besonderem Erfordernis Teile ausgeschlossen werden... Zollausschlüsse können durch Staatsverträge oder Übereinkommen einem fremden Zollgebiete angeschlossen werden. Alle Erzeugnisse der Natur sowie des Gewerbe- und Kunstfleißes, die sich im freien Verkehr des Reiches befinden, dürfen über die Grenze der Länder und Gemeinden ein-, aus- und durchgeführt werden. Ausnahmen sind auf Grund eines Reichsgesetzes zulässig.

Daneben wird in Artikel 6 bestimmt, daß das Reich „die ausschließliche Gesetzgebung über das Zollwesen sowie die Einheit des Zoll- und Handelsgebietes und die Freizügigkeit des Warenverkehrs hat."

Mit diesen Bestimmungen der Reichsverfassung ist das Prinzip der Einheitlichkeit des deutschen Zollgebietes vom Kaiserreich auf die Republik übergegangen. Denn seitdem im Jahre 1866 Bismarck die deutsche Frage im Sinne der „kleindeutschen Lösung" entschieden hatte, stellte die Einheitlichkeit des deutschen Zollgebietes weder eine politische noch eine wirtschaftliche Frage mehr dar. Sie ist auch unsrer Generation eine Selbstverständlichkeit geblieben, in die wir hineingeboren sind und ohne die uns der Besitz des Reiches an Hoheitsrechten nicht vollständig zu sein scheint.

Freilich müssen wir uns darüber klar sein, daß der Gedanke der Einheitlichkeit des Reichszollgebietes in einer Zeit entstanden ist, wo die Wirtschaft des Reiches einen heute nicht mehr vorhandenen Charakter trug. Sowohl im Norden als auch im Süden des in den fünfziger und sechziger Jahren erstrebten, seit 1871 zur Tatsache gewordenen „kleindeutschen" Reiches lag der Schwerpunkt für diese Wirtschaft in der Landwirtschaft und im Handel. Er lag nicht in einer Industrie im heutigen Sinne, konnte auch gar nicht in ihr liegen, weil es diese weder zur Zeit der Schaffung des preußisch-süddeutschen Zollvereins, noch auch des Norddeutschen Bundes, noch schließlich des Reiches selbst gegeben hat.

Die Tatsache, daß gewisse Teile Deutschlands etwa seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Industrien entwickelten, deren volkswirtschaftliches Gewicht mehr und mehr zunahm, spielte natürlich auch in der Zollpolitik des Kaiserreiches eine große Rolle. Objektiv rentabel ist auch schon damals die deutsche Landwirtschaft in weiten Teilen nicht mehr gewesen. Aber der politische Schwerpunkt des Reiches lag noch innerhalb der Bevölkerungsschichten, deren wirtschaftliche Interessen die deutsche Wirtschaftspolitik nach der agrarischen Seite lenkten. Diese Schwerpunktslagerung und ihre Ausnutzung in einer entsprechenden Handels- und Zollpolitik konnte die objektiv schlechte Situation der Land-

wirtschaft in Deutschland damals noch cachieren. In der Nachkriegszeit verlegte sich aber der politische Schwerpunkt Deutschlands ziemlich plötzlich in die Städte, das heißt in solche Zentren, deren Interesse an der Landwirtschaft ausschließlich ein Konsumenteninteresse ist. Dieser Verlagerung nun ist in der jüngsten Zeit wieder ein fühlbarer Rückschlag nach der andern Seite gefolgt. Unverkennbar hat die deutsche Landwirtschaft den Verlust an Einfluß auf Politik und Wirtschaftspolitik des Reiches, der in den Jahren von 1919 bis 1923 fast vollständig zu sein schien, seither wieder in sehr erheblichem Umfang wettgemacht. Wieder werden ihr „Liebesgaben" in reichem Maße zuteil — jetzt aber — im Gegensatz zur Vorkriegszeit — auf Kosten einer völlig ausgepowerten, zu einem erheblichen Teile sogar arbeitslosen städtischen Konsumentenmasse und einer Industrie, die ohne Reserven dasteht und weder leben noch sterben kann.

Das Dilemma ist furchtbar! Macht das Reich eine am agrarischen Interesse orientierte Wirtschaftspolitik, so führt dies zu einer Überhöhung der Lebenshaltungskosten in den industriellen Zentren und damit zu einer starken Minderung der industriellen Konkurrenzfähigkeit. Macht das Reich aber eine den industriellen Interessen entsprechende Politik, so erliegt die Landwirtschaft. Man hat seit etwa zehn Jahren gradezu verzweifelte Anstrengungen gemacht, um einen Ausgleich dieser einander widerstreitenden Interessen herbeizuführen. Es ergab sich aber auch hier der berühmte circulus vitiosus, der schon fast zum Symbol deutscher Wirtschaftspolitik geworden ist: Gab man der Industrie Zölle, so meldete auch die Landwirtschaft mit genau der gleichen Berechtigung entsprechende Forderungen an und setzte sie durch. Gab man der Landwirtschaft Zölle, so kam die Industrie und verlangte ihrerseits eine ausgleichende Berücksichtigung. Der Erfolg war für beide Teile negativ. Ein Ausgleich wurde nicht gefunden. Sowohl landwirtschaftliche als auch industrielle Erzeugnisse wurden künstlich überteuert, ohne eine Rentabilität der beiden großen Wirtschaftsgruppen zu gewährleisten.

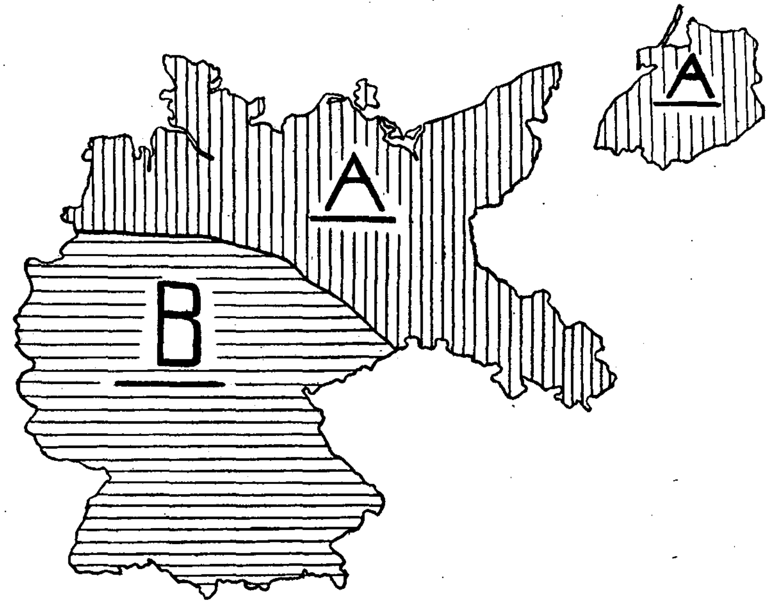
Wo ist der Ausweg? Liegt er im radikalen Abbau beider Zollgruppen, der landwirtschaftlichen und der industriellen? Niemand kann in der heutigen Situation der deutschen und der Weltwirtschaft dieses Experiment wagen. Freihandel war gut, solange die Situation der Weltwirtschaft im kapitalistisch-individualistischen Sinne gut war. Sie ist aber nicht mehr gut, denn allenthalben sehen wir furchtbare Stockungen in der ökonomischen und finanziellen Zirkulation. Man mag sogar ruhig für die allseitige Aufhebung der Zollgrenzen weiterkämpfen, die aber noch lange nicht zu einem „Freihandel" im Sinne der alten Manchester-Schule zu führen brauchte: solange dieses Programm nicht wirklich allseitig verwirklicht ist, kann Deutschland nicht einseitig die Zölle aufheben. Einer muß den Anfang machen? Gewiß, aber nicht Deutschland in seiner völligen Pleite! Ein neues Heer von fünf Millionen Arbeitslosen könnte sich für die Verwirklichung einer Doktrin bedanken, die übrigens ihrer ganzen Idee nach kapitalisti-

sches Gewächs ist und jeder wirtschaftlichen Planmäßigkeit strikte widerspricht. (Es soll Sozialisten geben, die das noch nicht gemerkt haben.) Solange wir nicht eine wirkliche und allseitige Planmäßigkeit in der Weltwirtschaft haben, braucht Deutschland demnach gewisse Übergangsformen der Zollpolitik, die den beiden großen Komponenten seiner Wirtschaft, der Industrie und der Landwirtschaft, Genüge leisten.

II

Man hat bisher stets versucht, diese Formen in dem oben angedeuteten Sinne dadurch zu finden, daß man den Durchschnitt des beiden Gruppen an Schutz zu Gewährenden horizontal gelegt hat. Das Ergebnis dieser Versuche war höchst unbefriedigend. Wie wäre es, wenn man einmal dem Gedanken nachginge, den Schnitt vertikal zu legen, die deutsche Zolleinheit aufzuspalten und zwei große deutsche Zollstufen zu schaffen, von denen die eine ihren Schwerpunkt im landwirtschaftlichen, die andre im industriellen Interesse fände?

Zieht man von dem Eintritt der Elbe in das deutsche Reichsgebiet an eine Linie, die über Pirna, Dresden, Riesa, Torgau, Dessau, Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Osnabrück, Rheine bis zur niederländischen Grenze bei Bentheim führt, so teilt man damit das deutsche Zollgebiet in zwei Teile, deren wirtschaftliche Basis sehr stark voneinander verschieden ist. Man erhält das Gebiet A, welches vorwiegend landwirtschaftlich orientiert ist, und das Gebiet B, dessen wirtschaftlicher Schwerpunkt in der Industrie liegt.



Wie weit die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Struktur beider Gebiete geht, das mag an einigen Zahlen nachgewiesen werden:

Das Gebiet A hat (nach der letzten Volkszählung) auf einer Fläche von 242 188 qkm eine Einwohnerzahl von 26 506 000 Menschen. Das sind 109 Menschen pro qkm. Im Gebiet B mit einer Fläche von 224 103 qkm und einer Einwohnerzahl von 35 788 000 Menschen bewohnen im Durchschnitt 159 Menschen den qkm. Schon diese größere Bevölkerungsdichte des Gebietes B ist in sozialökonomischer Beziehung überaus bedeutungsvoll. (Dabei liegen im Gebiet A die größten deutschen Städte!)

Die Anzahl der Berufszugehörigen, nicht der Erwerbstätigen, verteilte sich in den beiden Gebieten auf die Landwirtschaft einerseits, auf Industrie und Handwerk andrerseits folgendermaßen:

Gebiet A

Landesteil	Bevölkerung (in Tausend)	Fläche qkm	Berufszugehörige (in Tausend) Landwirtschaft	Industrie und Handwerk
Ostpreußen	2 256	36 991	1021	442
Berlin	4 024	883	32	1859
Brandenburg	2 592	39 033	815	898
Pommern	1 878	30 209	863	442
Posen-Westpreußen	332	7 713	156	64
Niederschlesien	3 132	26 603	888	1075
Oberschlesien	1 379	9 712	423	503
Teil Prov. Sachsen	1 200	9 100	282	508
Schleswig-Holstein	1 579	15 076	359	505
Teil Hannover	2 190	28 582	692	742
Teil Westfalen	1 100	6 200	146	624
Teil Freistaat Sachsen	1 500	5 900	136	846
Teil Freistaat Anhalt	150	1 500	27	71
Teil Freistaat Braunschweig	200	1 000	39	86
Hamburg	1 152	415	21	369
Oldenburg	545	6 423	194	159
Mecklenburg (beide)	784	15 954	317	177
Bremen	338	257	7	132
Lübeck	127	297	6	51
Schaumburg-Lippe	48	340	10	21
Zusammen:	26 506	242 188	6434	9574

Gebiet B

Landesteil	Bevölkerung (in Tausend)	Fläche qkm	Landwirtschaft	Industrie und Handwerk
Teil Provinz Sachsen	2 077	16 175	488	876
Teil Hannover	1 000	10 000	316	339
Teil Westfalen	3 684	14 011	489	2 092
Hessen-Nassau	2 452	16 671	552	963
Rheinprovinz	7 284	24 505	968	3 707
Hohenzollern	71	1 142	38	18
Teil Freistaat Sachsen	3 494	9 086	317	1 970
Bayern	7 379	75 996	2583	2 423
Württemberg	2 580	19 507	851	1 032
Baden	2 312	15 069	631	916
Thüringen	1 607	11 765	335	803
Hessen	1 347	7 691	325	564
Teil Braunschweig	301	1 672	59	129
Teil Anhalt	200	813	37	95
Zusammen:	35 788	224 103	7989	15 927

Bei der Beurteilung dieser Ziffern ist zu beachten, daß infolge der leidigen Rückständigkeit der deutschen Berufsstatistik, deren Schema die Berufsgruppen „Industrie" und „Handwerk" noch immer nicht trennt, ein falscher Eindruck entstehen kann: der nämlich, daß auch in dem Gebiet A die Anzahl der Berufszugehörigen in der Industrie die der Landwirtschaft erheblich überwiegt. In Wirklichkeit ist jedoch in der Zahl von 9 574 000, die sich in dem Gebiet A für die Berufszugehörigen von Industrie und Handwerk ergibt, eine große Prozentziffer solcher Handwerker enthalten, deren Tätigkeit allein landwirtschaftlich bedingt ist und die auch zum guten Teile mit in der Landwirtschaft tätig sind (dörfliche Schmiede, Stellmacher etcetera). Wenn wir diese nicht auszumerzende Fehlerquelle in Kauf nehmen und uns fernerhin vergegenwärtigen, daß nicht weniger als 20 Prozent der Industrie- und Handwerksbevölkerung des Gebiets A in Berlin und Hamburg konzentriert sind, also in gewissem Sinne einen Sonderfall darstellen, so kommen wir immer noch zu folgenden Anteilsziffern für die beiden Gebiete:

Gebiet A: Industrie und Handwerk . . 36,1 Prozent; Landwirtschaft: . . 24,2 Prozent
Gebiet B: „ „ „ . . 44,5 „ „ . . 22,3 „

Diese Ziffern sind freilich für die Fortsetzung unsrer Gedankenreihe nicht von entscheidender Bedeutung. Die Tatsache, daß im Gebiet A ein verhältnismäßig hoher Prozentsatz industriell Beschäftigter und im Gebiet B ein solcher an landwirtschaftlich Tätigen vorhanden ist, bedeutet weder eine Überraschung, noch darf sie davon ablenken, daß in Deutschland in absehbarer Zukunft das Problem der Berufsumschichtung, der „beruflichen Wanderung" in einem sehr fühlbaren Grade akut werden wird. Seine Lösung muß auf jeden Fall angestrebt werden, sie ist in einem Deutschland mit zwei getrennten Zollstufen wahrscheinlich sogar leichter zu bewerkstelligen als innerhalb des heutigen Einheitszollsystems. Voraussetzung hierfür wäre allerdings eine planmäßige Leitung der Binnenwanderung. Landwirte und Landarbeiter müßten konsequenterweise nach dem Gebiet A, Industriearbeiter nach dem Gebiet B geleitet werden, um auf diese Weise die Einheitlichkeit der wirtschaftlichen Gliederung innerhalb dieser Gebiete noch zu verstärken.

Wichtiger als derartige Ausblicke scheint aber die Tatsache zu sein, daß zwischen den beiden Gebieten A und B ein wirtschaftliches Gefälle wahrnehmbar ist, welches in den folgenden Gegenüberstellungen sehr deutlich zum Ausdruck kommt:

1. Landwirtschaft

Produktion an Getreide und Kartoffeln

	Gebiet A		Gebiet B		Deutscher Durchschnittsverbrauch
Ertrag an Roggen	5 691 000 t;	pro Kopf 210 kg	2 464 000 t;	pro Kopf 70 kg	pro Kopf 117 kg
„ „ Weizen	1 951 000 t;	„ „ 70 kg	1 398 000 t;	„ „ 40 kg	„ „ 87 kg
„ „ Gerste	1 708 000 t;	„ „ 60 kg	1 472 000 t;	„ „ 40 kg	„ „ 76 kg
„ „ Hafer	4 911 000 t;	„ „ 140 kg	2 471 000 t;	„ „ 70 kg	„ „ 98 kg
„ „ Kartoff.	23 239 000 t;	„ „ 870 kg	16 838 000 t;	„ „ 470 kg	„ „ 548 kg

Es ergibt sich demnach im Gebiet A für Roggen ein Produktionsüberschuß von 93 Kilogramm pro Kopf, für Weizen ein Produktionsminus von 17 Kilogramm pro Kopf, für Gerste ein Minus von 16 Kilogramm, für Hafer ein Plus von 42 Kilogramm und für Kartoffeln ein Plus von 322 Kilogramm. Für das Gebiet B lauten die entsprechenden Ziffern: Roggen Minus 47 Kilogramm, Weizen Minus 47 Kilogramm, Gerste Minus 36 Kilogramm, Hafer Minus 28 Kilogramm, Kartoffeln Minus 78 Kilogramm. (Es sind hier stets die amtlichen Angaben für 1929 der Berechnung zugrunde gelegt worden. Das Jahr 1930 bietet bereits ziemlich irreguläre, durch das Einsetzen der Krise stark beeinflußte Ergebnisse.) Was den Weizenanbau anlangt, so ist ja hier eine gewisse Umstellung bereits im Gange, welche im Gebiet A die Erreichung des allgemeinen deutschen Verbrauchsdurchschnittes pro Kopf sehr bald herbeiführen dürfte. Jedenfalls zeigen die Zahlen, daß eine eindeutige agrarische Orientierung der Zollpolitik für das Gebiet A dem Getreide- und Kartoffelbau in seiner Gesamtheit sehr bald die Ausfuhr erheblicher Mengen gestatten würde.

Viehhaltung (Bestand vom 2. Dezember 1929)

	Gebiet A		Gebiet B	
Rindvieh: zusammen	9272000 St. pro 100 Einwohner	34 St.	8760000 St. . . .	24 St.
Schweine: „	8986000 „ „ 100 „	33 „	10975000 „ . . .	30 „
Schafe: „	2350000 „ „ 100 „	8 „	1129000 „ . . .	3 „
Ziegen: „	1281000 „ „ 100 „	4 „	1344000 „ . . .	3 „
Pferde: „	2393000 „ „ 100 „	7 „	1224000 „ . . .	3 „

Das wirtschaftliche „Gefälle" ist also auch in der Viehhaltung ganz deutlich erkennbar.

Zum Abschluß der landwirtschaftlichen Angaben, die natürlich nur in ganz groben Zügen das erforderliche Bild zu geben vermögen, seien noch die Zahlen aus der Milchwirtschaft angeführt:

Milchproduktion

Gebiet A: zusammen 11 Milliarden Liter = 416 Liter pro Kopf
„ B: „ 10 „ „ = 279 „ „ „

Es mögen nun einige Berechnungen über die wichtigsten industriellen Produktionen in den beiden Gebieten A und B folgen:

2. Industrie

Steinkohlenförderung

		Deutscher Verbrauchsdurchschnitt
Gebiet A: zusammen 89861000 t; pro Kopf der Bevölkerung	1500 kg	pro Kopf 2258 kg
„ B: „ 123579000 t; „ „ „ „	3450 „	„ „ 2258 „

Roheisenerzeugung

Gebiet A: zusammen 1444579 t; pro Kopf der Bevölkerung	54 kg	pro Kopf 186,4 kg
„ B: „ 11956188 t; „ „ „ „	334 „	„ „ 186,4 „

Rohstahlgewinnung

Gebiet A: zusammen 1827722 t; pro Kopf der Bevölkerung 69 kg
„ B: „ 14418276 t; „ „ „ „ 403 „

Das sind natürlich nur einige „Standardzahlen". Es würde viel zu weit führen, wollte man an dieser Stelle das gesamte für die Untersuchung herangezogene Zahlenmaterial ausbreiten, aber soviel ist aus den wenigen Zahlen doch wohl ersichtlich, daß auch in der Industrie das Gefälle zwischen den beiden Zollstufen vorhanden ist, nur daß es in entgegengesetzter Richtung verläuft wie in der Landwirtschaft.

III

Aus diesen Verhältnissen erwächst eben die Interessendivergenz, deren Überbrückung sich bisher noch stets als unmöglich erwiesen hat, solange man den Versuch machte, beiden Teilen, der Industrie und der Landwirtschaft, innerhalb des geschlossenen deutschen Zollraumes gerecht zu werden. Man teile diesen Raum und versuche die Landwirtschaft des Gebietes A durch ein Schutzzollsystem, wie wir es heute schon haben, lebensfähig zu erhalten — soweit landwirtschaftliche Erzeugnisse in Frage kommen. Dagegen wäre in diesem Gebiet die Einfuhr industrieller Erzeugnisse im Prinzip völlig freizugeben. Umgekehrt wäre im Gebiet B die Zollsperre für landwirtschaftliche Erzeugnisse völlig aufzuheben, dagegen der industrielle Zollschutz zu belassen. Die Folge derartiger Maßnahmen müßte sein, daß die Landwirtschaft im Gebiet A ihren Bedarf an industriellen Erzeugnissen zu Weltmarktspreisen decken könnte, was ihre Wettbewerbsfähigkeit auch auf dem für landwirtschaftliche Erzeugnisse nur die Weltmarktpreise zahlenden Gebiet B außerordentlich verstärken würde, darüber hinaus aber auch auf dem übrigen Weltmarkt. Umgekehrt würde das Gebiet B eine Senkung seiner Lebensmittelpreise auf das Weltmarktniveau in einer entsprechenden Herabdrückung des Lohnniveaus und in einer entsprechenden Steigerung seiner industriellen Exportfähigkeit verspüren.

Es sei hieraus gefolgert: eine weitgehende Untersuchung der Möglichkeiten für eine Aufspaltung der deutschen Zolleinheit in der oben bezeichneten Weise scheint angebracht zu sein, weil auf diesem Wege vielleicht der Ausgleich zwischen den einander widerstreitenden Interessen von Landwirtschaft und Industrie gefunden werden kann. Freilich würde die Verwirklichung derartiger Ideen niemals eine „Patentlösung" bringen, sie würde sogar sehr große Härten im Gefolge haben müssen, nämlich für die Landwirtschaft im Gebiet B und für die Industrie im Gebiet A. Vor allem würde ein so künstliches Gebilde wie das berliner Industrie-Zentrum hierdurch zum Tode verurteilt werden. Das sind alles Momente, die eine etwaige Diskussion des Gedankenganges, den ich oben zu bezeichnen unternahm, nicht unfruchtbar zu machen brauchen. Eher dürfte das Gegenteil der Fall sein.

Politisch gäbe es gegen die Aufgabe der deutschen Zolleinheit in dem angedeuteten Sinne ein sehr starkes Gegengewicht: die Ländereinteilung müßte endlich verschwinden. Ein politisch und verwaltungstechnisch wirklich geeintes Reich brauchte für den Fortbestand seiner Einheit eine innerdeutsche Zoll-Linie nicht zu fürchten.

Die Kunst als Waffe von Adolf Behne

„Die Kunst eine Waffe!“ . . ., da wäre die erste Frage: meint der Satz, daß Kunst eine spezifische Waffe ist, also der Waffenwirkung wegen da wie der Revolver . . . oder meint er, daß die Kunst zwar eine Sache für sich ist, aber unter Umständen, gelegentlich, auch als Waffe wirken kann?

Sollte das letztere gemeint sein, so ist die Antwort ein klares zweifelloses Ja. Viele Beispiele lassen sich nennen, daß Kunstwerke als Waffe gewirkt haben. Daumiers Zeichnungen sind eines der großartigsten Beispiele. Ja, wir können sagen, daß ein ganzes mächtiges und glorreiches Kapitel der Kunst, die Satire, Waffencharakter trägt, und wenn es eines Beweises für die Möglichkeit einer Waffenwirkung durch Kunst noch bedürfte, wäre er eindeutig gegeben durch die Tatsache, daß zu jeder Zeit die herrschenden Mächte, wenn sie sich durch ein Kunstwerk angegriffen fühlten, ihre Gegenwaffen: Zensur, Polizei, Gericht, Gefängnis und Zerstörung des Kunstwerkes in Tätigkeit gesetzt haben. Aus ihrer politischen Reaktion dürfen wir auf eine vorangegangene politische Aktion schließen.

Wir wollen die psychologische Frage, ob die betreffenden Kunstwerke vom Urheber selbst immer als Waffe gemeint waren, zunächst bei Seite lassen, weil hier zunächst nicht wichtig. 1494 war der mißbeliebte Herzog Piero aus Florenz vertrieben worden. Florenz war wieder Republik. Um den Sieg zu feiern, wurde die Bronzegruppe der Judith, die Donatello um 1455 für den Hof des Palazzo Medici gearbeitet hatte, als Wahrzeichen der wiedererlangten Freiheit vor der Signoria aufgestellt . . . ganz unabhängig davon, was etwa Donatello bei der Arbeit an der Gruppe gemeint, gedacht und empfunden hatte. Als Delacroix 1831 „Die Freiheit führt das Volk auf die Barrikaden“ ausstellte, wurde er zunächst Ritter der Ehrenlegion, weil die Regierenden noch paktieren mußten. Als sie wieder fest im Sattel saßen, versteckten sie das Bild, das erst dreiunddreißig Jahre später wieder gezeigt werden durfte. Und in diesem Falle ist es unschwer nachzuweisen, daß Delacroix an eine Waffenwirkung bei dem Bilde nie gedacht hat, ja, daß er politisch ganz anders stand als die von dem Bilde Begeisterten, daß ihn ein ausschließlich aesthetischer Impetus getrieben hatte.

Aber wie gesagt: diese psychologischen Fragen können wir zunächst zurückstellen. Der Beweis, daß so oder so gemeinte Kunstwerke als gelegentliche Waffe gewirkt haben, ist einwandfrei.

Diese ihre politische Wirkung ändert aber nichts an der Tatsache, daß wir diese Kunstwerke als sozusagen hauptamtlich aesthetische Gebilde ansehen und werten müssen.

Die Anerkennung des Satzes von der möglichen gelegentlichen Waffenwirkung des Kunstwerkes hebt nicht die Anerkennung des Kunstwerkes als eines eignen autonomen ästhetischen Gebildes auf, so wenig wie der Briefbeschwerer aufhört, ein Briefbeschwerer zu sein, wenn ich ihn bei einer bestimmten Gelegenheit, in der Notwehr, als Waffe benutze.

Aber bei jenen, die den Satz „Die Kunst eine Waffe" vornehmlich vertreten, ist es doch anders gemeint. Sie meinen nicht die Möglichkeit einer nebenamtlichen Wirkung des Kunstwerkes als Waffe, sondern meinen ganz entschieden, daß die Kunst eine spezifische Waffe sei, im Hauptamt und der ursprünglichen Bestimmung nach, und daß sich ihr Leben nicht in irgend einer andern Sphäre erfülle, sondern nur und ausschließlich in der kämpferischen Sphäre, und es ist nur völlig logisch, wenn sie sich mit Heftigkeit gegen die aesthetische Aufgabe des Kunstwerkes richten, als einen Zweck außer der Waffenwirkung. Aesthetik ist ihnen Verrat am Wesen der Kunst als einer Waffe. Dort, wo diese Anschauung ganz zu Ende geführt wird, muß sich konsequenterweise auch der Begriff der künstlerischen Qualität verflüchtigen; denn ist das Kunstwerk spezifisch eine Waffe, so kann das Kriterium seiner Qualität nur die Stärke des Kampferfolges sein, aber keinerlei aesthetische Quantität.

Der Kategorie des Aesthetischen gilt der ganz spezielle Hohn und Haß der Anhänger dieser Anschauung. Nun, es gibt Aestheten als eine ziemlich unerträgliche Sorte von Zeitgenossen, als der Welt und Wirklichkeit abgewandte Snobisten der Form, und die Wendung gegen sie ist berechtigt und uns natürlich. Aber der Mißbrauch, den diese Schwächlinge mit dem Aesthetischen treiben, kann doch nicht veranlassen, die Existenz der aesthetischen Phänome zu leugnen. Diese aesthetischen Phänome, die der Aesthet egoistisch ausbeutet, obwohl sie ihrem Wesen nach durchaus soziale Phänomene sind, und die der Aesthetiker wissenschaftlich objektiv erforscht, diese aesthetischen Phänomene sind als Naturerscheinungen einfach da, auch wenn ich sie hundert Mal am Tage verbanne, streiche und negiere. Daß Rot anders auf mich wirkt als Blau, als Schwarz; ein hoher Ton anders als ein tiefer; ein heller Raum anders als ein dunkler; ein Song anders als ein Choral, — das kann doch nur ein Narr leugnen, und alles Leugnen würde ihm nichts helfen. Es ist so.

Selbstverständlich: eine erneuerte befreite Wissenschaft kann diese Phänomene vielleicht anders deuten als eine frühere Wissenschaft; auch das ändert nichts daran, daß diese Phänomene existieren, daß wir sie unter dem Namen „aesthetische Phänomene" zusammenfassen, und daß eine Wissenschaft, die sie uns völlig neu deutet, eben eine neue Aesthetik sein wird, auch wenn sie sich vielleicht anders nennt, aber doch dem Wesen nach Aesthetik.

Es wäre wirklich nicht schwer nachzuweisen, daß der wildeste und feindseligste Negierer des Aesthetischen immer wieder ganz unbewußt aesthetischen Einwirkungen unterliegt, in der Wahl der Zigarette, in der Wahl des Ladens, in dem er sie kauft, in der Entscheidung, ob er zu Fuß geht oder mit der Bahn fährt, ob er auf ein Kinoplakat reagiert oder nicht — in alle solche Entscheidungen mischen sich mehr oder minder stark aesthetische Mächte ein, ganz unabhängig davon, ob ich die Erklärung der Zusammenhänge mechanistisch, idealistisch, psychoanalytisch oder sonst wie vornehme, genau so wie die

Katze auf jeden Fall existiert, gleichviel, ob ich sie aus der Genesis oder aus einem Sternbilde, oder über die natürliche Zuchtwahl Darwins herleite.

Woher also eigentlich die Feindschaft der Kunstwaffe-Anhänger gegen die Aesthetik, eine Feindschaft, die nicht vernünftiger ist als etwa die Verleugnung der Atomgewichte oder der Fallgesetze.

Der Kampf, die schroffe Wendung gegen jeden, der von Aesthetik, auch im allein wissenschaftlichen Sinne, auch nur spricht, ist eine stimmungshafte Angelegenheit: weil der aesthetische Snob zumeist wohl aus der Schicht des Adels oder des reichen Bürgertums kam, identifizierte man nicht nur das Aesthetentum mit Bürgerlichkeit, was vielleicht noch einigen Sinn hätte, sondern auch die Aesthetik des Wissenschaftlers, ja über dessen vielleicht auch noch bürgerlich befangene Theorien hinaus die aesthetischen Phänome an sich.

Weil man das Aesthetische für eine bürgerliche Sache hält, will man es auslöschen, das heißt: der die Sentenz „Die Kunst eine Waffe" vertritt, ist der Gegner des Bürgers und der bürgerlichen Kultur.

Was also scheinbar eine allgemein gültige neue Erkenntnis ist, die Wendung gegen das Aesthetische, ist in Wahrheit eine Frontaufstellung. Weil man das Aesthetische, zu Unrecht, als Bürgertum ansieht, und weil man Gegner des Bürgers ist, verwirft man höhnisch und mit Erbitterung das Aesthetische, unter dem man sich offenbar nichts andres vorstellt, als das Schöne, Harmonische, Mollige und Süßliche, obwohl es damit gar nichts zu tun hat, denn das Grauen eines Goya, der Haß eines Daumier, die Tragik eines Zille sind Äußerungen — und reinere Äußerungen! derselben Aesthetik.

Aber das Wichtigste ist, daß von hier aus der Satz „Kunst eine Waffe" ein ganz neues Licht erhält.

Es konnte anfangs scheinen, als sei der Satz „Kunst eine Waffe" ein zwar aggressiver, aber doch politisch allgemein gültiger Gedanke, in dem Sinne, daß diese Waffe Kunst allen um die Herrschaft kämpfenden Mächten zur Verfügung stehe, so wie in einem Gewehrladen sich alle eindecken können, die ein Gewehr bezahlen können, und hinterher können sie sich mit den Gewehren gegenseitig um die Ecke bringen, die sie bei ein und derselben Firma gekauft haben.

Nehmen wir zunächst einmal an, der Satz „Kunst eine Waffe" sei tatsächlich in diesem neutralen Sinne gemeint, der die Waffe Kunst allen, die sie bezahlen können, gleicherweise zur Verfügung stellt, so ergäbe sich, daß in einem nächsten Weltkriege alle Mächte gegeneinander außer Flugzeugen, Gasbomben, Unterseebooten und Spionen auch die Kunst mobilisieren könnten.

Nun, wir wissen, daß im Kriege jedes Mittel recht ist, und sehen wir auf die Jahre von 1914 bis 1918 zurück, so finden wir gewiß Beispiele, daß die kriegführenden Mächte zur Propaganda bei den Neutralen auch die „nationale Kunst" herangezogen haben. Mit großem Geschick haben die Franzosen, als deutsche Granaten die Kathedrale in Reims trafen, die

alten Sympathien der zivilisierten Welt für ihre Kunst zur Schürung des Hasses und der Verachtung gegen die „Boches" benutzt, so wie die Deutschen es mit der heidelberger Ruine machen, die eine willkommene Illustration zur Brandmarkung der „französischen Kultur unter Ludwig XIV." bietet, dessen Truppen hier unter Mélac wie die Vandalen hausten.

Selbstverständlich, in einem neuen Kriege würden auch diese Giftbomben erst ihr größtmögliches Riesenformat annehmen. Die Waffe der gegenseitigen Verleumdung würde nicht verfehlen, den Gegner auch der ruchlosesten Kunstlosigkeit und Kunstbarbarei zu bezichtigen, auch wenn den Giftmischern sonst alles Künstlerische einen Pappenstiel wert ist.

Aber wir werden uns wohl einig sein, daß, wenn die Militärs die Kunst als Waffe derart benutzen, das mit Kunst gar nichts zu tun hat. Nicht irgend welche künstlerischen Momente verwenden sie, sondern ganz einfach eine der vielen Arten der nationalistischen Phrase. Es wäre ihnen ja ganz recht und willkommen, wenn alle Kathedralen und Schlösser nicht nur auf der Gegenseite, sondern auch bei ihnen selbst in Rauch und Schutt aufgingen, weil ja ein nationales Kunstgut zur Aufpeitschung nationalistischer Gesinnung viel geeigneter ist im zerstörten als im unbeschädigten Zustande; und daß sie, wenn man aus Säulen Kanonenrohre machen könnte, wenn man aus Türmen schießen könnte, keine Sekunde zögern würde, alle erhabene, herrliche, einzige, deutsche, französische, italienische Kunst zu faktischen Schieß-, Hieb- und Stechwaffen zu machen, ist doch außer Frage.

„Aesthetik" scheint uns noch immer die richtigere Region für Kunst als der „Militarismus".

Filme im Zeichen der Krise von Ernst Angel

Annahme: Einer von uns hätte nichts gehört von Amerikas wachsenden Wirtschaftssorgen, von seinen schwindenden Absatzmärkten, von seiner steigenden Arbeitsnot. Annahme ferner, dieser zeitfremde Zeitgenosse ließe sich die letzten nach Deutschland gelangten Spitzenfilme amerikanischer Herkunft vorführen: Erzählten ihm diese Bilder nicht deutlicher von Krampf und Krise, als es Ziffern und Kurven vermöchten?

Amerikanische Prosperität: das war „Goldrausch" und der „General", Fairbanks und „Zwei junge Herzen". Amerikanische Krise: das ist „Monte Carlo" und „Heilige Flamme". „Harold, halt dich fest!" und „City-Lights".

Man mag es bei Chaplin einen Zufall nennen, daß seine künstlerische Krise mit der wirtschaftlichen seines Landes zusammenfällt: Auch er fühlt sich nicht mehr wohl in seiner zweiten Haut, ist der Figur, die er so lange war, entwachsen, entläuft der Form, die ihn künstlerisch nicht me. ernähren kann: jener äußerlich tumultuösen Groteske voll tieferer Bedeutung, deren Dienst es war, Milieus für Chaplin, Partner für Chaplin, Situationen für Chaplin zu liefern; deren primitive Figuren Commedia del'arte spielten, deren Räume — sche-

matisch mit Licht vollgeknallt — als Kulissen wirkten. Hatte das Genie Chaplin kein Auge für differenzierte Photographie, ahnte es nichts von moderner Filmarchitektur? Man erzählt sich, daß ein neuengagierter ausgezeichneter Architekt, der es unternommen hatte, einen bessern Stil in die Chaplinschen Filmbauten zu bringen, kurzerhand gekündigt wurde. „Ich kann Sie nicht brauchen", habe Chaplin dem Bestürzten eröffnet. „Sie sind ein zu guter Architekt!" Ja, diese Unvollkommenheit war bewußter Stil, und mit ihm eng verbunden die Begrenzung des Umfangs, die Beschränkung in der Meterzahl, die noch nicht gehalten war, den „Abend zu füllen".

Schon seit „The Kid" zerrt Chaplin an seiner alten Ausdrucksform, „City-Lights" ist ihr — in vielen Phasen noch großartiges — Sterbeprodukt. Die gestreckte Groteske, die noch kein dramatischer Film ist, klafft in ihren Teilen auseinander. Chaplin setzt an zu moderner Aufnahmetechnik, Chaplin spielt in gehaltenen Großaufnahmen: Elemente von morgen sprengen die gestrige Form. Zwei Jahre Zögern und Zweifeln haben den Film auseinandergedacht. Die Gewichte haben sich verschoben: was früher, als „Märchen", Stil und Balance hielt, schlägt jetzt spürbar aus als „sentimental"; was früher sprudelnder Einfall schien, ist zum „Gag" geworden. Die Denkmals-Pointen sind zu präpariert — der Gully sinkt und steigt zu programmgemäß — die geschluckte Trillerpfeife trillert zu häufig — die Flicken des Landstreichers Chaplin sind zu bunt gewürfelt — der Film ist zu abendfüllend.

Nicht seine Stummheit hat das Publikum diesem letzten Chaplinfilm übel genommen: es hat die Krise herausgefühlt, den Bruch einer alten Form, die noch nicht neu geformt ist. Man sieht nicht gern einem Sterben zu — grade wenn das zugehörige Leben schön und beglückend war.

Einen halben Film lang einem hingezögerten Sterben zuzusehen, sich über seine komisch gemeinten Zuckungen zu amüsieren, — das mutet einem der letzte Harald-Lloyd-Film zu („Harold, halt dich fest!"), der das Prinzip der „Rettung im letzten Augenblick" auf die Spitze, auf die Spitze eines Wolkenkratzers treibt. An dessen grausamer Fassade fährt Harold auf einem lächerlichen Materialaufzug hoch und nieder, ein Spielball ahnungsloser Hände. Ein paar Dutzend Stockwerke tiefer krabbeln Bußchens und Bähnleins. Der Aufzug schlingert, schlägt und splittert gegen Mauervorsprung und Fensterrahmen — die dünnen Brettchen biegen sich bedenklich — hundertmal scheint Harold zu wanken, zu kippen, zu stürzen — hundertmal ergaunert er sich das schon verspielte Gleichgewicht zurück. Dumme Stiefel treten den Kopf des hilflos Turnenden, fallende Fenster klemmen seine klammernden Hände — so tief schläft kein sadistischer Trieb, daß er da nicht wachgekitzelt würde! Und wenn man hundertmal weiß, daß die Gefahr keine ist, daß nur photographischer Trick dieses unwahrscheinlich überzogene Risiko vortäuscht — um so schlimmer! Hier jongliert die Groteske in unfairer Absicht mit tragischen Bällen. Vor diesem durch nichts fundierten, kalt rechnenden Spiel mit dunklen Instinkten, vor dieser plan-

mäßigen Inflation letzter Augenblicke, vor diesem öffentlichen Mißbrauch des tiefsten und unbegreiflichsten Begriffs, den Menschen kennen, trennen sich wahrhaftig die Rassen der Zuschauer: Die es nicht ekelt, die „niedlichen" Dressurakte peitschenfrommer Tiere mitanzusehen — die es nicht verdrießt, das tägliche Todesrisiko keuchender Artisten gegen Entree zu kaufen — die werden auch „Harold, halt dich fest!" komisch finden und ganz und gar nicht peinlich.

Peinlich ist es auch, und nicht etwa tragisch, wenn junge Ehemänner durch abscheuliche Zufälle (Flugzeugabsturz in „Die Heilige Flamme", Beinbruch in „Die Sehnsucht jeder Frau") kurz vor der Hochzeit ihrer körperlichen Liebesfähigkeit beraubt, erotisch außer Gefecht gesetzt werden. Und es ist die gleiche unfaire Spannung, die gleiche wohlberechnete Nervenprobe, wenn man uns in diesen beiden Filmen das sinnlose Leiden der ausgeschalteten Männer, das langwierige Kämpfen und schließliche Fallen der entbehrenden Frauen mitansehen läßt.

Eine Nervenprobe ist es auch, der uns, trotz leichter Hand, Lubitsch in „Monte Carlo" unterzieht — eine Geschlechtsnervenprobe. Wie dort das Sterben, so wird hier die andre letzte Konsequenz: das Lieben — mit allen Mitteln einer hochpotenten Artistik durch einen ganzen Film hindurch hinausgeschoben. Auch hier im Anfang ein verhinderter Ehemann. Doch welche Künste bietet Lubitsch auf, den vorenthaltenen Akt zu rationieren!

Wenn die Balz beginnt, nimmt Rudolf, der sich als Friseur in die Dienste der Geliebten eingeschlichen hat, nach einem von holden Eindeutigkeiten gewürzten Engagementsgespräch vor allem einmal eine raffiniert aufgebaute Ersatzhandlung vor: damit ihr hairdresser sie „fachmännisch" behandeln kann, klagt die Comtesse über Kopfschmerzen. Indem er mit sanften Fingerspitzen ihre Kopfhaut knetend reibt, an den Nervenpunkten angenehm verweilend, absolviert sie alle Stadien von empörter Weigerung über zappelndes Widerstreben bis zum stillen Wonnelaut der Hingabe... Noch eine kurze Nachbehandlung — zärtliche Vibrationsmassage des Arms: „... und was du mir tust, ist gut! ..." Mit dieser Talentprobe hat sich der vorher schon gekündigte Friseur wieder völlig legitimiert: „Sie bleiben!"

Jetzt, sollte man meinen, steht der Sache selbst nichts Ernsthaftes mehr im Wege? Es kommt auch ziemlich schnell, umflattert von dreihundert Tausend-Francs-Scheinen, zu einem präludierenden Kuß. Aber — man soll es sich nicht zu leicht machen — diese Liebesnacht wird nur singenderweise durch die vierfach verschlossene Tür fortgesetzt, um am nächsten Morgen in einem künstlichen Rückzieher der Comtesse zu enden: er sei in ihren Augen nur ein Friseur, kein Mann! — versetzt sie herausfordernd dem doch offensichtlich Geliebten. Mit Recht fühlt der sich in seinen männlichsten Teilen wild provoziert: Er sperrt die Tür ab, zieht sein Sakko aus — Wird er endlich...? Werden sie...? — aber nur, um in höflicher Ironie den Friseurmantel anzulegen... Wieder

nichts? Oder doch? Herrisch reißt der Friseur die angenehm Erschrockene in seine Arme, küßt sie erst kirre, trägt dann die sichtlich Liebesbereite zur harrenden Couch — und verläßt abrupt, um nicht zu sagen: interrupt, in direkt gesundheitsschädigender Rücksichtslosigkeit das Schlafzimmer!

Werden sie nicht doch noch...? — Unbesorgt, sie werden! So versprichts nach weitern Wendungen und Windungen das happy end des Films. Hoffentlich ist ihnen inzwischen nicht die Lust vergangen, die man uns und ihnen so genießerisch aufgespart hat.

Man verstehe richtig: Nichts gegen das Motiv vom verschleppten Liebesakt! Gut die Hälfte aller Weltliteratur, besonders der dramatischen, hat sich in diesem ewigen Rahmen erfüllt. Da greifen Charaktere, Handlungen, Ideen hemmend, fördernd und verstrickend in die Liebestriebe zweier Menschen ein... Diese „Widerspenstige" aber ist gar nicht widerspenstig! Sie ist in Wahrheit von allem Anfang an entschlossen, mit diesem Rudolf baldmöglichst zu Bett zu gehen, und wenn es Hindernisse gibt, so sind sie nur an jenen Haaren herbeigezogen, die für gewöhnlich nicht der Friseur zu behandeln pflegt... Kein Wort auch gegen den Selbstzweck, die Spanne zwischen Wunsch und Gewährung lustvoll zu dehnen — doch sollen solche Umwege geschmackvoller ohne Zeugen genossen sein.

„Harold, halt dich fest": die Groteske krepiert an der geblähten Sensation. „Monte Carlo": die Komödie erstickt an der erotischen Situation. Hier wie dort das fast tabellarisch auskalkulierte Spiel mit letzten Konsequenzen, deren artistische Werte eingesetzt, deren Erlebnisinhalte ausgeraucht sind. Liebe und Tod errechnet als Kitzel und Spannung, entleerte Formen und verlorene Zusammenhänge, fruchtlose Technik und tauber Aufwand — sind das nicht Zeichen der großen Krise?

Vielleicht, daß das Genie ein Vorrecht hat, sich drei Schritt abseits der Zeit abzuspielen, daß Chaplin sich sein Sterben und Werden noch höchst persönlich kommandiert — den übrigen, fürchten wir, könnte selbst eine neue Konjunktur nicht mehr helfen.

Lehár am Klavier von Peter Panter

Es gibt in London einige Kinos, deren Programme nur aus einer tönenden Wochenschau bestehen, das ist recht lustig mitanzusehn. Natürlich ist dieses Zeug zensiert, gesiebt, geprüft und noch einmal geprüft — vom Hersteller bis zum Zensor eine einzige Kette von: „Pst! Das können wir nicht machen! Aufnahmegenehmigung verweigert!", und das interessanteste an dieser Wochenschau ist sicherlich das, was sie alles nicht und niemals bringt.

Sie zeigt hauptsächlich Massen: Feste und Aufzüge und immer wieder Militär und Flottenrevuen in tausend verschiedenen Aufmachungen. Der Steuerzahler hat ja etwas von seinem

Militär: nicht nur, daß er gratis totgeschossen wird, wenn die nationale Ehre es erfordert, nein, schon im Frieden ersetzt ihm das Militär die große Oper. Das bekommt man hier alles zu sehn.

Und Rennen werden vorgeführt, die so geschickt photographiert sind, daß man auch vom besten Platz niemals so viel und so gut beobachten könnte ... und plötzlich, mitten in London, was wär denn jetzt dös? Da hätten wir den Herrn Lehár.

Ein Text zeigt an, daß er nun gleich erscheinen wird, und daß er uns etwas auf dem Klavier vorspielen wird, und daß man auch zugucken könnte, wie er an einer neuen Operette arbeiten täte. Ich sehe solche unanständigen Sachen für mein Leben gern, und vor Aufregung kniff ich mir ins Bein, weil keiner da war, den ich hätte kneifen können — und los gings. Da war er.

Da saß also ein ziemlich dicker, gemütlicher Mann an einem Klavier, und die Wochenschau sprach mit seiner Stimme:

„Ich freie mich, daß meine Melodien in der ganzen Welt gespielt werden, und ich heere, daß man mich nun auch mal sehen mechte ... und daher ..."

Und daher spielte er uns zunächst auf einem sehr mäßigen Klimperkasten je ein paar Takte aus seinen alten Operetten, von denen ja die „Lustige Witwe" wirklich hübsche Musik enthält. Und dann spielte er dieses, und dann spielte er jenes, und warum soll er nicht, das wäre ja alles gut und schön. Nun aber kam das mit der neuen Operette — wir sollten einen Blick in die Werkstatt des Meisters tun.

In der Werkstatt standen zwei Librettisten.

Allmächtiger Vater im Himmel, der du die Käsemaden erschaffen hast und den Hitler, die Hundewürstchen und schwarze und rote Pfaffen und die fleischliche Liebe mit Kompott — lieber Gott, das hättest du nicht tun dürfen! Das nicht. Aber es war sehr lehrreich.

Die ischler Kurpromenade kenne ich nur in unbevölkertem Zustand, aber jetzt weiß ich endlich, wie die Leute aussehen, die in Lehárs „Friederike" den Satz aufgeschrieben haben: „Ja, hier ist alles in Poesie getaucht!" Da standen die beiden Taucher, und es war ganz herrlich. Der eine, der Kleine, sagte gar nichts, er stand nur da und war der Textdichter. Der größere Taucher aber, das war der, der die schönen Lieder schreibt, und eines davon hatte er auf einem Papier in der Hand, und sie taten so, als seien sie in der Werkstatt, das waren sie aber nicht, dazu wurde zu wenig gefuchtelt, es ging alles so ruhig her, und der Taucher sagte zu Lehár: „Spiels amal, damit wir sehn, obs auch klappt!"

Und Lehár spielte, und der Taucher sang mit ... nein, das ja nun nicht, denn er konnte nicht singen, und das kann ja auch kein Mensch von ihm verlangen. Gott, es singen so viele, die das nicht können! Und er fing an:

Wenn die Liebe will,
stehn die Sterne still ...

aber da unterbrach er sich und sprach: „Ich deute nur an" und dann deutete er an:

„Und die ganze Erde wird ein Märchenland!" — und Lehár paukte, und der Kleine stand dabei, und:

„Der Erfolg einer Operette hängt in hohem Maße von einem guten Libretto ab. Die Personen des Stückes müssen lebenswahr gezeichnet und ihr Schicksal dem Verständnis des Publikums nahe gebracht werden. Ich nehme gewöhnlich ein Libretto nur dann an, wenn mich das Geschick der Heldin des Stückes packt und wenn mich die Erlebnisse des Helden so gefangennehmen, als handele es sich um meine eigene Person. Die Schürzung des Knotens und dessen Lösung muß zwanglos und in logischem Zusammenhang erfolgen." Also sprach Lehár.

Es war sehr erhebend. Man hörte ordentlich den Tenor, wie der das aber nun hinlegen würde. Ein männlicher Kritiker sollte niemals etwas über Tenöre aussagen — wir sind da nicht kompetent. Wenn die Frauen so leise zerfließen, weil der Tenor im Falsett haucht: davon verstehen wir nichts, das ist ein physiologischer Vorgang, und Männer haben ja nur ganz selten einen Uterus. Wir müssen uns bescheiden: es ist dies eine Art, der Liebe teilhaftig zu werden, die uns verschlossen bleibt.

„Warum besitzt nun die Operette eine weit größere Anziehungskraft auf das Publikum als irgend ein anderes Bühnenwerk? Meiner Meinung nach liegt es daran, daß die Operette dem allgemeinen Geschmack am meisten gerecht wird. Die Oper, das Schauspiel, die Komödie, ebenso wie Novelle oder Gedicht bleiben in ihrer Wirkung auf einen Teil des Publikums beschränkt. Die Operette dagegen wendet sich an die gesamte Bevölkerung und findet überall Liebhaber. Man hat oft genug behauptet, daß die Operette dem seichten Geschmack des Publikums entgegenkomme. Trotzdem möchte ich behaupten, daß eine gute Operette durchaus geschmackbildend wirken kann. Dem kultivierten Zuschauer schafft sie Anregung und Vergnügen, während sie andererseits den Geschmack primitiver Naturen zu heben geeignet ist. In der Operette macht sich die Kunst sozusagen über sich selbst lustig. Der dramatische Sinn lacht über die törichten Verwicklungen des Lebens, der musikalische Sinn freut sich der graziösen und spielerischen Flüssigkeit der Melodien, das Auge ergötzt sich an den prächtigen Kostümen und den stilvollen Dekorationen. Alles in der Operette dient nur dem einen Zweck, dem Zuschauer eine ungetrübte Freude zu bereiten. In jedem Menschen schlummert, wie Nietzsche sagt, das große Kind. Diese Bemerkung trifft auf jeden Zuhörer der Operette, besonders aber auf die Frau zu, die mächtigste Verbündete der Operette. Sie sieht sich selbst in der Primadonna verkörpert, von der Bewunderung, die man der Heldin entgegenbringt, fühlt sie sich selbst umschmeichelt. Für die Frau tragen alle Operetten den Titel: Wie gefalle ich dem Mann? Aus Musik, Text und darstellerischer Leistung schöpft sie neue Kenntnis der Anmut und Kunst des allewigen Liebesspiels." Also sprach Lehár.

Dabei klingen alle seine Melodien ganz gleich, es ist gewissermaßen die ewige Melodie, und man kann sie alle untereinander auswechseln. Puccini ist der Verdi des kleinen Mannes, und Lehár ist dem kleinen Mann sein Puccini.

Und dieser Dreck ist international, und die ausübenden Künstler bilden sich gewiß ein, sie erfüllten eine hohe Kulturmission, wenn sie das Zeug in aller Welt sängen. „Denken Sie, der Mut! Er singt in England und nun gar vor dem König deutsch!" Die nationale Ichbezogenheit der Deutschen glaubt ja gern, daß überall „etwas passiert", wenn sie auftauchen; es geschieht aber in Wahrheit gar nichts, und in London kann einer abessinisch, nordchaldäisch, deutsch oder hebräisch singen: wenn er nur gut singt.

Brot und Spiele... Mit dem Brot ist es zur Zeit etwas dünn. Na, da spieln mir halt. Lehár, mein Lehár, wie lieb ich dich —!

Alle spielen Blindekuh von Alice Ekert-Rothholz

Wenn wir alles das wüßten, was wir nicht wissen
Unser Leben wäre nochmal so bescheiden...

Wenn wir wüßten, daß wir am 12. Dezember 19.. beim Mittagessen
sterben werden
Dann wär dieser angesagte Tod
ein Gummiknüppel, der ständig droht.
Wir werden ausbrennen.
Ganz plötzlich. Wie unser elektrisches Licht...
Aber noch können wir leuchten —
Denn wir wissen es nicht.

Wenn wir wüßten, daß unsere liebe Ehebraut uns zu Neujahr
verlassen wird
Wir würden ihr erstens nichts mehr zu Weihnachten schenken
Und von Anfang an nur an dies Ende denken.
Sie wird uns verlassen.
Aber noch gehört uns die Stimme, der Duft, das geliebte,
kleine Gesicht...
Noch können wir küssen
Denn wir wissen es nicht.

Wenn wir wüßten, daß unser kleiner Angestellter uns vom Chefsessel
stoßen wird
Wir würden ihm nicht ganz so gönnerhaft die Schulter klopfen
Sondern ihm dafür den Zugang zum Innenbetrieb verstopfen.
Er wird uns stoßen.
Aber noch trägt er sein gesichtloses Untergebenengesicht...
Noch können wir klopfen —
Denn wir wissen es nicht.

Wenn wir wüßten, daß unsere kleinen Söhne im August 19.. zum
fröhlichen Schlachtfest
marschieren werden
Wir würden wie in roten Nebeln gehn
Und uns keine Militäroper im Kino besehn.
Sie werden marschieren.
Auf zum Gasmaskenball! Pour le crédit! Für die Pflicht!
Aber noch können wir scherzen —
Denn wir wissen es nicht.

Wie praktisch, daß wir nichts von Morgen wissen!
Was würde sonst aus unserm festen Schlaf?
So ist man bis zum Tod ein neugebornes Schaf...
Nichts wissen ist ein sanftes Ruhekissen.

Bemerkungen

Das Verbot des ‚Angriffs'

Der Polizeipräsident von Berlin hat das Blättchen des Herrn Goebbels verboten, weil es den hanebüchenen Schwindel kolportiert hat, das Eisenbahnattentat von Jüterbog wäre von Reichsbannerleuten inszeniert worden. Die liberale Presse zollt diesem Verbot lauten Beifall und fordert weitere strenge Maßnahmen.

Wir können uns dieser Forderung nicht anschließen, weil sie an die Grundlagen der Pressefreiheit rührt. Morgen können schon andre Herren regieren als heute. Die gleichen Verordnungen, die heute einen unbestreitbaren Exzeß züchtigen, können morgen schon eine unbequeme Wahrheit unterdrücken. Es gilt den Anfängen zu widerstreben, mag der Widerstand auch, wie hier, aus moralischen und geschmacklichen Gründen noch so schwer fallen.

Das Reichsbanner hat als politische Organisation auf keinen andern Schutz Anspruch als auf den in den Gesetzen vorgesehenen. In dieser Zeit sind alle politischen Gruppen, und die oppositionellen nicht zum wenigsten, beschimpft und verleumdet worden. Es gibt keine politisch aktive Gruppe, die nicht schon mitten im Streukegel der Schmutzgranaten gestanden hätte. Pazifisten werden von Frankreich bezahlt, Kommunisten von Moskau — nicht wahr? Der Vorwurf, das Reichsbanner wäre am Attentat auf den D-Zug beteiligt, ist nicht intelligenter als der von der gesamten berliner Presse gegen die KPD erhobene Vorwurf, sie hätte die Polizistenmorde am Bülow-Platz veranstaltet. Und doch hat das Polizeipräsidium nicht daran gedacht, im Interesse der innern Sicherheit und Ordnung auch nur ein einziges Blatt deswegen zu verbieten. Es hätte dann mit dem ‚Vorwärts' anfangen müssen.

Grundsatz muß bleiben: die Presse reguliert sich selbst! Sie kämpft gegen die unanständigen Erscheinungen in ihren Reihen, verzichtet dabei aber, das trojanische Pferd der Staatsautorität in ihre Mauern zu holen. Das wäre Selbstmord in einer Zeit der Ausnahmegesetze, wo es dem Staat nicht so sehr darauf ankommt, die schlechte Presse zu unterdrücken als vielmehr die Meinungsfreiheit überhaupt zu beschränken. Keine Silbe zugunsten des kleinen Goebbels, der mitsamt seinem Walkürenchor baldigst nach Nebelheim fahren möge, aber alles für jene Presse, die heute noch den Mut zum freien Worte findet.

Herr Wichtig

Im Verlag Orell Füssli in Zürich ist ein kleines Buch von Rolf Italiaander erschienen „So lernte ich segelfliegen". Der Verfasser, ein Sechzehnjähriger, erzählt darin von einem Segelfliegerkurs, den er in Rossitten besucht hat; ein wenig zu fertig, nicht ganz so unmittelbar, wie man sich das wünschte — aber im großen ganzen recht sympathisch. Wir erfahren aus dem Büchlein dies und jenes, auch, daß es bei dieser Erziehung durch alte Offiziere nun einmal nicht ohne jene militärische Schroffheit abgeht, die auf die Betroffnen wie süße Liebkosung wirkt... also das ist ein masochistischer Erbfehler. Nun aber hat das Buch ein Vorwort, und das sieht so aus:

Lieber Rolf Italiaander!

Soeben bin ich mit dem Manuskript Ihres „So lernte ich segelfliegen" fertig. Das war mir eine hocherfreuliche Weihnachtslektüre. War ich doch selbst im August dieses Jahres zum erstenmal in Rossitten gewesen und stand noch ganz unter dem Eindruck dieser Landschaft und dieser Schule!

Der Segelflug ist ein stolzes Zeugnis für die Leistungen deutschen Geistes trotz schwerster äußerer Bedrückung.

Freut euch, ihr deutschen Jungens und — Mädels, an dieser Schilderung deutscher Jugendlust beim Segelflug!

Dominicus
Staatsminister a. D.
1. Vorsitzender des Deutschen Luftfahrverbandes.

Man sieht den Mann: ein ehemaliger Kommunalbeamter, behängt mit Titeln und einem ewigen Gehrock, etwas Grausliches.

Frage: Warum ist der Segelflug ein stolzes Zeugnis deutschen Geistes trotz schwerster äußerer Bedrückung? Das ist doch gar nicht wahr. Diese Jungen da freuen sich an einem Sport, das geschieht in jedem Lande, und es sei ihnen gern gegönnt. Wozu muß in diese, wie man denken sollte, harmlose Betätigung das Gift des Nationalismus hineingetragen werden?

Weil in Deutschland keine Verdauungsstörung vor sich geht, ohne daß nicht einer dazu brüllt: „Im Felde unbesiegt! Trotz allem! Hurra!" Sie bekommen es sogar fertig, ein Fliegerdenkmal zu errichten, auf dem diese Unwahrheit prangt:

Wir toten Flieger
Blieben Sieger
Durch uns allein.
Volk
Fliege wieder
Und du wirst Sieger
Durch dich allein.

Schön, aber falsch. Die toten Flieger sind jene, die abgeschossen, also unterlegen sind — was ihnen gewiß nicht zur Schande gereicht. Aber aus einem Abschuß, den man im umgekehrten Fall als Glorie feiert, einen Sieg zu konstruieren, das geht doch wohl nicht an.

Rossitten. Segelflug an der Rhön. Herr Dominicus, Staatsminister a. D. Verein für das Deutschtum im Ausland. Es ist überall dasselbe.

Es ist übelste Wichtigmacherei, Nationalismus, geistige Aufrüstung an allen Ecken und Enden und Reklame für den nächsten Krieg.

Ignaz Wrobel

Was sich auf der Erde begibt, wenn die Ernte gut ist

Washington, 13. Aug. (United Preß.) In den Baumwollstaaten des Südens herrscht eine völlige Panikstimmung infolge der unerwartet hohen Ernteschätzung des Landwirtschaftsamtes.

Pessimisten rechnen bereits damit, daß die Baumwollpreise auf den unerhörten Tiefstand von 5 Cents pro Pfund herabsinken werden. Der Vorschlag des Landwirtschaftsamtes, gegebenenfalls ein Drittel der Ernte zu vernichten, wird als eine Verzweiflungsmaßnahme angesehen, die schwerlich durchführbar sein würde. Gewiß wird darauf hingewiesen, daß die Ernte infolge schlechter Witterung oder durch Insektenschäden hinter den Schätzungen der Regierung zurückbleiben könnte.

Washington, 13. Aug. (Wolff.) Das Federal Farm Board hat den Gouverneuren der 14 baumwollerzeugenden Staaten telegraphisch anempfohlen, den Pflanzern nahezulegen, ein Drittel der bevorstehenden Baumwollernte einfach zu vernichten. Als Gegendienst verpflichtet sich das Farm Board, seinen Überschuß an Baumwollvorräten ein Jahr lang zurückzuhalten. Der Vorsitzende des Farm Board, Stone, erklärte in einem Telegramm an die Gouverneure: Wenn dieser Vorschlag voll durchgeführt wird, so bedeutet er eine Verminderung der gesamten Baumwollernte um mindestens vier Millionen Ballen und eine Einschränkung der Belieferung des diesjährigen Marktes um weitere drei Millionen Ballen.

Washington, 13. Aug. (United Preß.) Auf die Empfehlung, ein Drittel der diesjährigen Baumwollernte zu vernichten, die, wie gemeldet, das Bundes-Landwirtschaftsamt an die Gouverneure der 14 Baumwollstaaten drahtet, haben einige Staaten bereits geantwortet. Texas ist bereit, hierbei mit dem Bundes-Landwirtschaftsamt zusammenzuarbeiten, ebenso der Staat Mississippi. Der Staat Louisiana bindet sich in seiner Antwort nach keiner Seite hin, während Nord-Carolina bereit ist, mit allen seinen Kräften mitzuarbeiten. In der Antwort des Staates Florida wird eine Aufstapelung der Vorräte einer Vernichtung vorgezogen. Soweit sich übersehen läßt, sind die Baumwollpflanzer nicht dem Vorschlag geneigt, jede dritte Reihe auf den Baumwollfeldern einzupflügen, statt abzuernten. Andrerseits glaubt man, daß die Pflanzer doch nicht ihre ganze Ernte einbringen, vielmehr große Mengen Baumwolle auf den Feldern stehen lassen werden.

Der Heilige der Notverordnung

...Ich weiß schon, wer das fertigbringt. Wir werden die Notverordnung dem lieben hl. Franz von Assisi in die Hand geben. Er wird sie durchs Land tragen und sogar noch die Laute dabei spielen. An seiner Seite sollen gehen die hl. Elisabeth und der hl. Antonius. Die drei kommen aus den Anfängen des kapitalistischen Zeitalters und haben die Liebe erneuert, als die Gewinnsucht anfing, die Menschen härter zu machen. Nichts mehr brauche ich hier hinzuzufügen, ist doch alles gesagt in dem einen Gedanken: Die Notverordnung gehört in die Hand des hl. Franziskus... Er wird es schon schaffen.

Pater Muckermann in der ‚Essener Volkszeitung'

Das Lied vom Dingeldey

Was ist des Deutschen Volkspartei?
Ich rufe es in den Wald und lausche;
da kommt ein verworrenes Gerausche:
Dingel-dey!
Dingeldey!

Die Hühner lachen in den Ställen
und lassen was fallen, aber kein Ei;
die Hunde heben das Bein statt zu bellen —
Dingel-dey!
Dingeldey!

Ein altes Weibchen löffelt Brei;
der letzte Zahn ist ihm entschwunden;
es mummelt und hat doch etwas gefunden:
Dingel-dey!
Dingeldey!

Die mit dem Bauch und mit dem Schinken.
die fühlen sich so beherzt und frei,
wenn sie ihm: Pröstchen! und: Wohlsein! trinken —
Dingel-dey!
Dingeldey!

Die Infantrie und Reiterei,
die ollen Großpensionsverzehrer,
die präsentieren ihm die Gewehrer:
Dingel-dey!
Dingeldey!

Gibt es ein höheres Glück auf Erden
als so von allem, was vorbei
und modrig ist, geliebt zu werden —
Dingel-dey!
Dingeldey!

Peter Scher

Überfall auf die Reichsbank

Die Reichsbank bittet uns mitzuteilen, daß der Überfall auf ihre Filiale in der Innsbrucker Straße nicht von ihr zu Reklamezwecken veranstaltet worden ist. Wie nichtig dies Gerede ist, beweist schon der Umstand, daß es sich dabei um maskierte Räuber gehandelt hat. Die Leute, die das Reich bestehlen, tragen keine Masken.

Liebe Weltbühne!

Zwar bin ich kein Bürger der Universität, aber ich komme doch manchmal hin. Bei so einer Gelegenheit mußte ich mal hinaus. Und wie überall die Hitlerleute bei Bedürfnissen das Bedürfnis haben, ihre kernigen Sprüche an die Wand zu malen, so auch hier. „Heil Hitler", „Hoch das dritte Reich" etcetera. Am meisten und am dicksten stand: „Juden raus!" Und unter jedes dieser Judensprüchlein hatte einer druntergesetzt: „Hitler hierbleiben".

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Sonnabend 16.30: Internationales Freundschaftstreffen anläßlich der Anwesenheit von Austauschschülern aller Nationen im Kaisergarten am Stößensee.

Hamburg

Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Timpe, Grindelallee 12: Struktur und Konjunkturkrise, Stern uud Dr. Richter.

Bücher

Alfred Kurella: Mussolini ohne Maske. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Königswusterhausen 17.30: Die moderne Französin im Leben und in der Literatur, Felix Stössinger. — Breslau 20.30: Querschnitt durch deutsche Bauerndichtung von Rudolf Mirbt. — Leipzig 20.30: Otto Bernstein liest aus Wielands Abderiten. — **Mittwoch.** Berlin 17.15: Praktische Fürsorge für Jugendliche, Kurt Großmann. — München 21.00: Für Ludwig Thoma. — Leipzig 21.10: Querschnitt durch Ludwig Thoma von Erich Fortner. — **Donnerstag.** Berlin 18.35: Die Salzburger Festspiele, Herbert Ihering. — Leipzig 19.00: Das Welt- und Lebensbild Theodore Dreisers von M. Kunath. — 20.30: Prometheus, Literatur und Musik. — **Freitag.** Breslau 17.45: Theodore Dreiser, Franz Fein. — Berlin 18.35: Die neue literarische Saison, Gottfried Benn. — **Sonnabend.** Berlin 19.30: Kulturliberalismus, Samuel Saenger und Herbert Blank.

Antworten

Licht Bild Bühne. In Ihrer Ausgabe vom 17. August verunzieren Sie unsre sachlich klaren Anschuldigungen gegen die dramaturgische Abteilung der UFA mit törichten Verdrehungen und schielen dabei wohl auf den größten deutschen Filminserenten, der Ihren Verleger bereits genugsam am eignen Leibe wie auch durch publizierte Prozeßberichte als „provisionellen Zwischenverdiener" kennen gelernt hat. Abgesehen davon, daß grade Ihnen also die moralische Berechtigung zu solchen Bemerkungen nicht zukommt, haben Sie unsre Ausführungen weder richtig gelesen noch verstanden. Denn wir sind seit Bestehen unsrer Zeitschrift gegen jegliche verwerfliche Vermittlertätigkeit, kennen aber die fast traditionelle Abneigung der Filmindustrie gegen Originalstoffe und glaubten die Öffentlichkeit von den unhaltbaren Zuständen innerhalb der dramaturgischen Abteilung der UFA unterrichten zu müssen. Eine Klage der UFA gegen uns und den Verfasser des Artikels ist uns bisher nur aus dem von Ihnen angeführten Artikel des ‚Montag Morgen' bekannt. Einem gerichtlichen Vorgehen der UFA sehen wir in aller Ruhe entgegen, waren aber von vornherein davon überzeugt, daß durch den Mund des offiziellen UFA-Organs ‚Kinematograph' bewußt falsche Melodien verbreitet würden.

Kampfkomitee für die Freiheit des Schrifttums. Sie verbreiten an die Unterzeichner Ihres auch hier, in Nummer 31, abgedruckten Aufrufs ein Rundschreiben, in dem es unter anderm heißt: „Hingegen sind aus dem Komitee ausgeschieden: Doktor Kurt Hiller, Walther Karsch und Doktor Erich Kästner, da sie mit dem Beschluß des Komitees, die Notverordnung gegen Pressefreiheit in ihrer Gesamtheit zu bekämpfen, nicht einverstanden waren. Die genannten Herren wünschten, den ersten Paragraphen der Notverordnung, der den Regierungen das Recht zu Zwangsveröffentlichungen in allen Zeitungen einräumt, von der Bekämpfung auszuschließen." Hierzu erklären Kurt Hiller, Walther Karsch und Erich Kästner: „Diese Darstellung ist von A bis Z unwahr. Es entspricht nicht den Tatsachen, daß wir mit einem Beschluß, die Notverordnung in ihrer Gesamtheit zu bekämpfen, nicht einverstanden waren. Wir haben uns nur der Zumutung widersetzt, daß niemand seine im Einzelnen abweichende Meinung kundgeben dürfe und daß alle Mitglieder verpflichtet sein sollen, die Notverordnung in jedem Punkt zu bekämpfen. Da wir glauben, daß das Prinzip des § 1 zu billigen ist und keinen Eingriff in das Recht der freien Meinungsäußerung bedeutet, man nur fordern muß, daß die Redaktion auch auf Berichtigungen sofort antworten dürfe und daß der Umfang des unentgeltlich aufzunehmenden Regierungstextes begrenzt werde (was inzwischen ja geschehen ist), so blieb uns nur der Austritt übrig, da wir uns dem Gewissenszwang nicht beugen wollten, ein Prinzip zu bekämpfen, das wir für richtig halten. Vor allem aber ist es unwahr, daß wir wünschten, den ersten Paragraphen von der Bekämpfung auszuschließen. Es ist uns gar nicht eingefallen, unsrerseits auf irgendjemanden einen Gewissenszwang auszuüben. Wir wollten niemanden in seiner Agitation gegen den ersten Paragraphen behindern, nur verlangten wir für uns das Recht, unsre abweichende Meinung kundzutun. Wäre nicht bei der kommunistischen Mehrheit der Teilnehmer jener Sitzung die Tendenz deutlich spürbar gewesen, uns das Mitarbeiten zu erschweren, wenn nicht überhaupt unmöglich zu machen, so hätte man sich einigen können, um so mehr, als wir unsern Kampf in erster Linie gegen den Paragraphen 2 der Notverordnung zu richten haben, der bestimmt, daß Druckschriften beschlagnahmt, eingezogen und, falls es periodische sind, bis zu sechs Monaten verboten werden können, ‚wenn durch ihren Inhalt die öf-

fentliche Sicherheit und Ordnung gefährdet sind'. Daß einige der Mitglieder sogar der Ansicht waren, man müsse in erster Linie den Paragraphen 1 bekämpfen, zeigte uns, wie es mit dem Willen dieser Mitglieder bestellt ist, über das bloße Protestgeschrei hinaus dem Ausschuß eine so breite Basis zu geben, daß die Verwirklichung unsrer Forderungen aussichtsvoll erscheint. Wir hatten vor, die Tatsache unsres Austritts nicht öffentlich bekanntzugeben. Die Unwahrheiten, die der Ausschuß verbreitet hat, zwingen uns leider, sie in aller Öffentlichkeit zu berichtigen, besonders da die Zusage eines Komiteemitgliedes, eine Gegenerklärung von uns an die Empfänger jenes Briefes zu verbreiten, vom Komitee nicht erfüllt wurde. Das Komitee hat einen Brief Walther Karschs an dieses Mitglied und die darin enthaltene Erklärung in einem den Kern der Sache nicht berührenden Schreiben beantwortet und stellt in Aussicht, ‚mit dieser Angelegenheit, die zur Klärung der Frage, was eigentlich Kampf der Fortschrittlichen gegen Reaktion bedeute, vor die Öffentlichkeit zu treten'. Wir sehen diesem Schritt mit Fassung entgegen."

Fritz Goldenring. Sie schreiben: „Unser hoher Reichsfinanzhof hat es nicht leicht. Da klagte vor einiger Zeit ein Mönchsorden auf Steuerbefreiung. Die Mönche wollten als ‚Berufsverband' angesehn werden. Aber der Reichsfinanzhof wies sie ab. In der Urteilsbegründung definierte der Richter den Begriff ‚Beruf'. Und da liest man nun restlos entzückt: ‚Beruf ist die Hingabe einer physischen Person an ein Tätigkeitsfeld, das sich als eine Funktion im Leben des Gesamtorganismus darstellt.' (Urt. II. A 490/30.) Also zitiert in einer der letzten Nummern der ‚Deutschen Juristen-Zeitung'." Merkwürdig, wie der hohe Reichsfinanzhof in die Diktion des Herrn Professors Vandervelde gerät.

Leo Monosson. Sie erwidern auf die von Herbert Connor in Heft 28 aufgestellte Behauptung: „Es erscheint demnächst ein Schlager, der zwar von Rillo textiert ist, dessen Schlagzeile ‚Wenn meine Olle verreist ist' aber vom Rundfunksänger Leo Monosson stammt" —: „ein so betitelter Schlager erscheint gar nicht, Richard Rillo hat nie so einen Schlager textiert, die Schlagzeile ist tatsächlich von mir, aber auch nicht nur die Schlagzeile, sondern der ganze Schlagertext, den ich dem Komponisten Otto Stransky neulich zur Vertonung überlassen habe." Für die Berechtigung, daß der Schlagzeilen-Verfasser an dem betreffenden Schlager beteiligt werden müsse, führen Sie an, daß die Schlagzeile zumeist entscheidend für den Erfolg des Schlagers ist. Es könne also keine Rede davon sein, daß die Schlagersänger durch Überlassung eines Anteils an den Aufführungsrechten bestochen werden. Unsre Stellung zu der ganzen Angelegenheit finden Sie in einer Antwort „Rundfunkhörer" aus der vorigen Nummer.

Kleist-Verlag, Berlin W 62, Courbierestr. 12. Sie beabsichtigen, einen Novellenband von Franz Hammel „Die schwarzen Gitter" herauszugeben, der die Schicksale von Fürsorgezöglingen, Sträflingen und Zuchthäuslern schildert. Franz Hammel war mehrere Jahre Fürsorger in Strafanstalten. Um die Herausgabe des Bandes überhaupt zu ermöglichen, rufen Sie zur Subskription auf. Der Subskriptionspreis beträgt 1,80 Mark.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Am runden Tisch von Carl v. Ossietzky

Zur Beurteilung der letzten englischen Regierungskrise und ihrer provisorischen Lösung reichen deutsche Maßstäbe nicht aus. Westminster und Republik-Platz, Downing Street und Wilhelm-Straße, da läßt sich keine geistige Linie ziehen, so gern auch unsre Politiker englischen Schnitt tragen möchten. Hier: langgewalzte Krisen, kühle Mißachtung der Verfassung, Diktatur der Bureaukratie. Drüben: schnelle praktische Lösungen, strenge Beachtung der durch Gesetz und Überlieferung geheiligten Formen. Bei uns: Verschweigen von Gefahren, Optimismus erste Bürgerpflicht. Jenseits des Kanals: schonungslose Aufdeckung der politischen und wirtschaftlichen Wahrheit, ja starke Übertreibung, um materielle und geistige Widerstandskräfte zu wecken. Der Labourpremier wendet sich hilfesuchend an den Oppositionsführer, der sich ohne strangulierende Bedingungen zur Mitarbeit bereit findet. Zwar trennt ihn dieser Schritt von seiner eignen Partei. Aber er nennt die Genossen von gestern nicht „schlechte Patrioten", weil sie ihm nicht mehr zu folgen vermögen, und sie selbst, die ihn der ernstesten Parteigefährdung zeihen, schelten ihn deswegen nicht „Sozialverräter" oder „Renegat". Eine nüchterne und saubere Abwicklung unter Beachtung oft erprobter Spielregeln. Man gibt der Politik viel, aber nicht mehr als ihr zukommt. Man packt ihr keine Weltanschauung, kein zweifelhaftes Philosophem auf; kein Fanatismus lodert. Auf Anständigkeit der Haltung, die äußerste Anspannung aller Energien nicht zu beeinträchtigen braucht, wird mehr Wert gelegt als auf Prinzipien oder auf das Bewußtsein, der bessere Mensch zu sein. So hat England den Krieg gewonnen, so tritt es in den Kampf gegen den größten Gegner, den seine Macht bisher gefunden hat, gegen die Weltkrise der Wirtschaft.

Nachdem man dies mit dem Neid des Fernwohnenden und an schlechtere politische Formen Gewöhnten gern konstatiert hat, muß man leider zur Sache sagen, daß James Ramsay MacDonald und Philip Snowden einen verhängnisvollen Weg eingeschlagen haben, indem sie in der Kapitulation vor der City und den amerikanischen Bankiers die einzige Rettung sahen. Es wäre verfehlt, ihnen persönlichen Ehrgeiz zu unterschieben, Festhalten an Ministersesseln, die ihnen nicht mehr gehören. Beide haben nicht nur im Krieg, als sie in schärfster Opposition standen und alle Konsequenzen trugen, ihre Makellosigkeit bewiesen. Aber beide teilen mit den meisten sozialdemokratischen Führern von heute den Unglauben in die Bedeutung proletarischer Aktionen. Wo Kapitalismus und Arbeiterschaft im Interessenkampfe zusammenstoßen, da muß die Arbeiterschaft der schwächere Teil sein und nachgeben. Auch die englische Sanierung soll auf Kosten der Arbeiterschaft geschehen, und dabei ist noch gar nicht sicher, ob diese Sanierung mit den Mitteln eines überalterten und nicht mehr schöpfungskräftigen Kapitalismus auch gelingen wird. Das

Opfer der Arbeiterschaft dürfte also wahrscheinlich ganz umsonst dargebracht werden.

Dabei ist durchaus zu verstehen, daß MacDonald sich von seinem Amt nur schwer trennen mochte, denn er hätte mehrere gut angefangene Arbeiten liegen lassen müssen. So wenig erfolgreich die Wirtschaftspolitik seines Kabinetts auch gewesen sein mag, so tief hat er sich doch als Außenpolitiker in das Gedächtnis der Welt eingeschrieben. Wir haben die Außenpolitik des Labour-Kabinetts oft scharf kritisiert und Deutschland vor Illusionen darüber gewarnt. Aber unbestreitbar ist auch, daß MacDonald in die Außenpolitik, wo sich ja nicht grade frischeste Jugend zu tummeln pflegt, neues Blut und neue Methoden gebracht hat. Er hat die Außenpolitik wieder aktiv gemacht, er hat die Escarpins der Diplomaten durch solide Straßenschuhe ersetzt, er hat das geheimnisvolle Getue der Routinierten durch direkte Aussprache abgelöst. Und selbst, wo es hart auf hart ging, wie bei dem haager Rededuell zwischen Snowden und Chéron, mußte man sagen, daß es besser ist, sich Gift und Galle von der Seele zu reden, anstatt mit höflicher Miene einen ungelösten häßlichen Rest weiterzuschleppen. Das andre nicht zu Ende geführte Werk ist der Ausgleich mit Indien, der mit der Round-Table-Konferenz begonnen hat. Bei diesem Unternehmen, das zunächst unter schlechten Sternen stand, hat sich MacDonald am besten bewährt, und er mag sich sagen, daß er zur Fortführung geeigneter ist als selbst ein so konzilianter konservativer Premierminister wie Stanley Baldwin. Mit Rücksicht auf die indische Frage ist wohl auch der Lordkanzler Sankey im Kabinett geblieben, der bei den Verhandlungen einen überlegenen Geist bewiesen hat. Dieser unerwartet gute Ausgang der ersten Konferenz mit den indischen Vertretern mag in MacDonald die Vorstellung erweckt haben, daß sich alles am besten am runden Tisch regeln läßt. Auch die Finanzkrise, auch die innere Politik. So spielte er in dem Augenblick, wo nach Menschendenken seine Herrschaft abgelaufen schien, die Karte des Konzentrationskabinetts aus. Und so sieht heute die ganze Welt etwas erstaunt auf eine englische Regierung, in der sämtliche Parteiführer sitzen. Diese Regierung hat ihr eignes Dasein nur kurz befristet. Sie will nur das Budget in Ordnung bringen und dann Neuwahlen ausschreiben. Und dann soll wieder eine Partei die ganze Verantwortung übernehmen.

Für das wirtschaftspolitische Versagen der Labourists kommt mildernd in Betracht, daß sie im Parlament keine absolute Majorität hatten, sondern auf die Unterstützung der Liberalen angewiesen waren. Sie konnten also keine eigne Idee entwickeln, und MacDonald war nicht ganz im Unrecht, als er die Verantwortung für das Defizit von 120 Millionen auch auf die Schultern der andern Parteien legte. Der Bericht der Sparkommission, die alles in Ordnung bringen sollte, hatte ein arges Dilemma geschaffen. Zwei Vorschläge standen sich gegenüber. Der eine forderte eine Kürzung der Arbeitslosenbeiträge, der andre einen zehnprozentigen Zollzuschlag auf alle eingeführten Waren. Gegen den ersten Punkt standen die

Gewerkschaften, gegen den zweiten die liberalen Freihändler. So war also eine Einigung nicht zu erzielen, und der Premierminister wagte vor einem unausgeglichenen Budget, mitten in einer internationalen Kapitalkrise keine Neuwahlen zu veranstalten.

Vielleicht wäre trotzdem manches anders gekommen, wenn in diesen kritischen Wochen nicht Lloyd George, der wirklich konstruktive Kopf, auf den Tod krank niedergelegen hätte. Die Sozialisten MacDonald und Snowden haben sich dem Diktat der City bedingungslos unterworfen. Lloyd George, der alte Liberale mit dem echt revolutionären Temperament, dem England seine Sozialpolitik verdankt und der erst kürzlich den Citybankiers ihre Rückständigkeit und Selbstzufriedenheit in härtesten Worten vorgeworfen hat, wäre wohl imstande gewesen, eine Lösung zu finden, die weniger auf Kosten der breiten Massen erfolgt wäre. Denn er hat oft genug die Fähigkeit bewiesen, seinen Willen durchzusetzen. Und grade in den letzten beiden Jahren hat Lloyd George im Parlament wiederholt den stürmischen Beifall der Labourfraktion gefunden, nicht grade zur Freude MacDonalds.

*

England hat also jetzt seine „nationale Regierung", eine Tatsache, deren Ausstrahlungen unbestreitbar sind. Auch Hugenberg und Hitler begreifen das, und die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' dringt schon darauf, das englische Beispiel nachzuahmen. Léon Blum wirft im ‚Populaire' seinem Genossen MacDonald vor, er habe die Reaktion der ganzen Welt ermuntert und damit unnennbaren Schaden angerichtet. Wir glauben, er hat nicht nur der politischen Reaktion ein Zeichen gegeben, er hat vor allem die Sozialreaktion gestärkt. Indem die mächtige englische Regierung unters Joch der amerikanischen Bankiers ging, die für ihre Kredithilfe die Herabminderung der Arbeitslosenbeiträge verlangten, hat sie dem Dünkel des innerlich so ratlos gewordenen kapitalistischen Systems einen gewaltigen Triumph verschafft. Überall wird jetzt gegen die nirgends überreich dotierte Sozialpolitik Sturm gelaufen werden, als ob diese paar Millionen im Budget für die krisenhafte Hemmung im kapitalistischen Organismus verantwortlich wären.

Es gibt aber noch ein andres weniger niederschlagendes Beispiel, und das ist die feste und affektlose Art, in der Labour Party und Trade Unions die Trennung von ihrem berühmten und schon historisch gewordenen Führer vollziehen. Das ist ein Vorgang ohne gleichen. Man vergleiche das mit Auseinandersetzungen in deutschen Parteien. Es gibt kein Spaltungsgeschrei und nicht mal eine nennenswerte Spaltung. Partei und Gewerkschaften notifizieren Herrn MacDonald ganz einfach, daß sie ihn für einen Staatsmann voll bester Eigenschaften halten, daß sie aber nicht imstande sind, sich mit ihm an den runden Tisch zu setzen, wo Arbeiterinteressen verhandelt werden. Es wäre vergebliches Bemühen, aus den scheidenden Kabinetts-

ministern Radikale zu machen. Clynes und Henderson sind nicht revolutionärer als Leipart oder Wels. Aber sie haben die bescheidene Wahrheit nicht vergessen, daß Arbeitervertreter vor allem Arbeiterinteressen wahrzunehmen haben. Unsre großen sozialdemokratischen Führer dagegen fühlen sich immer „im Dienste der ganzen Nation". Die englische Arbeiterschaft steht wahrhaftig nicht mit dem Klassenkampf auf du und ist hoffnungslos unmarxistisch, aber sie lehnt es ab, für hochpolitische Extratouren ihrer Vertrauensmänner an ihrem Magen gestraft zu werden. Dann spielt sie eben nicht mehr mit. Diese besondere Seite der letzten englischen Ereignisse sei unsern sozialdemokratischen Mitbürgern zum eingehenden Nachdenken überlassen.

Bethlens Glück und Ende von Béla Menczer

Das Jubiläum seines größten Erfolges war ihm nicht gegönnt. Im Oktober wird es zehn Jahre her sein, daß er durch ein öffentliches Bekenntnis zur Legitimität Karl von Habsburg nach Ungarn gelockt und dann bei Budaoers beseitigt hat, um die Herrschaft des schwarzgelben Überbleibsels in Budapest weiter zu sichern. Der Teufel, der nach ungarischer Auffassung in Prag wohnt und den Namen Eduard Benesch trägt, war damals eben imstande, das nach dem Sturze Béla Kuns auferstandene Alt-Ungarn zu holen. Die Auslieferung Karls an die Entente und die rasche Kodifizierung des Verlustes habsburgischer Rechte auf Ungarns Thron hat die Gespensterherrschaft von K. u. K. gerettet. Ungarn ist Königreich ohne König geblieben, der König regierte weiter als moralische Person, während man seine physische Person nach Madeira geschickt hat. Dies war Bethlens Werk, dies war Bethlens Verrat von 1921. Nun ist er 1931 gestürzt als verratener Verräter.

Was ist denn geschehen? Die Legende macht sich breit, Frankreichs Wille hätte gesiegt, die Anschlußgefahr und die Zollunion hätten Briand bewogen, die habsburgische Monarchie in Budapest und in Wien zu restaurieren. Das geringste Verständnis für französische Politik genügt, um die Unmöglichkeit dieser Konstruktion darzutun. Das Prinzip quieta non movere kann man in der Politik des Siegers fragwürdig finden. Es bleibt zweifelhaft, ob die Beibehaltung alles Bestehenden, ob die Politik der Ruhe, wozu der gesättigte Sieger immer neigt, auch zugleich eine Politik des Friedens sei, und ob die aktive Förderung pazifistischer, ja sogar revolutionärer Kräfte nicht von größerm politischen und vor allem von größerm moralischen Wert wäre. Es ist indessen nicht zu bezweifeln, daß Frankreich diese Politik der Ruhe treibt, daß nichts so wenig in der Linie und in der Tradition französischer Politik liegt, wie die Unterstützung innerer Umwälzungen und Abenteuer in fremden Ländern. Solche Kombination würde der italienischen oder der russischen, auch der vorfascistischen und vorrevolutionären Diplomatie entsprechen, keineswegs aber der französischen. Die Wahrheit

liegt anders. Frankreich hat der ungarischen Regierung nur vorgeschlagen, ihre Beziehungen zu den Nachbarn endlich zu normalisieren und zu diesem Zweck Handelsverträge und einen Pakt abzuschließen. Das aus Gründen der innern Sanierung stark aufs französische Geld angewiesene Ungarn war zum Nachgeben bereit. Bethlen, dessen machtpolitische Gerissenheit ebenso groß ist, wie sein Mangel an Gedanken und selbständigen Konzeptionen, faßte den Entschluß, den unangenehmen Gefährten von Budaoers, den Kriegsminister Gömbös, endlich loszuwerden. Dies scheiterte jedoch an dem zähen Widerstand Horthys.

Die Clique der Militärs, zu welcher der Reichsverweser auch gehört, stand schon seit langer Zeit im Gegensatz zu Bethlen. Die erstere vertritt die gegenrevolutionäre, volkstümliche Demagogie von 1919, den Patriotismus der durch den Dolchstoß beschäftigungslos gewordenen Unbesiegten, während der letztere die altungarische Reaktion vertritt, jene feudale Reaktion, die noch Juni 1918 nichts von der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes hören wollte und sich für die Annektierung rumänischer Gebiete aussprach. Diese Reaktion, deren Wortführer seit etwa fünfzehn Jahren Graf Stephan Bethlen war, will die Beibehaltung der Macht mit allen Mitteln, also auch mit friedlichen. Es ist ihr also lästig, daß die Freunde des Herrn Gömbös etwa Franken fälschen, wenn Bethlen sich grade französisch orientiert, oder daß Herr Gömbös in seiner Villa die Mörder Erzbergers beherbergt, wenn Bethlen sich wieder deutsch orientieren will. Diese Reaktion vereinigt die alte Feudalität und die Bankokratie, das historische Ungarn also, und die „neuern Schichten der ungarischen Gesellschaft" in ihrem Lager, die beiden Faktoren, deren verschiedene wertvolle Eigenschaften, wie Tisza einst sagte, sich zu einer harmonischen Einheit ergänzen. Worunter zu verstehen ist, daß die Grafen schon lange im Geschäftsleben bewandert sind, während die jüdischen Bankiersöhne schon seit langer Zeit Duelle schlagen und Karten spielen können. In der Geschäftstüchtigkeit treffen sich Magnaten und jüdisch-liberale Großbankiers, und dort gesellt sich auch die unzufriedene, umstürzlerische Militärclique zu ihnen. Niemals gab es vielleicht in der Geschichte eine engere Kette von Korruptionen als in der Regierungszeit Stephan Bethlens. Mit den Ausfuhrbewilligungen von 1921, die man im Ministerium nur gegen Erlegung einer Summe für patriotische Zwecke gewährte, hat es angefangen, mit den falschen Tausendfrankscheinen von 1926 ging es weiter, um (von kleinern Fällen ganz zu schweigen) mit dem ungarischen Seeschiff zu enden, das kurz vor dem hl. Stephanstag, an dem der unheilige Stephan abdankte, an der schwedischen Küste beim Alkoholschmuggel ertappt wurde. Endlich weiß man, wozu das Land des Admirals Horthy auch eine Handelsflotte besitzt. Man hat betrogen, gefälscht, geschmuggelt, man hat verdient — ein historischer Kriminalfilm, das war die Regierung Stephan Bethlens.

Wer ist der Mann, der an ihrer Spitze stand? Ein siebenbürgischer Magnat, Kalvinist und Großgrundbesitzer. Es ist

nötig, dies zu betonen, denn daraus erklärt sich seine Politik. Als Siebenbürger und Kalvinist galt er dem katholischen Hochadel, der meistens in Transdanubien begütert ist und in der Nähe Wiens seine Traditionen hat, nie als vollwertiger Aristokrat. Seine Stellung wäre in einer habsburgischen Monarchie, niemals die eines Esterházy, Andrássy oder Károlyi gewesen. Als siebenbürgischer Grundbesitzer, hat er durch die rumänische Bodenreform alles verloren. Er war zuerst dem Plan einer rumänisch-ungarischen Personalunion nicht ganz abgeneigt, nachdem aber auch dies keine Möglichkeit bot, die verlorenen Güter der magyarischen Oligarchie in Siebenbürgen wieder zu bekommen, warf er die unter dem Namen „Optantenproblem" in der internationalen Politik bekannte Frage auf, nämlich die Beschwerden des siebenbürgischen Großgrundbesitzers Grafen Stephan Bethlen gegen die siebenbürgische Landreform, vorgetragen als nationale Beschwerde von dem ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Stephan Bethlen. Völkerbundkommissionen und Konferenzen suchten lange die Lösung dieser schwierigen Frage. Endlich fand Bethlen selbst die ideale Lösung, indem er im Haag freiwillig im Namen Ungarns Reparationsverpflichtungen übernahm, unter der Bedingung, daß die ungarischen Grundbesitzer Siebenbürgens (das heißt Bethlen und seine Verwandtschaft) aus der Reparationskasse entschädigt würden. Dies war seine größte staatsmännische Leistung, sein Werk, das nicht so leicht aus der Geschichte verschwindet wie ein Tropfen Schmuggelspiritus im schwedischen Meer. Dafür wird Ungarn noch Jahre hindurch Reparationen zahlen.

Nun ist er abgesägt, und Ungarn orientiert sich vom italienischen Bündnis zum französischen um. Es stellt seine Bedingungen. Es will den Habsburger nur wiederherstellen, wenn Frankreich ihm dafür neue Grenzen gewährt. Ja, lachen Sie nicht, dies stand in allen wohlinformierten Korrespondenzen des Auslandes. Die französische Umorientierung soll das Werk des Grafen Julius Károlyi sein, einer aristokratischen Null. Der neue Herr verdankt seinen Eintritt in die Politik dem Umstand, daß man ihn während der Proletarierdiktatur an die Spitze der weißen Gegenregierung gestellt hat. Denn die Bauern sollten ihn mit seinem Vetter, dem roten Grafen Michael Károlyi, verwechseln. Er hat im Faubourg St. Germain ein paar französische Vettern, Namen des ancien régime, deren Geld, falls sie Bankierstöchter geheiratet haben, eben ausreicht, einige Hauslehrer mit literarischen Ambitionen zur Abfassung rührender Reisebücher über die ritterliche ungarische Nation zu veranlassen. Der protestantische und philofascistische Bethlen ist durch einen katholischen Legitimisten ersetzt, dies mag einige Bischofsherzen freuen und einige Damenherzen im Faubourg St. Germain erwärmen, Frankreich wird darum noch keine Restauration unterstützen. Bischöfe und fromme, vornehme Damen freuen sich und weiterverdienende Patrioten Ungarns offerieren sich als Frankreichs Freunde.

Dieu protège la France.

Eine Beschwerde von Alfred Apfel und Felix Halle

I

Anordnung

Am 9. August 1931 ist es in den Abendstunden auf dem Bülowplatz wiederum zu gewalttätigen Ansammlungen gekommen. Zwei Polizeioffiziere wurden erschossen, ein Polizeioberwachtmeister schwer verletzt. Auf Grund der Verordnung des Reichspräsidenten zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen vom 28. März 1931 verbiete ich bis auf weiteres alle Ansammlungen, Versammlungen und Aufzüge unter freiem Himmel auf dem Bülowplatz und auf allen zu diesem Platz führenden Straßen in einer Entfernung von 200 Meter von der Einmündung.

Zuwiderhandlungen werden nach § 2 der oben erwähnten Verordnung mit Gefängnis nicht unter drei Monaten geahndet.

Zur Durchführung ordne ich weiter unter Hinweis auf § 16 jener Verordnung an, daß das sogen. Karl-Liebknecht-Haus zunächst bis einschließlich 20. August geschlossen wird und alle Räume und Eingänge polizeilich besetzt werden.

Berlin, den 10. August 1931.

Der Polizeipräsident
Abteilung I A
Tgb. Nr. IA. 3. 6033/6

Der Polizeipräsident.
gez. Grzesinski.
LS für richtige Abschrift
Bischof,
Kanzleisekretär.
Berlin, den 10. VIII. 31.

I/E Berlin, den 24. August 1931.

II

Beschwerde

In Vollmacht des Zentralkommitees der Kommunistischen Partei Deutschlands erheben wir

Beschwerde

gegen die Anordnung vom 10. d. M. (Aktenzeichen Abt. IA Tgb. Nr. IA 3. 6033/6).

Wir beantragen:

> die angefochtene Anordnung für unzulässig zu erklären.

Wir beantragen:

> diese Beschwerde, die wir beim Herrn Polizeipräsidenten zu Berlin als derjenigen Stelle einreichen, von der die Anordnung ausgegangen ist, weiter zu leiten an die Stellen, die auf Grund der Verordnung des Reichspräsidenten vom 28. März 1931, § 13 und der zu dieser Verordnung ergangenen Ausführungsbestimmungen und Ergänzungsverordnungen zur Entscheidung über die Beschwerde zuständig sind.

Begründung

Die Maßnahmen der Polizei beruhen auf einem fehlerhaften Staatsakt, insofern die Voraussetzungen für die Anwendung der Diktatur nicht gegeben waren.

Selbst wenn aber die Beschwerdestelle die formelle Gültigkeit der Verordnung vom 26. März 1931 annehmen sollte, so liegt in der Anordnung des Polizeipräsidenten eine Überschreitung der durch diese Verordnung gegebenen Vollmachten vor.

Die Verordnung beschäftigt sich in § 1 mit öffentlichen politischen Versammlungen und Aufzügen. Es wird unter Beweis gestellt, daß weder auf dem Bülowplatz, noch in der Umgebung am 9. d. M. eine von der Kommunistischen Partei einberufene oder angesagte Versammlung stattgefunden hat. Ebensowenig haben an diesem Tag Aufzüge von Angehörigen der Kommunistischen Partei stattgefunden.

Die in dem ersten Satz der Anordnung vom 10. d. M. angeführten Tatbestände der Ansammlung sind im § 1 der Verordnung nicht genannt, sondern es handelt sich nach der Darstellung der Polizei in der Anordnung vom 10. d. M. um Tatbestände, die nicht in der Verordnung vom 28. März 1931, sondern ausschließlich im siebenten Abschnitt des Strafgesetzbuches geregelt sind.

Es wird unter Beweis gestellt, daß die Vorgänge, die der Polizeipräsident als Grundlage seiner Anordnung nimmt, sich anders abgespielt haben, als in der einseitigen Darstellung der Behörden, wie sie nicht nur in der Anordnung, sondern auch in dem Polizeibericht zum Ausdruck kommt.

Die Benennung der Zeugen bleibt vorbehalten, ebenso die Beibringung von urkundlichem Beweismaterial.

Der tatsächliche Hergang der Zusammenstöße war folgender: Bereits am 8. d. M. hat die Polizei auf unbewaffnete, wehrlose Passanten geschossen. Durch diese mißbräuchliche Anwendung der Schußwaffen ist der Arbeiter Auge getötet und ein andrer Arbeiter verletzt worden.

Am Tage des Volksentscheides ging die Polizei gegen die Bevölkerung des proletarischen Viertels gegen Abend wiederum mit kaum zu überbietender Schärfe vor, ohne daß hierzu seitens der Bevölkerung ein Anlaß gegeben war. Wie verfehlt die polizeilichen Anordnungen waren, wird durch folgenden Umstand gekennzeichnet. Obwohl bereits ein großes Polizeiaufgebot gegen die sich für die Wahlresultate interessierende Bevölkerung aufgeboten war, kam es zu einem derart überstürzten Gebrauch der Schußwaffen, daß trotz des Vorhandenseins einer so großen Anzahl von Polizeibeamten auf einem verhältnismäßig begrenzten Raum, die führenden Offiziere und ein Wachtmeister erschossen werden konnten, ohne daß die Polizei in der Lage war, mit Sicherheit die ausschließliche Feststellung zu treffen, daß diese Beamten nicht Opfer des Schußwaffengebrauchs von Angehörigen der eingesetzten Truppen waren, oder auf der Stelle die angenommenen Täter zu verfolgen und zu stellen.

Als weiteres Beispiel des überstürzten und fehlerhaften Handelns der Polizei kann die Auflösung einer friedlichen, erlaubten, geschlossenen Versammlung in den Musikerfestsälen gelten, die unter brutalster Anwendung des Gummiknüppels auseinander gehauen wurde.

In ähnlicher unmotivierter Weise ging die Polizei an demselben Abend gegen das Karl-Liebknecht-Haus vor. Obwohl durch die Maßnahmen der Polizei der Verkehr zwischen dem Karl-Liebknecht-Haus und dem Häuserblock, in dem das Kino Babylon liegt, unterbunden war, und jeder Verkehr für Passanten wegen der Anwendung der Schußwaffen Lebensgefahr bedeutete, wurde seitens der Polizei Angriffe gegen das Karl-Liebknecht-Haus unternommen, in ähnlicher Art, wie die Truppen in feindlichem Land bei in der aufgeregten Phantasie vermuteten Franktireurangriffen gehandelt haben.

Es wird auf Grund des vorgefundenen Tatsachenmaterials unter Beweis gestellt, daß das Karl-Liebknecht-Haus beschossen worden ist. Die Einschüsse waren noch nach der Besetzung sichtbar. Auch Geschosse sind gefunden worden und können unter eidlicher Angabe ihres Vorfindens vorgelegt werden.

Es ist in keiner Weise in der Begründung der Anordnung auch nur der Versuch gemacht worden, einen tatsächlichen Zusammenhang zwischen den Vorgängen am Kino Babylon und auf der Straße und dem Verhalten der im Karl-Liebknecht-Haus anwesenden Personen zu geben.

Es wird unter Beweis gestellt, daß die im Karl-Liebknecht-Haus befindlichen Personen ausnahmslos mit ihren beruflichen Aufgaben beschäftigt waren und erst durch das Vorgehen der Polizei in ihrer beruflichen Tätigkeit gestört worden sind.

Die Ausnützung der Vorgänge am 9. d. M. zur Schließung des Karl-Liebknecht-Hauses ist ein rechtlich in keiner Weise begründeter Akt. Nach der Verordnung können Versammlungen und Aufzüge verboten werden. Unerfindlich aber bleibt es, daß zur Durchführung von Versammlungs- und Aufzugsverboten die tagelange Besetzung und Schließung sämtlicher Wirtschaftsbetriebe dieses Hauses notwendig sein soll.

Es ist für denjenigen, der sich bemüht, die Vorgänge objektiv zu würdigen, der hinreichende Verdacht gegeben, daß die durch das Vorgehen der Polizei mit hervorgerufenen Vorgänge des 9. d. M. den Vorwand gegeben haben, die Reichsleitung einer großen Partei in einer gespannten politischen Situation durch Schließung ihres Hauses zu behindern, den einseitigen und gehässigen Darstellungen entgegen zu treten, die in den nachfolgenden Tagen vom berliner Polizeipräsidenten und der ihm parteipolitisch nahestehenden Presse veröffentlicht worden sind.

Sodann muß darauf hingewiesen werden, daß diese Besetzung des Hauses auf Grund einer extensiven Ausdehnung der Diktaturgewalt alle strafprozessualen Sicherheiten für den Inhaber der besetzten Räume ausgeschaltet hat. Bekanntlich waren bereits vorher Haussuchungen mit negativem Ergebnis vorgenommen worden. Es hat dann eine Haussuchung am neunten Tage der Besetzung unter Hinzuziehung der Abgeordneten stattgefunden, nachdem acht Tage lang die Verfügungsgewalt auf den Polizeipräsidenten übergegangen war. Es darf darauf hingewiesen werden, daß die deutsche Strafprozeßordnung die Vorschriften über Beschlagnahme und Durchsuchung gegeben hat aus dem begründeten Mißtrauen des Gesetzgebers gegen die Übergriffe der Polizei, ferner aber auch zur Abwendung der Gefahr von konstruierten Schuldbeweisen.

Der Zuhälter von F. Frank

Der Zuhälter, von dem ich reden will, ist ein Paragraph, der Paragraph 184 Ziff. 3 des Strafgesetzbuchs nämlich. Die Abtreibung wäre selbstverständlich keine Frage, die Millionen Deutscher auf das tiefste bewegt, wenn die öffentliche Anpreisung von Empfängnisverhütungsmitteln erlaubt wäre. Es ist eben nicht allgemein bekannt, daß bei richtiger Anwendung gewisser Mittel mit etwa 98 Prozent Sicherheit eine Empfängnis, also das Verhängnis, verhütet werden kann. Eine Aufklärung des Volkes ist unmöglich, denn die öffentliche Anpreisung, Ankündigung oder Ausstellung dieser Mittel wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre und Geldstrafe bis zu tausend Reichsmark oder mit einer dieser Strafen bedroht. Rechnet doch die Rechtsprechung des Reichsgerichts die Empfängnisverhütungsmittel zu den zum unzüchtigen Gebrauch bestimmten Gegenständen mit der Begründung, daß „sie auch beim außerehelichen Geschlechtsverkehr angewendet werden

können und Anwendung finden, und der außereheliche Geschlechtsverkehr ganz allgemein der Unzucht gleichzusetzen sei"

Die Gerichte durchdenken ja bekanntlich ihre Theorien selten bis zur letzten logischen Konsequenz. Nach dieser Theorie müßte man alle Möbelhändler einsperren, denn Bett und Chaiselongue ...? Merkwürdig, daß der liebe Gott diese Judikatur nicht geahnt hat. Gräser und Ähren, Moos und Laub hätte er sonst nur mit vielen und langen Dornen wachsen lassen; es sei denn, daß er hier andrer Meinung als das Reichsgericht ist.

Aber im Ernst, diese Rechtsprechung ist unmöglich; sie treibt mittelbar die Frauen der Abtreibung zu, ja ermöglicht sie erst, und deshalb wird der Paragraph 184 Ziffer 3 zum Zuhälter des Paragraphen 218. Diese Rechtsprechung züchtet Rechtsbrecher.

Im Jahre 1930 hatte sich eine große Strafkammer des Landgerichts Chemnitz unter Vorsitz des Präsidenten Doktor Ziel endlich ihres richterlichen Rechtes erinnert, auf alle obergerichtliche Judikatur zu pfeifen und das zu sagen, was sie selbst über die öffentliche Anpreisung von Empfängnisverhütungsmitteln denkt. Das Ergebnis war ein freisprechendes Urteil, das moderner Auffassung entsprach. Sorgfältig und ausführlich erörterte dieses Gericht das Für und Wider, wies auf die jetzt ernsthaft diskutierte Frage der Kameradschaftsehe hin und urteilte:

Der außereheliche Geschlechtsverkehr sei keineswegs schlechthin der Unzucht gleichzusetzen, sei mindestens dann nicht sittenwidrig, wenn er auf gegenseitiger Zuneigung beruhe, und auch die Empfängnisverhütung als solche entbehre jeden unzüchtigen Momentes.

Daß über das Urteil die reaktionäre Presse das Radschlagen bekam, ist klar; ebenso klar, daß in Richterkreisen Entsetzen darüber herrschte, weil ein Gericht in sexuellen Dingen nicht an der verstaubten Phraseologie der Obergerichte klebte, sondern das aussprach, was wirklich ist. Und bald kam der Gegenstoß der reaktionären Richter. Monate später stand einer, der dasselbe getan hatte, wie der Freigesprochene, dessen Name aber mit einem andern Buchstaben begann, deshalb vor der Vierten kleinen Strafkammer desselben Gerichts. Er wurde verurteilt. Diese Tatsache ist an sich noch kein Grund zur Erregung. Wir wissen alle, daß das andre Urteil nur ein weißer Rabe war, der uns keineswegs über die gewöhnliche Farbe dieser Vögel täuscht. Wohl aber gibt die Begründung des neuen Urteils Anlaß zur Erregung; sie kennzeichnet den Geist und die Ideologie der Mehrzahl der Unabsetzbaren so treffend, daß es sich lohnt, den Wortlaut wiederzugeben:

Mag auch durch den letzten, vierjährigen Weltkrieg und den nachfolgenden staatlichen Umsturz in weiten Volksschichten eine sittliche Verwilderung eingerissen und der Sinn für Zucht und Sitte untergraben sein, der weitaus überwiegende Teil der Bevölkerung steht doch auf dem Boden der christlich-religiösen Weltanschauung und huldigt einer Sittenlehre, die die Hurerei in jeder Form verpönt, das

ungehemmte Sichausleben verdammt, Zurückhaltung und Enthaltsamkeit in geschlechtlichen Dingen ganz besonders von der Jugend verlangt und Keuschheit als Tugend preist. Wir leben nicht im Zeitalter der „Kameradschaftsehe", welchen Locktitel man als Deckmantel für ein illegitimes Verhältnis namentlich zwischen Jugendlichen gewählt hat, und sind weit entfernt davon.

Nachdem weiter ausgeführt wird, daß die Eltern, die sich dieser Kameradschaftsehe nicht auf das Entschiedenste widersetzen, eines zuchthauswürdigen Verbrechens, nämlich der schweren Kuppelei, schuldig seien, fährt das Urteil fort:

Die sogenannte Kameradschaftsehe ist eine Utopie und wird sich in keinem zivilisierten Lande verwirklichen lassen; eine solche Einrichtung würde die Abkehr von der Kultur und den Rückfall in den animalischen Urzustand bedeuten und nur auf dem Sumpfboden des Bolschewismus kann etwas derartiges emporwachsen. Wilde Ehen und freie Liebe unterliegen noch immer der gesellschaftlichen Ächtung. Nach der vorherrschenden christlichen Auffassung ist ferner aber auch in der ordentlichen Ehe die Verwendung von empfängnisverhütenden Mitteln unerlaubt und unsittlich. Eugenetik liegt auf anderem Gebiete. Das Schlagwort vom „Volk ohne Raum", das zu einer Zeit geprägt wurde, als nach Kriegsende durch die Heimkehr der deutschen Krieger aus Feindesland und die Rückkehr der deutschen Beamten und die sonstiger zahlreicher deutscher Reichsangehöriger aus den uns vom Feindesbund entrissenen weiten deutschen Landesteilen und Kolonien in das verkleinerte Deutschland in seinen engeren Grenzen vorübergehend eine Überbevölkerung eintrat, hat heute keine Bedeutung mehr zu einer Zeit und für ein Land, wo nach den neusten statistischen Erhebungen — sehr im Gegensatze insbesondere zu den von Osten vordringenden Völkern — nicht nur ein Stillstand in der Volksvermehrung eingetreten, sondern die Geburtenzahl bereits unter die Sterblichkeitsziffer gesunken, das Volk im Abstieg und Niedergang begriffen ist und Reich, Staat und sonstige politische Gemeinden seit dem Geburtenausfalle während des Krieges nach wie vor an ihre Beamten und Angestellten in Form sozialer Beihilfen Kinderprämien zahlen.

Dieses Urteil ist symptomatisch für die Unabsetzbaren. Sie wissen, daß sich der Angeklagte ihrer Beschimpfungen nicht erwehren kann und darf. Sie kennen keinen sachlichen Streit um Weltanschauungen; geschützt von der Kruste ihrer Robe beschimpfen sie Andersdenkende, pathetisch im Tone, überheblich und unsachlich in der Form. Diese Vertreter der angeblich christlich-religiösen Sittenlehre, welchen Locktitel sie früher als Deckmantel imperialistischer Machtbestrebungen gewählt hatten, werfen den Gegnern ihrer Anschauungen „sittliche Verwilderung", „Abkehr von der Kultur" und „Rückfall in den animalischen Urzustand" vor. Daß sie dabei nicht einmal verstandesgemäß erkennen, daß ihre Ideologie auf dem Sumpfboden des Imperialismus gewachsen ist, ist die eine Ursache dieser Rechtsprechung.

Was vom Inhalt dieses Urteils als sachliche Auseinandersetzung aufgefaßt werden könnte, ist ausnahmslos unrichtig.

Die Idee der Kameradschaftsehe entsprang bürgerlichen Gedankengängen (Richter Lindsey). Mit dem sogenannten Sumpfboden des Bolschewismus hat sie nichts zu tun. Was außerhalb der Fassungskraft oder des Verständigungswillens der Spießer liegt, das tun sie ab mit der Zauberformel „Kulturbolschewismus".

Jedem, der sich darum bemüht, zeigt ein Blick in das statistische Jahrbuch, daß der Geburtenüberschuß in den Jahren 1923 bis 1928 zwischen jährlich 547 800 und 404 700 schwankte.

Die Behauptung im Urteile, „Eugenetik" liege auf anderm Gebiete, mangelt jeder Begründung. Eugenik fordert beim Vorliegen bestimmter Voraussetzungen die Geburtenregelung durch Empfängnisverhütung.

Wesen und Motiv der Kinderbeihilfen werden in ihr Gegenteil gekehrt. Naiv zu glauben, daß diese geringen Beträge jemanden anregen könnten, sich mehr Kinder zuzulegen. Die „Kinderprämie" ist doch nichts als ein jämmerlicher Ausgleich für die soziale Schlechterstellung der kinderreichen Familien.

So gründlich ist der Mangel an Kenntnissen! Er diktiert den sachlichen Inhalt der richterlichen Argumentation! Und das ist also — neben der gefühlsmäßigen Haltung — die andre Ursache dieser Rechtsprechung, denn man kann doch wohl nicht annehmen, daß die Wahrheit bewußt verletzt wurde.

So wird aus dem Paragraph 184 Ziffer 3 der Zuhälter der Abtreibung. Rechnete man die Empfängnisverhütungsmittel nicht unter diese Strafvorschrift, das Tor der Abtreibung würde zugehalten.

Reparationsfibel von Ignaz Wrobel

> Warum ist doch der Deutsche nach dem für ihn verderblichen und schimpflichen Frieden, da man ihn wie eine Heerde theilt, aufgebrachter auf die Franzosen, als selbst auf die Engländer und einen ihrer größten Bundesgenossen während des Krieges? Weil der Mensch immer mehr auf die Wirkung, durch die er leidet, als auf die Ursache sieht, die das Leiden veranlaßt hat.
>
> *F. M. Klinger, Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. 1802*

„Der gegenwärtige Rechtszustand ist der, daß die westfälischen Schienenwalzwerke mit den lothringisch-französischen Werken zusammen beschließen können, auf dem Wege höherer Schienenpreise der deutschen und der französischen Republik eine neue Steuer aufzuerlegen, daß aber die beiden Regierungen nicht darüber verhandeln dürfen, ob sie gemeinschaftlich gegen ihre Ausbeuter vorgehen wollen." In der gar nicht genug zu empfehlenden Broschüre Rudolf Kellers „Deutschland und Frankreich" (erschienen bei R. Piper & Co. in München) findet sich dieser Satz, benebst vielen andern Sätzen, die in keiner großen deutschen Tageszeitung zu finden sind — aus begreiflichen Gründen. „Nicht die Verzweiflung des ganz kleinen Mannes ist das Charakteristische des heutigen Deutschland, sondern die Desertion des Kapitalisten. Der oberste Grundsatz des Kapitalismus ist, daß der Unternehmer ein Risiko trägt und dafür einen verhältnismäßig größern Anteil am Gesamtgewinn in Anspruch nimmt. Der reichsdeutsche

Kapitalist jedoch will kein Risiko mehr tragen, wie zuerst Professor Bonn mit Nachdruck gezeigt hat. Er hat sich der kommunistischen Grundanschauung angeschlossen, daß alles von der Gesamtheit oder vom Staate erhalten werden muß, er will am liebsten in der heutigen Lage Deutschlands keine Investitionen mehr wagen..." Keller zeigt zweierlei: daß zwei Drittel der Young-Plan-Raten an die amerikanische Regierung gezahlt werden, und zwar indirekt — und daß viel größer als diese Zahlungen, verlogen „Tribute" genannt, jener Überpreis ist, den das deutsche Volk an seine Ausbeuter: an die Landwirtschaft, die Stahl- und Kohle-Herren, an die Kartelle und Trusts bezahlt. Das kann kein Volk auf die Dauer tragen.

Was tut es also —?. Es läßt sich anlügen. Und glaubt diesen Dreck auch noch, den einige fünfzig kapitalistische Dynastien durch Presse, Kino, Kirche und Schulen herunterregnen lassen. Die kleine Oberschicht regiert unumschränkter als es jemals ein asiatischer Fürst getan haben dürfte: sie ergänzt sich, nicht etwa nach den Grundsätzen des freien Wettbewerbes, sondern durch Kooptation, durch Heirat, durch Erbschaft, und sie nimmt Unfehlbarkeit für sich in Anspruch. Wenn diese Krise jetzt einen positiven Erfolg aufweist, so ist es, hoffen wir, der des erschütterten Vertrauens in jene Gesellschaft.

Die Verblödung dieses Bürgertums ist vollständig.

Sie sehen nichts, sie hören nichts, und der himmlische Vater ernährt ihre Ausbeuter dennoch. Und wo bleiben deren Gewinne?

Wofür kein Geld da ist, wissen wir. Für Löhne zum Beispiel. Diese schlechten Karikaturen eines epigonalen Kapitalismus suchen ihre Absatzmärkte lieber in der Mandschurei als zwischen der Elbe und der Oder. Da wohnt ein geduldiger Stamm, der wie die angespannten Büffel für die gesamte übrige Welt arbeiten soll und auch arbeitet, und niemals für sich. Alle stellen etwas her, was sie selber nicht kaufen können; ihre Hungerlöhne reichen nicht. Und die Weisheit ihrer Antreiber kennt bei allen Krisen nur ein einziges Mittel, nur eines: die Löhne der Sklaven noch mehr herabzusetzen, immer wieder herabzusetzen. Wenn nur der Export garantiert ist.

Und wo bleiben die Überschüsse? Wofür ist Geld da?

Für die Unterstützung Hitlers, in dem diese Wirtschaftsführer mit Recht einen Hort und einen Schutz gegen ihre Arbeiter sehn. Und wofür ist noch Geld da? Für die dümmste, aber auch schon die allerdümmste Propaganda, eine von der Sorte, wie sie bereits im Kriege das vergnügte Lächeln der Gegner Deutschlands hervorgerufen hat.

„Reparationsfibel", Bilder von O. Garvens, O. Gulbransson (leider), Th. Th. Heine (leider, leider), E. Schilling, W. Schulz und Ed. Thöny. (Erschienen bei der Verlagsbuchhandlung Broschek & Co., Hamburg.)

Es ist ein großes Heft, mit bunten Bildern; es herzustellen war gewiß nicht billig. Doch wir habens ja. Es ist viersprachig: die Deutschen, die Engländer, die Franzosen und die Spanier dürfen von dieser Weisheit profitieren. Das Spanische kann

ich nicht kontrollieren — die andern Sprachen sind einwandfrei benutzt, die fremdsprachigen Bildunterschriften sind sehr gut. Aber welcher Unfug!

Da wird neben manchem richtigen einem Ausland, das zum Glück nicht hinhört, eingebläut, wer oder was an der deutschen Krise schuld sei. Die verbrecherische Auspowerung deutscher Arbeitskräfte durch die eignen Landsleute? Ach, keine Spur. Es liegt alles, alles am Frieden von Versailles.

Erste Lüge: der Waffenstillstand sei im Vertrauen auf Amerika abgeschlossen worden. Falsch. Der Waffenstillstand ist abgeschlossen worden, weil die Deutschen nicht mehr weiter konnten. Es war aus.

Zweite Lüge (eine Verschweigung): die Deutschen haben mit ihren Gegnern, mit den Rumänen und den Russen, genau dasselbe gemacht, was Versailles mit den Deutschen gemacht hat. Wozu führt man auch sonst Krieg? Um den Gegner möglichst zu schwächen. Die Deutschen haben mit den Franzosen und den Engländern genau dasselbe machen wollen, was die später mit ihnen gemacht haben; das zeigen die zahlreichen Forderungen der Wirtschaftsführer und besonders der Schwer-Industrie während des Krieges.

Dritte Lüge: Der deutsche Michel und der Warenüberfluß der Welt. Dadurch, daß Deutschland als Käufer ausfällt, gerät der Weltmarkt an einigen Stellen in Unordnung; weitere Folgen hat das zunächst nicht.

Vierte Lüge: Die Weltarmee der Arbeitslosen hat wenig mit dem Frieden von Versailles zu tun, dagegen alles mit jenem großen Krieg, den die Kapitalisten in ihrer abgrundtiefen Dummheit gegen die Arbeiter aller Länder führen.

Fünfte Lüge: „Wehe euch, wenn ich abstürze", sagt der mit dem Versailler Rucksack beschwerte deutsche Bergsteiger zu dem hinter ihm kletternden Franzosen, Engländer, Italiener, Polen. Falsch: England und Frankreich und Italien sind keineswegs auf Deutschland allein angewiesen, das ist eine sinnlose Überschätzung der deutschen Position.

Sechste Lüge: „Kanada kann mit Weizen heizen, aber die Deutschen können ihre Kohlen nicht essen." Dann sollen sie den kanadischen Weizen hereinlassen. Das tun sie aber nicht. Die deutsche Landwirtschaft verhindert vielmehr seit dreißig Jahren mit allen Mitteln, daß die hohen Lebensmittelzölle fortfallen; sie will ihren veralteten und unzureichenden Betrieb gegen die ausländische Konkurrenz schützen, auf Kosten der Deutschen, die teures und schlechtes Brot essen müssen. Aber Kanada heizt mit Weizen.

Siebente Lüge: „Nehmt diese Last — Versailles — von der Welt, und sie ist geheilt." Falsch: es gibt allerdings eine Last: wenn man die von der Welt nimmt, dann ginge es ihr besser, und das ist der Kapitalismus, der wohl Geld hat, einen solchen Schund wie dieses Heft zu bezahlen, aber gar kein Geld, seine Gewinne anständig zu verteilen.

Es ist, wie wenn Gott sie mit Blindheit geschlagen hat, um sie desto sicherer zu verderben. Daß um sie herum alles verdorrt; daß diese Angestellten, denen sie kleine Brotbrocken

hinwerfen, damit sie nicht auf den Kuchen schielen, immer lustloser arbeiten, weil es ja keinen Sinn mehr hat, diese Arbeit zu verrichten — das sehen sie nicht. Sie machen Propaganda. Dafür haben sie Zeit, und dafür haben sie Geld.

Daß diese Propaganda nun auch noch gänzlich nutz- und sinnlos vertan ist, sei nur nebenbei erwähnt. Welcher grandiosen Täuschung gibt sich doch Deutschland über seine eigne Stellung in der Welt hin! Dasselbe haben sie in den Kriegsjahren getan, sie sind damit elend hereingefallen — sie haben nichts dazu gelernt.

Diese Reparationsfibel hat viele schöne Empfehlungen auf den Weg mitbekommen. Die Mittel, deren sich diese Propaganda bedient, sind so kindlich, so dumm, so weltenweit von der Denkungsart der Völker entfernt, an die sie sich wendet ... aber das macht nichts.

Doktor Schieck, sächsischer Ministerpräsident: „Ich bin der Überzeugung, daß die anschauliche Darstellung dazu beitragen wird, den Widersinn der Reparationszahlungen auch dem Auslande vor Augen zu führen." Seeckt: „.... ganz außerordentlich wirkungsvoll." Geheimrat Kümmel, ein Arzt: ... ein zweifellos großes Verdienst ..." (Muß heißen: „ein zweifellos großer Verdienst"). Westarp: „... für besonders wirksam ...". Reichsbankpräsident Doktor Luther: „... in eindringlicher und klarer Weise die die ganze Welt schädigende Wirkung der Reparationen ..." Generaldirektor Amsinck, Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft: „Ich kann nur hoffen .." Und, damit auch dies nicht fehlt, Walter von Molo: „Die Verbreitung dieser Fibel ist Menschenpflicht und drum auch echt deutsche Pflicht ..." Na gewiß doch.

Und man fragt sich: Wo leben eigentlich alle diese? Auf dem Mond. Aber sie gleichen einer Prozeßpartei, die sich an den Schriftsätzen des eignen Anwalts delektiert. Der Richter durchfliegt sie vielleicht, und Wirkung haben sie gar keine.

Gelogen, daß Versailles an allem schuld sei. Gelogen, daß die übrige Welt andre als egoistische und kapitalistische Interessen an Deutschland habe — und diese Interessen sind noch nicht ein Zehntel so groß wie Deutschland glaubt. Gelogen, daß diese faule Kriegspropaganda irgend etwas für Deutschland bewirkt.

Und das führt. Und das gibt den Ton an. Und das entscheidet über die Gewinnverteilung. Begeistert umbrüllt von den Bürgersöhnen, die ihren Kohlrübentatendrang an Juden auslassen oder an Arbeitern und in den Straßen der Universitätsstädte einen Krieg führen, den zu führen ihnen draußen verwehrt ist.

Reparationsfibel ist ein gutes Wort. Das Zeug ist gut genug für kleine Kinder. Das Ausland aber liest es nicht, und Deutschland ist keine Klippschule.

Die einzige Hoffnung, die bleibt, ist die auf eine oppositionelle, radikale und politisch klar denkende Jugend. Die Alten aber werden noch im Sarg murmeln:

Entlassungen. Herabsetzung der Löhne. Zu hohe Soziallasten. Versailles.

Korruption auf Filzpantoffeln von Ludwig Quidde

Vor kurzem sind die umfangreichen Protokolle des sogenannten Sklarek-Untersuchungsausschusses veröffentlicht worden. Aus ihnen ergibt sich die authentische Begründung für das Urteil, das der Ausschuß über die Persönlichkeit des Oberbürgermeisters Böß gefällt hat. Dieses sehr vorsichtig formulierte Urteil kam zu der Feststellung: „Vor allem war der damalige Oberbürgermeister Böß seinen Amtsaufgaben nicht gewachsen. Darüber hinaus bewahrte er nicht diejenige persönliche Zurückhaltung, die seine besonders exponierte amtliche Stellung als Oberhaupt der Reichshauptstadt erfordert hätte." Diese Konstatierung ist schmerzlich. Aber Herr Böß wird damit zugleich von viel weitergehenden Beschuldigungen, deren Opfer er war, entlastet.

Widerwärtig war es, wie skandalierende Horden den aus Amerika zurückkehrenden Oberbürgermeister empfingen, und das Disziplinarurteil erster Instanz, das ihn „der Achtung unwürdig" etcetera erklärte, werden mit mir viele als eine unverdiente, brutale Härte empfunden haben. Andrerseits aber muß ich sagen: als in der unglücklichen Pelzaffäre das Bößsche Telegramm aus Amerika veröffentlicht wurde, also die eigne, zur Rechtfertigung gegen verleumderische Angriffe bestimmte Darstellung des Angegriffenen, war mein Urteil, daß Böß in seiner Stellung nicht bleiben könne, fertig.

Dieselbe Meinung habe ich freilich schon einmal in einem andern einigermaßen ähnlichen Fall gehabt, und bin durch die Entwicklung Lügen gestraft worden. Das war damals, als in den Jahren nach Beendigung des Krieges die Zuckervorräte in Deutschland noch so knapp waren, daß deren Verteilung der öffentlichen Kontrolle unterstellt war, der deutsche Weinbau aber einen starken Bedarf an Zucker hatte, dessen Zuweisung dem Ministerium für Ernährung und Landwirtschaft zustand. Damals machte eine Winzergenossenschaft dem zuständigen Minister Hermes eine Kiste ausgesucht schöner Weine zum Selbstkostenpreis — man darf wohl sagen — zum Präsent. Der Minister aber nahm die Kiste dankend an, anstatt sie entrüstet zurückzuweisen. Ich nahm als selbstverständlich an, daß ein Minister, der so inkorrekt gehandelt hatte, aus seinem Amt scheiden müsse. Aber, weit gefehlt, er blieb ruhig Minister und wurde später in andre sehr einflußreiche Stellungen berufen, stand an der Spitze der Delegation, die über den Handelsvertrag mit Polen zu verhandeln hatte, ist heute einer der Präsidenten der „Grünen Front" und wird zu wichtigen amtlichen Aufträgen verwandt.

Da handelte ein alter Freund von mir, ein einfacher Landbürgermeister, anders. Während ja die Landbevölkerung in der Kriegszeit im allgemeinen keinen Mangel an Nahrungsmitteln litt, hungerte er mit seiner Familie wie ein Großstädter; denn er hatte sein Gut verpachtet und der Pächter belieferte ihn nicht, — aus Gründen, die nicht hierher gehören. In seinen Händen lag natürlich, wie überall bei den Gemeindebehörden, die Zuteilung der verschiedenen Bezugskarten. Nun

kam es öfter vor, daß Bauern seines Dorfes ihrem unterernährten Bürgermeister Butter bringen wollten. Er setzte sie an die Luft mitsamt der Butter. Er hatte eben das richige Gefühl für das, was sich für den Vertreter einer Behörde schickt, und hatte die rechte Witterung für die so harmlos, gleichsam auf Filzpantoffeln heranschleichende Korruption.

Niemand wird ja annehmen, daß sich Herr Böß oder Herr Hermes durch den Pelz oder die schönen Weine zu einer pflichtwidrigen Handlung hätten bestimmen lassen oder daß es auch nur die Absicht der Herren Sklarek oder der Winzergenossenschaft oder der Butter bringenden Bauern gewesen wäre, die Vertreter der Behörde zu „bestechen". Aber ebenso wenig handelten sie doch aus ganz uneigennütziger Freundschaft. Am ehesten wäre das noch bei den ihrem Bürgermeister aufrichtig zugetanen Bauern anzunehmen. Ihr Gedanke war doch der, eine freundliche Beziehung zu einer in wichtigen Fragen entscheidenden Persönlichkeit herzustellen, um ... ja um: man kann ja nicht wissen, wie solch ein freundliches Verhältnis sich mal rentiert, ohne daß grade eine pflichtwidrige Begünstigung in Frage zu kommen braucht.

Es müßte deshalb selbstverständlich sein, daß jeder Vertreter einer Behörde die strengste persönliche Zurückhaltung bewahrt im Verkehr mit Personen, die mit seiner Amtsstelle amtlich, besonders geschäftlich, etwas zu tun haben, und daß er sich von ihnen auch nicht die geringsten Gefälligkeiten erweisen läßt, besonders aber keine offenen oder versteckten Geschenke annimmt.

Nicht genug damit: wenn einem Beamten, der an der Spitze einer Behörde steht, jemand in dieser Weise naht, so muß er sich doch selbstverständlich die Frage vorlegen, welchen Versuchungen wohl die Untergebenen ausgesetzt sind, wenn man schon wagt, ihm, dem Chef, die Annahme solcher Freundlichkeiten von materiellem Wert zuzumuten. Oberbürgermeister Böß hätte sich sagen müssen, daß, wenn ein Sklarek sich herausnimmt, ihm oder seiner Frau einen wertvollen Pelz zu verehren, wahrscheinlich in den untern Sphären der Stadtverwaltung schon eine heillose Korruption eingerissen sein wird. So war es ja in der Tat. Das Pelzgeschenk hätte eine scharfe Untersuchung über die Beziehungen nachgeordneter Beamten zu den Sklareks zur Folge haben müssen. Und auch Minister Hermes hätte gut getan, aus der Kiste Wein (die ja gewiß erheblich harmloser als der Pelz des Herrn Sklarek war) ähnliche Folgerungen zu ziehen. Daß in seinem Ministerium schwere Korruption eingezogen war, hat ja der Fall Augustin bewiesen, der am 6. Dezember 1920 im Reichstag zur Sprache kam. Ein hoher Ministerialbeamter hatte erst tausend, dann sechstausend Mark vom Geschäftsführer der Ackerbaugesellschaft erhalten. Dabei handelte es sich nicht um die Bewirtschaftung des Zuckers sondern der Düngemittel.

Klagen über Korruption in unserm öffentlichen Leben, über eine Korruption, die nicht auf Filzpantoffeln daherschleicht, sondern die schon mit Wasserstiefeln im Schlamm herumtrampelt, so daß der Schmutz hoch aufspritzt, reißen nicht ab. Sie wird in reaktionären Kreisen der Republik aufs

Schuldkonto geschrieben. Es liegt ja der Verdacht nahe, daß das Eindringen von Personen in die Verwaltung, die nicht in der strengen Schule eines ehrenfesten Beamtentums aufgewachsen sind, die Schuld an der Lockerung der Ehrbegriffe und an der Korruption trage. Ich weiß nicht, ob man versucht hat, den Anteil der alten und der neuen Beamtenschaft an der Korruption statistisch zu erfassen. Mir ist nur aufgefallen, wie häufig Personen, die dem alten Beamtenstande oder den Gesellschaftsschichten der alten Bourgeoisie entstammen, also nicht zu den „Nutznießern der Revolution" zu zählen sind, zu den Schuldigen gehören.

Die ganze Diagnose ist aber falsch. Die Korruption, unter der wir leiden, geht nicht auf die politische Umwälzung, sondern auf den Krieg zurück. Darin hatte der preußische Ministerpräsident Braun in jener Reichstagssitzung vom Dezember 1920 ganz recht. Während des Krieges beherrschten Unehrlichkeit und Betrug das politische und wirtschaftliche Leben. Angefangen von der gewissenlosen Ausbeutung der patriotischen Aufopferung einer für die Verteidigung des Vaterlandes zu den Fahnen eilenden Jugend für die Eroberungsziele der Schwerindustrie, angefangen von der Verlogenheit der Heeresberichte, angefangen von der schamlosen Bewucherung des Reiches durch die großen Kriegsgewinnler bis herab zu den Geschäftspraktiken der kleinen Schieber und bis zu den unzähligen Verordnungen, die schließlich auch von den rechtlichsten Bürgern ohne Gewissensbisse übertreten wurden, überall die Gewöhnung an eine Unehrlichkeit, die das Verharren bei den Grundsätzen alter Ehrbarkeit vielmals als eine altfränkische, etwas lächerliche Weltfremdheit erscheinen ließ.

Es ist ja auch gar nicht wahr, daß es in dem kaiserlichen Deutschland keine Korruption gegeben hätte. Nur trat sie in vorwiegend andern Formen auf. Was war denn die ganz offen bei Besetzung der Ämter getriebene Protektionswirtschaft auf Grund von Familienbeziehungen und Korpsstudententum anders als Korruption? Auch die Ausnutzung von Beamtenstellung und allerhand andern Beziehungen zu wirtschaftlichen Vorteilen fehlte nicht. Ich erinnere nur an den Fall Podbielski und Tippelskirch oder an die Versuche, die Konkurrenz andrer Fabriken zugunsten der Firma Krupp auszuschalten. Bei gewissen Gelegenheiten trat die Korruption des öffentlichen Lebens sogar viel ungenierter, man darf wohl sagen: schamloser, auf. Bismarck erzählte im Reichstag vor versammeltem Kriegsvolk: da er sich durch den Landrat des Kreises, zu dem sein Gut Varzin gehörte, schlecht behandelt fühlte, habe er „die Klinke der Gesetzgebung", die in seiner Hand gewesen sei, benutzt, um die Kreisgrenzen zu verlegen! Darauf erhob sich kein Sturm der Entrüstung. Dieser unglaubliche Mißbrauch der öffentlichen Gewalt für die Privatinteressen des leitenden Ministers wurde wie eine Selbstverständlichkeit oder doch Harmlosigkeit hingenommen. Wenn die öffentliche Moral so tief gesunken war, sollten die Vertreter des „alten Preußen" sich eisige Zurückhaltung auferlegen in Geißelung der Korruption, die heute herrscht und die zu bekämpfen die Republik heroische Anstrengungen machen muß.

Amerikanisches Mittelalter von Frank Harris

Ein deutscher Verleger brachte mich anläßlich des Falles Chaplin auf den Gedanken, über die moralische Heuchelei in den Vereinigten Staaten zu schreiben. Ich tat dies um so lieber, weil ich auch im Ausland einmal dieser Heuchelei, die so groß ist wie die Staaten selbst, entgegentreten wollte.

Die in Amerika maßgebenden Schichten sind eine Art schlechter demokratischer Variation Englands, und ein jüngst vorgekommener Gerichtsfall hat wiederum klar und deutlich Englands moralische Heuchelei in geschlechtlichen Dingen gezeigt: Der frühere Offizier Peter Wright hatte von dem verstorbenen Premierminister Gladstone behauptet, daß dieser in sexueller Beziehung notorisch unsittlich gewesen sei. Er wurde hierauf von Lord Herbert Gladstone, dem Sohn, öffentlich „Lügner und Feigling" genannt. Der Fall kam vor Gericht, und zwar vor den Richter Avory. Wright bewies, daß schon Lord Milner gesagt hatte, Gladstone halte sich ein „seraglio"; aber der gebildete Richter versicherte der Jury, daß nach seiner Kenntnis des Italienischen das Wort „seraglio" etwas ganz Unschuldiges bedeute. Der arme Richter wußte eben nicht, daß „seraglio" nicht nur im Italienischen vorkommt, denn hätte er in Johnsons Dictionary nachgeschlagen, so hätte er gesehen, daß der große Lexikograph durchaus nicht seiner Meinung war. „Seraglio", sagt nämlich Johnson, „is a house of women kept for debauchery". Aber jene englische Jury akzeptierte Richter Avorys anmaßende Ignoranz.

Die Moralheuchelei Amerikas ist die direkte Fortsetzung der englischen, und ich werde dies sorgfältig beweisen: aber ich möchte vorerst feststellen, daß die amerikanische Heuchelei auf einem weit niedrigeren und sumpfigeren Niveau wuchert als die englische.

Seit vielen Jahren brüstet sich England mit seiner Kultur der individuellen Freiheit, und auch Amerika nennt sich „the land of the Free", spreizt also die gleichen Federn. Gewissenhafte Beobachter haben jedoch aufgezeigt, daß diese angelsächsische Freiheit nur eine politische ist, keine soziale, geschweige denn eine künstlerische. Der Despotismus der Prüderie ist und war in England überall anerkannt; eine Zeit lang schien es, als ob die Vereinigten Staaten in bezug auf Prüderie und politische Freiheit England durchaus kopieren wollten. In Wirklichkeit gingen sie aber ein Halbjahrhundert lang über das englische Muster weit hinaus. Washington und Jefferson, die Begründer der Konstitution, waren leidenschaftliche Verehrer der individuellen Freiheit. Diese Liebe zur Freiheit des Individuums ist verkörpert im ersten Zusatz zur Konstitution, in dem gesagt wird, daß weder der Präsident noch der Kongreß jemals das Recht haben sollten, die Freiheit der Rede, der Presse oder der öffentlichen Versammlung einzuschränken.

Präsident Wilson wurde unter dem Schlagwort: „er hielt uns vom Krieg fern" zum zweitenmal gewählt. Als er dann doch in den Krieg zog, geschah dies, wie bekannt, gegen den Willen des Volkes. So konnte er beispielsweise im ganzen Staate New York kaum zehntausend Kriegsfreiwillige auftrei-

ben. Aber die ausgehaltene Presse hatte nach dem Krieg geschrien, Wall Street und die Morgans waren alle gierig nach dem Krieg, der sie bereichern sollte, und so kam der Krieg.

Mit der Kriegserklärung offenbarte sich plötzlich ein neuer Geist in Amerika, ein Geist, wie er sich niemals vorher im Lande gezeigt hatte. Herbert Spencer hatte gelehrt, daß die individuelle Freiheit in England immer gedeihen müsse, da die Insel von der übrigen Welt total abgeschlossen sei und daher frei von jeglichem Druck von außen. Und ein erstarktes Amerika müsse immer für das Recht der individuellen Freiheit eintreten, denn die Vereinigten Staaten seien frei von irgendwelchem äußern Druck. Aber Spencer zog niemals die Zentripetalkraft der sozialen Gravitation im Lande selbst in seine Rechnung, die im Verhältnis zur Volksmasse wächst und wirksam wird. Diese Kraft kam in Amerika in Form des wahnsinnigsten Herdeninstinkts zur Erscheinung, weit furchtbarer als jemals in Europa sich Untertanengeist gezeigt hatte.

Zuerst wollte Wilson vom Kongreß die Befugnis erhalten, die Freiheit der Rede und der Presse zu beschränken. Er wurde abgewiesen. Einige Monate später gelang es ihm, den infamen Espionage Act durchzubringen, auf Grund dessen zwar später niemals ein Spion entdeckt wurde, der aber dem Präsidenten die Machtmittel in die Hände gab, die Freiheit der Rede und der Presse zu unterdrücken.

Kriegsgegner aus Gewissensgründen wurden in England eine Zeit lang mit Milde behandelt und niemals mit mehr als zwei Jahren Gefängnis bestraft; in den U.S. verurteilte man sie oftmals zu zwanzig und selbst zu vierzig Jahren Gefängnis. Soldaten, die schon genug vom Kriege hatten, wurden in den Gefängnissen oft und oft von hierzu eigens beorderten Offizieren blutig geschlagen; in vielen Fällen starben die Opfer infolge der unmenschlichen Behandlung.

Der Fall der Molly Steimer ist typisch. Als Russin protestierte sie gegen den illegalen Krieg, den Wilson gegen ihr Vaterland führte; sie wurde in Untersuchungshaft genommen und zu einer fünfzehnjährigen Gefängnisstrafe verurteilt, obgleich sie erst achtzehn Jahre alt war.

Radikale und selbst sozialistische englische Blätter setzten in nahezu vollkommener Freiheit ihre Antikriegspropaganda fort. In Amerika wurde vierzig von zweiundvierzig Blättern der Maulkorb umgehängt, sie wurden unter irgendeinem Vorwand systematisch ruiniert. Die Herdenpsychose aber gebärdete sich von Tag zu Tag tollwütiger, dank den Anstrengungen der ausgehaltenen Presse, die nicht erlahmte, den üblen Brei immer wieder aufzukochen.

Selbst ernstzunehmende Richter lieferten sich der allgemeinen Stimmung aus und entblödeten sich nicht, beispielsweise einen Mann ins Gefängnis zu werfen, weil er Sätze aus der Bergpredigt veröffentlicht hatte, oder einen Zeitungsherausgeber, weil er eine Stelle aus Washingtons „Last Address to the American People" zitiert hatte.

Kurz, Amerika, das niemals einen Feind gehabt hatte, Amerika, dessen Herzen und Heimstätten von dem Weltmord hätten unversehrt bleiben können, erlangte die traurige Be-

rühmtheit einer Intoleranz, die man sich in England, Frankreich oder Deutschland nie hätte träumen lassen.

Und als der Krieg zu Ende war und wieder Friede, als England und Frankreich eine allgemeine Amnestie erließen und sich überall die Gefängnistore den ehrlichen Kriegsgegnern öffneten, da hielten die U.S.A. in einem Anfall von kindischem Haß die Zellen verschlossen. Noch zwei Jahre nach Friedensschluß führte der Versuch, deutsche Musik nach New York zu bringen, zu einem Skandal; ehemalige Frontsoldaten wollten es einfach nicht gestatten, daß man in Amerika Musik von Mozart, Beethoven oder Wagner höre. Auch die deutsche Sprache war lange in den Schulen als Lehrgegenstand verboten, und deutsche Würste konnten nur unter italienischen Namen in den Handel gebracht werden.

Nirgends in der traurigen und weglosen Geschichte der Menschheit gibt es irgendein Beispiel für einen so kindischen und zugleich viehischen Terror, wie er in Amerika überall zutage trat, von New York bis San Franzisco.

Dieses Wilson-Regime war der Wellenberg; aber schon lange bevor er kam, hatte sich der Despotismus der Dollararistokratie vollkommen etabliert. Er hatte praktisch das heiligste der individuellen Rechte abgeschafft, das Recht nämlich, daß jeder, dessen Schuld vor einem öffentlichen Gericht in einem ordentlichen Gerichtsverfahren nicht erwiesen worden war, als unschuldig zu gelten habe.

Es sind jetzt ungefähr zwanzig Jahre her, seitdem die amerikanische Polizei mit Methoden begann, die einstmals durch die heilige Inquisition in Spanien eingeführt worden waren. Man fing nämlich mit jener Methode an, die sich euphemistisch der „dritte Grad" nennt und die näher zu beleuchten notwendig ist. Es ist jetzt die Gewohnheit der amerikanischen Polizei, einen Verdächtigen solange einer unmenschlichen Folterung zu unterwerfen, bis er gesteht. Das unglückliche Opfer wird in einen Raum gebracht und dort befragt: wenn der Delinquent die Antwort verweigert, wird er geschlagen und bekommt Fußtritte; jede Art von körperlicher Züchtigung wird ihm dort zuteil. Menschen wurden Tage und Nächte lang wach gehalten und in grausamster Weise gemartert und haben häufig Verbrechen gestanden, von denen sie nichts wußten. Es ist auch vorgekommen, daß vollkommen unschuldige Menschen Selbstmord begingen, nur um der Folterung zu entgehen.

Ärger noch: amerikanische Richter wissen darum und akzeptieren die Resultate dieser Methode; sie akzeptieren andauernd Geständnisse, von denen sie wissen, daß sie durch die Folter erpreßt worden sind. Und am ärgsten ist wohl, daß die amerikanische Öffentlichkeit diese nichtswürdigste aller Ungesetzlichkeiten durch eine Gleichgültigkeit sanktioniert, die ohne Beispiel ist. Nichts könnte dem Durchschnittsbürger drüben klarmachen, daß sein Mitmensch Rechte inne hat, die er in seinem eignen Interesse und im Interesse der ganzen Menschheit verteidigen sollte. Von Zeit zu Zeit wird dann ein Fall ruchbar, der vermutlich anderswo der Anlaß zu mehr

als zu Zeitungsartikeln wäre. Polizeibeamte folterten einen jungen Italiener, der, wie sich hernach herausstellte, vollkommen unschuldig war, um ein Geständnis zu erpressen; in seiner wahnsinnigen Angst sprang er aus dem Fenster eines Zimmers im vierzehnten Stockwerk und wurde zerschmettert weggetragen. Keinem Menschen fiel es damals ein, die für diese Tortur Verantwortlichen anzuklagen; keine einzige Zeitung brachte Scham oder Trauer zum Ausdruck. Die Republik, gegründet von Washington und Jefferson, gibt es nicht mehr; der Dollardespotismus von heute wird durch gerichtliche Verbrechen gestützt, die überall in der zivilisierten Welt Anlaß zu einer spontanen Revolution wären.

Sieben Jahre lang schrieb und sprach ich in New York mit ganzer Leidenschaft gegen diese Kulturschande; mit dem Erfolg, daß die Zeitschrift, die mir gehörte und die ich herausgab, immer wieder durch Anordnung des Generalpostmeisters auf den Postämtern beschlagnahmt und aufgehalten wurde, so daß ein eingeführtes, blühendes Unternehmen in kurzer Zeit ruiniert war; ohne Billigkeit und in direkter Umgehung der Gesetze durch den Postminister A. S. Burleson.

Und als man mich schließlich vor das Post Office Gericht in Washington brachte und ich von Gouverneur Dockery formal freigesprochen wurde, da wurde mir gleichzeitig erklärt, daß meine Spesen nicht vergütet werden könnten. Das reichste Land der Welt hat, wenn es einen seiner Bürger verfolgt hat und den Prozeß verliert, kein Geld, um dessen Gerichtskosten zu bezahlen.

Was Amerikas Geschlechtsheuchelei angeht, so ist sie ebenso schimpflich wie seine Heuchelei in Dingen politischer Freiheit. Es gibt keine richtige Geschmackszensur in Literatur und Kunst, und so kann es passieren, daß man den einen Autor verfolgt, während ein andrer wegen der gleichen Ungeniertheit von der Öffentlichkeit verhätschelt wird. Das Geschlechtsgesetz ist dem Alkoholgesetz ganz ähnlich: beide Prohibitionen wurden von den Frauen durchgesetzt. Ich erinnere mich, wie vor nun schon fünfzig Jahren in Lawrence (Kansas) und in Columbia (Ohio) Frauen die Saloons zu schließen begannen, indem sie sich vor ihnen aufstellten und beteten. In kürzester Zeit hatten sie es jedem achtbaren Menschen unmöglich gemacht, einen Saloon zu betreten; er wurde verwarnt und, wenn er fortfuhr, Bars zu besuchen, schließlich von den Damen der Stadt in Acht und Bann getan. Und ganz in der gleichen Weise verurteilen die Frauen jedes freimütige Buch, Theaterstück oder Bild. Sie ignorieren die Weltliteratur des letzten Halbjahrhunderts und ihre Arbeit für die Freiheit. Einige von uns tun alles, um die Literatur und die dramatische Kunst und die Kunst überhaupt von dem lähmenden Einfluß angelsächsischer Prüderie zu befreien — aber was nützt es? Es ist beispielsweise noch heute in England verpönt, das Wort „Bauch" anzuwenden, und in Amerika gilt selbst „Magen" als unstatthaft; man lehrt uns, schamhaft von „unsrer kleinen Mary" zu sprechen.

Voltaire hat gesagt, daß die Anständigkeit in die Sprache eingeht, wenn sie aus dem Leben verschwindet.

Aber all diese Scheinheiligkeit und Verbotsraserei, diese ganze furchtbare Tyrannis, durch die Folter des dritten Grades über den Bürger verhängt, ist nur ein Symbol der außerordentlichen Verirrung des Landes, ein Resultat der allgemeinen Stupidität. In mehreren Staaten ist gegenwärtig das Rauchen gesetzlich verboten, und in den durchfahrenden Zügen werden die Reisenden angehalten, bei Passieren der Grenze das Rauchen einzustellen. Dies im „Lande der Freiheit"!

Alles in den Vereinigten Staaten ist der Gier nach Geld untertan; es ist so leicht, Geld zu machen, daß alle Menschen von Talent, ja selbst von Genie, in diesen verhängnisvollen Strudel gerissen werden. Alle fähigen Leute werden drüben reich. Aber was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und seine Seele dabei verliert. Amerika hat seine Seele verloren; der Geist Franklins, Jeffersons und Washingtons ist tot, und es gibt keine Seele, kein Wertmaß mehr jenseits des Materiellen.

Ich entsinne mich, daß einmal eine gemeinsame Bekannte vor Warren Harding anerkennend auf mich hinwies, und Harding, der damals für die Präsidentschaft kandidierte, mich schriftlich bat, ihn in seinem Heim in Marion, Ohio, zu besuchen. Ich fuhr hin und wir hatten ein langes Gespräch. Als ich ihm sagte, daß in allen Städten mit mehr als fünfzigtausend Einwohnern Hochschulen für Musik und Literatur und Lehranstalten für Chemie und Physik errichtet werden sollten, entgegnete er: „Ich glaube, daß unser Volk das gebildetste der Welt ist", und fügte, mein Lächeln bemerkend, hinzu: „Ihre Reformen würden ungeheuer viel kosten, woher sollten wir das Geld nehmen?"

Ich antwortete einfach: „Sie verwenden doch auch jährlich viele Millionen Dollar für Armee und Kriegsmarine, obgleich die Vereinigten Staaten unbestreitbar die stärkste Macht der Welt sind und durch ihr Kapital jedem Angriff trotzen können. Warum nicht Armee und Kriegsmarine abschaffen und das Geld für die Volksbildung verwenden? Kommt noch hinzu, daß Ihre Armee und Marine nichts andres ist, als ein falsches Gebiß, mit dem Sie im Ernstfalle nicht zu beißen wagen dürften. Warum also nicht ein großartiges Beispiel geben und dies alles mit einem Schlag abschaffen?"

„Unsre Armee und Marine", antwortete Harding, in heftiger Erregung aufspringend, „halten wir für die besten Machtmittel der Welt, und Sie sagen, sie seien ein falsches Gebiß...! Ich schätze mich glücklich, nicht Ihrer Meinung zu sein. Amerikas Platz und Einfluß in der Welt werden durch sie bestimmt!"

Und Harding war keineswegs der unintelligenteste unter den amerikanischen Präsidenten. Aber auch seine Nachfolger sind darauf erpicht, die amerikanische Marine zu verstärken und Wall Street allerhöchste Macht zu verleihen.

Übersetzt von Otto Basil

Anglikana von Paul Cohen-Portheim

Im Jahre 1931:

Gab es in England einige Millionen Arbeitslose. / Ließ Douglas Fairbanks für seinen londoner Schneider eine lebensgroße Wachsfigur anfertigen, auf der seine Anzüge angeprobt werden. / Saß Lady Wimborne, Führerin der exklusivsten londoner Gesellschaft, ohne Hut in ihrem Auto und rauchte eine dicke Zigarre. / Wurde ein Angestellter der großen Lloyds-Versicherungsgesellschaft von seinen Kollegen herausgeschmissen, weil er das Bureaugebäude in Plus-fours betreten hatte. / Stundete Großbritannien den Dominions die Schuldenzahlungen, was aber Südafrika ablehnte: es zahlte lieber weiter. / Wurde der Rekord der Herstellung eines Herrenanzugs gebrochen, indem in Huddersfield zwei Stunden, neun Minuten, sechsundvierzig Sekunden, nachdem zwölf Schafe geschoren worden waren, der Anzug fertig war. Hundert Minuten dauerte die Anfertigung des Materials, woran vierundneunzig Mann arbeiteten, während vierzig Mann den Anzug anfertigten. Die Kosten betrugen 100 Pfund Sterling. Der amerikanische Rekord war sechs Stunden. / War die Kindersterblichkeit seit 1900 um 50 Prozent gesunken. / Wurden achtzehn alte Gefängnisse abgerissen. / Wurde in einem londoner Vorort (Dagenham) das fünfundzwanzigtausendste Haus innerhalb der Zeit von zehn Jahren erbaut. / Baute sich auch Mrs. Wilfrid Ashley ein neues Haus mit einem Bett aus Glas und Spiegeln, und Glaswänden (undurchsichtigen). / Wurden von öffentlichen Behörden 108 104 179 Pfund Sterling für Gesundheitsdienste ausgegeben, gegen 23 457 109 Pfund Sterling im Jahre 1900/1. / Entstand der neue Frauenberuf der „Airhostess", die während des Flugs Bridgepartien arrangiert, Bekanntschaften vermittelt und auf Sehenswürdigkeiten aufmerksam macht. / Kam im Juni der Muff wieder in Mode: aus frischen Blumen oder Tüll. / Wurde das Dorchester Hotel in Park Lane eröffnet: das billigste Zimmer kostet 35 Shilling; das Hotel hat türkische Bäder, ein Institut de beauté, eine Sherry-bar; wird alle zehn Minuten mit frischer Luft versehen, hat Korkbelag zwischen allen Wänden, so daß es fast geräuschlos ist, und gepreßten Seetang als Deckenbelag. Es hat keine Höfe und alle Fenster gehen auf die Straßen; es ist feuerfest, bombenfest und erdbebenfest. Es hat gegen zwei Millionen Pfund Sterling gekostet. Das neue Hotel der Canadian Pacific soll drei Millionen Pfund kosten; der Neubau von Regent Street hat 100 Millionen Pfund gekostet. / Stürzte Mrs. Gallien ab und kam um. Es war ihr zweiter Absturz, bei dem ersten hatte sie sich die Beine gebrochen. Sie hatte eine Expedition nach dem Tanganyika-Gebiet bezahlt und geleitet, und war allein im Auto während der dortigen Aufstände in Arabien herumgefahren. / Stürzte auch die Honourable Mrs. Edwin Montagu irgendwo in Asien ab, wurde aber gerettet, weil ein Bekannter von ihr zufällig auch in Asien herumflog. Sie bedauerte sehr, ihr Flugzeug nicht versichert zu haben, da sie glaubte, sich im Falle eines Absturzes keine Geldsorgen mehr machen zu brauchen. / Wanderten hunderttausende von Arbeitern aus,

Nordengland und Wales nach Südengland, wo neue Industriewerke entstehen, während die Kohlen- und Stahlindustrie zurückgeht. / Hinterließ Mr. Otway Robinson sein Vermögen (7000 Pfund Sterling) der deutschen Regierung zugunsten der Kriegsinvaliden, da „England in der Lage ist, gut für seine Invaliden zu sorgen". / Stieg eine junge Dame im Badeanzug in das Springbrunnenbassin in Trafalgarsquare, wodurch sie eine Wette gewann. / Konnte man in ‚The Times' folgende Annoncen lesen: Herr mit viel überflüssiger Zeit und in guten Verhältnissen wünscht Bekanntschaft eines gleichsituierten Herren. — Weiter: Antiquitäten. Psychische Vorträge im Buddhazimmer. Amerikanische Gerichte in einem orientalischen Salon. 25. B... street. — Comtesse de la Calle zeigt an, daß Mlle. Le Dieu, zwölf Jahre (bis zur Revolution) Erzieherin der spanischen Königsfamilie von jetzt ab mit ihr zusammen eine Schule für junge Damen in Paris leiten wird. / Saß der Ex-König von Spanien beim Tennisturnier in Wimbledon dem Ex-König von Portugal gegenüber. / Riefen viele hunderte von Londonern die Polizei telephonisch an, weil die Erde bebte. / Bekam Lady Blackwoods Penkingese zum Lunch im Ritz Hotel täglich das Herz einer Wachtel, das ihm der Oberkellner persönlich servierte. / Wurden die Touristen, die die Isle of Skye (Schottland) besuchten, gezwungen, dem Sonntags-Gottesdienst beizuwohnen, der mindestens zwei Stunden dauert, wenn sie Unterkunft auf der Insel finden wollten.

Zwei Sprachbücher von Peter Panter

Beide sind von Hans Reimann: „Vergnügliches Handbuch der deutschen Sprache" (erschienen bei Gustav Kiepenheuer in Berlin) und „Sächsisch" (erschienen bei R. Piper & Co. in München). Beides Kollegs von lehrreicher Lustigkeit.

Das Vergnügliche Handbuch der deutschen Sprache ist ganz und gar unsystematisch — Reimann hat das so gewollt, und er hat auch gewußt, warum: die Leute halten es sonst für eine Grammatik, und dann lesen sie es nicht. Schade ist es doch. Denn in diesem kleinen Buch ist mit schärfster Sprachsorgfalt eine Fülle von Wissen untergebracht, und weil aber alles mit viel Klamauk erzählt ist, von Anekdoten unterbrochen, von Witzen und allerlei Erinnerungen, so wird der Brillenleser es nicht ernst nehmen, wenigstens nicht jene Sorte, die da angesichts eines dicken Wälzers meint: „Wenn einem dies Buch auf den Fuß fällt, ist man lahm — also ist es ein schweres Buch". Reimanns Sprachbuch ist ein leichtes Buch, und doch kann man viel daraus lernen.

Das Sprachgefühl Reimanns ist so lebendig und so fein, daß ich ihm und uns nur eines wünschte: er sollte einmal das herrliche Buch des alten Wustmann „Allerhand Sprachdummheiten" neu bearbeiten. Die Neuauflage dieser Sprachbibel ist gekürzt und lange nicht mehr so gut wie zu Lebzeiten Wustmanns, und manches ist veraltet darin. Es ist aber keine Kenntnis der deutschen Sprache ohne systematische Arbeit möglich. Warum können Frauen meist nicht interpungieren?

Weil sie oft nicht wissen, was ein Nebensatz und was ein erweiterter Infinitiv ist, und ohne das gehts nun einmal nicht.

Doch hat Reimann sein Möglichstes getan, um das Buch nicht zu „Allerlei Miscellen aus der Sprachlehre" werden zu lassen, und so viel ich auch darin umhergepickt habe: da ist kaum eine Stelle, zu der ich nicht aus vollem Herzen Ja sagte. Schade nur, daß er seinen Lesern, die diese Freiheit nicht verdienen, in vielen Fällen die Tür zur Anarchie offen läßt, indem er etwa sagt: man schreibe, wie es einem um den Federhalter ist. Willkür in der Sprachbehandlung ist meist vom Übel, und ohne festes Gerüst kann man nicht springen. Außerordentlich sein eigner Sprachreichtum, außerordentlich sein innerer Kompaß für die Sprache, für ihre Komik, für ihre Unzulänglichkeit, für die Unzulänglichkeit unsrer Gehirne. Ganz besonders schön und ein herrliches Museum der Scheußlichkeiten ist das kleine Schlagwörter-Lexikon, in dem er alle diese fürchterlichen Unarten der Epoche von „Abbau" bis „zyklothym" aufbewahrt hat. Möchten doch alle Redakteure ihren Mitarbeitern den ernsthaften Gebrauch dieser widerwärtigen Klischeewörter verbieten!

Reimann, aber zwei Dinge habe ich nicht verstanden, ein kleines und ein großes. Das kleine ist: „Ein was steht nur in zwei Fällen. Erstens nach alles und zweitens, wenn auf den Inhalt des vorangegangenen Satzes oder auf mehrere Wörter Bezug genommen wird." Und wie ist es mit: „Das Erhabenste, was Beethoven geschaffen hat"? Das ist nämlich richtig, weil — nach Wustmann — hier „von allem" zu ergänzen ist, also: „Das Erhabenste von allem, was Beethoven geschaffen hat." Hinter dem Superlativ von substantivierten Eigenschaftswörtern, sagt Wustmann, ist in den meisten Fällen „was" das richtige.

Doch ist dies eine Kleinigkeit gegenüber einer Schreibweise, Reimann, die ich gar nicht begreifen kann. Sie schreiben: Bettvorleger. Affenpintscher. Doktorwürde. Aber: SaueregurkenZeit. GerichtsberichtErstatter. TeerDestillat. SpiegelScheiben. Und einmal sogar: „Im WarteSaal des Hauptbahnhofs". Nanu —? Haben wir noch nicht genug Durcheinander mit den großen und kleinen Buchstaben? Müssen wir jetzt diese Säulen des Unsinns auch noch innerhalb der Wörter aufrichten? Das verstehe, wer kann. Ich habs nicht verstanden.

Im Lehrbuch des Sächsischen aber habe ich alles verstanden. „Der Sachse denkt wie die Katze um den heißen Brei." Und, von der sächsischen Küche: „Das Brötchen ist physiognomielos und unterscheidet sich in aufgeweichtem Zustand kaum von einem ertrunkenem Bieruntersetzer aus Pappe" — da weiß man doch!

Das Buch ist vor allem deshalb so vorzüglich, weil es sich nicht gnädig herbeiläßt, den sächsischen Dialekt zu belächeln, wie das unerträglicherweise oft bei Dialekten geschieht, sondern es nimmt ihn als Ausdrucksweise einer Gemütsverfassung ganz und gar ernst, und nun wird er erst komisch! So ein gutes Buch über den berlinischen Dialekt kenne ich nicht — da kommen sich die Herren Sprachforscher immer so überlegen vor, wenn sie den berliner Dialekt beschreiben . . .!

Reimann, der Qualitätsgefühl hat, weiß, daß zum Beispiel Roda Roda eine der saubersten Schreibarten sein eigen nennt, die wir kennen, klipp und klar, aber es ist ja nur ein Humorist. Wenn es einen Roda Roda-Ring gäbe —: Hans Reimann hat ihn allemal verdient.

Die Neuerscheinung von Alice Ekert-Rothholz

Es gibt eine ganz bestimmte Frau
Wenn sie ins Zimmer tritt, wird Dir flau...
Du weißt, daß der Deinige glatt auf sie fliegt.
Sie tut fast gar nichts —
Aber sie siegt.
Sie ist ein Prinzip, sie ist Deine Verneinung.
Sie ist fremd...
Sie ist bunt...
Kurz: die Neuerscheinung!

Es ist fast gleich, um wen sichs da handelt.
Plötzlich ist Deiner wie umgewandelt.
Willst Du einen Tanz, einen Blick — dann pennt er.
Sie will dauernd was Andres —
Plötzlich rennt er.
Sonst stört ihn doch jedes blöde Gesicht.
Die Neue hat eins —
Es stört ihn nicht.
Gegen Dich ist die Neue ein Ungeheuer!
Das sowieso.
Doch ein stummer Funk... und Deiner fängt Feuer.
Wo hat son Mann seine Augen?
Wo?

Du fragst ins Leere. Weil Du vergißt
daß er die Neue nicht an Dir mißt.
Du hast Gemüt. Sie hat dicke Beine...
Wozu sagst Du ihm das?
Das sieht er alleine.
Sie ist vielleicht gar nichts... aber sie ist
Alles
was Du für ihn nicht mehr bist.

Du bist sein Brot. Die Neue ist Kuchen.
Mit faulen Rosinen —
Egal! — Er kann suchen...
Sie nimmt ihn leicht. Du nimmst ihn so schwer.
Sie gibt ihm weniger. Und darum mehr...
Du bist ihm lieb, verbunden, teuer.
Alles richtig!
Aber die Neue ist neuer.

Du nennst sie stets „Tierchen". Du verachtest sie sehr.
Man stiehlt keine Männer.
Das ist nicht fair.
Das ist gemein... gedankenlos ... schlecht ...
Du verstehst die Person nicht —
Du hast ja sooo recht! ....

Nur ein Fall liegt anders. Ganz anders.
Der ist:
Wenn Du selber die Neuerscheinung bist!

Die Akademie am Scheidewege von Adolf Behne

Zum Verfassungstage teilte uns der ‚Amtliche Preußische Pressedienst' mit, daß die Maler Nolde, Schmidt-Rottluff, Dix und Kirchner, die Bildhauer Gies, Scherff, Sintenis und Belling und die Architekten Mies van der Rohe, Mebes, Mendelsohn, Bruno Taut und Martin Wagner in die Akademie der Künste berufen seien. Wir überschätzen die Wichtigkeit des Vorganges nicht: eine gewisse Erfrischung und Verjüngung der Akademie, aber keine besondere Überraschung. Eine Überraschung ist nur die Berufung Emil Noldes, vollzogen unter der Präsidentschaft Max Liebermanns. Sollte die Institution der Akademie einen Sinn haben, so mußte Nolde, heute über die Sechzig hinaus, dieser Akademie angehören seit dem ersten Tage nach ihrem Bruch mit der Hoflieferanten-Tradition. Aber in zwölf Jahren Präsidentschaft Max Liebermann blieben Emil Nolde die Tore der Akademie verschlossen. Liebermanns Paladin Karl Scheffler erfand extra für Emil Nolde einen sonst in ‚Kunst und Künstler' nicht üblichen Kasernenhofton. Wird er ihn fortführen? Jene Zeitungen aber, die für Liebermann ein spezielles Ruhmeskonto führen, erwähnten die Berufung Noldes nur so im allerbeiläufigsten Ton des „. . . ferner liefen". Man mußte annehmen, daß sie mit näherm Verweilen bei diesem für die Öffentlichkeit doch sehr bemerkenswerten Ereignis — jedenfalls sehr viel bemerkenswerter als die Affäre Heckendorf, über die sie tage- und spaltenlang berichteten — ihren Monopolheros zu kränken fürchteten. Aber tun sie nicht grade Max Liebermann Unrecht? Wir wenigstens möchten glauben, daß Liebermann von sich aus bereit war und ist, ein historisches Unrecht sachlich zu korrigieren, auch wenn es ihm aus persönlichen Gründen bestimmt sehr schwer fällt, und wir können uns über seinen Entschluß nur ehrlich freuen. Eine Akademie, der seit Jahren Willy Jäckel angehört, aber nicht Nolde, war eine Absurdität.

Wenn jetzt mit Nolde, Mies van der Rohe, Bruno Taut, Wagner, Schmidt-Rottluff, Otto Dix in die Akademie einziehen, so könnte die Akademie eine Bedeutung gewinnen. Ja es ist unsre Überzeugung, daß der Akademie, wenn sie jetzt mutig, vorurteilslos und zielbewußt handelt, die geistige Führung ganz von selbst zufallen muß. Immer mehr scheiden die privaten Kunstsalons für eine aktive Teilnahme am künstlerischen Geschehen aus. Sie können sich keine Experimente mehr leisten ... obwohl allein der Mut zum konsequenten Experiment sie noch retten könnte. Die Vereins-Ausstellungen werden nie Niveau halten. Und die paar Museen, die moderne Kunst sammeln? Gustav Pauli hat es fertig bekommen, den Kollegen vom Erwerb zeitgenössischer Kunst überhaupt abzuraten. Das sei Sache der privaten Sammler. Also niemandes Sache, denn es gibt keine Sammler moderner Kunst mehr. Im reichen Essen wurde in der Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes nicht ein Stück verkauft! Pauli meint, der Direktor könne ja doch nie wissen, was wirklich gut sei und die Depots würden mit schnell ungenießbar gewordener Moderne über-

füllt. Das mag in Hamburg wohl so sein. Aber ist es in irgend einem Museum alter klassischer Kunst denn anders? Weiß man doch bei einem Gang durch das Kaiser-Friedrich-Museum oft wirklich nicht, ob man im Depot oder in der Galerie ist. Das Kronprinzenpalais aber ist ewig unentschieden. Es kündigt eine Lesser-Ury-Ausstellung an, die vor dreißig Jahren eine Tat gewesen wäre, und eine Gedächtnis-Ausstellung Maria Slavona. Es wird aus seiner Diplomatik nie herauskommen. Die Gedächtnis-Ausstellung Theo van Doesburg, die der tapfere Dorner in Hannover macht, wird Justi nicht nach Berlin holen.

In dieser ganzen tristen Atmosphäre könnte die Akademie vorstoßen. Ihre letzten Ausstellungen waren müde und wirklich akademisch. Aber nach dem neuen Statut hat sie ja das Recht, auch Arbeiten von Mitgliedern auszujurieren. Wenn sie von diesem Recht guten Gebrauch macht und vorurteilslos alles heranholt, was heute durch die Sperre des Betriebes und Geschäftes, der festgefahrenen Kritik und der mutlos gewordenen Redaktionen nicht durchdringt, dann könnte von ihr ein Strom der Ermutigung ausgehn, der unendlich viel wichtiger ist, als die eingemottete Würde des Instituts. Ja wäre es nicht überhaupt denkbar, daß die Akademie einige Räume — vielleicht jene gelegentlich für kleinere Ausstellungen benutzten Säle, die wohl den größten Teil des Jahres leerstehen — als eine Art Studio fortlaufend jungen Künstlern zur Verfügung stellte? Die Salons können darin heute absolut keine Schädigung ihres Geschäftes mehr sehen. Und wenn sie etwas derartiges murmeln, so soll man sie auslachen. Die Ausstellungen des Studio der Akademie brauchten durchaus nicht juryfrei zu sein. Ein kleiner Beirat, etwa Philipp Franck, Karl Hofer und Schmidt-Rottluff, könnte über die Hergabe entscheiden. Ich könnte ihm a tempo ein halbes Dutzend junger Künstler nennen, die von jeder Ausstellungsmöglichkeit abgeschnitten sind und deren Förderung der Akademie sehr zur Ehre gereichen würde. Und wäre es an solcher Stelle einmal möglich, diese Generation in ganzer Front zu zeigen, so würde man mit Erstaunen sehen, daß es wieder eine Malerei bei uns gibt, die alle angeht und vor deren Kraft, Freiheit und Wahrheit fast alles dünn und blutlos ist, was heute die offiziellen Stellen — soweit sie fortschrittlich sind — als moderne Kunst pflegen.

Die Akademie hat eine Reihe von Leuten berufen, zu denen jeder Vertrauen hat. Die Berufung Noldes kann ein Symbol sein. Nun sollte Max Liebermann, den seine Presse zu ehren glaubt, wenn sie ihn in Watte wickelt, zeigen, daß er ein Führer großen Stiles ist: er stelle die Akademie in das Leben und gebe ihr die Bestimmung zu helfen. Eine Ausstellung, von ihm inauguriert, die die neuen Leute nicht vorsichtig und tropfenweise zuläßt, sondern sie heranholt und klar und eindeutig herausstellt — und diese ganze Stickluft von sauer gewordenen Urteilen, stagnierenden Phrasen und lavierenden Taktiken ist durchstoßen.

Tabu von Rudolf Arnheim

Es ist sicher nicht wahr, daß sich Südsee-Insulaner so benehmen, wie sich vor zehn Jahren europäische und amerikanische Filmschauspieler zu benehmen pflegten. Man muß es deshalb Flaherty-Murnaus Südseefilm „Tabu" verübeln, wenn eine Insulanerin, um Schreck zu markieren, effektvoll die Augen aufreißt, die Arme ausbreitet und mit langsamen Ballettschritten zurückweicht, oder wenn ein Jüngling im Schmerz zu einer raffaelischen Dreieckskomposition erstarrt. Henny Porten-Mimik kleidet ein nacktes Noa Noa-Mädchen ebenso schlecht wie einen nackten Papua Zylinder und Stehkragen. Zumal an einzelnen Stellen dieses Films die natürlichen Ausdrucksbewegungen der Südseeleute sehr lebendig festgehalten sind: wenn der Liebhaber sein Mädchen tröstet, indem er ihr streichelnd die Knie, Arme, Augen mit Quellwasser befeuchtet; wenn die jungen Leute mit obszönem Vibrieren der Oberschenkel einen Liebestanz aufführen; wenn der Jäger auf der Klippe, am ganzen Leibe schwingend vor Ungeduld und Jagdlust, den Speer zum Fischstechen hebt.

Die Filmleute, Missionare des Maltheserkreuzes, zeigen den Insulanern, wie es auf einer romantischen Südseeinsel auszusehen hat. Die schönen Berge am Horizont, die schlanken Bogen der Palmenstämme wirken fast wie im Atelier nachgebaut, wenn in diesem echten Milieu die echten Südseeleute ein Hollywood-Tahiti aufführen. Es herrscht ein Überangebot an Blütenzweigen und Kränzen im Haar, so als ob im Paradies zwecks Räumung des Lagers ein Saisonausverkauf von Schönheit stattfindet.

Sehr lehrreich, wie sich auch in einen solchen, am andern Ende der Welt spielenden Film die Ideologie der bürgerlichen Filmproduktion einschmuggelt; wie der nackte Wilde den Abendländern ihre Staatsmoral schmackhaft machen muß. Die Insulaner leben sorgenlos glücklich wie die Frackbarone in unsern Gesellschaftsfilmen. Ebenso wie der Generaldirektor im Film gelegentlich einmal stirnrunzelnd ins Telephon spricht, damit der Zuschauer ein Bild vom Geschäftlichen bekomme, so wirft der Insulaner ab und zu malerisch einen Speer, zwecks Lebensunterhalt, und liegt im übrigen mit Blumen im Haar seiner Geliebten ob. Das Wirtschaftliche erscheint nur als dämonisches Motiv: wenn der schleichende chinesische Schankwirt seinen Schuldschein zückt. Die Liebe lehnt sich, damit dramatische Spannung ins Manuskript komme, gegen die Gesetze auf, sei es nun das Tabu der Südseereligion oder das Sakrament der christlichen Ehe, aber hier wie dort siegt in volksbildender Weise das Gesetz, und den Missetäter beißen die Haie.

Als Spielfilm gewertet ist „Tabu" eine einfallsarme, gedehnte Liebesgeschichte. Als Kulturfilm bietet er weniger, vor allem weniger ungestellt Wahres, als wir heute verlangen. Flahertys „Moana" war erheblich besser. Man erfährt nicht viel vom Leben der Südseeleute, und manches wirkt verdächtig opernhaft: das Rheintöchteridyll der badenden jungen Mädchen oder das feierliche Zusammentreffen der

beiden Häuptlinge, wo ein Pergament entrollt und eine Botschaft im Karl May-Stil verlesen wird.

Es handelt sich um einen stumm aufgenommenen, nachsynchronisierten Film. Und dazu ist noch eins zu sagen. Seit man beliebige Ton- und Bildstreifen übereinanderkopieren kann, steht es mit der Wahrheitsliebe des Films noch mißlicher als früher. Zur Zeit des stummen Films konnte man nur durch die Auswahl dessen, was man zeigte, lügen. Heute kann man Ton und Bild täuschend zusammenfügen, die gar nicht zusammengehören. René Clair hat neulich, in einem Aufsatz für die Zeitschrift „Plans", erzählt: „Ich habe einen Operateur erlebt, der in seinen Tonstreifen von der Ankunft eines Staatsmannes zuviel Beifallklatschen und zu wenig Protestgeschrei hineinbekommen hatte und deshalb zwanzig Meter mit einem Kollegen austauschte, der reich an beleidigenden Akklamationen aber arm an Hochrufen war." So steht es mit der Authentizität des Tonfilms. In „Tabu" hat man die Bilder vom Musizieren und Singen der Südseeleute mit einer Musik unterlegt, die teils an Schuhplattler, teils an evangelische Choräle erinnert und mit bayrischen Jodlern untermischt ist. Dies Verfahren, dokumentarische Filme nachträglich mit Tonzusätzen auszustatten, die jedes unbefangene Publikum für echt nimmt, ist ganz außerordentlich gefährlich. Es bringt Verwirrung und Irreführung, wenn wahre Bilder durch falsche Töne unmerklich zu Lügen werden.

Also wat nu — ja oder ja? von Theobald Tiger

Wie ick noch n kleena Junge wah,
da hattn wa aufe Schule
een Lehra, den nannten wa bloß: Papa,
een jewissn Dokter Kuhle.
Und frachte der wat, und der Schieler war dumm,
un der quatschte und klöhnte bloß so rum,
denn sachte Kuhle feierlich:
„Also — du weeßt et nich!"

So nachn Essen, da rooch ick jern
in Stillen meine Ssijarre.
Da denk ick so, inwieso und wiefern,
und wie se so looft, die Karre.
Wer weeß det... Heute wähln wa noch rot,
un morjen sind wa valleicht alle tot.
Also ick ja nich, denkt jeda. Immahin...
man denkt sich so manchet in seinen Sinn.
Ick bin, ick werde, ick bin jewesen...
Da haak nu so ville Biecher jelesen.
Und da steht die Wissenschaft uff de Kommode...
Wie wird det mit uns so nachn Tode?
Die Kürche kommt jleich eilich jeloofn,
da jibt et n Waschkorb voll Phillesophn...
Det lies man. Un haste det hinta dir,
dreihundert Pfund bedrucktet Papier,
denn leechste die Weisen
beit alte Eisen
un sachst dir wie Kuhle, innalich:
Sie wissen et nich. Sie wissen et nich.

Bemerkungen

Die Ehre in Glatz

Die Ehre in Glatz ist eine sehr differenzierte Sache: Ist sie zum Beispiel die eines jüdischen Kaufmanns, so ist sie den berechtigten Interessen der nationalsozialistischen Propaganda ausgeliefert. Solches hat die II. kleine Strafkammer des glatzer Landgerichts zum Aktenzeichen 3. P. 14/31 durch Urteil vom 8. Mai dieses Jahres festgestellt. Der Vorfall war folgender: Die Nazis hielten in einem glatzer Hotel eine Wahlversammlung ab. Vor dem Hotel hatten sich gegnerische Demonstranten versammelt. Die Naziversammlung leitete einer ihrer Stadträte, der plötzlich Folgendes erklärte: „Ich habe gehört, daß Herr E. dem Mob da draußen zweihundert Mark gegeben hat, um unsre Versammlung zu sprengen. Ich gebe das unter Vorbehalt wieder, da ich das zur Zeit nicht nachprüfen kann." Die Wirkung war die gewünschte.

Herr E., der natürlich keinen Pfennig an den „Mob" gegeben hatte („Die Leute waren zu einem großen Teil Kommunisten, teilweise waren sie auch angetrunken", koordiniert das Gericht), erhob gegen den Stadtrat Privatklage wegen öffentlicher übler Nachrede. Der Angeklagte versuchte den Wahrheitsbeweis, der sogar nach der Feststellung des Landgerichts „gänzlich mißglückte". Der Amtsrichter verurteilte ihn daher zu siebzig Mark Geldstrafe oder einer Woche Gefängnis. Doch die zweite Instanz, mit einem Hotelbesitzer und einem Brennereidirektor als Schöffen, hob das Urteil auf. Begründung?

„Als Leiter der Ortsgruppe Glatz der NSDAP. war der Angeklagte berechtigt, die Interessen seiner Partei wahrzunehmen. Diese steht im offenen Kampf gegen alles Jüdische. Diesem Kampf lieferte der Angeklagte eine neue Waffe, indem er über einen Juden ein Gerücht verbreitete, wonach dieser sich einer schimpflichen und strafbaren Handlung schuldig gemacht habe. Freilich schädigte er durch diese Äußerung einen angesehenen jüdischen Kaufmann moralisch und geschäftlich. Letzteres war aber nicht der Allein-Zweck seiner Äußerung. Es kann daher dahingestellt bleiben, ob der Angeklagte insoweit berechtigte Interessen wahrnahm, und nicht der Wahrnehmung dieser Interessen die guten Sitten entgegenstanden. Die guten Sitten standen dem Angeklagten insoweit nicht entgegen, als er im Wahlkampf, es war die letzte Woche vor der Wahl, seiner Partei neue Anhänger für die bevorstehende Wahl zuführen sollte, indem er durch die Äußerung den Versammlungsteilnehmern vor Augen führte, wie berechtigt und

begründet der von seiner Partei gegen das Judentum geführte Kampf sei. Die Kundgabe des Gerüchts, an das er glaubte, entsprach daher den berechtigten Interessen der Partei des Angeklagten, zu deren Wahrnehmung er als ihr Ortsgruppenleiter befugt war."

Da die Sache so ist, möchte ich der II. Strafkammer des Landgerichts Glatz folgende Rechtsfrage geziemend unterbreiten:

Es wird augenblicklich hier in Berlin eine Partei für absetzbares Volksrichtertum gegründet, als deren glatzer Ortsgruppenleiter der Unterzeichnete vorgesehen ist. Der einzige Paragraph des Parteiprogramms lautet: „Abschaffung aller Richterprivilegien, insbesondere der Unabsetzbarkeit; Einführung absetzbarer Volksrichter." Diese Partei steht im offenen Kampf gegen das Berufsrichtertum. Wenn ich nun in einer glatzer Werbeversammlung dieser Partei die Erklärung abgeben sollte: „Ich habe gehört, daß Herr Landgerichtsrat X. von den Nazis zweihundert Mark monatlich erhält, um zugunsten der NSDAP. Fehlurteile zu erlassen. Ich gebe das unter Vorbehalt wieder, da ich das zur Zeit nicht nachprüfen kann", — was erwartet mich dann? Ich muß annehmen, spätestens in der zweiten Instanz der Freispruch. Habe ich nicht dem Kampf meiner Partei gegen alles Berufsrichtertum eine neue Waffe geliefert, indem ich über einen Berufsrichter ein Gerücht verbreitete, wonach dieser sich einer schimpflichen und strafbaren Handlung schuldig gemacht habe? Freilich schädigte ich dadurch einen angesehenen Richter moralisch und beruflich. Aber war „Letzteres" Alleinzweck meiner Äußerung? Nein. Es kann „daher dahingestellt bleiben," inwieweit ich gegen die guten Sitten verstieß. Denn die guten Sitten von Glatz standen mir insofern nicht entgegen, als ich in der Werbung für meine Partei ihr neue Anhänger zuführen sollte, indem ich ja durch die erlogene Äußerung den Versammlungsteilnehmern vor Augen führte, wie — wie — berechtigt und begründet der von meiner Partei gegen die Berufsrichter geführte Kampf sei. Die Kundgabe des Gerüchts entsprach daher den berechtigten Interessen meiner Partei, zu deren Wahrnehmung ich als ihr Ortsgruppenleiter befugt war.

Fiat justitia, pereat mundus? Den zweiten Teil des Satzes werdet Ihr mit dieser Sorte von Gerechtigkeit, die zugleich miserable Jurisprudenz ist, bald realisiert haben. Von Rechts wegen.

A. Stein

Der Schweizerische Maezen

Weiß Gott, welcher alte Klassiker uns den Scherz überliefert hat:

Man fragte einen Mann aus Kreta: „Ist es wahr, daß alle Kreter lügen?" — „Ja," antwortete er, „alle."

Seine Antwort ist übergegangen in unsre Lehrbücher der Logik — als Urbeispiel des Dilemmas. Denn es ist klar: Hat der Mann aus Kreta recht, dieser eine, dann lügen doch nicht alle Kreter. Also hat er selbst Falsches behauptet, und die Ausnahme ist

wieder hinfällig: heillose Wirrnis der Folgerungen.

Die Unwahrheit steckt eben verborgen im Vordersatz: „Die Kreter lügen"; sie steckt in jedem verallgemeinernden Urteil über ein Volk: weder sind alle Sachsen helle, noch alle Schotten geizig — und die Schweizer sind keineswegs durchaus habsüchtige Gastwirte. Wer da aber meint, die folgende Geschichte wolle das Gegenteil beweisen — er mißversteht mich von Grund.

*

Die zürcher Polizei schlägt um elf Uhr Zapfenstreich: du darfst noch bis Mitternacht in der Wirtschaft sitzenbleiben — Getränke kredenzt man dir von elf an nicht.

Nun dachten wir, bester Laune, noch nicht ans Schlafengehen, wir Sieben — sechs junge Leute nämlich und ich, den man diesen Abend für jung gelten ließ, weil ich mit den andern fröhlich war.

„Wißt ihr was?" schlug Fräulein Hemberger vor, Mizzi Hemberger, die reizende Soubrette — „wir setzen den Abend fort in meiner Wohnung."

Herrlich — prachtvoll — glänzender Einfall. Herr Nierli, Seidenfabrikant, erbot sich, für Sekt und Brötchen zu sorgen. Bravo, Herr Millionär! Mit zahllosen Packen beladen, fuhren wir, gezwängt in zwei Autos, ab.

Bei der Soubrette, gegen halb eins, fand ich es nicht gar so amüsant. Weil sich nämlich die Besitzverhältnisse betrüblich geklärt hatten: die kleine Blonde erwies sich als mit dem Doktor verbändelt; die Schwarze mit Nierli; und der Rechtsanwalt betonte deutlich Ansprüche auf die Soubrette.

Also fühlte ich mich überflüssig und beschloß, schläfrig zu sein.

Ich küßte heimlich eine eben unbeschäftigte Hand der reizenden Soubrette und flüsterte ihr in ein zufällig freies Ohr:

„Dank, Dank, liebe Hausfrau! Gute Nacht! Um die Gesellschaft nicht zu stören, will ich mich holländisch empfehlen."

Schlich hinaus, legte den Mantel an, drückte die Klinke ... da ...

... da trat er mir entgegen, der edle Sektspender, zürcher Millionär.

„Herr Roda," sprach er, „auf Ihr Teil entfallen 4 Frank 80."

Ich ... ich ... drückte ihm ein Fünffrankenstück in die Hand: „So. Den Rest können Sie behalten."

„Danke," sagte er — und öffnete mir mit einer Verbeugung die Tür.

*

Nochmals: Ich wollte mit dieser Geschichte beileibe kein verallgemeinerndes Urteil gefällt haben: daß etwa die Schweizer Gastwirte seien von Geburt.

Roda Roda

Philologisches

Das Wörterbuch „L'Argot du Milieu" von Dr. Lacassagne gibt für das Wort „Nazi" die Übersetzung „Syphilis" und für

„être nazi", „être syphilitique". Sollte dies eine neue Perfidie des Erbfeinds sein? Der Ausdruck wird 1896 zum ersten Mal zitiert. Tant pis!

S. Spender

Autarkie

Herrn Robert Villwock,
Berlin W 30

Teile Ihnen hierdurch mit, daß Sie vom 1. 8. 31 an meine Schaufenster usw. nicht mehr reinigen brauchen, da von diesem Zeitpunkt die Reinigung ein deutsch denkender Putzer übernimmt.

Hochachtungsvoll

Arthur Poethke,
Berlin W 50, Prager Str. 12

Herrn Külz zur Beachtung

Aus Kaiserslautern wird gemeldet: Am 15. und 16. August findet hier die Tagung des Reichsverbandes der praktischen Kastrierer Deutschlands statt.

Alles Schicksal

In tiefer Demut und mit dankbarem Herzen zu Gott blicke ich heute am 1. 8. 31 auf meinen 80jährigen Lebensweg zurück. Sorgen, Krankheit und Tod in der Familie waren meine Begleiter. 12 Kinder im Alter von 1—20 Jahren und deren 3 Mütter sind tot. 7 Jahre war ich Witwer und zirka 15 Jahre bin ich zum 4ten Mal verheiratet. — Alles Schicksal. — Denn wer hätte, oder nimmt einen alten, nervenkranken Mann mit kleiner Pension in Pflege, dazu exakte Aufwartung?? Niemand!! Eigener Herd ist Goldes wert. Carl Brunn, Zugführer i. R. in Streng.

‚Deutsch-Kroner Zeitung'
1. 8. 31.

Segen der Erde

Longview (Texas), 18. August. (United Preß.) Nicht weniger als zwölftausend Mann Staatsmiliz überwachen in Ost-Texas die Schließung der Ölquellen. Seitdem gestern das Standrecht verhängt worden ist, ist es bisher nirgends zu Unruhen gekommen. Die Maßnahmen der Staatsregierung sind ähnlich wie in Oklahoma darauf gerichtet, den Petroleumpreis, der bis auf fünfzig Cents pro Faß gefallen war, wieder auf einen Dollar pro Faß zu bringen.

Abglanz

Gaben zwei sich einen Abschiedskuß,
Anscheinend zwei Freundinnen.
Stieg die eine in den Omnibus.
Und der Omnibus fuhr von hinnen.

Die im Omnibus saß mir zugewandt.
Und ich sah, daß in ihrem Gesichte
Noch lange ein liebes Lächeln stand;
Das erzählte eine kleine Geschichte.

Joachim Ringelnatz

Hinweise der Redaktion

Bücher

Max Adler, Alexander Gerschenkron, Theodor Hartwig, Fritz Lewy und Eduard Wolf: Unsere Stellung zu Sowjetrußland; eingeleitet von Max Seydewitz. Marxistische Verlagsgesellschaft, Berlin-Tempelhof.

Franz Werfel: Realismus und Innerlichkeit. Paul Zsolnay, Wien.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 20.30: Vor Sonnenaufgang von Gerhart Hauptmann. — **Mittwoch.** Berlin 19.45: Ein Mensch mit Büchern und Schallplatten, Gerhart Pohl. — Mühlacker 21.00: Arbeiterdichtung, Emil Hess und Ernst Stockinger (Johannes R. Becher, Maxim Gorki, Katajew, Heinrich Lersch, Hans Lorbeer, John Dos Passos, Walter Bauer). — **Donnerstag.** Mühlacker 18.40: Carl Ebert liest Kleine Geschichten von Max Barth. — Hamburg 20.00: Kundgebung für das deutsche Schrifttum, Selma Lagerlöf, Barbara Ring und Johannes V. Jensen. — Königsberg 20.15: Balzacs Panoptikum, Ein Querschnitt von Hans Georg Brenner und Ernst Bringolf, Ernst W. Freißler. — **Freitag.** Hamburg 17.25: Architektur und Lebensgestaltung, Theodor Lessing. — Langenberg 18.15: Zum Drama und Theater der Zeit, Erik Reger. — Hamburg 21.00: Der zerbrochene Krug von Heinrich von Kleist. — **Sonnabend.** Breslau 17.20: Berlin im Roman, Hellmuth Falkenfeld. — Langenberg 18.40: Arbeiter und Film, Lu Märten. — Berlin 19.20: Gibt es politikfreie Wissenschaft? Studentendiskussion.

Antworten

Jungdo. In deinem Organ ‚Der Orden' ist zu lesen: „Das Ordensamt will . . . einen aus Ordenskreisen stammenden Vorschlag den Meistern und Brüdern zur Erwägung geben, im Kleinkaliber-Schießsport unter Umständen eine Schießauszeichnung einzuführen. Der Wunsch ist öfter zur Sprache gebracht. Da das Ordensamt auf den Kleinkaliber-Schießsport, als Volkssport betrieben, den allergrößten Wert legt, soll obiger Vorschlag nicht ganz zurückgewiesen werden. Zurzeit beschäftigt sich das Ordensamt mit der Feststellung der zu erfüllenden Schießleistungen, welche gegebenenfalls die Verleihung einer vom Orden einzuführenden Schieß-Auszeichnung zur Folge haben sollen. Die Großballeien werden gebeten, sich nach Anhörung ihrer Balleiwander- und Jugendwarte, über obige Anregung zu äußern. Ordenswanderamt." Wir erfahren zu dieser einschneidenden Maßnahme, daß den Herren Dietrich, Koch-Weser und Lemmer die ersten Exemplare dieser Schnur zum Gedenken an gemeinsame schöne Stunden überreicht werden sollen. Man ist grade dabei, die Schießleistung der ehemaligen Bundesgenossen zu berechnen. Wir befürchten nur, daß die erforderliche Zahl nicht zusammenkommen wird, — die Herren haben doch schon so oft danebengetroffen.

Ältere Amerikanerin. Sie schleudern so viel moralisch entrüstete Proteste in die Welt hinaus: gegen Alkoholismus und gegen die Unsittlichkeit;. Sie überwachen das Leben der Filmstars und die Darwinsche Lehre in den Schulen... vielleicht haben Sie die Güte, sich einmal mit den Torturen zu befassen, die in Ihren, in den amerikanischen Gefängnissen an Gefangenen vollstreckt werden. Mag von dem, was die amerikanische Presse darüber berichtet, auch nur ein Zehntel wahr sein: wenn von diesem Zehntel ein Zehntel die Russen täten, was erhöbe sich da für ein Gebrüll aller amerikanischen Altweiber-Organisationen! Ein merkwürdiges Land, das sich von solchen Frauen gängeln läßt.

Hiddenseer. Unter der Überschrift „Auf der Insel der Prominenten. Gesellschaftliche Sensationen auf Hiddensee" steht im ‚Neuen Wiener Journal' vom 9. August zu lesen: „Unzählige Besucher des Hauses Hauptmann lockt die zweite Villa, die er sich dieses Jahr erst neben der ersten hat erbauen lassen. Die Villa hat insgesamt zwei Räume. Ein Monsteratelier in feenhafter Beleuchtung und mit Kunstschätzen. Das ist die neue Bibliothek. Dann einen Fayence-Weinkeller, alle auf der Welt vorkommenden Weine in einem Exemplar bergend. Hauptmann arbeitet augenblicklich an einem neuen Bühnenwerk, das er zu seinem in Kürze stattfindenden 70. Geburtstag vollenden wird. Der Meister ist sehr deprimiert. Von seiner Gattin gar nicht zu reden. Sie lebt von Zeitung zu Zeitung und verfolgt alle Phasen der politischen Lage. Beide sind äußerst besorgt um Deutschlands Zukunft." Bei der dritten Villa bricht er bestimmt zusammen.

Georg Herzberg, Berlin. Sie schreiben zu dem Artikel von Ebbe Neergaard „Amerikas Filmherrschaft" (Nr. 32): „Die Einführung des Tonfilms hat den amerikanischen Einfluß in Europa nicht nur nicht verstärkt, sondern im Gegenteil ganz erheblich gemindert. Das Ende dieser Entwicklung ist nicht abzusehen. In den Zeiten des stummen Films amortisierten sich die amerikanischen Filme im Herstellungsland, die Erlöse aus dem Auslandsverkauf waren Reingewinne, die Filme konnten zu jedem Preis abgegeben werden, ohne daß Verluste entstanden. Heute müssen für Europa die Versionen extra gedreht werden. Das europäische Kinopublikum hat sich generell geweigert, Tonfilme in fremden Sprachen zu hören. Ausnahmen, wie die guten Erfolge von ‚Liebesparade' und ‚Sous les toits' in Deutschland (zu-

meist nur in den größern Städten), können hieran nichts ändern. Die Ausnutzungs-Chancen für fremdsprachige Tonfilme sind in den wichtigsten europäischen Absatzgebieten sehr gering. Amerika hat dieser Notwendigkeit Rechnung getragen, durch Herstellung fremdsprachiger Versionen in Hollywood oder in Europa (Paramount-Joinville). Mit deutschsprachigen Filmen wurden ein paar Achtungserfolge erzielt, verdient hat Amerika an diesem ganzen Versionengeschäft bisher nichts, weil die meisten Filme bisher zu geringen Anklang finden. Dagegen ist der Gedanke ‚Film-Europa' seit Aufkommen des Tonfilms in früher nie geahntem Maße verwirklicht worden. Noch nie waren die Produktionsverbindungen zwischen Paris-London-Rom und Berlin so eng wie jetzt. Deutschsprachige Filme, in London oder Paris hergestellt, hatten in Deutschland gute Erfolge. Die französischen Versionen deutscher Filme umgekehrt haben beispielsweise in Paris begeisterte Aufnahme gefunden. Amerikas Einfluß auf dem deutschen Markt war seit Wiedereröffnung der Handelsbeziehungen noch nie so gering wie im Augenblick! Im übrigen Europa, besonders in den deutschen und französischen Sprachgebieten, nimmt die Entwicklung einen ähnlichen Verlauf. In den Zeiten des stummen Films war Amerika der wichtigste Auslandslieferant für den deutschen Markt, in der letzten Saison ist Amerika von dem außerdeutschen Europa weit überflügelt worden. Ein paar Zahlen laut ‚Film-Kurier': Im Jahre 1930 waren von allen Spieltagen der berliner Premieren-Theater 69 Prozent mit deutschen Filmen belegt, gegen nur 50 Prozent im Jahre 1929! Dabei hat sich unter den fremden Filmen das Angebot zugunsten der europäischen Produktionsländer und zuungunsten Amerikas verschoben. In der vergangenen Saison kamen in Deutschland 179 hundertprozentige deutschsprachige Tonfilme heraus, von denen Deutschland 124, Europa 39 und Amerika 16 lieferte! (Unter den europäischen Filmen sind allerdings einige, die von der Paramount-Joinville hergestellt wurden.) Zu Zeiten des stummen Films sahen die Zahlen anders aus. Beispielsweise für das Kalenderjahr 1928: Gesamtangebot: 520 Filme. Davon deutsch: 221, amerikanisch 205, europäisch 94. Ob Amerika jemals das Terrain, das es durch den Tonfilm in Europa verloren hat, aufholen wird, ist mehr als zweifelhaft. Die Behauptung, Amerika habe durch den Tonfilm in Europa Boden gewonnen, ist jedenfalls durch die tatsächlichen Verhältnisse entkräftet."

Junger Buchhändler. Es regt sich. Also gibt es doch noch andre Buchhändler als die vermufften Reaktionäre des Börsenvereins. Da hat der Deutsche Buchhändler-Verband eine Zeitschrift ‚Der Buchhandel' ins Leben gerufen, die, anständig und sachlich geleitet, auch einmal andre Stimmen zu Gehör bringt, als wir sie aus Leipzig zu hören gewohnt sind. Der fortschrittliche Buchhandel sollte sich außerhalb aller Parteien zusammentun und dem Terror der verkalkten „feinen Leute" ein Ende machen. Nicht nur die Autoren und das Publikum, die abendliche Kassenausweise werden es ihm danken.

Buchdrucker. In der ‚Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker' regt sich ein Arbeitgeber aus Osnabrück über den ‚Jungbuchdrucker' auf, eine Lehrlingszeitschrift, die auch pazifistische Beiträge abdruckt. „Diese Gemeinheiten brauchen wir uns nicht bieten zu lassen. Mit unsern Lehrlingen darf so ein Schindluder nicht getrieben werden. Wir haben die verdammte Pflicht und Schuldigkeit . . ." Ihr habt gar nichts. Ihr habt vor allem nicht mit unehrlichen Mitteln dafür zu sorgen, daß die nächste Lehrlingsgeneration wiederum kriegsbesoffen zugrunde geht. Eure politisch aufgeklärten Lehrlinge werden euch schon heute was husten. Daß der Mann aus Osnabrück auch gegen die „fürstlichen Gehälter" der Lehrlinge wettert, versteht sich von selbst. Der pazifistische „Schund und Schmutz" aber, den der arme,

alte Mann zu lesen bekommt... „Einem anständigen Menschen kann beim Lesen mancher Nummern der Verstand stehen bleiben." Er ist ihm stehen geblieben.

Michael Andermann. Als alter Verehrer Bayreuths beklagen Sie das Überwiegen der reichen Ausländer, besonders der Amerikaner, unter den diesjährigen Besuchern der Festspiele: „Dagegen müssen wir Idealisten, wir Daheimgebliebenen, wir deutschen Wagnerianer uns damit begnügen, daß Bayreuth existiert. Die deutschen Vorkriegs-Wagnerianer sind jetzt wohl zu 99 Prozent verarmt und stellen daher nur einen verschwindend geringen Teil der diesjährigen Besucher. Im Jahre 1921 waren es aber die deutschen Wagnerverehrer, die dem Aufruf Bayreuths Folge leisteten und soviel sie konnten, Patronatsscheine zeichneten, und sie zeichneten viel, denn Bayreuth ist 1924 nach zehnjährigem Schlaf (kraft der deutschen Patronatszeichnungen) wiedererwacht. Diese Patronatsstiftung hat laut Bericht des Vorjahres der Festspielleitung zu existieren aufgehört, und den Patronatsspendern ist heute, wie aus den Prospekten der Fest-Spielleitung ersichtlich, nicht einmal eine Preisermäßigung auf die sehr hohen Eintrittspreise angeboten worden. Wie gesagt, wohl nur ein kleiner Bruchteil der frühern Spender ist heute überhaupt noch in der Lage, nach Bayreuth zu fahren. Vielleicht bringt es der Idealismus Bayreuths doch einmal zuwege, daß den jetzt verarmten, frühern Patronatsscheinzeichnern Freikarten für wenigstens eine Aufführung als Abfindung zur Verfügung gestellt würden. Vielleicht würde sich die Reichsbahn in Verbindung mit dieser Idee zu einer fünfzigprozentigen Fahrpreisermäßigung aufschwingen." Lieber Herr, Sie werden sich täuschen. Die Bayreuther feiern zwar die Toten, aber sie nehmen es von den Lebendigen.

Schriftsteller. Sie sind mit Ihrer Organisation, dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller unzufrieden? Die Opposition im SDS veranstaltet am Mittwoch, 19.30 Uhr, im Café Wittelsbach am Bayrischen Platz, eine Oppositionsberatung mit der folgenden Tagesordnung: „1. Arbeitsprogramm der Opposition. — 2. Die Stellung Jakob Schaffners zur Opposition. — 3. Aktionen zur Vorbereitung der außerordentlichen Generalversammlung der Ortsgruppe Berlin. — 4. Sind die Pressemitarbeiter noch Mitglieder der SDS?" Zutritt haben nur Angehörige des SDS.

Weltbühnenleser in Köln. treffen sich im politisch-literarischen Kabarett Kolibri, alter Posthof, Kreuz-, Ecke Glockengasse.

Goebbels. Die Weisen von Zion haben in das neue englische Kabinett zwei von ihren Leuten beordert, Lord Reading und Sir Herbert Samuel. Aufgepaßt, was für ein Teufelswerk dabei herauskommt!

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1931

einzuzahlen, da am 10. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto. Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Pilsudski-Regime von Carl v. Ossietzky

Durch einen amtlichen Ukas vom 21. August ist in den polnischen Gefängnissen der Unterschied zwischen politischen und kriminellen Gefangenen aufgehoben worden. Das ist geschehen unter der Herrschaft Josef Pilsudskis, der zu drei Vierteln seines Lebens als politischer Verbrecher verfolgt wurde, der dreißig Jahre lang Putschist, Rebell und Verschwörer war, nachdem er sich als Terrorist und Sprengstoffattentäter in die Politik eingeführt hatte. Noch heute ist Pilsudski von Abenteurerromantik umweht, er wirkt wie eine Gestalt aus der vormärzlichen Charbonnerie. Dieser alte Freiheitskämpfer mit dem von Krankheit und wohl auch von Gewissensskrupeln zerfurchten Nietzschekopf, den das Schicksal bestimmt hat, der erste Führer des wiedererstandenen polnischen Staates zu werden, bezeichnet heute dessen Krise und schweres inneres Siechtum. Er stand am Taufbecken der polnischen Freiheit, heute ist er ihr Unterdrücker, morgen wird er ihren Sargdeckel zuschlagen.

Es kann und soll nicht untersucht werden, ob Pilsudski von den Schändlichkeiten weiß, die Gendarmen und Kerkermeister in seinem Namen verüben. Er hat die Demokratie durch den persönlichen Despotismus abgelöst; er haftet vor der Geschichte. Und er haftet auch vor der Gegenwart. Die Verirrungen des zweiten Pilsudski-Regimes, das im Sommer 1926 begann, sind um so beklagenswerter, als es zunächst mit einem gewissen moralischen Elan einsetzte. Pilsudski stand nicht hinter dem damaligen Militärputsch. Regimenter meuternder Soldaten zogen vor sein Landhaus und führten den widerwillig Mitgehenden im Triumph nach Warschau; der spontane Volkswille trug ihn zum zweitenmal nach oben. Pilsudskis Programm war die „Sanation", die Reinigung der Politikerschaft und Bureaukratie von Bestechlichen und Schmarotzern. In diesem Kampf verrannte er sich. Er wollte Korruption treffen, die sich in Institutionen des Staates und der Parteien verbarrikadierte, und schlug gegen die Volksrechte schlechthin. Er wollte die Reinigung durchsetzen und hat nur den Sumpf vergrößert, nur den Gestank von Blut und Kot vermehrt. Es gibt in der Politik keine schlimmere Figur als den enttäuschten Idealisten, der die Machtmittel des Staates schrankenlos in der Hand hat, der in seiner Verbitterung und Menschenfeindlichkeit Richter und Henker auf die Fragen losläßt, vor denen seine Begabung versagte. In vielen Stücken erinnert das jetzige Regiment Pilsudskis an die letzte traurige Epoche des Präsidenten Wilson.

Seit Jahren häufen sich die Klagen aus Polen. Es liegt herzzerreißendes Material vor über Willkür von Polizei und Justiz, über Folterungen in Gefängnissen, über grausame Exekutionen, über die sogenannten Pazifizierungsaktionen in der west-

lichen Ukraine, wo die bäuerliche Bevölkerung schrecklich unter der Agrarkrise leidet und die Not vornehmlich mit dem Bajonett behandelt wird. In gewissen Abständen geht eine Terrorwelle durch das Land; wenn dann allzuviele Schilderungen nach außen dringen, wird wieder gebremst und die Fassade des zivilisierten Staates wenigstens notdürftig wiederhergestellt.

Die Anklagen gegen die Exzesse des Pilsudski-Regimes sind nicht parteimäßig begrenzt, sie kommen nicht von der äußersten Linken allein, und das macht sie besonders gewichtig. Sozialdemokraten, Liberale, Bürgerliche vom rechten Flügel, alle die in Opposition stehen, verfallen den gleichen barbarischen Behandlungsmethoden. Sie werden in Kerker gesteckt, die nicht menschenwürdig sind, sie werden geschlagen und Hungerqualen ausgesetzt. Untersuchungsrichter schrecken nicht vor Anwendung der Tortur zurück, Frauen werden in Polizeikammern bis aufs Blut gepeitscht. Die Vorkommnisse in der Zitadelle von Brest-Litowsk sind noch bekannt genug. Wenn ein Politiker von internationaler Berühmtheit wie Korfanty nicht einmal vor körperlichen Mißhandlungen sicher war, so kann man sich leicht vorstellen, was für ein Los dem unbekannten Fußsoldaten der Opposition zuteil wird, dem kleinen Agitator, dem Flugblattverteiler, dem Zettelkleber, wenn er das Unglück hat, in die Klauen der Ordnungsbestie zu geraten. Der Regierungserlaß, daß die politischen Häftlinge gemeinen Verbrechern gleichzusetzen sind, bedeutet nur die konsequente Fortführung des bisherigen Zustandes, bedeutet nur die Sanktionierung des administrativen Sadismus, zeigt aber auch den unbeugsam schlechten Willen der Regierenden. Daß aber eine solche Maßnahme im Namen eines alten Revolutionärs durchgeführt wird, das ist eine besondere Schande und muß Gefühle von Empörung und Scham jenseits von aller Politik erwecken.

Ein besonders abscheuliches Kapitel in der neuen polnischen Geschichte nimmt die Bluthherrschaft in der Westukraine ein. Denn dort ist der Zusammenprall am ärgsten, dort wird der Terror am brutalsten angewendet. Denn dort steht nicht nur eine großenteils kommunistische Landbevölkerung gegen die warschauer Machthaber, sondern auch eine bürgerlich-nationalistische Bewegung, die fascistisch gefärbt ist und Schrecken mit Schrecken beantwortet. Grenzerkämpfe zeichnen sich immer durch besondere Schonungslosigkeit aus; in der polnischen Ukraine mischen sich soziale und nationale Motive aufs verhängnisvollste. Die Ermordung des Abgeordneten Holowko, die jetzt große Erregung verursacht, ist auf die Unterdrückung der ukrainischen Minorität zurückzuführen. Holowko, der eine Säule der parlamentarischen Mehrheit Pilsudskis war, wurde als Renegat gehaßt. Er war früher Sozialist und hatte sich erst 1926 dem Marschall angeschlossen, als dessen treuer Diener er eine besonders herausfordernde

Sprache gegen alle Opponenten führte. Vor wenigen Monaten erst hat Holowko die Ukrainer aufs Äußerste verhöhnt, indem er ihnen von der Tribüne des Sejm zurief, sie könnten sich ruhig in Genf beschweren, in Polen werde sich doch nichts ändern. Diesen Zynismus beantworteten die Ukrainer mit der Vendetta, und es ist jetzt zu befürchten, daß die Regierung wieder mit einer neuen „Pazifizierung" antworten wird, mit verstärkten Greueln, die wieder Unschuldige treffen werden. Wenn die europäische Öffentlichkeit nicht durch das Studium der sinkenden Börsenpapiere hinreichend abgelenkt wäre, so würde sie sich schon längst etwas mehr um die Zustände in Polen gekümmert haben. Auch die Herren Diktatoren herrschen nur im eignen Hause, und die Meinung der Welt kann ihnen nicht gleichgültig sein. Der polnische Staat leidet ohnehin nicht unter einer allzu großen Beliebtheit, seine häufigen Nervenanfälle werden auch von den Freunden in Paris nicht mehr so harmlos wie früher beurteilt. Den paar deutschen Politikern und Publizisten, die sich im Kreuzfeuer ihrer eignen Nationalisten um eine deutsch-polnische Verständigung bemühen, wird der Mut genommen, für die Versöhnung mit einem Staat zu plaidieren, dessen Gewalthaber die Menschenrechte außer Kurs gesetzt haben.

Tarnow oder R.G.O.? von Jakob Links

Es wiederholt sich nichts: gemessen am Elend, das der kommende Winter uns bringen wird, werden uns die Nöte des vergangenen, die uns schon unerträglich schienen, wie ein verlorenes Paradies erscheinen. Und wer glaubte, daß die turbulenten Massenversammlungen, die Straßenunruhen, Ladenplünderungen, Morde und Selbstmorde des letzten Jahres bereits die latente Revolution darstellten, der wird in den nächsten Monaten erkennen, daß die Wirren der Vergangenheit nur ein zahmer Auftakt zu dem waren, was uns bevorsteht. Es wiederholt sich nichts: die innenpolitischen Kämpfe, die nach der Scheinruhe der Sommermonate von neuem einsetzen, werden nicht nur einen viel schärfern Charakter sondern auch ein andres Gesicht tragen.

Wie wird dies Gesicht aussehen? In den Kampf auf der Straße und in den Massenversammlungen wird der Kampf in den Betrieben selbst hineingezogen. Und die Schlacht, die hier geschlagen wird, die wird für die große Frage des Winters „Revolution oder Lethargie?" entscheidend sein. In diesem Winter haben die Gewerkschaften das Wort — bisher standen sie à la suite der Entwicklung, erließen Resolutionen, nahmen theoretisch Stellung, debattierten und versuchten mit den feinsten Kniffen der auf allen Kompromiß-Satteln gerechten Bonzokratie, die Massen bei der Stange zu halten. Das „Wunder" des vergangenen Winters war in Wirklichkeit ein Sieg der Gewerkschaftsbureaukratie, die bereits im Oktober 1930 mit dem vorzeitig abgeblasenen berliner Metallarbeiterstreik der

Kampffreudigkeit der Massen das Rückgrat gebrochen hatte. In Krisenzeiten bedeutet ein verlorener Streik eine ungleich größere — da auch psychologisch tiefwirkende — Niederlage als in einer Konjunkturepoche.

Die „Theorie vom kleinern Übel" hat sich als die Tatsache der größern Katastrophe erwiesen. Knapp vier Jahre ist es erst her, daß Tarnow, diese festeste Säule im Tempel des A.D.G.B., seine Broschüre veröffentlichte: „Warum arm sein?" In ihr bewies der Arbeiterführer, daß der Sozialismus nicht mehr vonnöten sei, denn der durch die Rationalisierung hervorgerufene Aufschwung der Wirtschaft ermögliche auch dem Proletarier einen märchenhaften Aufstieg. Als es sich nach zwei Jahren zeigte, daß die Rationalisierungsmaschine das Heer der ständigen Arbeitslosen in Deutschland um anderthalb bis zwei Millionen hungernder Münder vermehrt hatte, wurde die Theorie ein wenig umgebaut. Ganz über Bord werfen konnte man sie nicht, ohne den eignen Bankrott zu offenbaren. Und so handelte auch der Reformismus durchaus folgerichtig, wenn er alsbald seinen Anhängern verkündete, man müsse mit den Wölfen heulen, wenn man wenigstens die abgenagten Knochen retten wolle, die die Wölfe gelegentlich übrig ließen. Ganz abgesehen davon ergab sich die Rückzugslinie des Stillhaltens in der Gewerkschaftspolitik aus der innenpolitischen Haltung der Sozialdemokratischen Partei selbst. Da die Sozialdemokratie seit 1918 gezwungen ist, die Fiktion der Demokratie zu verteidigen, so schwenkte auch die Gewerkschaftsbureaukratie gehorsam in das seichte, aber sehr gefährliche Wasser einer auf arbeitgeberfreundlichen Schiedssprüchen aufgerichteten Wirtschaftsdiktatur ein. Sie wird jetzt in diesem Wasser elend ertrinken.

Denn in diesem Winter wird man sich nicht mehr mit Schiedssprüchen aufhalten. Die Wirtschaftsdemokratie und mit ihr die famose Arbeitsgemeinschaft existieren nicht mehr, nicht einmal mehr auf dem Papier. Wir stehen vor brutal durchgeführten Massenentlassungen von einigen Millionen Arbeitern, und diese sind der Kern der noch auf die sozialdemokratische Fahne schwörenden Gewerkschaftsmitglieder. Das Spiel ist aus, das anmutige Spiel, das sich Fabrikherr und sozialdemokratischer Betriebsrat bisher leisten konnten: nämlich bei notwendig werdenden Entlassungen in erster Linie Unorganisierte und Kommunisten zu entfernen. Bisher nahm man noch größtmögliche Rücksicht auf die Klagen der Gewerkschaften, man möge doch nicht durch Entlassungen „besonderer Arbeiterschichten" der politischen Radikalisierung Vorschub leisten.

Auch diese Periode der Schonung ist nun beendet, so gern sie auch ein Teil der Arbeitgeberschaft noch ferner üben möchte. Die ganze Hilflosigkeit der Gewerkschaftsführer vor den Ereignissen des kommenden Winters zeigt sich in häßlichster Blüte auf dem Kongreß in Frankfurt am Main. Sie geben zwar der allgemeinen Stimmung folgend den Kapitalismus preis, mit dessen Hilfe sie eben noch dem Arbeiter die Fleischtöpfe Aegyptens versprachen. Und was versprechen sie stattdessen? Wie hoffnungslos lang und dürr sind diese Reden, wie nichts-

sagend und kokett die Formulierungen, mit denen die großen Theoretiker, wie etwa Lederer, das Gewitter, das sie mit großem Geschick heraufbeschworen haben, an der Entladung zu hindern versuchen. Nur Tarnow ist tapsig genug, den Schleier zu zerreißen, mit dem man geglaubt hat, dem Arbeiter den freien Blick auf die wahre Lage der Dinge vernebeln zu können. Tarnow tritt offen für die Autarkie ein: er fordert Staatssanierung und Staatsaufsicht für alle wackelnden Betriebe. Nur so könnten Massenaussperrungen verhindert werden. Fürwahr, ein vornehmer Vorschlag, freilich stammt er nicht von Tarnow, sondern ist bereits von Mussolini längst in die Praxis umgesetzt worden. In der ‚Carta del Lavoro' wird den italienischen Gewerkschaften lediglich das Recht zugebilligt, an der Aufrechterhaltung der Produktion unter Staatsaufsicht mitzuarbeiten. Die Staatsaufsicht, so wie Tarnow sie herbeisehnt, würde bei dem Grad unsrer Krise und der Macht der Arbeitgeber noch ein wenig schärfer aussehen.

Die Treue des deutschen Arbeiters zu seinen Führern ist ein einmaliges Phänomen. Wird sie auch noch halten, wenn die letzte Stütze ihres Glaubens im kommenden Winter zerbricht? Man soll sich vor Prophezeiungen hüten. Aber in diesem Falle ist es unschwer vorauszusagen, daß Hunderttausende von arbeitslos gewordenen Sozialdemokraten den Weg zur kommunistischen Gewerkschaftsopposition finden werden. Und dieses Ereignis wird für Deutschland einschneidender sein als hundert Massenversammlungen, ein halbes Dutzend neuer Bankkrache und andre Ereignisse der vergangenen Monate, die ja nur zeigten, daß es auch im Gebälk der feinsten Etagen zu knistern beginnt.

Die Theorie der R.G.O. ist ebenso klar und richtig, wie die Praxis ihres Erfolges bisher gering war. In der Theorie erkannten die Kommunisten, daß jede Streikbewegung in der heutigen Situation nur dann zu einem Erfolg führen kann wenn die Masse der Gewerkschaftsmitglieder sich der Bewegung anschließt. Schließt sie sich an, so entwickelt sich jede größere Streikbewegung zu einer politischen Aktion. Nun, die beste Theorie nützt nichts, wenn man im täglichen Leben falsche Wege einschlägt. Die R.G.O. hat in ihren Werbefeldzügen zahllose taktische Ungeschicklichkeiten begangen. Statt die Anhänger der reformistischen Gewerkschaftslinie zu überzeugen, schlug man sie vor den Kopf und nannte sie Verräter. So wirbt man keine Freunde. Seit drei Monaten allerdings ist dieser linke Kurs liquidiert — auf einen Wink von Moskau hin, und schon zeigen sich die Früchte: die verschiedensten Betriebswahlen der letzten Wochen ergaben, daß die Stimmenzahl für die Vertreter der freien Gewerkschaften in mathematisch fast genau demselben Verhältnis sinkt, wie die Stimmenzahl für den Vertreter der Kommunisten steigt.

Aber das ist erst der Anfang einer Entwicklung, die ganz zwangsläufig weitergehen wird. Es wird aber alles davon abhängen, ob es der R.G.O. gelingt, das Auffangebecken für die Hunderttausende und Millionen entlassener Arbeiter zu sein, die, um die geringste Frucht ihrer fast unmenschlichen Disziplin betrogen, ihren Gewerkschaftsführern die Mitgliedsbücher

endlich vor die Füße werfen. Versagt die praktische Arbeit der R.G.O. in den nächsten Monaten, so steigt freilich die fascistische Gefahr. Denn man darf nicht vergessen, daß auf der andern Seite nicht nur die gelben Gewerkschaften, sondern in erster Linie die Nationalsozialisten mit offenen Armen und den groteskesten Versprechungen stehen.

Aber der Einfluß Hitlers sinkt doch im großen und ganzen innerhalb der Arbeiterschaft — um freilich in den Reihen der mittlern und höhern Angestellten, der Beamtenschaft, der Schupo und Reichswehr immer noch zu wachsen. Hier zieht der legale Kurs. Es ist also nicht anzunehmen, daß wirklich größere Massen des arbeitslosen Millionenheeres Hitler in die Lage versetzen werden, noch ein paar Dutzend neuer brauner Häuser in den deutschen Großstädten zu errichten.

Nicht dort, nicht in der Wilhelm-Straße, und schon ganz und gar nicht im Schattenparlament, sondern in den sich leerenden Betrieben und in den überfüllten Räumen der Stempelstellen wird die Schlacht des Winters geschlagen werden.

Das mißverstandene Rußland

von George Bernard Shaw

Ein sentimentaler französischer Autor hat das Wort „alles verstehen, heißt alles verzeihen" geprägt. Seine Auffassung ist vollkommen irrig. Wenn zwei einander gefährliche Parteien gegenseitig zu gut ihre Motive verstehen, so ist die natürliche Folge, daß sie alles tun, um sich gegenseitig umzubringen. Sie mögen insoweit mit dem Franzosen übereinstimmen, als sie weder Zeit noch sittliche Entrüstung verschwenden, um sich gegenseitig Gardinenpredigten über ihre unmögliche Unmoral zu halten. Das macht aber ihren Kampf nur sachlicher und unerbittlicher. Ich bin keineswegs überzeugt, daß ich durch Aufklärung der lächerlichen Mißverständnisse zwischen dem kommunistischen Rußland und der kapitalistischen Zivilisation in andern Ländern die Feindschaft zwischen den beiden Parteien aus der Welt schaffe. Vielleicht rufen die kapitalistischen Zeitungen und imperialistischen Politiker sogar umso lauter nach der Vernichtung des russischen Kommunismus, je mehr Aufklärungen ich darüber gebe. Wenn sie aber unbedingt nach Blut schreien müssen, so sollen sie es lieber in intelligenter als in unsinniger Weise tun. Die übliche antirussische Propaganda besteht lediglich in einer Herabsetzung Rußlands, die dazu führt, daß der Kapitalismus seinen Gegner unterschätzt und sich selbst in sehr gefährlicher Weise überschätzt, dies umso mehr, als das Mißverständnis nicht auf Gegenseitigkeit beruht. Die kommunistischen Führer verstehen sowohl den Kommunismus als auch den Kapitalismus. Die Wortführer des Kapitalismus verstehen weder den Kapitalismus noch den Kommunismus. Stalin könnte mit dem Erzbischof Whately und Palmerston sagen: „Die törichten Leute verstehen nicht ihr eignes törichtes Geschäft."

Er könnte hinzufügen, daß selbst verständige Leute die Verhältnisse in ihrem eignen Lande so wenig kennen, daß sie

entsetzt sind, wenn sie Beschreibungen über Zustände in Rußland lesen, die in zehn Minuten Entfernung von ihrem eignen Hause genau so existieren. Diese Leute erinnern mich an jene begeisterten Fürsprecher der schwarzen Sklaven, die vor einem Jahrhundert für die Abschaffung des Sklavenhandels eintraten und nicht wußten, daß in Fabriken, deren Rauch ihre Fenster verdunkelte, weiße Kinder grausamer ausgenutzt und geschlagen wurden als die erwachsenen Neger in Afrika, von deren Leben sie so herzzerreißend Geschichten erzählten.

In Rußland werden gegenwärtig die Verbrecher nachgiebiger und vernünftiger behandelt als in irgendeinem andern Land, das ich kenne. In England verübte kürzlich ein des Raubes Überführter im Gefängnis Selbstmord, nachdem er unmenschlicherweise zu zehn Jahren Zwangsarbeit und einer Prügelstrafe verurteilt worden war. Die Schrecken von Cayenne und der Teufelsinsel bei den Franzosen, die entsetzlich lange Ausdehnung der Einzelhaft, sowie die gegen Frauen zur Anwendung kommende Prügelstrafe in Delaware bei den Amerikanern scheinen mehr teuflischen als menschlichen Sitten zu entsprechen. Die Zeitungen der westlichen Welt sind voll von Berichten über die Schrecken des amerikanischen Verbrechertums und von Bildern der Unterwelthelden. Verbrecher, die nicht einmal klug genug sind, sich mit der amerikanischen Bundesregierung durch Zahlung ihrer Einkommenssteuer gut zu verhalten, haben entdeckt, wie leicht es ist, Geschworene einzuschüchtern und die Polizei, ja sogar die Richter, zu bestechen. Unter diesen Verhältnissen wäre der Alkoholschmuggel Geldverschwendung, da es viel bequemer und ebenso ungefährlich ist, in einen Laden zu gehen und dem Ladeninhaber zu eröffnen, daß er auf der Stelle erschossen wird, wenn er nicht sofort einige Dollars herausrückt.

In Sowjetrußland hätte ein Verbrecher genau so viel Lebenschancen wie eine Ratte in einem Hofe voller Terriers. In Amerika hungern Millionen von Familien oder verkaufen ihre letzten Möbel, um sich Nahrungsmittel dafür zu beschaffen. Sie bekommen nicht einmal die Unterstützung, die in England die Arbeitslosen vor dem Verhungern rettet. In beiden Ländern tut die regierende Klasse nichts, um durch soziale oder industrielle Maßnahmen die Lage zu bessern. Sie kauft sich von einem Verzweiflungsaufstand der Hungernden durch private Wohltätigkeit los, die in Amerika freiwillig, in England zum Teil obligatorisch, in beiden Ländern aber nur ein Tropfen auf den heißen Stein ist. In Rußland gibt es keine Arbeitslosen. Das Volk ist gesund, lebt sorgenfrei und voller Vertrauen auf die Zukunft. Es muß sich etwas einschränken und ziemlich schwer arbeiten, hat aber die Überzeugung, daß der Gewinn ihm selbst zugute kommt und nicht von Müßiggängern in Luxushotels zwischen Palm Beach und dem Adriatischen Meer vertan wird. In Rußland warten nicht schon vor ihrer Geburt Millionenvermögen auf solche Müßiggänger. Und obgleich die Todesstrafe dort abgeschafft ist, müssen sie entweder arbeiten, oder sie werden kurzerhand erschossen, weil sie nicht wert sind, daß die Gesellschaft sie durchfüttert.

Ich könnte noch zahlreiche derartige Gegensätze anführen. Aber die bisherigen Beispiele genügen wohl, um selbst die ärgsten Pharisäer unter den Antikommunisten, die in Versuchung kommen könnten, Rußland Vorwürfe über seine sozialen und politischen Einrichtungen oder die Lebensbedingungen seines Volkes zu machen, daran zu erinnern, daß, wer im Glashaus sitzt, nicht mit Steinen werfen soll.

Die erste Frage, die ein Reisender um seiner persönlichen Sicherheit willen und zu seiner Information stellen muß, wenn er sich in einem fremden Lande aufhält, lautet: „Worauf steht hier Todesstrafe?" Die zweite: „Was gilt hier als ehrenwert?" In kapitalistischen Ländern ist die Antwort sehr einfach. Todesstrafe steht auf Mord, und geehrt werden Leute, die viel Geld verdienen. In Rußland werden Todesstrafen wegen Mordes nicht mehr verhängt, und an ihre Stelle treten vier oder fünf Jahre Gefängnis. Dagegen wird jeder erbarmungslos erschossen, der zu viel Geld verdient. Das Bankwesen ist in Rußland verstaatlicht, und dies sollte in jedem vernünftigen Lande der Fall sein. Wenn jemand bei der Staatsbank eine Summe Geldes einzahlt, bekommt er darauf acht Prozent Zinsen. Lassen aber die Beträge, die er zur Bank bringt, den Verdacht aufkommen, daß er mehr als angemessen verdient, so prüfen die Einkommenssteuerbeamten die Sache, und wenn sie feststellen, daß der Betreffende spekuliert oder die Arbeit andrer ausgenutzt hat, wird er plötzlich von seinen Angehörigen vermißt werden und nicht wieder zum Vorschein kommen. Er ist „liquidiert" worden. Liquidation bedeutet Entfernung eines Schädlings aus dem Wirtschaftsleben. Es gibt keine sichtbaren Geschworenen, die eingeschüchtert, keine sichtbaren Polizisten, die bestochen, keine sichtbaren Beamten oder Richter, die an der Beute beteiligt werden können. Die einzige Garantie, daß das unsichtbare Gericht sich nicht heimtückisch gegen einen selbst wendet, ist, daß es ein Interesse daran hat, einen am Leben, an der Arbeit und in Freiheit zu lassen, weil man seinen Mitmenschen irgendwelchen Nutzen bringt. Erst wenn man zum Dieb oder zum Bettler wird oder zu werden versucht, nimmt sich jemand die Zeit und macht sich die Mühe, einen zu liquidieren. Der berühmte und hochehrenwerte englische Kapitalist John Ruskin wies darauf hin, daß es nur drei Arten von Individuen in der menschlichen Gesellschaft gibt: Arbeiter, Bettler und Diebe. Ein Russe würde das Verfahren vielleicht noch mehr abkürzen und nur zwei Arten unterscheiden: Produktive Arbeiter und Parasiten. Nun beruht der Kapitalismus unter anderm auf der Theorie, daß niemand ohne den Anreiz arbeiten würde, später selbst Kapitalist (lies: Parasit) werden zu können, und daß infolgedessen das Parasitentum zu den unvermeidlichen Produktionskosten gehört. Eine Fabrik, erklärt der Kapitalismus, ist undenkbar ohne einen Grundbesitzer, der das Land, auf der sie steht, zu dem höchsten Zins verpachtet, den er bekommen kann, ohne einen Kapitalisten, der aus seinem überschüssigen Geld die höchsten Zinsen herausschlägt, die gezahlt werden, ohne einen Fabrikherrn, der entschlossen ist, einen Vertrag herauszuwirtschaften, der nicht nur die Pacht und die Zinsen deckt, son-

dern noch einen möglichst hohen Überschuß für ihn selbst abwirft. Das kann er nur erreichen, wenn er die Arbeitslöhne so niedrig wie möglich hält. Die Arbeiter, welche gezwungen sind, entweder zu arbeiten oder zu verhungern, verkaufen ihm auch ihre Arbeitskraft zu stark gedrückten Preisen. Rußland widerlegt diese kapitalistische Theorie durch die Praxis. Es besitzt zahlreiche Fabriken mit modernsten amerikanischen Maschinen, in denen amerikanische Ingenieure und Techniker arbeiten, die das Leben in Rußland dem Leben der Vereinigten Staaten vorziehen. Diese Fabriken sind in vollem Betrieb, ohne daß ein einziger Parasit darin zu finden wäre. Miete und Pacht fließen in die Staatskassen, desgleichen die Zinsen von dem investierten Kapital sowie der Reingewinn. Der dadurch gebildete öffentliche Fonds wird zum Bau neuer Fabriken, zur Errichtung neuer Kollektivfarmen, zur Erzeugung von Nahrungsmitteln in größtem Maßstabe und zur Erhaltung einer Riesenarmee verwandt, die Mr. Churchill und Mr. Babbitt liquidieren wird, sobald sie von den antirevolutionären Wortgefechten zu antirussischen militärischen Maßnahmen übergehen. Der Rest wird zum Wohle der Arbeiter verwandt werden. In dem ganzen Wirtschaftskörper ist mit einer Ausnahme kein Platz für Faulenzer, Parasiten oder Ausbeuter, und diese Ausnahme ist das hungrige russische Baby, das sich noch nicht einmal durch das Zimmer bewegt, wenn es nicht getragen wird. Und selbst das Baby muß Heller und Pfennig zurückzahlen, wenn es alt genug zum Arbeiten ist.

Es hat keinen Zweck, noch weiterhin die Behauptung aufrecht zu erhalten, daß all diese Theorien nicht durchführbar sind, weil Habgier und Selbstsucht der Menschen es unmöglich machen. Sie werden durchgeführt, es rentiert sich, und selbst die Habgierigen und Selbstsüchtigen möchten nicht mehr in einem kapitalistischen Staate leben.

Parteipolitik, allgemeines Wahlrecht und alle übrigen Lügen und Torheiten, durch die angeblich die Ziele der Demokratie verwirklicht werden, die aber tatsächlich mit größter Sicherheit die Erreichung dieser Ziele vereiteln, existieren nicht in Rußland. Wenn die Russen einem Mann eine nationale Aufgabe übertragen, setzen sie nicht einen andern Mann ein, der ihn daran hindert, sie durchzuführen, und amüsieren sich dann über den Kampf der beiden. Sie lassen nicht zu, daß Ackerbauer sich in Fragen des wissenschaftlichen Unterrichts mischen, und bitten auch nicht Dorffuhrleute um ihre Meinung über finanzielle Maßnahmen und auswärtige Politik. Trotzdem hat der Verzicht auf diese pseudodemokratischen Vorsichtsmaßnahmen weder die Tyrannei der Zaren, der Kirchenfürsten und des Adels wiederhergestellt noch das Volk aufs neue in Leibeigenschaft gebracht.

„Merkwürdig!", sagt Mr. Babbitt, „wie machen sie es nur?"

Einfach genug. Die Urheber der kommunistischen Verfassung Sowjetrußlands hatten in den Tagen ihrer Verfolgung und Verbannung sehr viel Zeit zum Nachdenken, und zwar zum großen Teil in Sibirien. In Detroit, Pittsburgh, New York und ähnlichen Städten hat man keine Zeit dazu. Sie grübelten über

die Naturgeschichte der Menschheit nach. Sie sahen an sich selbst, daß der merkwürdige Faktor in der Natur, den wir Vorsehung nennen, immer dafür sorgt, daß jede menschliche Gemeinschaft soviel sozial gewissenhafte und geistig interessierte Menschen hervorbringt, wie notwendig sind, um sie zu regieren, vorausgesetzt, daß jeder die gleichen kulturellen Möglichkeiten hat. Diese besondern Individuen sind leicht zu erkennen an ihrem dauernden Ruf nach Weltverbesserung, ihrer Gesellschaftskritik, ihrem eifrigen Lesen und ihrem daraus folgenden geschichtlichen und wirtschaftlichen Wissen, ihrer Verachtung habgierigen Ehrgeizes, ihrer Geringschätzung von Reichtum und Rang, und, wenn sie arm sind, ihrer häufigen Verurteilung zu Freiheitsstrafen. Diese Art von Menschen leitete die russische Revolution in die Wege und baute den Sowjetstaat auf. Sie wurden nicht in einer offiziellen Wahl gewählt, sie hätten nicht die geringste Aussicht gehabt, daß Hinz und Kunz sie genügend anerkannten, um sie zu Dienern der Allgemeinheit zu ernennen. Die meisten von ihnen waren bei ihren werten Nachbarn gründlich unbeliebt und gefürchtet. Sie erschienen, ohne gewählt worden zu sein, denn die Natur hatte sie auserwählt. Die Natur setzt ihr Werk fort. Im Westen werden ihre Auserwählten verhöhnt, lächerlich gemacht, eingekerkert und sogar auf dem elektrischen Stuhl ins Jenseits befördert. In Rußland werden sie der Kommunistischen Partei eingegliedert, und niemand anders als die Kommunistische Partei regiert Rußland. Sie wählt und bestellt die Verwaltungsbehörden, die Komitees, ihre Präsidenten und Sekretäre, welche die Politik des obersten Wirtschaftsrats durchführen. Das ist Rußlands Beitrag zur Wissenschaft und zur sozialen Organisation. Unbeliebte Propheten im Westen haben schon vor langer Zeit auf Durchführung von Versuchen gedrungen, an denen die Russen jetzt arbeiten. Aber die russische Lösung der Demokratie, die in der Naturgeschichte der Menschheit begründet ist und auf dem geheimnisvollen Willen der Vorsehung beruht, bewirkt, daß die übrige Welt Rußland um ein Jahrhundert nachhinkt.

Erst wenn durch Hebung des allgemeinen kulturellen Niveaus kein fähiger Mensch mehr, infolge Unwissenheit, Armut oder mangelnder Gelegenheit, außer Wettbewerb steht, die Auslese also aus einem großen Kreis von Individuen erfolgen kann, werden die höchsten Erfolge erzielt werden. Aber selbst jetzt, wo die Zahl der vollkommen qualifizierten Personen sehr gering bleibt, ist die russische Regierung die fähigste und aufgeklärteste in der zivilisierten Welt. Das könnte sie auch ohne besondere Tüchtigkeit sein, denn je schlechter im Westen regiert wird, desto mehr Grund hat der Osten, für die geringste kluge Tat seiner Regierung dankbar zu sein.

Das kommunistische System ist ein Rätsel für den durchschnittlichen Westeuropäer, der an die Möglichkeit der Regel glaubt: „Wer hat, dem soll gegeben werden, und wer nicht hat, dem soll auch das Wenige genommen werden, das er hat." Es kommt ihm vor, als wenn er in einem Tollhaus säße, dessen Bewohner darauf bestehen, daß schwarz weiß ist und daß zwei plus zwei fünf ergibt. Doch die Tollheit hat Methode. Es gibt

keine Millionäre, keine Damen und Herren und so wenig Geistliche, daß man sie nicht bemerkt, wenn man in eine Kirche geht. Es gibt ferner keine Straßen mit Luxusgeschäften und keine Reklameplakate. Niemand scheint es darum für fünf Pfennig schlechter zu gehen. Der Anreiz persönlichen Gewinns, ohne den nach den Behauptungen der Kapitalisten keine Fabrik existieren oder produzieren könnte, fehlt in den russischen Fabriken vollständig. Trotzdem existieren die russischen Fabriken und produzieren genau wie die kapitalistischen, nur viel reibungsloser, da in ihnen alle Kräfte zusammenwirken, um einen so großen Nutzen wie möglich zu erzielen, während in den Fabriken auf kapitalistischer Grundlage die Interessen geteilt sind. Es gibt im Privatleben keine Rangunterschiede. Der Soldat verkehrt außerhalb des Dienstes mit seinem Offizier auf vollkommen gleichem Fuße. Trotzdem ist die Disziplin in der russischen Armee streng. Ein Kind, das geschlagen worden ist, verklagt seine Eltern wegen Körperverletzung und genießt Bürgerrechte wie ein Erwachsener. Ehen werden auf den Wunsch einer der Parteien leicht geschieden; aber das Familienleben spielt sich trotzdem ganz ähnlich ab wie bei vernünftigen und netten Leuten in andern Ländern. Privateigentum existiert nicht, und trotzdem ist persönlicher Besitz viel sicherer als in London oder Chicago. Wenn jemand Kapitalist, selbständiger Kaufmann oder Gutsbesitzer ist, muß er jeden Augenblick gewärtig sein, auf die Straße gesetzt zu werden, zu leben wie jeder beliebige Proletarier oder sogar vor einen geheimen Gerichtshof zu kommen, der eine Untersuchung gegen ihn anstellt, welche mit einem Todesurteil endet. Trotzdem bestehen privater Handel und freie Bauernwirtschaften in dem vollen Umfang weiter fort, der erforderlich ist, um die Arbeit auf den von der Flut des Kommunismus noch nicht erfaßten Gebieten zu gewährleisten. Die führenden Staatsmänner haben keinen Privatbesitz und beziehen Gehälter, über die in Westeuropa der Leiter einer Bankfiliale in einer Provinzstadt die Nase rümpfen würde. Trotzdem können alle kapitalistischen Präsidenten, Reichskanzler, und Ministerpräsidenten sie um ihre Stellung beneiden. Wer daran zweifelt, möge Stalin irgend einen ihrer Posten anbieten, und warten, was er darauf sagt. Die Freiheit wird als Aberglaube der Bourgeoisie verlacht; aber in Moskau kann jeder tragen, was er will, und das kann kein Mann und keine Frau in irgend einer andern Kapitale Europas.

Kurz und gut, die von Rußland erzielten Ergebnisse entsprechen den Erwartungen seiner ehrenwerten Nachbarn. Wenn diese ehrenwerten Nachbarn Narren sind, versuchen sie, die Tatsachen zu leugnen und darauf zu bestehen, daß die Verhältnisse in Rußland ihrer bürgerlichen Logik entsprechen müssen. Bei einiger Vernunft geben sie zu, daß sie falsch unterrichtet sind, selbst auf die Gefahr hin, der erstaunlichen Möglichkeit gegenüber zu stehen, daß ihr hochehrenwertes Land etwas von Moskau lernen kann.

Deutsch von Lucie Hirsch

Der deutsche Sumpf von Hanns-Erich Kaminski

Das Leben hat seinen Sinn verloren. Man arbeitet nicht mehr, um vorwärts zu kommen oder etwas für die alten Tage zurückzulegen, man lernt nicht mehr was, um es anzuwenden, man heiratet nicht mehr, um Kinder in die Welt zu setzen, man sät nicht mehr, um zu ernten, man produziert nicht mehr, um Güter zu erzeugen; selbst der Diebstahl von Waren ist nicht mehr rentabel.

Jede Zeit hat ihr Schlagwort. Das der Gegenwart heißt Abbau. Es zieht das Fazit der Stunde, indem es den Wahnsinn zum Programm erhebt: „Da von allem zu viel da ist, verbraucht weniger, schränkt Euch ein, spart!“ Der Weizen wird verbrannt, der Kaffee ins Meer geschüttet, die Baumwolle nicht mehr geerntet. Und was proklamieren die Herren der Welt als Ideal in dem allgemeinen Überfluß? Den Hungertod! Abbau der Erzeugung, der Arbeit, der Kultur! Abbau aller Werte!

Wo die Verzweiflung sich ausbreitet, erscheint der stumpfste Fatalismus schon als Heldentum. Aufstand der Massen? Die Gefahr ist, daß Endemien des Wahnsinns ausbrechen. Denn da der Abbau der Zivilisation uns ins Mittelalter zurückwirft, muß auch die Psyche der Menschen wie im Mittelalter reagieren. Die Erdbebenwarten melden, wir stünden am Beginn einer Epoche tellurischer Katastrophen; in Barcelona wütet die Beulenpest. Bald werden vielleicht auch Züge von Flagellanten die Straßen durchziehen und verhungerte Kinder auf allen Plätzen „Tut Buße!“ schreien.

Die Welt, die nach dem großen Krieg noch stand, beruhte auf der Kultur und der Moral der Bourgeoisie. Jetzt wird mit der Kultur auch die Moral abgebaut. Die geistigen und sittlichen Güter des Zeitalters sind zu ein paar Millionären entflohen, die sich noch etwas leisten können, und zu denen, die von jeher durch die Lage ihrer Klasse oder den Zwang ihres Geistes abseits standen. Die bürgerliche Mittelklasse hat kein Geld mehr, und mit der gesicherten Existenz hat sie auch ihre Weltanschauung verloren.

In den Bibliotheken stehen die Werke der „Klassiker“. Es ist nur bedrucktes Papier, sie haben die Nation nicht geformt, ihr Idealismus, ihr Glaube, ihr Wille, ihre Mahnungen und ihre Warnungen sind kein Wall gewesen gegen die Verlumpung derer, die sie einst lasen. Der Bürger pflegt sich nicht an die eigne Brust zu schlagen, aber er mag sich umsehen unter seinen Bekannten und zählen, wie viele Schieber, Zuhälter, Huren und Kupplerinnen darunter sind, — alle aus „guter Familie“.

Wie früher der Gebrauch obszöner Worte gilt heute schon als unpassend, Schulden zu bezahlen, treu zu sein und Scham und Ehrfurcht zu empfinden. Diese Bourgeoisie hat nur noch eine Überzeugung: nämlich daß Verträge interpretiert, Wechsel prolongiert, Raten gestundet und Vertrauensselige hereingelegt werden können. Ihr Gott ist nicht mehr

der Profit. Das war immerhin ein ehrlicher Gott, der Arbeit und Einsatz verlangte. Ihre Göttin ist die Provision, die nichts verlangt als dabei zu sein und sich eine Scheibe abzuschneiden.

Wer wundert sich noch, daß im öffentlichen Leben, in dem schon immer Moral für das Kennzeichen politischer Idioten gehalten wurde, die gleichen Grundsätze triumphieren, die heute die Weltanschauung der herrschenden Klasse bilden? Wem erscheint es noch als schlechthin unanständig, daß Generalspensionen nicht angetastet werden, während die Kriegskrüppel in den Rinnsteinen des dankbaren Vaterlandes krepieren; daß reiche Leute dem Staat ihre Zuchthausstrafen zu mäßigen Preisen abkaufen können, während die Krankenhäuser der Armen geschlossen werden; daß große Bankrotteure mit Steuererträgnissen saniert werden, während bei kleinern Subhastationen das Finanzamt allemal der wichtigste Gläubiger ist; daß inländische und ausländische Fürsten weiter Millionenrenten bekommen und Aufwertungsprozesse führen, während Lehrer in Massen entlassen werden? Wer gerät noch in Erstaunen, wenn Interessenten als Sachverständige berufen werden, nicht für die Arbeitslosigkeit, versteht sich, sondern für die Industrie, die Banken, die Landwirtschaft, — Interessenten, die acht Tage später Direktoren und Aufsichtsräte der Firmen werden, die sie kontrollieren sollten.

Der Privatmann, der sich einschränken muß, setzt heutzutage zuerst das Gehalt seines Dienstmädchens herab, dann beantragt er Ermäßigung der Hauszinssteuer, dann erst verzichtet er auf das Auto, noch später auf die Sommerreise, und erst ganz zuletzt verzichtet die Frau Gemahlin auf das Abendkleid für den Winter. Warum soll der Staat anders handeln? Wir sind nicht mehr auf einem sinkenden Schiff, nein, das Schiff ist längst gesunken, und die Sieger, die einen Platz im Boot erobert haben, schlagen mit den Rudern auf die Ertrinkenden ein, die sich mit ihrer letzten Kraft ans Rettungsboot klammern.

Allzu bequem ist der Einwand, die Bourgeoisie sei eine sterbende Klasse, möge sie zugrunde gehn, was stürze solle man stoßen. Nach der Bourgeoisie, ihrem Geschmack, ihren Neigungen, bildet sich ja das Proletariat. Und wonach sollte es sich sonst bilden, da fast alles, was Ideen und Kenntnisse vermittelt, in den Händen der Bourgeoisie ist? Das Proletariat ist und muß darum weitgehend ihr Abbild sein. Freilich, seine Tugenden wie seine Laster sind nicht die gleichen. Aber wer wollte leugnen, daß die Katastrophe der Wirtschaft, der Kultur, der Moral auch das Proletariat in seinen Grundanschauungen aufwühlt? Man braucht dabei nicht einmal an die Unglücklichsten der Unglücklichen zu denken, die die Gesellschaft ins Lumpenproletariat, ins Vagabundentum, auf den Strich, in die Verbrecherwelt mit erbarmungsloser Gewalt hinabstößt. Es genügt, an die Erscheinungen zu denken, die die höchste Tugend der Arbeiterklasse, die Solidarität, unter dem Druck der Verhältnisse mehr und mehr verdrängen. Was für

die Bourgeoisie die kaufmännische Unmoral, das ist für das Proletariat Streikbruch, Schwarzarbeit, Werkspionage.

In Wahrheit, diese Krise ist erst in zweiter Linie eine politische und wirtschaftliche. In erster Linie ist sie eine moralische! Wir brauchen, angesichts eines Wahnsinns, den keine Spitzfindigkeit rechtfertigen kann, gesunden Menschenverstand. Ja, auch die angeblichen Geheimnisse des Wirtschaftslebens vermag der gesunde Menschenverstand zu durchdringen, wenn er sich nur mit dem Mut paart, die Dinge zu Ende zu denken. Vor allem aber brauchen wir Anständigkeit! Man kann sie kaufmännische Ehrlichkeit, Kulturgewissen, proletarisches Bewußtsein, Fairness oder Sportsgeist oder sonstwie nennen — es ist immer wieder die gute alte, einfache Anständigkeit.

*

Täglich lesen die Menschen die Zeitung. Fragen sie sich dabei, was werden soll? Vielleicht. Aber instinktiv ahnen sie, daß nichts werden wird, daß auch diese Krise dort enden wird, wo alle deutschen Krisen enden — im Sumpf.

Seit die Staufer mit den Welfen rangen, seit die Kaiser mit der Kirche stritten, immer haben die großen Bewegungen Deutschlands in den Sumpf fauler Kompromisse und ungelöster Fragen geführt. Der Bauernkrieg, die Reformation, der dreißigjährige Krieg, die Auseinandersetzung zwischen der kaiserlichen Zentralmacht und den Territorialfürsten, die achtundvierziger Revolution, die Hinausdrängung Oesterreichs aus Deutschland — was ist daraus geworden? Und so sehr sich im Lauf der Jahrhunderte auch die Blutmischung der Nation geändert hat, ihr Rhythmus ist der gleiche geblieben. Der Weltkrieg, die Revolution, die Inflation, der Ruhrkrieg, Morde, Korruptionsfälle, Justizskandale und jetzt die Gegenwart — und immer sind dieselben Männer da, immer herrscht dieselbe dumpfe Luft, immer regiert dieselbe phrasenhafte Romantik, dieselbe weltfremde Engstirnigkeit und derselbe banale Egoismus, der in seiner hochmütigen Kleinlichkeit nicht einmal abwarten kann, bis er sich dem Meistbietenden verkauft hat.

In diesem Land wirken die Gewitter nicht reinigend; wenn Dornröschen endlich wachgeküßt ist, geht alles wieder seinen alten, seinen „normalen" Gang, und der Koch gibt dem Küchenjungen die Ohrfeige, zu der er die Hand erhoben hatte, bevor er einschlief. Wir haben weder nüchterne Sachlichkeit noch rebellische Spontanität noch den Fanatismus, der vor dem Äußersten — nicht in Worten sondern in Taten — nicht zurückschreckt. Wir warten stets auf das Wunder und auf den Messias, der es bringen soll, unser seelisches Klima ist eine Mischung aus allen vier Jahreszeiten, das Licht unsres Geistes ist ein Zwielicht.

In Deutschland gibt es nur einen wirklich wirkenden Politiker: die Zeit. Ohne es zu wissen und ohne es zu wollen werden die kommenden Geschlechter die Zukunft bauen. Aber wir werden sterben wie unsre Väter und Großväter und nichts getan haben.

Der Philosoph der Schwerindustrie

von Bernard von Brentano

Philosophierend über Mensch und Technik hat Herr Spengler, der sich in der Rolle einer Cassandra des Abendlandes gefällt, ein neues Buch geschrieben. (Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens.) Es wird ihm nicht angenehm sein, zu erfahren, daß es, allen Hymnen der Rechtspresse zum Trotz, ein antikapitalistisches Buch geworden ist. Die Sache ist zu Ende, ruft er aus. „Nur Träumer glauben an Auswege. Optimismus ist Feigheit. Auf dem verlorenen Posten ausharren, ohne Hoffnung, ohne Rettung, das ist Pflicht." Welche Sache ist denn zu Ende? Herr Spengler meint, die Menschheit hätte genug von der Technik, und die Revolte gegen das organisierte Leben begänne. Damit sagt er nur schlecht, was Marx im Vorwort zur Politischen Oekonomie gut gesagt hat: „Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte in der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolutionen ein." In dieser Epoche leben wir, und Herr Spengler ist nur ein Schüler von Marx.

Allerdings ein schlechter Schüler. Anstatt nämlich die Ursache der heutigen Krise in den gesellschaftlichen Zuständen zu sehen, konstruiert er sich einen idealistischen Begriff Technik, mit dem er nun operiert. Dabei geht er wie ein Mann vor, der, ein Operationsmesser in der Hand eines Metzgers erblickend, gegen das Operieren wettert. Ohne weiteres verwirft er ein brauchbares Werkzeug, weil es ein Mann nicht anzuwenden weiß. Das kommt von seiner Unkenntnis der Geschichte. „Die Technik", sagt er nämlich, „ist nichts historisch Besonderes, sondern etwas ungeheuer Allgemeines. Sie reicht weit über den Menschen zurück in das Leben der Tiere, und zwar aller Tiere." Das ist falsch. Die Technik ist eine historische Kategorie. Sie ist angewandte Wissenschaft und in ihrer heutigen Form wird sie mit der Bourgeoisie untergehn, mit der sie heraufgekommen ist. Das Proletariat wird, wenn es zur Herrschaft gekommen ist, eine andre Technik entwickeln, weil es unter andern gesellschaftlichen Bedingungen leben wird. Denn die gesellschaftlichen Bedingungen sind die Ursachen der heutigen Technik. Man darf sich gegen diese Behauptung auch nicht durch einen Hinweis auf Sowjetrußland stellen. Die Russen holen heute in ihrem Fünfjahresplan nach, was sie unter der Diktatur des Zarismus versäumen mußten. Rußland braucht zuvor einen Produktionsapparat, ehe es einen sozialistischen organisieren kann.

Das Mittelalter kannte keine Technik der Art, die Herr Spengler meint, und infolge davon natürlich auch keine Revolte gegen die Technik. Marx schreibt, daß man den Unterschied zwischen Werkzeug und Maschine darin sucht, daß beim Werkzeug der Mensch die Bewegungskraft sei, bei der Maschine

eine von der menschlichen verschiedene Naturkraft, wie Tiere, Wasser, Wind etcetera. „Danach", spottet er, „wäre ein mit Ochsen bespannter Pflug eine Maschine, Claussens Rundwebstuhl aber, der — von der Hand eines einzigen Arbeiters bewegt — 96 000 Maschen in der Minute verfertigt, ein bloßes Werkzeug."

Die heutige Technik ist ein kapitalistisches Arbeitsmittel. „Als Maschinerie", schreibt Marx, „erhält dieses Arbeitsmittel eine materielle Existenzweise, welche Ersetzung der Menschenkraft durch Naturkräfte und erfahrungsmäßiger Routine durch bewußte Anwendung der Naturwissenschaft bedingt. In der Manufaktur ist die Gliederung des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses rein subjektiv, Kombination von Teilarbeitern; im Maschinensystem besitzt die große Industrie einen ganz objektiven Produktionsorganismus, den der Arbeiter (und heute auch der Angestellte, d. Verf.) als fertige materielle Produktionsbedingungen vorfindet. Die Maschinerie funktioniert nur in der Hand unmittelbar vergesellschafteter oder gemeinsamer Arbeit."

Damit sind wir wieder am Anfang, und Herr Spengler und seine Leser werden nun hoffentlich den Satz von Marx begreifen, daß auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung die materiellen Produktivkräfte in der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen geraten — was die Ursache der heutigen Krise bildet. Aber wir haben gelesen, daß die Technik die Kraft des einzelnen Menschen durch bewußte Anwendung der Naturwissenschaft bedingt und von hier aus ist der Beweis dafür anzutreten, daß die heutige Technik eine historische Kategorie ist. In seinem Buch: „Der Aufstand der Massen" schreibt Ortega Y Gasset: „Streng genommen sind liberale Demokratie und Technik so eng verflochten, daß die eine nicht ohne die andre denkbar ist und daher ein dritter allgemeiner Ausdruck erwünscht wäre, der beide umfaßte."

„Das Problem der Technik und ihres Verhältnisses zu Kultur und Geschichte tauchte erst im neunzehnten Jahrhundert auf." Mit diesem Satz beginnt Herr Sprengler seine Abhandlung und die Reihe seiner Fehler. Denn Herr Spengler verwechselt sofort — Kapitalismus und Technik; oder, um es noch deutlicher zu sagen: kapitalistische Technik mit einer Technik „an sich", die es nicht gibt. „Das achtzehnte Jahrhundert", fährt er dann fort, „hatte mit der gründlichen Skepsis, dem Zweifel, welcher der Verzweiflung gleichkommt, die Frage nach Sinn und Wert der Kultur gestellt — eine Frage, die zu weitern immer zersetzenderen Fragen führte und damit die Grundlagen der Möglichkeit schuf, im zwanzigsten Jahrhundert, heute, die Weltgeschichte überhaupt als Problem zu sehen." Hier muß festgestellt werden, daß Herr Spengler, wenn er „wir" sagt oder „die Menschheit" schreibt, immer die Bourgeoisie meint. Darüber hinaus ist auch dieser zweite Satz seines Buches falsch. Denn der Zweifel taucht nicht erst im achtzehnten Jahrhundert auf, sondern weit früher. Und er steht nicht am Grabe der Bourgeoisie (Herr Spengler sagt: der weißen Herrenrasse!), sondern an ihrer Wiege. Erst heute, wo die Bourgeoisie, vom Proletariat attackiert, nicht mehr

zweifeln und das heißt forschen kann, wo sie, in die Defensive gedrängt, das Bestehende verteidigen muß, um es zu erhalten, was gegen die Gesetze der Natur ist, erst heute also ist sie starr geworden und ihre Wissenschaft zerfällt. Denn den Idolen und Vorurteilen gegenüber, sie mögen kommen woher sie wollen, beginnt die bürgerliche Wissenschaft mit dem Zweifel und der völligen Ungewißheit. Der Zweifel bildet den Ausgangspunkt der Wissenschaft, nicht deren Ziel; das Ziel ist die sichere und wohlbegründete Erkenntnis. Als sich die Menschheit anschickte, in ihre bürgerliche Epoche einzutreten, wurde sie von Männern wie Bacon geführt. „Das Ziel, welches ich im Sinn habe", schrieb Bacon 1620, „ist nicht der Zweifel, sondern die richtige Erkenntnis, denn ich will die menschlichen Sinne nicht verwerfen, sondern leiten und unterstützen, ich will den menschlichen Verstand nicht gering schätzen, sondern regieren. Zu diesem Zweck aber müssen die Idole jeglicher Art, alle, durch einen beharrlichen und feierlichen Beschluß für immer vernichtet und abgeschafft werden. Der menschliche Verstand muß sich davon gänzlich befreien und reinigen, auf daß in das Reich der menschlichen Herrschaft, welches in den Wissenschaften besteht, der Eingang, wie in das Himmelreich, nur den Kindern offen sei."

Der Baconsche Zweifel war also die Geburt der angewandten Wissenschaft; und das ist der Technik. Bacon war der erste, der die Herrschaft des Menschen über die Dinge als Forderung aufstellte. Aber wir wollen hier keinen Idealismus einschmuggeln und so tun, als sei es Bacon gewesen, der diese Herrschaft faktisch begründet habe. Im Gegenteil; er forderte wie alle großen Männer nur, was schon im Gange war. Die entscheidenden Erfindungen waren zu seiner Zeit schon gemacht worden. Aber Bacon erkannte, daß die Erfindung die Macht der Menschheit zu fördern imstande sei, und von diesen Erfindungen schrieb er, daß keine Herrschaft und keine Sekte je größere Wirkung und größern Einfluß auf die menschlichen Verhältnisse ausgeübt habe als diese technischen Dinge. Zu seiner Zeit hatte bereits Kopernikus die Vorstellung zertrümmert, es sei die Erde der Mittelpunkt der Welt. War aber die Erde nicht mehr der Mittelpunkt, so war es auch der Mensch, ihr erster Bewohner, nicht mehr; die moralisch-scholastische Betrachtungsweise des Mittelalters half nicht mehr weiter; es galt nicht mehr, den Dingen zu befehlen, wie das die Religion getan hatte, sondern ihnen zu gehorchen, wie die Erde der Sonne gehorchen muß; die Verhaltungsweise des Mittelalters brach zusammen, aber der Mensch, bis dahin auch gesellschaftlich und wissenschaftlich dem religiösen Aberglauben unterworfen, richtete sich auf. Die Bourgeoisie erschien und ihr gab Bacon die Parole: „Macht des Menschen und Wissenschaft fallen zusammen. Denn die Unkenntnis der Ursache vereitelt die Wirkung. Die Natur läßt sich nur besiegen, indem man ihr gehorcht."

Die gesamte Wissenschaft, also die denkende und handelnde Menschheit folgte diesem Befehl. Das Experiment, die wahre Erforschung der Natur wurde ihre Methode, und die Technik, die wir angewandte Wissenschaft genannt hatten, ist

nichts andres als angewandtes Experiment. Nun aber hatte zwar Bacon die Herrschaft über die Dinge gefordert, die wir heute so mühelos ausüben, indem wir die Luft durchfliegen, das Wasser durchfahren und durch einen kleinen Hebeldruck die unbekannte Macht Elektrizität zwingen, unsre Stuben zu erleuchten, aber die heraufsteigende Bourgeoisie bemächtigte sich der Herrschaft über die Dinge, indem sie durch die gleichzeitige Entstehung des freien Lohnarbeiters einen Teil der Gesellschaft zwingen konnte, ihr zu diesem Zweck und ihrem Nutzen zu dienen. Die Freiheit der Wissenschaft erzeugte den Kapitalismus, der Kapitalismus das Proletariat, das ihn vernichten wird. Die Technik ist eine historische Kategorie und ihre heutige Krise, welche Herrn Spengler & Co. so arg beängstigt, ist nur das Ende Spenglers, aber nicht der Spengler.

Inwiefern ist aber nun Spengler der Philosoph der Schwerindustrie? Man kann antworten, weil er noch vor Kopernikus lebt. Also nur vierhundert Jahre zurück ist, was heute noch keinen Rekord darstellt. Wie dessen Vorläufer nun glaubten, alle Welt drehe sich um die Welt, so scheint sich Spenglern alles um die Industrie und ganz besonders natürlich um deren Führer zu drehen. „Die Flucht der geborenen Führer vor der Technik beginnt!" klagt er und begründet damit den Anfang vom Ende. Aber ich habe noch keinen Industriellen davonlaufen sehen; bis jetzt läuft nur das Kapital. Jedoch, die Wirtschaft als Schicksal, der Industrielle als Führer der Nation, und wie dergleichen Sätze sonst noch lauten, diese Haltung ist heute die offizielle. Herr Spengler nun doziert besonders in dieser Hochofenmetaphysik. Dabei ist aber folgendes zu beachten. Die Industrie verbreitet zwar solche Ansichten, weil sie ihr nützen; aber sie teilt sie nicht. Das Volk soll glauben, es ginge alles zugrunde, damit es aus Angst gefügig wird. Derweil aber nun die Bourgeoisie jammert und auf die Marxisten schlägt, versucht die Industrie die Leute, auf die es ankommt, die Arbeiter, mit der Technik und der Maschine zu versöhnen. Über diese Methode, die weit klüger, moderner und nützlicher als die Spenglersche ist, soll später einmal gesprochen werden.

Wir haben die Arbeit Spenglers nicht in der üblichen Weise besprochen, weil das die Mühe nicht gelohnt hätte. Wichtig erschien uns, die irrige Vorstellung von der absoluten Technik richtig zu stellen, die leider weit verbreitet ist und viel zur politischen Verwirrung beiträgt. Zur Charakteristik Spenglers aber sei das folgende mitgeteilt: auf Seite 85 seines Büchleins schreibt Spengler über den Unterschied in den Löhnen der weißen und der farbigen Arbeiter, macht aber nun hinter farbigen ein Sternchen und sagt in einer Fußnote: „Ich verstehe unter Farbigen auch die Bewohner Rußlands und eines Teils von Süd- und Südosteuropa." Das ist doch eine schöne Behauptung für einen Philosophen. Die Russen sind Neger! Fertig. Aber die Russen sind keine Neger und da nicht anzunehmen ist, daß sie sich über Spengler grün und gelb ärgern, werden sie so weiß bleiben wie — Herr Spengler. Vielleicht wird der dann rot vor Zorn — womit er allerdings abermals die gleiche Farbe trüge wie die Russen! Wie ist dem Mann bloß zu helfen?

Der Priem von Theobald Tiger

Unter vielem Spucken zu singen

Es haben die Matrosen
wohl auf dem blauen Meer
nicht nur die weiten Hosen —
sie haben noch viel mehr.
Denn gibt es nichts zu rauchen,
weißt du, was sie da brauchen
bei Nacht und auch bei Tag?
Den Kautabak — den Kautabak —
ein kleines Stückchen Kautabak
von der Firma Eckenbrecht
aus Kiel.

Es heulen die Sirenen.
Die Braut in Tränen schwimmt.
Es schwimmt die Braut in Tränen,
wenn der Seemann Abschied nimmt.
Sie drücken sich die Hände;
dann gibt sie ihm am Ende
verschämt ein kleines Pack
mit Kautabak — mit Kautabak —
mit nem halben Pfündchen Kautabak
von der Firma Eckenbrecht
aus Kiel.

Da hinten liegt sein Kutter,
da hinten liegt sein Kahn.
Sie sagt, sie fühlt sich Mutter,
er sieht sie blöde an.
Er läßt sich von ihr kosen,
die Hände in den Hosen,
dann nimmt er einen Schlag
vom Kautabak — vom Kautabak —
ein kleines Stückchen Kautabak
von der Firma Eckenbrecht
aus Kiel.

Das Schiff fährt in den Hafen
wohl in Batavia.
Mit den Mädchen muß man schlafen,
wozu sind sie sonst da!
Die er geliebkost hatte,
liegt nackt auf einer Matte;
er holt aus seinem Pack
den Kautabak — den Kautabak —
ein kleines Stückchen Kautabak
von der Firma Eckenbrecht
aus Kiel.

Das Schiff tät nicht versaufen,
in Hamburg legt es an.
Marie mußt sich verkaufen
nachts auf der Reeperbahn.
Nun spürt der arme Junge
grad unter seiner Zunge
den bitteren Geschmack
vom Kautabak — vom Kautabak —
vom kleinen Stückchen Kautabak
von der Firma Eckenbrecht
aus Kiel.

Wie dem Seemann mit den Frauen,
uns gehts genau wie ihm.
Das Leben muß man kauen,
das Dasein ist ein Priem.
Es schmeckt dem Knecht und Ritter
mal süß und auch mal bitter ...
Spuck ihn aus, wer ihn nicht mag!
Den Kautabak — den Kautabak —
das kleine Stückchen Kautabak
von der Firma Eckenbrecht
aus Kiel!

Das Zimmer im Innenministerium

von Leo Hirsch

Diese Geschichte ist jahrelang geheim gehalten worden, und die Prüderie und die Humorlosigkeit haben sie auch noch unterdrückt, als sie längst ein brauchbares Argument geworden war. Wäre sie erfunden, so wäre sie doch so gut erfunden, daß sie bekannt zu werden verdiente wie eine von Gogol, aber das Wort des alten Herrn, der sie erzählt hat, die Würde seiner Erscheinung, sein weißes Haar und der beinahe schüchterne Ernst seiner Stimme bürgen für die Wahrheit.

Also, der alte Herr war knapp nach der Oktoberrevolution im russischen Innenministerium beschäftigt. Man hatte das alte Gebäude beibehalten, und die neuen Herren wußten noch nicht recht Bescheid darin. Der alte Herr entdeckte da mit einem andern Beamten ein verschlossenes Zimmer, das umso geheimnisvoller wurde, als der Schlüssel dazu fehlte. Man brach die Tür auf und — „Es war das merkwürdigste Zimmer, das ich je gesehen habe." Aber vielleicht war es gar nicht so merkwürdig, denn es stand nichts darin als eine Armee von Regalen.

Man weiß, wie Regale in Bureaus von Behörden auszusehen pflegen; auch in diesem war die Ordnung peinlich. Jedes Fach war mit Aktenbogen gefüllt, und jeder von den Hunderten oder Tausenden Aktenbogen war mit Buchstaben gefüllt. „Und nun kommt das Merkwürdige," sagte der alte Herr, „auf jedem, aber auch auf jedem Blatte stand, immer wieder und auf jedem Bogen von einer andern Handschrift geschrieben, der gleiche Satz ..."

Hier kam der schüchterne Ernst des würdigen Erzählers zum Ausdruck, und der Zuhörer, davon nur neugieriger, fragte: welcher Satz? Der alte Herr stockte. Er schien sich zu genieren oder nicht die rechten Worte zu finden. „Wissen Sie — verstehen Sie russisch? Also ..." Er sagte schließlich das Unaussprechliche: „Väterchen soll mich am A..." Entschuldigung. Also dieser Satz stand unzählige Male auf unzähligen Aktenbogen in den Regalen.

„Sie müssen wissen, daß mit Väterchen der Zar gemeint war." Nun, die neuen Herren interessierten sich für die Geschichte dieser seltsamen Handschriften-Sammlung, und es gelang ihrer Findigkeit, Einiges davon in Erfahrung zu bringen.

Bevor er darüber berichtete, gab der alte Herr aber noch Aufschluß über die frühern Bauverhältnisse in den russischen Großstädten, über die enormen Mietskasernen-Blocks, die „Prospekte", die große Höfe und darauf einen Gemeinschafts-(Entschuldigung, sagte der alte Herr) Abort hatten.

Was nun die Geschichte jener Aktenbogen betrifft, so hatte sie sich grade noch gewissermaßen auf dem Vulkan der stillen Friedenszeit abgespielt. Ein Polizist war auf dem Heimweg in einem Hof eingekehrt und hatte innen an der Tür des besagten — Entschuldigung, sagte der alte Herr — in großen Buchstaben angekreidet gefunden jenen majestätsbeleidigenden Satz: „Väterchen soll mich am ..."

Der Pflichtfreudigkeit des Polizisten war kein Vorwurf zu machen. Er hatte sich stracks erhoben und war zu seinem Vorgesetzten geeilt. Der Vorgesetzte hielt die Angabe für einen Scherz, bis er sich selbst von der Wahrheit überzeugt hatte. Die Sache ging den Instanzenweg, und ein höherer Beamter des Innenministeriums übernahm es, vielleicht aus Ehrfurcht vor dem Herrscher vielleicht auch nur aus Ehrgeiz, die schmutzige Affäre ins Reine zu bringen.

Dieser Herr, so etwas wie ein forscher Ministerialdirigent, bildete ein Rollkommando oder einen Stoßtrupp, ließ den Prospekt umstellen und abriegeln. Nach seiner Meinung handelte es sich darum, festzustellen, wer jenen majestätsschändenden Satz an die Tür geschrieben hatte. Und der hohe Beamte zweifelte in seiner kriminalistischen Weisheit nicht daran, daß ein Einwohner des Blocks der Schuldige sein mußte, und seinem Scharfsinn blieb lediglich überlassen herauszufinden, welcher.

Das geschah dann in der Form, daß alle Einwohner gezwungen wurden, den so frechen wie nonchalanten Satz an der majestätsbeleidigenden Tür des unmajestätischen Ortes viele Male auf Aktenbogen nachzuschreiben. Wie eng es in diesem großem Block gewesen und wie wenige Analphabeten es da gegeben haben mußte, konnte man an der Fülle der beschriebenen Bogen erkennen.

Welche pädagogische Wirkung mit dieser erzwungenen Schreibübung beabsichtigt und ob überhaupt eine vorgesehen war, ist nicht mehr zu erfahren. Ebensowenig war es festzustellen, ob der Eifer des höhern Beamten durch einen Orden und durch welchen oder nur durch Erfolg belohnt wurde, ob man den Schuldigen gefunden oder nur einen Sündenbock, vielleicht den Allerärmsten herausgegriffen hat, welche Strafe ihn ereilt, ob er nach Sibirien geschickt und dann vielleicht gar zum Soldaten begnadigt worden ist.

„Es scheint," meinte der alte Herr, „daß die Sache Ende Juli 1914 passiert ist. Jedenfalls kam der Krieg dazwischen. Väterchen hat also den Krieg begonnen mit einem Innenministerium, das zur guten Vorbedeutung ein Zimmer hatte, ganz erfüllt von dem Satz: ‚Väterchen soll mich ...' Ich glaubte, Ihnen diese Geschichte erzählen zu dürfen, weil sie mir mit ihrer — erlauben Sie einem Materialisten diesen Ausdruck — gespenstigen Kuriosität einen Hinweis auf die damaligen Verhältnisse bei uns zu geben scheint. Entschuldigung."

Flucht aus der Sozialisierung

von Bernhard Citron

Auf der Regierung Brüning lastet der schwere Verdacht, Banken sozialisiert zu haben. Zwar hat sie schon beteuert, daß ihr nichts ferner liegt, als den privatwirtschaftlichen Charakter der Banken anzutasten, aber jetzt muß sie mit Taten beweisen, daß ihr nur eine andre Form der Sozialisierung vorgeschwebt hat: die Sozialisierung der Verluste. Das Reich hat durch drei Maßnahmen Subventionen für die Banken bereitgestellt: durch die Garantie zugunsten der Danat-Bank, durch die Zeichnung von 300 Millionen Dresdner Bank-Vorzugsaktien und durch die Gründung der Akzept- und Garantiebank, deren Aufgabe es ist, den Banken in ihrer Gesamtheit Wechselkredit zur Verfügung zu stellen.

Niemand in Deutschland hat je bezweifelt, daß der Staat am 14. Juli eingreifen mußte, um eine Katastrophe zu verhindern. Die Verfechter des absoluten Kapitalismus, die Macchiavells unsrer Wirtschaft, erklären, daß der Bankkrach ein Naturereignis darstellt und der Staat zu bedingungsloser Hilfe verpflichtet war. Man könnte hier als Präzedenzfall die Ruhrentschädigung der rheinisch-westfälischen Industrie anführen. Damals erhob sich nach Bekanntwerden dieser Subventionen ein Sturm der Entrüstung, der Reichstag setzte einen Untersuchungsausschuß ein, und die Zusammenhänge wurden restlos geklärt. Im Gegensatz zu den Ruhrschäden steht hier unzweifelhaft fest, daß die Banken selbst zum größten Teil die Schuld an ihrem Unglück tragen; was ihnen darüber hinaus noch zugestoßen ist, muß als unvermeidliches Risiko angesehen werden, dessen Anerkennung einer der Grundpfeiler des kapitalistischen Systems ist. Wenn also die Danat-Bank und die Dresdner Bank saniert wurden, so geschah dies nicht pour les beaux yeux der Herren Goldschmidt und Gutmann, sondern zum Schutze der Einleger, der deutschen Wirtschaft und des ganzen deutschen Volkes. So verstand es sich von selbst, daß die Majoritätsbesitzer der Danat-Bank, Goldschmidt und seine Freunde, die Hilfe des Reiches mit ihrem Aktienbesitz bezahlen mußten. Das Reich war plötzlich Hauptaktionär einer deutschen Großbank geworden. Aber da sich die Regierung um jeden Preis von der ungewollten Sozialisierung freimachen wollte, hatte sie nichts Eiligeres zu tun, als die Beteiligung abzustoßen. Der erzielte Kaufpreis (125 Prozent) war nicht niedrig, also scheinbar ein gutes Geschäft für den Fiskus. Leider hat die Rechnung ein Loch, da der Verkauf dieses Pakets an die Industrie nicht in bar, sondern auf Stottern erfolgt ist. So wurde reinlich geschieden zwischen der Sozialisierung der Verluste, die in Form der Reichsgarantie aufrecht erhalten bleibt, und der Sozialisierung der Gewinne, die durch Übertragung an die Industrie aufgehoben wurde. Wiederholt ist von der Industrie erklärt worden, daß sie nicht Schuldner, sondern Gläubiger der Danat-Bank sei. Selbst wenn man dieser Behauptung Glauben schenken soll, bleibt noch so viel zu klären, daß nach einem parlamentarischen Untersuchungsausschuß gerufen werden muß.

Aber Verzeihung, wir haben ja kein Parlament, also müssen wir uns mit jenen Auskünften bescheiden, die der Generalversammlung, dem Parlament der Aktionäre, erteilt werden. Es wäre nur zu wünschen, daß von Anteilseignern der Danat-Bank auf die Einberufung einer außerordentlichen Generalversammlung gedrängt wird. Diesem Verlangen könnte die Tatsache zugrunde liegen, daß die Majorität der Kommanditanteile aus dem Besitz der Bank, in dem sie sich unzweifelhaft, wenngleich nur für wenige Tage, befand, an die Industrie verkauft worden ist. Derartige Blockverkäufe bedürfen der Genehmigung durch die Generalversammlung. Natürlich fürchtet man jede Art der Diskussion und versucht, dieser aktienrechtlichen Forderung aus dem Wege zu gehen.

Auch die Dresdner Bank dürfte dem Reich wieder abgenommen werden. Der Weg aus der Sozialisierung führt in diesem Falle über die Commerz- und Privatbank. Die verschiedensten Gerüchte von einer Verschmelzung der Dresdner Bank und der Commerzbank sind aufgetaucht, nachdem ein Aufsichtsrat- und ein Vorstandsmitglied der Commerzbank in den Aufsichtsrat, respektive in den Vorstand der Dresdner Bank eingetreten ist. In frühern Jahren hätte die Commerzbank etwas darum gegeben, eine „D"-Bank zu sein; heute rangiert sie nicht nur um einen Buchstaben vor den übrigen Großbanken. Die vorsichtigen, zurückhaltenden Herren, die sich nicht über den Durchschnitt tüchtiger Bankdirektoren erhoben haben, genießen mit einem Male den Ruf ungeheurer Klugheit und Weitsicht, sind die Ratgeber der Regierung und ihre Vertrauten in den wichtigsten Gremien geworden. Jetzt scheint auch der Plan aufzutauchen, mindestens einen Teil der Dresdner Bank-Vorzugsaktien gegen Stundung des Gegenwertes (Vergleiche die Danat-Transaktion) an die Commerzbank zu übertragen. Die zweite Sozialisierung wird auf diese Weise rückgängig gemacht werden, ohne daß das Risiko des Reiches erlischt.

Der dritte Eingriff des Staates, der zwar nur moralischer, aber nicht minder schwerwiegender Natur gewesen ist, bestand in dem Plan einer Bankenkontrolle. Zum ersten Mal in diesen Krisentagen wurde der Gedanke des Bankenaufsichtsamtes in Nummer 29 der ‚Weltbühne' propagiert. Berufen zur Untersuchung über die Durchführbarkeit der Bankenkontrolle ist das Neuner-Komitee der Banksachverständigen. Einer dieser ehrwürdigen Männer, Professor Weber, schrieb vor dreißig Jahren in seinem Buche „Kredit- und Spekulationsbanken":

„... andrerseits ist es jedoch eine offenkundige Tatsache, daß die Bankenkontrolle, wie sie zurzeit in Deutschland durch den Aufsichtsrat ausgeübt wird, in der großen Mehrzahl der Fälle fast alles zu wünschen übrig läßt. Die große Anzahl von Aufsichtsratstellen, die häufig ein und dieselbe Person einnimmt, das Vettern- und Sippenwesen, welches bei der Besetzung der Posten eine große Rolle spielt, die Sucht, mit glänzenden Namen zu blenden, ohne Rücksicht darauf, ob die Träger dieser Namen auch nur soviel vom Bankgeschäfte verstehen wie der jüngste Gehilfe, das und manches andre hat dazu geführt, daß der Aufsichtsrat heute meist nur noch eine Karikatur von dem ist, was dem Gesetzgeber vorschwebte, als er das Institut schaffte."

Hoffentlich hat Weber diese Sätze, mit denen er die Unfähigkeit des Aufsichtsrates zu tatsächlicher Aufsicht anprangerte, im Laufe der Jahrzehnte nicht wieder vergessen; hoffentlich aber wissen die Banksachverständigen überhaupt noch, zu welchem Zwecke sie zusammenberufen sind. Die Schweiz, die von viel geringern Zusammenbrüchen getroffen wurde als Deutschland, hat rascher die Konsequenzen gezogen. Die Bankkontrolle wird dort der Eidgenössischen Bank, als dem Zentralnoteninstitut, übertragen. Aber in Deutschland wird man am Ende noch Mittel und Wege finden, um auch diese unerwünschte Einmischung in die Angelegenheiten der Privatwirtschaft auszuschalten. Dann bleibt dem Reiche von der Bankensozialisierung nichts andres als die Übernahme riskanter Bürgschaften und das stolze Gefühl, einige Wochen in der Behrenstraße geherrscht zu haben. Brüning aber ist von dem entsetzlichen Verdacht befreit, der erste sozialistische Kanzler gewesen zu sein.

Kleine Nachrichten von Kaspar Hauser

Der geschlagene Weltmeister Sharkey hat einen Ruf als Boxlehrmeister für Kansas City angenommen.

Der Chauffeur Theodor Schultze, dem nach einem Zusammenstoß der Fahrschein entzogen wurde, hat eine Fahrschule eröffnet.

Doktor Rudolf Hilferding ist dem Kontrollausschuß der Banken beigetreten.

*

Die Abteilung I a des berliner Polizeipräsidiums verhaftete gestern fünf Kommunisten, die im Verdacht stehn, mit Waffenfunden im Zusammenhang zu stehn, von denen als sicher gelten darf, daß sie im Benehmen mit Personen gemacht wurden, die im Verdacht stehn, im Verdacht zu stehn. Ein Verfahren wegen Hochverrats ist demgemäß im Gange.

*

Wie wir hören, sind Verhandlungen im Gange, die eine Kreditgewährung an die Erde seitens des Planeten Mars zum Inhalt haben. Bisher hat der Planet als Antwort auf alle Anfragen nur seinen Namen gefunkt.

*

Ein bekannter berliner Dramatiker hat sich in einem Theater erhängt, weil seine Monats-Tantiemen wohl für einen Stehplatz ausreichten, nicht aber, auch noch Theaterzettel und Garderobengebühr zu bezahlen. Der Dichter, der als ausschweifend galt, hat sich in der Damentoilette erhängt. Der betreffenden Toilettenfrau ist gekündigt worden.

*

Reichstagspräsident Loebe weilte über das Wochenende zu Besuch bei Bekannten, in deren Hause Feuer ausbrach. Als die Feuerwehr anrückte, stand Reichstagspräsident Loebe bereits auf einem Stuhl und hielt eine feurige Ansprache. Er wurde gelöscht.

*

Die Filmbranche hat beschlossen, Ehrenwörter mit Gummizug in den Handel zu bringen. Die ersten zweitausend Stück sind bereits vergriffen.

*

In Genf gibt es einen Völkerbund.

*

In Reinickendorf ist eine riesige internationale Kommunisten-Zentrale ausgehoben worden. Ihre Fäden erstreckten sich von Reinickendorf bis nach Peking. Eine genaue Durchsuchung der Papierkörbe hat ergeben, daß in der Zentrale außerordentlich gefährliches

Stullenpapier

verwandt wurde. Die Polizei ist weiterem Stullenpapier auf der Spur.

*

Die obersten Sportbehörden aller Sportarten haben sich zu einem Reichskartell zusammengeschlossen. Wie wir hören, beabsichtigt das Kartell, die Ausübung von Sport bis auf weiteres gänzlich zu verbieten, damit die Behörden ungehinderter arbeiten können.

*

Gegen das Deutsche Reichspatent Nummer 678 456 (Männerhosen mit Reißverschluß) hat der Verband der Deutschen Lichtspieltheater-Besitzer Protest eingelegt, weil er eine Störung seiner Vorstellungen befürchtet.

*

Da das deutsche Volk seinen Reichstag so sehr entbehrt, hat sich die Scala entschlossen, ihn zu engagieren: er tritt also allabendlich dort auf. Es wird gebeten, den Reichstag während seiner Arbeit nicht zu stören, das besorgt er selber.

Das Reichstagsgebäude ist nunmehr ganz und gar von dem Bureau des Geheimrats Galle belegt worden, der sich dort selber verwaltet.

*

Reichskanzler a. D. Cuno hat sich bereiterklärt, seine Pension von 18 000 Mark in der von ihm geschaffenen Papiermark entgegenzunehmen.

*

Die Ortsgruppe der berliner Bardamen hat ein Stillhalte-Konsortium gebildet.

*

Der Chefredakteur einer großen süddeutschen Zeitung hat erklärt, daß sich sein Blatt in der Beurteilung der Krise geirrt habe; doch hoffen die Ärzte, den Kranken durchbringen zu können.

*

Lord Breitscheid ist auch von der Ufa als Edelkomparse verpflichtet worden.

*

Das Reichsgericht hat den Plan, eine Studienkommission nach Italien zum Studium der Kamorra und der Maffia zu entsenden, als unnötig abgelehnt.

*

Wie wir hören, ist der Vorschlag, künftighin auf Botschafterposten nur noch Bürgerliche und in die Schützengräben nur noch Adlige zu schicken, wieder zurückgezogen worden. Es bleibt bei der alten Verteilung.

Bemerkungen

Montagu Norman

In einem Aufsatz über die seltsame Macht des Goldes machte Sir Norman Angell die Bemerkung, daß die Rolle des Goldstücks in unsrer modernen und scheinbar prosaischen Welt ebenso verborgen und ebenso geheimnisvoll wie die einer Tempelreliquie ist. Aber um wieviel geheimnisvoller und verborgener ist das Leben der Männer, die über diese Goldstücke zu befehlen haben. Sind nicht Figuren wie Basil Zaharof und Ivar Kreuger schon jetzt, während sie noch leben, gradezu mythische Gestalten? Und der Right Honourable Montagu Collet Norman, der allmächtige Gouverneur der Bank von England? Wer kennt ihn? Bei allen wichtigen Konferenzen, an denen England beteiligt ist, steht stets im Hintergrund und für die meisten unsichtbar der Herr der „Old Lady of Threadneedle Street", wie der Volksmund die Staatsbank zu bezeichnen pflegt. Betrachten wir die vielen Photos der internationalen Konferenzen, so werden wir eine Unmenge bekannter und ebenso vieler unbekannter Politiker feststellen, aber die hagere Gestalt und den intelligenten schmalen Kopf mit den lebhaften Augen und dem kleinen grauen Spitzbart werden wir nicht finden. Montagu Norman liebt nicht die Öffentlichkeit und auch nicht die Photographen. Er zieht das Mysterium, den Schatten, Verabredungen in der Nacht vor. Sein Kabinett in der Bank von England ist unzugänglich wie eine Festung; es ist schwerer, zum Gouverneur der Bank als zum König von England zu gelangen. Und die Macht, die er ausübt, ist nicht minder groß, wie das Geheimnis, das ihn umgibt. Sie ist größer als die der Regierungen, deren Berater er in allen wirtschaftlichen Fragen ist. Und je mehr grade diese Fragen in der Politik in den Vordergrund rücken, um so mehr wächst die Macht und der Einfluß Montagu Normans.

Als 1922 Baldwin nach New York ging, um wegen der interalliierten Schulden zu verhandeln, geschah es unter dem Patronat des ihn begleitenden Norman. Als Snowden im Haag mit seiner unbeugsamen Haltung den Unwillen Frankreichs heraufbeschwor, folgte er nur den Anweisungen des Königs der City. Und als unlängst MacDonald und Henderson verkündeten, daß Deutschland geholfen werden müsse, war es wiederum der Herr der „Old Lady of Threadneedle Street", der dazu den Anstoß gab.

Ein Ministerium nach dem andern kommt und geht, und sie alle müssen Angriffe und Kritiken über sich ergehen lassen, aber der Gouverneur der Bank von England bleibt und ist niemandem verantwortlich, nur etwa formal dem König, in dessen Geheimen Rat er 1923 berufen wurde.

Diese allmächtige Persönlichkeit, dieser Nebenkönig in einem Königreich — eine seltsame Tatsache — ist fast unbekannt. Er könnte leicht einen belebten Platz Londons überqueren ohne erkannt zu werden. Er hat auch sozusagen keine Vergangenheit.

Er wurde 1871 geboren. Nach der Schulzeit in Eton studiert er im Kings-College in Cambridge und wird dann Soldat im Bedfordshire-Regiment. Von 1900 bis 1901 macht er den Burenkrieg mit. Plötzlich gibt er die militärische Laufbahn auf und widmet sich ganz dem Bankwesen. Finanzfragen interessieren ihn dermaßen, daß er auch während des Krieges im Dienste dieser Waffe bleibt. Seine finanziellen Fähigkeiten, verbunden mit einer außerordentlichen diplomatischen Veranlagung, werden von den Leitern der Bank von England anerkannt. 1918 wird Norman zum Vize-Gouverneur der Bank ernannt, um bereits 1920 zum ersten Gouverneur der „Old Lady" aufzurücken.

Äußerlich sieht Norman viel eher einem Künstler als einem Geschäftsmenschen ähnlich. Verstärkt wird dieser Eindruck durch den grauen Velvethut, von dem er unzertrennlich scheint. Sein ganzes Wesen drückt Verschlossenheit und Zurückhaltung aus; er spricht wenig, und selten in der Öffentlichkeit. Im übrigen ist er auch kein guter Redner. Seinen Reden mangelt es im Aufbau und an der folgerichtigen Entwicklung des Themas. Dagegen besitzt er die seltene Gabe der Überredung, eine außerordentliche Gewandtheit, insbesondere ist er ein Meister in der Kunst verwickelter Verhandlungen.

Von hoher magerer Statur, mit seinem intelligenten Gesicht, den durchdringenden Augen, mit dem forschenden und etwas spöttischen Blick, mit einem ewig geheimnisvoll lächelnden Mund, mit seinem kleinen grauen Spitzbart, den leichtergrauten sorgfältig nach hinten gekämmten Haaren, die eine von vier Querfalten durchzogene Stirn umrahmen, erweckt er den Eindruck eines Magiers ... Und er ist es wohl auch.

Woldemar Klein

Der musikalische Infinitiv

Unter den Dingen, die S. J. aus allen Aufsätzen herausstrich, wenn er sie „ins Deutsche übersetzte", war eines, das er inbrünstig haßte, und das er vernichtete, wo immer er es antraf. Das war der substantivierte Infinitiv. „Das Musizieren" pflegte er immer in Sätze aufzulösen oder durch ein Substantiv zu ersetzen — und er hatte recht.

Es gibt nun eine Gattung von Menschen ... also, Menschen ist übertrieben, die schwimmen und plätschern in substantivierten Infinitiven. Das sind die gebildeten Kunstschriftsteller, und zwar tun sie es allemal gern dann, wenn sie auf die Musik zu sprechen kommen. Da wimmelt es nur so von diesen falschen Hauptwörtern. „Es ist ein Blühen und Glühen in dieser Musik ...", und wenn der einfache Infinitiv nicht langt, dann backen sie sich einen: „Dieses Von-vorn-herein-alles-noch-einmal-denken" — ei, das ist schön! Von dem „Wollen" wollen wir schon gar nicht sprechen; es sind die nationalen Politiker, die dieses dicke Wort dauernd anwenden, als gebe es nicht „Wille", nicht „Absicht", nicht „Trieb" — es gibt nur noch „das Wollen". Das klingt dann so: „Er darf nicht durch Verharren im Geworden-Sein das Sichentwickeln des Volkswerdens in falschem Wollen zu einem Steckenbleiben verführen wollen". Wohl bekomms.

Auch die Tanzkritiker stelzen gern auf diesen Infinitiven einher, aber diese Menagerie hat ja von jeher eine besondere Sprache zur Rechtfertigung ihres So-Seins und Do-Seins gebraucht.

Mich dünkt, als sei es schon einmal besser mit der deutschen Sprache gewesen als heute, wo jeder Hitlerknabe das Wort deutsch im Maul führt. Zur Zeit lesen wir: nachgemachtes Beamtendeutsch; nachgemachtes gehobenes Deutsch, so, wie

früher die Oberlehrer, wenn sie von den alten Germanen sprachen, einen Baß gehen ließen; nachgemachtes Philosophendeutsch solcher falscher Philosophen, die da im Gehirn Sülze haben, und der substantivierte Infinitiv ist eines der schlimmsten Kennzeichen dieser vertrackten Stile. Man kann ihn manchmal anwenden: nämlich dann, wenn eine Tätigkeit zu einem abstrakten Begriff werden soll. Eine Untersuchung über das Schreiben im sechsten Lebensjahr, das gibt es; das Wollen einer Partei aber gibt es nicht. Im übrigen sollte man sich bei alledem nicht auf Vater Hegel und Onkel Schelling beziehen, deren Deutsch keinem zur Nachahmung dienen kann. Ich sehe, wie ein Schüler den Finger hochhebt... Nein, er will nicht hinaus, im Gegenteil. Er will uns klar machen, daß grade diese zum Hauptwort erhobenen Verbalformen wie keine andre Form es ermöglichten, uns durch ein Sich-mitten-Hinein-Stellen in die dynamische Statik des Die-Begriffe-in-ein-Wort-Verwandelns ... Herr Schüler, ich möchte mal rausgehn.

Peter Panter

Ein Volk klagt an!

Fünfzig Briefe über den Krieg, erschienen bei Heß & Co., Wien, ein dünnes Bändchen von einigen sechzig Seiten, und darin das ganze Elend eines Volkes, das durch den Krieg ging. Man spürt, wie schwer es manchem dieser Arbeiter, Handwerker, Kaufleute, Beamten und Hausfrauen geworden ist, zu Papier zu bringen, was sie da draußen oder im heimatlichen Schützengraben erlebt haben. Es sind dokumentarische Ergänzungen zu den besten Kriegsbüchern. Alles wird durch diese Briefe bestätigt: die schlotternde Angst der angeblichen Helden vor dem Tode, die Sinnlosigkeit, auf verlorenem Posten ausharren zu müssen, die Lust von Vorgesetzten am Quälen, die vielfältigen Grausamkeiten des Krieges, der Gasangriff, der Erstickungstod in zerstörten und verschütteten Unterständen. Und in der Heimat? Da müssen Frauen, die in den Munitionsfabriken arbeiten, den Aufsehern zu Willen sein, damit ihr Leben und ihre Arbeit wenigstens einigermaßen erträglich ist. Nicht anders erging es jenen, die als weibliche Hilfskräfte in die Etappe gingen: „Je höher der Rang des Offiziers, desto größer der Saukerl". Geschlechtskrankheiten und Kinder, das war die Belohnung für die Erfüllung vaterländischer Pflicht.

Diese fünfzig Briefe sind nur ein kleiner Ausschnitt; er ließe sich beliebig erweitern. Und hinter diesen Worten steckt der Wille, nicht mehr mitzumachen, wenn es wieder losgeht. Wir wissen, wie wenig für den Ernstfall ein solches Bekenntnis bedeutet; wir wissen, daß es darauf ankommt, die Abwehr planmäßig zu organisieren; wir wissen auch, und einer der Briefe bestätigt es, wie wenig die Jugend durch solche Erlebnisschilderungen zu bekehren ist, — trotzdem sollte man diese Stimmen, und Stimmungen nicht unterschätzen. Die Sammlung hat schon dadurch ihre Berechtigung erwiesen, daß sie uns Material an die Hand gibt, mit dem man jene wider-

legen kann, die den Kriegsbücherautoren vorwerfen, sie hätten ein Zerrbild vom Soldaten entworfen. Hier sind Dokumente, die den nationalistischen Kriegsverherrlichern den Phrasenmund stopfen können. Diese Menschen hier haben „gemordet, nur um nicht selbst gemordet zu werden", denn nicht Begeisterung für „Gott, Kaiser, Vaterland" führte ihnen die Waffe, sondern nur die nackte Existenzangst.

Walther Karsch

Hans Albers

Wer weiß, ob ein Volksentscheid über den Bau von Panzerkreuzern für Filmzwecke nicht positiv ausgehen würde. Jedenfalls bewilligt die Ufa, die doch des Volkes Stimme mittels Verstärkeranlagen abhört, Rate auf Rate. Kaum haben Harry Liedtke und Lilian Harvey abgemustert, da treten Hans Albers und Anna Sten in Marineuniform auf die Planken, die neuerdings die Welt bedeuten. Die Militäroperette bekennt sich zu dem Grundsatz: Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser. Denn was den Landkrieg anlangt, so hat es sich herumgesprochen, daß Tanks, ferngesteuerte Bombenflugzeuge und Flammenwerfer keine passende Dekoration für ein Vergnügen mit Damen abgeben und daß sich Gasmasken als neckische Kostümierung für hochbezahlte Blondinen nicht eignen. Hingegen die Marineschirmmütze harmoniert in glücklicher Weise mit den neusten Intentionen der Putzmacherinnen, und so sind es die zumeist im doppelten Sinne des Wortes blauen Jungen, für die heute das Herz der Filmkaufleute schlägt.

Immer wieder verzeichnet man mit Schrecken, daß wir ins Leere fliehen müssen, wenn wir uns amüsieren wollen, diesmal in Königin Yolas Miniaturmonarchie Pontenero, die doch wohl für die Spitzenproduktion der Ufa ein etwas dürftiges Invasionsobjekt abgibt. Sieht man davon ab, so ist der Film „Bomben auf Monte Carlo" (Hanns Schwarz, Hans Müller, Franz Schulz) recht lustig. Produktionsleitung: Rabbi Ben Akiba — aber es präsentiert sich eine Serie vergnügter Schauspieler, und einige Szenen erinnern an gute amerikanische Grotesken. Wenn man nur die wundervolle Anna Sten nicht so mißhandelt hätte. Auf der obersten Kommandobrücke, ein bißchen hoch über dem Regisseur: Hans Albers.

Das Gesicht dieses Hans Albers ist den Berlinern seit langem bekannt, wenn auch erst seit kurzer Zeit lieb, denn viele Jahre lang hat man auf dem Theater diesen kraftvollen, burschikosen Volksschauspieler den süßlichen Liebhaber machen lassen. Sein Gesicht ist von einem Siegesallee-Konditor im späthellenistischen Stil entworfen, aber es wird aufregend durch ein paar Raubvogelaugen, die in solcher Weißglut brennen, daß man sich wundert, wie die Feuerpolizei das in Lichtspieltheatern zuläßt. Gewiß, dies Feuer stammt nicht von Prometheus, es ist mehr innersekretorischer Natur, aber es wärmt dennoch bescheidene wie anspruchsvolle Seelen. Das macht, in diesem blendend scharfsichtigen Blick liegt zugleich eine Art verrückter Angst vor dem eignen Temperament, eine Art Schwäche gegenüber der eignen Stärke, und das versöhnt mit so viel Muskeln. Denn während wir vom Gesicht des Hans Albers reden, sind die Blicke der Damen auf seinen Oberkörper gerichtet. Er nimmt sie alle an seine Brust, und siehe, es entsteht kein Platzmangel. Er

ist Schwergewicht, mag er auch zu leicht befunden werden. Er bewegt sich nicht zierlich, er läuft gewichtig vom Stapel, es ist, als müßte immer erst eine Sektflasche an seinem Bug zerschellen, bevor er einen Ortswechsel vornimmt. Mit vorgebeugten Schultern schiebt er die leichte Luft wie einen Felsen beiseite, er betritt den Tanzsaal wie der Gladiator die Arena und schaut den Kokotten mutig wie dem Tode ins Auge. Gewiß, er behandelt die Mädchen als minderjährige Kaninchen, putzt ihnen die Nase und stopft sie ohne Umstände ins Bett, aber man fühlt, daß er das leichte Leben schwer nimmt. Und er hat, als ein unbefangener, frecher Kerl, die Tonfilmsprache erfunden. Viele Filmschauspieler sprechen bis zum heutigen Tage ein feierliches Bühnendeutsch, während Albers schon in einem der allerersten Tonfilme, in „Die Nacht gehört uns", etwas ganz Neues und sehr Passendes machte: da saß er über ein ohnmächtiges Mädchen gebeugt und sprach ihr gut zu. Aber er sprach keinen reinen Text, er murmelte Trostgeräusche, er streute unverständliches Zeug zwischen die Zeilen, allerlei akustischen Kehricht, halbe Wörter, kleine Seufzer, befriedigtes Gebrumm. Denn er fühlte, daß es zu den Aufgaben des Tonfilms gehört, die Sprache in die übrige Welt der Laute einzuordnen.

Rudolf Arnheim

Maskuline Begierden

Sie hörte die Ausrufe des Entzückens, sie fühlte die Blicke der Bewunderung beinahe körperlich durch den dünnen Stoff ihres Kleides. Die Sensation des Gesehenwerdens ging ihr auf. Sie wurde sich bewußt, daß maskuline Begierden hinter ihr herknisterten.

Ernst Klein,
‚Deutsche Illustrierte', 11. 8. 31.

Cäsar auf Reisen

Der Duce reist im Lande, das ihn liebt;
an jedem stillverschwiegnen Brückenbogen
sind — nicht Girlanden, aber Wachen aufgezogen;
wie viel Begeisterte es doch hier gibt!

Ich habe ihn gesehn — in weißer Hose;
die Cäsarmaske wird nun ziemlich fett —
der Sorgenspeck! — vor morgens nie zu Bett! —
wirf du mal Tag und Nacht die Schicksalslose!

Zwar immerhin: Wenn man an jenen denkt,
der diesem nachzueifern sich bemüßigt:
Vom Hemdenmätzchen bis zum römischen Grüßigt —
dann bleibt ein Großformat, von Gott geschenkt.

Ich habe ihn gesehn — mir war nicht heilig,
doch andern umso mehr, als sie ihn sahn.
Ein Volk von Kindern kann so hübsch hurrahn.
Er hob die Hand — und Wolken schwanden eilig.

Warum nur so viel Wachen an der Bahn?

Peter Scher

Hinweise der Redaktion

Berlin

Jugendliga für Menschenrechte. Dienstag 20.00. Monbijouplatz 10: Dr. Kurt Beck spricht.
Weltbühnenleser. Mittwoch 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz: Das russische Dorf. Karl Grünberg.

Hamburg

Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Timpe, Grindelallee 10—12: Die Lage der Angestellten.

Rundfunk

Dienstag. Königswusterhausen 18.00: Gegenwartsfragen der Kunst, Paul Westheim. — Königsberg 20.20: Balzacs Panoptikum, Querschnitt von Hans Georg Brenner und Ernst Bringolf, Ernst W. Freißler. — **Donnerstag.** Berlin 22.15: Ungarns Außen- und Innenpolitik vor dem Rücktritt Bethlens. — **Freitag.** Leipzig 14.30: Versuche mit neuen Hörspielformen. — 17.30: Dichtung als politischer Spiegel, Arno Schirokauer. — Breslau 17.45: Otto Zarek liest. — Berlin 20.00: Kirche und Abrüstung, K. Böhme. — Langenberg 20.30: Mississippi von Georg Kaiser. — Mühlacker 21.00: Segen der Erde. — Breslau 21.20: Die Stimme der Erde von Gerhard Menzel. — **Sonnabend.** Berlin 18.00: Die Erzählung der Woche, Axel Eggebrecht. — Königsberg 18.55: Kaukasische Balladen von Otto Rombach

Antworten

Mäxchen Jungnickel. Ihnen ist ein peinliches Malheur unterlaufen. Sie ergeußen in der ‚Deutschen Zeitung' den Seim Ihres schlechten Stils und etwa dreiundzwanzig Tränen über die böse Welt, die bei guten Ernten lieber Vorräte vernichtet als sie billig abgibt. „Und das soll wirklich eine Wirtschaftsordnung sein! Wo liegt das Ethos in dieser Wirtschaftsordnung?" Auf der Rückseite des Blattes, Mäxchen. Sie brauchten die ‚Deutsche Zeitung' nur herumzudrehen, und Sie hätten gefunden: „Landwirte. weiter Disziplin halten! In bezug auf die allgemeine Wirtschaftslage wurde der deutschen Landwirtschaft dringend empfohlen, ihre bisherige Zurückhaltung beizubehalten und sich durch die jetzige künstlich erzeugte offenbar nur vorübergehende Entspannung der Wirtschaftslage nicht von der klaren Erkenntnis abbringen zu lassen, daß es um ihretwillen und um Deutschlands willen notwendig ist, daß die Landwirtschaft auch im kommenden Frühjahr noch ausreichende Erntevorräte an den Verbraucher abzugeben in der Lage ist." Das heißt auf deutsch: Verkauft jetzt noch nicht, die Preise sind niedrig, die verfluchten Städter könnten zu billigem Brot kommen — wartet lieber bis zum Frühling, wenn die Not groß sein wird, dann bekommt ihr mehr! Solln sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind! „Die Wirtschaftsordnung", sagt Mäxchen, „wird von den Mächlern und Krämern wie ein glühender Würfel in das verzweifelte Volk geschüttet." Das gibts zwar nicht, aber was Sie meinen, ist dennoch klar: nieder mit den deutschen Juden in der Landwirtschaft!

Prenzlauer. Manchmal erhellt ein Sätzchen blitzartig die wirkliche politische Lage auf dem Lande. In deiner Heimatstadt Prenzlau haben sie gegen zwei Strafgefangene verhandelt, die ausgebrochen sind und einen Gefängnisaufseher ermordet haben. Der eine, so berichtet der ‚Berliner Lokal-Anzeiger', wurde von einem Landjäger, der andre von Stahlhelmern festgenommen. Von Stahlhelmern? Seit wann haben die Stahlhelmer polizeiliche Rechte? Wie ist das vor sich gegangen? Haben die Stahlhelmer eine Patrouille ausgesandt, diesen gesuchten Mann zu fangen? Mit wessen Genehmigung? Haben sie ihn, der ja kein Schild auf dem Bauch trug, angehalten und um Vorzeigung seiner Papiere ersucht? Ist es schon soweit...? Hier war der Zweck nun zufällig gut und schön — aber sicherlich werden diese Stahlhelmer doch auch auf streikende Arbeiter losgelassen, auf Kommunisten... Ist es schon soweit? Es ist schon soweit. Eine Unternehmergarde, die für ein Paar Breeches und die Möglichkeit, befehlen und gehorchen zu können, alles, aber auch alles für die Stahlmagnaten und die Kartoffelbarone tut. Prozentheil!

R. A. Sie schreiben: „Nichts gegen den Freiherrn von Stein, aber es ärgert mich, daß aus Pietät gegen ihn die Postkarten für acht Pfennig ein Drittel weniger Schreibfläche bieten als bisher. Und wenn schon Pietät, dann zeigt doch das naheliegende Beispiel der Briefmarke, daß man auch auf zehnfach so kleinem Raum noch gut Ebert von Hindenburg unterscheiden kann. Es ist zu wünschen, daß sich dieser Typus von Zwangsansichtskarten nicht einbürgert und wir nicht etwa im nächsten Jahr die ganze Breitseite mit Goethe besetzt finden."

Historiker. Ja, das gibt es. Das Ding heißt „Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen", und eine Zeitschrift ist auch da, die im Quader-Verlag erscheint. Auf welchen Quadern der ruht, ist nicht recht ersichtlich. Die Zeitschrift gibt in ihrem Untertitel an, sie diene der internationalen Aufklärung. Und so ist sie denn auch. Wer diesen Unfug lesen oder gar glauben soll, ist völlig unerfindlich. Da wird jeder kleine Zettel aus den Juli-Tagen 1914 geprüft, da werden Minuten gezählt, da werden die Mobilmachungsorders miteinander

vergli'chen... und das alles, um zu beweisen, daß das arme, gute, liebe, friedliche Deutschland keineswegs angefangen habe, sondern vielmehr die Karnickel und die Radfahrer. Die These von der Alleinschuld Deutschlands wird von keinem verständigen Menschen geglaubt; die schwere Schuld Oesterreichs und die schwere Mitschuld Deutschlands sind nicht aus der Welt zu schaffen. Daß die kapitalistischen Entente-Staaten den Krieg vorbereitet haben wie alle andern auch, wissen wir. Diese Art Aufklärung da ist blanker Unfug. Sie sieht etwa so aus: „Unrichtig ist die abermalige Behauptung, daß der (deutsche) Generalstabschef dem Kanzler nicht untergeordnet gewesen sei. (II. 198.) Anmerkung 15: Siehe dazu die Ausführungen im Juliheft S. 668." Aber man braucht sie gar nicht einzusehn; denn es kommt bei der Beurteilung der deutschen Kriegsschuld nicht auf die papierne Unterstellung des Generalstabes an, sondern darauf, daß kein deutscher Reichskanzler jemals eine Politik hat machen können, die den Militärs nicht genehm gewesen ist. Genau wie heute. Das aber weiß die Welt, und der Vorfall ist für sie erledigt. Die Zentralstelle packe ein. Wissenschaftlicher Wert kommt diesen Bemühungen nicht zu.

Ernst Friedrich. Vom 1. Februar bis zum 15. Juli sind für die Antikriegsanleihe folgende Beiträge eingegangen: A. B. Brünn 20,—; P. F. Brünn 50,—; M. F. Berlin 20,—; Deutsche Friedensges., Ortsgruppe Solingen 8,—; H. E. Berlin 5,—; H. G. Dortmund 30,—; A. H. Mahlsdorf 6,—; Dr. W. L. Königsberg 10,—; O. R. Prag 12,42; J. M. Berlin W 10,—; Lehrer D. Adlershof 3,—; H. L. Lodoholm, Schweden 25,—; Dr. K. R. Steglitz 20,—; A. H. Neunkirchen 50,—; E. K. Mühlenbeck 1,—; Frau M. R. Berlin 20,—; Dr. med. J. L. Kiel 10,—; Dr. med. M. Oberaula 20,—; G. G. Steglitz 20,—; A. J. St. Andreeberg 2,—; K. K. Johannisthal 6,—; Dr. H. E. Berlin 5,—; P. W. Sch. Friedenau 50,—; W. M. Braunschweig 2,—; G. M. Zwickau 20,—; M. St. Sountheim 4,—; Frau Prof. M. Grunewald 20,—; Niederländ. Bureau der Jungen Friedens Action Grüningen 200,—; J. A. Kopenhagen 5,—; M. E. Lichterfelde 10,—; Dr. med. Sch. Bad Pyrmont 10,—; E. L. Nordhausen 3,—; L. W. Leipzig 25,—; A. H. Neunkirchen 150,—; E. K. Bremen 5,—; J. S. Berlin 3,—; Fr. T. Berlin 100,—; E. H. Potsdam 30,—; M. F. S. Berlin 0,50; Frau A. D. Herford 50,—; Frau K. Breslau 10,—; Bund soz. Freidenker, Leipzig 50,—; Neue Feuerbestattungskasse org. Freidenker, Leipzig 100,—; H. P. Neukölln 50,—; P. H. Straßbourg 50,—; Frau K. Breslau 5,—; Nationale Vredes Actie, Ammerstol (Holland) 100,— und 130,—; O. B. Rotterdam 10,—. Bisheriges Gesamtergebnis: 1. Liste: 1289,42 RM.; 2. Liste: 1392,50 RM.; 3. Liste: 1594,42 RM.; insgesamt 4276,34 RM. Auch das genügt leider noch nicht. Die Gesellschaft der Freunde des 1. Internationalen Antikriegs-Museums bittet weiter, sich an der Rettung des Antikriegs-Museums zu beteiligen.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Armer Curtius! von Carl v. Ossietzky

In kaum zwei Wochen sollen Briand und Laval nach Berlin kommen. Noch sind nicht alle Formalitäten erledigt und selbst wenn sich jetzt alles schnell abwickelt, so möchten wir doch an diesen Besuch erst dann glauben, wenn die französischen Gäste am Bahnhof Friedrichstraße aussteigen. Es sind noch vierzehn Tage bis dahin, und was kann in dieser Zeit nicht alles passieren!

Es ist auch keine besonders glückliche Geste gegen die französischen Minister, daß man grade jetzt Herrn Doktor Curtius in die Wüste schickt, weil er in Genf davon abgesehen hat, den Verzicht auf die Zollunion mit einem überflüssigen Protest, mit einem bombastischen Appell an die Rechte, die unveräußerlich dort droben hangen, zu begleiten. Ein solcher Auftritt als knalliger Abschluß einer ohnehin unvermeidlichen Niederlage würde die französische Regierung nur unnütz gereizt haben. Mit etwas Krach in Genf, mit einer französischen Absage in der Tasche hätte Herr Curtius auf Ovationen am Potsdamer Bahnhof rechnen können, und er wäre wieder ein gemachter Mann gewesen. Wenn man bei uns populär sein will, muß man Unheil angerichtet haben. Weil sich Curtius nach dem traurigen Effekt der Zollunion zu keiner neuen Provokation entschließen konnte, deshalb hacken jetzt alle deutschen Adler nach seinem schwachen Fleisch; die Treviranen, die eigne Partei, die ‚Germania', das Organ des Reichskanzlers, sie alle schnappen nach ihm, und sogar die Staatspartei, der lächerliche alte Pleitegeier, wagt ein mißgünstiges Gekrächze.

Zwischen zwei ausgezeichneten demokratischen Publizisten, die von Anfang an Gegner der Zollunion waren, ist ein Streit entbrannt, ob Curtius zu verteidigen sei oder nicht. Seltsamer Zwist, denn wie kann man verteidigen, was es gar nicht gibt? Dieser Außenminister ist in seiner fast zweijährigen Amtszeit niemals vorhanden gewesen. Schattenhaft saß er im Reichskabinett, gewichtlos thronte er in seinem Amtszimmer. Seine eignen Bureaukraten handelten über seinen Kopf hinweg, stellten ihn immer vor fertige Tatsachen, und auch die fatale Zollunion mit Herrn Schober soll ihn ebenso überrascht haben wie etwa die französische Regierung. Auch der freundlichste Beurteiler muß feststellen, daß die Protestrede, die er in Genf nicht gehalten hat, eine Unterlassung also, die ihm nun den Hals kostet, seine einzige staatsmännische Leistung war. Dieser Nachfolger Stresemanns wird jetzt zum ersten Mal sichtbar, wo er höflich und diskret, den Zylinder auf dem Kopf, durch die Gasse der johlenden Patrioten zum tarpejischen Fels schreitet. Wie kann man für jemanden die Hand ins Feuer legen, von dessen Personalität man nicht überzeugt ist? Herr Curtius war als Amtsperson wirklich nur ein Nichts, oder, wie ein witziger Beobachter sagte, eine Mappe auf zwei Beinen.

Die Gerechtigkeit gebietet hinzuzufügen, daß im gegenwärtigen Kabinett noch ein paar andre Nullen sitzen, die sich durch nichts auszeichnen als durch ihre Geduld, das Elend

des deutschen Volkes zu ertragen. Und wozu braucht man heute auch Politiker von Format und Talent? Die Staatsgeschäfte werden durch Notverordnungen geregelt, konstitutionelle Faktoren, deren Behandlung besonderes Geschick erforderte, gibt es nicht mehr. Der gegenwärtige Zustand beruht auf einem Bündnis zwischen Reichspräsident, Reichswehr und Schwerindustrie, das Volk hat nicht mitzureden, dafür ist die Polizei da, die Presse hat nicht zu mucksen, dafür ist die Zensur da. Die wirklichen Träger der Macht bleiben im Dunkeln, es ist ziemlich gleichgültig, wer im Vordergrund agiert.

Dasselbe gilt auch für die Außenpolitik. Sie ist ebenso unpersönlich geworden wie die andern Ressorts. Deshalb ist es auch nicht sehr aufregend, ob Herr Curtius einen nominellen Nachfolger erhält oder ob der Reichskanzler selbst einstweilen ins Außenamt geht. Denn auch die Außenpolitik kann in dieser Zeit nicht mehr zu den hohen politischen Künsten gerechnet werden, in denen Geist, Menschenkenntnis und Weltläufigkeit oft genug Resultate über den Tag hinaus errangen. Wenn Talleyrand und Bismarck heute wiederkämen, würden sie sich sehr wundern, was aus ihrem Metier geworden ist. Für Deutschland und viele andre Länder auch bedeutet Außenpolitik nur noch Geld pumpen. Wer den großen Pump nach Hause bringt oder wenigstens eine Fristverlängerung erreicht, der ist das Staatsgenie, der Vater des Vaterlands.

Unter diesen Umständen verliert der Besuch der französischen Staatsmänner die epochale Bedeutung, die er hätte haben können. Es werden Komplimente gewechselt werden, und im ganzen dürfte sich die Unterhaltung darauf beschränken, das Thema der nächsten Unterhaltung festzulegen. Deutschland, vom Nationalismus durch und durch vergiftet, sieht in Frankreich den Urheber aller seiner Nöte, und in Frankreich selbst gesellt sich zu dem vorhandenen politischen Mißtrauen die argwöhnische Vorsicht des reichen Besitzers, der sein Geld nicht gern riskiert. Wie schnell sind die schönen Beschwörungen des gemeinsamen europäischen Geistes verraucht! Frankreichs neuer Mann in Berlin, Herr François-Poncet, bringt das Programm einer industriellen Allianz mit, also einer Allianz der beiden Schwerindustrien gegen ihre Völker. Wird ein solches Projekt Wirklichkeit, so erhält der deutsche Nationalismus noch ein gefährliches soziales Motiv, auf alle Fälle eine Verstärkung. Die pariser Friedensboten kamen sonst von der Linken. Herr François-Poncet, ein entschlossener Karrierist, macht aus seiner Verachtung von Demokratie und Sozialismus kein Hehl, er entspricht in seiner Denkungsart etwa den Industriesyndici, die sich in der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' auslassen. Das ist die einzige zur Zeit mögliche Verständigung mit Frankreich. Welch ein trauriger Ausblick! Aristide Briand, heute alt und krank, macht den Eindruck des Mannes, der weiß, daß seine Zeit vorüber ist. Die Zollunion hat ja auch die Nebenwirkung gehabt, Briands Stellung in Frankreich zu demolieren. „Wie konnten Sie mir das antun?" soll er verzweifelt gerufen haben, als ihm Herr v. Hoesch die angenehme Neuigkeit notifizierte. Mit was für Gefühlen mag der alte Mann nach Deutschland kommen,

dessen Tapsigkeit seine Europapläne und seine Aussichten auf die Präsidentschaft zerstört hat?

Einstweilen gehen die Paktverhandlungen zwischen Paris und Moskau weiter. Damit öffnet sich für die französische Politik eine neue Aufgabe, hinter der Deutschland zurücktritt. Frankreich hat einige Einfuhrverbote erlassen, was in der deutschen Wirtschaft grade jetzt vor dem Ministerbesuch als besondere Unfreundlichkeit empfunden wird, was aber nur bedeutet, daß man sich in Paris die Hände für das Russengeschäft freihalten will. Der rote Handel lockt eben mehr als die Plänkelein mit einem Nachbarn, der ständig sagt: Ich brauche Geld, Du mußt mich retten!, der aber trotzdem nicht auf Demonstrationen, nicht auf Feindseligkeiten verzichten will. Wenn man eine Diagnose der deutsch-französischen Beziehungen in diesem Augenblick geben will, so kann sie nur lauten: Höflich aber hoffnungslos.

Frankreichs Gold von K. L. Gerstorff

Vierhundert Millionen Dollar für England; jawohl für England. Das ist kein Druckfehler. Diesmal ist das Geld für England bestimmt und wird nicht von England gegeben. Was ist los? fragt der gute Bürger. Haben wir nicht in der Schule gelernt, daß die City der Weltbankier ist, daß die englischen Kapitalanlagen im Ausland hundert Milliarden Mark betragen? Und jetzt muß sich die City Geld borgen — muß sich Geld borgen, während wir in Deutschland es so dringend brauchen?

England befindet sich augenblicklich in der Situation Deutschlands etwa beim Beginn der Weltkrise. Der englische Etat weist ein starkes Defizit auf. Erst schätzte man es auf einige hundert Millionen, dann auf eine Milliarde, zuletzt auf zirka zweieinhalb. Wenn der Winter da ist, werden noch einige hinzukommen. Wir kennen das aus eigner Erfahrung. Woher kommt das englische Defizit? Auch das wissen wir. Die Geschäfte stehen schlecht, also gehen die Steuern nicht mehr in dem Umfange ein, wie sie veranschlagt waren. Die Arbeitslosigkeit wächst, also kostet die Arbeitslosenversicherung mehr, wenn die Arbeitslosen den gleichen Satz bekommen. Das Defizit im englischen Etat muß gedeckt werden.

Also bricht MacDonald mit der Arbeiterpartei und vertritt das ausschließlich kapitalistische Programm, das Defizit im wesentlichen durch den Abbau der Sozialpolitik zu beseitigen. Es ist hier dieselbe Entwicklung wie bei uns. Es ist hier gleichfalls festzustellen, daß die Krise der Staatsfinanzen ja nur die außerordentliche Tiefe der ökonomischen demonstriert. Gewiß hat die englische Krise gegenüber der deutschen ihre starken Besonderheiten; gewiß ist der riesenhafte Kolonial- und Kapitalbesitz ein außerordentlich wichtiger Puffer gegen starke Stöße. Auf der andern Seite aber ist die so starke Verknüpfung des englischen Kapitalismus mit der gesamten Weltwirtschaft in dieser Krise ein besonders schweres Gefahrenmoment. Im Gegensatz zu Deutschland, dessen Ausfuhr zum überwiegenden Teil in Europa bleibt, setzt England den größten Prozentsatz in außereuropäischen Län-

dern ab. Hier aber hat sich die Weltwirtschaftskrise bereits katastrophal ausgewirkt. In Südamerika handelt es sich nicht mehr um eine Krise der Staatsfinanzen, sondern bereits um einen verschleierten Bankrott. In einigen überseeischen Ländern ist es nicht viel besser. Hier rächt sich die Monopolpolitik der hochkapitalistischen Zentren. Man hat lange Zeit „geregelte" Preise zu halten gesucht, aber mit dem Erfolg, daß die Preise der Produkte, die die überseeischen Länder exportieren, ins Unwahrscheinliche gefallen sind. Wenn aber diese Länder immer schlechtere Preise für ihre Ausfuhr bekommen, dann können sie immer weniger einführen, dann geht ihre Währung kaputt, und die Zinsen für die ihnen geborgten Kapitalien kann man sich suchen. Der katastrophale Rückgang im englischen und amerikanischen Außenhandel beruht zum größten Teil darauf, und in absehbarer Zeit ist hier keine Besserung zu erwarten. Die Situation ist aber für England darum so schlecht, weil die Stellung der City als Weltbankier unter anderm auf einer starken Liquidität beruhte, die ihre Voraussetzung in den riesenhaften englischen Kapitalreserven hatte. Auf dem Papier sind die heute noch da. Aber sie sind nicht mehr liquid zu machen. Wenn Australien oder Chile keine Zinsen für ihre Anleihen mehr zahlen können, so vermögen sie noch weniger die Anleihen selbst zurückzahlen.

England erhält einen Kredit von vierhundert Millionen Dollar. Ob es ihn voll ausnutzen wird, steht noch dahin. In der Presse werden die heutigen Kredite an England in Analogie gestellt mit den Krediten, die England seinerzeit von den Vereinigten Staaten bekam, als das Pfund Sterling auf Goldbasis stabilisiert wurde. Aber die Analogie stimmt nicht. Sie berücksichtigt nicht, daß sich die gesamte Lage des internationalen wie des englischen Kapitalismus seitdem erheblich verschlechtert hat; die englische bürgerliche Presse schreibt bereits klagend, daß man vom eignen Kapital lebe.

*

England ist in der gleichen Lage, in der sich Deutschland beim Krisenbeginn befand. In den Vereinigten Staaten geht es noch etwas besser; aber dort machen sich immer stärker Tendenzen zur „Europäisierung" des amerikanischen Kapitalismus geltend.

Unsre Vulgärökonomen haben uns lange Zeit erklärt, daß sich die europäische Wirtschaft „amerikanisieren" müsse, daß sie nur die amerikanischen Rationalisierungsmethoden zu übernehmen brauche, damit alles gut laufe. Während sie diese Abgeschmacktheiten verzapften, hat der amerikanische Kapitalismus immer mehr seinen Sondercharakter eingebüßt, durch den er sich von dem europäischen Kapitalismus unterschied. Er hat seine eigne Kolonialstruktur verloren; eine Abwanderung aufs Land findet nicht mehr statt, im Gegenteil, die landwirtschaftlich tätige Bevölkerung nimmt in den letzten Jahren absolut ab. Der amerikanische Kapitalismus hat in der Stellung zur Weltwirtschaft seine Kolonialstruktur verloren. Er ist nicht mehr ein Kolonialland, das hauptsächlich industrielle Rohstoffe und Agrarprodukte ausführt und Fertigwaren einführt, er ist immer mehr zum Fertigwarenexporteur geworden.

Er hat beim Wachstum seiner Bevölkerung seine Struktur völlig geändert und ist nicht mehr das Einwanderungsland für die europäische Reservearmee. Im Jahre 1931 ist die Einwanderung so gering wie niemals zuvor in den letzten hundert Jahren. Bis 1831 muß man zurückgehen, um zu einer so niedrigen Einwanderungsquote zu kommen. Der amerikanische Kapitalismus hat seinen Sondercharakter eingebüßt, denn die Klassenkämpfe, die man für ein Charakteristikum Europas hielt, erschüttern ihn mehr und mehr. Es kommen bereits Nachrichten von drüben, daß man dort eine Arbeitslosenversicherung einführen wolle. Bisher haben die Arbeitslosen noch zu einem gewissen Teil von ihren eignen Ersparnissen leben können. Die lange Dauer der Krise hat diese aufgezehrt. So muß auch Amerika die Arbeitslosenversicherung durchführen, die von deutschen Schwerindustriellen als „Risikoprämie" gegen die Revolution bezeichnet wurde. Die Vereinigten Staaten haben sich europäisiert, die Theorie der hohen Löhne zum alten Eisen geworfen. Nach den amtlichen Berichten sind die Lohnsummen um mehr als ein Drittel zurückgegangen, und Henry Ford, der uns früher immer erzählte, daß man in der Krise die Löhne erhöhen und die Preise herabsetzen müsse, macht seine Werke in Detroit zu. Der amerikanische Etat weist bereits jetzt ein großes Defizit auf, und kommt noch die Arbeitslosenversicherung hinzu, dann wird es sich natürlich erhöhen. Auch auf den internationalen Kapitalmärkten hat sich die Situation des Kapitalismus der Vereinigten Staaten beträchtlich verschlechtert. Die Exportüberschüsse sind stark zurückgegangen, und die Zinsen vom Auslandskapital gehen ebenso wenig und ebenso schwer ein wie in England. Man hat die Konjunktur für ewig gehalten und daher alle seine Überschüsse langfristig angelegt, um so an der Zinsdifferenz selbst zu profitieren. Daher ist auch die Liquidität in den Vereinigten Staaten keine allzu günstige, wenn auch natürlich noch besser als in England.

Diese Situation auf den Kapitalmärkten, vor allem die Verschlechterung in England, schuf die Voraussetzung für die außerordentlich starken Positionen, die der französische Kapitalismus heute innehat. Gewiß, auch in Frankreich verschlechtert sich die Konjunktur, auch Frankreich ist keine Oase mehr in der Weltwirtschaftskrise. Aber bisher ist der Konjunkturrückgang kein allzu großer; in der Produktion erreicht er bisher nur ungefähr 10 Prozent gegenüber dem Rückgang von zirka einem Drittel in den übrigen hochkapitalistischen Zentren. Gewiß, auch in Frankreich wachsen die Arbeitslosenzahlen, wächst vor allem die Zahl der Kurzarbeiter. Aber bisher bleiben diese weit hinter denen Englands, der Vereinigten Staaten und Deutschlands zurück, denn neben allem andern hat Frankreich noch einen besonderen Vorteil, da die Arbeitslosigkeit zunächst auf die fremden Arbeiter abgeschoben werden kann, von denen dort in der Nachkriegszeit mehr als eine Million Beschäftigung fanden. Die Lage auf den internationalen Kapitalmärkten ist für Frankreich eine besonders günstige. Früher spielte der französische Kapitalismus hier keine sehr entscheidende Rolle. Während man die ameri-

kanischen Überschüsse einst auf etwa sechs Milliarden schätzte, die englischen auf drei, betrugen die französischen kaum mehr als ein bis zwei Milliarden. Aber während man in den Vereinigten Staaten und England diese Überschüsse zu langfristigen Krediten benutzte, trieb man in Frankreich eine ganz andre Politik. Der überwiegende Teil dieser Überschüsse wurde zur Verstärkung des Goldes der Bank von Frankreich benutzt, zur Verstärkung ihres Devisenbestandes und zu kurzfristigen Auslandskrediten. Die Goldbestände der Bank von Frankreich erreichten eine für europäische Verhältnisse phantastische Höhe. Sie betrugen:

	in Milliarden Mark
Ende 1927	4 128,0
„ 1928	5 260,2
„ 1929	6 854,5
„ 1930	8 811,9
30. 6. 1931	9 280,3

Am 30. Juni 1931 betrug der Goldbestand

	in Milliarden Mark
der Reichsbank in Deutschland	1 487,0
der Bank von England	3 350,4

Da im Juli die Bank von Frankreich weitere größere Goldmengen aufgenommen hat, so ist heute ihr Goldbestand wohl doppelt so groß wie der der Bank von England und der deutschen Reichsbank zusammen. Wenn Frankreich langfristig Gelder im Auslande anlegte, dann im eignen Kolonialreich und in Ländern, die man von der französischen Politik abhängig machte, zum Beispiel in Polen. Diese Finanzpolitik hat die französischen Kapitalisten vor der Krise einiges Geld gekostet, denn die Milliarden in der Bank von Frankreich bringen keine Zinsen. Die kurzfristig im Ausland angelegten Gelder bringen nur geringe Zinsen. Hätte der französische Kapitalismus so wie der englische und amerikanische seine Überschüsse zu langfristigen Anlagen im Ausland verwendet, so hätte er seine Einkünfte fraglos beträchtlich verstärken können. Aber dieser Zinsenverzicht in der Zeit vor der Krise bringt in diesen Tagen doppelte politische und ökonomische Zinsen. Der französische Kapitalismus ist heute dem Weltkapitalismus gegenüber in der Lage eines Bankhauses, das völlig liquid geblieben ist, und sich so aus der Konkursmasse die besten Objekte billig erwerben kann. Wer heute Kapital braucht, geht nach Frankreich; in England ist gegen ein französisches Veto keine langfristige Anlage mehr zu bekommen. Sollten es die Engländer doch wagen, so kann der französische Kapitalismus durch einen Run auf das Pfund die englische Krise aufs äußerste verschärfen. Die Verschärfung der ökonomischen Krise in den angelsächsischen Ländern, die Verschlechterung ihrer Positionen auf den Kapitalmärkten, der bisher verhältnismäßig geringe Konjunkturabstieg in Frankreich, verbunden mit der Politik des französischen Kapitalismus, sich außerordentlich liquid zu halten, das sind die ökonomischen Voraussetzungen für die heutige französische Weltpolitik, für ihre Politik in Ungarn und in Rußland, in Polen und in Deutschland.

Kurzer Abriß der Nationalökonomie

von Kaspar Hauser

Nationalökonomie ist, wenn die Leute sich wundern, warum sie kein Geld haben. Das hat mehrere Gründe, die feinsten sind die wissenschaftlichen Gründe, doch können solche durch eine Notverordnung aufgehoben werden.

Über die ältere Nationalökonomie kann man ja nur lachen und dürfen wir selbe daher mit Stillschweigen übergehn. Sie regierte von 715 vor Christo bis zum Jahre 1 nach Marx. Seitdem ist die Frage völlig gelöst: die Leute haben zwar immer noch kein Geld, wissen aber wenigstens, warum.

Die Grundlage aller Nationalökonomie ist das sog. „Geld".

Geld ist weder ein Zahlungsmittel noch ein Tauschmittel, auch ist es keine Fiktion, vor allem aber ist es kein Geld. Für Geld kann man Waren kaufen, weil es Geld ist, und es ist Geld, weil man dafür Waren kaufen kann. Doch ist diese Theorie inzwischen fallen gelassen worden. Woher das Geld kommt, ist unbekannt. Es ist eben da bzw. nicht da — meist nicht da. Das im Umlauf befindliche Papiergeld ist durch den Staat garantiert; dieses vollzieht sich derart, daß jeder Papiergeldbesitzer zur Reichsbank gehn und dort für sein Papier Gold einfordern kann. Das kann er. Die obern Staatsbankbeamten sind gesetzlich verpflichtet, Goldplomben zu tragen, die für das Papiergeld haften. Dieses nennt man Golddeckung.

Der Wohlstand eines Landes beruht auf seiner aktiven und passiven Handelsbilanz, auf seinen innern und äußern Anleihen sowie auf dem Unterschied zwischen dem Giro des Wechselagios und dem Zinsfuß der Lombardkredite; bei Regenwetter ist das umgekehrt. Jeden Morgen wird in den Staatsbanken der sog. „Diskont" ausgewürfelt; es ist den Deutschen neulich gelungen, mit drei Würfeln 20 zu trudeln.

Was die Weltwirtschaft angeht, so ist sie verflochten.

Wenn die Ware den Unternehmer durch Verkauf verlassen hat, so ist sie nichts mehr wert, sondern ein Pofel, dafür hat aber der Unternehmer das Geld, welches Mehrwert genannt wird, obgleich es immer weniger wert ist. Wenn ein Unternehmer sich langweilt, dann ruft er die andern und dann bilden sie einen Trust, das heißt, sie verpflichten sich, keinesfalls mehr zu produzieren, als sie produzieren können sowie ihre Waren nicht unter Selbstkostenverdienst abzugeben. Daß der Arbeiter für seine Arbeit auch einen Lohn haben muß, ist eine Theorie, die heute allgemein fallen gelassen worden ist.

Eine wichtige Rolle im Handel spielt der Export. Export ist, wenn die andern kaufen sollen, was wir nicht kaufen können; auch ist es unpatriotisch, fremde Waren zu kaufen, daher muß das Ausland einheimische, also deutsche Waren konsumieren, weil wir sonst nicht konkurrenzfähig sind. Wenn der Export andersrum geht, heißt er Import, welches im Plural eine Zigarre ist. Weil billiger Weizen ungesund und lange nicht so bekömmlich ist wie teurer Roggen, haben wir den Schutzzoll, der den Zoll schützt sowie auch die deutsche Landwirtschaft. Die deutsche Landwirtschaft wohnt seit fünfundzwanzig Jahren am Rande des Abgrunds und fühlt sich dort

ziemlich wohl. Sie ist verschuldet, weil die Schwerindustrie ihr nichts übrig läßt, und die Schwerindustrie ist nicht auf der Höhe, weil die Landwirtschaft ihr zu viel fortnimmt. Dieses nennt man den Ausgleich der Interessen. Von beiden Institutionen werden hohe Steuern gefordert, und muß der Konsument sie auch bezahlen.

Jede Wirtschaft beruht auf dem Kreditsystem, das heißt auf der irrtümlichen Annahme, der andre werde gepumptes Geld zurückzahlen. Tut er das nicht, so erfolgt eine sog. „Stützungsaktion", bei der alle, bis auf den Staat, gut verdienen. Solche Pleite erkennt man daran, daß die Bevölkerung aufgefordert wird, Vertrauen zu haben. Weiter hat sie ja dann auch meist nichts mehr.

Wenn die Unternehmer alles Geld im Ausland untergebracht haben, nennt man dieses den Ernst der Lage. Geordnete Staatswesen werden mit einer solchen Lage leicht fertig; das ist bei ihnen nicht so wie in den kleinen Raubstaaten, wo Scharen von Briganten die notleidende Bevölkerung aussaugen. Auch die Aktiengesellschaften sind ein wichtiger Bestandteil der Nationalökonomie. Der Aktionär hat zweierlei wichtige Rechte: er ist der, wo das Geld gibt, und er darf bei der Generalversammlung in die Opposition gehn und etwas zu Protokoll geben, woraus sich der Vorstand einen sog. Sonnabend macht. Die Aktiengesellschaften sind für das Wirtschaftsleben unerläßlich: stellen sie doch die Vorzugsaktien und die Aufsichtsratsstellen her. Denn jede Aktiengesellschaft hat einen Aufsichtsrat, der rät, was er eigentlich beaufsichtigen soll. Die Aktiengesellschaft haftet dem Aufsichtsrat für pünktliche Zahlung der Tantiemen. Diejenigen Ausreden, in denen gesagt ist, warum die A.-G. keine Steuern bezahlen kann, werden in einer sogenannten „Bilanz" zusammengestellt.

Die Wirtschaft wäre keine Wirtschaft, wenn wir die Börse nicht hätten. Die Börse dient dazu, einer Reihe aufgeregter Herren den Spielklub und das Restaurant zu ersetzen; die frömmern gehn außerdem noch in die Synagoge. Die Börse sieht jeden Mittag die Weltlage an: dies richtet sich nach dem Weitblick der Bankdirektoren, welche jedoch meist nur bis zu ihrer Nasenspitze sehn, was allerdings mitunter ein weiter Weg ist. Schreien die Leute auf der Börse außergewöhnlich viel, so nennt man das: die Börse ist fest. In diesem Fall kommt — am nächsten Tage — das Publikum gelaufen und engagiert sich, nachdem bereits das Beste wegverdient ist. Ist die Börse schwach, so ist das Publikum allemal dabei. Dieses nennt man Dienst am Kunden. Die Börse erfüllt eine wirtschaftliche Funktion: ohne sie verbreiteten sich neue Witze wesentlich langsamer.

In der Wirtschaft gibt es auch noch kleinere Angestellte und Arbeiter, doch sind solche von der neuen Theorie längst fallen gelassen worden.

Zusammenfassend kann gesagt werden: die Nationalökonomie ist die Metaphysik des Pokerspielers.

Ich hoffe, Ihnen mit diesen Angaben gedient zu haben, und füge noch hinzu, daß sie so gegeben sind wie alle Waren, Verträge, Zahlungen, Wechselunterschriften und sämtliche andern Handelsverpflichtungen —: also ohne jedes Obligo.

Kanton und Nanking von Asiaticus

Mitten im „tiefsten Frieden", noch am Vorabend des Zusammentritts der Nationalversammlung in Nanking, die nicht nur den Abschluß der militärischen Einigung Chinas demonstrieren, sondern auch die „konstitutionelle Aera" durch die Annahme einer Verfassung eröffnen sollte, ist ein neuer Bürgerkrieg ausgebrochen. Diesmal sind es nicht die Generale des Nordens, die der Nanking-Regierung trotzen. Der Riß geht jetzt mitten durch diese Regierung selbst. Das erste Anzeichen des unvermeidlichen Bruches war der Rücktritt Hu Han-Mins vom Vorsitz des Gesetzgebenden Rates in Nanking; er wurde daraufhin von Tschiang Kai-Schek „in Gewahrsam" genommen. Kurz nach dieser Verhaftung meuterte die kantoner Garnison gegen den Provinzgouverneur von Kwangtung, einen Vertrauensmann von Tschiang Kai-Schek, zwang ihn zur Flucht nach Hongkong und erklärte die Provinz für selbständig. Daraufhin entsandte Nanking, wie es damals offiziell hieß, den Verkehrsminister Sun Fo zur Vermittlung und Wiederherstellung des Friedens. Sun Fo, der hierzu als Sohn Sun Yat-Sens und langjähriger Bürgermeister von Kanton besonders auserlesen schien, fuhr nach Hongkong, um dort an einer Konferenz teilzunehmen, die sich aber nicht mit dem Frieden, sondern mit der Eröffnung des Bürgerkrieges beschäftigte. An dieser Konferenz nahmen teil: Wang Tsching-Wei, Tschen Yu-Jen (Eugen), Tang Shao-Yi von den Politikern und Pei Tschung-Si, Tschang Fat-Kui und Tang Schen-Tschi von den Generälen. Am Ausgang der Konferenz kündigte Eugen Tschen im Namen aller Teilnehmer Tschiang Kai-Schek den Krieg bis zur Vernichtung seiner Diktatur an. In Kanton feierlich empfangen, konstituierten sie dann eine Regierung des Südens mit Tang Shao-Yi als Präsidenten und Eugen Tschen als Außenminister, drahteten nach Nanking ein Ultimatum mit der Forderung des sofortigen Rücktritts von Tschiang Kai-Schek unter Drohung der Eröffnung des Bürgerkrieges. So überraschend diese Ereignisse für alle Welt schienen, so waren sie in ihrem letzten Ursprung und Zweck doch der englischen und japanischen Diplomatie so vertraut, daß sowohl die Machthaber von Hongkong als auch die japanische Regierung sich beeilten, die Regierung von Kanton de facto anzuerkennen.

Zum Verständnis dieser neuen Spaltung ist ein geschichtlicher Rückblick notwendig. In den Jahren 1924/26 kämpften in der Kuomintang von Kanton und ihrer Nationalregierung, die damals noch auf den äußersten Süden Chinas beschränkt war, drei Cliquen um die Führung. Ihre Anführer waren auf der Rechten Hu Han-Min, im Zentrum Tschiang Kai-Schek und auf der Linken Wang Tsching-Wei. Sun Fo, Eugen Tschen und Sung Tse-Wen, der Finanzminister der Nanking-Regierung, hielten zum Zentrum, widerstrebten aber den diktatorischen Selbständigkeitsbestrebungen Tschiang Kai-Scheks. Kanton war damals ein brodelnder Kessel der Revolution, ein Schrecken Hongkongs wie auch der feudal-militärischen Cliquen. In der Kuomintang, zu der damals auch die Kommunisten gehörten, rangen die verschiedenen Klassen der national-

revolutionären Front, die große und kleine Bourgeoisie, die Arbeiter und Bauern um die Macht, indes sie nach außen noch geschlossen das vulkanische, feuerspeiende Zentrum der Revolution verkörperte. Nach dem Tode Sun Yat-Sens wurde Hu Han-Min als der Vertreter der großen Bourgeoisie und der reichen Bauernschaft auf kurze Zeit zum Vorsitzenden der Regierung, umkämpft vom Zentrum und vom linken Flügel, vor allem aber von der äußersten Linken, die mit Liao Tschung-Hai an der Spitze die tragenden Kräfte der antienglischen Boykott- und Streikbewegung, gleichzeitig aber auch der Massenrevolution gegen die Kompradoren und Militaristen repräsentierten. Mit der Zuspitzung des revolutionären Kampfes wechselte die Führung von Hu Han-Min bis zu dem linksradikalen Führer des Kleinbürgertums Wang Tsching-Wei hinüber. Hu Han-Min griff sodann zum Meuchelmord, und Liao Tschung-Hai, der kluge, energische, von den Massen geliebte Führer blieb auf der Strecke. Hu Han-Min mußte auf kurze Zeit das Land verlassen, er wurde als der Verantwortliche für diese Ermordung bezeichnet und doch nur ausgewiesen, weil er nicht der Alleinschuldige in der Führung war. Kurz darauf trat aber Tschiang Kai-Schek auf den Plan, usurpierte im März 1926 die Führung der Partei und der Regierung und zwang Wang Tsching-Wei, den linken Antipoden von Hu Han-Min, ebenfalls ins Ausland zu gehen. Ein Jahr später war Tschiang Kai-Schek soweit, daß er sich offen mit Hu Han-Min bei der Bildung der konterrevolutionären Regierung in Nanking und zum Straffeldzug gegen die Arbeiter und Bauern verbünden konnte.

Wenn heute Wang Tsching-Wei Arm in Arm mit Sun Fo und Eugen Tschen und in betonter Solidarität mit dem inzwischen wieder verhafteten Hu Han-Min den Krieg an Tschiang Kai-Schek erklärt, so ist das zwar noch die Fortführung des alten Cliquenkampfes — aber die Revolution ist jenseits ihres Lagers. Die Kuomintang selbst, die früher das revolutionäre Schild der Massenbewegung war, ist jetzt herrschende Partei der Konterrevolution und der allgemeine Rahmen für alle Generalscliquen des Nordens und Südens. Der Tote ergriff den Lebenden und setzte sich an seine Stelle. Der mandschurische Despot Tschang Sue-Liang, der allchinesische Diktator Tschiang Kai-Schek und das heterogene Sammelsurium von verkrachten Politikanten und Generalen, das jetzt die südchinesische Regierung bildet — alle die reklamieren für sich die Kuomintang und die Ideen Sunyatsens. Ein breiter Graben von Blut und Leid trennt sie von den kämpfenden Massen der Arbeiter und Bauern und der revolutionären Intelligenz, ein Krieg auf Tod und Leben tobt zwischen ihnen unentwegt. War die Kuomintang früher die Partei des antiimperialistischen Kampfes, so stehen heute hinter ihren getrennten Lagern die widerstreitenden Interessen der imperialistischen Großmächte.

Die Überlegenheit Tschiang Kai-Scheks ist die des amerikanischen Imperialismus. Das amerikanische Anlagekapital in China stellt zwar nur einen Bruchteil des englischen und japanischen dar. Aber Nanking sollte grade die Bahn für das kommende große Geschäft der „Rekonstruktion" Chinas unter der Obhut der amerikanischen Weltbankiers freimachen. Nach

einer neusten Errechnung amtlicher Stellen beträgt das englische und japanische Kapital in China je 1 000 000 000 Golddollar, das amerikanische 200 000 000 Golddollar. Das englische konzentriert sich in Südchina und im Yangtsetal, das japanische in der Mandschurei und Nordchina, das amerikanische hauptsächlich in Shanghai und Hankau. Die washingtoner Diplomatie verlangt von Nanking als Voraussetzung für den Einsatz der Rekonstruktionsanleihen die Beendigung des Bürgerkrieges und die Ausdehnung ihrer Zentralgewalt auf ganz China und die Mandschurei. Die Allianz Nankings mit Mukden, wie sie heute in dem Bund Tschiang Kai-Schek und Tschang Sue-Liang bereits besteht, war ebenso ein Schritt auf diesem Wege, wie die Posse der Nationalversammlung, ohne Wahlen und Gewählte, nur zusammengeschoben von den militärischen Cliquen Nankings und Mukdens. Der englische und japanische Imperialismus sind aber im Gegenteil an selbständigen Süd- und Nordregierungen und an einer fiktiven Zentralgewalt interessiert und helfen sowohl in Kanton als auch in Mukden und Peiping in dieser Richtung kräftig nach. Weder London noch Tokio sind in einem zentral regierten China imstande, die Wettjagd mit dem Dollarimperialismus zu bestehen. Es verlohnt sich aber, zur Erhaltung der alten Positionen und zur Erhöhung der eignen Quote bei der „Kooperation der Mächte", die Generals- und Kuomintang-Cliquen zu bestechen und zu begönnern. Daher die Eile der englischen und japanischen de facto-Anerkennung für die Fronde.

Die Interessengegensätze der Mächte in China können aber wohl einen vorläufigen Ausgleich finden. Die Allianz zwischen Nanking und Mukden unter amerikanischer Patenschaft ist ein Beispiel hierfür. Sowohl die amerikanische als auch die japanische Wirtschaftskrise sind sehr zwingende Argumente, besonders zwingend für Japan, das arm an Rohstoffen und dessen Handelsverluste (etwa 35 Prozent im vergangenen Jahre) die chronische passive Bilanz seit dem Weltkriegsende in eine katastrophale verwandeln und ganze Industrien zum Erliegen bringen. Für den englischen Imperialismus brachte eben dieser Bund zwischen Nanking und Mukden eine so starke Zurückdrängung seiner Position in Nanking, daß es Zeit wurde, das Spiel Washingtons zu durchkreuzen. Aber ein Bürgerkrieg zwischen Kanton und Nanking mit den Kriegsfronten in Südchina und im Yangtsetal und angesichts der aufgewühlten Bauernschaft, ihrer roten Armeen und der zahlreichen Sowjetherde ist auch für den englischen Imperialismus ein sehr riskantes Unternehmen. Schon ganz zu schweigen von den unmittelbaren Verlusten des englischen Handels in China, die jetzt — im Falle eines langwierigen Bürgerkrieges — zu den Verlusten in Indien hinzutreten würden. Das wahrscheinlichste Ergebnis dieser Lage wird daher sein, daß die interessierten Mächte sich auf Kosten Chinas zunächst unter sich verständigen und „aus allgemeiner Friedensliebe" vermitteln werden.

Die Taktik Nankings läßt auch auf diesen Ausgang schließen. Hu Han-Min ist entgegen dem üblichen Brauch, obwohl er das wirkliche Haupt der Fronde ist, bisher nicht hingerichtet worden, wie das Tschiang Kai-Schek vor zwei Jahren mit

seinem Gast, dem kantoner Generalissimus Li Tai-Sun gemacht hat. Die Presse von Nanking bestreitet in höherm Auftrage die Tatsache der Verhaftung Hu Han-Mins: Tschiang Kai-Schek erlaube ihm nur deshalb nicht, Nanking zu verlassen, weil er auf seinen erfahrenen Rat nicht verzichten könne. Daß er keine Besuche empfangen darf, sei nur eine vorläufige Maßnahme, diktiert von den Ärzten und von der Sorge um seine Gesundheit. Tschiang Kai-Schek beruft sich darauf, daß er selbst Sun Fo zur Vermittlung geschickt habe. Ferner hat er die Bereitschaft erklärt, den neuen Gouverneur von Kanton anzuerkennen, falls die Verhandlungen aufgenommen würden. Nur die Forderung seines Rücktritts müsse er zurückweisen.

Auf der andern Seite geht auch die neue Regierung sehr behutsam ans Werk. An der Spitze ihrer Anklage gegen das Regime Tschiang Kai-Scheks setzt sie seine Unfähigkeit, die kommunistischen Bauernarmeen und -revolten in Süd- und Mittelchina entsprechend seiner wiederholten Ankündigung zu vernichten. Dieser Anklagepunkt ist ein Credo der neuen Regierung und ein Beweis, daß der blutige Leichnam Liao Tschung-Hais ihr Wahrzeichen ist, daß Hu Han-Min und sein Anhang auch hier ihrer in der Revolutionsgeschichte der letzten Jahre so finstern Tradition treu bleiben werden.

Die Mordkurve von Hans Hyan

Die Reichsstatistik für Kriminalität liegt abgeschlossen vor bis zum Jahre 1927 inklusive. Die darüber hinaus gesammelten Zahlen werden noch nicht veröffentlicht. Nun ergibt sich aus der Reichsstatistik durchaus nicht die Zahl der vorgekommenen Morde. Was man aus den Statistischen Jahrbüchern ersehen kann, sind allein die wegen Mordes angeklagten, verurteilten und freigesprochenen Personen. Vielleicht ist das Reichsjustizministerium im Besitz von Zusammenstellungen auch über die Anzahl der vorgekommenen Mordverbrechen, aber diese wurden nicht veröffentlicht; überhaupt ist die Kriminalstatistik bis jetzt sehr mangelhaft. Es scheint noch immer nicht die Erkenntnis aufgegangen zu sein, daß die Kriminalität eines Staates das wesentlichste Material zu seiner vollkommenen Beurteilung bietet. Und daß Kriminalität durchaus nicht nur der Kampf zwischen Dieb und Diebesfängern ist, sondern daß das gesamte Volksleben von der Kriminalität, wie der Waldboden von einem unendlich verzweigten Wurzelgeflecht, durchzogen wird. Wir sind heute noch nicht so weit, zum Beispiel die wucherische Ausbeutung eines Volkes, wenn sie von Banken, Großindustriellen etcetera betrieben wird, zum Verbrechen zu erklären und durch ein Strafgesetz zu bekämpfen. Aber die Erkenntnis, daß solch ein Kampf die Vorbedingung zur glücklichen Gesundung der Nation ist, setzt sich mit einer gefährlichen Schnelligkeit durch — gefährlich für die Verüber solcher Verbrechen, die allerdings bisher das, was ihnen in Zukunft droht, noch nicht erkannt haben. Aber der Tag wird kommen, wo das Sprichwort: „Die großen Diebe läßt man laufen, die kleinen hängt

man", seine Gültigkeit verliert. Die Erkenntnis der Asozialität und ihre allgemein richtige Wertung verbirgt sich auch im Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts noch hinter den Schleiern jener „gottgewollten Abhängigkeit", die Thron und Altar seit Jahrtausenden als oberstes Gesetz stabilisiert haben und für die sie beide mit letzter Zähigkeit bis zu ihrem Untergang kämpfen werden.

Die Bekämpfung des Verbrechens, die selbstverständlich international sein müßte, steckt heute noch vollkommen in den Anfängen, und der überwiegende Teil sämtlicher Verbrechen wird nicht allein nicht aufgedeckt und gesühnt, sondern eine unendliche Anzahl auch von Mordtaten wird niemals bekannt. Zum Beweise dessen sei hier nur auf die Fememorde verwiesen, deren Entdeckung, wo sie überhaupt erfolgt ist, allein dem Zufall zu danken war. Die tatsächliche Ziffer dürfte die bekannt gewordene um das Zehnfache übersteigen. Aber das Gleiche gilt ziemlich für alle Mordtaten, nur daß die Fememorde von dem großen Kreise der Interessenten absichtlich vertuscht, geheimgehalten und außerdem auch von der Justiz gelegentlich verschleiert worden sind.

Hier soll gezeigt werden, in welcher unheilvollen Schnelligkeit das Mordverbrechen in Deutschland voranschreitet. Dazu will ich tabellarisch die Anzahl der angeklagten und verurteilten Mörder von 1914 bis 1927 geben. Für die Jahre 1928, 1929 und 1930 habe ich die Zahlen aus meinem Privatarchiv zusammengestellt. Hier war es aber aus rechtlichen und zeitlichen Gründen nicht möglich, die Angeklagten und Verurteilten aufzuzählen, sondern ich habe mich, wenn auch nur mit teilweisem Erfolge bemüht, die Mordtaten selbst zusammenzustellen. Das Tabellarium bis 1927 darf Anspruch auf fehlerlose Vollständigkeit machen. Es bietet dem aufmerksamen Beobachter des Interessanten genug und es beweist zur Evidenz — worauf es allein ankommt! —, daß das Verbrechen durchaus das Endresultat des auf- und niedersteigenden Volkswohlstandes und einer mehr oder weniger vernünftigen und auf die öffentliche Sicherheit bedachten Regierung ist. Diese Ziffern beweisen ferner, daß die größten Verbrechen, die es überhaupt gibt: Der Krieg und die von den Kapitalisten jeden Landes hervorgerufene und gemästete Inflation in ihrer Kurve mit den Mordverbrechen absolut gleichlaufen.

	1914	1915	1916	1917	1918	1919	1920	1921	1922	1923	1924	1925	1926	1927
Wegen Mordes Angeklagte	109	114	88	92	101	212	272	330	247	187	235	225	209	160
Verurteilte	82	68	74	71	87	164	209	243	200	139	193	185	170	124
Jugendliche	13	19	29	28	32	16	12	23	14	9	17	9	8	12
Freigesprochene Erwachsene	27	46	14	21	18	48	63	87	47	48	42	40	39	36
Freigesprochene Jugendliche	4	4	1	2	1	3	3	3	1	1	3	—	2	1
Zum Tode Verurteilte	41	18	23	28	30	86	113	149	123	76	110	92	89	64

Die Jahre vor 1914 zeigen ein ziemlich gleichmäßiges und dem Wachstum des Landes und der Bevölkerung entsprechendes Anschwellen der Mordziffer. Der Rahmen dieser kleinen Arbeit erlaubt es nicht, die wahrscheinlich sehr interessante Zusammenstellung der wegen Mordes Verurteilten vom Jahre 1870 an aufzuzeichnen. Aber schon der Vergleich zwischen 1914 und 1915 zeigt ein durch den Krieg hervorgerufenes Ansteigen der Anklageziffern, während die Verurteilungen im Jahre 1915 zurückgehen und die so sehr wichtige Ziffer der jugendlichen Verurteilten stabil bleibt.

Die Jahre 1916, 1917 und 1918 zeigen Schwankungen, die nicht überraschen. Aber im Jahre 1919, das heißt nach Ausbruch der Revolution, steigt die Ziffer der Mordanklagen von 101 plötzlich auf 212, ja sie erhebt sich 1920 auf 272, 1921 sogar auf 330. Sie fällt dann wieder im Jahre 1922 und 1923 bis auf 87, um 1924 plötzlich wieder bergan zu gehen bis auf 235. Die Ursache des Unterschiedes zwischen 1923 und 1924 liegt auf der Hand. Im Jahre 1923 hatte die Inflation mit der Habe und mit dem Lebensstandard des Proletariats und des gesamten Mittelstandes reinen Tisch gemacht. Hätte der Kapitalismus damals nicht noch eben rechtzeitig erkannt, daß es nunmehr die höchste Zeit sei, die Inflation abzudrosseln und wieder Geld statt der Milliardenscheine auszugeben, so wäre mit höchster Wahrscheinlichkeit am Ende dieses Verbrechensjahres eine neue und blutigere Revolution ausgebrochen. So kam im letzten Augenblick die Rettung in Gestalt der Festmark. Aber die Allerärmsten erreichte das Bargeld nicht so schnell. Sie mußten nun, wo das Schieben aufhörte, in erhöhter Menge dem Gewaltverbrechen anheimfallen. Auch 1925 ist die Zahl der Morde noch sehr hoch, sie fällt jedoch in den nächsten Jahren ab. 1926 sinkt sie auf 89 und 1927 sogar auf 64, was deutlich für eine Befriedung der Bevölkerung und für eine mit der zunehmenden Entfernung von der Kriegspsychose gleichlaufende Rückkehr zu geordneten Zuständen spricht.

Von nun an bin ich auf die Ergebnisse meines Archivs angewiesen. Ich bemerke, daß es für einen Einzelnen außerordentlich schwierig ist, die doch nur durch die Zeitungen übermittelten Mordnachrichten vollständig zu erhalten. Die berliner Presse referiert über die in der Provinz vorkommenden Kapitalverbrechen ungleichmäßig, oft gar nicht. Selten in einer der Bedeutung solcher Fälle Rechnung tragenden Weise. Schon dieser Umstand läßt meine Zählung auf jeden Fall hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Ich gebe hier ebenfalls tabellarisch die Mordzahlen für die drei Jahre 1928, 1929 und 1930 neben der Aufstellung der verschiedenen Mordarten, will aber nochmals bemerken, daß die von mir gegebenen Zahlen wahrscheinlich nicht an die wirkliche Ziffer der in diesen drei Jahren geschehenen Kapitalverbrechen heranreichen:

	1928	1929	1930
Frauenmorde	6	12	16
Giftmorde	—	14	4
Von Aerzten begangene Morde . . .	2	1	1
Kindermorde	15	12	10
Raubmorde und andre Morde	47	65	45
Familienmorde	55	77	117
Gattenmorde	13	24	32
Politische Morde	11	9	27
Sexualmorde	8	13	23
	157	227	275

An dieser Aufstellung frappiert vor allen Dingen der gewaltige Anstieg der Mordziffer im Jahre 1930, dem leider für die bisher abgelaufenen Monate des Jahres 1931 ein ebenso gewaltsames Hinaufschnellen folgt. 1928 wirkte noch die Hereinnahme großer Auslandsanleihen günstig. Die Mordziffer sank auf 157. 1929 begann die Krise — die Mordzahl stieg auf 227, und 1930, wo die Arbeitslosenziffer um mehr als eine Million heraufrückte, sind 275 Morde (nach meiner Rechnung) geschehen. 1925, 1926 und 1927 beträgt die Zahl der wegen Mordes Angeklagten 594, und diese schon recht beträchtliche Höhe wurde im letzten Triennium noch um 64 Bluttaten überschritten, obwohl das Jahr 1928 einen ungemein günstigen Status aufweist. Was aber im höchsten Maße bedrohlich erscheinen muß, das sind einmal die 47 politischen Mordtaten und zum andern die 317 Familien- und Gattenmorde, also Bluttaten innerhalb einer Familie.

Nach meiner Anschauung sind derart grauenhafte Ereignisse nur Exzesse, die im Zustande dauernder oder vorübergehender Unzurechnungsfähigkeit begangen werden. Sie sprechen aber für eine schreckenerregende seelische Zermürbung und für einen Ernährungszustand, der sich wiederum jenen Kriegsjahren 1916—1917 nähert.

Und damit kommen wir auf den Kern der Sache: Nämlich das Gleichlaufen der Mordkurve und der Brotpreiskurve. 1914 kostete das Kilo Roggenbrot 28 Pfennig. Und dieser Brotpreis hielt sich, mit geringen Schwankungen, auch durch die Inflation und ihre Riesenziffern — die ja im Grunde nur ein Täuschungsmanöver waren, um die unwissende Volksmenge, nicht aber den Händler, zu betrügen und auszurauben — bis April 1924. Erst in der zweiten Hälfte von 1924 stieg der Brotpreis auf 33 Pfennig, ging 1925 auf 38 Pfennig, 1927 auf 43 Pfennig und 1928 auf 45 Pfennig, 1930 auf 46 Pfennig hinauf, um im Jahre des Heils 1931 über die 50 hinauszuklettern. Vergleicht man dieses Anschwellen mit der Mordziffer, so wird man — innerhalb der notwendigen Schwankungen — die Kongruenz der Brotpreis- und Mordkurve feststellen. Diese Kongruenz ist ein Naturgebot.

Schluß folgt

Die neue literarische Saison von Gottfried Benn

Gesprochen vor dem berliner Sender am 28. August 1931

Die Formulierung, unter der der folgende Vortrag angekündigt ist, erscheint mir etwas irreführend und nicht ganz glücklich. Ich kann mich über die neue literarische Saison natürlich gar nicht äußern, ich bin kein Prophet, ich bin auch kein Kritiker, ich habe mit Verlagsprospekten nichts zu tun, ich lese überhaupt nicht viele literarische Bücher. Wenn ich aber einmal einen von den neuen deutschen Romanen zu lesen anfange, finde ich, daß er sich sehr wenig von denen vor dreißig Jahren unterscheidet. Damals hießen die Helden Hans und Grete, heute heißen sie Evelyn und Kay, damals boten sie sich auf Seite zweihundert hinter einer Rosenhecke das Du an und versprachen sich fürs Leben, heute bei einem Reifenwechsel oder einem Propellerbruch nehmen sie Pupille auf ihre sportgebräunten Züge, besprechen das Geschäftliche, eröffnen sich ihre Komplexe und beschließen für die nächsten vierzehn Tage in den Clinch der Küsse zu gehen. Das erscheint mir kein großer Unterschied zu sein, die Liebe ist es damals wie heute, die die Seitenzahlen vermehrt und den Autor zu ausgreifender Entwicklung treibt: — „Liebe denkt in süßen Tönen und Gedanken stehn ihr fern", sagt Tieck, namentlich von der zweiten Hälfte wird wieder ausgiebig Gebrauch gemacht werden, und ich bin überzeugt, daß auch in der neuen Saison diese Art Bücher führen werden und in großem Ansehen stehen. Daneben werden wieder die zwei oder drei andern Bücher erscheinen, die die Epoche und was sie treibt, etwas kälter, entfernter, sprachlich schwieriger darstellen, und sie werden auch in der kommenden Saison genau so ungelesen bleiben, wie sie es in den frühern waren. Und in diesem Zusammenhang und da heute der 28. August, nämlich Goethes Geburtstag ist, worauf Sie die Funkstunde ja schon bei andrer Gelegenheit heute hingewiesen hat, möchte ich Sie, auch von der literarischen Seite aus, daran erinnern, daß der fünfzigjährige Goethe während des Xenienkampfes ein Literat von zweifelhafter Begabung genannt wurde, die Hauptbroschüre gegen ihn von den beiden Sudelköchen in Weimar und Jena sprach, ein preußischer Stabsoffizier, der 1806 bei Goethe in Einquartierung lag, niemals vorher dessen Namen gehört hatte, und als die Gesamtausgabe von Goethes Schriften unternommen wurde, der Verleger in seinen Briefen bitter über den geringen Absatz klagte, der von dem Werk, das von Goethes illegitimen Schwager Vulpius verfaßt war, nämlich: „Rinaldo Rinaldini" ganz bedeutend übertroffen wurde. Auch war es die Zeit, in der sich die Damen der weimarer Gesellschaft von Goethe weg und Kotzebue zuwandten, da dieser, wie es schon damals so herrlich hieß, „dem Leben näher stand" und „die Wirklichkeit" brachte. Man muß also wohl prinzipiell und für alle Zeiten eine Vordergrundsliteratur unterscheiden, die vom Feuilleton umrankt wird und der die Damenwelt zuneigt, und eine Hintergrundsliteratur, ausschließlich dazu berufen, von niemandem als dem Gesetz der Persönlichkeit dazu berufen, die wenigen

großen Geister der folgenden Generation zu befruchten und zu erziehen.

Was die Gedichtbücher der neuen Saison angeht, so werden gewiß weiter die Sonnenuntergänge von der Lüneburger Heide bis zum Oetztaler Alpenmassiv den Stoff liefern mit der Einteilung: Liebe zur Natur, Liebe zu Gott und Liebe zu den Menschen. Nicht weniger wird der Bahnbau in Wolhynien, sowie die Hochöfen der Ruhr mit aktivem Pathos besungen werden, negativ oder positiv, je nachdem, ob der Sänger mehr den arbeitgebenden oder arbeitnehmenden Schichten näher steht. Stimmung und Gesinnung sind ja nun einmal die Eckpfeiler der kleinbürgerlichen Poesie. Dazu der nötige reale Gehalt. Die konstruktive Glut, die Leidenschaft zur Form, die innere Verzehrung, das ist ja kein Gehalt. Nie wird der Deutsche erfassen, niemand wird ihm gegenständlich machen können (und es ist ja auch gar nicht nötig, daß es geschieht), daß zum Beispiel die Verse Hölderlins substanzlos sind, nahezu ein Nichts, um ein Geheimnis geschmiedet, das nie ausgesprochen wird und das sich nie enthüllt. Aber das sind Finessen, das will man nicht wissen, heutzutage, bei der Kassenlage, alle Mann an Bord, Ihre Sorge möchte ich haben, mein Herr, über die deutsche Dichtung!

Was unsre Bühnenkunst angeht, so durften wir eben aus einer einzigen Zeitungsnummer erfahren, daß eine dreiaktige Komödie „Die Brustwarze" herauskommt und ein Schauspiel „Schlanke Rotblondinen gesucht". Daneben aber brauchen wir nicht unruhig zu sein, daß auch der muntere Backfisch weiter den alten Onkel verwirrt und die hochbusige Vierzigerin sich dem unverbrauchten Konfirmanden nähert, ganz wie in „Sodoms Ende", genau wie im „Schlaraffenland", genau wie vor vierzig Jahren. Die neue Nuance wird sich ausschließlich im Lokalkolorit äußern: es gilt in der neuen Bühnenkunst als smart, an der Bar, während der Boy den Olivencocktail schüttelt, in drei Aperçus zwischen Ratschlägen an den Mixer das Facit von Lebensausgängen zu glossieren, und es gehört zum Stil, die geistigen Vorwände für die Kulissenverschiebung sowie den Toilettenwechsel der Diva aus fernen Zonen zu beziehen. Steht gar in einem Blockhaus auf einem Holztisch eine Whiskyflasche und aus der rauhen Goldsucherkehle entsteigt der Wollustsong, steht die neue Synthese aus Büchner und Kleist vor uns da. Ob diese Produkte auf dem Broadway, in Paris oder innerhalb der einheimischen Industrie entstehen, ist ohne Belang, wir haben das schöne Beispiel, daß, während wir alle vergeblich nach der Internationale der Politik, des Zolls und der Wirtschaft verlangen, die Internationale des literarischen Tinnefs in hoher Blüte unter uns steht.

Hinter dieser reinen Vordergrundsliteratur, die auch in der jetzt beginnenden Saison allen zum Trotz den Markt, das Geschäft, die Zeitungen und die Gesellschaft beherrschen wird, spielt sich jedoch ein echter literarischer und weltanschaulicher Kampf ab, steht eine Problematik, die namentlich die junge Literatur stark beschäftigt, die ernsthafte junge Literatur, und sie zweifellos auch im kommenden Winter in anbetracht der Zeitlage noch mehr beschäftigen wird. Bringen

wir dieses Problem auf eine kurze Formulierung, so ist sein Inhalt der Gegensatz zwischen der kollektivistischen und der artistischen Kunst. Die Frage, die diskutiert wird, lautet: hat der Mensch bei unsrer heutigen sozialen und gesellschaftlichen Lage überhaupt noch das Recht, eigne individuelle Probleme zu empfinden und darzustellen oder hat es nur noch kollektive Probleme zu geben? Hat der Schriftsteller noch das Recht, seine Individualität als Ausgangspunkt zu nehmen, ihren Ausdruck zu verleihen, darf er für sie noch auf Gehör rechnen oder ist er völlig zurückgeführt auf seine kollektiven Schichten, nur noch beachtenswert, ja interessant als Sozialwesen? Lösen sich, — haben sich zu lösen — alle seine innern Schwierigkeiten in dem Augenblick, wo er mitarbeitet am Aufbau des gesellschaftlichen Kollektivs?

Dieser Problemkreis wurde in einem sehr raffinierten und polemisch fesselnden Vortrag diskutiert, den im Frühjahr dieses Jahres hier bei uns der russische Schriftsteller Tretjakow hielt und dem das ganze literarische Berlin zuhörte. Tretjakow, auch bei uns als Dramatiker bekannt, nach seinem Äußern und der Art seiner Schilderung ein literarischer Tschekatyp, der alle Andersgläubigen in Rußland verhört, vernimmt, verurteilt und bestraft. Es lohnt sich, auf diese höchst aktuelle Frage, die die jungen deutschen Schriftsteller so bewegt, einen Augenblick einzugehen. Tretjakow schilderte, wie in Rußland während der ersten zwei Jahre des Fünfjahresplans immerhin noch einige psychologische Romane erschienen, denen das Schriftstellerkollektiv auf folgende Weise zu Leibe ging. Ein Roman zum Beispiel stellte dar, wie in einem Haus, das einem Bürger enteignet und für einen höhern Sowjetbeamten requiriert worden war, dieser Sowjetbeamte zu trinken anfing, seinen Dienst vernachlässigte, herunterkam und der alte Hauseigentümer allmählich wieder seine Zimmer okkupierte. Dies war in abendländischer, psychologischer Manier, in herkömmlicher Romanweise, etwas imaginär und gänzlich unpolitisch geschildert. Tretjakow ließ den Autor bei sich erscheinen. „Wo hast du das erlebt, Genosse?" fragte er ihn. „In welcher Stadt, in welcher Straße?" „Ich habe es gar nicht erlebt," antwortete der Autor, „das ist doch ein Roman." „Das gilt nicht," antwortete Tretjakow, „du hast das irgendwo aus der Realität in dich aufgenommen. Warum hast du das nicht der zuständigen Sowjetbehörde gemeldet, daß einer ihrer Beamten infolge Trunkes seinen Dienst unordentlich versah und der Bürger Hausbesitzer wieder seine Räume beziehen konnte?" Wiederum antwortete der Autor: „Ich habe das ja nicht in der Wirklichkeit gesehen, ich habe mir das zusammen geträumt, zusammengereimt, gedichtet, eben einen Roman geschrieben." Darauf Tretjakow: „Das sind westeuropäische ‚Individualidiotismen'. Du hast verantwortungslos gehandelt, eitel und konterrevolutionär. Dein Buch wird eingestampft und du wanderst in die Fabrik." Auf diese Weise, schilderte Tretjakow, ist in Rußland jede individualpsychologische Literatur verschwunden, jeder schöngeistige Versuch als lächerlich und bourgeois erledigt, der Schriftsteller als Beruf ist verschwunden, er arbeitet mit in der Fabrik, er arbeitet mit für

den sozialen Aufbau, er arbeitet mit am Fünfjahresplan. Und eine ganz neue Art von Literatur ist im Entstehen, von der Tretjakow einige Beispiele mitbrachte und mit großem Stolz vorzeigte. Es waren Bücher, mehr Hefte, jedes von einem Dutzend Fabrikarbeitern unter Führung eines frühern Schriftstellers verfaßt, ihre Titel lauteten zum Beispiel: „Anlage einer Obstplantage in der Nähe der Fabrik", ferner: „Die Durchlüftung des Eßraumes in der Fabrik", ferner als besonders wichtig von einigen Werkmeistern verfaßt: „Wie schaffen wir das Material noch schneller an die Arbeitsstätten?" Das also ist die neue russische Literatur, die neue Kollektivliteratur, die Literatur des Fünfjahrsplans. Die deutsche Literatur saß zu Tretjakows Füßen und klatschte begeistert und enthusiasmiert. Tretjakow wird sich über diesen Beifall sehr gefreut, wahrscheinlich aber auch amüsiert haben, dieser kluge Russe wußte natürlich ganz genau, daß er hier nur einen propagandistischen Abschnitt aus dem neuen russischen Imperialismus entwickelte, während die biedern deutschen Kollegen es als absolute Wahrheit nahmen. Als welche Wahrheit? frage ich mich nun. Welche Psychologie, frage ich mich, steht hinter dieser russischen Theorie, die in Deutschland so viele Jünger findet?

Diese russische Kunttheorie, wenn man sie sich einmal ganz klar macht, behauptet nicht mehr und nicht weniger, als daß alles, was in uns, dem abendländischen Menschen, an Innenleben vorhanden ist, also unsre Krisen, Tragödien, unsre Spaltung, unsre Reize und unser Genuß, das sei reine kapitalistische Verfallserscheinung, kapitalistischer Trick. Und der Künstler verarbeite aus Eitelkeit und Ruhmsucht, ja Tretjakow fügte in wahrhaft kindlicher Unkenntnis der Verhältnisse hinzu: vor allem aus Geldgier diese seine „Individualidiotismen", wie er es immer nannte, zu Büchern und Dramen. In dem Augenblick aber, wo der Mensch zur russischen Revolution erwacht, so behauptet diese Theorie, fällt das alles vom Menschen ab, verraucht wie Tau vor der Sonne und es steht da das zwar ärmliche, aber saubere, das geglättete heitere Kollektivwesen, der Normalmensch ohne Dämon und Trieb, beweglich vor Lust, endlich mitarbeiten zu dürfen am sozialen Aufbau, an der Fabrik, vor allem an der Festigung der roten Armee, Jubel in der Brust: in den Staub mit allen Feinden nicht mehr Brandenburgs, sondern Moskaus.

Ich frage nun, ist das psychologisch wahrscheinlich oder ist das primitiv? Ist der Mensch in seinem Wesen, in seiner substantiellen Anlage, im letzten Grundriß seines Ich naturalistisch, materialistisch, also wirtschaftlich begründet, wirtschaftlich geprägt, nur von Hunger und Kleidung in der Struktur bestimmt oder ist er das große unwillkürliche Wesen, wie Goethe sagte, der Unsichtbare, der Unerrechenbare, der trotz aller sozialen und psychologischen Analyse Unauflösbare, der auch durch diese Epoche materialistischer Geschichtsphilosophie und atomisierender Biologie seinen schicksalhaften Weg: eng angehalten an die Erde, aber doch über die Erde geht?

Ich las in diesen Tagen von einem der Häupter der jungen deutschen Literatur, das in der vorigen Saison eine Rolle

spielte und wahrscheinlich auch in der kommenden sich bemerkbar zu machen versuchen wird, den Satz: „Das Ewig-Menschliche widert uns an." Er sprach, da er „uns" sagte, also wohl im Namen einer Gruppe, einer Gesinnungsschicht, wohl der wahren neuen deutschen Literatur. Er meinte dann weiter: wir sind für Realitäten, „organisieren wir das Leben," rief er aus, „überlassen wir," fügte er höhnisch hinzu, „den ‚tiefen Schriftstellern' die tragischen Probleme; wir unsrerseits wollen leben!" Das ist also nun wohl die Tretjakowgruppe in Berlin und sie ist es, der gegenüber ich altmodisch und abendländisch die These aufrecht zu erhalten habe, daß durch Organisation seiner Wohnungs- und Nahrungsverhältnisse der Mensch in seinen entscheidenden, das heißt nicht etwa nur kunst- sondern auch lebensproduktiven Schichten nicht bestimmend verändert wird. Mit „bestimmend" meine ich: erbmäßig formändernd, anlagemäßig wesenhaft nicht verändert wird. Auch wer nicht weniger radikal als die patentierten Sozialliteraten das nahezu Unfaßbare, fast Vernichtende unsrer jetzigen Wirtschaftslage, vielleicht unsres Wirtschaftssystems empfindet, muß sich meiner Meinung nach doch zu der Erkenntnis halten, daß der Mensch in allen Wirtschaftssystemen das tragische Wesen bleibt, das gespaltene Ich, dessen Abgründe sich nicht durch Streußelkuchen und Wollwesten auffüllen lassen, dessen Dissonanzen nicht sich auflösen im Rhythmus einer Internationale, der das Wesen bleibt, das leidet; das Hunderttausende von Jahren ein Haarkleid trug und in dem nicht weniger tief und schmerzhaft um sein Menschentum kämpfte als heute in Buckskin und Cheviot. Und selbst wenn man die ganze Epoche des Individualismus auslöschen könnte, die ganze Geschichte der Seele von der Antike bis zum Expressionismus: eine Erfahrung bliebe gegenüber der innern Raumlosigkeit dieser Tretjakow-Vorstellung als große Wahrheit durch alle Saisons, durch alle geschichtlichen Epochen bestehn: wer das Leben organisieren will, wird nie Kunst machen, der darf sich auch nicht zu ihr rechnen; Kunst machen, ob es die Falken von Aegypten sind oder die Romane von Hamsum, heißt vom Standpunkt der Künstler aus, das Leben ausschließen, es verengen, ja es bekämpfen, um es zu stilisieren. Und noch eins würde ich hinzufügen, etwas Historisches, da dessen Kenntnis in diesen Kreisen offenbar so mangelhaft ist: der Kampf gegen die Kunst entstand nicht in Rußland und nicht in Berlin. Er geht von Plato bis Tolstoi. Er ging immer von den mittlern Kräften außerhalb, aber auch innerhalb des Künstlers gegen die höheren. Alle Kämpfe, mit denen die heutige Saison beginnt, alles, was die Tretjakowleute gegen die „tiefen Schriftsteller" sagen, schrieb vor hundert Jahren Börne gegen Heine, Heine gegen Goethe. (Vergleiche Ludwig Marcuse: Das Leben Ludwig Börnes. List-Verlag.) Goethe: „Das Zeitablehnungsgenie", wie Heine ihn nannte. Goethe: „Der Stabilitätsnarr", wie Börne von ihm schrieb. Goethe, der Feind des Werdens; Goethe, das träge Herz, das nie ein armes Wörtchen für sein Volk gesprochen; Goethe, der am 2. August 1831 einen Besucher fragte, was er von dem mächtigen Zeitereignis halte, alles sei in Gärung,

der Besucher antwortete mit Ausführungen über die Julirevolution, die grade alles in Atem hielt, woraufhin Goethe sich indigniert und uninteressiert abwandte, denn er hatte an einen wissenschaftlichen Streit über die Entwicklungslehre gedacht. Das war also Goethe, der Mann der Zurückhaltung, des Maßes, des Selbstschutzes, nämlich der Mann der Kunst, dem man es verdachte, daß er nicht der Mann des Stammtischs war. Aber Heine ging es dann nicht anders. Heine ficht mit Blumen, schreibt Börne, Heinen ist es einerlei, ob er schreibt, die Monarchie oder die Republik ist die bessere Staatsform, er wird immer das wählen, was in dem Satz, den er eben schreibt, grade den besten Tonfall macht. Heine, der mit dem Ästhetenkitzel, der immer nur die Frage bereit hatte: „Aber ist es nicht schön ausgedrückt?" Heine, der den Tabaksqualm der Volksversammlungen scheut und den Schweißgeruch der Subskriptionslisten: Heine war damals der Feind, der „tiefe Schriftsteller" und Börne der Tretjakowjünger, der junge Mann, den das Ewig-Menschliche anwidert. Und nach weitern hundert Jahren, wenn Einer an einem unwahrscheinlich imaginären Hertzwellen-Apparat steht und dann die Saison einleitet, wird es wahrscheinlich nochmals so sein. Aber vielleicht wird er an unsre Saison dann doch eine Frage richten. Vielleicht wird er dann doch sagen, wo war eigentlich in der damaligen Krisenzeit innerhalb der jungen literarischen Generation Jener, der der nicht mit Theorien und Redensarten vorging, sondern mit Substanz und Werken? Wo war eigentlich das Gehirn, das alle diese Stimmungen, Möglichkeiten, Zuckungen, Wehen aufnahm und nicht in Geschwätz und Feuilletons reportierte, sondern die Zeit durch seine Existenz zeugend legitimierte, der nicht überall mitlief, den Rummel mitmachte, dabei war, sondern die Trächtigkeit zu der Erkenntnis hatte: wer mit der Zeit mitläuft, wird von ihr überrannt, aber wer still steht, auf den kommen die Dinge zu? Vielleicht wird er dann einen sehn, ich heute sehe ihn nicht. Es müßte ja auch ein riesiges Gehirn sein, schon wegen der Wucht des Instichlassens alles dessen, was bewährt und giltig in unsrer Öffentlichkeit steht. Nicht bloß Honorare müßte es im Stich lassen und die Gegenseitigkeit der Literaten und das Sich-bereit-Stellen für die Saison, auch langes Schweigen müßte es haben und langes Warten und Hinwegsehn über alle Stätten alten Spiels und alten Traums. Salzburg, Wien, den Kurfürstendamm, den ganzen Erholungs- und Amüsierimpressionismus erotisierter Schieberschichten der letzten fünfzig Jahre müßten vor ihm versinken, ja — so melancholisch es ist, es auszusprechen, so sehr das Wort zögert es zu tun, so sehr es fürchtet, mißverstanden zu werden: es müßte auch Paris verlassen. Nie zu vergessen, nie dankbar genug sich zu erinnern: die wahrhaft große abendländische Haltung der Latinität, die Frankreich in jahrhundertlanger strengster dialektischer Arbeit vor uns entwickelte und uns hinterließ; der einzige geschlossene geistige Raum, in den Europa seit dem Hellenentum blickte, Nietzsche und die literarische Generation um 1900 hat es uns als unvergleichlichen Besitz für immer gerettet, aber wir sind weiter gegangen, haben mehr erlebt,

mehr aus uns hervorgegraben, mehr in uns herabbeschworen, als daß wir uns einen Ausdruck bei der gesicherten und traditionell gebundenen Form des klassisch-antikisierenden Geistes leihen dürften. Es müßte weiter gehn dies große Gehirn: ganz gestimmt auf die Fuge des neuen sich ankündigenden Weltgefühls: der Mensch nicht mehr der dicke hochgekämpfte Affe der Darwinschen Aera, sondern ursprünglich und primär in seinen Elementen als metaphysisches Wesen angelegt, nicht der Zuchtstier, nicht der Sieghafte, sondern der von Anfang an Seiende, der tragisch Seiende, dabei immer der Mächtige über den Tieren und der Bebauer der Natur.

Aus diesem neuen Menschheitsgefühl wird die kommende Saison sich bilden, die vielleicht nicht in diesem Winter anbricht und, soweit ich sehe, noch gar nicht in der literarischen Literatur. Aber die Forschung führt unsern Blick immer weiter zurück auf Menschengeschlechter, die vor Millionen Jahren auf der Erde wohnten, Geschlechter, die einmal mehr Fisch waren, einmal mehr Beuteltier, einmal mehr Affe, aber immer Menschen: Wohnraum schaffend, Handwerk schaffend, Götter schaffend, hunderttausendjährige Kulturzusammenhänge schaffend, die wieder vergingen in Katastrophen unter noch ungestirnten Himmel und in vormondalter Zeit. Von diesem Blick aus, glaube ich, wird sich das neue Menschheitsgefühl entwickeln, von diesem Blick aus wird der Individualismus abgebaut werden, der psychologische und intellektualistische unsrer Tage, nicht durch das Gekräusel von Literaten und nicht durch soziale Theorien.

Der uralte, der ewige Mensch! Das Menschengeschlecht! Unsterblichkeit innerhalb eines schöpferischen Systems, das selber wieder Erweiterungen und Verwandlungen unausdenkbar unterworfen ist. Welch langes Epos! Luna, die Busch und Tal füllte, ist der vierte Mond, in den wir sehn! Nicht Entwicklung: Unaufhörlichkeit wird das Menschheitsgefühl des kommenden Jahrhunderts sein, — warten Sie in Ruhe ab, daß es sich nähert, eines Tages, wahrscheinlich außerhalb der literarischen Saison, werden Sie es sehn.

Geschäft und trotzdem! von Rudolf Arnheim

Wenn einmal in einem Film ein Filmkritiker aufzutreten hätte, so würden ihn die Herren von der Industrie etwa mit Alfred Döblins Bruder Hugo besetzen: ein verhutzeltes, zusammengekrümmtes Männchen, die Hände vor dem Bauch in einem unsichtbaren Muff verborgen, listige, kurzsichtige Äuglein, viel Bosheit und wenig Seife. Denn die Rotte der Filmkritiker dient den Produzenten als lebendiger Beweis dafür, daß der Menschen Trachten böse ist von Jugend an. Der Filmkritiker waltet streng aber ungerecht, er weint, wenn er lachen soll, und wenn er weinen soll, so lacht er. Die Freikarte in der Hand, zieht er aus, das Geschäft zu verderben.

In Wirklichkeit wird jeder, der es ernst mit der Filmkunst meint, vor der Premiere eines neuen Films ein leichtes Lampenfieber spüren, und während er unruhigen Auges liest, wer

die Tonkopie lieferte, wer dem Regieassistenten assistierte und wer den Aufnahmeleiter leitete, denkt er nicht ohne Herzklopfen: Möchte es doch einmal etwas Gutes werden! Um so dankbarer muß man dem Regisseur E. A. Dupont sein, daß er mit seinem Zirkusfilm „Salto Mortale" diese Hoffnung endlich einmal wieder erfüllt. Dieser Film steht turmhoch über allem, was wir in der letzten Zeit gesehen haben. Der Zirkus, ein Milieu, in dem sich die Manuskriptschreiber von jeher bis zum Überdruß tummeln, leuchtet, funkelt, erregt von der ersten machtvoll einsetzenden Szene an. Mit einer fast monomanischen Besessenheit bringt Dupont in Hunderten von überraschenden Einstellungen die toten Dinge zum Sprechen. Gitterwerk und Spiegel, Gläser, Gerümpel, Uniformen dekorieren Menschenschicksale; in der Glasplatte eines Bartischs erscheint unter Cocktailgläsern ein Frauengesicht; zwischen den Köpfen zweier heftig erregter Menschen leuchtet riesenhaft eine milchweiße Ampel; die handelnden Figuren sind geborgen in ihrer Welt, spielen nicht vor Kulissen sondern eingeschmiegt in einen prachtvoll ausgefüllten, mit Bedeutung durchsättigten Raum, der in hundertfachem Echo mittönt. Jeder Schauspieler ist zu einer überraschenden Type zurechtgeknetet, die eindeutig wie ein Plakat ist, ohne herkömmlich zu sein. Kurt Gerron als gespenstisches Monument eines Sonderlings, halb Schildkröte, halb Ameisenbär, hockt unbeweglich im Gestrüpp einer Erfinderwerkstatt. Er braucht nicht zu „spielen", und das ist es, was der Filmschauspieler vom Film verlangen muß. Jede Filmszene muß so mit Episoden besetzt, so von Requisiten gestützt sein, daß der Schauspieler nur dazusein, anzusehen braucht. Mimen darf man auf der Opern- und der Sprechbühne. Der Wirklichkeitsnähe der Photographie widerspricht es. Aber der Schauspieler kann, im Interesse der Verständlichkeit, nur dann sparsam sein, wenn die Bild- und Handlungsmotive nicht schweigen sondern sprechen, ihn wie einen Schwimmer tragen. Dies gelingt Dupont begreiflicherweise bei den Chargenspielern besser als bei den Hauptdarstellern. Wo der Dialog einsetzt, gibt es leicht Deklamation und falsche Töne. Es ist für die Leistungen der bewährten Regisseure im Tonfilm charakteristisch, daß sie Ausgezeichnetes bieten, soweit sich die Handlung durch Bild oder Geräusch von der Oberfläche her formen läßt, daß sie aber beim Wort leicht ins Schülerhafte fallen und den Schauspieler ohne Halt lassen. Das ist schwierig für Anna Sten, leichter für eine so stabile Figur wie Reinhold Berndt, dessen neues Gesicht sich sogleich einprägt. Diese hohlen Proletarieraugen, zwischen schiefen Backenknochen wie in einen Blumentopf eingepflanzt, diese natürliche Eckigkeit und Schwere, das scharfe Krähen dieser Stimme — da hat Dupont einen guten Griff getan. Wie denn überhaupt sein Film alle Aufmerksamkeit der Kinofreunde verdient. Um zahlreiche Beweise der Teilnahme wird gebeten...

... wie Max Adalbert in der „Schlacht von Bademünde" sagt. Bekümmert, und durch einen goldenen Feuerwehrhelm der Situation Rechnung tragend, kämpft er gegen eine Überschwemmung von Matrosen und Infanteristen, die in ihrer be-

liebten rauhen Art das von Vandevelde vorgeschriebene Vorspiel zur Vergattung mit Blasmusik und Pauken aufführen. Selbst Adele Sandrocks dürrer Kassandra-Arm kann hier nicht Einhalt gebieten, denn das selbstgebastelte Kriegsschiff der Ufa, jener Potemkinsche Panzerkreuzer, von dem hier neulich die Rede war, war offenbar durch die „Bomben auf Monte Carlo" noch nicht genügend amortisiert, und so gab es für die Matrosen aufs Neue Landurlaub, diesmal in einem weniger eleganten, von Max Adalbert mit dem Artikel 48 regierten Badeort. (Während in der gleichen Woche, als ein leuchtendes Gegenbeispiel zionistisch-nationalistischer Rassentheorien Siegfried Arno mit Matrosenmütze am Steuerrad debütierte. Man soll die Marine nicht an die Wand malen!) Was für einen Komödienstoff könnte so ein Badeort abgeben! Hätte sich doch der Produktionsleiter, Herr Ulrich, statt in die stickige Luft der Kostümkammer, in der die Filmtypen eingemottet liegen, für vier Wochen an die deutsche Ostsee begeben!

Verpaßte Chancen innerhalb der durch den Geschmack des Massenpublikums vorgezeichneten Grenzen. Dazu noch zwei Beispiele: Wochenschau und Kabarett-Film. Nun haben wir auch in Berlin ein Wochenschau-Kino, aber es bringt nichts andres sondern nur mehr als wir aus dem Vorprogramm gewöhnt sind. Soll die Wochenschau, dieser Liebling des Publikums, immer weiter ein zusammengewürfelter Haufen von Bildern bleiben, schematisch eingeengt durch langweilige Zwischentexte? Welch eine Aufgabe für geschickte, intelligente Monteure solches Material durcheinander zu schneiden, durch lebhaften Begleitspruch zu beleben, Beziehungen inhaltlicher oder rein bildlicher Art zwischen Heterogenem herzustellen, den koketten Bernard Shaw mit den höhnisch lachenden Vögeln von Port Elizabeth zu konfrontieren und die Eingeborenentänze der Kolonialausstellung mit Reinhardts feierlichen Salzburger Chören. Und was alles ließe sich mit dem Filmkabarett machen! In Kurt Gerrons Ufa-Kurzfilmen wird die Bühne abphotographiert. Die Kamera ist gefesselt wie vor zwanzig Jahren. Bedauernswerte Stimmungssänger, aufgescheuchte Humoristen, blasse Jazzbandparaden, und alle zwei Minuten fällt leibhaftig der Vorhang. Während doch hier, wo es keine Bindung durch „Handlung" gibt, Feuerwerke der Kamerakunst abgebrannt werden könnten.

Eine Chance ausgenutzt haben Wilhelm Thiele, S. Fodor und Kurt Siodmak in ihrer pariser Arbeit „Der Ball". Hier kann die berühmte Köchin aus Treuenbrietzen für ihr Eintrittsgeld lachen, ohne daß ihre anspruchsvollere Dienstherrschaft unter Protest das Kino verlassen müßte. Dies leichtgefügte Rondo gipfelt, zwischen happy beginning und happy end, in dem eindrucksvollen Bilde eines leeren, prunkvollen Tanzsaals, belebt durch den einsamen Galgenhumor eines abenteuerlichen Tänzerpaars, begleitet durch den Gelächterchor der umsonst bestellten Dienerschaft, den Werner R. Heymann sehr tongerecht in die Melodie der Tanzmusik einarbeitet. Dies durchaus nicht völlig makellose Lustspiel ist dennoch für das Publikum ein Vergnügen und für alle Produktionsleiter ein kleines Lehrstück.

UFA und Autoren von Max Magnus

„Im Verfolg von Pressemeldungen, nach denen sich Filmschriftsteller in ihrer Eigenschaft als Vermittler von Stoffen geschädigt fühlen, bitten wir Sie, zur Kenntnis zu nehmen, daß die UFA das Agenten- und Provisions-Unwesen aufs energischste bekämpft. Die UFA schließt stets nur direkte Verträge ab, so daß wir Ihnen dankbar wären, wenn Sie Filmbearbeitern auf die Behauptung hin, sie könnten einen Stoff bei der UFA unterbringen, keine Optionen mehr einräumen würden."

Dies ist der genaue Wortlaut eines Schreibens an führende deutsche Verleger und stellt die einzige greifbare Antwort dar, zu der sich die UFA auf meine in der ‚Weltbühne' am 11. August erhobenen schweren, sachlich begründeten Anschuldigungen gegen ihre Dramaturgische Abteilung am 2. September bequemte. Dieses Rundschreiben ist eine Ablenkung von Tatsachen, denn keiner der von mir aufgeführten Autoren hat auch nur in irgend einer Form Provision für die Zubringung eines Filmstoffes verlangt noch erhalten. Es ist ferner der Versuch, sich für weitere Aufdeckungen von Verfehlungen ihrer Dramaturgischen Abteilung, die sich auch über das zurzeit in Arbeit befindliche Produktionsprogramm der UFA erstrecken, Deckung zu konstruieren. Dadurch will die UFA anscheinend von sich aus Material zu einer Gegenerklärung zur Hand haben, die für Außenstehende begründet erscheint. In Wahrheit stellt dieser Brief an die Verleger eine bedenkliche Täuschung über den wirklichen Tatsachenkern meiner Anschuldigungen dar. In fast traditioneller Abneigung der Filmindustrie gegen Originalstoffe verlangt die UFA wie fast alle übrigen deutschen Filmfirmen immer wieder nur erfolgreiche Novellen, Romane oder Theaterstücke, die ein Kassengeschäft eben durch ihre Erfolgsstatistik auch als Filmprodukt garantieren. Bei dem Erwerb derartiger Stoffe bedient sich aber die UFA auch nachweisbar sogenannter gewerbsmäßiger „Stoffvermittler". Dieser UFA-Brief an die Verleger also scheint nur darauf hinzuzielen, jedes Angebot eines zur Verfilmung geeigneten Stoffes als Versuch einer Provisionsvermittlung zu denunzieren. Seit Jahren ist es innerhalb der Filmindustrien Amerikas, Deutschlands, Frankreichs und Englands handelsüblicher Brauch, daß Autoren mit dem Hinweis auf fremde Filmstoffe Anrecht auf einen Manuskriptauftrag erwerben. Und davon müssen die meisten Filmautoren leben, da die Filmindustrie für frei erfundene Originalstoffe selten Verständnis hat und haben will, die auch bestenfalls nur von einem versierten Dramaturgen verstanden und richtig gewürdigt werden. Das aber ist nicht ausschlaggebend, da erst die nachfolgenden Instanzen, Produktionsleiter, Verleiher etcetera über den Ankauf eines Stoffes entscheiden und selten imstande sind, aus einem kurzen Filmexposé allein seinen richtigen Wert zu erkennen. Die Schuld, daß produktive Autoren mit künstlerischem Ehrgeiz nicht eigne sondern fremde Stoffe zur Verfilmung anbieten müssen, liegt also bei der Industrie, bei der UFA selber und nicht bei denen, die dazu genötigt wurden. Die Aufforderung der UFA an die Verleger, keine Optionen mehr an Filmschriftsteller zu ver-

geben, ist ein rücksichtsloser Eingriff in die Existenz und Tätigkeit der Autoren, der andern Produzenten und Verleger.

Andrerseits hat ja die UFA durch ihr Verhalten bewiesen, daß es ihr völlig gleichgültig ist, ob Autoren im Besitz von Optionen sind oder nicht. Die Dramaturgische Abteilung hat Autoren auf die Suche nach Filmstoffen geschickt und hat dann unter Umgehung dieser beauftragten Autoren die Optionen der ausgesuchten Stücke erst nach ihrem Ablauf direkt vom Verlag erworben. Sie hat sich Filmideen ausarbeiten und diese später unter Ausschaltung des eigentlichen Urhebers von andern bearbeiten lassen. Sie hat Schindluder mit materiell Schwächern getrieben und sie nach Willkür ausgebeutet. Es steht mir reiches Material darüber zur Verfügung, wie das geschehen ist und in was für Not sie die Geschädigten gebracht hat. Denn die UFA ist nicht nur die größte deutsche sondern auch die größte europäische Filmgesellschaft und ist kraft ihrer internationalen Beziehungen imstande, eine auf den Film gegründete Existenz, wenn auch nicht vollends zu ruinieren, so doch empfindlich zu schädigen. Gegen die Interessen der deutschen Kinobesitzer ist es ihr durch Beziehungen zu einflußreichen Stellen gelungen, einen gesetzlichen Filmeinfuhrschutz, kurz Kontingent genannt, herbeizuführen, der ihr ein Monopol auf dem Gebiet der Fabrikation, des Verleihs und Vertriebs und auch des Theatergeschäfts sichert. Gegen diese übermächtige Organisation haben also Autoren öffentliche Auflehnung gewagt, die Gefahr des Boykotts, des Ruins ihrer Existenz dadurch heraufbeschworen. Denn wie ist im allgemeinen die Lage der deutschen Filmautoren? Der Autor lebt fast immer im wahrsten Sinne des Wortes von der Hand in den Mund. Hat er keinen Auftrag, dann hat er auch kein Geld, da das vorher verdiente Geld erst langsam in Ratenzahlungen, Wechseln etcetera hereinkommt. Ist er aber nach vielen fehlgeschlagenen Arbeiten und Bemühungen im Besitz eines Auftrags, so reicht das Geld bestenfalls dazu, um tägliche Ausgaben und alte Verpflichtungen zu bestreiten, da die Restzahlungen wieder erst auf dem erbärmlichen Teilzahlungsweg hereinkommen.

Von interessierter Seite sind meine schweren Anschuldigungen gegen die Dramaturgische Abteilung der UFA als Hetze dargestellt worden. Dies war und ist nie der Sinn meiner Ausführungen gewesen. Ihr Ziel ist nur, die maßgebenden Persönlichkeiten der UFA auf Verfehlungen und Mißstände in der Dramaturgischen Abteilung aufmerksam zu machen.

In der Geschichte großer und führender Unternehmungen steht das Verhalten der UFA derartigen Anschuldigungen gegenüber einzigartig da. Denn es gab darauf nur eine Antwort: Klärung um jeden Preis, sei es auf Grund eines zivil- oder strafrechtlichen Prozesses. Entweder Klage gegen mich — oder Aufforderung zur Vorlage und Einsichtnahme meiner Unterlagen, die eine vollkommene Um- und Neu-Besetzung der UFA-Dramaturgie nach sich ziehen müssen.

Statt dessen hat man Mittel angewandt, deren sich ein Unternehmen wie die UFA schämen sollte. Dabei hat der verantwortliche Produktionsdirektor der UFA Ernst Hugo Corell, über mich Unwahrheiten verbreitet. Und als mein Kol-

lege Paul Marcus (Pem) auf Grund eines Interviews mit leitenden Persönlichkeiten der UFA und nach Einsichtnahme in mein Material im ‚Montag Morgen' sich öffentlich gegen das Verhalten der UFA wandte und Klärung verlangte, hat die UFA ihren Pressechef, Heinrich Pfeiffer, in den Verlag geschickt und versucht, Marcus um seine Existenz zu bringen.

Ich gebe nunmehr ein paar andre Fälle, die wiederum ad libitum fortzusetzen wären ...

Anmaßender Feldwebelton und rücksichtsloser Machtdünkel zeigt sich in dem Briefwechsel mit einem Autor, der die UFA-Dramaturgie sehr höflich darauf aufmerksam machte, daß sein bereits im Filmregister einer Filmfachzeitung geschützter Titel „Meine Frau, der Doktor" große Ähnlichkeit mit dem Titel eines UFA-Films „Meine Frau, die Hochstaplerin" aufweise. „Wir sind uns im Zweifel, ob Ihr Schreiben vom 12. dieses Monats auf einem Scherz oder auf Unkenntnis der deutschen Sprache beruht. Da wir zunächst das Letztere annehmen, weisen wir Sie darauf hin, daß die Worte: ‚Die Hochstaplerin' und ‚der Doktor' sprachlich verschiedene Begriffe sind. Wir sehen deshalb einer Unterlassungsklage in Ruhe entgegen." Abgesehen davon, daß der Brief des Autors in äußerst höflichem Ton gehalten war und keinerlei Klageandrohungen enthielt, ist die Antwort der UFA höchst unsachlich, denn beide Titel sind in ihrer Wirkung durchaus gleich.

Nichts Neues in der Koch-Straße. Mit der Devise: „Gut geklaut, ist halb gelungen!" wird in der UFA-Dramaturgie also weiter gearbeitet. Im Zusammenhang damit gewinnt das Preisausschreiben der UFA in der Scherlschen ‚Woche' an Bedeutung. Denn dieses Preisausschreiben gibt den festbesoldeten Handlangern der UFA-Dramaturgie Einblick in fremde Exposés und Filmideen, die, wenn sie als „unverwertbar" zurückgesandt werden sollten, auch ohne „dolus" und nachweisbares Plagiat in spätern Bearbeitungen andrer Manuskripte wieder auftauchen können. Immer wieder wird von Seiten der Autoren, und das nicht ohne Berechtigung, behauptet, daß Herren aus der Dramaturgischen Abteilung aus ihren Exposés Details, Einzel-Szenen und Ideen in ihren Manuskripten verwandt haben, die natürlich als Plagiate in den seltensten Fällen nachgewiesen oder belangt werden können.

Mit welch rücksichtslosem Machtdünkel die Dramaturgie im Bewußtsein ihres Monopols arbeitet, geht eindeutig aus dem Fall des Schriftstellers H. R. Berndorff hervor. Vor ungefähr einem Jahr kündigte sie einen Film unter dem Titel seines Buches „Spionage" an. Die Handlung entsprach ungefähr der Berndorffschen Artikelserie „Mademoiselle Docteur". Man hatte also wieder einmal versucht, ohne irgend welche Besitzrechte einen fremden Stoff zu annektieren. Berndorff mußte erst gegen die UFA Prozeß führen, um ihr zu beweisen, daß ihre Handlung rechtswidrig war. Er und sein Verleger hatten nämlich der UFA „Mademoiselle Docteur" zur Verfilmung angeboten. Und als die UFA bereits den Film drehte, weigerte sie sich, das Honorar zu zahlen. Sie begründete das mit der Erklärung, daß alles „geschichtlich" und der Titel des Berndorffschen Buches „Spionage" nicht geschützt wäre.

Beunruhigend wirken auch die Vorwürfe der Filmschriftstellerin Margarete-Maria Langen gegen den Chefdramaturgen der UFA, Herrn Podehl. Sie hatte mit dem Filmautor Max Jungk im Bureau der Terra-Filmgesellschaft über ihre Filmoperette „Scheidungsfieber" gesprochen. Jungk hatte sein Interesse für diesen Stoff bekundet und wollte ihn zusammen mit Frau Langen für die UFA schreiben. Auf seine Veranlassung hin sandte sie ihm und Podehl ihr Exposé am 18. April 1930. Podehl schickte es ihr am 20. Mai, einen Monat später, zurück. Doch ganz unerwartet bekam Frau Langen ein Jahr später, am 13. Mai 1931, die erneute Aufforderung von Podehl, ihm das gleiche Exposé zur Verfügung zu stellen. Noch am selben Tage sandte sie es an die UFA ab und erhielt es am 9. Juli zurück. Kurz darauf erfuhr sie durch Zeitungsnotizen, daß Jungk für die UFA ein Manuskript „Sein Scheidungsgrund" geschrieben hatte, das im Wesentlichen dem Inhalt ihrer der UFA eingereichten Operette „Scheidungsfieber" entsprach. Was ging da vor? Warum teilte Podehl Frau Langen nicht mit, daß die UFA bereits vor der Einreichung ihres Manuskripts einen ähnlichen, wenn nicht gleichen Stoff erworben hatte? Warum ließ sich Podehl nochmals am 13. Mai dieses Jahres das gleiche Exposé geben?

Im übrigen erhebt Frau Langen ernsthaft Vorwürfe gegen die UFA wegen Verwendung von Details, Bildeinfällen und sogar Schlagertexten aus den Exposés, die sie der UFA einreichte und als „unverwendbar" zurückerhielt.

Empörend ist das Verhalten der UFA-Dramaturgie gegenüber dem Bühnenautor Carl Gustav von Negelein. Er ist von der Dramaturgen-Clique der UFA schwer geschädigt und ausgenutzt worden. Er schreibt wörtlich:

„Ich fühle mich durch die UFA, speziell durch die Herren Liebmann und Podehl, sowohl pekuniär als auch rein künstlerisch schwer geschädigt. Das Nähere ergeben folgende Belege. Ich komme erst jetzt dazu, die Sache aufzurollen, da ich in letzter Zeit schwer herzleidend gewesen bin, auch sehe ich in dem kürzlich erschienenen Artikel gegen die UFA und in dem gemeinsamen Vorgehen mehrerer Schriftsteller, die sich in ähnlicher Lage wie ich befinden, gegen die UFA erst eine Möglichkeit, meine Ansprüche gegen die stets rigoros vorgehende und wirtschaftlich so bedeutend überlegene große Film-Aktiengesellschaft mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg vertreten zu können. — Der beiliegende Vertrag für Kurzfilme hätte mir noch 1400 Mark eingebracht. — Derselbe ist aber von Herrn Podehl direkt sabotiert worden. „Ich fahr' mit Dir nach Teheran" sollte 6000 Mark, davon 4000 Mark für mich bringen. Ich bin der Ansicht, daß mich die UFA widerrechtlich um diese Summe gebracht hat, da ich am Nichtzustandekommen des Films schuldlos bin und eine erhebliche Arbeit geleistet habe! „Herzog Lehmann" (ein von Negelein der UFA eingereichtes Manuskript. Die Redaktion) wurde mir, nachdem der Stoff allgemein gefallen und schon auf dem Atelierplan gestanden hatte, wohl auf Herrn Liebmanns Betreiben, wieder zurückgesandt. Dafür kam ein Film „Liebeswalzer" von Herrn Liebmann heraus. (Ich habe den Film nicht gesehen!) Zwei gänzlich voneinander unabhängige Filmstellen haben erklärt, die beiden Stoffe hätten starke Ähnlichkeit. — Auch dadurch fühle ich mich stark geschädigt. — Meines Erachtens bin ich lediglich durch den Brotneid des Herrn Liebmann, der Manuskriptschreiber und Chefdramaturg in einer Person ist oder de facto

war, aus der UFA verdrängt. Herr Podehl, durch Herrn Liebmann in die UFA gebracht, ist lediglich als Werkzeug des Herrn Liebmann anzusehn. Ich fühle mich um etwa 9400 Mark geschädigt. — Um wieviel ich geschädigt wurde, indem man mich aus der UFA herausdrängte, ist künstlerisch und pekuniär unbegrenzt, da der Autor eines UFA-Films bestimmt weitere Filme in Auftrag bekommen hätte. Es sei erwähnt, daß Herrn Liebmanns Tätigkeit mit 72 000 Mark im Jahr, wie es heißt, honoriert wird. Hieraus lassen sich unschwer Rückschlüsse ziehen, warum Herr Liebmann, bzw. dessen Protégé, einen andern Autor, wenn angängig, nicht aufkommen läßt. Die rücksichtslose skandalöse Behandlung, die mir zuteil wurde, ist in der UFA ganz besonders in der Aera Liebmann-Podehl etwas Selbstverständliches. Wenn ich so töricht war, mich mit einer Summe wie 400 und 500 Mark für wochenlange Arbeit abfinden zu lassen, so hat mich speziell Herr Liebmann, wie ich zu beeiden bereit bin, damit geködert, indem er sagte: „Sie wollen doch noch weiter mit uns arbeiten". Wenn ich das, was ich heute weiß, damals gewußt hätte, wäre ich nie auf diesen Schmus, der nie ernst gemeint war, wie ich beweisen kann, hereingefallen."

Zu diesen Anschuldigungen, die wohl die schwerwiegendsten sind, die der Dramaturgischen Abteilung einer Firma von Weltruf gemacht werden können und für die Herr von Negelein, genau so wie die andern geschädigten und hintergangenen Autoren eintritt, habe ich nichts mehr hinzuzufügen. Sie sprechen für sich selbst.

Der Schriftsteller Ernst Wolff äußert sich in einem ausführlichen Schreiben, dessen schwere substanziierte Vorwürfe gegen diese Abteilung aufzuzählen, zu weit führen würde: „Lasciate ogni speranza voi che entrate!" „Ich lasse sie (die Hoffnung) draußen und trete nicht mehr ein, wenigstens nicht in diese Dramaturgische Abteilung!"

Zum Schluß sei noch einmal an die Vorgeschichte des UFA-Films „Flötenkonzert von Sanssouci" erinnert. Professor M. L. Goldis wollte ursprünglich einen kulturhistorischen Film für die Kulturfilm-Abteilung der UFA machen, wurde dann aber von Doktor Johannes Brandt, der die gleiche Idee der UFA-Dramaturgie vorschlagen wollte, darauf gebracht, einen abendfüllenden Film gleichen Inhalts mit ihm gemeinsam zu machen. Professor Goldis, einer der hervorragendsten Viola d'Amore-Spieler (eine Art Bratsche), sollte die musikalische Leitung und außerdem die Rolle des italienischen Komponisten Toeschi erhalten. Trotzdem die UFA mit Goldis einen Vertrag hatte, wurde er bei der Herstellung des „Flötenkonzerts" ausgeschaltet und mußte sich erst sein Recht in einem Schiedsgerichtsprozeß holen.

Wie ich bereits eingangs erwähnte, hat die UFA die schweren, durch Unterlagen gestützten Anschuldigungen in meinem ersten Artikel zu bagatellisieren versucht. Man versucht auch weiter, durch unwürdige Manöver von den Tatsachen abzulenken. Wann wird endlich die maßgebende und verantwortliche Persönlichkeit an der Spitze der UFA, mit deren Namen der Aufstieg der UFA aufs engste verbunden ist, wann wird endlich Herr Ludwig Klitzsch zu diesem moralischen Debakel seines Unternehmens öffentlich Stellung nehmen? Diese Genugtuung ist er den geschädigten und betrogenen Autoren zum mindesten schuldig.

Schnipsel von Peter Panter

Wenn die Maschinen, die die Menschen so im Lauf der Zeit erfunden haben, nun auch noch funktionierten: was wäre das für ein angenehmes Leben —!

*

Langweilig ist noch nicht ernsthaft.

*

Er trug sein Herz in der Hand, und er ruhte nicht, bis sie ihm aus der Hand fraß.

*

Die beste Übersetzung für puella publica, die mir bekannt ist, heißt: Vorfreudenmädchen.

*

Erwarte nichts. Heute: das ist dein Leben.

*

Es gibt Zeiten, wo es für den Schriftsteller, der da wirken will, nicht gut ist zu schreiben. Wo das Geklapper der Schreibmaschine nicht so wichtig ist wie das Tick-Tack des Maschinengewehrs. Doch tackt dieses nur nach, was jene ihm vorgeschrieben hat.

*

Man stelle sich vor, Friedrich Nietzsche wäre gestorben, ohne Angehörige zu hinterlassen. Und man stelle sich vor, Freunde hätten sein Werk in Obhut genommen. Und es käme dann eine Frau gegangen, eine Frau Förster, Lieschen Förster, die sagte: „Ich möchte das Nietzsche-Archiv verwalten!" — Was hätten die Freunde gesagt? Nichts hätten sie gesagt. Man hätte die Achseln gezuckt und geschwiegen; eine arme Person...

Nun aber ist Lieschen die Schwester. Und nun darf sie. Sie darf den Nachlaß Nietzsches, seine Briefe, seine Zettel verwalten und sie verwaltet sie so, wie wir wissen. Genutzt hat es ihr nichts. Nietzsche, der wahre Nietzsche, ist, hauptsächlich durch Andler, bekannt geworden — trotz dieses Archivs.

Aber ist dieses Urheberrecht nicht eine Schande — ein Recht, das geistige Werte wie einen Käseladen vererbt? Es ist eine Schande.

*

Wenn einer einen Tintenklex auf dem Kinn hat und damit ernste Sachen redet, dann färbt die Tinte auf das Ernste ab, und alle seine Argumente werden lächerlich. So kindisch sind wir Menschen.

*

Wenn einer nichts gelernt hat —: dann organisiert er.

Wenn einer aber gar nichts gelernt und nichts zu tun hat —: dann macht er Propaganda.

*

Das wird im nächsten Krieg ein reizvolles Schauspiel sein: die Rotarier-Clubleute der gegnerischen Länder zu sehn, wie sie als gute Patrioten treu zu ihren Fahnen stehn, bedauernde, aber grundsätzliche Erklärungen loslassen, und dennoch — und das tröstet ungemein — auch fürderhin gute Rotarier sein und bleiben werden.

Aber machen das schließlich die Katholiken anders —?

*

Wer lobt, wird selten nach seiner Aktivlegitimation gefragt.

*

Greift einer den Militarismus, eine große Zeitung oder Moskau an, dann wird unter den Schlägen der Verteidigung ein Stöhnen hörbar: „Er hat Gott gelästert!" Vorwurfsvolle Augen klappen zum Himmel auf: Eigentlich brauchten wir uns ja gar nicht zu wehren... denn er hat Gott gelästert.

Merk: Wer sich so mit dem Nebel des Mysteriums umgibt, wie alle diese, die es mehr oder minder begabt der katholischen Kirche nachmachen, der zeigt, daß seine Position bei voller Klarheit viel zu fürchten hat.

*

Der Amerikaner hält sich für den ersten Mann der Welt, weil er kein Farbiger ist.

Der Engländer hält sich für den ersten Mann der Welt, weil er Engländer ist.

Der Deutsche hält sich für den ersten Mann der Welt, weil er die Juden und die Franzosen haßt; was er selber ist, weiß er nicht genau.

So verschieden ist es im menschlichen Leben.

Tönende Wochenschau von Alice Ekert-Rothholz

Wenn der Mensch nichts mehr hat, hat er wenigstens Sorgen
und die schöne, tönende Wochenschau...
Wer wird uns diesen Winter das Kinogeld borgen?

Wir Leute, die abends ins Kino gehn
dürfen uns als Monumentalfilm besehn.
Magen flau. Zukunft grau.
Schau die schöne Wochenschau:
„Deutscher Heldenflieger kocht in Afrika unter lauter Kaffern
deutsches Apfelmus."
Wir sehn uns das an. Und bewundern es stumm.
Wir fliegen bloß raus... Und der fliegt noch rum!

Wir Leute, die abends ins Kino gehn
dürfen dort f. f. Wunder der Technik besehn.
Magen flau. Zukunft grau.
Schau die schöne Wochenschau:
„In Butter gebratener deutscher Erfinder erfindet den praktischen
deutschen Gasherd mit Musikvorrichtung."
Wir sehn uns das an. Und bewundern es stumm.
Wir sind so müde... Und die Technik rast rum!

Wir Leute, die abends ins Kino gehn
dürfen drei Heldenboxer pro Woche besehn.
Magen flau. Zukunft grau.
Schau die schöne Wochenschau:
„Meisterboxer (Produkt der deutschen Stahlwerke) haut USA.-Gegner
mit deutscher Stoßkraft."
Wir sehn uns das an. Und wundern uns stumm.
Wir sind doch knockout! — Und der boxt noch rum?

Wir Leute, die abends ins Kino gehn
dürfen dort deutsche Kriegssport-Bilder besehn.
Herzen grau. Zukunft grau.
Schau die schöne Wochenschau:
1. Modell-Panzerkreuzer. 2. Parademarsch. 3. Es kommt Hitler.
...„Klatsch doch mal —! Faabelhaft!"
Wir sehn uns das an. Und nicken ganz stumm...
Unserer modert in Belgien! — Und die proben rum!

Wir Leute, die abends ins Kino gehn
dürfen Deutschland in Prachtausgabe besehn.
Uns persönlich sinkt der Mut in die Hose.
Doch die Wochenschau hebt uns. Ins Ufalose.
Magen flau. Zukunft grau.
Wochenschau bleibt:
Heldenschau!

Bemerkungen

Am Telephon

Neulich hat der französische Ministerpräsident den deutschen Reichskanzler antelephoniert, um ihm mitzuteilen, daß er wegen einer Unpäßlichkeit Briands nicht zum ursprünglich vorgesehenen Datum nach Berlin kommen könne. Warum telephonieren eigentlich die europäischen Staatsmänner nicht viel häufiger miteinander —?

Da liegen nun die Hauptstädte Europas, eine von der andern immer nur ein paar Flugstunden entfernt. Und wie verständigen sich die Direktoren der Staatsverbände, die ja trotz allen Geschreis nur einen großen Klub bilden? Sie verständigen sich untereinander in einer Art, gegen die die Trommelpost der Neger eine höchst moderne und hervorragende Sache ist.

Welches Brimborium und welche Feierlichkeit, wenn sie einander etwas zu sagen haben! Da werden Botschafter in Bewegung gesetzt, diese Briefträger der Umständlichkeit, da gibt es Verbalnoten und schriftliche Noten und Konferenzen und ein Getue, das die braven Zeitungen, schmatzend und diese scheinbaren Neuigkeiten mit Wonne schlürfend, berichten. Und man stelle sich vor, die großen Konzerne, die ja an Wichtigtuerei auch nicht grade Schlechtes leisten, gestatteten sich diese Zeitverschwendung!

Das ginge zwischen den Staaten nicht anders? Diese höchst wichtigen und schrecklich geheimen Gespräche zwischen Brüning und MacDonald, zwischen MacDonald und Laval könnten abgehört werden? Aber die Trusts, deren Macht in Europa weit größer ist als die Macht dieser lächerlichen Staaten, telephonieren ja auch, und Gott weiß, daß auch dort der Verrat in allen Bureauzimmern blüht. Und es geht doch. Natürlich wird kein verständiger Mensch erwarten, daß sich die europäischen Staatsmänner am Telephon alles mitteilten, obgleich zum Beispiel eine telephonische Kriegserklärung („Hallo, Sie! — Von morgen ab ist Krieg") höchst reizvoll wäre. Warum telephonieren sie nicht?

Weil sie sich viel zu feierlich nehmen. Weil sie noch immer glauben: England, das sei eine schier religiöse Sache, und Deutschland, das sei ein Heiligtum, und Frankreich, das sei eine Kultstätte. Macht euch doch nicht in die Hosen! Es ginge uns allen viel besser, wenn die Staaten ihre wahre Rolle erkennen wollten. Noch aber leben sie, während einer Epoche, die die Gesättigten gern Frieden zu nennen belieben, in einem latenten Kriegszustand. Welches Theater, wenn einer den andern besucht! Darunter liegen dann Streichholz- und Petroleumgeschäfte sowie die allen gemeinsame Angst, der Arbeiter könne sich eines Tages mit Gewalt seinen Lohn nehmen, den sie ihm heute vorenthalten. Große Oper spielen die Staaten, mit Helden, denen die Strumpfbänder rutschen. Leider eine Oper mit tragischem Ausgang.

Ignaz Wrobel

Protest gegen „positiv"

Die ‚Brücke' des ‚Berliner Tageblatts' brachte vor einiger Zeit Äußerungen junger Menschen über sich, ihre Stellung im Leben und zur übergeordneten Generation. Ich habe da eine Wendung vermißt, die Wendung gegen jene, die uns immer wieder vorhalten, wir wären nicht „positiv" genug — wir trieben nur Opposition, Negation, anmaßende Kritik, wir wären zynisch, etcetera.

Zugegeben. Alles dies zugegeben. Aber weshalb sind wir denn so? Ich spreche für diejenigen, die vierundzwanzig, fünfundzwanzig, sechsundzwanzig Jahre sind. Unsre schönste Jungenszeit fiel in den Krieg; unsre Entwicklungsjahre in die Nachkriegszeit. Wir wurden in überfüllten Schulklassen unterrichtet, von Lehrern, die meistens überaltert waren, später von solchen, deren Kraft

in den Feldzügen verzehrt worden. Zuhause fehlten die Väter, manche blieben fort, manche kamen verwandelt zurück. Wir hatten viele entscheidende Jahre hindurch zu wenig zu essen. Als wir von der Schule kamen und auf die Universitäten gingen, waren alle Zustände immer noch verworren und nicht normal. Ein großer Teil von uns mußte seinen Lebensunterhalt in ungewohnter Nebenbeschäftigung verdienen und konnte nur die karge Freizeit zu seiner fernern Ausbildung verwenden. Wir habens geschafft. Wir haben unsre Examina gemacht und unsre Lehrzeit beendet. Wir stehen jetzt in dem Augenblick, wo wir anfangen müßten, zwei- bis dreihundert Mark monatlich zu verdienen, um uns etwas regen zu können. Wir möchten jetzt einen dritten Anzug kaufen und regelmäßig zu Mittag essen. Wir möchten jetzt in einem Beruf, der uns Freude macht, etwas leisten. Deshalb haben wir uns durch viele Jahre so angestrengt. Aber alles war offenbar vergeblich.

Ich spreche für die bürgerliche und akademische Jugend. Wie schlecht es der proletarischen geht, davon mögen andre zeugen. Aber auch uns geht es schlecht. Tausende von ausgelernten Kaufleuten laufen ohne Anstellung herum. Den Ingenieuren, den Chemikern geht es nicht anders. Wer reagiert auf die Not der Juristen? Was sollen eigentlich die siebentausend Philologen anfangen, deren Zukunft aussichtslos erscheint? Überall werden Türen zugeschlagen: Kein Platz! Kein Platz! Kein Platz!

In einer mittlern Stadt der Provinz Hannover sind im vorigen Herbst zwanzig junge Leute dieses Alters aus sogenanntem guten Hause, die alle etwas gelernt und ordentliche Zeugnisse erhalten hatten, nach Kanada ausgewandert, weil es unmöglich war, für sie ein berufliches Unterkommen zu finden. Diesen Leuten konnten die Familien noch ein kleines Kapital für den Anfang vorschießen. Die meisten von uns aber hocken wieder bei den Eltern mit den jüngern Geschwistern zusammen, ihnen und sich selber zur Last, ohne Beschäftigung, ohne Bewegungsfreiheit, oft ohne ein eignes Zimmer. Welch eine Summe von Energie wurde aufgewandt und scheint jetzt völlig sinnlos vertan! Wieviel Fähigkeit, Können, Intelligenz liegt brach und geht langsam vor die Hunde. Wieviel Lebenswille, Mut, Elan wird planmäßig zerstört!

Und da wirft man nun der Jugend vor, daß sie es zum Beispiel mit der Liebe nicht so genau nähme, wie es frühere Generationen getan. Mein Gott, was bleibt den jungen Leuten zwischen Zwanzig und Dreißig denn, welche Freude bleibt ihnen, die überall überflüssig sind, die nicht arbeiten dürfen und kein Geld verdienen, wenn nicht die Freude am andern Geschlecht, die allein — Gott sei Dank häufig — noch nichts kostet.

Man wirft der Jugend vor, sie habe zu wenig Staatsgesinnung, sie sei radikal, sie hätte nicht die

richtige Achtung vor dem Leben andrer. Aber wie soll sie denn diesen Staat bejahen, in dem sie so ein Dasein führt! Was tut der Staat für uns? Er erfindet nur immer neue Schikanen, um uns von den Stellungen zurückzuhalten, die wir auf Grund unsrer Arbeiten und Leistungen jetzt einnehmen müßten. Was tut er für eine Jugend, die mehr aus eigner Kraft fertig bekommt, als je eine Jugend zuvor? Er schlägt vor jedem Beruf die Türen zu und läßt uns draußen stehen. Was tut die Wirtschaft? Das Gleiche! Wir möchten wohl mitarbeiten. Man läßt uns aber nicht. Wir sollen Werte anerkennen, die für uns nicht gelten und deren wir nicht teilhaftig werden dürfen? Wir sollen nicht kritisieren, protestieren, wir sollen nicht Sturm laufen? Wir sollen Achtung haben vor dem Leben andrer? Wer hat Achtung vor unserm Leben? Wer hilft uns? Wer kümmert sich um uns?

Man predige uns nicht! Man ermahne uns nicht! Man gebe uns Platz und Arbeit! Dann werden wir von selber „positiver" werden. Wenn aber auch weiterhin nichts geschieht, werden die Zusammenrottungen nicht aufhören, wird die Verwilderung, die doch nur Verzweiflung ist, ins Maßlose wachsen. Wir haben Unsagbares ausgehalten. Aber auch die Nerven jener Besonnenen unter uns, die jetzt noch schweigend die Zähne zusammenbeißen, sind irgendwann einmal zu Ende.

Julius Lothar Schücking

Das ewige Butterbrot

Die Menschheit träumt seit Jahrtausenden. Ihre Sehnsucht hat Flügel, die den Äther durchbrausen. Das pochende Herz gebar den Menschen das Wort; Geist und Gefühl formten es zu Mythen, Märchen und Legenden. Schwäche und Hingabeverlangen erfanden die Gottheit, fröstelnde Unbeholfenheit dem Leben gegenüber den Zauber und jäh verlangende Wünsche das erfüllende Wunder. Es wurden die Siebenmeilenstiefel erdacht und das Flugzeug des Ikarus, das Wunschhütlein, der unsichtbar machende Ring und andres. Sie blieben schöne Phantasie. Bis schließlich der Geist unsrer Zeit die in ihnen inkarnierten Ideen auf ihre technische Verwendbarkeit prüfte und Erfindergenies den letzten Schritt zu ihrer Verwirklichung durch Stahl und Kupfer, Dampf und Strom taten. Manches Märchen ist noch immer Märchen, so das vom Tischlein deck dich.

Da hat ein wiener Ingenieur ein ewiges Zündhölzchen erfunden, ein Zündhölzchen, das, im Gegensatz zu den häufig nachzufüllenden, häufig versagenden Taschenfeuerzeugen, ewig entzündbar ist, ohne sich abzunützen oder zu versagen. Man streicht es an, es brennt, man verlöscht es, streicht es wieder an und so in alle Ewigkeit.

Wichtiger als seine Gefährlichkeit für Kreuger ist die Frage seiner sozialwirtschaftlichen Bedeutung für anonymere Zeitgenossen.

Was nützet mir das schönste ewige Zündholz, wenn, beispielsweise, die Tabaksteuergesetzgebung mich allmählich daran hindert, mir eine Zigarre anzustecken, und was nützet das ewige Streichholz den vielen Andern, die infolge Arbeitslosigkeit nicht in der Lage sind, den Herd zu heizen und eine Suppe zu kochen. Kurz gesagt: der Erfindergeist hat eine unumgängliche Stufe logischer Entwicklung übersprungen. Dem ewigen Streichholz hätte unbedingt das ewige Butterbrot als Tischlein-deck-dich-Ersatz vorangehen müssen. Man beißt ab und, ehe noch der Bissen verschluckt ist, hat sich das bestrichene Brot wiederum ergänzt und gerundet.

Tja ... das ewige Butterbrot, das wäre eine Sache! Man erwäge doch den Umsturz auf gastronomischem Gebiet, von den sozialen Auswirkungen gar nicht zu reden. Ob Popper-Lynkeus die Brücke von solcher Utopie zur Wirklichkeit ahnte, ob die Sowjet-Russen auf dem richtigen Wege sind — wer wollte das so schlankweg entscheiden! Aber, gäbe es so ein ewiges Butterbrot, dann, ja ... dann wäre das ewige Streichholz etwas ganz Herrliches, weil der gefüllte Magen Muße und Geld für Wärme und Genuß und vor allem natürlich für die Kosten des ewigen Streichhölzchens sparen ließe. So aber: die wiener Erfindung gleicht dem Fasse der seligen Danaiden, die es ewig zu füllen versuchten, ohne Erfolg, weil der Boden ein Loch hatte. Wir werden das Streichholz ewig anstreichen, aber bald vielleicht nicht wissen, was wir damit anheizen und kochen sollen. Friedrich Hebbel drückte sich lapidarer aus: „Bald fehlt uns der Becher, bald fehlt uns der Wein".

Felix Langer

Nun muß sich alles, alles wenden!

Ob es logisch ist, daß man als Pazifist der Jagd huldigt, darüber werden die Ansichten auseinander gehn. Nützlich kann es jedenfalls sein, weil man auf die Weise auch Zeitschriften zu Gesicht bekommt, die ein gewöhnlicher Sterblicher nicht zu lesen pflegt.

Da hat ein Herr Gerlich eine angeblich sensationelle Erfindung auf dem Gebiet der Schießtechnik gemacht. Er will entdeckt haben, wie man die Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse für Infanteriegewehre und Geschütze sowie die für Torpedos bis auf 3000 sek/m steigern könne. Bisher ungeahnte Möglichkeiten ergeben sich für die Vermehrung des Mordradius in einem kommenden Kriege.

Die ‚Deutsche Jägerzeitung' (Nr. 32) bemerkt zu der Gerlichschen Erfindung:

„Wenn die Erfindung so ist, wie sie Herr Gerlich darstellt, könnte man nur wünschen, daß wenigstens der neue Panzerkreuzer noch mit Gerlichschen Ultrageschützen bestückt und mit Ultratorpedos ausgerüstet würde. Wir hätten dann mit dem kleinen Kahn, der es schon beim Taufakt so eilig hatte, die Überlegenheit zur See, und die ganze Weltpolitik bekäme ein andres Gesicht."

Der alte Fritz Reuter würde gesagt haben: „Daß du die Nase ins Gesicht behältst!"

Also wenn ein deutsches Schiff mit Ultrageschützen und Ultratorpedos ausgestattet würde, so hätten wir die Überlegenheit zur See, trotz der uns verbotenen U-Boote und Militärflugzeuge, und die Weltpolitik bekäme ein andres Gesicht.

Im Kriege hatten wir die weittesttragenden Geschütze, so daß wir Paris aus 130 Kilometer Ent-

fernung beschießen konnten. Es ist uns nicht erinnerlich, daß dadurch der Krieg ein andres Gesicht bekommen hätte.

Aber in Zukunft wird das natürlich anders werden, falls Herr Gerlich und die Gelehrten der ‚Deutschen Jägerzeitung' recht haben. Unsre Staatsmänner brauchen ihre Köpfchen nicht mehr anzustrengen. Mit Ultrageschützen und Ultratorpedos wird Deutschland eine Ultra-Weltpolitik machen.

Deutschland braucht nicht zu verzweifeln. Es hat nicht bloß Adolf Hitler, es hat auch Herrn Gerlich mit 3000 sek/m Anfangsgeschwindigkeit. Deutschland ist erwacht. Die andern können sich schlafen legen, zum ewigen Schlummer.

H. v. Gerlach

Zeddies

Zeddies, ich duze dich nur aus Spaß. Zeddies, du mußt eins auf den Hut bekommen. Zeddies, du hast im Septemberheft der ‚Koralle' einen Aufsatz veröffentlicht ... über den guten Witz und seine Theorie. Sowas lese ich leidenschaftlich gern. Denn wenn ernste Männer der Wissenschaft humoristische Gefilde betreten, dann weht die Luft von Sargmagazinen, und das gibt einen prickelnden Reiz. Ach, Zeddies, du weltfremdes Wesen, mit Ach und Krach hast du etwas mehr als ein Dutzend gute Witze zusammengekratzt, über die meine fünfjährige Nichte keine Miene verzieht, weil sie ihr zu schimmlig sind, und über die unsereiner schon wieder lächelt ... ob der Zumutung, daß man darüber lachen soll. Angenommen, es gibt zweitausend gute Witze — warum, o Zeddies, zitierst du vierzehn oder fünfzehn mittelmäßige und trotz Patina unveredelt gebliebene? Weil es auf deinen intellektuellen Schwatz ankommt und nicht aufs Beispiel. Aha. Warum aber, o Zeddies, zitierst du genau die gleichen, wortwörtlich die nämlichen Witze, die Siegmund Freud in seiner Abhandlung „Der Witz" (Franz Deuticke 1925) bereits abgedruckt und unbarmherzig zerpflückt hat? Warum, o Zeddies? Das ist sowohl armselig, o Zeddies, als auch unstatthaft, o Zeddies. Das ist doch einfach geklaut, o Zeddies. Und weil ich einem ernsten Manne der Wissenschaft keinen Diebstahl zutraue, halte ich dich für ein Pseudonym Siegmund Freuds, der sich auch einmal einen kleinen feuilletonistischen Nebenverdienst schaffen wollte. Herr Professor, tun Sie das nicht wieder. Sie haben es nicht nötig.

Hans Reimann

Zu diesem Devaheim

Die Hilfsgelderkasse wurde geführt
Von wahren Christen und Frommen —
Erfahren hat nie die linke Hand,
Wieviel die rechte genommen.

Heinrich Heine,
Deutschland, Kaput XXI

Der Menschenfreund

Das war in Tschatschak, Westserbien. Der Herr Protopope, Propst, sagte mir:

„Ich lese mit Verwunderung Eure Blätter — wie unduldsam Ihr seid dort in Deutschland. Es gibt Chauvinisten bei Euch, Antisemiten. Bei uns, siehst du, ist

dergleichen unbekannt; hier gibt es keinen Haß."

„Und habt Ihr viele Juden hierzulande?"

„Nein, Kindchen. Der letzte ist vor mehr als 120 Jahren getötet worden."

Roda Roda

Schaubude anno 2000

Leute, hier seht ihr in der Tat,
was man noch nie gesehen hat!
Nur näher! Die größte Attraktion!
Ihr lacht euch krank und wieder gesund —

Ihr seht den Dünkel in Potenz,
die Dummheit in Quadratessenz,
ihr seht die Blüte der Nation
mit völlig totalem Gedankenschwund —.

In einer Box, umzäunt von Draht,
seht ihr den deutschen Studienrat!

Das ist der Mann, der die Jugend verhetzte,
mit seinem Geifer Völker benetzte,
der Gift in junge Adern spritzte,
mit heimlichem Haß die Gemüter erhitzte!

Er hat mit der sanftesten Miene der Welt
sich selber als Unschuldslamm hingestellt.

Er war der Feldwebel in Zivil.
Er hat mit Stock und Arrest gezüchtigt.
Er hat in wehr- und mannhaftem Spiel
die Kinder zum nächsten Mord ertüchtigt.
Er hat geschürt und hat gewütet,
und hat nationale Güter gehütet . . . .
Er war der Bazillus im Volke. Und sacht
hat er Studienräte für morgen gemacht.

Nun sitzt er in vergittertem Loch
und ist ungefährlich und zahm.
Er spielt mit Soldatchen und Kinderkram,
einer kleinen Kanone mit richtiger Lafette —

Er darf nur noch spielen. O wenn man doch
das schon früher veranlaßt hätte!

Heinrich Vola

Pietät

Statt Karten
Sanitätsrat
Dr. Nicolaus Hess
Liesel Hess geb. Haymann
Witwe des Kommerzienrats
Joseph Baum
Vermählte.

‚Frankfurter Zeitung'

No violence

Zwei Juden stehen auf der Landstraße vor einem Felsblock, der den Weg versperrt. Zaghaft und ratlos. Kommt ein blonder Hüne daher, stemmt sich gegen das Hindernis und macht die Bahn frei. Die Beiden stehen einen Augenblick sprachlos, und dann der eine zum andern: „Ja — mit Gewalt!"

Liebe Weltbühne!

Ein bekannter berliner Lyriker leidet, wie das in diesem Fach vorkommen soll, so heftig an schmutzigen Händen, daß er sich kein Smokinghemd zumachen kann, ohne es völlig zu beschmutzen. Aus diesem Dilemma half ihm ein Gönner in wahrhaft chaplinscher Weise: er ließ ihm Hemden konstruieren, die auf dem Rücken zuzuknöpfen sind.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Rote Studentengruppe. Schulungskurs. Mittwoch 20.00. Bräustübl Hankestr. 4, U-Bahn Schönhauser Tor.

Hamburg

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Alle Zuschriften werden erbeten an Kurt Zornig Altona-Stellingen, Steenwirstr. 22. H 4 Norden 5640.

Leipzig

Weltbühnenleser. Jeden 2. Montag Diskussionsabend im Lehrervereinshaus, Karmerstr. Nächster Abend am 21.

Bücher

André Siegfried: Die englische Krise. S. Fischer, Berlin.
Carl Steuermann: Weltkrise — Weltwende. S. Fischer, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Königswusterhausen 18.00: Gegenwartsfragen der Kunst, Paul Westheim. — Berlin 18.10: Alfred Wolfenstein liest eigne Kurzgeschichten. — Leipzig 18.50: Pol von Reinhold Goering. — **Donnerstag.** Berlin und andre Sender (aus Genf): Fidelio von Beethoven, Dir. Weingartner. — **Freitag.** Berlin 18.00: Berliner Bänkelsang, Hans v. Zwehl. — Breslau 18.05: Die Zeit in der jungen Dichtung. — Langenberg 20.00: Gnadenbrot und Die Kleinstädterin von Turgenjew. — **Sonnabend.** Berlin 16.05: Seltsame Reiseerlebnisse, M. M. Gehrke und E. Lubranyi. — 18.30: Die Erzählung der Woche, Friedrich Burschell. — **Sonntag.** Berlin: Stunde mit Büchern und Schallplatten, Hans Reimann.

Antworten

Deutsche Zeitung. Von dir kann man allerhand lernen. Zum Beispiel, wie man den Gegner möglichst infam verunglimpft. In deiner Ausgabe vom 1. September teilst du mit, daß durch die Calmette-Erkrankungen Lübeck bis jetzt 331 000 Mark Unkosten erwachsen seien. Schön und gut, es ist ja auch nicht mehr als richtig, daß Lübeck für die Opfer dieses Unglücks aufkommt: es war ein städtisches Krankenhaus und es waren städtische Ärzte. Wie aber heißt die Überschrift dieser Meldung? „Lübeck zahlte 331 000 Mark für Calmette"! Das soll also heißen, Herr Calmette ist schuld an der lübecker Katastrophe. Woher weißt du das denn? Dir wird doch nicht unbekannt sein, daß in vielen andern Fällen das Präparat ohne Schädigung angewandt worden ist. Diese Notiz kann nun nicht etwa so ausgelegt werden, als seiest du gegen den Impfzwang, und da Herr Calmette fürs Impfen sei, könne man ruhig behaupten, er habe dem Senat so viel gekostet, — das stimmt ja nicht, du bist ja Anhänger des Impfzwangs. Was bleibt also übrig? Der übelriechende Versuch, einen Forscher zu beschimpfen, nur weil er zufällig Franzose ist. Wäre das mit einem deutschen Präparat passiert, du würdest die Schuld bei den Ärzten suchen. Aber warum sich um Untersuchungsergebnisse kümmern: wenn ein Franzose da ist, dann haben wir ja den Sündenbock und alles andre ist egal. Wir möchten nur sehn, wie du schäumtest, täte das im umgekehrten Fall eine französische Zeitung. Wie muß es doch um deine Leser bestellt sein, daß sie dir den Dreck deiner Rotationsmaschinen noch nicht vor die Füße geworfen haben. Aber sie sind ja allerhand gewöhnt. Wenn man die Kommunisten ordentlich durchprügele, dann würde in kurzer Zeit der ganze bolschewistische Spuk verflogen sein, das konntest du neulich verkünden, ohne daß die Druckmaschinen sich geweigert hätten, diesen haarsträubenden Unsinn durchzulassen. Das muß eine Sorte von Dickschädeln mit ganz besonders gutem Magen sein, die solche politischen Dilettantismen und solche Verleumdungen schluckt, ohne Brechreiz zu verspüren.

Schriftsteller. Der von der Opposition im Schutzverband Deutscher Schriftsteller gewählte Arbeitsausschuß hat an Jacob Schaffner das nachstehende Schreiben gerichtet: „Sehr geehrter Herr Schaffner! Im Auftrag des Arbeitsausschusses der Opposition im Schutzverband deutscher Schriftsteller (Ortsgruppe Berlin) teile ich Ihnen mit, daß die am 2. September 1931 im Café Wittelsbach abgehaltene Versammlung der Opposition, zu der auch Sie eingeladen wurden, nach dem Referat des Kollegen Erich Mühsam (‚Unsre Stellung zu Jacob Schaffner') mit vierzig Stimmen, bei vier Stimmenthaltungen, folgende Entschließung angenommen hat: ‚Der erste Vorsitzende des SDS, Ortsgruppe Berlin, Jacob Schaffner, hat das Vertrauen der Mitglieder, als deren Kandidat er gewählt wurde, getäuscht. Er ist infolgedessen nicht mehr Vertrauensmann der Opposition.' Indem ich Ihnen die Entschließung mitteile, ersuche ich Sie, die entsprechende Erklärung, die Sie, wie die Opposition dies bestimmt erwartet, abgeben werden, nicht nur dem Hauptvorstand des SDS, sondern auch der Opposition, die ursprünglich Ihnen das Mandat eines Vorsitzenden anvertraute, schriftlich einsenden zu wollen. Um Ihnen die entsprechende Erklärung zu erleichtern, teile ich Ihnen des weiteren mit, daß die Opposition die Stelle des ersten Vorsitzenden bereits als vakant betrachtet und für die kommende außerordentliche Generalversammlung eine andre Kandidatur vorgenommen hat. Mit Hochachtung. I. A.: Olga Halpern."

Hamburger. In deinem Hagenbeck-Zoo sind „Kanaken, die letzten Kannibalen der Südsee" zu sehen. Man hat sie von der pariser Ko-

lonial-Ausstellung hierher „engagiert". Und dies Engagement kam so zustande: Die Kanaken sind nach Europa gelockt worden und sollten auf der Kolonialausstellung als Delegierte ihres Landes fungieren. Aber bereits in Marseille nahm man ihnen ihre europäische Kleidung ab, die sie in ihrer Heimat außer bei der Arbeit ständig tragen, und steckte sie in Phantasielappen: schwarze zerlumpte Turntrikots und weiße rotbedruckte Chiffontücher wurden ihnen um Kopf und Hüften gehängt, und so mußten sie, fast alle barfuß, Postkarten verkaufen, schnitzen, tanzen, um die Wette laufen, Speere werfen und sich von all und jedem besehen und befühlen lassen. Von Paris aus wurden sie auf Grund eines „Vertrages", den niemand von ihnen je gesehen hat, in drei Gruppen nach Deutschland gebracht, und eine Gruppe hilft nun in Hamburg Herrn Hagenbeck, die Kassen zu füllen. Auch dort müssen sie sich so benehmen, als seien sie „Kannibalen", dabei sind die meisten von ihnen getauft, und alle sprechen französisch. Abgesehn also davon, daß hier das Publikum betrogen wird: es wird da mit Menschen Schindluder getrieben, die an ein wärmeres Klima gewöhnt, sich als halbnackte Wilde aufführen müssen. Kein Wunder, daß alle husten, einer liegt im altonaer Krankenhaus und spuckt Blut. Der Sklavenhandel ist zwar abgeschafft, aber was ist das hier andres? Man lockt die Menschen aus ihrer Heimat unter falschen Versprechungen nach Europa, schleppt sie mir nichts dir nichts von einem Ort zum andern und stellt sie den weißen Gaffern zur Schau. Wann endlich wird das Publikum von diesen geschmacklosen Schaustellungen, die noch dazu ein völlig verlogenes Abbild der Wahrheit geben, genug haben? Uns scheint, die Herren Hagenbeck und Konsorten kennen ihre Leute. Und um diesen möglichst oft und möglichst billig solche Sensationen bieten zu können, schrecken sie nicht einmal vor Mitteln zurück, die man auch dann als Freiheitsberaubung und Körperverletzung bezeichnen muß, wenn zwischen den Veranstaltern und irgendeiner „Société", von der nichts Näheres zu erfahren ist, ein Vertrag über das Auftreten der Kanaken geschlossen worden ist. Menschen sind keine Ware, und den Herren Hagenbeck & Co. würde es wohl wenig recht sein, wenn man sie im afrikanischen Busch den staunenden Negern zur Schau stellen würde.

Hans Henning Freiherr Grote. Sie stimmen im ‚Berliner Lokal-Anzeiger' vom 30. August ein Klagelied über die Bevorzugung der „Zivilisationsliteratur" durch die deutschen Verleger an und meinen, das Publikum wolle das nicht mehr lesen. Es könne nicht von einer Geistesnot die Rede sein, sondern nur von einer Geistesdämmerung. Und diese Geistesdämmerung „wird den Dichtern und Künstlern zugute kommen, die bislang zugunsten einer blutleeren Zivilisationsliteratur noch unbeachtet blieben oder nur über einen geringen Anhängerkreis verfügen". Nun, wer so schamhaft sich selbst anpreist, dem muß Belohnung zuteil werden. Verleger, an die Front! Laßt Herrn Gote auch ein bißchen mitverdienen.

Egon v. Kapherr. Über das Buch „Renegaten" irgendeines Herrn Waldemar Damer, das die Gebietsabtrennungen im Osten zum Thema hat, schreiben Sie im ‚Stettiner Generalanzeiger' vom 30. Mai eine schäumende Besprechung, in der sie es dem Wilson, den Franzosen und den Polen aber ordentlich geben. Dies Geschrei ist man gewöhnt und es interessiert kaum noch. Aber dort steht etwas, das müßte eigentlich eine bestimmte amtliche Stelle interessieren. Es heißt da: „... der Hauptlump lebt noch, ist nicht, wie die Rache der Gerechtigkeit verlangt, von wütenden Fäusten deutscher Männer zum Fenster hinausgefleddert, dem französischen ‚ami' nach ... lebt. Andre anständige deutsche Männer, die Vaterland und Ehre liebten, verteidigten, starben unter polnischen Schüssen, polnischen Schlägen — Es

kommt die Vergeltung. Noch ist nicht aller Tage Abend. Und Volksgericht wird keine Amnestie kennen. Verrat am Vaterlande, an der eignen Sippe und Stadt. Renegaten. Wir verstehen den Polen, den Franzosen, wenn er sich vergißt, wenn er Narr wird aus Patriotismus. Aber — wir verstehen den Renegaten nicht. Dem Narren die anständige Kugel. Dem Renegaten den Strick". Uns interessiert hier nicht, wen Sie da aus Neutomichel, denn um diesen Ort handelt es sich, meinen. Wir finden nur, daß hier eine derart unverblümte und unverhüllte Aufforderung zum Mord vorliegt, daß man eigentlich erwarten müßte, ein Staatsanwalt kümmere sich darum. Aber da werden wir wohl lange warten können. Aufforderung zum Mord ist bei uns nur strafbar, wenn sie auf der Linken ausgesprochen wird. Oder aber sollte der zuständige Staatsanwalt sich die Argumentation von Ihnen zu eigen gemacht haben? Sie schreiben ja selber, man könne verstehn, wenn einer „Narr wird aus Patriotismus". Diese schöne Selbsterkenntnis ehrt Sie, und der Schluß liegt nahe, daß die Staatsanwaltschaft Ihnen deshalb Straffreiheit zubilligt.

Lehrer. In dem griechischen Lese- und Übungsbuch für den Anfangsunterricht „Palaistra", Ausgabe B, Herausgeber Oberschulrat Doktor Weygand, findet sich auf der Seite 42 ein Satz, der in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautet: „Wer zu leben begehrt, versuche zu siegen. Denn es ist Sache der Sieger zu töten, der Unterlegenen aber zu sterben. Und wenn jemand nach Reichtümern strebt, suche er zu herrschen. Denn es steht in der Macht der Sieger, sowohl ihre eigne Habe sich zu erhalten als auch die Besitztümer der Unterlegenen wegzunehmen". Ein ebenso stilistisch wie inhaltlich schöner Satz, den du deinen Schülern da beibringen sollst. Der Herr Oberschulrat ist immerhin ehrlich, er umkleidet die imperialistischen Raubzüge, genannt Kriege, wenigstens nicht mit dem üblichen Phrasenschwall, sondern nennt das Kind beim rechten Namen. Diesen Satz könnte, nur besser stilisiert, ein Pazifist erfunden haben, um den Sinn des Krieges zu kennzeichnen. Die Herren Schulbuch-Verfasser scheinen noch niemals die Reichsverfassung gelesen zu haben. Da steht nämlich was über „Erziehung im Sinne der Völkerversöhnung". Unsrer Erinnerung nach ist dieser Artikel der Verfassung noch nicht durch eine Notverordnung außer Kraft gesetzt worden. Aber was kümmert diese Sorte Pädagogen das. Es wird fröhlich weiter gehetzt, und diese sogenannten Erzieher genieren sich nicht, Schulkindern die Ansichten von Räubern und Mördern über Leben und Eigentum ihrer Mitmenschen beizubringen, und das alles im Geiste des Humanismus, dem ja angeblich der griechische Unterricht dienen soll.

Politischer Häftling. Im Tribunal-Verlag, Berlin, ist eine Broschüre erschienen „Deine Verteidigung vor dem Schnellgericht". Besorg sie dir für zehn Pfennige, sie wird dich vor manchen Überraschungen bewahren.

Frankfurt a. M. Die bisher angegebene Adresse der frankfurter Weltbühnenleser stimmt nicht mehr, sie lautet jetzt: A. Kl. Frankfurt-Main-Süd, Postamt 10, postlagernd.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Der Pfrimer-Putsch von Ernst Fischer

Es ist für einen Menschen jenseits der österreichischen Atmosphäre nicht leicht, diese Mischung von Dummheit und Niedertracht, von Hirnlosigkeit und Hintergründigkeit, von Größenwahn und Perfidie vollkommen zu verstehn, hinter den plumpen Marionetten der „starken Hand" die leisen Hände der Marionettenspieler, hinter den Tölpeln Pfrimer und Starhemberg die klugen Intriganten der Konterrevolution, hinter der Posse des Putsches den Schatten des Staatsstreichs zu sehn. Jenseits der österreichischen Atmosphäre, in der die Schlamperei gefährlich organisiert, die Lächerlichkeit höchst bedrohlich, die Gemütlichkeit höchst gewalttätig ist, in der die Wirklichkeit stets dem Anschein ein Schnippchen schlägt und eine Aktion erst beunruhigend wird, wenn sie bereits zusammenbrach, jenseits dieser gespenstischen Biedermeierei wird man meinen, die Staatsgewalt habe den Putsch liquidiert, die Regierung habe die Ruhe hergestellt, ehe sie ernstlich gestört worden war. Man wird sich vielleicht ein wenig wundern, daß die Heimwehr auseinanderlief, ohne daß die Gendarmerie, die Wehrmacht einen Schuß gegen sie abgegeben hatte, daß sie die Machtergreifung lediglich plakatierte, aber bereits in den Wirtshäusern zechte, als die Truppen einzogen, daß sie nirgends Widerstand leistete, sondern unter dem Schutz der Behörden in ihre Wohnungen heimkehrte. Man wird die Führer der Heimwehr für arme Gebirgsidioten halten und damit recht haben; nicht recht haben wird man, wenn man der österreichischen Formel glaubt: „Es war nix!" Denn auf diese Formel kann man in Oesterreich alles bringen.

Aber man kann sich von den Ereignissen nur ein Bild machen, wenn es ein Vexierbild ist. In veralteten Witzblättern und in der österreichischen Politik ist das Vexierbild eine traditionelle Einrichtung. Man sieht eine Landschaft und liest den Text dazu: „Wo ist der Gendarm?" In den Linien friedlicher Bäume, Wiesen und Wolken wird man ihn finden, wenn man das Bild geduldig hin- und herdreht und weiß, daß jede Linie doppelt gilt. Ein solches Vexierbild war der steirische Heimwehrputsch; und der Text dazu lautet: „Wo ist der Sinn in diesem Unsinn?"

Um zwei Uhr morgens erfuhr man in Wien, daß die steirische Heimwehr einen Putschversuch unternommen habe. Sollte man diese telephonische Meldung ernsthaft beachten, sollte man sie nicht als Mystifikation abtun und zu Bett gehn? Die Heimwehr ist längst keine Macht mehr, vielleicht ist es irgendwo zu einem lokalen Zusammenstoß gekommen — denn daß Pfrimer vor einiger Zeit einen Putsch angekündigt hatte, hielt man für eine der landesüblichen Großsprechereien. Aber, so komisch es ist, die Meldung wird von allen Seiten bestätigt, um drei Uhr morgens gibt es keinen Zweifel mehr, daß in der Steiermark, in dem Gebiet der Alpine-Montan-Gesellschaft, sozusagen geputscht wird. Die Regierung ist alarmiert; sie

verspricht, in wenigen Stunden den Aufstand niedergeworfen zu haben, die Staatsgewalt zu mobilisieren und den ausländischen Kreditoren zu beweisen, daß Oesterreich ein ordentliches Land ist. Um sechs Uhr morgens wird der Republikanische Schutzbund, die Wehrorganisation der sozialdemokratischen Partei, in ganz Oesterreich bereitgestellt; zu gleicher Zeit erklärt die Regierung, Gendarmerie und Wehrmacht seien gegen die Heimwehr aufgeboten worden. Unterdessen hat man erfahren, daß in den meisten obersteirischen Ortschaften die Bürgermeisterämter und die Gebäude der Bezirkshauptmannschaften besetzt, daß überall Maschinengewehre in Stellung gebracht wurden. Die Telegraphenämter jedoch funktionieren; wir sprechen telephonisch mit den Führern der obersteirischen Arbeiterschaft, mit jedem sozialdemokratischen Arbeitersekretariat ist mühelos eine Fernverbindung herzustellen. Das ist die Situation um sechs Uhr morgens; ein sonderbarer Putsch! Eine besoffene Stammtischrunde ist aus dem Schlagwort unversehens in die Aktion geraten. Anstatt mit ihren Ehefrauen wollen die Hahnenschwanzmänner mit den politischen Gegnern handgemein werden.

Etwas mehr als drei Stunden fährt man von Wien nach Bruck; bis zur steirischen Grenze hält man den Putsch für eine Privatangelegenheit Pfrimers. Mein Begleiter zweifelt überhaupt an der Realität der Ereignisse; es wird sich herausstellen, meint er, daß das Ganze ein Nachtmanöver der Heimwehr ist, eine kleine Provokation, sonst nichts. Immerhin traut auch er dem Pfrimer einen Exzeß der Dummheit zu; der Mann ist eine tragikomische Figur. Die Politik ist für ihn Flucht aus dem Privatleben; in der kleinen Stadt, wo er Advokat ist, stehn die Ehebetten mitten auf dem Marktplatz. Jeder weiß, daß die Ehe des Heimwehrführers in keiner Weise funktioniert, daß er von der Diktatur träumt wie ein Gymnasiast von kolossaler Unzucht. Vielleicht will Pfrimer endlich einmal seiner Gattin imponieren; für ihn Grund genug, einen Putsch zu machen. Aber ist es auch Grund genug für seine Gefährten, die ja gewiß Dummköpfe, aber doch nicht so gottverlassen sind, ohne Rückversicherung, ohne Ziel und Plan blindlings auszuschwärmen, Eintagsfliegen der Konterrevolution? Freilich unterschätzt man die Dummheit dieser alpinen Condottieri immer wieder, hält man oft für undurchsichtig, was nur vertrottelt ist, aber irgendwo endet die Dummheit, beginnt die Politik.

Jenseits der Grenze wird uns die Sache unheimlich; da stehn bei jeder Bahnstation bis an die Zähne bewaffnete Heimwehrleute und halten Maulaffen feil. Teilnahmslos stehn sie in der Landschaft herum und warten, was daraus entsteht; es entsteht jedoch nichts daraus, in seinem beschaulichen Eigenleben spielt der Putsch mit sich selbst, betrachtet er, wie Narziß, eitel und erstaunt sein Spiegelbild in den Alpenbächen. Da und dort wird ein Automobil aufgehalten, da und dort ein Bürgermeister verhaftet und wieder freigelassen, nicht ein einziges Telegraphenamt wurde besetzt, nicht ein einziger Führer der Arbeiterschaft gefangen genommen, die Eisenbahnen fahren wie sonst, Sonntagsausflügler lassen sich

nicht stören, mit aufgepflanztem Bajonett wartet die Heimwehr auf die Fortsetzung der Aktion. Und diese Operettenhaftigkeit, diese Konsequenzlosigkeit, dieses kindische Nichtstun beunruhigt uns immer mehr; irgend etwas stimmt da nicht, so dumm ist nicht einmal die steirische Heimwehr, daß sie glaubt, man müsse nur sagen: „Wir ergreifen die Macht!", um dann neugierig warten zu können, wie das ist, wenn man die Macht ergriffen hat. Irgend etwas stimmt da nicht; man ist in eine bewaffnete Idylle hineingeraten und nicht in einen bewaffneten Aufstand. Nun, in Bruck wird das anders sein, meinen wir; aber in Bruck ist überhaupt nichts. Einige Gendarmeriepatrouillen gehen in den Straßen umher und an den Wänden kleben Plakate: „Volk von Oesterreich! In höchster Not hat mich das heimattreue Volk Oesterreichs zum obersten Hüter seiner Rechte berufen ... Der Heimatschutz ergreift im Sinne seiner Grundsätze die Macht im Staate. Zur Sicherung seiner Bestrebungen rufe ich hiermit die gesamten heimattreuen Verbände unter die Waffen. ... Auf Grund des rechtlichen Nichtbestehens des Staates und der Staatsverfassung entbinde ich das Bundesheer, Polizei, Gendarmerie sowie alle öffentlichen Beamten und Angestellten ihres Diensteides. Gezeichnet: Dr. Walter Pfrimer." Und ein zweites Plakat: „Provisor. Verfassungspatent. Als Führer des Staates Oesterreich ordne ich an ..." Vor den Plakaten kleine Menschengruppen — und da und dort ein Heimwehrmann, der ostentativ friedliebend auf und ab spaziert und sich um die Ecke drückt, wenn er einen Vertrauensmann der Arbeiter sieht. „Was ist los?" „Die Heimwehr hat vor zwei Stunden Bruck verlassen und ist nach Leoben marschiert." Wurde sie von der Gendarmerie vertrieben? Keine Spur; die Gendarmerie ist erst eine halbe Stunde später gekommen. Das ist der Putsch in Bruck.

Um drei Uhr morgens ist die Heimwehr in Bruck einmarschiert, hat die Brücke und den Schloßberg besetzt. Am Abhang des Schloßbergs wurden einige einzelstehende Arbeiterhäuser überfallen und beschossen; ein Arbeiter war daheim, er hat sich mit seinem Gewehr gegen zwanzig Heimwehrleute verteidigt, hat sie davongejagt. Zwei Häuser, in denen nur Frauen waren, wurden erobert und um zehn Uhr vormittags wieder geräumt. Einige Arbeiter wurden mißhandelt, einige interniert; im Gebäude der Bezirkshauptmannschaft ergriff die Heimwehr die Macht, dem Arbeiterheim wich sie in weitem Bogen aus. Plötzlich verließ sie die Stadt, niemand wußte, warum; wesentlich später tauchte Gendarmerie auf. Der Republikanische Schutzbund stand bereit, brannte darauf, mit den Heimwehrleuten abzurechnen; telephonisch kam zum zehnten Mal die Meldung von der steirischen Landesregierung, daß Wehrmacht unterwegs sei. Von Graz nach Bruck fährt man eine Stunde; um drei Uhr nachmittags kamen die ersten Truppen in Automobilen. Sie blieben in Bruck, niemand wußte warum; in der Bezirkshauptmannschaft verhandelten die Behörden mit Heimwehrleuten in Zivil. Gaffend umstanden die Bürger von Bruck die Militärautomobile, die in Bruck blieben, obwohl aus Leoben (fünfzehn Schnellzugsminuten ent-

fernt) die Nachricht kam, daß dort ungefähr zweitausend Heimwehrleute konzentriert wurden. In Kapfenberg (fünf Schnellzugsminuten entfernt) wurde geschossen. Die Heimwehr griff das Arbeiterheim an, tötete zwei Arbeiter, zog sich zurück, als Gendarmerie kam, wurde von der Gendarmerie nicht verfolgt. In Bruck standen die Militärautomobile, rührten sich nicht von der Stelle. Zwei Dutzend Gendarmen führten gegen die Heimwehr Krieg, einen Krieg, der darin bestand, daß einer dem andern auswich, einer dem andern Schwierigkeiten ersparten. Nur in Pernegg, einer kleinen Ortschaft bei Bruck, ging die Gendarmerie energisch und in Massen vor; dort hatten zwölf Heimwehrleute die Macht ergriffen. Sie wurden von hundert Arbeitern umstellt, in einem Gebäude zerniert. Kurz darauf tauchten zweihundert Gendarmen auf, verjagten die Arbeiter, ernannten die Heimwehr zur staatlichen Notpolizei; kein Schuß ist in Pernegg gefallen.

Aus Leoben kommen wilde Gerüchte, wir fahren im Auto nach Leoben. In Leoben ist nirgends Heimwehr zu sehn; wir hören, daß der Putsch zu Ende ist. Wie das? Ja, die Heimwehr ist durch die Stadt marschiert, von den waffenlosen Arbeitern mit Pfuirufen empfangen, hat zuerst in den Straßen ein Heerlager aufgeschlagen, hat sich dann in die Wälder zurückgezogen, ist wieder zurückgekehrt und in die Hotels gegangen, deren Besitzer ihre Freunde sind. In dem größten Hotel der Stadt wird abgerüstet; die Waffen werden versteckt, die Uniformen mit Zivilkleidern vertauscht und draußen jagt die Gendarmerie mit aufgepflanztem Bajonett die Neugierigen durch die Straßen, hierhin und dorthin, bis die Heimwehrwaffen und die Heimwehrführer in Sicherheit sind. Gegen diese Heimwehrführer hat die Regierung den Haftbefehl erlassen — die Gendarmerie scheint davon nichts zu wissen. Außerdem ist sie damit beschäftigt, die Straßen zu säubern, in denen Frauen und Kinder offenbar die Ruhe und Ordnung gefährden. Ähnlich geht es in Kapfenberg zu; die Heimwehrleute sitzen in ihren Gasthöfen, die Arbeiter werden von den Bajonetten der Gendarmerie durch die Straßen gejagt — und schließlich gehn die Gendarmen in eines der Heimwehrwirtshäuser, nicht um die Waffen der Aufrührer an sich, sondern um eine Jause zu sich zu nehmen. Der Putsch ist zu Ende, niemand weiß warum, die Wehrmacht ist noch immer unterwegs. Abends treffen viele Kompanien mit Maschinengewehren und Geschützen in der Obersteiermark ein; die Heimwehr ist unterdessen schlafen gegangen. „Es war nix!" — nur, daß zwei tote und einige verwundete Arbeiter zurückgeblieben sind, nur, daß die Arbeiterschaft in wilder Erregung wacht und das Land von den Waffen der Staatsgewalt starrt, um zwölf Stunden zu spät. Und am nächsten Tag schreibt die christlichsoziale ‚Reichspost', das Blatt der Regierung: „Wo Truppen des Bundesheeres, überall mit tadelloser Sicherheit eingesetzt, erschienen, zerstäubte sofort jeder Widerstand. Kein Schuß aus einem Soldatengewehr brauchte zu fallen." Und man lobt die starke und weise Regierung Oesterreichs.

Das ist das Vexierbild. Ahnt man bereits den Sinn in dem Unsinn?

Erstens: es war kein Putsch, sondern etwas weitaus Gefährlicheres, was da gespielt wurde. Mit den paar hundert Heimwehrleuten, die jedem ernsten Zusammenstoß aus dem Wege gingen, die über das ganze Land verstreut waren und erst nachmittags zum Teil in Leoben zusammengezogen wurden, um kurz darauf abzurüsten und heimzuschleichen, mit diesem Häuflein einer parodistischen Konterrevolution wäre die Staatsgewalt in einer Stunde fertig geworden. Um acht Uhr morgens wäre alles zu Ende gewesen, ehe es recht begonnen hatte, wenn nicht die Staatsgewalt ebenso gewartet hätte, wie die Heimwehr gewartet hat. Ja, die Arbeiter hätten die Heimwehr in erstem Ansturm hinausgeohrfeigt, ohne vieler Waffen zu bedürfen, wenn sie nicht in bitterer Disziplin zurückgehalten worden wären — mit Recht zurückgehalten; denn überall, wo sie, wie in Pernegg, die Heimwehr in die Enge trieben, griff blitzgeschwind die Staatsgewalt ein.

Zweitens: nicht alle Politiker der Bourgeoisie waren so ahnungslos wie der Innenminister Winkler und der Außenminister Schober, die von der Heimwehr nichts wissen wollen; Winkler aus alter Gegnerschaft, Schober, weil er außenpolitisch mit ihr keinen Staat machen kann, beide, weil ihre Parteien, die Landbündler und die Großdeutschen, der Heimwehr ablehnend gegenüberstehn. Winkler und Schober wollten energisch vorgehn, aber der Heeresminister Vaugoin und der steirische Landeshauptmann Rintelen haben ihre Wünsche sabotiert, haben der Heimwehr nicht nur Zeit gelassen, sich zu entfalten, sondern ihr auch, als der Vorstoß mißlang, den Rückzug leicht gemacht. Die Herren der Alpine-Montan-Gesellschaft, eng mit Rintelen versippt, haben den Putsch finanziert, Rintelen und Vaugoin haben gewartet, wie sich die Dinge entwickeln — erst, als die völlige Unfähigkeit Pfrimers offenbar wurde, haben sie schonungsvoll das Abenteuer liquidiert und den Eintagsdiktator fallen gelassen. Länger durfte das Experiment nicht hingezogen werden, sonst hätte man die Auslandsgläubiger allzu nervös gemacht — das wurde Rintelen unzweideutig mitgeteilt. Da Pfrimer die Zeit nicht zu nützen verstand, mußte er geopfert werden.

Drittens: so dumm der Walter Pfrimer ist, hat er dennoch nicht grundlos seinen Putsch derart putschwidrig aufgezäumt. Offenbar aber hat er in seiner Beschränktheit die Auftraggeber nur zum Teil verstanden, zu naiv mit der Unterstützung der Staatsgewalt gerechnet — denn daß er damit gerechnet hat, und zwar nicht nur, weil Gott ihm einen Traumwink gab, sondern auch, weil er solidere Anhaltspunkte hatte, ist jedem Zweifel entrückt. Er hat gewußt: wenn er allzu energisch vorgeht, wenn aus der Putschkomödie wirklich ein regelrechter Putsch wird, kann das die Staatsgewalt in die unangenehme Situation bringen, um der Auslandskredite willen rasch gegen ihn einschreiten zu müssen. Daher hat er die Heimwehr mobilisiert, aber nirgends einen zielbewußten Angriff unternommen; er hat vielmehr gewartet. Ebenso hat die Staatsgewalt, haben Rintelen und Vaugoin gewartet. Worauf aber haben alle umsonst gewartet?

Viertens: Wenn Pfrimer etwas begabter oder die Arbeiterschaft etwas unbesonnener gewesen wäre, hätte die Heimwehrprovokation ihre Wirkung nicht verfehlt. Denn die Arbeiter zu provozieren, sie zum Angriff herauszulocken, das war der einzige Sinn des „Putsches". Wäre es irgendwo zu ernsten Zusammenstößen gekommen, dann hätte sich im Großen ereignet, was in Pernegg im Kleinen angedeutet wurde. Die Staatsgewalt hätte nicht so lange gebraucht, um nach Bruck oder Leoben zu kommen, sie wäre, die Heimwehr zur Notpolizei ernennend, gegen die Arbeiter vorgegangen — und die Zeitungen hätten am nächsten Tag gemeldet: Ein blutiger Aufstand der steirischen Marxisten niedergeschlagen. Die Regierung beherrscht die Situation. Die Heimwehr kämpft auf der Seite der staatlichen Ordnung. In dieser Situation wäre es den Rechtsradikalen, Seipel, Vaugoin, Rintelen gelungen, die bürgerlichen Parteien zu einer Politik der „starken Hand" zu bringen und vor dem Elendswinter einen Ausnahmezustand über Oesterreich zu verhängen. Dann hätte die Alpine-Montan-Gesellschaft die Heimwehr nicht umsonst finanziert, dann könnte die Regierung mit dem Bajonett gegen die Wirtschaftskrise regieren. Es ist anders gekommen. Pfrimer hat seine Sache schlecht gemacht, er muß dafür büßen (allzuviel wird ihm nicht geschehn). Und die Regierung hat, so sonst nichts übrig blieb, die Ruhe und Ordnung in Oesterreich gerettet.

„Lange Wellen" von Thomas Tarn

Vor kurzer Zeit sind die neuen Vierteljahrshefte des Instituts für Konjunkturforschung erschienen. Sie geben keine systematische Analyse der heutigen Situation, sie versuchen nicht einmal, eine Prognose für die nächste Zeit zu geben. Sie referieren lediglich über die letzten Monate und bestätigen, was wir längst wissen: nirgends ist ein Anzeichen, daß die Krise in nächster Zeit liquidiert werden wird, im Gegenteil, sie wird sich weiter vertiefen. Wagemann, der Leiter des Instituts für Konjunkturforschung, hatte bereits Mai 1931, im Vorwort zu seinem Buch: „Struktur und Rhythmus der Weltwirtschaft". geschrieben: „Am Beschäftigungsgrad, an der Produktion, am Volkseinkommen und am Welthandel gemessenen ist die gegenwärtige Krise die bei weitem schwerste des ganzen letzten Jahrhunderts. Dabei wissen wir nicht einmal, ob sich die Rückgänge nicht noch weiter fortsetzen."

Wir wissen, daß die Rückgänge seitdem riesenhaft angehalten haben. Wenn aber diese Krise die schwerste des ganzen letzten Jahrhunderts ist, und wenn man sich dabei um die Erkenntnis herumzudrücken sucht, daß sie im Niedergang des kapitalistischen Systems stattfindet, so mußte man diese besondere Schwere der Krise aus Faktoren ableiten, die nur vorübergehenden Charakter haben, und die daher in irgend einer absehbaren Zeit beseitigt werden würden. In Deutschland hatte man zunächst auf den Krieg und die direkten und indirekten Kriegsfolgen hingewiesen. Aber nachdem der amerikanische Kapitalismus, der durch den Krieg nicht sehr mit-

genommen wurde, so außerordentlich stark betroffen war, daß auch drüben in der ganzen bisherigen Krisengeschichte keine Parallele zu finden ist, war es immer schwerer, im Krieg den entscheidenden Faktor zu sehen. Weiter: der Hinweis auf den Krieg verlor international seine Bedeutung immer mehr. In den ersten Jahren nach dem Kriege konnte man gewisse Erscheinungen mit dessen Liquidierung in direkten Zusammenhang bringen. Je weiter weg wir aber von der Beendigung des Krieges sind, um so schwerer findet die Ansicht Glauben, daß vor allem der Krieg für die zugespitzten Widersprüche des kapitalistischen Systems verantwortlich zu machen ist. Man brauchte daher andre kausale Zwischenglieder und konstruierte sie sich. Man sagte, diese Krise sei mit irgendeiner der letzten zwanzig Vorkriegsjahre nicht zu vergleichen, denn damals gab es eine „lange Welle" der Wirtschaft, in der die „Expansion" vorherrschte. Dagegen gab es nach 1870 eine „lange Welle" der wirtschaftlichen Entwicklung, in der die „Stagnation" vorherrschte; so ist es auch nach dem Weltkrieg. Da also die heutige Krise in eine Stagnationsepoche fällt, ist ihr Ausmaß ein so großes. Aber herauskommen wird der Kapitalismus auch aus dieser Stagnationsepoche, wie er aus der Stagnationsepoche nach dem Krieg von 1870/71 herausgekommen ist. Wagemann teilt die einzelnen Epochen in folgender Weise ein: 1845 bis 1873: Expansion — 1873 bis 1895: Stagnation — 1895 bis 1920: Expansion — ab 1920: Stagnation.

Die Theorie der langen Wellen ist nicht von Wagemann entdeckt, sie findet sich bei der gesamten bürgerlichen Vulgärökonomie. Zu welchen politischen Zwecken man sie heute braucht, das verrät Naphtali, der zur Zeit einer der wichtigsten Wortführer des Reformismus ist. In seiner Broschüre „Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit" schreibt er:

Eine der Besonderheiten liegt ohne Zweifel bei jeder Krise darin, ob sie sich in einem Zeitraum abspielt, in dem die gesamtwirtschaftliche Bewegung, die Gesamtentfaltung der kapitalistischen Wirtschaft stürmisch aufwärts geht, oder in einer Periode, in der die Bewegung abebbt und ruhiger ist. Man hat, rein als Tatsachenbeobachtung, die Feststellung gemacht, daß in den rund hundertzehn Jahren der kapitalistischen Entwicklung, die wir übersehen können, die kurzen Zyklen der Konjunktur, die sich etwa im Rahmen von sieben bis zehn Jahren abspielen und von denen bisher allein die Rede war, sich innerhalb sogenannter langer Wellen abwickeln. Es gab in dieser Zeit Perioden des langfristigen Tiefstandes und Perioden des langfristigen Aufschwungs, Perioden der Ebbe und der Springflut, wie es S. de Wolff genannt hat („Der lebendige Marxismus". Festgabe zum siebzigsten Geburtstag von Karl Kautsky. Jena 1924), und man kann mit ziemlicher Sicherheit feststellen, daß in den langen Ebbeperioden die Baissejahre überwiegen, in den langen Aufschwungsperioden dagegen die Haussejahre. An der Preisbewegung gemessen — und das ist, wie schon erwähnt, fast der einzige statistische Maßstab, der hier anwendbar ist, zeigt sich, daß etwa von 1825 bis 1850 eine solche Ebbeperiode herrschte, in der die Aufschwünge keinen hohen Grad erreichten, daß dann von 1851 bis 1873 eine langfristige Springflutperiode folgte, eine Periode der außerordentlich schnellen Entwicklung des Kapitalismus. Von 1874 bis 1895 haben wir wieder eine Ebbeperiode, also eine Periode der ruhigen Preisbewegung, und von 1896 bis 1913 eine neue Zeit der Springflut, die mit den besondern Einflüssen des Weltkrieges wohl bis 1920 fortgewirkt hat.

Wir müssen uns nun die Frage vorlegen: Wo stehen wir, in welch langfristiger Periode spielt sich der gegenwärtige Konjunkturzyklus, spielt sich die gegenwärtige Krise vermutlich ab. Da spricht nun außerordentlich viel für die Annahme, daß wir uns seit etwa 1921, also seitdem die Hausseperiode, die ökonomisch für die meisten Länder auch in der Kriegszeit herrschte, abgebrochen ist, seitdem wir die ersten internationalen Nachkriegskrisen vom Jahre 1921 ab gehabt haben, weltwirtschaftlich gesehen in einer Ebbeperiode befinden.

Die Theorie der Langen Wellen wird also hier dazu verwendet, die politischen Konsequenzen zu ziehen, die der Reformismus braucht. Die Krise ist tiefer als jede andre, das muß man zugeben. Also gehört sie einer Ebbeperiode an, einer Periode der Stagnation. Auch das hat der Kapitalismus schon gekannt; auch die Ebbe, auch die Stagnationsperiode hat er schon überwunden, also wird er sie auch dieses Mal überwinden und wieder zu einer „Hausse", zu einer „Expansionsperiode" kommen. Einige Zeit kann das natürlich noch dauern. Und so schreibt Wagemann bereits, daß diese Depressionswelle bis zum Jahre 1940 anhalten wird. Es ist hier nicht der Platz, nachzuweisen, welches Gemisch von Plattheiten und voreiligen Verallgemeinerungen diese Theorie der Langen Wellen überhaupt ist. Für uns ist es nur notwendig, daß die „Tatsachenbeobachtung", wonach in der Zeit von 1874 bis 1894 eine Ebbeperiode herrschte, völlig falsch ist, daß die Tatsachen in Wahrheit das genaue Gegenteil beweisen und daß es kein Zufall ist, wenn Naphtali an der bereits zitierten Stelle allein von der Preisbewegung spricht. Er weiß warum, er weiß, daß die gesamte übrige Statistik seine Ausführungen ganz und gar Lügen straft. Wie entwickelte sich die Produktion von 1870 bis zu den neunziger Jahren? Wir besitzen, wie bekannt, für diese Epoche keine exakte Produktionsstatistik, aber die Daten, die wir bringen, dürften doch völlig ausreichend sein. (Damit uns nicht der Einwand gemacht werden kann, daß sie willkürlich zusammengestellt sind, benutzen wir in der Hauptsache die Bücher von Wagemann und Sombart, das heißt die Bücher von Autoren, die selbst die Theorie der Langen Wellen vertreten.)

Wagemann bringt Zahlen über die Entwicklung der industriellen Produktion in den drei entscheidenden hochkapitalistischen Staaten.

Entwicklung der Industrieproduktion wichtiger Länder:

1913 = 100

Jahr	Groß-britannien	Deutschland	Vereinigte Staaten
1870	43,8	17,5	7,7
1880	52,7	24,6	17,4
1890	61,9	40,3	38,5
1900	78,8	64,7	54,2
1910	85,1	88,6	89,0
1913	100,0	100,0	100,0

Was besagen die Zahlen? Von 1870 bis 90 hat sich die industrielle Produktion in den Vereinigten Staaten verfünffacht, die deutsche mehr als verdoppelt, die englische ist um zirka die Hälfte gestiegen. Von einer Stagnation war also in der Weltproduktion in keiner Weise die Rede, wohl aber von einem

völlig ungleichmäßigen Tempo in der Entwicklung der einzelnen hochkapitalistischen Länder. Wie stand es mit der Schwerindustrie in Deutschland? Nach Sombart hat sich in diesem Zeitraum die Bergbauproduktion mehr als verdoppelt. Und wie steht es mit der deutschen Roheisen- und Hüttenproduktion?

Hüttenindustrie
Produktion in 1000 Tonnen

Roheisen		Summe aller Hüttenerzeugnisse	
1871/75	1945,7	1871/75	2157,3
1876/80	2176,5	1876/80	2497,8
1881/85	3410,5	1881/85	3969,5
1886/90	4214,6	1886/90	4901,9
1891/95	5081,8	1891/95	5952,7

Hier ist also im gleichen Zeitraum eine Steigerung um mehr als 150 Prozent eingetreten. Die Steigerung in Deutschland war grade damals besonders bedeutend, weil sich die großkapitalistische Produktionsweise vielfach erst in diesen Jahrzehnten entwickelte. Sombart schreibt darüber:

Hier nur die Feststellung, daß in den genannten beiden Jahrzehnten das kapitalistische Wirtschaftssystem zu allgemeinster Verbreitung in Deutschland gelangt und namentlich auch Gebiete erobert, die bis in die 1870er Jahre der handwerksmäßigen Organisation so gut wie ausschließlich verblieben waren. Es ist die Zeit, in der sich auch auf dem Gebiete der Produktion ein großkapitalistisches Unternehmertum entwickelt, das vordem überwiegend nur im Handel und als Hochfinanz existiert hatte.

Und wie steht es mit der internationalen Entwicklung? In den Jahren der Stagnation hatte sich allein von 1880 bis 1890 die Roheisenproduktion der Welt um 50 Prozent erhöht, die Stahlproduktion von 1880 bis 1895 mehr als verdoppelt. Diese riesenhafte Ausdehnung der gesamten Schwerindustrie in der Epoche der „Ebbe" erklärt sich daher, daß zu dieser Zeit der Eisenbahnbau in der ganzen Welt so außerordentliche Fortschritte machte.

Die Jahreszunahme der Eisenbahnen betrug in runden Ziffern (die Zahlen nach Sombart):

Jahr	auf der Erde	in Europa	außerhalb Europas
1841—1850	3 000	2 000	1 000
1851—1860	7 000	2 800	4 200
1861—1870	10 000	5 300	4 700
1871—1880	16 000	6 400	9 600
1881—1890	24 000	5 500	19 500
1891—1900	17 000	6 000	11 000
seit 1900	24 000	5 000	19 000

Diese riesenhafte Zunahme des Eisenbahnbaus in den Jahren der Stagnation wurde selbst in der Zeit der Expansion, seit 1900, nicht mehr übertroffen. Also in der Epoche der Stagnation und der Ebbe eine außerordentlich große Steigerung in der Produktion der gesamten Schwerindustrie und im Welt-Eisenbahnbau, dazu aber auch eine starke Steigerung im Weltaußenhandel. Grade hier ist das Gebiet, an dem immer wieder die Stagnation in dieser Zeit demonstriert werden soll. Aber nur dann ist eine verhältnismäßig langsame Entwicklung zu konstatieren, wenn man lediglich die Preise berücksichtigt und

nicht die ausgetauschten Warenmengen. In der Epoche seit den siebziger Jahren sind, wie bekannt, die Preise der Agrarprodukte auf dem Weltmarkt stark gefallen, da damals jungfräuliche Böden Amerikas mit ihrer Produktion auf den Weltmärkten erschienen; und weiter sind damals die Preise für Industrieprodukte stark gefallen. Wenn man aber nur die Preise bei der Entwicklung des Welthandels berücksichtigt, so kommt man zu einem völlig falschen Bild.

Nach Wagemann hatte der Weltaußenhandel in dieser Epoche folgende Entwicklung genommen:

In den gleichen Jahren entwickelte sich der Großhandelsindex in folgender Weise:

Jahr	Welthandel Milliarden M. bzw. RM. Einfuhr	Ausfuhr	Deutsches Reich Stat. Reichsamt	Großbritannien Statist	Ver. Staaten von Amerika Bureau of Labour Stat
1870	20,0	17,2	91,7	112,9	103,4
1880	27,1	23,6	94,0	103,5	94,2
1881	27,4	24,8	90,2	100,0	93,1
1885	27,4	24,3	73,6	84,7	81,9
1890	33,2	29,4	89,1	84,7	80,5
1894	30,8	27,1	72,2	74,1	68,6
1895	31,8	28,2	70,5	72,9	69,9

Nach diesen Zahlen ist also selbst dem Preise nach von 1870 bis 1894 eine Steigerung um fast 50 Prozent eingetreten. Der Menge nach war aber die Steigerung eine ungleich größere, denn im gleichen Zeitraum ist der Großhandelsindex um zirka ein Drittel zurückgegangen. Wenn man das berücksichtigt, und es ist charakteristisch für Naphtali, daß er nur von Preisen spricht, aber nicht von Produktions- und Umsatzmengen, dann ist auch der Weltaußenhandel damals sehr kräftig gestiegen.

In dieser Epoche hat aber auch die Zahl der beschäftigten Industriearbeiter um viele Millionen zugenommen. In Deutschland wuchs die Industriearbeiterschaft zu der Zeit nicht nur parallel mit der Bevölkerungsvermehrung, sondern darüber hinaus durch die außerordentlich starke Abwanderung vom Land. Wachstum der Arbeiterschaft, damals verbunden mit Erhöhung der Reallöhne, das bedeutet natürlich Steigerung der binnenländischen Konsumtion, die, wie wir gezeigt haben, mit einem beträchtlichen mengenmäßigen Wachsen des Außenhandels zusammenfiel. Kein Wunder, da ja damals eine Ausbreitung der kapitalistischen Produktionsweise über die ganze Welt stattfand. Von einer Ebbeperiode, von einer Stagnation nach den siebziger Jahren kann also in keiner Weise die Rede sein. Nur das Tempo war auf manchen Gebieten, durchaus nicht auf allen, kein so schnelles wie von den neunziger Jahren bis zum Krieg. Es zeigt sich hier deutlich, wie abgeschmackt es ist, Formulierungen, die aus einer andern Epoche stammen, heute einfach zu übernehmen. Wenn die Kapitalisten durch längere Zeiträume 25 Prozent Profit machen und dann Jahre kommen, in denen sie „nur" 15 Prozent verdienen, so sind dies Jahre der Ebbe, Jahre der Stagnation. Wenn die Produktion in solchem riesenhaften Tempo gestiegen ist, wie von den neunziger Jahren bis zum Krieg, dann gelten die Jahre vorher leicht als Jahre der Ebbe, der Stagnation.

Die Kapitalisten wären außerordentlich froh, wenn die nächsten Jahre ebenso verliefen, wie die Jahre nach 1870, wenn in den nächsten Jahren die Produktion, der Außenhandel, die Zahl der beschäftigten Arbeiter, die Profite, die Löhne so zunähmen.

Sie werden diese Freude nicht erleben.

Subventionen von Bernhard Citron

Als durch die Notverordnung vom 9. Juni 1931 ein Betrag von 140 Millionen Reichsmark (Differenz zwischen Bedarf der Krisenfürsorge und Ertrag der Krisensteuer) für Subventionszwecke bereitgestellt wurde, schrieb ein bekanntes Linksblatt: „Diese Subvention ist die größte seit der Hilfe für die Ruhrindustrie". Professor Bonn errechnete damals im ‚Berliner Börsen-Courier' aus dem Etat 1931/32 offene Subventionen in Höhe von 370 Millionen Reichsmark. Wie bescheiden nehmen sich diese Beträge gegen die Zuschüsse und Garantien aus, die seit dem 13. Juli gewährt worden sind. 300 Millionen an die Dresdner Bank in Form siebenprozentiger Vorzugsaktien, deren Verzinsung alles andre als sicher ist, 43 Millionen beabsichtigter Kredit an die Industrie zur Übernahme der Danatbank-Majorität, 10 Millionen an die Schröder-Bank in Bremen und 140 Millionen an die Garantie- und Akzeptbank als Beteiligung des Reiches, dann neuerdings der Rediskontkredit der Reichsbank in Höhe von 150 Millionen für die Russenaufträge der Industrie als Ergänzung einer bereits übernommenen Ausfallbürgschaft von 300 Millionen. Das alles sind noch algebraische Größen. Aber die zahlenmäßig nicht zu erfassenden Garantien für die Danatbank und für die Schröder-Bank, die Erleichterung des Wechselverkehrs für die Gesamtheit der Kreditbanken, das sind inkommensurable Werte. In der außerordentlichen Generalversammlung der Dresdner Bank wurde über den Status des Instituts nichts bekannt. Die Monatsbilanzen der Kreditbanken geben in dieser Beziehung keine hinreichende Auskunft, da die Gewinn- und Verlustrechnung fehlt. In Nummer 36 der ‚Weltbühne' wurde die aktienrechtliche Unumgänglichkeit einer Danatbank-Generalversammlung begründet. Die Umwandlung der Rechtsform dieses Instituts von einer Kommanditgesellschaft auf Aktien in eine Aktiengesellschaft, die inzwischen erwogen worden ist, läßt an der Einberufung keinen Zweifel mehr. Hoffentlich wird wenigstens über das Ausmaß der vom Reich bei der Danatbank übernommenen Verpflichtungen Klarheit geschaffen.

Aber alles bisher Erwähnte wird in den Schatten gestellt durch die Garantie, die dem Auslande gegenüber teilweise von der reichseignen Golddiskontbank und die — moralisch wenigstens — vom Reich für die Gesamtheit der 5—7-Milliarden-Stillhaltung zugunsten der deutschen Banken übernommen worden ist. Bei uns erfreuen sich Banken, Werften, Reedereien, Rittergüter, Bergwerke, Lokomotivfabriken, Textilgesellschaften und zahlreiche andre wirtschaftliche Unternehmungen mit-

telbarer oder unmittelbarer Subventionen. Auch in andern Ländern hilft der Staat einem notleidenden Industriezweig. Dort weiß man aber wenigstens, wie hoch diese Unterstützungen sind. Bei uns herrscht hierüber völliges Dunkel. Vor acht Jahren, im Ruhrkrieg, lebte ein ganzer Landesteil auf Kosten des Reichs, heute lebt die ganze Wirtschaft vom „Deutschen Arm".

Der stellvertretende Reichswirtschaftsminister, Staatssekretär Trendelenburg, erklärte bei der Beratung seines Etats im Februar 1931 vor dem Reichstag: „Man darf über dem natürlichen Mitgefühl mit denjenigen, welche von den Auswirkungen der Wirtschaftskrise betroffen werden, doch niemals vergessen, daß die Unterstützung eines Betriebes oder eines Wirtschaftszweiges durch künstliche Mittel allzu leicht nur die Folge zeitigt, daß die an dieser Stelle entstandenen Schwierigkeiten auf andre Betriebe oder Wirtschaftszweige verlagert werden, daß mit andern Worten durch das Zustopfen eines Loches an einer Stelle entsprechende Löcher an andern Stellen aufgerissen werden."

Doktor Trendelenburg hat diese Worte gewiß nicht vergessen, auch andre Regierungsmitglieder dürften heute noch ähnlicher Ansicht sein, aber die Verhältnisse waren stärker als die Vorsätze. Wenn am 12. Juli dem Reichskanzler von den Banken erklärt wurde, falls die Danatbank nicht unter Garantie des Reichs für die Einleger die Schalter schließt, dann müßten sie sämtlich ihre Zahlungen einstellen, so blieb kaum etwas andres übrig als zu helfen. Als die Reichsbank in Basel über die Stillhaltung mit den ausländischen Bankengläubigern verhandelte, war es ein zweiter Wald von Compiègne, in den die Schuldigen einen Vertreter der Regierung entsandten. Wie 1918 sind hüben und drüben die Generäle — damals mit dem Marschallstab, heute mit dem Füllfederhalter in der Hand — die Verantwortlichen. Der ‚Matin' hat beide Parteien dieses Kreditkrieges treffend gekennzeichnet, wenn er bei Abschluß der baseler Verhandlungen schrieb: „Die Hauptverantwortlichen an der Krise sind die deutschen Bankiers, die Geld um jeden Preis geborgt haben, und die ausländischen Banken, die es ihnen geliehen haben".

Gewiß konnte man nicht die Banken auffliegen lassen, das Reich mußte helfen, aber es muß auch wissen, wofür und in welcher Höhe Mittel aufgewandt werden, von denen man noch nicht weiß, aus welcher Quelle sie fließen sollen. Von verschiedenen Seiten ist der Regierung die gefährliche Anregung gegeben worden, die Krise der Deflation durch ihr Gegenteil zu beseitigen. Wieder wagen es die Verantwortlichen am deutschen Unglück, Katastrophenpolitik zu empfehlen. Eine neue Inflation soll ihre Schuld verstecken und ihre Schulden beseitigen. Wir wissen, daß man im Reichskabinett nicht geneigt ist, diesen Einflüsterungen Gehör zu schenken. Aber warum deckt man die Karten nicht auf, warum wird nicht Auskunft über die volle Höhe der gewährten Subventionen und übernommenen Garantien erteilt? Wo bleibt die Denkschrift über den 13. Juli? Wir haben einen Anspruch darauf zu erfahren, womit der Bankrott der Wirtschaft bezahlt werden soll.

Die Mordkurve von Hans Hyan

Schluß

Wir besitzen in Preußen ein Kriminalbeamten-Korps mit einem Regierungsdirektor, 5 Regierungs- und Oberregierungsräten, 17 Kriminaldirektoren, 90 Kriminalpolizeiräten, 471 Kommissaren, 395 Bezirkssekretären, 1646 Kriminalsekretären, 4306 Kriminalassistenten und 170 Kriminalanwärtern. An weiblichen Kriminalbeamten: einen Kriminalrat, zwölf Kriminalkommissare, 64 Bezirkssekretärinnen und 32 Kriminalsekretärinnen. In Berlin haben wir 30 Kommissare, 126 Sekretäre und 2125 Kriminalassistenten. Die Zahl der Kriminalbeamten in ganz Deutschland zu nennen, bin ich nicht imstande, da hierüber keine bestimmten Angaben vorhanden sind. Es findet in den Ländern eine fortwährende Verschiebung zwischen den städtischen Beamten und den Staatsbeamten statt, und es besteht dort auch noch vielfach der alte Modus, daß der uniformierte Polizeibeamte sich Zivil anzieht und dadurch zum Kriminalbeamten wird. Ich kann nicht einmal die Entwicklung der Kriminalpolizei hier darstellen, da auch dort bis vor etlichen Jahren die staatlichen und kommunalen Polizeien nicht scharf voneinander zu trennen waren.

Mit dieser Summe von 7000 Kriminalbeamten in Preußen könnte man auch eines heftig anwachsenden Verbrechertums Herr werden. Daß dies, selbst bei freundlichster Beurteilung, nicht ganz geschieht, hat verschiedene Ursachen. Die Kriminalpolizei hat in dem neuen Aufbau, den sie zweifellos nach der Revolution vorgenommen hat, etwa 3000 sogenannte „alte Blaue", das sind die frühern Schutzleute, in sich aufnehmen müssen; meist schon recht verbrauchte, durch den Krieg gegangene Beamte, die grade für den außerordentlich schwierigen und anstrengenden Kriminaldienst wenig geeignet waren. Diese Leute sind durch Pensionierung und natürliche Ausschaltung zu einem Teil abgegangen, ein andrer Teil ist nicht zum Nutzen der Kriminalpolizei noch vorhanden. Aber das ist nicht das Wichtigste. Es ist eine Systemänderung auf verschiedenen Gebieten erforderlich.

Ein Beamter, der einmal fest angestellt ist, kann nur wegen grober Ungehörigkeit oder Unehrlichkeit entlassen werden. Untüchtigkeit kann ihm niemals das Genick brechen. Untüchtigkeit ist aber in keinem Beamtenkörper so gefährlich für das ganze Korps wie grade bei der Kriminalpolizei. Ich will das an einem Beispiel demonstrieren: Der Lustmörder Böttcher war am Teltow-Kanal als Arbeiter tätig; er nahm einen Tag Urlaub und tötete — wahrscheinlich in den Nachwehen eines Alkoholrausches — die kleine Senta Eckert. Die Beamten forschten landauf landab und so auch bei den Arbeiterkolonnen am Teltow-Kanal nach einem Menschen, der für den Mord in Frage kam. Eine gründlichere Durchdringung hätte erweisen müssen, daß Böttcher sich für den Mordtag Urlaub genommen hatte. Diese Feststellung wurde aber nicht getroffen, und Böttcher kam dadurch in die Lage, noch eine große Anzahl von Unzuchtverbrechen und den schweren Sexualmord an der Gräfin Lambsdorf zu begehen.

Das sind die Fehler dieses „Siebsystems", die um so verhäng-

nisvoller werden, wenn man der „siebenden" Beamten nicht absolut sicher ist. Zum Kriminalbeamten gehört ein starker Impetus, der Jagdinstinkt des geborenen Fängers, eine eiserne Natur, anspruchslos genug, um trotz der geringen Bezahlung den schweren Dienst jahraus jahrein zu leisten. Diesen hochgeschraubten Ansprüchen werden und können viele der Beamten nicht gerecht werden. Sie werden dazu auch zu schlecht bezahlt. Es ist nicht richtig, wenn man sie nur ebenso, oder womöglich geringer stellt als den Schupo. Über die ängstliche Bemessung der Spesen ist oft genug geschrieben worden. Man muß diese Fehlerquelle des Systems immer wieder hervorheben, man muß aber gerechterweise auch anerkennen, daß grade die Beamten der Mordkommissionen hinreichende pekuniäre Möglichkeiten haben. Von ihnen wird nur verlangt, daß sie in der Aufrechnung ihrer Auslagen einigermaßen Ordnung halten.

Auf Grund meiner Erfahrungen sehe ich die Entwicklung der deutschen Kriminalität sehr schwarz. Es müßten denn Wunder geschehen. Bleibt aber die erhoffte Besserung der deutschen Wirtschaftslage aus, so wird und muß das Desperadotum bei uns zunehmen. Und diese Zunahme der Kriminalität wird eine Änderung des kriminalistischen Systems notwendig machen. Vor allen Dingen in der Richtung einer strengen Zentralisierung, was von unsern Oberbehörden noch durchaus nicht begriffen ist.

Es darf nicht jeder Polizeipräsident tun, was er will. Die großen Kapitalverbrechen müssen von einer berliner Zentralstelle bearbeitet werden. Außerdem aber muß sich im Geiste der Kriminalpolizei selbst eine Änderung vollziehen. Der Beamte darf nicht wie bisher „den Fall" als seine Privatdomäne betrachten, bis nachher alles versiebt ist und das Verbrechen unentdeckt bleibt. Die Veröffentlichung der großen Mordfälle muß ohne alle Geheimniskrämerei, soweit nicht das absolute Untersuchungsinteresse dagegen spricht, ohne Zeitverlust geschehen. Und zwar muß dies außer in den Zeitungen durch immer wiederholte Maueranschläge geschehen, die reich mit Bildern zu versehen sind.

Aber selbst unter der Voraussetzung, daß all das geändert und gebessert wird, die preußische und deutsche Kriminalpolizei wird auch nicht darum kommen, das Privatbeamtentum in ihre Arbeiten einzubeziehen. Den Privatdetektiv, der bei uns noch immer eine mit Spott und Mißtrauen betrachtete Figur ist, wird man auch bei uns auf die Dauer im öffentlichen Dienst nicht entbehren können. Man wird ihm wie in Amerika eine Zwischenstellung einräumen und ihm die entsprechenden Vollmachten geben müssen. Dazu ist selbstverständlich nötig, daß die in Frage kommenden Personen mit aller Vorsicht ausgesucht und einer dauernden Kontrolle unterstellt werden.

Wer meine mehr als dreißigjährige Arbeit auf diesem Gebiete kennt, weiß, mit welcher dauernden Liebe und Fürsorge ich grade dem Institut der Kriminalpolizei diene. Deshalb wird man mir, im Gegensatz zu den Ausführungen des Leiters einer bekannten Polizei-Zeitschrift, auch das Recht zur Kritik und zu Reorganisationsvorschlägen nicht bestreiten dürfen.

Nationaler Philosophatsch von Kurt Hiller

Es gibt Philosophie und Philosophatsch. (Definitionen wird eine intelligente Leserschaft mir erlassen.) Der Philosophatsch hat die Philosophie in Verruf gebracht; er hat Leuten, denen es an Tiefe oder an Willen zur Methodik im Denken fehlt oder an Beidem, Gründe geliefert für abgeschmackte Hochnäsigkeiten gegenüber einer Disziplin, der sie sich nicht gewachsen wissen. Wenn Antiphilosophen unter Philosophie substanzlos-lebensferne Spintisiererei, etwas Wichtigtuend-Vages, Wirr-Unverbindliches, Unkontrollierbares, Unsolides, Schleimiges, Leimiges, Molluskenhaftes, einen pathetischen Begriffsglibber verstehen, vielmehr Solches unter Philosophie zu verstehen vorgeben dürfen —: der Philosophatsch, der Denk-Kitsch ist schuld daran.

Solange er seine Stoffe in der Sphäre des rein Theoretischen sucht, bleibt er verhältnismäßig harmlos; gefährlich wird er, wenn er zur Lebenspraxis, gar zur Politik hinüberwechselt. Heute ist der „neue Nationalismus" die Gegend, wo der Philosophatsch am üppigsten gedeiht; und, so sehr ich die Verallgemeinerungen sogenannter Völkerpsychologie hasse: nirgends gedeiht er so gut wie in Deutschland, weil doch wohl keine Nation so sehr wie die deutsche (gewiß nicht „die" ganze Nation, aber große, wichtige, repräsentative Teile und Typen) ... weil keine Nation so sehr wie die deutsche in alles Verschwommene, Wolkig-Konturlose, Vieldeutige, Dunkle, Dumpfe verliebt ist, in die mystische Form, in jene Unklarheit, die für Tiefe gilt, wenn sie sich halb im psalmodierenden Ton des Priesters, halb im kommandierenden des Offiziers vorträgt. Von Haman und Hegel über Lagarde und Langbehn bis Spengler und Pannwitz: immer wieder Stilkreuzungen aus Magus und Major! Ein Stil, der, statt trübe und streng, luzide und urban ist und, wo nicht urban, doch noch im Zorn heiter, weil funkelnd — erscheint unseriös. Voltaire, Lichtenberg, Schopenhauer, Börne, Anatole France, Nietzsche, Wilde (auch Zeitgenossen wären nennbar): lauter Luftikusse! Keine Seite an Goethe wird in Deutschland so vernachlässigt wie jene, die sich in den Xenien oder den Sprüchen in Prosa zeigt und die fraglos eine seiner herrlichsten ist und seiner wahrhaft ewigen.

Ich wittre seit je den Philosophatsch hundert Meter gegen den Wind. Aber noch nie stank er mich so durchdringend an wie unlängst, als mein Weg mich in ‚Das Reich' des Nationaldenkers Friedrich Hielscher führte. Dieses ‚Reich': ein einziger Matsch und Modder; in der Mitte eine Tafel: „Geheiligter Bezirk!"

Es ist aber ein Buch; von dreihundertundachtzig Seiten; als Grundlehre, Prinzipienabriß, Leitfaden, Bibel für deutsche Nationalisten gedacht („gedacht" ist gut); im Verlage ‚Das Reich', Berlin, erschienen. Wens gelüstet nachzuprüfen, ob ich den Aggregatzustand richtig beschrieben habe, der prüfe! Ich will von den dreihundertachtzig Seiten die letzten zehn zum Beweise heranholen.

*

„Das kriegerische Herz verwechselt die zeitliche Erhaltung nicht mit der göttlichen Unsterblichkeit. Es ist unsterblich und freut sich der zeitlichen Vernichtung als der Bürgschaft seiner unüberwindlichen Gewalt." Wir wollen diesen Satz einmal scherzeshalber ernstnehmen und ein bißchen sezieren.

„Das kriegerische Herz verwechselt nicht" — in der Tat ausgeschlossen! Denkvorgänge nämlich spielen sich im „Herzen" überhaupt nicht ab; es fühlt nur. Selbst das unkriegerische Herz! Und auch das unkriegerische Herz, vielmehr Hirn „verwechselt" nicht „Erhaltung" mit „Unsterblichkeit"; an der Unsterblichkeit zweifelt es höchstens. Gar „zeitlich" und „göttlich" verwechselt es schon deshalb nicht, weil es mit so schiefen Gegensätzen nicht operiert. F. Hielschers kriegerisches Herz ergreift die Gegensatzpaare Zeitlich/Ewig, Menschlich/Göttlich und vermanscht sie zu der Stief-Antithese „Zeitlich/Göttlich". Daß es sich „der zeitlichen Vernichtung freut", sei ihm geglaubt (obwohl es sich diese Freude, welche billig ist, bemerkenswerterweise bis heute nicht verschafft hat); aber inwiefern grade sie, die Vernichtung, „Bürgschaft" für Unüberwindlichkeit und Unsterblichkeit sein soll, weiß der Kuckuck. Es mag Gründe für die Unsterblichkeitshoffnung geben; der physische Tod ist bestimmt keiner.

„Der Untergang, dem sich ... die Menschen des Reiches ... aussetzen, führt die Freiheit herauf, um die seit der ersten Schlacht des Ersten Weltkrieges gekämpft wird, die Freiheit, welcher als erwünschtes Werkzeug der Westen selber dient, dessen Griff über die Erde das Zeitalter der großen Kriege des Reiches ermöglicht." Hielscher schreibt den „Ersten Weltkrieg" groß, etwa wie unsereins die Soziale Revolution großschreibt, die Rote Einheit oder den Heiligen Geist. Wahrhaftig, dem verhaßten „Westen" wird dafür gedankt, daß er Kriege „ermöglicht". Der Krieg, der Giftkrieg der Zukunft, als absolute Wünschbarkeit!

Nun sollte man annehmen: wenn „das Reich" durch „große Kriege" die Erde vom „Griff" des „Westens" befreit hat, daß dann endlich für eine Weile Friede sich herniedersenkt. Das kriegerische Herz will es anders! „Die Freiheit vom Westen ermöglicht die Ordnung, mit der die Menschen des Reiches dem Zeitalter der Erdkriege gewachsen sind." Also die Knechtung durch den Westen ermöglicht Kriege, und die Befreiung vom Westen ermöglicht Kriege abermals. Es gibt offenbar nur ein einziges wirkliches Unglück: den Frieden. Und zwar:

„Weil in den vergangenen zweitausend Jahren die Menschen des Reiches bewußt geworden sind, wird in der neuen Ordnung das Inbild des Reiches zeitlich greifbar." Das sieht fürwahr ein Blinder.

„Denn der Mensch ist Mittel und gehört mit allem Hab und Gut dem in der neuen Ordnung sichtbar gewordenen Reich." Wem aber gehört „das Reich?" Sich? Ein „Inbild", selbst falls es „greifbar" wird, kann sich schließlich nicht selbst verwalten. Gesetzt, es ist überhaupt verwaltbar: so wird es am Ende von Personen verwaltet werden. Doch wohl von Personen à la Hielscher? Also Hielscher und Konsorten sind

Zweck, und der Mensch ist Mittel. Der Mensch „mit allem Hab und Gut" „gehört" Hielscher und Konsorten.

Immerhin: „das sichtbare Reich hat das Obereigentum nicht nur an Grund und Boden, sondern an sämtlichen Gütern überhaupt" — klingt das nicht wie Kommunismus? „Recht zur jederzeitigen entschädigungslosen Enteignung des Untereigentums": Dunnerkiel! Sofort freilich folgt die Versicherung, daß „dieses Untereigentum auf dem Lande anders zu gestalten ist als in der Stadt, weil der Bauer die Erde als Erbteil empfindet"; daß „die Forstwirtschaft gesondert zu ordnen ist" — kurz, der Feld-, Wald- und Stahlhelmdeutsche wird von der Sozialisierung ausgenommen. Die Frage taucht auf: „wie Zwischenhandel und Handwerk in solche Wirtschaft einzubauen sind"; Antwort: „ist nicht zu erörtern." „Wer Ratschläge erteilt, die heute handgreiflich ausgeführt werden können, hilft der Gegenwart, die wir zerstören wollen." Diese Heroischen machen sichs bequem. Desertieren vor der Ratio.

„In der neuen Ordnung benötigt Preußen das westelbische Gebiet nicht mehr, weil es in Böhmen und an der Weichsel seinem Amte, Menschen aller Stämme anzusiedeln, nachkommen kann." Menschen aller Stämme siedeln sich demnach keineswegs an, sondern werden angesiedelt. Von wem? Von Preußen. Tschechen und Polen werden von Preußen angesiedelt. Oder rangieren Tschechen und Polen nicht unter „Menschen aller Stämme"? Werden sie am Ende ausgesiedelt?

„Das Oberhaupt, das diesen Bundesstaat lenkt, regiert uneingeschränkt." „Damit wirklich Preußen sein Amt als stammesfreies Gefüge, als Ausgleichsort der Länder erfüllen kann, gebühren die Krone Preußen und die Reichskrone demselben Haupt." „Der König des Reiches ist zugleich Herrscher und Priester." „Es sei denn, der Glaube des Reiches steigt aus den Herzen in die Hirne, wird die Freiheit nicht kommen. Dieser Glaube weiß um das sichtbare Reich als um den lebendig spürbaren Herzschlag des Ewigen; er weiß, daß in dieser neuen Ordnung die Herrschaft Gottes ihr Sinnbild findet, die Macht, durch die er die Fülle seines Wesens wirkt." Er weiß; ja, er weiß.

„Das priesterliche Amt der Verkündigung wächst aus dem Bekenntnis; das Bekenntnis wächst aus dem Glauben." Und dieser Denkstil wächst aus dem Halse — mir wenigstens.

„Die Bruderschaft der Schöpferischen, der Opfernden, der Begnadeten ist das Reich, welches die Fülle der Welt in sich trägt." „Die Herzen, die ihm gehören, bindet kein Raum und keine Grenze. Aus den Grenzen ihres inwendigen Wesens entbindet sich das Grenzenlose, die unaufhörliche Wirkung, der die Welt gehorcht." Mordpropaganda, religiös formuliert; Imperialismus, magisch-mystisch ins Kosmische gesteigert. („Kosmische", Setzer, nicht „Komische"!)

„Alle gehorchen. Sie haben es immer getan" (wirklich?) „und werden es immer tun." Ich fürchte fast, er hat recht; aber ein Rest von Hoffnung bleibt; wir werden uns anstrengen; 1789 und 1917 waren auch Jahre.

„Die Einheit ist verborgen; aber das Werk offenbart sich im Wandel des Raums und der Zeit, und der Schlag des wir-

kenden Herzens im Umkreis der Geschehnisse um die brennende Mitte der Erde." Minimax her! Diese „brennende Mitte" scheint Deutschland zu sein.

„Unser Werk schmiedet uns; und es ist der Wille unserer Kinder, der Wille des Menschentums, welches der Sinn der Erde ist." Den Willen unserer Kinder kennt diese Prophetennatur genau. Präziser läßt er sich schwerlich beschreiben! Man fragt höchstens, wie „Menschentum" einen „Willen" haben könne, da doch schon äußerst fraglich ist, ob die Menschheit einen hat; und worin er denn nun eigentlich besteht. „der Sinn der Erde"?

Ganz einfach; darin: „Die Seelentümer, die das Wesen der Seelen, welche ihre Glieder sind, in dauerndem Geschick wirken, trachten alle nach der Mitte des Schicksals, in dem sie handeln."

Ja, so verfahren sie; das setzt dem Mulm die Gallertenkrone auf; und ernsthaft an der Sache bleibt nur, daß in einer Nation, die Kant, Lessing, Goethe, Schopenhauer, Nietzsche hervorgebracht hat, solch Schauerschund als Geist ausgeboten werden, solch Schwafelaugust als Führer gelten kann. Dazu generationenlang Humanismus! Die das Hohe nicht verstehen, fallen auf hochtrabenden Quark hinein; wer Massenmord in metaphysischer Tunke serviert, der würde ein specknackiger Philister mit Bierschmissen sein dürfen — Horden junger und alter Knaben feierten ihn doch als Heldengestalt. So lustig unter Brüdern dies Buch ist —: wie traurig, wie traurig, daß, wo Philosophie vergebens an verschlossene Türen pocht, Philosophatsch wie ein Heiland empfangen wird.

Der kartellierte Zeisig von Kaspar Hauser

Bescheiden trippelnd nähert sich unser **Herr Zeisig** ... *wie? also gut, mein Herr Zeisig ... nein, nähert sich unser Herr Zeisig dem* **Bureaudiener** *der Andullje-Aktien-Gesellschaft mit beschränkter Haft auf Aktien. Dem Bureaudiener geht der Hintern mit Grundeis; er weiß nicht, ob die Andullje ihm nicht zum nächsten Termin kündigen wird, ein Termingeschäft, das kein tüchtiger Arbeitspender zu verabsäumen pflegt. Doch fragt er den Zeisig grundeisig nach dessen Begehr und tut dann das, was jeder gut geschulte Bureaudiener überall zu tun hat: er läßt ihn warten.*

Der Zeisig *sitzt im Wartezimmerchen und zimmert und wartet. Auf dem Hof schnattern die Schreibmaschinen; man hört, auch wenn man nicht hinhört, wie sie sagen: „Zuunsermgrößtenleidwesendiesezahlungjetztnichtleisten."* **Der Zeisig** *nickt — er kennt diese Melodie. Andullje — denkt er. Was ist das überhaupt für ein Name? Er ist hierhergekommen, um etwas zu tun, was Zeisige sonst gar nicht machen: er will einen Fühler ausstrecken. Er möchte hören, ob man nicht willens sei, die Kartell-Satzungen zu mildern — die Preise sind zu hoch! Die Andullje könnte, wenn sie wollte ... Wer ist die Andullje? Das weiß man nicht. Es ist eine Art Gottheit, mit einigen irdischen Vertretern, die sich aber meistens vertreten lassen, zum Schluß bleibt dann bloß noch der Bureaudiener übrig, und der kann nichts*

dafür. Man nennt das eine Interessen-Gemeinschaft. Die Preise sind viel zu... — „Sie möchten reinkommen", *sagt* **der Grundeisdiener,** *und* **der Zeisig** *tut es.*

Hinter seiner Schreibburg residiert **Generaldirektor Klempnerskirch,** *ein eleganter Wirtschaftsführer von circa 46 Jahren, heute ist es ein bißchen fester, sagen wir: 47. Er hebt seine Augenbraue, das bedeutet: „Ah, der Herr Zeisig!" — er läßt sie wieder sinken, das heißt: „Bitte, nehmen Sie einen Stuhl, aber ohne unser Obligo!"* **Der Zeisig** *sitzt.*

Generaldirektor Klempnerskirch: Zu unserm größten Leidwesen, mein lieber Herr Zeisig, müssen wir Sie zum nächsten Ersten entlassen.

Der Zeisig: Iche...

Generaldirektor Klempnerskirch: Entlassen. Die allgemeine Wirtschaftssituation ist für Deutschland derart gelagert, verstehn Sie mich, daß wir wesentliche Rationalisierungsmaßnahmen vorzunehmen uns in die Lage versetzt sehn. Die Lage dauert noch an. Sie werden begreifen, daß es unter diesen Umständen auch für Sie das Beste ist...

Der Zeisig: Ihr...

Generaldirektor Klempnerskirch: Unterbrechen Sie mich nicht. Das Unternehmen kann nur gedeihn, wenn alle unsre Mitarbeiter entlassen sind und daher auch ihrerseits Verständnis für die augenblickliche Situation aufbringen. Unsre Einstellung...

Der Zeisig: Aber...

Generaldirektor Klempnerskirch: Unterbrechen Sie mich nicht. Die Bereinigung der durch die augenblickliche Krise hervorgerufenen Krise zwingt uns, grade von unsern leitenden Angestellten das Vorletzte zu fordern. Das Letzte fordern wir von unsern Arbeitern. Wie lange waren Sie bei uns im Hause?

Der Zeisig: Zehn Minuten.

Generaldirektor Klempnerskirch: Was soll das heißen? Wie lange Sie bei uns angestellt sind...!

Der Zeisig: Gar nicht. Ich bin hierher gekommen, um mit Ihnen wegen der Kartell-Satzungen zu sprechen. Ich bin gar nicht bei Ihnen angestellt, Herr Generaldirektor!

Generaldirektor Klempnerskirch: Entschuldigen Sie mich, mein lieber Herr Zeisig! Wenn ich einen Menschen seh, entlasse ich ihn — ich bin schon derartig in der Übung...! Entschuldigen Sie mich, Sie verstehn: die Krise ist gelagert.

Der Zeisig: Piep. Ich bin also hierhergekommen... es handelt sich um die Satzungen. **Der Zeisig** *gluckst, nimmt allen Mut zusammen, dann heraus:* Die Preise sind zu hoch, Herr Generaldirektor!

Dem **Generaldirektor Klempnerskirch** *fallen die Augen aus dem Kopf; er hebt sie auf und setzt sie wieder ein.* Die Preise sind zu hoch? Ja, was fällt Ihnen denn eigentlich ein? Haben Sie schon mal ein Kartell gesehn, das seine Preise herabsetzt? Immer hoch den Preis —!

Der Zeisig: Herr Generaldirektor — die Kundschaft kauft nicht mehr. Alle meine Abnehmer sagen mir das. Die Leute

sind arbeitslos und können nicht kaufen. Das heißt: kaufen können sie schon, aber sie können nicht bezahlen.

Generaldirektor Klempnerskirch: Sollen sie lieber bezahlen; zu kaufen brauchen sie nicht. Da entlassen wir nun und entlassen, und die Leute wollen immer noch nicht kaufen! Das kann nur börsentechnische Gründe haben.

Der Zeisig: Steuertechnische vielleicht...?

Generaldirektor Klempnerskirch: Alles in Deutschland hat steuertechnische Gründe. Lieber Freund, wenn es nach mir ginge, würde ich noch hundert Leute engagieren, damit ich sie am nächsten Ersten entlassen kann. Das wäre gesunde Wirtschaftspolitik! Was wir zum Aufbau brauchen, ist der Abbau — daran ist kein Zweifel. Und da kommen Sie mir mit zu hohen Preisen. *Ein Kopf steckt sich zur Tür herein.* **Der Generaldirektor** *wird seiner ansichtig und brüllt:* Sie sind entlassen! *Der entlassene Kopf verschwindet.* Kurz und gut, mein lieber Zeisig: es ist nicht daran zu denken. Es sei denn...

Der Zeisig: Es sei denn...?

Generaldirektor Klempnerskirch: Es sei denn, die Regierung entschlösse sich, die Löhne abzuschaffen. Dann könnte man eventuell daran denken, von einer Heraufsetzung der Kartellpreise abzusehn. Aber solange das nicht geschieht, bleiben wir fest, wir und unsre Preise. Merken Sie sich: es kommt nicht darauf an, daß unsre Waren gekauft werden, es kommt darauf an, daß sie hergestellt werden!

Der Zeisig: Sehr wohl.

Generaldirektor Klempnerskirch: Sie kennen die Grundsätze unsres Kartells: man muß vor allem die Unkosten vermindern. Löhne sind Unkosten. Also. Traurig genug, daß wir überhaupt Arbeiter brauchen! Wissen Sie, was Deutschland werden muß?

Der Zeisig: Bitte?

Generaldirektor Klempnerskirch: Exportfähig muß es werden. Am besten, man exportierte das ganze Land — das Geschäft möchte ich machen. Was meinen Sie dazu?

Der Zeisig: Piep.

Generaldirektor Klempnerskirch: Warum sagen Sie in einemfort Piep, Menschenskind?

Der Zeisig: Ich war früher ein Vogel, Herr Generaldirektor.

Generaldirektor Klempnerskirch: Sie haben einen —! Kommen Sie mir nicht mit Phantastik, Herr — wenn ich das will, lese ich unsre Geschäftsberichte. Was ist —? *Das bezieht sich auf* **Fräulein Wagenmitte,** *die Privatsekretärin des Generaldirektors. Draußen hat sie soeben einen Teil ihres kärglichen Gehalts, nicht immer geschlossenen Mundes, verzehrt, und dann hat sie sich die Lippen nachgezogen, weil sie etwas Bessres ist, nein, sie ist etwas Bessres, weil sie sich die Lippen nachzieht, und dann ist sie hereingegangen, ein bißchen stören. Sie tuschelt, das hat der Generaldirektor gern.*

Die Wagenmitte: Puschpusch — huschelhuschel — tuscheltuschel...

Der Zeisig *denkt mit dem Solarplexus:* Ob man mal mit der...? Wenn man mal mit der...?

Generaldirektor Klempnerskirch: Schön. Tschuldigen einen Moment, Herr... Herr Zeisig. Bitte schreiben Sie, Frollein. Aehm — an die Zeudag, Magdeburg und so weiter... Innä... Inbeantwortungihreswertenschreibensvomneulichen . . . Ihnen mit, daß wir eventuell geneigt sind — mm — Ihnen drei Waggon gegen prima... aeh... Zeisig, kennen Sie die Liechtensteiner Holding-Gesellschaft?

Der Zeisig, *dessen Gedanken grade der Wagenmitte ganz leise das Hemd hochgehoben haben*: Holding-Gesellschaft?

Generaldirektor Klempnerskirch: Früher eine Dachgesellschaft, jetzt im Keller. Gute Leute; in Deutschland total pleite, also vertrauenswürdig. Kennen Sie nicht? Schreiben Sie, Fräulein Wagenmitte: wir geben nicht. Ich ziehe alles zurück. Nein. Doch nicht. Ja. Doch. Nein. Schreiben Sie: die Andulljе liefert, und zwar prompt, und zwar die gewünschten Rohseiden ... ich diktiere Ihnen das nachher.

Wie der Generaldirektor „Rohseiden" sagt, fühlt **die Wagenmitte,** *daß sie im rechten Strumpf ein Loch hat, der Fuß klebt an einer Stelle. Merkwürdig, denkt sie, wer wohl heute Rohseide kaufen kann . . . Sie entschwindet.*

Generaldirektor Klempnerskirch: *sieht ihr nach und sagt:* Müßte man auch entlassen. Also, lieber Zeisig — der langen Rede kurzer Sinn: die Preise sind unantastbar. Erst die Regierung — dann wir. Vorleistungen gibt es hier nicht! Wir können nicht. Wir müßten Steuern bezahlen; wir hätten unsre Löhne voll ausbezahlen sollen; wir sollten unsre Gläubiger befriedigen —: also haben wir kein Geld. Und Hitler will auch leben. Waren Sie beim Volksentscheid?

Der Zeisig: Ehüm. Nein.

Generaldirektor Klempnerskirch: Sehr unrecht. Das haben wir finanziert, und Sie gehn nicht hin! Hitler... der ist aus dem Stroh, aus dem die großen Leute gedroschen werden! Wir haben ihn finanziert — das lenkt ab und ist mal auf alle Fälle gut. Hic Rhodus — hic Domino! Sonst finanzieren wir gar nichts. Denn das erste, was ein tüchtiger Geschäftsmann in jeder Krise zu tun hat, ist: Geld anhalten. Nicht auszahlen. Das ist das einzig wahre. Ich habe mein Geld nicht gestohlen. Meine Arbeiter haben es ehrlich verdient. Preise herabsetzen! Bei dem Diskont?

Der Zeisig: Schließlich haben die Banken ja vorher verdient. Der Absatz...

Generaldirektor Klempnerskirch: Lieber Freund, wir haben von den guten Zeiten profitiert, jetzt sollen die andern auch von den schlechten profitieren. Absatz! Absatz! Die Industrie hat Dreck am Absatz. Verstehn Sie mich! Die Preise bleiben. Ein Mann — ein Wort. Zwei Männer — vier Wörter. n Augenblick mal! *n Augenblick mal ist eine magische Formel:* **der Generaldirektor** *sagt es nicht etwa zum Telephon, das geschnarrt hat, weil es zu heiser ist, zu klingeln; er sagt es zum Besucher, der ja nicht klingeln kann. Und telephoniert ausgiebig.* **Der Zeisig** *freut sich, wie schön rechteckig der Plafond gebaut ist. Als er sich genug gefreut hat, fängt* **Generaldirektor Klempnerskirch** *das Gespräch erst richtig an.* **Dem Zeisig** *wird der Plafond langsam*

oval. Auch schmerzen ihn beim Sitzen seine Hämorrhoiden, die so lästig sind, weil sie kein Mensch richtig schreiben kann. Nun ist der Kirchenklempner so weit.

Generaldirektor Klempnerskirch: Sie kommen mir grade so vor wie der Mann, der da vorhin auf Ihrem Stuhl gesessen hat. Sagt der Mann, einer von der Plavag, zu mir, ob ich nicht mein Geld in seine Fabrik stecken will! Ich? Mein Geld? Ich bin doch kein Spieler! Ich trage die Verantwortung, da brauch ich doch nicht noch mein Geld zu riskieren! **Der Zeisig** *flattert schwach, doch* der **Generaldirektor** *macht Husch und fährt fort*: Wir brauchen höhere Preise, damit wir billiger herstellen können! Das begreift doch ein Kind! Wir brauchen teure Inlandspreise, weil wir billige Exportpreise haben müssen! Und hohe Zölle, natürlich — damit das Land nicht von fremden Waren überschwemmt wird!

Der Zeisig: Ich bin ruiniert!

Generaldirektor Klempnerskirch: Da kann man nur gratulieren!

Der Zeisig: Was soll ich tun?

Generaldirektor Klempnerskirch: Verschaffen Sie sich eine Geschäftsaufsicht und markieren Sie da den starken Mann, das kann der schwächste! **Der Zeisig** *will etwas piepen, aber der Generaldirektor läßt ihn kein Ei legen.* Und ich sage Ihnen — ich gehe von dem Standpunkt aus: wer nicht ißt, braucht auch nicht zu arbeiten! Wir haben hier, verstehn Sie mich, das Risiko getragen, verstehn Sie mich; wir haben das Risiko getragen, ich habe das Risiko getragen, bis nach der Schweiz hab ich es getragen, und die Anktankte-Staaten sind verpflichtet, verstehn Sie mich, Deutschland Geld zu geben, sonst geht es unter, und jene mit uns! Brüning wirds schaffen, da gibts an der Börse nur eine Stimme, und wenn die Börse was sagt, dann können Sie Gift drauf nehmen; es ist sowieso das einzige, was Ihnen dann noch übrig bleibt.

Der Zeisig: Ist das Ihr letztes Wort?

Generaldirektor Klempnerskirch *hat sich aufgerichtet, ein wenig schräg, die Unterarme sind auf die Sessellehne gestützt, die Faust ist schwach geballt*: Wenn Sie vielleicht glauben, daß sich jemals ein deutscher Industrieller so albern benimmt, wie mich der Herr Hauser hier schildert, da irren Sie sich! Lesen Sie unsre Syndikatsbeschlüsse nach! Wir sind das Mark, was! wir sind die Rückenmärker der deutschen Wirtschaft! Herr Zeisig, ich habe Ihnen nur noch das eine zu sagen, was ich seit Monaten allen Leuten sage: Herr Zeisig, Sie sind entlassen —! **Der Zeisig** *riskiert eine zahme Verbeugung, die unbeachtet bleibt, und entflattert. Draußen fällt er beinah über* **die Wagenmitte,** *die ihn entrüstet von sich abstaubt.*

Auf der Straße vor der riesigen Zwingburg der Andullje steht **der Zeisig** *und will über den Damm hüpfen. Was müßte man mit diesen Kerlen machen? denkt er. Da naht ein Wagen und fährt ihn beinah um und um. Es ist ein grüner Wagen.* **Der Zeisig** *sieht ihm gedankenvoll nach. Wenn Sie sich beeilen, können Sie ihn noch stehn sehn —: Tauben- und Jägerstraßen-Ecke.*

Der ökonomische Tee von Rudolf Arnheim

Daß heute noch irgend jemand den Einfluß der Wirtschaft in der Welt unterschätzt, ist unwahrscheinlich. Auch diejenigen Kreise, die, weil sie Geld hatten, der Meinung waren, das Wirtschaftliche verstehe sich von selbst, haben in der Zeit von der Inflation bis zu den in- und ausländischen Bankzusammenbrüchen der letzten Monate am eignen Leibe erfahren, daß Not mehr ist als ein fesselndes Zeitungsthema. Und darüber hinaus haben Proletarier und Intellektuelle begriffen, daß solche Not nicht mit dem Pariatum des vierten Standes oder mit geistiger Beschäftigung durch göttliche oder naturgesetzliche Fügung für ewig verknüpft sei, sondern daß eine groteske, unnatürliche Verteilung der Güter durch eine zu diesem Zweck geschaffene Staatsordnung aufrechterhalten werde.

Sicherlich ist diese Einsicht ein großer, notwendiger Fortschritt. Aber kaum ist sie da, so heißt es schon wieder vor einer solchen panökonomischen Weltbetrachtung warnen. Eine große Zahl unsrer Geistigen hat leider den Hang, sich überall, wo Macht oder Lebenskraft zu spüren ist, sogleich hinzugeben und aufzugeben. So ging es ihnen mit dem Sport, mit dem Temporummel der modernen Technik, mit der „Sachlichkeit" — so geht es ihnen jetzt wieder mit der Wirtschaft. Früher befleißigten sich die Bankherren, in den Salons von Hauptmann, Liebermann und Reinhardt zu sprechen. Heute plaudern, mit noch geringerer Sachkenntnis, die Dichter und die Maler bei ihren geselligen Zusammenkünften vom Reichsbankdiskont und vom Getreideimport. Nicht mehr der ästhetische Tee, der ökonomische Tee ist das Leib- und Seelengetränk. Dagegen wäre nun nichts zu sagen, wenn nicht zugunsten solcher smarten Gesprächsstoffe alles Geistige immer mehr mit höhnischem Achselzucken abgetan würde. Es ist wieder jene kokette Selbstmordgebärde, die für viele Intellektuelle der Nachkriegszeit so widerwärtig bezeichnend ist. Dieselben Leute sind es, die sich lieber in Boxhandschuhen als am Schreibtisch photographieren lassen, die Amerikasüchtigen, die enthirnten Reporter. Es scheint fast, als sei ihnen die Beschäftigung mit Geistigem mehr Sache des Prestiges als einer angebornen Besessenheit und als suchten sie immer wieder ein neues Loch, um durch die lästige Hürde zu brechen. Unsympathisch waren gewiß auch jene altmodischen, oberflächlichen Idealisten, die sich unsre Welt gern als eine Dame ohne Unterleib vorstellten und beim Anblick von Banknoten erröteten. Aber wieviel schlimmer sind ihre Nachfolger, denen die aufgeblasene Wirtschaft als eine Circe erscheint, von der sie sich willig in Schweine verzaubern lassen. Man glaubt, sich auf zeitgemäße Weise mit Kunst zu befassen, wenn man über Kunsthandel liest und schreibt, man bewehrt die Arbeitsstube des Schriftstellers stolz mit Karteien, Haustelephonen und Sekretärinnen, man sucht die blaue Blume in der Bureauausstellung.

Nichts ist natürlicher, als daß Menschen, die, auch wenn

sie nicht Kaufleute, Nationalökonomen oder Bankiers sind, doch als Glieder eines Wirtschaftsorganismus dauernd unter seinen heftigsten Einwirkungen zu leiden haben, daß solche Menschen über Wirtschaftliches sprechen und sich darüber zu unterrichten suchen — es ist ja fast Notwehr, was sie dazu zwingt; aber nichts ist unnatürlicher, als daß sich unter dem Einfluß dieser Macht bei den Geistigen eine Umgruppierung der Werte vollzieht, Heroisierung der Börse, Verrat an der eignen Aufgabe.

Über der guten Einsicht in wirtschaftliche Zusammenhänge vergißt man die Grundtatsache, daß hier ein Feind steht, gegen den es eine Festung zu halten gilt. Nicht das Wirtschaftliche schlechthin ist der Feind des Geistigen, wohl aber diese unsre Wirtschaft, die am Kultusetat abstreicht, was in den Aufsichtsräten verdient wird, und die alle Freiheit des Lehrens, Lernens und Forschens durch ihre Schreckensherrschaft austilgt. Wie minderwertig und dürftig ist es, sich vom Klugen und Schönen abzuwenden, nur weil es unter den heutigen Machtverhältnissen keine Rolle spielt. Man scheut sich nicht, vom Kommunismus zu sprechen, obwohl für ihn unter uns doch heute wenig Platz ist, aber es gilt für lächerlich, sich beispielsweise für Filmkunst zu interessieren, weil doch die Filmproduktion heute von den Geldinteressen der Industrie gelenkt werde! Man vergißt, daß eben grade weil es so ist, die Geistigen die Pflicht haben, mit jener rohen Unerbittlichkeit, die sie an Rayonchefs und Boxmanagern so bewundern, ihre Interessen, ihre Werte zu propagieren. Gewiß sollen sie alles tun, diesen Wirtschaftsterror zu verstehen, um ihn zu entlarven, aber wozu, bitte, entlarvt man, wenn man auf der andern Seite immer mehr die eignen Arbeitsgebiete mit den Maßstäben der Gegner mißt, sie verachtet, weil sie schwach und einflußlos sind! Man entzieht unsrer Kultur außer dem materiellen Nährboden nun auch noch den geistigen, indem innerhalb der Intellektuellen die Achtung und die Aufmerksamkeit für die eignen Bestrebungen immer geringer wird. Die geistige Stütze, die grade in solcher Zeit einer am andern unbedingt haben muß, wankt bedenklich.

Thomas Mann hat dieser Tage in seiner schönen lübecker Rede an die Jugend davon gesprochen, daß es an der Zeit sei, „dem Begriff der Elite zu neuen Ehren und zu neuer Geltung zu verhelfen gegen den weltbedrohenden Geist oder Ungeist der Masse, welcher mit Demokratie in des Wortes respektablem Verstande längst nicht mehr das Geringste zu tun" habe. Für diese Elite zu kämpfen, wäre, wie mir scheint, nicht nur zum Vorteil des Geistes sondern der Kämpfer selbst. Denn es könnte leicht sein, daß unter den Intellektuellen sehr schnell eine neue Generation heraufkäme, für die das Wirtschaftliche nicht mehr jenen verführerischen Charme hätte sondern einfach das bekämpfenswerte Prinzip des Bösen und Hinderlichen wäre und vor deren Augen unsre feingeistigen Adoranten des Handelsteils, die ihre Erstgeburt für ein Linsengericht verkaufen, daständen als ungebildet, unkultiviert, beschäftigungslos und ohne rechten Nutzen für diese Welt.

Theater von Alfred Polgar

Kat

Der Amerikaner Ernest Hemingway hat ein paar zauberische Erzählungen geschrieben. Nicht einmal der Beifall der Feinschmecker, den sie finden, kann die Freude an ihnen verekeln. Es sind Erzählungen von beinerner Trockenheit der Diktion bei Höchstgehalt der Luft an alkoholischer Feuchtigkeit. Mannsgeschichten, hart ohne Süße. Doch der Atem der Frau ist es, der in ihnen den Sturm, ihr Schatten, der die Finsternis macht. Große Empfindung, zumindest deren großen Ausdruck verwehrt sich Hemingway: als ob er seinen Ehrgeiz darein setzte, Brennendes mit nackter Hand zu fassen, ohne eine Miene zu verziehen. Er erzählt tolle Geschichten, aber er macht keine mit ihnen. Psychologie fehlt. Beschrieben wird nicht, die Figuren beschreiben sich selbst durch ihre Rede und Schweige, Handlung und Haltung. Das Pathetische wie das Zarte wird verheimlicht, vergraben, zugedeckt von unscheinbarem Wort, damit der Leser den Schatz nicht so leicht finde. Strenge Prohibition des Gefühls. Hemingways Menschen verbeißen den Schmerz, auch den härtesten. Was für Zahn-Athleten!

„Fare well to the arms", die Vorlage für „Kat", spielt im Kriege. Henry, der Amerikaner, macht ihn mit, an der italienischen Front. Er verliebt sich in Kat, die Krankenschwester. Er brennt mit ihr durch, nach der Schweiz, einer friedevollen Insel im Meer der Greuel. Sie sind glücklich, holen an Lust aus ihrer Zweisamkeit, was Leib und Seele hergeben. Dann stirbt Kat im Wochenbett. Henry? Henry beißt die Zähne zusammen. Den Marterpfahl gibt es nicht, an dem ein Hemingwayscher Mann wimmerte.

Dieser einfach bezwingende, bezwingend einfache Roman, in dem die Liebe elementarisch rauscht wie der See, der sowohl zum Bade lädt als auch sein Opfer haben will, wurde, von Zuckmayer und Hilpert, für die Drehbühne geschnitten und geklebt. Das Dramatische der erzählenden Fassung verflüchtigte sich in der dramatischen, leibhaftig verkörpert erschienen die Figuren flacher als im Buch, das Sentimentalische, dort gedrosselt, bekam auf der Szene Luft, und von dem ganzen starken Gebilde aus Wort, Handlung, Passion ging, mit den Wässern des Theaters gewaschen, die charakteristische Farbe herunter.

Verdienst der Dramatisierung bleibt, daß sie Anlaß gibt, wieder von dem Roman Hemingways zu sprechen (der deutsch bei Ernst Rowohlt, Berlin, erschienen ist). Ferner fand, im Deutschen Theater, Herr Gustav Fröhlich Gelegenheit, sich auf der Sprechbühne, trotz aller Liebenswürdigkeit, höchst männlich zu bewähren; wie Frau Dorsch höchst weiblich als Naturvirtuosin auf der Herz-Saite. Die schauspielerischen Höhepunkte bringt Paul Hörbiger. Sehr fein die Mischung von Grimm, Trauer und Galgenhumor, mit der er, krieggeschlagener Mensch, ein Schicksal trägt, das zu meistern er nicht die Kraft, dem glatt sich zu ergeben, er nicht die hilfreiche Dumpfheit hat.

Junge Liebe

Im Lessing-Theater ist „Junge Liebe" zu sehen, ein Lustspiel von R. Samson, das durch den Fallschirm des sogenannten Esprits alle Stürze aus dem Lustigen ins Lächerliche ohne Schaden übersteht. Es handelt sich in diesem Spiel um das physiologische Problem der geschlechtlichen Anziehungskraft beziehungsweise darum, daß ein Privileg, solche auf ihn auszuüben, der Mensch leider nicht an ein einziges Wesen, auch nicht an das grade von ihm geliebte, vergeben kann. Ein Thema, so sehr ernster Behandlung würdig, daß, wird ihm diese nicht zuteil, nur eine ganz heitere tauglich erscheint. Samsons Lustspiel sucht, mit Schwierigkeiten, eine mittlere Linie einzuhalten. Das große Fragezeichen, hinter Liebe und Treue gesetzt, dient hier als Gerät für Turnübungen im Exzentrik-Stil. Da aber muntre Reden sie begleiten (gesprochen von Frau Mosheim und Frau Haack, von den Herren Homolka und Brausewetter), hat der Zuschauer seinen Spaß daran, besonders an Homolkas gelassenem, unbeirrbar natürlichem Spiel. Frau Mosheim ist Persönlichkeit genug, um sich erlauben zu dürfen, geziert zu sein. Aber die Schätzer ihrer Kunst hätten doch lieber, sie würde es sich nicht erlauben, und es ginge besonders auf ihrem Mienenspielplatz weniger affektiert zu.

Goethe-Jahr 1932 von Theobald Tiger

Nächstes Jahr, da werden wir was erleben!
So im März, April und Mai:
Goethe hundert Jahre tot! Das wird was geben!
Wär es schon vorbei —!

Richtig, Joethe!
Hundert Philologen wälzen
Briefe, Werke, Bilder im Archiv.
Und schon seh ich Wolfgang Goetzen stelzen
durch die Följetöner lang und tief.

Richtig, Joethe!
Spitzen der Behörden
weihen ölig quasselnd etwas ein.
Und die Spitzen der Behörden wörden
alle voll von Faust-Zitaten sein —
richtig, Joethe!

Und es wimmelt von Bezüglichkeiten:
„Goethe und..." so tönt es immerzu.
Auf den bunten Marken muß er schreiten,
Und dann sagen alle zu ihm Du!

Böte, Kröte, Nöte, Röte, Flöte...
wochenlang reimt alles sich auf Goethe.
Dann verstummen Prosa und Sonett.
Von den deutschen Angestellten-Massen
hat man keinen weniger entlassen.
Klassiker sind nur fürs Bücherbrett.

Nächstes Jahr, da kannst du was erleben!
So im März, April und Mai...
Lieben Freunde, das wird etwas geben!
Wär es schon vorbei —!

Bemerkungen

Pogrom und Polizei

Am 12. September, dem jüdischen Neujahrstag, ist es in den Abendstunden auf dem Kurfürstendamm zu einem regelrechten Pogrom gekommen. Die Nationalsozialisten hatten den Überfall ausgezeichnet organisiert; auf ein gegebenes Signal sperrten sie den Kurfürstendamm von der Gedächtnis-Kirche bis zur Leibniz-Straße ab. Eine Rotte von ein paar hundert Mann tyrannisierte eine halbe Stunde lang die Straße und mißhandelte Fußgänger, die sie für Juden hielten.

Die liberale Presse hat zunächst ihre Berichterstatterpflicht nicht erfüllt. Sie versuchte, die skandalösen Vorgänge zu bagatellisieren. Denn diese Presse fühlt bei unpassendstem Anlaß immer eine höhere Verantwortung, die sie nötigt, nicht mit der vollen Wahrheit herauszurücken. In diesem Falle galt es, auf das „Ansehen Berlins" Rücksicht zu nehmen. Sie hat also die Tatsache, daß die Krawalle am jüdischen Neujahrstage vor sich gingen, so bescheiden wie möglich oder überhaupt nicht gebracht. Ahnungslose Gemüter, die nur ihr Blättchen lesen und sonst nichts, hätten bei diesen Schilderungen sehr leicht auf den Gedanken kommen können, es habe sich dabei um eine etwas rabiate Kundgebung der geprellten Devaheimsparer gegen ihren Vorstand gehandelt. Erst als die Zeitungen von ihren Lesern mit Zuschriften bombardiert wurden, bequemten sie sich, Beschwerden gegen die Polizei zu erheben. Denn jetzt stellte es sich heraus, daß auch die Polizei zunächst zu gut davongekommen war. Jetzt war nicht mehr daran zu zweifeln, daß die Polizei weder die ihr zugegangenen Warnungen beachtet hatte noch rechtzeitig zur Stelle gewesen war. Jedenfalls war das Versagen der Polizei bald wieder offenkundig, und ihre Häupter ergingen sich in lahmen Ausreden.

Man vergleiche die Laschheit der Polizei am Kurfürstendamm mit der Schärfe und Pünktlichkeit bei Zusammenstößen mit Linksradikalen. Die traurige Affäre Bülow-Platz, ein Kind der Pressestelle des Polizeipräsidiums, ist von der gesamten Presse zunächst gläubig hingenommen und noch um einiges Beiwerk vermehrt worden. Jetzt aber regt sich der Zweifel, und es werden Fragen an die Polizei laut, was es mit der vor einigen Wochen schon „unmittelbar bevorstehenden" Aufklärung auf sich habe. Die als verdächtig Verhafteten sind inzwischen wieder entlassen worden.

Am 12. September ist die Polizei weit weniger radikal vorgegangen. Sie kam zu spät und war, im Gegensatz zu den Rowdygruppen, uneinheitlich geführt. Während sie an der Gedächtnis-Kirche noch aufräumte, trieben einige hundert Meter weiter die National-Hooligans noch ihr Wesen. Dazu kamen noch einzelne taktische Fehler, die verheerend wirkten. So blieben die beiden Schupos, die ständig vor der chinesischen Gesandtschaft postiert sind, ruhig stehen. Gewiß konnten sie gegen die Übermacht nichts ausrichten, aber es wäre klüger gewesen, wenn sie ins Haus hineingegangen oder sonstwie von der Bildfläche verschwunden wären. Statt dessen verharrten sie in kerzengrader Diensthaltung, und es sah aus, als hätten sie die Oberaufsicht über den Tumult rundum.

Es ging gegen Rechts, also hat die Polizei versagt. Der glatte Ablauf dieses Pogroms kann die S.A.-Stürme nur zu baldiger Fortsetzung ermutigen. Es war nicht anders als im vorigen Herbst bei den Straßenkrawallen um den Remarque-Film. Damals durfte Goebbels ein paar Abende lang die Straße beherrschen, ohne daß ihn die Polizei gestört hätte. Die Linkspresse mußte sich erheblich rühren, um die Kommandohöhen am Alexander-Platz aus der Lethargie zu rütteln. Unsre preußische Polizei gilt als republikanisch, als sozialistisch durchsetzt. Wenn es gegen Rechts geht,

merken wir nichts davon, nur gegen die Kommunisten funktioniert das scharfe Schwert. Wir haben das erst vor wenigen Tagen gesehen, bei der wahnwitzigen Versammlung im Sport-Palast, wo die berittene Polizei auf der dichtgefüllten Straße vor dem Versammlungslokal immer wieder über den Gehsteig setzte, ins Publikum hinein. Was mögen sich die altgedienten Sozialdemokraten bei diesem wilhelminischen Kavalleriemanöver ihres Genossen Polizeipräsidenten gedacht haben? Als Polizeiaktion sind solche Reiterkunststücke wirkungslos, aber die politische Unzulänglichkeit wirkt hoch zu Roß nicht schöner, nur ist sie noch besser zu sehen.

Carl v. Ossietzky

Eines aber

möchten wir in absehbarer Zeit gewiß nicht hören: das jammervolle Geächz der aus der Regierung herausgeworfenen Sozialdemokraten, weil man sie dann grade so behandeln wird, wie sie heute den Reaktionären helfen, die Arbeiter zu behandeln.

Eines Tages wird es soweit sein. Die furchtbare Drohung, sich nunmehr bald an die frische Luft zu verfügen, wird von der Partei wahrgemacht werden, wahrscheinlich eine halbe Minute, bevor man sie auch in aller Förmlichkeit bitten wird, den Tempel zu räumen. Und dann wird sich die Führung besinnen: Jetzt sind wir in der Opposition. Mit einem großen O. Wie macht man doch das gleich...?

Da werden sie dann die Mottenkisten aufmachen, in denen — ach, ist das lange her! — die guten, alten Revolutionsjacken modern, so lange nicht getragen, so lange nicht gebraucht! Werden ihnen zu eng geworden sein. Und dann frisch als Sansculotten maskiert, vor auf die Szene. „Die Partei protestiert auf das nachdrücklichste gegen die Gewaltmaßnahmen..." Herunter! Abtreten! Faule Äpfel! Schluß! Schluß!

Die werden sich wundern. Und sie werden keinen schönen Anblick bieten. Denn nichts ist schrecklicher als eine zu jedem Kompromiß bereite Partei, die plötzlich Unnachgiebigkeit markieren soll. Millionen ihrer Anhänger sind das gar nicht mehr gewöhnt; die Gewerkschaftsbureaukratie auch nicht, für die uns allerdings nicht bange ist: es findet sich da immer noch ein Unterkommen. Wären die Stahlhelm-Industriellen nicht so maßlos unintelligent — sie könnten sich das Leben mit denen da schon heute wesentlich leichter machen. Sie werden es sich leicht machen.

Alles gut und schön. Aber erzählt uns ja nichts von: Recht auf die Straße; Polizeiwillkür; Verfassung; Freiheit... erzählt sonst alles, was ihr lustig seid. Aber dieses eine jemals wieder zu sagen —: das habt ihr verscherzt.

Ignaz Wrobel

Unfug mit Jimmy Walker

Zweimal habe ich das große elegante Hotel an einer Hauptstraße Berlins, das sich selbst für besonders vornehm hält, in ganz plebejischer Aufregung gesehn: das eine Mal am Tage des Kapp-Putsches, als Admirale und Großgrundbesitzer in der Halle herumstanden und nicht ahnten, daß im zweiten Stock — heute kann mans ja wohl erzählen — im Zimmer eines ausländischen Pressephotographen eins der Zentren der proletarischen Gegenbewegung war; und das zweite Mal, als ein bildhübscher blonder Judenjunge aus Amerika, der Jackie Coogan hieß, aus einem Auto sprang und die Treppe hinaufrannte. Damals dachte ich: es ist gewiß besser, daß sie dem großen Künstler, der der kleine Jackie war, zujubelten, als daß sie für den Kronprinzen Parade stehn; aber — können sie denn die Formen nicht anpassen, müssen sie denn immer für irgend einen Hurra schrein?

Gegenwärtig reist — vielmehr jagt — James Walker, kurz und intim von den Zeitungen

„Jimmy" genannt, in Europa herum. Er war in Berlin, Prag, Wien, ist in Cannes, wird nach Paris, London und Bremen gehn, und es ist eine Schande, was sie überall mit ihm anstellen.

Sie wissen hoffentlich nicht, wer Jimmy Walker ist? Er ist nämlich der Bürgermeister von New York. Also von einer Stadt, die uns Europäern allen leider ungeheuer imponiert und die das eingestandne oder uneingestandne Entwicklungsideal unsrer besten, durch dieses Ideal scheußlich verfälschten eignen Städte ist. Von einer Stadt, deren Bedeutung und Interessantheit, deren Vitalität und Phantastik ganz gewiß nicht bestritten werden soll, in der aber auch, wie alles massenhafter — und eben nur massenhafter — ist, das unüberwindbare Elend größer und drückender, die Herzlosigkeit der Epoche näher und deutlicher ist; und die täglich die Zeitungen auch deshalb beherrscht, weil die öffentliche Sicherheit in ihr auf einer so primitiven Stufe steht wie in Bamberg und Poitiers, in Drontheim und Graz seit dem Mittelalter nicht.

Bürgermeister Walker reist nun nicht etwa durch Europa, um unsre schwächeren Versuche von Unterweltsgemeinschaften und Kriminalkorruption mitleidig zu betrachten, auch nicht um die in Europa fraglos besser als in Amerika entwickelten Straßenkampfmethoden der Polizeien zu studieren; er reist inkognito, um sich feiern zu lassen.

Er reist wie ein Amerikaner. In Wien beispielshalber, wo er eine Nacht und einen halben Tag weilte, verbrachte er den ganzen Abend beim „Heurigen" und auf dem Kobenzl, um dann — nachts! — einige Stellen der Stadt zu besichtigen; im Vorbeifahren. Nach langem Schlaf am Vormittag, dessen einzelne Phasen die Zeitungen ganz genau registrierten, machte er eine Rundfahrt, vom Hotel bis zum Rathaus. Dagegen wäre gar nichts zu sagen, jeder kann so unergiebig reisen wie er will, und ein nasser Bürgermeister ist viel sympathischer als ein trockner, und ein Herumtreiber angenehmer als ein Puritaner; dagegen wäre gar nichts zu sagen, wenn nicht Herr Walker, Jimmy, als Ergebnis seiner tiefgründigen Forschungen in das natürlich anwesende Tonfilm-Mikrophon die Feststellung von der „Herrlichkeit Wiens" trompetet hätte. Und auch das ginge noch als eine belanglose Albernheit hin, wenn nicht die Wiener, die Bürger der (sehn wir einen Augenblick von aller Politik ab) am besten verwalteten Kommune des nichtrussischen Europas, darüber so beglückt gewesen wären.

Auch die sentimentale Note „kam zu ihrem Recht". Walker — was für eine wunderbare Herablassung von einem so großen Manne! — hatte sich auf der Reise die dritte Schiffsklasse angesehn und dabei ein kleines Mädchen gefunden, das bitterlich weinte. Leutselig, wie so reiche

Bürgermeister sind, ließ er sich sagen, daß die kleine Waise wegen einer Krankheit von Verwandten in New York zu Verwandten nach Wien geschickt würde. Der herrliche Bürgermeister konnte sein Herz nicht halten. Er nahm das Kind aus der dritten Klasse in die erste, er zahlte — man denke! — die Preisdifferenz. Und schon während des Empfangs im Rathause ließ er, der nichts vergißt, in sein Hotel telephonieren, ob das Mädchen, das ihn besuchen sollte, schon angekommen sei; und im Hotel versprach er dem Kinde, er werde, wenn es sich in Wien trotz der eben so gerühmten Herrlichkeit der Stadt nicht wohl fühle, für seine Rückreise nach New York sorgen.

Keiner von den erschütterten Wienern kam angesichts dessen, wie hier ein goldenes Herz überfloß, darauf, daß dieses ganze Verhalten die blödeste, gedankenloseste, unnütze oder schädliche Handhabung bürgerlicher, protzender, reklamesüchtiger Wohltätigkeit sei. Sie erinnerten sich der Lesebuchtaten ihrer Kaiser und jubelten.

Keiner von den jubelnden Europäern erinnerte sich, daß dieser nicht einmal ein kleines Kind vergessende „lustigste Bürgermeister der Welt", dessen Lustigkeit freilich von Hunderttausenden seiner Schutzbefohlenen längst nicht mehr geteilt wird, im vorigen Jahr eine Deputation Arbeitsloser, die sich mit ihm ruhig über die Frage unterhalten wollten, wie sie sich davor schützen könnten, zu verhungern, die Rathaustreppe hat hinunterprügeln lassen.

Aber ist denn dieses armselige Europa, das durchaus nicht dazu kommen kann, ein politischer Verband zu werden, ganz und gar zu einem Fremdenverkehrsverbande geworden? Sind die Europäer schon ganz und gar verkellnert, verhausknechtet, verknechtet? Besteht die einzige Gunst, die Gott uns noch erweisen will, in Reisenden in und mit Dollars? Die vielleicht nötige Entprivatisierung Europas vollzieht sich auf eine greuliche Art.

Stadtbeherrscher, die mit Arbeitslosen ebenso gut und schnell fertig werden wie sie es mit Verbrechern nicht werden, haben wir doch wohl selbst genug. Wir haben genug, übergenug von allen Jimmys und von diesen Enthusiasmen!

Rudolf Leonhard

Friedrich Leopold

Der soeben verstorbene Prinz Friedrich Leopold von Preußen hat in einem Teil der republikanischen Presse ziemlich wohlwollende Nachrufe erhalten. Man hob zu seinen Gunsten hervor, daß Wilhelm II. ihm unhold gewesen sei.

Das scheint in der Tat für ihn zu sprechen. Aber in diesem Fall trügt der Schein.

Friedrich Leopold war der Typus einer fürstlichen Drohne. Trotz eines selbst für einen Prinzen außergewöhnlichen Vermögens hat er nie etwas Nützliches getan. Er hat überhaupt nichts getan. Allerdings hat er am 11. November 1918 auf seinem Schloß die rote Fahne aufziehen lassen. Aber das war nur eine Geste, die er für eine schlaue Vermögensversicherung hielt, nicht etwa der Ausfluß irgendeiner Gesinnung.

Auf Gesinnung hat Friedrich Leopold nie Wert gelegt, immer nur auf Kleidung und Bequemlichkeit.

Als er noch junger Offizier war, sollte er einmal beim Ma-

növer zu einer meiner Großtanten in Hinterpommern ins Quartier kommen. Die alte Dame war natürlich sehr gerührt von der Ehre, einen leibhaftigen Hohenzollernprinzen in ihrem Schloß beherbergen zu dürfen. Weitestgehende Vorbereitungen wurden getroffen. Am Tage vor dem Einpassieren des Prinzen erschien der quartiermachende Offizier. Mit Stolz zeigte ihm meine Tante das für den hohen Gast wundervoll hergerichtete Schlafzimmer. Der Offizier erklärte jedoch kurz: „Die Betten müssen heraus. Königliche Hoheit ist gewohnt, nur in seinen eignen Betten zu schlafen."

In der Tat erschien am nächsten Morgen ein hochbepackter Krümperwagen mit den Betten, die allein die zarten Glieder Seiner Königlichen Hoheit umfangen durften. Das Manöver sollte ja Vorbereitung für den Krieg sein.

Die wichtigsten Personen für den Prinzen waren Schuster und Schneider. Sein eiserner Bestand an Lackschuhen und Lackstiefeln schwankte zwischen 34 und 36 Paar. Der Leibschneider war besonders geeicht auf den Unterschied zwischen Stehhosen und Sitzhosen. Der Prinz legte nämlich höchsten Wert darauf, daß seine Uniformhosen — er war Husar — so eng wie möglich anlagen. Deswegen wurde die Hälfte der Hosen so angefertigt, daß der Prinz darin nur stehen konnte, während die andre ihm auch das Sitzen erlaubte.

Bei einem Hofball stand Friedrich Leopold in seinen Stehhosen in Unterhaltung mit einer ehrwürdigen Fürstin. Ihr entfiel das Taschentuch. Steif wie ein Stock blieb der Prinz stehen. Jedes Beugen des Körpers wäre gleichbedeutend gewesen mit einer Katastrophe für die allerhöchsten Hosen in dem allerwertesten Teile. Also mußte er allen Kavalierspflichten zum Hohn das Taschentüchlein liegen lassen.

Der Vorfall kam zur Kenntnis des Kaisers und rief seinen lebhaften Unwillen hervor. Die Stehhosen Friedrich Leopolds waren der erste Anlaß zu der Ungnade, mit der ihn sein kaiserlicher Vetter fortan bedachte.

Hellmut v. Gerlach

Theobald Tiger

freut sich, daß ein Nazi-Papier einmal ordentlich hereingefallen ist.

Die Nr. 159 des 2. Jahrganges der düsseldorfer ‚Volksparole' vom 27. August enthält ein Gedicht „Die Ortskrankenkasse". Dieses Gedicht ist gestohlen: es stand hier in der ‚Weltbühne' am 3. Juni 1930. Der neue Verfasser nennt sich mit Recht „Schloch". Wahrscheinlich heißt er mit Vornamen auch Adolf.

Oder hat sich jemand mit den Schriftgelehrten einen Scherz erlaubt? Dazu gehört freilich nicht viel, mit denen etwas zu tun, was sie gewohnt sind: sie anzuführen.

Jetzt wollen wir einmal sehn, ob diese deutschen Mannen so viel Ehrlichkeit und Anständigkeit besitzen, zuzugeben, daß sie geklaut haben. Und noch dazu bei dem freundlich feixenden

Theobald Tiger

Arbeitslose Jugend 1931

Wenn sich erwiesen hat,
daß in einem Staat
ein junger Mensch
von 23 Jahren,
unprobiert,
zum alten Eisen
geworfen wird,
daß er überflüssig ist,
einfach zuviel,
dieser Staat
der Schmarotzer
und Protektion,
dieser Staat
braucht Säuberung,
Revolution.

Es soll jeder ehrlich
um sich kämpfen,
es braucht kein Mensch
der Welt sich zu dämpfen,
er soll sich entfalten,
aber nicht stillhalten,
jahrelang sich ausschalten,
nicht in der Jugend
schon vergreisen,
er hat das Recht,
sich zu beweisen!

Hinter den
zugeknallten Türen
sitzen die, die führen,
die die Arbeit verweigern,
die Menschen versteigern,
wie Tiere!

Wer nicht ein Judas ist,
goldgescheit,
kommt nicht weit!

Junger Mensch wehre dich
gegen das Land,
das Dich zeugte
und keinen
Platz für Dich fand,
wehre Dich
gegen dieses Deutschland!

Margarete Voß

Mißtönende Wochenschau

Der tausendste Betroffene der hundertsten Notverordnung erhält vom Reichskanzler Brüning persönlich ein Photographiealbum mit Bildern von seiner pariser und londoner Reise überreicht.

*

Zu den Sparmaßnahmen in Preußen: Hindenburg schreitet gleichzeitig die Ehrenkompanie der Verfassungsfeier und die Ehrenprotektoratsfront des Stahlhelms ab.

*

Max Pallenberg, der Rächer der kleinen Millionensparer, kündigt zum Zeichen des Protests sein Rundfunkabonnement, weil der berliner Sender noch immer das „Niederländische Dankgebet" spielt.

*

Gandhi schweigt.

*

Die notleidenden Aktionäre des berliner Zoo werden zweimal wöchentlich im Bassin des Riesensee-Elefanten gefüttert.

*

Heiteres aus aller Welt:

Briand spricht für die Abrüstung.

Reichsbankpräsident Luther geht zu Fuß.

Der neue Naziminister in Braunschweig schwört auf die Verfassung.

Die Amstelbank wird täglich nach Geschäftsschluß gereinigt — Interview mit der Scheuerfrau.

Friedrich Raff

Späte Reue

Der Hausvater:

„Nun hat mir meine Tochter die Hausschuhe schon wieder so tief unter das Bett getan . . . Ach, hätten wir das böse Kind seinerzeit doch abgetrieben!"

Die Begrüßung

Im Südwestdeutschen Rundfunk liest Ricarda Huch. Der Sprecher — entweder weil er seine Belesenheit zeigen will oder weil die Reklameworte ihm schon unversehens kommen — schickt voraus, daß Thomas Mann irgendwo sagt, Ricarda Huch sei die bedeutendste Frau Deutschlands, vielleicht der Welt. Die Geschmacklosigkeit, Ricarda Huch so ein faustdickes Kompliment über den Kopf weg ins Mikrophon zu sprechen, fällt schon nicht mehr auf. Beachtlich ist, daß nicht die Persönlichkeit der Huch in der vordersten Linie

zu stehen scheint, sondern die Tatsache, daß Thomas Mann das auch sagt.

Es gibt so etwas wie eine Kaste der Begrüßer. Wenn heute in Deutschland irgendein gewichtiges Buch erscheint, dann läuft sich der Verlag und womöglich auch noch der Autor die Hacken ab, um eine Begrüßung von Thomas Mann zu erlangen. Für Frankreich begrüßt Romain Rolland, für England würde es Shaw sein müssen, aber der hat sich durch seine fortgesetzte gute Laune für den Posten eines Olympiers disqualifiziert. Natürlich gibt es auch noch Spezialbegrüßer für Spezialgebiete. So begrüßt Frank Thieß etwa die Romane, Klaus Mann schlechthin die Jugend. Aber die letzte Autorität strahlt doch Thomas Mann aus, so wie sie vormals Gerhart Hauptmann, wie sie ehedem Goethe ausstrahlte.

Sind wichtige Männer dieser Art, die Tag für Tag fast ausschließlich mit sich selbst, ihrem eignen Wesen und Schaffen beschäftigt sind, wirklich die idealen Begrüßer, an deren kritischem Schalter man Kette stehen müßte? Goethe hat Kleist durchaus nicht begrüßt, auch Hölderlin nicht, weil sie keine „naturgemäßen", das heißt: seiner Natur gemäßen Begabungen waren. Zelter war sein Leib- und Magenkomponist, aber für Schuberts Vertonungen seiner Gedichte hat er nicht mal einen Dankesbrief übrig gehabt. Es scheint also mit der Kompetenz der Begrüßungen nicht weit her zu sein, und die Unsterblichkeit eines Unsterblichen ist immer noch nicht ausreichend, auch für andre Unsterblichkeit zu dekretieren, beziehungsweise zu verbieten.

Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan ... einverstanden. Aber wir drängeln uns ja nicht an die Besten, sondern an die Obersten, und wir wollen ihnen nicht genügen, sondern uns durch ihr öffentliches Lob gewissermaßen verchromen lassen, damit uns der Rost nicht so schnell frißt. Daher: seid skeptisch! Wenn ihr merkt, daß euch vor der Begrüßung eines notorischen Begrüßers ein Schauer der Zustimmung überrieseln will, sagt kräftig und laut: „Ach, gibt der auch wieder seinen Senf dazu!" Und dann schlagt die erste Seite auf und lest.

Ezzelino

Seine lieben Dendrologen

Ich bitte ergebenst, nachfolgenden Artikel in Ihrer Zeitung aufnehmen zu wollen:

Am . . . begeht der langjährige Präsident der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft, Dr. Fritz Graf von Schwerin auf Wendisch-Wilmersdorf bei Thyrow, Kr. Teltow, seinen 75. Geburtstag. Seine erstaunliche Frische sowie seine ungelähmte Arbeitskraft ermöglicht ihm nicht nur seine hervorragenden Dahlien- und Staudenkulturen, welche weit über Deutschlands Grenzen berühmt sind, zu leiten, sondern er führt die Geschicke der Dendrologischen Gesellschaft mit einer Bewunderung, die von allen rühmlichst anerkannt wird.

Graf Schwerin hat den Vorsitz seit 1902. Die Mitgliederzahl ist unter seiner Leitung von 350 auf 7600 gestiegen. Schon hieraus ersieht man, was für ein glänzender Organisator Graf Schwerin ist. Alljährlich unternimmt er mit seinen lieben Dendrologen eine Inspektionsreise, welche abwechselnd nach dem In- und Auslande führt. Auch hierbei ist er unermüdlich in Vorträgen und Besichtigungen, wobei ihn sein Humor nie verläßt.

Möge es Graf von Schwerin noch recht lange beschieden sein, seine ungebeugte Arbeitskraft seinen Dendrologen, seinem Hause und unserm lieben Vaterlande zu widmen.

Mit vorzüglicher Hochahtung
ergebenst

Heinrich Nitschke

Möblierte Zimmer

Der Selbstmord wohnt in diesen Höhlen.
Kein Feuer, keine Kohle kann . . .
Wenn nebenan die Kinder nöhlen,
Was fängst du dann mit Bergson an?

Der Selbstmord hockt in diesen Zimmern
Auf dem verschoßnen Kanapee.
Die Wirtin, deinen Gram zu schlimmern,
Bereitet Bitternis statt Tee.

Ein Höllenhund heult in die Weite.
Zwei Grammophone kreischen grell.
Des Lebens unvermischte Pleite
Zermürbt dich langsam, aber schnell.

Der Selbstmord haust in diesen Kammern.
Es zieht dich magisch straßenwärts . . .
Im Steinmeer ein verlornes Jammern . . .
Im Nebel ein verwaistes Herz . . .

Ossip Kalenter

Liebe Weltbühne!

Ehe Doktor Sahm seinen Posten in Berlin antrat, überlegte man, wie man ihn und in wessen Gesellschaft am günstigsten photographiere.

Und ein Schlaumeier riet: „Knipst ihn zusammen mit Einstein und der Betty Stern!"

Hinweise der Redaktion

Berlin

Rote Studentengruppe. Dienstag 20.00. Bräustübl, Hankestr. 4, U-Bahn Schönhauser Tor: Bündische Jugend, Karl O. Paetel.

Kampfkomitee für die Freiheit des Schrifttums, Opposition des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller, Bund revolutionärer bildender Künstler, Gruppe der Abstrakten, Opposition der Bühnengenossenschaft, Liga für unabhängigen Film, Verband proletarischer Freidenker, Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Dienstag, den 29., Johann-Georg-Säle, Johann-Georg-Straße 19, Halensee. 19.30: Notverordnung und Notlage der geistig Schaffenden, Karl August Wittfogel und Vertreter der genannten Organisationen.

Mannheim

Kunsthalle. Ausstellung: Schöpferische Kopien. Eröffnung Sonntag.

Bücher

Ludwig Bauer: Morgen wieder Krieg. Ernst Rowohlt, Berlin.
H. R. Knickerbocker: Der rote Handel lockt. Ernst Rowohlt, Berlin.
Robert Neumann: Das Schiff „Esperance". Paul Zsolnay, Wien.
Richard Oehring: Sowjethandel und Dumpingfrage. Ernst Rowohlt. Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Leipzig 16.00: Warum wandern die Völker? Alfons Goldschmidt. — Breslau 18.00: Lebt der Expressionismus noch? Herwarth Walden. — Königswusterhausen 18.00: Gegenwartsfragen der Kunst, Paul Westheim. — Berlin 18.30: Heinrich Eduard Jacob liest. — Langenberg 20.00: Das neue Gedicht in der Musik. — Breslau 20.00: Die moderne Plastik als Ausdruck eines neuen Lebensgefühls, Herbert Bahlinger und Joachim Karsch. — Königswusterhausen 20.30: Don Juan von Mozart. — Leipzig 21.10: Dialoge der Weltliteratur. — Mühlacker 22.15: Englands nationale Regierung vor dem Parlament von Actualis. — **Mittwoch.** Hamburg 17.30: Bühnenformen als Zeitspiegel von Ibsen bis Piscator, Erich Raventos. — Langenberg 18.30: Ausser Dienst von Hermann Kesser. — Berlin 19.20: Darf öffentliche Kritik Privatinteressen verletzen? Justizrat Julius Magnus und Herbert Ihering. — Leipzig 21.00: Zweierlei Maß von Shakespeare. — Königsberg 21.35: Mexiko von Traven. — **Donnerstag.** Königswusterhausen 18.00: Haben Sie schon Stellung? Bruno Nelissen-Haken. — Königsberg 20.00: Cosi fan tutte von Mozart. — Langenberg 20.30: Straßenmann von Hermann Kesser. — Leipzig 20.30: Der zeitgenössische Roman gibt Auskunft auf Liebes- und Ehefragen. — Mühlacker 20.30: The Beggar's Opera. — München 20.30: A. M. Frey liest. — **Freitag.** Breslau 17.20: Anton Schnack liest. — Berlin 17.55: Cuba und die Weltwirtschaftskrise, Alfons Goldschmidt. — Breslau 18.10: Die Architektur als Spiegel der Zeit. Heinrich Knipping und K. Langer. — 22.10: Ein Leben in Versen von Anton Schnack. — **Sonnabend.** Berlin 19.30: Zweimal Straßenmann, Alfred Braun und Hermann Kesser. — **Sonntag.** Langenberg: Tiere reden dich an, Hans Reimann.

Antworten

„Intellektueller". Von Kommunisten und den Hitler-Analphabeten gleichmäßig beschimpft, wunderst du dich, diese törichte Terminologie nun auch bei den braven Demozeitungen zu finden. Die ‚Frankfurter Zeitung' kreidet es den „Intellektuellen" sehr an, daß sie die Wirtschaftslage nicht so milde beurteilten wie es die halbgebildeten Gewerkschaftsfunktionäre tun, die ja auf ihrem letzten Kongreß einen für sie sicherlich erfreulichen Optimismus zur Schau getragen haben. Soweit gut. Wer aber schreibt da eigentlich das Scheltwort „Intellektueller"? Ein Redakteur. Also doch hoffentlich auch ein Intellektueller. Abgesehn davon, daß ein Anstellungsvertrag mit einer Zeitung noch keine geistige Superiorität begründet, sollte sich ein Literat solcher Mätzchen schämen. Wie stolz wird da dem „Nur-Intellektuellen" der Mann der Tat gegenübergestellt! Und dann muß man diese Männer der Tat sehn. Drollig, wie sich die geölte Würde mancher Journalisten darin gefällt, mit den Kaufleuten gemeinsame Sache gegen jene Schicht zu machen, aus der der Journalist stammen sollte. Spengler hat in diesen Köpfen, falls dies noch möglich war, viel Unheil angerichtet.

Sozialdemokrat. Als Teilnehmer an der unerhörten Radauversammlung im Sport-Palast richten Sie an die Bezirksleitung der SPD das folgende Schreiben: „Sie haben am 14. September eine Versammlung im Sport-Palast einberufen, um, wie Sie mit schönem Selbstvertrauen versprachen, ‚mit den Kommunisten abzurechnen'. Ihre Situation war, wenn man die Lage innerhalb Ihrer Partei bedenkt, prekär genug. Seit etwa einem halben Jahre ziehen Ihre jungen und durchaus nicht besonders radikalen Parteigenossen bei Demonstrationen mit Fahnen herum, auf denen, sehr zum Mißvergnügen des Parteivorstandes, die Parole geschrieben steht: „Republik, das ist nicht viel — Sozialismus heißt das Ziel." Ihre Partei ist heute nicht imstande, den Mitgliedern mehr zu bieten als Lohnabbau, Arbeitslosigkeit und eine ziemlich ausgefranste Republik. Unter diesen Umständen hatten Sie alle Veranlassung, einer Auseinandersetzung mit dem radikalern Teil der Arbeiterschaft aus dem Wege zu gehen. Sie haben die schwierige Aufgabe, diese Versammlung zu inszenieren, mit einer Geschicklichkeit gelöst, die Sie als echte Nachfolge des ehemals von Ihnen bekämpften preußischen Feldwebels legitimiert. Sie haben die Kommunisten in den Sport-Palast eingeladen, und als die Erwerbslosen zu Fuß und in zerrissenen Schuhen von Neukölln und aus dem Friedrichshain gekommen waren, haben Sie sie von der Polizei Ihres Parteigenossen Grzesinski mit Gummiknüppeln auseinanderprügeln lassen. Trotzdem haben es einige KPD-Leute fertigbekommen, Ihrer Einladung zu folgen. Als die Versammlung begann, leitete Genosse Lidtke die Auseinandersetzung mit der Bemerkung ein, die SPD wäre nicht nach der Hasenheide gekommen, sondern in den Sport-Palast, weil sie gehört hatte, das die KPD bereits die Säle in der Neuen Welt bestellt, und ‚man den Kommunisten das Vergnügen bereiten wollte, Säle zu bezahlen, ohne sie zu benutzen.' Finden Sie nicht, daß diese Erklärung etwas kindisch ist? Der Ton der andern Ausführungen des Genossen Lidtke veranlaßte im übrigen einige sozialdemokratische Arbeiter zu der treffenden Bemerkung: Genau wie Willi Lehmann! Die Rede des Referenten Franz Künstler bestand, von einem an sich berechtigten, aber ungeschickt vorgetragenen Verriß des ‚Roten Volksentscheids' abgesehen, aus einer einzigen Schimpfkanonade gegen die KPD und den Korreferenten Heinz Neumann. ‚Mörder', ‚Volksbetrüger' ‚Tscheka-Agenten', ‚Abschaum der Arbeiterschaft', ‚Mob' (eine besonders taktvolle Bezeichnung, die sich eine ‚Arbeiterpartei wirklich verkneifen sollte), ‚Spitzel der G.P.U.', und zum Schluß die maßlos arrogante Bemerkung, die sich besonders im

Munde des von allen guten Geistern der Politik verlassenen Künstler so schön ausnimmt: ,Zur Politik, Herr Neumann, gehört Begabung, Verstand und Fingerspitzengefühl. Dazu muß man geboren sein!' Dieser ist dazu geboren. Welch ein Künstler! Als dann Heinz Neumann das Wort ergriff, haben Sie ihn von Ihrem Reichsbanner-Rollkommando bei jedem Satz auspfeifen und niederbrüllen lassen. In den ersten Reihen haben Ihre Leute gesessen und von einem vorher vorbereiteten Programmzettel die Zwischenrufe abgelesen. Diese Beobachtung haben bürgerliche Journalisten am Pressetisch gemacht. Dabei ist Ihnen ein kleiner Irrtum unterlaufen. Als Heinz Neumann auf die Anschuldigung Künstlers, die KPD hätte — obwohl, man denke, obwohl es verboten war — Demonstrationen einberufen, mit einem Zitat antwortete, setzten Sie Ihr Pfeiforchester in Bewegung. Woraufhin Neumann kühl entgegnete, dieses Zitat stamme von Ihrem Altmeister August Bebel. Als Neumann fertig war, begannen die Kommunisten, die sich bisher musterhaft ruhig verhalten hatten, die Internationale zu singen. Daraufhin wurde vom Vorstandstisch ,Aufhören' gebrüllt. Als die Kommunisten diesem echt preußischen Kommandoton nicht Folge leisteten, stürmte Ihr Reichsbanner den Saal und verprügelte jeden, der es wagte, den Mund zu öffnen. Mit besonderm Eifer hielt man sich hierbei an Frauen und Mädchen. Eine Frau, die gesungen hatte, wurde mit dem Koppelschloß ins Gesicht geschlagen, eine Parteigenossin, die gegen diese Mißhandlung protestierte, bekam ebenfalls den Gummiknüppelersatz Ihrer ,Schufo' zu spüren. Ein Mann wurde vom ersten Rang ins Parkett ,heruntergereicht', viele andre mußten blutüberströmt weggebracht werden. Wäre dieser Pogrom nicht von Reichsbannerleuten, sondern von Nazis oder von Kommunisten verübt worden, Ihre Partei hätte unisono und mit vollem Recht nach dem Richter geschrieen. Daß das Reichsbanner an diesem Abend im Sportpalast nicht eine Neuauflage des 1. Mai 1929 veranstaltete, lag gewiß nicht an seinem guten Willen — höchstens an dem Mangel geeigneter Schußwaffen. Für die Parteigenossen wird die Erfahrung, daß das Singen der Internationale in den Augen des Parteivorstandes ein Verbrechen sei und mit Koppelschloßhieben bestraft werden müsse, zweifellos neu und reizvoll sein. Die Quittung für diesen Abend wird bald überreicht werden. Wenn die Kommunisten in ihrer Einheitsfronttaktik fortfahren und sie auch auf die Gewerkschaften ausdehnen, dann wird von der deutschen Sektion der völkerbefreienden Sozialdemokratie bald nicht mehr viel übrig sein. Die Bureaustühle in der Linden-Straße wackeln schon."

Nobelpreis-Kandidaten. Nur nicht drängeln, es kommt jeder ran! Der nächste Friedenspreis wird unter diejenigen Staatsmänner aufgeteilt, die im vergangenen Jahr keinen Krieg angefangen haben.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1931

einzuzahlen, da am 10. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Völker ohne Signale von Carl v. Ossietzky

„Fighting Téméraire"

Die Meuterei der britischen Hochseeflotte hat weder in England noch anderswo viele Federn in Bewegung gesetzt. Das ist nicht verwunderlich, denn niemand, der an alten Autoritäten hängt, kann in diesem Ereignis etwas andres als ein furchtbares Menetekel erblicken. Diese Blaujacken streikten nicht mit dem fegenden Furor der Leute vom „Potemkin", sondern eher mit der saubern Präzision der bengalischen Wollweber, Gandhis waffenlosen Streitscharen. Der Witz daran war, daß die Matrosen selbst nicht ahnten, wie überaus revolutionär sie handelten. Sie kämpften weder für ein Ideal noch für eine großartige Realität, sie protestierten nur gegen eine Soldkürzung, und sie führten das mit den guten Nerven von Arbeiterjungen durch, die ihre Schulung von der gediegensten Gewerkschafts-Bureaukratie der ganzen Welt erhalten haben. Auch den jüngern Offizieren schien die Sache Spaß zu machen; sie hielten großenteils mit. Die Regierung gab bleich und still nach. Die selbe Regierung, deren Schatzkanzler noch ein paar Tage vorher seine patriotische Budgetrede mit der „Stimme Nelsons" geschlossen hatte. Durch den Mund Horatio Nelsons, ließ Swinburne, vor dreißig Jahren der poeta laureatus, verkünden, daß „England stehen wird" Nun, in der Admiralität, wo Austen Chamberlain regiert, war von Nelsons Stimme nichts zu hören, und England stand nicht, sondern gab klein bei.

In diesen Tagen ist in deutscher Sprache das ungewöhnlich aufschlußreiche Buch des berühmten französischen Soziologen André Siegfried über das heutige England erschienen. (Die englische Krise, S. Fischer Verlag.) Das ist eine erschütternde Untersuchung über Größe und Verfall eines Reiches und einer Wirtschaft, ihr Wert liegt in den Zustandsschilderungen, die turmhoch über den engen manchester-liberalen Schlußfolgerungen des Verfassers stehen. André Siegfried behandelt eingehend den von Gewerkschaften und Unternehmern geführten Streit um das Lohnniveau. Dazu schreibt er die sehr bezeichnenden Sätze: „Doch in diesem Streit ist, wir täuschen uns hierin nicht, die öffentliche Meinung auf Seiten des Arbeiters; was übrigens in einem Lande von Arbeitern nicht weiter erstaunlich ist. Kein Politiker, selbst ein konservativer, würde es wagen, diese etwas unklare, doch nicht zu erschütternde Anschauung direkt anzugreifen. Dem Refrain vom standard ol living begegnet man unfehlbar in den Reden der Konservativen ebenso wie in den Reden der Arbeiterparteiler. Es geht hier um die englische Würde, heißt es."

„In einem Lande von Arbeitern . . ."! Man beachte das! Denn hier sagt der französische Liberale klipp und klar, daß die Arbeiterschaft die Mehrheit bildet. Dieses Wissen hat er der englischen Arbeiterschaft voraus, die wie jede andre, über dem Ringen um die parlamentarische Majorität ihr zahlenmäßiges Über-

gewicht als Klasse vergißt. Der Kampf um Parlamentssitze spaltet in Parteien, der Kampf um die Sammlung der Klasse muß beinahe automatisch zur Eroberung der Macht führen und den Zwiespalt zwischen Gesellschaft und Staat beenden. Die meuternden Matrosen wissen selbst nicht, über was für furchtbare Waffen sie verfügen. Sie glaubten, nur eine Lohnbewegung zu führen, und der ganze Staat kam dabei ins Wackeln. Die Matrosen von Invergordon, die ihre Lohnbewegung mit einem aus rauhen, ehrlichen Kehlen strömenden „God save the King!" beendigten, waren um nichts rebellischer als die Filmmatrosen der „Schlacht von Bademünde", die einer Schürze halber einen Privatkrieg gegen die Landstreitkräfte eröffnen. Der britische Matrose hat wie ein junger, täppischer Riese gespielt, der den kleinen Staat da unten mal in die Hand nimmt, um sich das komische Gewimmel näher anzusehen. Wie sie nervös durcheinanderlaufen, die würdigen alten Herren, wie die Zöpfe wackeln! Aber Gulliver macht das Spaß, er denkt gar nicht daran, die Regierung von Liliput zu laidieren, er setzt sie behutsam wieder auf den Boden. Jedoch gesetzt, es stäche ihn in diesem Augenblick eine Mücke, so ließe er das Ding fallen und es wäre in tausend Stücke zerbrochen. Gegen eine organisierte Masse gibt es keine Macht; wo ein organisierter Volkskörper sich erhebt, da klappt die bestens organisierte staatliche Autorität zusammen wie ein Gebilde aus Pappmaché.

So weit ist es noch nicht, noch kämpft England, und weil es redlich und ohne Großsprecherei in einen Kampf trat, der die Dämmerstunde der alten britischen Größe einleitet, so hat es Sympathie und guten Wunsch auf seiner Seite. Es wirkt jetzt ein wenig wie der „Fighting Téméraire" auf dem berühmten Bilde von Turner in Tate-Gallery. Da wird der „Téméraire", das alte Admiralschiff aus der Nelsonzeit, zum letzten Male durch den Hafen gezogen. Durch den grauen und braunen Nebel fällt ein Abschiedsschimmer von Purpur und Gold auf ein rührendes hölzernes Gespenst im verschlissenen Paraderock. Ein letztes Mal reckt es die morschen Masten, ein letztes Mal greift der Wind an die müden Rahen. Doch vor ihm, in schwarzem Rauch, schneidet ein kleiner Schleppdampfer scharfe, sichere Furchen. Er hat den tapferen alten Invaliden fest an der Kette und holt ihn ins Dock, wo er für immer abgewrackt wird.

Der „Fighting Téméraire" im Abendrot, das ist Britannia, das ist die ganze kapitalistische Welt. Aber wo ist die Ablösung? Wo ist der Bote der neuen Zeit?

Um Seydewitz

Der Vorstand der Sozialdemokratischen Partei hat sich jetzt endgültig entschlossen, mit der Opposition aufzuräumen. Die acht Abgeordneten: Max Seydewitz, Kurt Rosenfeld, Heinrich Ströbel, August Siemsen, Walter Oettinghaus, Paul Bergmann, Andreas Portune und Hans Ziegler sind in diesem Augenblick so gut wie vor die Tür gesetzt. Eine Unterwerfung würde nur ihr politisches Ansehen zerstören, aber kaum die Bewegung beenden, die hinter ihnen steht. Ihre Anhänger-

schaft ist schwer zu übersehen. Daß sie, wie in der sozialistischen Parteipresse behauptet wird, die Organisationen in ihren eignen Wahlkreisen nicht hinter sich haben, besagt wenig. Opposition rührt sich in der ganzen Sozialdemokratischen Partei; keine Sektion ist frei davon. Es kommt nicht darauf an, in welcher Kopfstärke die Revolteure heute abziehen, sondern was die Partei morgen und übermorgen tun wird, um ihren Bestand zu erhalten. Eines aber ist sicher: wenn Seydewitz und sein Anhang auch diesmal nicht zur Tat kommen, so flutet die Unzufriedenheit der Arbeitermassen auch über sie hinweg, und die Kommunisten werden die einzigen Erben sein.

Herr Rudolf Hilferding soll seit einiger Zeit die Meinung vertreten, eine zweite, um einige Tongrade schärfere sozialistische Partei wäre notwendig, um nicht alle Genossen, die für Aufgabe der Tolerierungspolitik sind, an die Kommunistische Partei abzutreten. Man brauche eine Zwischenpartei, mit der man sich später wieder vertragen könne. Herr Hilferding, vor zwanzig Jahren ein rüstiger Kritiker des Finanzkapitals, hat sich in diesen letzten Jahren als einer der größten Dummköpfe erwiesen, die in der ohnehin nicht gut beratenen Sozialdemokratie ihr Wesen treiben. Was für eine Albernheit anzunehmen, man könnte eine Spaltung arrangieren und sich die Opposition, die man in der Partei nicht dulden will, außerhalb des Hauses gleichsam à la suite halten! Weiß dieser austro-marxistische Abfall, der übrigens in Deutschland sehr weich gefallen ist, nicht, daß die Dinge ihre eigne Logik haben und namentlich in dieser Zeit einer rapiden Entwicklung die Sezession nicht bald in ganz andre Richtung getrieben werden kann? Otto Wels ist der richtige Hausknecht, sein strammer Zugriff kann imponieren. Unerträglich ist nur der diplomatisch gebildete Hausknecht, der sein Opfer übers Geländer wirft und ihm dabei noch ins Ohr flüstert, warum dies Verfahren das Beste für ihn sei. Eine neue Partei, die von vornherein im Verdacht steht, Partnerin in einem Spiel mit verteilten Rollen zu sein, wird natürlich niemals wirksam werden, wird auch den bescheidenen Zweck verfehlen, den ihr Hilferdings akkumulierte geistige Unzulänglichkeit zugesteht.

Eine Opposition, außerhalb der Tore künstlich gehalten, das ist die Idee eines Macchiavells von der Hintertreppe. Was der Sozialdemokratie not tut, das ist eine funktionierende und ideologisch gut fundierte Opposition innerhalb des Parteihauses. Diese Möglichkeit hat der Parteivorstand nicht ausreifen lassen. Man hat Seydewitz und die andern Wortführer der Linken stets wie eine Ansammlung lästiger Krakehler behandelt, man hat sie auf den Parteitagen schikaniert und verhöhnt, man ist ihnen wie Schulbuben ins Wort gefahren. Auf dem leipziger Parteitag vor einigen Monaten war das Auftreten der Opposition in nichts mehr von einem ganz ordinären Spießrutenlaufen unterschieden. Dieselben Leute, die in ihren Volksversammlungen die Demokratie als Universalmittel empfehlen, haben zu Haus die einfachsten Rechte von Meinungsfreiheit suspendiert. Sie fanden dafür die seltsame Form, sogenannte Gruppenbildungen zu verbieten, das Zusammentun von Gleichgesinnten von vornherein als Sonderbündelei zu brandmarken.

Es ist wohl selbstverständlich, daß keine Millionenpartei ohne Flügelgruppen existieren kann. Wir wollen ganz von den besondern englischen Verhältnissen absehen, wo die stärksten Impulse immer von Korporationen Gleichgesinnter ausgingen, die ganz offen erklärten, sie wollten Einfluß auf die Labour Party gewinnen. A propos, kann sich jemand die Entwicklung dieser Partei vom Handwerkerverein zur akkreditierten Regierungspartei ohne die geistige Formung durch die Männer der Fabian Society vorstellen? In Deutschland wäre es ohne Zweifel verpönt, sich mit zweifelhaften Intellektuellen wie Shaw und Wells zusammenzusetzen. Die französische Sozialistenpartei kennt die beiden Flügelmänner Zieromski und Paul-Boncour und steht sich gut dabei. Die deutsche Sozialdemokratie aber verkündet die Diktatur der Strohköpfe, und das in einer Zeit, wo alle Dinge in Fluß sind, wie seit langem nicht, und eine verständig geleitete Partei alle ihre Nuancen liebevoll pflegen müßte, denn niemand weiß, welche sie morgen schon einzusetzen hat.

Die alte Sozialdemokratie der Vorkriegszeit ist groß geworden im Kampfe von zwei leidenschaftlich um die Macht streitenden Gruppen. Radikale und Reformisten haben erbittert um die Herrschaft gerungen, es hat der Partei nichts geschadet. Sie blieb schlagkräftig. Ohne Eduard Bernstein und Georg von Vollmar rechts und Rosa Luxemburg und Georg Ledebour links läßt sich das historische Bild der Partei nicht mehr vorstellen. Ja, wenn wir von der alten Sozialdemokratie sprechen, so denken wir vornehmlich an diese Extreme, am wenigsten an die brave Mitte, an die Scheidemänner, die den radikalen Zungenschlag übrigens auch gut weghatten. Noch heute existiert aus dieser Zeit das Organ der Revisionisten, die ‚Sozialistischen Monatshefte', und wenn dies einst von Eduard Bernstein ins Leben gerufene Blatt auch schon lange über seine Vergangenheit hinausgewachsen ist, so erfüllt es doch mit seinem scharf abgegrenzten Mitarbeiterkreis, mit seiner von der Partei sonst nicht goutierten Kontinentalpolitik und mit seinem alljährlichen Sozialistenball, zu dem selbst Kommunisten Zutritt haben, falls sie die Examination durch Frau Bloch lebendig überstehen, offensichtlich die juristischen Merkmale einer Gruppe. Ich möchte beileibe keine weitern Tschekainstinkte aufkitzeln, aber die Linke um Seydewitz bildet nicht die einzige „Gruppe" in der Partei. Weiter hat der hochmögende Vorstand die Mitgliedschaft in der Deutschen Friedensgesellschaft verboten. Selbst die Kommunisten, denen doch niemand überströmende Duldsamkeit nachsagen kann, suchen in den von Münzenberg geschaffenen Organisationen sogenannte Sympathisierende zu sammeln. Und wenn die dort Zugelassenen auch oft genug über eine wechselvolle Behandlung zu klagen haben, wenn ihnen der Eine noch gönnerhaft den Kopf kraut, während sie der Andre schon in den Hintern tritt, so liegt doch in dieser Heranziehung von Bürgerlichen die deutliche Anerkennung der Tatsache, daß es eine Außenwelt gibt, daß der Parteikral nicht alles ist. Wenn aber die Sozialdemokratie sich schon zur Autarkie bekennen will, warum pfeift sie dann nicht die Genossen zurück, die noch immer in betont nicht-

sozialistischen Vereinigungen sitzen, zum Beispiel, in den Schuldlügeverbänden? Und wenn es Sozialdemokraten verwehrt sein soll, bei Kommunisten und Pazifisten zu hospitieren, warum verbietet sie nicht den organisierten Parteigenossen redaktionelle Tätigkeit in bürgerlichen Blättern? Man braucht doch nur irgend ein Scharfmacherorgan auszuklopfen und es fällt ein sozialdemokratischer Schriftleiter heraus. Und selbst in der politischen Redaktion des ehemals liberalen und heute schwerindustriell infizierten ‚Berliner Börsen-Couriers', wo ständig die Herabsetzung der Löhne als Allheilmittel verkündet wird, wirkt ein Mitglied der Sozialdemokratie mit, die Gattin des Roggenorganisators Baade. Die Partei denkt aber gar nicht daran, alle diese — sagen wir — weit vorgeschobenen Außenposten einzuziehen, sie wendet sich nur gegen links.

Die Sozialdemokratie kann es sich heute nicht mehr erlauben, Meinungsverschiedenheiten nach dem Hausknechtskomment zu regeln. Nachdem eine zum Teil durchaus gefühlsmäßige Unzufriedenheit sich bis in die Fundamente der Partei hineingefressen hat, kann jetzt sehr leicht alles ins Rutschen kommen. Gewiß sind die Aussichten einer Sezession heute unbestimmt, die Gefahr für die Gesamtpartei liegt darin, daß die Genossen, die bisher hilflos mit den Fäusten gegen die Wände gehämmert haben, plötzlich einen Ausgang sehen und hinausströmen. Im Varieté kann man gelegentlch den Mann bewundern, der sich selbst hinauswirft. Das heißt, es nimmt sich einer selbst am Kragen und zieht sich aus Leibeskräften durch einen engen Türspalt. Die Sozialdemokratie ist auf dem besten Wege, sich selbst hinauszuschmeißen. Vielleicht wird Herr Brüning in einem Anfall von Großmut den um Braun und Severing verbleibenden Rest durch eine Notverordnung zum Naturschutzpark erklären, damit die heranwachsende Generation sieht, wie zwischen 1920 und 1930 regiert wurde.

Humor der Woche

„Brauchen wir noch eine Lehre aus dieser neuen Erfahrung zu ziehen? Die kapitalistische Weltordnung ist wirklich reif zum Abbruch geworden! Die große historische Aufgabe unsrer Zeit ist, die Kräfte der Arbeiterschaft zu sammeln, um durch den siegreichen Vormarsch der geeinten Arbeiterklasse die neue Weltordnung durchzusetzen. Proletarier aller Länder und eines jeden Landes vereinigt euch — in diesem Zeichen muß und wird der Sozialismus siegen!" (‚Vorwärts', 22. September 1931.)

Brüning und Hugenberg

Rätselhaft bleibt, warum der Sozialdemokratische Parteivorstand grade jetzt die Gegner der Tolerierungspolitik zu exmittieren beginnt, wo nach menschlichem Ermessen diese selbst in ihre letzte Stunde tritt. Warum die Einheit der Partei durch einen Putsch von oben gefährden, wo die Ereignisse selbst doch morgen schon eine Situation schaffen können, in der nichts mehr davon zur Debatte steht, was die Flügelbildung innerhalb der Partei in diesen letzten Jahren veranlaßte? Danach muß die Frage erlaubt sein, ob die Sozialdemokratie bereit ist, Brünings Winterprogramm, mag es ausfallen, wie es wolle, zu

stützen — Lohnabbau und Sondergerichte, alles, alles. Und es muß weiter gefragt werden, ob sie sich also dazu entschlossen hat, nicht nur Brüning, sondern auch ein Kabinett Hugenberg-Brüning zu tolerieren, und ob die Hinauswurfzeremonie bereits als Vorbereitung dazu zu betrachten ist.

Auf dem deutschnationalen Parteitag in Stettin hat der alte Geheimrat Hugenberg mit einer verblüffenden Sicherheit gesprochen. Danach schien alles in Ordnung zu sein, und das national konzentrierte Kabinett Hugenberg unmittelbar bevorzustehen. Sogar für den welschen Erbfeind fiel ein freundliches Wort ab. Die teutoburger Moraste sollen ihn nicht mehr verschlingen, er soll in Frieden leben. Diese unerwartete Friedfertigkeit des alten Hammergottes hat einiges Erstaunen hervorgerufen. In der Tat gehen schon seit einiger Zeit Gerüchte, wonach die französische Regierung nur gegen Garantien für das Wohlverhalten der nationalistischen Opposition zur Hilfe für Deutschland bereit sei. Das hieße also, daß Frankreich eine offene Rechtsregierung einer fragilen demokratischen Regierung vorzieht, deren Bereich an Macht und Wirkung doch durch die rechte Opposition eng begrenzt wird. Solche Tendenzen mögen in Kreisen der französischen Schwerindustrie verbreitet sein, auch Herr François-Poncet mag ähnliches vorhaben. Hat doch auch Adolphus Rex, der Herr der braunen Heerscharen, seinen Mannen Demonstrationen gegen Laval und Briand untersagt. Gewiß, er kleidet das in Verachtung, aber daß er sich überhaupt zu einem solchen Verbot aufschwingt, läßt doch bei ihm zum erstenmal Ansätze von Politik ahnen.

Nun hat es mit dieser deutsch-französischen Verständigung aus dem Geiste der beiden Schwerindustrien seine eigne Bewandtnis. Die Beiden haben jahrelang nicht an Kosten gespart, den nationalistischen Hetzapparat auszubauen. Soll Hugenberg seinen Hussong anweisen, jetzt Liebesgeständnisse an Frankreich zu dichten? Industrie und Finanz möchten selbstverständlich lieber heute als morgen ihren Separatfrieden mit Paris machen. Aber der von ihnen gestaltete und genährte Nationalismus kann nicht so leicht ummontiert werden, er hat ein Eigenleben gewonnen, er hat die Volksseele durch und durch vergiftet. Die Herrschaften ersticken unter dem Gewichte der Hetzpresse und der Pamphlete, die sie selbst bezahlt haben.

So siegesgewiß Hugenberg auch in Stettin gesprochen hat, so unfreundlich war das Echo in der Zentrumspresse. Namentlich die ‚Germania', das Blatt des Kanzlers, reagierte mit einer fast forciert wirkenden Schärfe. So rückt die Verbrüderung wieder einmal in die Ferne, und Brüning behauptet noch weiter als Alleinherrscher seinen Platz. Dort wird ihn weder die Betriebsamkeit Dingeldeys stören, noch die komische Anstrengung der bürgerlichen Parteikadaver, eine Einheitspartei der Mitte zu schaffen. Diese Parteien sind erledigt, sie sind schon nicht mehr als Etiketten. Die einzige gefährliche Bedrohung Brünings kann nur durch neue Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse kommen. Wenn eine neue Katastrophenwelle durchs Land rast, wenn Hungerrevolten ausbrechen und die Drohung der Massen sich nicht mehr gegen den französischen Erbfeind richtet sondern direkt

gegen die Regierung, dann kann der Zentrumspartei die Alleinverantwortung zu gefährlich werden, dann kann sie es doch vorziehen, die Verantwortung mit der Rechten zu teilen oder sie ganz an diese abzutreten. Das Gleiche kann eintreten, wenn die Sozialdemokratie zerbröckelt, die Gewerkschaften ihre Leute nicht mehr bei der Stange halten können.

Was die Diktatur Brüning von der Diktatur Hugenberg unterscheidet, ist lediglich die schwächere Sprache. Mindestens bereitet der gegenwärtige Diktator die Formen, in die der rabiatere Nachfolger mühelos einsteigen kann. Die Notverordnungen sind zunächst einmal da — was läßt sich nicht alles mit ihnen anfangen? Die meisten Grundrechte der Verfassung sind aufgehoben. Die Sondergerichte, die jetzt eingeführt werden sollen, können, sobald die Zustände es erfordern, Standgerichte werden. Jedenfalls ist für Herrn Hugenbergs Regime gründlich vorgearbeitet worden. Er braucht sich nicht mehr mit groben Arbeiten die Finger schmutzig zu machen, er braucht nur noch zu unterschreiben.

„Das letzte Gefecht"

Eine Zitadelle des Kapitalismus nach der andern bricht zusammen. Machtpositionen und Doktrine wanken. Niemand stürmt von außen; alte Konstruktionsfehler rächen sich, und der Bau fällt in sich zusammen. Das englische Pfund, durch ein Jahrhundert ein venerabler Begriff, gibt sich selbst preis und sinkt in die monetarische Halbwelt. Andre Währungen können morgen folgen, gewaltige Banken und Trusts wie Zunder auseinanderfallen, strotzende nationale Wirtschaftskörper plötzlich bresthaft werden.

Wie lange der Kapitalismus noch leben wird, mag Herr Ferdinand Fried ausrechnen, der ja auch herausgerechnet hat, daß wir uns jetzt im achtzehnten Jahr der Revolution befinden, wobei er wahrscheinlich mit 1913 beginnt, denn 1918 zählt als Revolutionsjahr kaum mit. Und trotzdem scheint ein solches Rechenkunststück noch realer zu sein als das in den großen Handelsredaktionen betriebene Gesellschaftsspiel, eine Wirtschaft zu analysieren, die es nicht mehr gibt, sich über Papiere zu verbreiten, die morgen kaum ihren Materialwert haben werden, und sich über einen Markt eingehend zu äußern, der mangels Beteiligung aufgehört hat, einer zu sein und in tiefstem Frieden daliegt. Alles hat sich grotesk ins Gegenteil verkehrt. Der Kapitalismus hat aufgehört, seinen bisherigen Favoriten Spaß zu machen. Er ist zu einer schweren Last für seine Träger geworden. Und wenn die reichen Leute früher in gelegentlichen Anwandlungen von moralischem Snobismus gern behauptet haben, daß sie unter dem Kapitalismus eigentlich furchtbar litten, so hat auch das heute seine Wahrheit erhalten. Allerdings ist auch gar nichts mehr da. Unternehmer verfluchen ihre Selbständigkeit, Bankiers warten auf die Sozialisierung wie früher auf die Dividenden. Diese Generation von Kapitalisten ist wirklich eine Lazarusschicht, sie büßt für die Sünden der Vorangegangenen.

Die ganz Schlauen hoffen auf eine kleine Inflation. Sie werden sich täuschen. Der Glaube ans Geld ist erschüttert,

die Freude daran verlorengegangen, der Ärger an der Wirtschaft ist geblieben. Geleugnet werden kann natürlich nicht, daß Deutschland für eine neue Inflation seelisch aufs trefflichste vorbereitet ist. Die Korruptionsskandale wachsen, die letzten Begriffe von Scham und Anstand gehen vor die Hunde, und die deutsche Frau, die eben noch in nationaler Politik dem Mann gleichtat und allem welschen Wesen mit der Feuerzange zu Leibe ging, hat die Fahne verlassen und sich definitiv auf spanischen Unterricht zurückgezogen.

Eine Zeit ist um, aber wo sind die Erben? Niemand meldet sich. Sowjetrußland selbst, der Hort der Revolution, muß fürchten, seine Kunden zu verlieren, und hat alles Interesse, seine kommerziellen Verbindungen von dem zweifelhaften Abenteuer eines antikapitalistischen Aufruhrs fernzuhalten. Die Menschen torkeln zwischen Trümmern eines Systems, ratlos, kopflos. Ein paar Generationen haben die Hymne gesungen von den „Signalen", auf die die Völker hören sollen, und dann den Vers vom „letzten Gefecht". Es ist wohl kein Zweifel, daß wir heute mitten in diesem letzten Gefecht stehen. Aber die Signale sind verstummt. Fast scheint es, als ob der Weltbankrott die Teilhaber der einzelnen Nationalpleiten eher beruhigt als revolutioniert. Aber vielleicht ist das nur die Ermüdung des Augenblicks, und morgen kann der Menschheit schon die Schlachtmusik der Zukunft in die Ohren dröhnen.

Welt-Inflation von K. L. Gerstorff

Die Kredite, die England noch in letzter Zeit von New York und Paris erhielt, haben den Run auf das Pfund nicht zu stoppen vermocht. Zunächst sah es so aus, als ob die Gold- und Devisenabgaben der Bank von England etwas abgenommen hätten. Ganz sicher fühlten sich die amerikanischen und französischen Gläubiger nie während der ganzen Aktion, denn sie hatten, höchst charakteristisch, dieses Mal die Kredite nicht mehr in Pfund gegeben sondern in Francs und Dollars. Aber das Mißtrauen wuchs von Woche zu Woche. Der englische Schatzkanzler erklärte, daß man im nächsten Jahr ein Budgetdefizit von etwa dreieinhalb Milliarden haben werde. Und wenn das Budgetdefizit bereits jetzt so hoch veranschlagt wurde, so glaubte das Ausland, dies Defizit werde in Wirklichkeit noch weit größer sein. Man hatte ja in diesem Punkte eingehende Erfahrungen in Deutschland gesammelt. Auch hier ist das Defizit stets niedriger eingeschätzt worden, als es in Wirklichkeit war. Warum? Weil man mit einer gewissen Stabilisierung in der Weiterentwicklung der Krise gerechnet hatte, während sie sich in Wirklichkeit immer weiter vertiefte. Genau dasselbe nahm das Ausland von England an. Nirgends in der Welt ist ein Silberstreifen zu entdecken, der für absehbare Zeit einen Aufstieg ankündigte. Wenn also das Defizit für das nächste Jahr in England auf dreieinhalb Milliarden geschätzt wurde, so war es besser, man kalkulierte gleich einige Milliarden hinzu, vor allem auch darum, weil die Maßnahmen zur Beseitigung des Defizits nicht grade eine starke Ankurbelung der Wirtschaft erwarten ließen. Denn warum hatte

MacDonald die Arbeiterpartei verlassen? Warum hatte er mit Baldwin und den Liberalen ein Kabinett der nationalen Konzentration gebildet? Er tat dies, um das Defizit auf dem gleichen Wege aus der Welt zu schaffen, der uns seit mehr als einem Jahr bekannt und auch dem Ausland nicht mehr fremd ist.

Wenn man die einzelnen Etappen der englischen Krise betrachtet, so wird man zuweilen von der Ähnlichkeit mit der deutschen Entwicklung frappiert. Krise der Wirtschaft, die sich immer verschärft, ständige Steigerung der Arbeitslosenziffern, Krise der Wirtschaft, die zur Krise der Staatsfinanzen und des Budgets führt. Krise des Budgets, die man in England, grade wie bei uns, dadurch zu beseitigen sucht, daß man die Sozialpolitik, vor allem die Arbeitslosenversicherung, abbaut, während der Heeresetat und die großen Vermögen nicht stark herangezogen werden: wobei man sich darüber klar ist, daß der Abbau der Sozialpolitik und der Arbeitslosenversicherung die Basis für weitern großen Lohnabbau schafft.

Krise der Staatsfinanzen, rigoroser Abbau der Sozialpolitik — damit verlor das Ausland seinerzeit das Vertrauen zur deutschen Wirtschaft, damit begann das sprunghafte Abziehen der kurzfristig angelegten Gelder.

Krise der Staatsfinanzen, Abbau der Arbeitslosenversicherung, damit wurde auch das Vertrauen der ausländischen Gläubiger zu England immer geringer, und in der letzten Zeit hat die Bank von England nicht weniger als vier Milliarden Mark an das Ausland ausgezahlt. Verstärkt wurde das Mißtrauen noch durch die Matrosenmeuterei. Die Matrosen meuterten, als ihnen der Sold herabgesetzt wurde. Sie haben dabei nicht die Internationale gesungen sondern „God save the King". Aber: negative englische Zahlungsbilanz, riesenhaftes Defizit im englischen Etat und Matrosenmeuterei — da wurde das Ausland ängstlich, die Geldabzüge überstürzten sich. Und als die Bank von England in New York und Paris anfragte, ob sie einen neuen großen Kredit bekommen könne, da lehnte man höflich ab. (Nach der letzten Version ist die Verhandlung daran gescheitert, daß Paris zugesagt, New York aber abgelehnt habe.) Die Bank von England konnte nicht mehr lange die ausländischen Gelder zurückzahlen, die man von ihr verlangte. Also beugte sie vor und hob die Einlösungspflicht für englische Noten auf.

Die Folge ist schon jetzt deutlich zu erkennen. Sie heißt: Inflation.

Das Pfund hat sich stark entwertet, gegenüber dem Goldstandard hat es 10 bis 20 Prozent eingebüßt. Es wird in absehbarer Zeit nicht wieder die Goldparität erreichen. Der englische Kapitalismus liquidiert damit die Politik, die er 1925 eingeleitet hat. Bis dahin war das Pfund entwertet und damit Englands Stellung als Weltbankier gefährdet gewesen. Der Dollar gewann immer mehr an Boden. England hat dann im stärksten Gegensatz zu den Wünschen vieler seiner Industriellen, die eine Inflation sehr gern gesehen hätten, das Pfund auf der Goldbasis stabilisiert. Die Stellung der City als Weltbankier war ihm damals wichtiger als die Klagen der Industriellen. Man hoffte gleichzeitig, wenn die gesamte Welt-

wirtschaft eine starke Aufwärtsentwicklung zeigte, dann würde es auch der englischen Großindustrie besser gehn. Es waren ja die Konjunkturjahre der Vereinigten Staaten, die Jahre, in denen die Vulgärökonomen der ganzen Welt zu beweisen versuchten, daß eine Stabilisierung der Konjunktur, eine Konjunktur auf Dauer möglich sei, wenn man nur amerikanische Methoden durchführte. Aber die Aufwärtsentwicklung der Weltwirtschaft trat nicht ein, und der englischen Industrie, die keine Inflationsgewinne machte, ging es immer schlechter, so daß die englische Handelsbilanz katastrophal aussah. Die Stellung der City als Weltbankier hat aber dem Mutterland in der Krise nicht viel genützt, da es den Schuldnern zum größten Teil noch weit schlechter geht als ihm. Kurzfristige Kredite, die man von den Vereinigten Staaten, Frankreich und den kleinern europäischen Kapitalexporteuren, wie der Schweiz und Holland, hineinnahm, um seinerseits langfristige Kredite zu geben und an der Zinsdifferenz zu verdienen: diese Finanzpolitik Englands hat sich in der Krise schwer gerächt, sie ist einer der wesentlichsten Faktoren gewesen, der dieses Land mit seinem riesenhaften Kapitalreichtum so illiquid gemacht hat.

*

Inflation in England, das bedeutet, wenn sie gelingt, eine außerordentliche Verschärfung der Konkurrenzkämpfe auf den Weltmärkten. Wenn sie gelingt. Denn zur Inflation gehört immer, daß sie auf einen bestimmten Sektor beschränkt bleibt — national und international; das heißt, es dürfen nicht alle in Gold rechnen, vor allem die Arbeiterschaft nicht. Denn sonst nützt die ganze Inflation nichts. Eine Entwertung des Pfundes mit einer Verbilligung der Produktionskosten erhöht die englischen Exporte und verringert die Importe nur dann, wenn die Löhne nicht im gleichen Umfange steigen wie die Preise; das heißt, wenn die englischen Arbeiter ihre Löhne nicht in Gold umrechnen. Ob dem englischen Kapitalismus eine Inflation mit Herabsetzung der Reallöhne glückt, ist noch zweifelhaft. Die englische Arbeiterbewegung verfügt über starke Positionen. England ist bisher das Land gewesen, das trotz riesenhafter Arbeitslosigkeit die Tariflöhne der beschäftigten Arbeiter noch am wenigsten gesenkt hatte, und es war ja bezeichnend, daß MacDonald die Gefolgschaft der gesamten Arbeiterschaft verlor, als er die Arbeitslosenversicherung abbaute. Die englischen Unternehmer haben immer wieder erklärt, die hohen englischen Löhne verringerten stark ihre Konkurrenzfähigkeit auf den Weltmärkten. Daß die englische Arbeiterschaft, die einen direkten Lohnabbau zu überwiegendem Teil zu verhindern mochte, sich durch die Inflation einen indirekten aber ebenso wirksamen kampflos gefallen lassen wird, ist kaum anzunehmen.

*

Inflation, so sagten wir, kann nur dann gelingen, wenn sie auf einen bestimmten Sektor beschränkt bleibt. International also, wenn sie auf England beschränkt bleibt und nicht allgemeine Erscheinung wird. Ist dies aber der Fall, kommt eine eng-

lische Pfundentwertung bei faktisch herabgesetzten Reallöhnen der englischen Arbeiterschaft, dann werden sich schwere Rückwirkungen für die Weltwirtschaft ergeben. England stand einmal in der Ausfuhr an der Spitze der Welt. Es ist in seinen Exporten von den Vereinigten Staaten und Deutschland überflügelt worden. Entwertung der englischen Valuta, das bedeutet einen wahrscheinlich sehr hartnäckigen Versuch der englischen Industrie, ihre Rückschrittlichkeit im Rationalisierungstempo aufzuholen und das verlorene Terrain auf den Weltmärkten wieder zu erobern. Aber dieser englische Vorstoß erfolgt dann nicht mehr in der Zeit einer aufsteigenden Konjunktur, sondern in einer weitern Zuspitzung der Weltwirtschaftskrise, wo der Weltaußenhandel nicht steigt, auch nicht stabil bleibt, sondern zusammenschrumpft. Der Weltaußenhandel steht heute bereits unter dem Niveau von 1913. Englische Inflation und verstärkter englischer Exportdruck, das bedeutet also für alle übrigen hochkapitalistischen Zentren eine Verstärkung ihrer ökonomischen Schwierigkeiten. Denn neben den direkten Wirkungen des englischen Exportdruckes ist festzustellen, daß ein sehr großer Teil des Weltaußenhandels bisher durch Pfundkredite finanziert wurde. Es ist weiter zu bedenken, daß der londoner Kapitalmarkt bei aller Verringerung seiner Liquidität doch noch eine zentrale Stellung hat.

*

Aber es ist durchaus noch nicht sicher, daß die Entwertung des Pfundes sich allein in verstärkten Konkurrenzkämpfen auf den Weltmärkten auswirken wird. Wir sagten: Damit eine Inflation gelingt, muß sie einen bestimmten Sektor haben, auch international, das heißt, die Inflation muß auf England beschränkt bleiben. Wie steht es damit? Zunächst ist zu konstatieren, daß die Kolonien und Dominions schwer allein bleiben können, wenn das Mutterland seine Währung entwertet. Indien und Irland haben die Goldwährung faktisch aufgehoben. In Kanada hat sich der kanadische Dollar bereits stark entwertet. Auch in Australien und Neuseeland besteht faktisch die Goldwährung nicht mehr. Im gesamten Empire herrscht also bereits Inflation. In Südamerika sieht es nicht viel besser aus. Man erklärt dort zwar, daß man sich vom englischen Pfund unabhängig machen wolle, aber nachdem die größten südamerikanischen Länder keine Auslandszinsen mehr zahlen können, ist es sehr fraglich, ob man sich dort vor der Inflation retten kann, retten will. Wenn aber im gesamten englischen Weltreich die Inflation Wirklichkeit wird, wenn Südamerika bankrottiert, wenn in Mitteleuropa die Krise sich weiter verschärft, dann ist es außerordentlich fraglich, wie sich die Vereinigten Staaten und Frankreich in dieser Situation verhalten werden, dann besteht die Möglichkeit, daß auch sie stärker als bisher in die Weltkrise hineingerissen werden.

Die Bank von England hat die Goldwährung aufgehoben. Ein Beben geht durch die Weltwirtschaft; ein neuer Stoß hat eingesetzt.

Was ist noch sicher, wenn die Bank von England nicht mehr zahlt!

„Geplante Vorschriften" von Rudolf Olden

„Pazifismus und Landesverrat" heißt ein Artikel, den ein Angestellter des Reichswehrministeriums, Doktor von Carlowitz, in der Militär-Zeitschrift ‚Wissen und Wehr' veröffentlicht. Er verweist auf den Satz, den der im Reichswehrministerium diensttuende Major Thayssen als Sachverständiger im leipziger Hochverratsprozeß gegen die drei ulmer Reichswehrleutnants gesprochen hat: „Wenn der Reichswehrminister sich einmal im Reichstag zu einem gesunden Pazifismus bekannt hat, so heißt das gleichzeitig, daß wir den Pazifismus im landläufigen Sinne, der im allgemeinen mit ideellem Landesverrat verbunden ist, entschieden ablehnen."

Herr von Carlowitz schreibt, er wolle zugunsten der pazifistischen Organisationen annehmen, „daß sie sich in ihrem Wirken allein von politischen, ideellen Motiven leiten lassen, und deshalb — trotz der eingestandenen Geldzahlungen ausländischer ‚Gesinnungsfreunde' — von den Landesverrätern unterschieden werden sollen, die nur um materieller Vorteile willen ihr Vaterland verraten."

Man sieht nicht: ist der Artikelverfasser ein ungeschickter oder ein zu geschickter Stilist? Denn er sagt zweierlei in einem Satz. Meint er, die Pazifisten ließen sich „allein von ideellen Motiven leiten"? Oder meint er, sie verrieten ihr Vaterland auch um materieller Vorteile willen? Ich fürchte, man muß hier pessimistisch sein und den Ton auf das „nur" legen. Ist das so, so lautet, ins Positive gewendet, die Behauptung des Herrn von Carlowitz: Erstens, die deutschen Pazifisten verraten ihr Vaterland. Zweitens: sie tun es aus politischen, ideellen Motiven und weil sie aus dem Landesverrat materielle Vorteile ziehen.

Seither ist in Moabit der Pazifistenprozeß durchgeführt worden. Doktor Kurt Hiller, der die finanziellen Verbindungen der pazifistischen Vereine wohl besser kennt. als Herr von Carlowitz, hat seine purifikatorische Anklage mit Erfolg durchgefochten. Er hat aber nicht behauptet, und es ist auch nicht etwa über seine Behauptung hinausgehend bewiesen oder wahrscheinlich gemacht worden, daß Pazifisten persönlich materielle Vorteile aus ihrer Propaganda gezogen hätten. Der Streit ging ausschließlich darum, ob die Propaganda auch aus Mitteln ausländischer Regierungen gespeist worden sei. Was Herr von Carlowitz an den Anfang seiner Untersuchung stellt und ihr zugrunde legt, ist also unbewiesen. Er fügt hinzu: „Die Schwere des Vorwurfs verpflichtet jeden, der ihn erhebt, sich freizumachen von der Atmosphäre der politischen Schlagworte ..." Diese Verpflichtung hat er vorher schon gebrochen.

Ich möchte nicht für pazifistische Vereine sprechen, von denen ich keinem angehöre oder angehört habe. Wenn Herr von Carlowitz fortfährt: „Am deutlichsten tritt die gegenwärtig herrschende Tendenz des deutschen Pazifismus in der Abrüstungsfrage hervor," so bezeichnet er damit das Thema, das ihn eigentlich beschäftigt. Zugleich vermengt er zwei Dinge, die ich trennen möchte. Die Front zieht sich in der Abrüstungsfrage meiner Beobachtung nach nicht zwischen Pazi-

fisten und Bellizisten sondern zwischen Politikern und Träumern. Gegen Herrn von Carlowitz möchte ich ein Wort für Politik sprechen.

Der Artikel geht weiter mit dem Beweis, daß Carl Mertens, Professor Friedrich Wilhelm Foerster, Fritz Röttcher, Fritz Küster, General von Schönaich, Otto Lehmann-Rußbüldt, Berthold Jacob-Salomon, Hellmut von Gerlach, Professor Quidde, Senatspräsident Freymuth, Doktor Carl Misch, Professor Georg Bernhard, Doktor Ernst Feder im Grunde ein und dasselbe seien, und stellt zwischen ihnen und dem Dokumentenfälscher Schreck die Verbindung her. Eine gewisse Ungenauigkeit in der Abgrenzung ist, wie wir schon oben sahen, eigentümlich für den interessanten Aufsatz. Von der Propaganda, die die genannten Politiker, wie Herr von Carlowitz lehrt, gemeinsam betreiben, sagt er „aus einem natürlichen Empfinden für die Schicksalsgemeinschaft einer ganzen Nation heraus und mit dem gesunden Menschenverstand," sie sei „glatter Landesverrat".

Ein wenig zwiespältig ist es auch, wenn der Artikel weiter deduziert: Erstens, in Genf stehen sich heute nur noch „machtpolitische Interessen" gegenüber; zweitens, die „verleumderischen Enthüllungen über Geheimrüstungen Deutschlands" haben unsern Vertragsgegnern „die jeweils erforderlichen Argumente geliefert, die sie brauchten, um sich der Durchführung des Abrüstungsversprechens zu entziehen". Denn wenn die reine Machtpolitik herrschte, so wären Argumente unnütz. Aber diese Zwiespältigkeit ist notwendig, sonst könnte nicht, was hier geschehen soll, begründet werden, daß die Pazifisten eingesperrt werden müssen. Um zu dieser Schlußfolgerung zu gelangen, prägt Herr von Carlowitz, in strengem Gegensatz zu der Machttheorie, die er vertritt, den Satz, daß Deutschlands „Position nicht wie die der andern Staaten in erster Linie auf Macht, sondern fast ausschließlich auf Vertrauen beruht". Das Vertrauen zu Deutschland werde von den Pazifisten zerstört. Darum können „die geltenden und geplanten Vorschriften über Landesverrat zur Beurteilung der pazifistischen Propaganda" herangezogen werden.

Geplante Vorschriften? Man erinnere sich daran, daß kürzlich die Nachricht durch die Presse ging, ein Gesetzentwurf des Reichswehrministeriums über Erweiterung der Landesverratsbestimmungen werde seit längerer Zeit, bisher vergeblich, im Reichsministerium des Innern und im Auswärtigen Amt empfohlen; seine Einfügung in eine Notverordnung sei, ebenfalls bisher erfolglos, verlangt worden.

Das Vertrauen zu Deutschland werde, so lehrt also Herr Doktor von Carlowitz, durch die Propaganda der genannten Pazifisten geschädigt und also das Wohl des Reiches durch sie gefährdet. Ob eine bestimmte Handlung „im Enderfolg für das Reich günstige oder nachteilige Folgen" haben werde, könne „der einzelne" überhaupt nicht übersehen. „Vernünftigerweise wird man daher ... das Bewußtsein der Gefährdung bereits dann als gegeben ansehen müssen, wenn der Täter wußte, daß seine Tat irgend eine Schädigung der Reichsinteressen zur Folge haben könne, ohne gleichzeitig und mit demselben Grad

von Sicherheit eine gegenteilige, kompensierende Wirkung auszulösen." Ob er diese Sicherheit besaß, hätte das Reichsgericht mit seinen Sachverständigen zu beurteilen. Die Deduktion ist natürlich nicht neu. Die Folge, würde sie Gesetz, wäre etwa so: Wer vor der Schwarzen Reichswehr warnte, wer die militärische Dienstleistung des Kaiserenkels meldete, wer die Phöbus-Affäre publizierte, aber auch wer rechtzeitig ein Etats-Defizit ankündigt, gegen Vorbereitungen einer Inflation auftritt, oder einen Bankkonkurs voraussieht, würde als Landesverräter bestraft werden.

Herr von Carlowitz ist sich in seinem Artikel nicht immer klar darüber, ob Pazifisten schlechthin schon nach dem geltenden Gesetz strafbar sind. Er entscheidet sich zum Schluß für die Notwendigkeit neuer Bestimmungen: „Die außenpolitische Wirkung der Propaganda hat das Strafgesetz noch nicht berücksichtigt ... Die landesverräterische Propaganda der Pazifisten weist deshalb auf eine neue Etappe in der Entwicklung des Schutzes der außenpolitischen Interessen des Staates hin." Auch der anfängliche Zwiespalt, ob die Pazifisten idealistische Politiker oder gewöhnliche Plusmacher seien, löst sich am Ende. Der Artikel schließt mit dem Bedauern darüber, daß die pazifistische Propaganda nicht überall die Verachtung gefunden habe, die ihr gebühre.

Zur Kritik des Vorschlages, den der Artikel bringt, sei verwiesen auf die Artikel der frühern berliner französischen Militärattachés in ‚L'Echo de Paris' über die Reichswehr, auf die Kritik des Reichswehretats in der ‚Revue des Deux Mondes' vom 15. August, auf den Brief Austen Chamberlains an den Redakteur der ‚Times' in der Angelegenheit der Ausspähung der breslauer Stahlhelmparade, auf die Veröffentlichung der ‚Haag'sche Post' über eine angeblich mit deutschen Mitteln unterhaltene holländische Rüstungsfabrik. Die Diskussion über solche deutschen Themen spielt sich schon heute fast ausschließlich im Ausland ab. Wenn ein Politiker, wie der Prälat Kaas, gegen Aufrüstungspläne spricht, so wird er in der nationalistischen Presse des Landesverrats beschuldigt und von der ‚Germania' mit großer Vorsicht kommentiert. Das Schweigen in der deutschen Öffentlichkeit würde durch die Verwirklichung des Carlowitzschen Vorschlags endgültig werden. Es ist zu fragen, wodurch das internationale Vertrauen, Deutschlands wichtigstes außenpolitisches Aktivum, gestärkt und vermehrt werden könnte, durch eine intensive demokratische Kontrolle oder durch ihre lückenlose Unterdrückung, erzwungen mit Zuchthausdrohungen.

Aber nur Träumer können die Frage falsch beantworten.

Die Träumer nennen sich Realpolitiker. Sie haben den sehr realen Vorteil für sich, die Achtung aller respektablen Leute zu genießen, unabhängig davon, ob ihre realistischen Träume das Wohl des Reiches gefährden oder nicht. Die Radikalen unter ihnen erstrecken den Vorwurf des Landesverrats bis zu Löbe und Kaas. Die Verteidigung wird nur matt geführt. An ein Gesetz gegen Kriegshetzer denkt niemand in Deutschland. Das Alles gehört zur Vorbereitung der Abrüstungskonferenz.

Ullstein und Ufa von Heinz Pol

Zwölf Jahre war ich im Verlag Ullstein als Journalist tätig. Am 10. September dieses Jahres sah ich mich gezwungen, meine Arbeit niederzulegen, um mit sofortiger Wirkung auszuscheiden. Diese Tatsache an sich ist ohne jedes Interesse für die Öffentlichkeit. Anders steht es um die Ursachen meines plötzlichen Ausscheidens, weil es sich hier nämlich um den versuchten Eingriff in die Gewissensfreiheit und Unabhängigkeit des Journalistenberufes handelt.

Anfang November 1930: Heinz Ullstein läßt den ersten Filmkritiker des ‚Tempos', Hanns G. Lustig, zu sich kommen und setzt ihm auseinander, er gehe bei seinen Kritiken von der völlig falschen Voraussetzung aus, daß so etwas wie eine Filmkunst existiere. Vielmehr sei der Film ein Geschäft und nichts weiter. Deshalb werde Herr Lustig nicht mehr weiter Filmkritiken schreiben.

Auszug aus dem Schriftsatz der Verleger Doktor Franz und Hermann Ullstein vom 17. März 1931 an das Schiedsgericht im Ullsteinschen Familienstreit: „Bereits vorher hatte die Maßregelung des begabten Filmkritikers des ‚Tempo' Hanns G. Lustig weit über die Grenzen des Hauses Befremden erregt. Ihm wurde von einem Tag zum andern das Film-Ressort von Heinz Ullstein auf Beschwerden der Inseraten-Abteilung entzogen. Grade dieser Vorfall erweckte in journalistischen Kreisen den Eindruck, daß die geistige Freiheit der Journalisten im Ullstein-Hause, in dem sie früher ihren sichersten Ort hatte, nunmehr eine ständige Bedrohung durch Eingriffe des Verlages erfahre."

Ende März 1931: Heinz Ullstein erklärt mir bei Abschluß meines neuen Vertrages: „Selbstverständlich steht in Ihrem neuen Vertrag, daß Sie der erste Filmkritiker der ‚Vossischen Zeitung' sind, tatsächlich waren Sie das ja auch schon bisher seit vielen Jahren. Und ich möchte ausdrücklich hinzufügen, daß der Verlag mit der Art Ihrer Filmkritik ganz besonders zufrieden ist. Hier können Sie, nein: hier sollen Sie kulturpolitisch mindestens so aggressiv sein wie bisher, schreiben Sie meinetwegen kommunistisch. Jedenfalls haben Sie hier völlig freie Hand."

12. August: Ich schreibe die Kritik über den französischen Film „Der König der Nassauer". Am Schluß erkläre ich die deutsche Rahmenhandlung der Ufa für überflüssig.

14. August: Ein Vertreter der Inseraten-Abteilung der ‚Vossischen Zeitung' sagt mir, daß, wie auch früher schon gelegentlich, die Ufa die Filminserate für die ‚Vossische Zeitung' auf die Dauer von einer Woche gesperrt habe, mit der Erklärung, meine letzte Kritik habe ihr nicht gefallen.

15. August: Ich wende mich an den jungen Kyser von der Presse-Abteilung der Ufa, der in der konziliantesten und angenehmsten Form den persönlichen Verkehr mit den Filmkritikern aufrecht erhält. Kyser meint, er halte es für ausgeschlossen, daß die betreffende Ufa-Abteilung dem Inseratenvertreter der Voss einen solchen Bescheid gegeben habe. Er erkundigt sich auch und sagt mir, die Inserate seien zwar nicht gegeben worden, aber ohne jede Begründung.

16. August: Ich wende mich noch einmal an den Inseratenvertreter. Dieser bleibt bei seiner Darstellung: Die Ufa habe ausdrücklich auf meine Kritik hingewiesen, und zwar als Ursache des Inseraten-Entzuges.

1. September: Ich schreibe die Kritik über den Ufa-Film „Bomben auf Monte Carlo". Den Korrekturabzug lege ich dem Leiter des unpolitischen Teils vor, der die Kritik sehr scharf findet, aber dann meint, ich trüge ja dafür die Verantwortung. Daraufhin lege ich die Kritik dem verantwortlichen Redakteur der ‚Vossischen Zeitung' vor, der mir einige Formänderungen vorschlägt, die ich sofort vornehme.

2. September: Verschiedene Kollegen im Ullsteinhaus sagen mir, daß der Leiter des lokalen Teils, Herr Goetz, irgendwelche geharnischten Beschwerden der Ufa über meine letzte Filmkritik erhalten habe. Die Beschwerden sollen telephonisch und brieflich erfolgt sein. Goetz selbst sagt mir lediglich, es habe ihn jemand von der Ufa angerufen. Auf näheres Befragen gibt er an, daß Major Grau, der Leiter der Theater-Abteilung der Ufa, sich an ihn gewandt habe. Als ich ihn bitte, mir mitzuteilen, was Grau gesagt hat, zuckt er die Achseln. Einige andre Redaktionskollegen, die von der ganzen Angelegenheit etwas mehr zu wissen scheinen, erklären, sie dürften leider nichts sagen, wenn Goetz nichts sage, aber die Sache sei diesmal ziemlich ernst.

Ich erfahre von der Inseraten-Abteilung, daß die Ufa die Filminserate für die Voss wieder gesperrt habe.

3. September: Gespräch mit Kyser, wobei ich versuche herauszubekommen, wer alles von der Ufa sich beschwert hat. Kyser ist ein wenig böse und meint, auf ihn ergieße sich im Ufa-Hause die ganze Schale des Zorns, weil er überhaupt noch mit mir rede und verkehre. Die Stimmung gegen mich sei sehr bedrohlich, so sei sein Chef, Herr Pfeiffer, der Ansicht, ich hätte deshalb eine so mißlaunige Kritik über „Bomben auf Monte Carlo" geschrieben, weil ich eine Viertelstunde im Ufa-Theater hätte stehen müssen, bevor ich meinen Platz angewiesen bekommen hatte. Ich antworte, daß ich diesmal noch sehr schonend verfahren sei und nicht einmal in meiner Kritik hervorgehoben habe, daß das schmucke Kriegsschiff, auf dem Albers kommandiere, pikanterweise von Herrn Schneider-Creuzot, dem französischen Krupp, der Ufa zur Verfügung gestellt worden sei. Auf die Frage, ob auch Herr Pfeiffer sich bei Ullstein beschwert habe, erhalte ich naturgemäß ein Achselzucken als Antwort.

4. September: Alle Bemühungen in der Redaktion Näheres über die Beschwerden der Ufa über mich zu erfahren, scheitern daran, daß Goetz schweigt. Ich mache Goetz darauf aufmerksam, daß er doch, wenn künftig wieder jemand von der Ufa anriefe, darauf hinweisen könnte, für alle diese Beschwerden, sei nach einem Abkommen mit dem Verband der Berliner Filmkritiker allein die Spitzenorganisation der Deutschen Filmindustrie (Spio) zuständig, die sich dann mit dem betreffenden Kritiker direkt in Verbindung setzt. Diese Tatsache sei ihm, Goetz, doch seit langem bekannt. Keine Antwort.

5. September: Gespräch mit Kyser. Als ich mich über die Kampfesweise der Ufa beschwere, meint er: „Was wollen Sie! Die Leute bei uns gehen in die Luft, wenn sie nur Ihren Namen hören. Die Kritik der ‚Vossischen Zeitung' ist die erste, die von Hand zu Hand geht. Augenblicklich herrscht eine absolute Pogromstimmung gegen Sie. Ich würde Ihnen nicht raten, momentan zu uns zu kommen."

Im weitern Verlauf dieser Unterhaltung kommt es zu folgendem Dialog:

Kyser: „Es gab und gibt lediglich zwei Kritiker in der berliner Tagespresse, gegen die sich der Kampf der Ufa richtet. Alle übrigen haben allmählich einen Ton angenommen, mit dem wir uns abfinden. Vielleicht macht noch Ihering eine Ausnahme, aber der schreibt ja glücklicherweise im ‚Börsen-Courier', der für uns geschäftlich nicht wichtig ist. Es bleiben im Augenblick also nur zwei. Der eine ist Hanns G. Lustig vom ‚Tempo', der zweite Heinz Pol."

„Lustig schreibt doch gar keine Kritiken mehr!"

„Na ja, der ist ja im vorigen Jahr auf Verlangen der Ufa abgesetzt worden!"

„Soviel ich weiß, war doch das eine Maßnahme des Verlages Ullstein?"

„Ja, aber auf Verlangen der Ufa. Das ist doch gar kein Geheimnis. Nur noch Sie sind jetzt also da!"

„Was hat denn die Ufa gegen Lustig und mich?"

„Lustig war zu überspitzt in seinen ästhetischen Forderungen. Dafür sind Sie zu wenig ästhetisch und zu viel politisch. Die Ufa ist doch vollkommen unpolitisch."

„Das ist leider nicht der Fall. Herr Hugenberg, der Besitzer der Ufa, ist gleichzeitig ein sehr exponierter Parteipolitiker, der seiner Zeit die Ufa mit der ausdrücklichen Erklärung übernahm, ihn würden beim Filmgeschäft nicht nur geschäftliche sondern auch politische Gesichtspunkte leiten. Natürlich ist nicht jeder Ufafilm politisch, aber wie steht es zum Beispiel mit dem Fridericusfilm, dem Zapfenstreichfilm, dem Rosenmontagfilm, ganz zu schweigen von den immer kriegerischer werdenden Wochenschauen? Der Kritiker hat nicht nur das Recht sondern die Pflicht, von Fall zu Fall auf den nationalistischen Charakter der Ufa hinzuweisen. Ich sehe also der Kampfansage mit Ruhe entgegen, um so mehr, da ich ebenso sehr das Vertrauen meines Verlages wie der Redaktion genieße."

Kyser lächelt: „Ich würde mich nicht so sehr darauf verlassen. Wir haben ganz gute Verbindungen mit gewissen Stellen im Ullstein-Hause angeknüpft. Ich kann ja nichts Näheres sagen. Aber passen Sie auf, wir kriegen Sie vielleicht auch noch heraus, wer weiß, vielleicht sehr bald . . ."

8. September: Amerika verbietet die deutsche Militär-Humoreske „Drei Tage Mittel-Arrest" mit der Begründung, das Schicksal einer unehelichen Mutter werde hier entwürdigt. Über diese Tatsache schreibe ich für den politischen Teil der ‚Vossischen Zeitung' eine Glosse, in der ich darauf hinweise, daß tatsächlich derartige Filme geeignet seien, das deutsche Ansehen im Ausland herabzusetzen, nicht so sehr wegen der

Glorifizierung des Militärs, als der Lächerlichmachung der Zivilisten.

An diesem Abend findet die Uraufführung der ersten Militär-Groteske der Ufa statt, betitelt „Die Schlacht von Bademünde".

9. September: Um der Ufa keine Handhabe zu geben, weiterhin gegen mich vorzugehen, schreibe ich eine besonders abgewogene Kritik, die sich in ihrem Hauptteil darauf beschränkt, den Inhalt der „Schlacht von Bademünde" wiederzugeben, ohne darin die Ufa zu erwähnen. Der Schlußabsatz lautete wörtlich: „Man könnte vielleicht glauben, ein Film mit diesem Inhalt sei von irgendeiner ausländischen Firma hergestellt, mit dem Zwecke, das deutsche Ansehen im Ausland zu schädigen. Der Name der Produktionsfirma lautet jedoch: Ufa." Darunter mein Signum, Schluß.

Einem Kollegen in der Redaktion, der sich privat die Uraufführung „Die Schlacht von Bademünde" angesehen hat, zeige ich den Abzug meiner Kritik. Er meint, meine Kritik sei in diesem Falle zu maßvoll, dieses Machwerk sei ein unglaublicher Skandal, und es sei Aufgabe des Filmkritikers eines nicht rechts gerichteten Blattes wie der ‚Vossischen Zeitung', diesen Skandal auch einen Skandal zu nennen.

An diesem Tage hatte ich auf der Redaktion Nachtdienst, der um zwölf Uhr beginnt und um zwei Uhr endet. Von einer bösen Vorahnung beunruhigt, fahre ich bereits um elf Uhr ins Bureau, um den Umbruch der Morgenzeitung noch mitzumachen. Der Umbruchredakteur des lokalen Teils will grade meine Kritik umbrechen lassen. Ich sehe sie mir an und stelle fest, daß der letzte Absatz völlig weggestrichen ist, die Kritik also lediglich die bloße Inhaltsangabe enthält, ohne daß man daraus auch nur erfährt, daß es sich um einen Ufafilm handelt. Mein Signum war geblieben. Auf meinen Protest erklärt sich der Umbruchredakteur bereit, die völlig verstümmelte Kritik zurückzustellen. Ich verspreche ihm, am nächsten Vormittag sofort mit der Chefredaktion darüber zu sprechen.

Um es noch einmal festzuhalten: Wäre ich nicht vorzeitig in die Setzerei gekommen, so hätte in der Morgenausgabe vom 10. September meine Kritik über die „Schlacht von Bademünde" gestanden, aus der der Leser lediglich den Inhalt, nicht aber die Herkunft des Films und die kritische Stellung des hierfür verantwortlich Zeichnenden erfahren hätte.

10. September: Dreistündige, sehr stürmische Auseinandersetzung in der Redaktion mit Herrn Goetz, dem Leiter des unpolitischen Teils, und Herrn Elbau, dem stellvertretenden Chefredakteur der ‚Vossischen Zeitung'. Hier der Extrakt:

Zunächst erklärt Herr Goetz, er habe den letzten Absatz der Kritik gestrichen, weil er Beleidigungen gegen die Ufa enthalte. Herr Elbau schließt sich nach Prüfung dieser Ansicht an und bleibt auch dabei, nachdem der verantwortliche Redakteur erklärt, daß er die beanstandete Stelle für zulässig und nicht zu weit gehend halte und sie verantworten würde. Als ich erkläre, daß ich unverzüglich alle Konsequenzen ziehen würde, falls die verstümmelte Kritik in ihrer völlig sinnentstellenden Weise ins Blatt käme, nennt mich der stellvertretende Chef-

redakteur zunächst einen unverschämten Erpresser, der sofort sein Zimmer und das Ullstein-Haus zu verlassen habe, um dann, als ich fest bleibe, mir eine Änderung des letzten Absatzes vorzuschlagen. Um in dieser für mich entscheidenden Angelegenheit bis zum äußersten korrekt zu bleiben, erkläre ich mich zu einer Änderung in der Form bereit, die aber die scharf ablehnende Stellung gegen das Machwerk deutlich dem Leser vor Augen führt.

Damit ist die Angelegenheit aber nicht aus der Welt geschafft. Ich frage Herrn Goetz, warum er mich nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, vorher von seinen Bedenken benachrichtigt habe. Herr Goetz gibt zu, noch nicht einmal den Versuch gemacht zu haben, mich zu benachrichtigen, obwohl ich nur zwei Zimmer von ihm entfernt den ganzen Nachmittag im Bureau und dann zu Haus zu erreichen war. Er erklärt dann weiter wörtlich:

„Es ist mir ganz gleichgültig, ob Sie nach Ihrem Vertrag erster Filmkritiker sind oder nicht. Ich bin jedenfalls als Leiter des unpolitischen Teils auch Leiter des Filmteils und kann und werde auch künftig so verfahren wie in diesem Falle, das heißt Kritiken ändern, so wie ich es für richtig halte, wobei ich nicht nötig habe, mich überhaupt mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Es kommt nur das ins Blatt, was ich will. Der Verlag steht hinter mir."

Ich frage den Chefredakteur Elbau, ob er diese Meinung teile. Nach den verschiedensten Ablenkungsversuchen, in denen er mich beschimpft, daß ich die Autorität der Chefredaktion untergrabe, stellt er sich auf den Standpunkt des Leiters des unpolitischen Teils.

Ich antworte, daß ich keinerlei Autorität untergrabe, sondern mich nur gegen die Ufa zur Wehr setze. Da der Leiter des lokalen Teils grade in einem Augenblick meine Ufakritiken ohne mein Wissen und Willen zensiere, wo die Ufa gegen mich Sturm laufe, so hätte ich die Berechtigung, mißtrauisch zu werden. Wenn ich im politischen Teil der Zeitung erklären dürfe, daß Amerika mit Recht in deutschen Militär-Lustspielen eine Schädigung des deutschen Ansehens sehe, so sei es doch unfaßbar, daß ich bei dem Ufafilm, der mindestens so schlecht sei wie „Drei Tage Mittelarrest", diese Feststellung nicht treffen dürfe. Ich bitte Herrn Elbau mir zu sagen, ob auch auf ihn, den Chefredakteur des Blattes, von der Ufa ein Druck ausgeübt worden sei. Nach langem Zögern erklärt Herr Elbau, daß ihm der von früher her gut bekannte Leiter der Pressestelle der Ufa, Herr Pfeiffer, vor einigen Wochen einen Beschwerdebrief über mich geschickt habe. Er kann sich jedoch nicht mehr erinnern, ob er diesen Brief dem Verlag Ullstein gezeigt habe, und was er Herrn Pfeiffer geantwortet habe. Das sei doch aber alles ganz unwichtig.

„Es handelt sich doch nicht allein um den Wortlaut dieser einen Kritik", antworte ich, „es handelt sich auch gar nicht um die politische Richtung der ‚Vossischen Zeitung', sondern es geht allein darum: die Ufa versucht mit den infamsten Mitteln des Inseratenentzuges und unkontrollierbarer Beschwerden die

verschiedensten Instanzen des Verlages und der Redaktion gegen den Filmkritiker aufzuhetzen. Statt daß sich die Chefredaktion hinter den bedrohten Kollegen stellt, erklärt sie alle Beeinflussungen durch die Ufa für lächerlich, zufällig oder übertrieben. Und warum sperrt denn immer nur die Ufa Inserate und warum haben bisher immer nur meine Ufakritiken der Chefredaktion zu Korrekturen und Bedenken Anlaß gegeben? Das sind doch alles keine Zufälligkeiten."

„Ach reden Sie doch nicht so viel. Ihr polemischer Ton verärgert die Ufa und auch den Verlag, man kann doch auch verbindlicher sein. Sie müssen der allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Rechnung tragen, wie es die Voss tut. Es ist eben untragbar, daß Sie immer noch gewisse Tendenzen in Ihren Kritiken bekämpfen, mit denen wir heute rechnen müssen."

„Ich stelle also fest: man darf im Hause Ullstein nur so lange ‚freie' Kritiken schreiben, wie es der Ufa gefällt. Oben in der Politik darf Herr Hugenberg als politischer Gegner bei jeder Gelegenheit angegriffen werden — für den Filmteil aber ist er der gute Geschäftsfreund des Hauses, also tabu. Unter diesen empörenden Umständen sehe ich mich gezwungen, meine Arbeit sofort niederzulegen, vorausgesetzt, daß auch der Verlag, den ich sofort fragen werde, den Standpunkt der Chefredaktion teilt."

Der Vertreter des Verlages kündigt mir meinen Vertrag, der bis zum 31. Dezember Gültigkeit hat. Ich antworte, daß diese Kündigung ihren Sinn verloren hat, da ich bereits meine Arbeit niedergelegt habe. Und ich würde sie auch nicht wieder aufnehmen, sondern sofort ausscheiden, falls der Verlag die Ansicht der Chefredaktion über die Unfreiheit der Kritik billige. Der Vertreter des Verlages stellt sich hinter die Ausführungen des Leiters des unpolitischen Teils und des Chefredakteurs. Daraufhin scheide ich am 10. September mittags zwei Uhr aus dem Verlag Ullstein aus.

Am 12. September berichtet die ‚Welt am Abend' unter der Überschrift „Skandal bei Ullstein" von meinem Ausscheiden und erhebt den Vorwurf, daß „das demokratische Haus Ullstein mit der Hugenbergschen Ufa in einem geschäftlichen Liebesverhältnis steht". Diese Behauptung ist bis heute weder vom Verlag Ullstein noch von der Ufa berichtigt oder dementiert worden. Dafür war am Mittwoch, dem 16. September, in der dem Ullsteinverlag gehörenden ‚B.-Z. am Mittag' Folgendes zu lesen:

Ludwig Klitzsch, der Generaldirektor der Ufa, feiert heute seinen 50. Geburtstag. Als Hugenberg 1927 die Ufa übernahm, setzte er seinen Verlagsdirektor in die Leitung des größten deutschen Filmunternehmens, das unter der Aegide des gewiegten Zeitungsfachmanns zu dem bestfundierten und bestorganisierten Filmunternehmen Europas wurde. Klitzsch gelang es auch, dem Ufa-Film Eingang in die Kinos der Vereinigten Staaten zu verschaffen.

Und in der Sonntagsausgabe der ‚Vossischen Zeitung' vom 20. September war nach drei Wochen zum ersten Mal wieder ein Inserat der Ufa zu sehen, das den Film „Bomben auf Monte Carlo" pries.

Sigilla Veri von Ignaz Wrobel

Aus dem Antisemitismus kann erst etwas richtiges werden, wenn ihn ein Jude in die Hand nimmt.

Roda Roda

So um die zehnte Abendstunde, wenn die Luft in den Kneipen schon etwas dick geworden ist und der Alkohol die Gehirntätigkeit verlangsamt hat; um die zehnte Abendstunde, wenn die Stammtischrunden der alten Majore, der Tierärzte, Studienräte und Bergassessoren in mystischer Gelähmtheit dumpf hinter ihren Gläsern hocken —: da bringt der deutsche Mann das Gespräch gern auf die Juden.

Schwer setzt der aufrechte Trinker sein Glas vor sich hin, wischt sich den Bart, putzt den Kneifer und spricht: „Daran sind meines Erachtens nach nur die Juden schuld!" — „Wahr, wahr ..." murmelt es um den Tisch, und auch Frieda, die Kellnerin, und Heinrich, der Herr Ober, nicken. Und der Obergrat fährt fort: „Meine Herren, schon im Jahre 1677..." Woher weiß er das —?

Es gibt eine Stammtisch-Wissenschaft, die gilt nur von abends um halb neun bis um dreiviertel zwölf. Am Tage haben die Leute alles vergessen: Daten, Namen, Büchertitel und den Rest. Aber eines ist ihnen geblieben: das Bewußtsein, daß die Juden schuld sind.

Nun aber ist, um diesen Wissenslücken abzuhelfen, gegen die Radfahrer endlich das große und schöne Werk erschienen, dessen wir so lange entraten haben:

Sigilla Veri
(Ph. Staufs Semi-Kürschner)

Lexikon der Juden, -Genossen und -Gegner aller Zeiten und Zonen, insbesondere Deutschlands, der Lehren, Gebräuche, Kunstgriffe und Statistiken der Juden sowie ihrer Gaunersprache, Trugnamen, Geheimbünde etcetera.

Unter Mitwirkung gelehrter Männer und Frauen aller in Betracht kommenden Länder im Auftrage der „Weltliga gegen die Lüge" in Verbindung mit der „Alliance chrétienne arienne"

U. Bodung-Verlag.

Das hat mir schon lange gefehlt. Denken Sie doch nur —! Was die Kunstgriffe der Juden angeht, so benötige ich deren Kenntnis wie das liebe Brot — das wilde Volk der Verleger und der Filmleute macht unsereinem das Leben nicht leicht. Und die Gaunersprache? „Requisition" statt Diebstahl? — Und die Trugnamen? „Lindström"? — Und die Geheimbünde? Es muß sehr interessant sein

Doch ist es nicht ganz leicht, das Buch zu erhalten. Ich habe bisher nur den Prospekt mit den Probeseiten bekommen.

Bedingungen, gleichzeitig Bestellschein:

2. Ich bin nichtjüdischer Herkunft und mit Juden weder versippt noch verschwägert.

4. Ich erkläre ehrenwörtlich, daß ich nicht von dritter Seite aus als Käufer-Strohmann vorgeschoben bin.
5. Ich verpflichte mich
   c) alle Stellen, in denen eine Beleidigung gefunden oder gesucht werden könnte, dem Verlage zwecks Ausmerzung mitzuteilen. Der Verlag legt Wert darauf, sachliche wissenschaftliche Aufklärung zu bringen...

Die sieht so aus:

Carbe, geb. Cohn, Dr., Gerichtsassessor, Neffe des Dr. h. c. Ru. Mosse, Erbe des ‚B. T.' Berlin. Ihm wurde das populäre Gedicht „Haben Sie nicht den kleinen Cohn gesehn?" auf den Leib geschrieben, er erhielt dann 1917 vom preuß. Min. des Innern durch den guten Freund des Hauses Mosse, Ministerialdirektor Freund, den neuen Namen: Carbe.

Wenn ich den Verlag darauf aufmerksam machen darf: in diesem Abschnitt sind zwei Unrichtigkeiten enthalten, aber die muß er sich schon allein heraussuchen. Gegen ein Freiexemplar des Werkes bin ich bereit, ihm zu sagen, wer in Wahrheit der kleine Cohn gewesen ist. Herr Carbe war es nicht. Goebbels auch nicht.

Ein Frei-Exemplar? Der Verlag wird sich hüten; so hoch bemißt er den Wert dieser Mitteilung nicht. Denn sein Werk ist teuer, so teuer, als wäre es echt jüdisches Produkt. Das sechsbändige Lexikon kostet im Buchhandel pro Band 70 RM.; der Subskriptionspreis ist, je nach der Zahlungsweise, 50 RM. pro Band, oder 46 RM., bis herunter zu 35 RM., heißt ein Geschäft.

Die Probeseiten des Prospekts haben es in sich.

Einstein zum Beispiel, dem ein eignes Kapitel gewidmet ist, hat ebenso wie Soldner den Faktor 2 vergessen; da staunen Sie. Was das heißt? Ich habe keine Ahnung, der Leser aber auch nicht; es ist die typische Stammtischwissenschaft, aus Zeitungsausschnitten zusammengesetzt, aus Büchern hervorgekramte Details, und auf alle Fälle — Ober, noch ein Halbes! — hat der Einstein mal Unrecht.

Über Magnus Hirschfeld: „Wenn man nun erwägt, daß das Laster in dem stark mischrassigen, von Abkömmlingen spanischer Juden förmlich wimmelnden Holland von jeher verbreitet war, und daß dort Personen jeden Standes und Alters gewohnheitsmäßig die gemeinsten Ausdrücke im Munde führen, so ist dem Holländer durch die Propaganda des Wissenschaftlich-Humanitären Comités die Möglichkeit gegeben, das orientalische Laster in seinem Lande ‚wissenschaftlich gestützt' auf ‚deutsche' Einflüsse zur Schädigung des deutschen Ansehens zurückzuführen, um dadurch zugleich die Juden und Mischlinge, die es doch in den arischen Ländern verbreitet haben, zu entlasten."

Über Knigge, der gesagt hat, daß es weder für den Denker noch für den Menschenfreund einen Unterschied zwischen Juden und Christen gibt, welches Diktum offenbar aus dem Zusammenhang gerissen ist: „Dieser Satz ist völlig frei aus dem Handgelenk geschüttelt".

Zwei volle Probeseiten über den „Kulturbolschewismus" — das ist bekanntlich alles, was einem nicht paßt, wie ja denn der Antisemitismus der Sozialismus der Dummen ist.

Schöne Probeseite über Kutisker, Iwan — die über den Pastor Craemer und den Devaheim-Skandal ist offenbar noch nicht fertig.

Kurz: Stammtisch.

Antisemitismus... Herrschaften, warum engagiert ihr nicht mich! Für 67,50 Mark monatlich und freie Pension mit zweimaligem sonntäglichem Ausgang liefere ich euch über die Juden ein Material, das wenigstens echt ist — ihr kennt sie nicht einmal.

Immer wieder erschütternd ist die partielle Gehirnlähmung bei den Deutschen: überall da eine Verschwörung zu wittern, wo sie mit ihrem Wesen auf irgendeinen Widerstand stoßen. Willy Haas hat für den Fall Ludendorff das stark theologische Moment dieses Hergangs aufgezeigt; man lese das in seinen „Gestalten der Zeit" nach. Sie stellen sich wirklich die Welt vor, wie sie in den Kinderfibeln gemalt wurde: unten im Keller sitzen spitzmützige Juden und kochen, finstere Gebete murmelnd, eine herrliche Dynamitsuppe gegen die Gojim. Ihr ahnungslosen Esel!

Warum packt ihr den Juden nicht da, wo er wirklich zu fassen ist! In seiner engen Ichbezogenheit; in seiner ewigen Empfindlichkeit, die ihn aufschreien läßt, wenn ihm einmal einer die Wahrheit sagt; in seinem Aberglauben, welcher annimmt, der, der schneller denke, sei klüger als der, der langsam denke; in seiner wahnwitzigen Eitelkeit, die besonders für Deutschlands Fluren die jüdische Klugheit nur aus einem Grunde hat statuieren können: weil die andern meist noch dümmer sind. An der Levante oder gegenüber den Schotten hat der Jude nichts zu melden — die stecken ihn alle Tage in den Sack des Handels. Ach, ihr ahnungslosen Esel! Welch ein jammervoller Antisemitismus ist das! Es gibt bei euch noch eine andre Sorte: das sind die Mischtiker aus den Bezirken um Hielscher, die im Nebel ihren Pfad suchen, ihn aber bis heute noch nicht gefunden haben. Denen kann man freilich nicht beikommen — sie überschütten dich mit Vokabeln, die sie zu diesem Behuf erfunden haben, und mit dem Judentum hat auch dies nichts zu tun. Die meisten Antisemiten sagen viel mehr über sich selber aus als über ihren Gegner, den sie nicht kennen.

Wäre ich Antisemit —: ich schämte mich solcher Bundesgenossen.

Die Russen spielen von Rudolf Arnheim

Man hat das dilettantische Zeittheater, diese Inflation des Ungeistes, ohne Gepränge zu Grabe befördert. Aus Lampels prügelnden Schupos und Fürsorgezöglingen sind teils wohlbezahlte Liebhaber, teils hochherrschaftliche Livreekomparsen, teils Stammkunden der Stellennachweise geworden, Wilhelm der Zweite hat nun auch seine Bühnenlaufbahn beendet und ist endgültig abgeschminkt, der Donner explodierender Grana-

ten, der die Kehlen der Tonfilmlautsprecher aufrauhte, ist dem zierlichen Gesumm der Comedian Harmonists und den hausgemachten Liebeswalzern der Schlagerkomponisten gewichen, aus rauhem Feldlärm wurden muntre Feste, aus furchtbarn Märschen holde Tanzmusiken. Der grimme Krieg hat seine Stirn entrunzelt, und statt geharnischte Rosse zu besteigen, um drohnder Gegner Seelen zu erschrecken, hüpft er behend in einer Dame Zimmer nach üppigem Gefallen einer Laute. In den teuren Theaterchen des berliner Westens verwechseln unbeschäftigte Eheleute das Bäumelein und tummeln sich verliebte Landmädchen, und selbst in den Chansontexten der literarischen Revuen hat das Chasseurhütchen den Pazifismus verdrängt. Welche Stücke füllen die Herzen mit Jubel, die Kassen mit Geld? Die große unzeitgemäße, überzeitliche Kunst, Schillers „Kabale und Liebe", die klassische Operette, Offenbachs „Schöne Helena", und im Kino Lubitschs „Lächelnder Leutnant", ein Kapitel wiener Rokoko, graziös und obszön wie französische Kupferstiche, die fast geniale Spitzenleistung einer bezaubernden, tändelnden Luxuskunst. Mit nachsichtiger Heiterkeit belacht das Publikum Schiebungen, Schwindel und Luftgeschäfte in Kurt Gerrons „Meine Frau — die Hochstaplerin"; die Luft ist mit börsianischen Epigrammen geschwängert, Pleite mit Refraingesang, Hochstapelei als charmante Handarbeit für schöne Frauenhände, zehntausend Paar Würstchen und die eheliche Treue werden in derselben Valuta gehandelt. Hier lockt der Geist der Zeit. Während die Gruppe junger Schauspieler ihre Aufführungen des Sowjetstücks „Avantgarde" von Katajew nach acht Tagen abbrechen muß, weil dabei die Pachtsumme für das Theater nicht zu verdienen ist.

Sehr seltsam wirken die frisch eingeführten Filme und Theaterstücke der Sowjet-Union in einer Stadt, in der der Ernst des Lebens von den Bühnen abgetreten ist und nur noch in Kassenabrechnungen und Gagenverhandlungen seine tristen Rollen spielt. Den Luxus, Not auf dem Theater zu sehen, will man sich hierzulande nicht mehr gestatten. Und so bringen die russischen Stücke, die von den Kämpfen der Wirklichkeit berichten, einen Mißklang in den Frohsinn unsrer trägen Konkursmassen.

Dsiga Wertoff arbeitet in seinem Tonfilm „Enthusiasmus" nach denselben Prinzipien fort, die wir aus seinen stummen Filmen kennen. Wieder verzichtet er auf gestellte Aufnahmen und damit auf Spielhandlung. Mit Montage allein soll die Gestaltung bestritten werden, und durch diese ziemlich künstliche, theoretisch ausgedachte Beschränkung entsteht eine Überlastung des Schnitts, ein nur locker zusammengehaltenes Bildgeflimmer, das die Nerven der Zuschauer stark beansprucht. Nicht ohne Gegengabe beansprucht, denn dieser anstrengende Hymnus auf die Arbeitsfreude vermittelt uns mit ungewöhnlicher Kraft das Lebensgefühl des Sowjetmenschen. Zum ersten Mal empfindet man, daß das deutliche Manko einer solchen Filmvorführung nicht auf der Leinwand, sondern im Zuschauerraum zu suchen ist, in diesem Parkett fremder, bestenfalls sympathisierender Menschen, die gekommen sind, ein Kunst-

werk zu sehen. So wie die Monotonie eines Arbeitsliedes für die Arbeitenden selbst sinnvoll und hilfreich, für den zuhörenden Musikfreund aber auf die Dauer quälend und langweilig ist, so braucht die besessene, gleichförmige Raserei eines solchen Films die Resonanz von Zuschauern, die ihre eigne Tagesarbeit, ihre realsten Pläne und Sehnsüchte hier zu einer Symphonie gestaltet finden. Wertoff sagte mir neulich im Gespräch, daß ihm als Ideal eine Art plastischer Film vorschwebe, der nicht mehr in der flachen Projektionswand lokalisiert sei, sondern dessen Figuren ins Publikum hineinzulaufen schienen oder leibhaftig hineinliefen. Ein solcher Film würde uns noch schlechter vorbereitet finden, denn dieser Enthusiasmus hat als Voraussetzung den tätigen Enthusiasmus der Zuschauer!

Wertoff besingt den Gedanken der Aufbauarbeit, aber er versagt es sich, ihn in eine Geschichte zu kleiden, und so ist er unvermeidlich auf eine begrenzte Zahl von Bildsymbolen angewiesen, die allzu schnell erstarren: die stillstehende, die laufende, die rasende Maschine; die marschierenden, die hämmernden, die singenden Arbeiterbrigaden. Dralle Mädchengesichter im Kopftuch lächeln dem Gelingen des Fünfjahresplans entgegen, und byzantinische Zwiebeltürme versinnbildlichen den christlichen Zarismus. Photographisch sind diese Bilder immer wieder neu, selten hat man so schöne Aufnahmen aus Bergwerken und Walzwerken gesehen, aber Sinn und Gehalt sind, trotz aller Flüssigkeit der Kamerakunst, schon jetzt erstarrt.

Sehr eindrucksvoll ist jedoch der anschauliche Beweis, wie sich in der Bewertung der Arbeit das Vorzeichen ändert, sobald nicht mehr in die Tasche der Unternehmer sondern für den kommunistischen Staat gearbeitet wird. Dieselben Bilder, mit denen man früher das Elend der Ausgesaugten malte, bezeichnen nun den begeisterten Kampf um die Erde. Die Monotonie des Arbeitsrhythmus ist nicht mehr entnervender Stumpfsinn sondern Kraft; plötzlich entdeckt man, wie ähnlich sie dem Marschtakt der revolutionären Kampflieder ist, und so tauscht Wertoff die Motive aus, begleitet die schreitenden Kolonnen durch das Stampfen der Maschinen und verkoppelt mit dem optischen Schwungtanz der Räder und Kolben den Gesang der Revolutionäre. Bei Fritz Lang („Metropolis") verwandelte sich die Maschine in einen Moloch mit glühendem Rachen, bei den Russen wird sie Kamerad und Turngerät. Und während Fritz Lang („Nibelungen") das stimmungsvolle Spiel der einfallenden Sonnenstrahlen im Fabelwald der Siegfriedsage zeigte, streichen bei Wertoff diese selben Sonnenstrahlen zärtlich durch die Fabrikräume, machen den Arbeitsplatz feierlich und schön wie eine Kirche. Der Schweiß in den Gesichtern der Fabrikarbeiter leuchtet plötzlich als Glanz, und die weißglühenden Eisenstangen schmücken das Walzwerk wie Lichtgirlanden einen Festsaal.

Die Russen suchen nach einer dem Kollektivismus adäquaten Kunstform, und in diesem Bemühen beladen sie ihre Werke mit einem etwas großsprecherischen Wust theoretischer Formulierungen. Sie sind Amateurbastler der Philosophie, und

für ihren naiven Stolz, ihre prahlerische Umständlichkeit wüßte ich kein besseres Bild als die höchst russische Episode jenes schrulligen Erfinders in „Avantgarde", der, um eine simple Klingelleitung zu legen, eine Konstruktion mit Sprungfedern und Gewichten ersinnt. Sehen wir nicht auf die Programme, sondern auf die praktischen Lösungen, so zeigt sich, daß sich der Kollektivismus bisher der Darstellung entzieht. Wertoff verzichtet sehr radikal auf alles Individuelle, auch auf das menschliche Individuum. Immer neue Schauplätze und Figuren huschen in Momentaufnahmen vorüber, aber was sich aus diesen Splittern, und seien sie noch so leuchtend, zusammensetzen läßt, bleibt ein in seiner Abstraktheit ziemlich unabwandelbares Gebilde.

Im Gegensatz dazu versuchen Valentin Katajew, in dem Theaterstück „Avantgarde", und Nikolai Ekk, in dem Film „Der Weg ins Leben", den neuen Inhalt in den alten dramatischen Formen darzustellen. In Spielhandlungen wollen sie die Schicksale von Gruppen schildern: eine landwirtschaftliche Kommune, eine Horde verwahrloster Jungen. Aber die Handlung kann nicht anders beginnen, als indem Sprecher, Führer sich aus der Gruppe lösen. Und deren Drama, nicht das der Gruppe, wird nun verhandelt. Grade weil die Masse, während die Solisten ihr Spiel aufführen, als rhabarbernder Chor den Hintergrund füllt, grade deshalb wirken diese Solisten nicht als herausgegriffene Einzelmenschen sondern als Könige klassischer Schlachtendramen. Man schenke sich diese Staffage. Man glaube nicht, daß im Drama Individuelles schon notwendig Individualistisches sei. Der Konflikt des Einzelnen mit der Gesellschaft, dieser natürliche Stoff des Sowjetdramas, läßt sich in einem Kammerspiel mit zwei Personen behandeln.

Katajew macht uns mit den Freuden und den Schmerzen seiner Helden nicht sehr eindringlich vertraut — aber es fragt sich, ob er das unterläßt, weil er ein guter Bolschewist oder weil er ein mäßiger Dichter ist. Der Grundsatz, daß der echte Mann nicht redet sondern handelt, hat für das Drama keine Gültigkeit. Bei Schiller spricht Tell minutenlang, ehe er den Pfeil auf Geßler abschießt. Bei Katajew schlägt ein Mißvergnügter dem Anführer wortlos einen Ziegelstein auf den Kopf. Bezeichnend auch, wie unglücklich die Frauenrolle in das Stück eingerenkt ist. Dabei zeigen einige wirksam ausgedachte Einzelszenen, daß Katajew Theaterblut hat. Möge er es sich nicht durch die Doktrinen der roten Professoren verwässern lassen.

In „Avantgarde" wie im „Weg zum Leben" findet sich das identische Motiv: der Führer fällt, aber seine Aktion triumphiert. Auf diese Weise soll offensichtlich gezeigt werden, wie das Leben des Einzelnen sich im Leben der Gemeinschaft auflöst, aber wiederum übersehen die Verfasser, daß ja hier nicht irgend ein Stück Masse stirbt sondern die Führerfigur, ein Ausnahmemensch, für den man mit dramatischen Mitteln Anteil geweckt hat. Bei Ekk gibt der Tod des kleinen Tatarenjungen Mustafa zugleich einen befriedigenden Abschluß dieses Einzelschicksals, denn eine dramatische Wandlung vom verbrecherischen Zerstörer zum Aufbaufanatiker hat sich voll-

zogen. Katajews „Genosse Vorsteher" hingegen ist ein Mann, der infolge bedauerlicher Verzögerung einer Traktorenlieferung einen Stein an den Kopf bekommt — eine Lokalnotiz, kein Bühnenstoff.

Ekks „Weg zum Leben" führt die Linie der großen Russenfilme weiter. Im ersten Teil zwar stört eine seltsame Unfreiheit der Einstellungstechnik. Man sieht porträthafte Großaufnahmen, die einen Katalog der Darsteller aber keinen Bildablauf ergeben. Der Kopf einer Toten wird wie ein Obststilleben dekorativ dargeboten. Und den ganzen Film hindurch stehen Zwischentitel als störende Eselsbrücken zwischen Bild und Bild. Aber wie kraftvoll und eigenartig sind alle diese Bilder. Mit welcher Unbefangenheit ist die Schönheit im Häßlichen gesehen. Und wenn für den still beobachtenden Westeuropäer diese allzu tugendliche Erzählung von der Zivilisierung der verwahrlosten Kinder ein wenig an die erbaulichen Bekehrungsgeschichten des ‚Kriegsrufs' erinnern mag, so vergesse man nicht, welcher schöne Unterschied besteht zwischen den verlogenen, gerissenen, narkotisierenden happy ends unsrer Liebesgeschichten und der kindlichen Gläubigkeit, dem Willen zum Guten, in den Bilderfibeln der Russen.

Hunger ist heilbar

Eine deutsche Allegorie von Erich Kästner

Es kam ein Mann ins Krankenhaus
und erklärte, ihm sei nicht wohl.
Da schnitten sie ihm den Blinddarm heraus
und wuschen den Mann mit Karbol.

Befragt, ob ihm besser sei, rief er: „Nein."
Sie machten ihm aber Mut
und amputierten sein linkes Bein
und sagten: „Nun gehts Ihnen gut."

Der arme Mann hingegen litt
und füllte das Haus mit Geschrei.
Da machten sie ihm den Kaiserschnitt,
um nachzusehen, was denn sei.

Sie waren Meister in ihrem Fach
und schnitten ein ernstes Gesicht.
Er schwieg. Er war zum Schreien zu schwach.
Doch sterben tat er noch nicht.

Sein Blut wurde freilich langsam knapp.
Auch litt er an Atemnot.
Sie sägten ihm noch drei Rippen ab.
Dann war er endlich tot.

Der Chefarzt sah die Leiche an.
Da fragte ein Andrer, ein junger:
„Was fehlte denn dem armen Mann?"
Der Chefarzt schluchzte und murmelte dann:
„Ich glaube, er hatte nur Hunger."

Kabale und Liebe von Alfred Polgar

Schillers Jugendstück übt noch heute stärkste Wirkung. Das ist nicht seinem Inhalt zu danken, sondern der Kraft, mit der dieser geformt ist, nicht den Dingen, die im Drama zur Sprache kommen, sondern der Vehemenz dieser Sprache. Die Personen des unvergänglichen Spiels sind bis zum Äußersten, was sie sind, das Gegensätzliche ihrer Art so gesteigert, daß hier schon bloßes Nebeneinander Spannung ist, Funken gibt. Was für Blitze dann erst das Gegeneinander! Süßes, Bittres, Hochtracht oder Niedertracht füllen das Herz Schillerischer Menschen bis an den Rand: bei der leisesten Erschütterung geht es über. Und der Dichter, Meister im dramatischen Schwergewicht, stößt nicht leise. Von solcher Kunst radikaler Gestaltung und Bewegung, vom großen Gefühl, das im großen Wort sich spiegelt, von der Verwurzelung des Werks im saftigsten Erdreich der Bühne rührt das Bleibende seiner Wirkung her. Kurz also davon, daß die Dichtung ein herrliches Theaterstück ist. Die revolutionäre Flamme in ihm? Was diese nährte, ist längst aufgezehrt.

Wie dem auch sei: „Kabale und Liebe" ist von keiner Neuinszenierung umzubringen. Es widersteht jetzt, bei Reinhardt, brillant besetzt (man könnte auch sagen: mit Brillanten besetzt), dem stillosen Zusammenwirken schauspielerischer Prominenzen und einer Regie, die manchen Darsteller so lockert, daß er aus dem Leim geht. Man spielt durcheinander pathetisch, natürlich, klassisch, modern, einfach, überlebensgroß, auf verschiedenen Ebenen gewissermaßen. Dramaturgisches: die Szene Ferdinand-Kalb ist gestrichen. Dadurch wird, abgesehen von der Zerstörung an den Maßen des Dramas, die Figur des Hofmarschalls durchaus episodisch, und Ferdinands Sturz in die Limonade quälend-plötzlich. Den Brief gelesen . . . und schon? Das Gold, das Ferdinand, letzter Akt, dem Musikus gibt und dessen Freudenrausch darüber (ein genialischer Einfall Schillers, in die Gloriole des Biedermannes solchen Farbfleck zu setzen): gestrichen. Es ist etwa so, als ob man dem Prinzen von Homburg die Todesfurcht striche.

Die Regieeinfälle sind als Regieeinfälle deutlichst erkennbar. Sie zieren das Spiel wie künstlich aufgesetztes Ornament. So etwa, wenn der alte Miller wiederholt die Diagonale des Zimmers entlang tobt (das furiose Wandern ist dieses Millers Lust), die Millerin beharrlich parallel ihm nach, wenn Wurm beim Briefdiktat die Stirne trocknet, dreimal, (soll heißen: auch der Bösewicht transpiriert bei so hohem Grad der Bosheit), wenn er die Stuhllehne streichelt, wenn Ferdinand das Zimmer durchmißt, in genauest abgestufter Geschwindigkeit, sempre piu allegro, und so weiter. Oft wird dem Zuschauer, als ob den vortrefflichen Schauspielern, die hier am Werk waren, weniger Hilfe mehr geholfen hätte. Klöpfer als Vater Miller zum Beispiel, in der Anlage großartig, nach äußerem und innerem Format für die Rolle geschaffen, wie wächst er in Reinhardts Zucht zum kochenden, schäumenden

Choleriker aus, dessen Gliederwurf die ganze Bühne füllt. Oder Frau Höflich, Millerin, die in grotesk überhöhter Tonlage die Worte versprudeln muß, unverständlich wird, hierdurch so sehr neben das Spiel gerät, daß man überhaupt kaum bemerkt, sie sei da. Und obgleich Klöpfer sich in eine richtige Prügelei mit den Gerichtsdienern einläßt, obgleich einen von diesen Ferdinands Degen der Länge nach auf die Bretter streckt, welche die Welt bedeuten: die Schluß-Szene des zweiten Aktes („halten zu Gnaden") geriet wohl selten so zerfahren, ungegliedert, ungesteigert, wie in dieser vielgerühmten Neuinszenierung.

Die originellste Leistung des Abends: Herrn Gründgens' Hofmarschall. Nicht der meckernde, zittrige Hanswurst, als der er meist gespielt wird, sondern ein äußerst vifer Höfling, der mit strahlendem Temperament albern ist. Umso bedauerlicher, daß seine Szene mit Ferdinand fiel. Dieser ist Paul Hartmann, nach wie vor den Adel von Schillers Gnaden wie angebornen tragend, als konservierter Jüngling dem Aug und Ohr noch so wohlschmeckend, wie seinerzeit als frischer. An diesem Mann von starker schauspielerischer Konstitution ist das Burgtheater, das ihn hat, spurlos vorübergegangen. Präsident Forster höchst seigneural, Wort und Geste kantig geschliffen. Schurkerei und Würde sind bei ihm zweieinig, nicht zu trennen. Er amtiert in einem herrlichen Präsidial-Salon mit Ausblick auf mehrere lautlose Diener. Lady Milford ist Frau Darvas. Fünf Jahre spielte sie, immerzu, in Mondänität und Schönheit eingefrorne Damen. Jetzt endlich darf sie einmal auftauen, die natürliche, warme Farbe ihres Talents bekennen, sich als die Schauspielerin von hohen Graden zeigen, die sie ist. Ein paar gequälte Posen der Lady könnten professoraler Herkunft sein. Die Begabung der jungen Ursula Höflich (Luise) kam zum Vorschein wie Teilchen eines Bildes auf halb entwickelter photographischer Platte. Der Zuschauer war gerührt, wobei er nicht sicher unterscheiden konnte, ob mehr über das dargestellte oder mehr über das darstellende Mädchen.

Zur Goldkrise von Edmond de Goncourt

4. Oktober 1890

Ein Entwurf für eine phantastische Erzählung à la Poe. Man hat ausgerechnet, daß seit der Verwendung von Goldplomben für die Zähne, die in den Vereinigten Staaten gang und gäbe ist, für 750 Millionen Gold in den Kirchhöfen steckt. Nehmen wir einmal an, daß nach vielen Jahren, wenn die Millionen sich in Milliarden werden verwandelt haben, eine finanzielle Krise eintritt; welche pietätlose Nachforschung nach diesem Golde kann da die Ruhe der Toten stören.

Aus den Tagebüchern der Goncourts von Meinhart Maur ausgegraben

Bemerkungen

Wer kämpft für uns?

Wir wissen es ja nun allmählich, daß kein Geld da ist, um Waren zu kaufen, und daß deswegen weniger produziert wird. Und weil weniger produziert wird, müssen Arbeiter entlassen, Beamte abgebaut, Löhne und Gehälter reduziert, Arbeitszeiten verkürzt werden.

Gut, oder vielmehr schlecht: Arbeiter und Angestellte werden entlassen, bekommen Erwerbslosenunterstützung, werden Wohlfahrtserwerbslose, erhalten Krisengelder. Viel ist es nicht, aber man gibt es ihnen doch wenigstens eine Zeit lang. Wenn Tarifverträge gekündigt, Stundenlöhne heruntergesetzt werden, dann tun sich die Arbeitgeber mit den Vertretern der Arbeitnehmer zusammen und beraten; Handelskammern, Ministerien, Arbeitsgerichte, Gewerkschaften, Schlichter — ein ganzes Heer staatlicher und privater Instanzen wird bemüht, um eine Entlassung zu verhindern, ein Angebot durchzudrücken, einen Streik zu vermeiden. Eingeweihte behaupten zwar, das alles sei eine Farce, in Wirklichkeit „diktiere das Kapital" oder „der Unternehmer". Ich bin kein Nationalökonom, ich kann darüber nicht urteilen. Das aber sehe ich: daß wenigstens noch der Schein gewahrt und dadurch hier und da Zeit gewonnen und doch dies oder jenes Faktisch-Praktische erreicht wird.

Und nun ist wieder einmal der Augenblick da, in dem gesagt werden muß, daß der sogenannte freie Geistesarbeiter keines der Rechte besitzt, die für den Handarbeiter selbstverständlich sind, mögen sie nun Schein oder Wirklichkeit bedeuten. Der freie, das heißt der nichtbeamtete und nichtangestellte. Ich nehme Ärzte und Anwälte aus, die ersten, weil sie doch meist irgend einen festen Punkt — Krankenhaus, Kassenpraxis — haben, und beide zusammen, weil ihre Standesvertretungen immerhin eine gewisse offiziöse Macht darstellen. Ich begnüge mich damit, meam rem zu agieren, die des Schriftstellers, dessen Freiheit zur stärksten aller wirtschaftlichen Knebelungen geführt hat. (Die Lage der Maler und Illustratoren dürfte entsprechend sein.)

Wenn heute der freie Schriftsteller einen flammenden Artikel über das Elend des Proletariats und die Ungerechtigkeit der Tarifverträge geschrieben hat und drei Tage nach Erscheinen sein Honorar abholt, so wird er plötzlich mit Erstaunen bemerken, daß dies sein Honorar um 20 Prozent gekürzt ist, und wenn er noch so naiv ist, nach Gründen zu fragen, so wird er die stereotype Antwort erhalten: der Verlag hat so verfügt. Wohl ihm, wenn die Kürzung nur 20 Prozent beträgt und wenn es bei diesen 20 Prozent bleibt; es gibt hauptstädtische erste Zeitungen, bei denen sie bereits bis zu 50 Prozent gestiegen ist. Der Schriftsteller macht noch andre Erfahrungen: er hat ein Feuilleton geschrieben, es ist angenommen worden, es ist nicht erschienen. Nach drei Monaten erfährt er, daß „der Verlag alle Extrazuschläge gestrichen" habe, und daß er froh sein muß, seine Arbeit überhaupt abgenommen zu kriegen, zum neuen, reduzierten Zeilenpreis. Sehr froh; denn es gibt führende deutsche Zeitungsverleger, die über ihre Blätter Manuskriptsperre verhängen; von heute an ad calendas graecas werden nur die vorhandenen Vorräte aufgearbeitet. An und für sich könnte das ein Segen sein; aber es geschieht nicht um der wartenden Mitarbeiter willen, sondern für die Kasse, und der Zusatz lautet: was fehlt, wird „im Hause gemacht".

Im Hause gemacht. Das bedeutet, daß der geplagte Redakteur, der wirtschaftlich überhaupt nichts mehr mitzureden hat und nicht einmal mehr Honorare anweisen darf, sich hin-

setzt und sich die Artikel aller Ressorts aus dem Hirn zieht. Meist steht in seinem Vertrag eine Verpflichtung auf so und so viele Beiträge im Monat und eine Garantie auf so und so viele Extrazeilen, die niedriger honoriert werden als die Beiträge der freien Mitarbeiter, vor denen der Redakteur ja den großen Vorteil des festen Monatsgehaltes voraushat. Jetzt wird peinlich darauf geachtet, daß seine Extrazeilenzahl auch eingehalten wird, und es werden Drehs gefunden, die Spalten mit Beiträgen zu füllen, die man noch vom Redakteur heraus- und in seinen Vertrag hineinpressen kann. Gleichzeitig reduziert man das Zeilenhonorar der freien Mitarbeiter parallel mit der ganzen Möglichkeit ihrer Mitarbeiterschaft; es ist bezeichnend, daß man bei ihnen mit der Reduktion angefangen hat — vermutlich zum freundlichen Ausgleich dafür, daß sie ohnehin kein Monatsfixum haben, keine Sicherheit. A propos Honorarkürzung: auch der Rundfunk stößt da ins gleiche mißtönende Mikrophon, ohne daß auch das schärfste Okular in diesem Fall irgend einen Grund dafür zu finden vermöchte.

Um diese Dinge aber kümmert sich niemand, will sich niemand kümmern. Es gibt den Schutzverband Deutscher Schriftsteller und den Reichsverband der Deutschen Presse, zwei Institutionen, die sich als Gewerkschaften betrachten, als Arbeitnehmerorganisationen. Wenn also beispielsweise Verlag X das Zeilenhonorar für freie Mitarbeiter von dreißig auf zwanzig Pfennige heruntersetzt, muß er doch wohl vorher mit den genannten Organisationen Fühlung nehmen? Es ist das Natürlichste von der Welt, aber hat das schon mal einer gehört? Das grenzenlose Staunen, dem ein solcher Vorschlag begegnet, ist das beste Zeichen für die Verfahrenheit der ganzen Situation.

Weitere Frage: wieso gibt es keine Arbeitslosenunterstützung für Schriftsteller? Eine illustrierte Zeitung berichtete dieser Tage von einem Rollkutscher, der einmal in einem Film als Edelkomparse für eine spezielle Type gebraucht wurde und seitdem als stellungsloser Schauspieler Unterstützung bezieht. Aber ein Schriftsteller, der seit Jahren vom Schreiben lebt und jetzt nur noch ein Viertel seiner Produktion absetzen kann, da seine Blätter eingegangen sind oder alles „im Hause machen" — dieser Gelegenheitsarbeiter hat kein Anrecht auf Unterstützung. Zugegeben, daß unsre Arbeit schwer zu definieren und zu kartellieren ist; aber die vorstehend angedeuteten Selbstverständlichkeiten müßten sich durchführen lassen, um mindestens doch den Anschein des Rechtes zu wahren. Recht hängt eng zusammen mit Berechtigung, und freilich bleibt immer wieder die Frage, ob der Luxus der Kunst noch da-

seinsberechtigt sei. Aber solange stellungslose Schauspieler und Musiker unterstützt werden, solange man aus unsern Einfällen mit oder ohne Umgehung des Rechtsweges Filme und Hörspiele macht und damit Geld verdient, solange also noch irgend ein Künstler, irgend eine Art Geistesarbeiter als dem Handarbeiter gleichberechtigt anerkannt wird — so lange gilt diese Gleichberechtigung auch für uns, und so lange fordern wir das Recht, das sich daraus ergibt.

Hans Glenk

Kampf mit einem Prominenten

Man möchte nicht glauben, wie schwer das ist.

Die nichttschechische Öffentlichkeit erfuhr zum ersten Mal durch mich von der grandiosen Figur Haschecks und seines Schwejk. Mein Artikel erschien in einigen Zeitungen, dann 1923 in meinem Essaybuch „Sternenhimmel". (Rasch mal eine Liste meiner „Entdeckungen" anlegen: Franz Kafka, Werfel, Janácek, Torberg, Weinbergers „Schwanda, der Dudelsackpfeifer" und jetzt wieder die wundervoll phantasiereiche Humoroper Krickas „Spuk im Schloß".) Mit Hans Reimann zusammen schrieb ich das Stück. Es wurde von Piscator entscheidend umgebaut, jedoch unter meiner Teilnahme; in Berlin kam kein Wort auf die Szene, das ich nicht mitgeformt hätte. Darüber habe ich in der ‚Weltbühne' seinerzeit ausführlich berichtet. Gerüchte dringen zu mir, daß Pallenberg in der Provinz das Stück ganz anders spielt. Völlig unrevolutionär, albern, eine Anekdotenreihe, die nichts als den Lacherfolg will. Eine lange Korrespondenz beginnt. Pallenbergs Hauptinteresse: er wünscht meine halbe Tantieme zu schlucken. Obwohl er Abend für Abend 1000 Mark und mehr erhält, mein Anteil sich in der Größenordnung von 20 bis 50 Mark bewegt, verlangt ihn sehr heftig, zu seinen 1000 Mark noch 10 bis 25 Mark allabendlich von mir hinzuzuerobern. Weiß man, daß die meisten Stars solche und ähnliche Anforderungen an die Autoren stellen? Es sei hiermit der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Als ich diese Zumutung ablehnte, begann Pallenbergs edler Zorn gegen mich.

Da wir schon von Honoraren sprechen —: es besteht ein weiterer Mißstand darin, daß der Star seine Gage jeden Abend aus der Kasse erhält. Meist zwischen dem ersten und zweiten Akt, in seiner Garderobe, sonst spielt er nicht weiter. Mit dem Autor dagegen (und in meinem Falle auch mit den Erben Haschecks, die ich an meiner Tantieme bis zu zwei Dritteln beteiligt habe) wird erst nach Wochen und Monaten abgerechnet. Und dann ist oft infolge Pleite des Unternehmers längst nichts mehr da. So ging es mir meist mit Pallenberg.

Doch das alles kommt gegenüber den nicht materiellen Schädigungen gar nicht in Betracht. Als ich ein Bühnenexemplar verlangte, nach dem Pallenberg spielt, wurde mir präzise die Fassung Reimann-Brod gesandt. Nur drei oder vier Sätze waren verändert. Da verstummte ich natürlich, ließ den Dingen ihren Lauf. Und erfuhr später, daß Pallenberg einen ganz andern Text, seinen, den verballhornten Schwejk spricht. Mit solchen Waffen zu kämpfen, ist mir nicht gegeben.

Durch ein Wunder, nein, durch eine Ungeschicklichkeit der Täuschungsregie, kam Mitte August 1931, kurz vor dem prager Gastspiel, ein Exemplar des Pallenberg-Textes in meine Hand. Jetzt verbot ich die Aufführung. Das Geheul, das nun losbrach! Wie man mit allen Mitteln mich umzustimmen suchte, unter anderm durch den Hinweis auf die sozialen Schäden, die ich in dieser schweren Zeit dem wiener Ensemble zufügte, das in Prag gastieren sollte. Und darüber hinaus noch einem zweiten Ensemble, das zu derselben Zeit das verlassene wiener Theater beziehen sollte. Ich gab nach.

Es wurde schriftlich fixiert, daß in Prag nur mein Text gesprochen werden sollte. (Die fehlenden Szenen sollten für Wien nachstudiert werden.) Würde man nun nicht glauben, daß dieselben sozialen Rücksichten, die mich zum Einlenken bewogen, auch für den wackern (inzwischen allerdings verstummten) Bekämpfer der Amstelbank Geltung hätten? Keine Spur! Pallenberg erklärte sofort, daß er sich an die Vereinbarung nicht halten, daß er sprechen werde, was er wolle. Für Berlin revolutionäre Tendenz — für die Provinz harmloser Militärschwank — so wollte es der Prominente und geschah es auch. In dem, was er spielt, ist selbstverständlich immer noch zu vier Fünfteln das geistige Eigentum von Reimann und mir enthalten. Trotzdem behauptet Pallenberg, es sei eigentlich alles von ihm. Dies trifft aber nur für das fünfte Fünftel zu, das die Figur leider völlig verzeichnet und in dem Scherze vorkommen wie der, daß Schwejk auf die Frage „Was willst du in Budweis?" die donnernde Antwort gibt: „Die Stadt vom Tyrannen befrein!" Der tschechische Infanterist zitiert Schiller; eine runde Gestalt. Improvisationen, sagt man begütigend. Ich würde jede Improvisation, die aus genialisch frohem Übermut kommt, begrüßen. Dummen Späßen, die sich jeden Abend wiederholen, kann ich den Ehrentitel „Improvisation" nicht zuerkennen.

Zum Zeichen des Protestes, daß sich ein Schauspieler derartige Willkürlichkeiten an der unsterblichen Gestalt eines der größten Humoristen aller Zeiten erlaubt, wies ich für meine Person (Reimann ist nicht mehr mit mir solidarisch) die Tantiemen zurück und bestimmte sie für die Arbeitslosen. Die Wut, die sich nun über mich ergoß, ist unbeschreiblich! Pallenberg „bestrafte" mich mit vierzehn Tage Preßhetze. Und dies der eigentliche Grund dieser Zeilen: es soll gesagt werden, daß bei der Liebedienerei, mit der immer noch ein Teil der Presse den Prominenten umwedelt, der gerechteste Kampf des Autors ein arges Risiko bleibt. Dabei sind die linksgerichteten Blätter nicht um ein Haar besser als die Rechtspresse. Zu den komischsten Beschuldigungen, die Pallenberg gegen mich in Umlauf setzte, gehört auch die, daß der Mißerfolg des prager Gastspiels mit dem Ärger zusammenhängt, den ihm meine Proteste verursacht hätten. Aber warum nicht die einfache Wahrheit eingestehen: der tschechischen Öffentlichkeit gefiel Pallenbergs Schwejk nicht, weil er einen Clown statt eines Menschen mit den tiefen Weisheitsinstinkten der friedfertigen Volksseele auf die Szene stellt.

Max Brod

Courths-Mahler rot

Im Internationalen Arbeiter-Verlag erscheint eine Reihe „Der Rote 1 Mark-Roman"; zwei davon: Willi Bredels „Rosenhofstraße" und Franz Kreys „Maria und der Paragraph" demonstrieren wohl am krassesten, was es mit dieser

Art „proletarischer Literatur" auf sich hat. Die Verfasser sind Arbeiter, so sagt es wenigstens in beiden Fällen das Vorwort; von Franz Krey erzählt man sich allerdings, daß er jener Sorte von Intellektuellen angehöre, die ihre Herkunft gern verleugnen, um möglichst „proletarisch" zu erscheinen, als sei Proletariertum mit geistiger Primitivität gleichzusetzen. So fatal dieser Anschmeißer-Typ auch ist, die These von Kreys Herkunft wäre uninteressant, spräche nicht der ganze sogenannte Roman für sie. Krey scheint wirklich der Ansicht zu sein, man müsse sich auf das Niveau sentimentaler Schmöcker herablassen, um vom Arbeiter verstanden zu werden, von dem gleichen Arbeiter, der seinen gewiß nicht leichten Karl Marx sehr gut versteht. Dabei findet sich hier und da ein Gedanke, eine Formulierung, die verraten, daß der Autor mehr kann, als er gibt. Das andre, und das ist allerdings beinahe alles, ist scheußlich verkrampft, gewollt, unecht, blutleer.

Bredel will ein Bild von dem Leben eines großen hamburgischen Mietskasernenblocks geben, Krey zeigt einen Massenprozeß um den Paragraphen 218, auf dessen Hintergrund sich das Einzelschicksal eines Proletariermädels abhebt, gleichsam Verkörperung des Leidens ihrer Mitschwestern. Aber wie ist das gemacht! Die berüchtigte Schwarz-Weißmanier schmuggelt sich, mit dem Etikett „proletarische Kunst" versehn, über eine Hintertreppe wieder einmal in die Literatur. Es steht für die Verfasser ganz außerhalb jeder Diskussion, daß alle Kommunisten anständige Menschen, alle Sozialdemokraten schwächliche Arbeiterverräter, alle Kleinbürger Spießer und Klatschmäuler, alle Nationalsozialisten gekauftes Lumpenpack sind. Auf dieser Grundlage wird nun drauflos erzählt, mit den guten alten Mitteln spannender Gartenlaube-Lektüre, von der sich diese Romane wirklich nur durch ihre anständige Tendenz unterscheiden.

Was soll da bewiesen werden? Die Ungerechtigkeit unsres Gesellschaftssystems, aufgezeigt an einzelnen Geschehnissen, in denen es sich manifestiert. Dazu wäre notwendig, dieses System in all seiner Kompliziertheit darzustellen, eine Kompliziertheit, die zu adäquaten Methoden der Bekämpfung zwingt. Statt dessen steht da ein gefräßiges Ungeheuer, eine konturlose Masse, gegen die mit Leitartikelphrasen angegangen wird. Die simpelste Technik und Psychologie tobt sich da aus, alles ist schief gesehn, keine Zeichnung stimmt, jeder Versuch, ein Gesicht, eine Gestalt zu beschreiben, geht daneben, keine Situation wird plastisch, diese Menschen leben ja gar nicht, diese Geschehnisse haben sich ja nie so abgespielt: alles ist Papier.

Und wie der innere Gehalt so die äußere Form. Zähes Zeitungsdeutsch, schludriger Stil: „Gruppenweise wurden Kampflieder gesungen und diskutiert". — „Die Stenotypistinnen wurden sofort für eine Operation fertig gemacht, ihr Unterleib mit Lysol gewaschen, dann auf eine Bahre gelegt und fortgefahren." Die In-

terpunktion sieht so aus, als hätten die Verfasser, besonders Bredel, in die Schublade gegriffen, wo sich die Ausrufezeichen und Gedankenstriche befinden, und hätten wahllos einen ganzen Schwung über ihren Text geworfen. Da stehn sie nun und wissen nicht warum. Ich auch nicht.

Es gehört heute dazu, daß einem Buch, so es etwas auf sich hält, das Vorwort von einem bekannten Manne geschrieben wird, und deshalb sprechen dich hier Kläber und Friedrich Wolf an. Wolf hat einen guten Namen zu verlieren. Es würde ihm doch nie einfallen, etwa „Ich lasse Dich nicht" als Lektüre zu empfehlen. Warum dann aber so unkritisch, nur weil die Tendenz zusagt? Wo es doch ein Leichtes wäre, unter ihrem Lack ebenfalls ein „Ich lasse dich nicht" zu entdecken.

Vielleicht erfüllt diese Schreiberei den geplanten Zweck, aufzurütteln und zur Abwehr zu mahnen, ich glaube es nicht. Über eins aber gibt es nichts zu diskutieren: das da hat ganz und gar nichts mit Literatur zu tun, geschweige mit Kunst. Das ist die rohe und äußerliche Plakatierung einer Tendenz, die niemals erlebt wurde, die dem Roman nicht entwächst, sondern ihm aufgeklebt ist, und zwar so schlecht, daß der Kolportagecharakter immer wieder durchbricht. Es kommt nämlich nicht nur auf das Was, es kommt ebenso sehr auf das Wie an. Warum lernt man nicht auch hier von Sowjetrußland?

Walther Karsch

Die neueste „Mißtönende Wochenschau"

Zum französischen Ministerbesuch in Berlin: Brüning bietet Laval gegen Rückgabe von Deutsch-Ost-Afrika die ungarische Kolonie in Berlin an.

*

Die ersten Aufnahmen der großen Baukatastrophe: Einsturz der Golddecke in London.

*

Reichsminister Treviranus zahlt beim Grenzübertritt hundert Mark für den durch die Aufhebung der Ausreisegebühr noch immer schwer geschädigten Deutsch-Oesterreichischen-Alpenverein.

*

Zu den Kämpfen in Palästina: Die national gesinnten Araber übertragen das Oberkommando Pg. Goebbels, dem Sieger vom Kurfürstendamm.

*

Die Versammlung gekürzter Rentenempfänger im berliner Sportpalast nahm einen stürmischen Verlauf. Rechts in der Hofloge Wilhelm von Doorn, zu seinen Füßen der Stehkragenproletarier Hjalmar Schacht.

*

Der Höhepunkt der englischen Flottenmanöver: Konzentriertes loyales Ergebenheitsfeuer der britischen Schlachtflotte auf die britische Admiralität.

*

Zu den Wirren in China und Oesterreich: Feierliche Putschkonzessionserteilung an den Fürsten Starhemberg. Bundespräsident Miklas wegen Verhütung der Unruhen und Übertretung des Achtstundentags unter der An-

klage des Hochverats. Nanking errichtet eine Gesandtschaft in Graz.

*

Aus unsrer Kulturecke: Wunder des Weltalls: Ausschüttung einer Dividende.

Friedrich Raff

Jom Kippur

Am 21. September, am vergangenen Montag also, erfahren wir früh morgens von der Krise der Bank von England und von dem Unglück des englischen Pfunds. Und dann tuten wir uns durchs Telephon die Schreckensnachricht durch und sind, wie es sich gehört, wie aus den Wolken gefallen.

Nur meine Schwägerin ist gar nicht überrascht.

„Das weiß ich schon," sagt sie ganz erhaben, „Onkel Jacob hat doch gestern Abend Georg Bernhard in der Synagoge getroffen, der hat es ihm erzählt."

Der Expeditionsfilm

Im Urwald filmt man heute ton.
Die Sonne brennt. Die Weißen schmoren.
Den Schwarzen rät das Megaphon:
Benehmen Sie sich eingeboren!

Die Wilden spielen mit Bravour
Als ein Ensemble gut Gedrillter.
Und fehlt es mal an Spielkultur,
Dann brüllt der Weiße wie ein Wilder.

Was dann den Tierpark anbelangt,
So sind nur Kräfte zugelassen,
Die es vor jedem Luftzug bangt
Und die wie Gift die Fleischkost hassen.

Der Löwe aus dem Heldenfach
Hats, außer Dienst, mit Sitzbeschwerden.
Der Tiger ist schon altersschwach
Und muß ins Bild getragen werden.

Ein blinder Schuß aus dem Gewehr:
Schon flieht der Elefant ins Weite.
Im Kino heißt das hinterher,
Daß er zu einem Angriff schreite.

Das Wichtigste ist die Gefahr,
In die die Weißen öfter kommen.
Doch das hat Zeit und wird sogar
In Hollywood erst aufgenommen.

Hans Bauer

Hinweise der Redaktion

Berlin

Kampfkomitee für die Freiheit des Schrifttums, Opposition des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller, Bund revolutionärer bildender Künstler, Gruppe der Abstrakten, Opposition der Bühnengenossenschaft, Liga für unabhängigen Film, Verband proletarischer Freidenker, Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Dienstag 19.30. Johann-Georg-Säle, Johann-Georg-Str. 19, Halensee: Notverordnung und Notlage der geistig Schaffenden. Es sprechen: Bert Brecht, Erich Kästner, Hans Ottwald, Heinz Pol, Hans Rodenberg, Helly Weigl, Karl August Wittfogel. (Zur Finanzierung der Aktion haben eigenhändig signierte Bücher zum Verkauf zur Verfügung gestellt: Bert Brecht, Bernard v. Brentano, Leonhard Frank, Ernst Gläser, Otto Heller, Kurt Kersten, Erich Mühsam, Ludwig Renn, Anna Seghers, Erich Weinert u. a.)

Weltbühnenleser. Mittwoch 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz: Die Lage in China, Hans Jäger.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Freitag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz: Öffentliche Diskussion: Friedenskampf und Nation (Zum Pazifisten-Prozeß). Es sprechen: Eugen Brehm, Kurt Hiller und Rechtsanwalt Heinz Kahn.

Liga für Menschenrechte. Freitag 20.30. Reichswirtschaftsrat, Bellevuestr. 15 (Plenarsaal): Ist Deutschland noch ein Rechtsstaat? Es sprechen: Willi Braubach, Prof. M. I. Jastrow, Kurt Rosenfeld und Erich Zeigner.

Bücher

Ernst Weiß: Georg Letham, Arzt und Mörder. Paul Zsolnay, Wien.

Rundfunk

Dienstag. Königswusterhausen 18.00: Gegenwartsfragen der Kunst, Paul Westheim. — Königsberg 20.10: Gertrud Gerlach-Jacoby liest Guy de Maupassant. — Mühlacker 20.30: Theodor Brandt liest Jean Paul. — **Mittwoch.** Langenberg 16.20: Ungedruckte Dichter. — Berlin 17.30: Ernst Toller liest. — 18.30: Das Wiederaufnahme-Verfahren, Rechtsanwalt Erich Frey und Regierungsrat Robert Kempner. — Mühlacker 20.15: Leonce und Lena von Büchner. — München: Gespräch mit Philipp Snowden von Chronikus. — **Donnerstag.** Berlin 19.00: Der Bastillesturm auf Europa, Valeriu Marcu. — Hamburg 19.30: Der Lyriker Friedrich Nietzsche. — Leipzig 20.30: Dichter über Gesellschaftskritik. — **Freitag.** Breslau 20.05: Über ökonomische Geschichtsauffassung, Prof. Siegfried Marck und Roman Reiße. — **Sonnabend.** Breslau 17.15: Die Zeit in der jungen Dichtung. — Berlin 19.20: Die Erzählung der Woche, Paul Zech.

Antworten

Bibliothekar. Im Katalog der Neuerscheinungen aus den Jahren 1929—31 für die Volksbibliotheken der Stadt Berlin ist zu lesen: „Heinrich Mann: Der Untertan, Die Armen. 2 Romane. Ein karikierendes und in seiner Schwarzweiß-Manier verzerrtes Zeitbild der Vorkriegszeit vom Klassenkampf des Kapitalismus mit dem Proletariat." Was soll das? Seid ihr dazu da, eure Meinung, die keinen Menschen interessiert, allen Besuchern eurer Bibliotheken aufzudrängen, oder dazu, euren Abonnenten eine Aufstellung der bei euch zu entleihenden Bücher zu geben? Wenn euch Heinrich Manns Romane nicht passen, dann schafft sie euch nicht an, aber Zensuren zu verteilen, dazu seid ihr nicht angestellt und auch gar nicht berechtigt. Kümmert euch darum, euern Lesern möglichst viel Bücher zu verschaffen, aber bevormundet sie nicht, das ist eine Anmaßung, die euch nicht zukommt. Dafür werdet ihr nicht bezahlt.

Dr. med. Alfred Döblin. Wenn in Ihre nervenärztliche Sprechstunde ein Herr käme und im Lauf der Konsultation den Satz von sich gäbe, den neulich Ernst Robert Curtius in der ‚Neuen Rundschau' als Beweis für den Verfall der Bildung zitiert hat: „Nicht Balzac zu lesen gehört für mich ebenso zu den Selbstverständlichkeiten wie in einer großen Stadt nicht die Sehenswürdigkeiten besuchen" und wenn dieser Herr außerdem mitteilte, er sei ein repräsentatives Mitglied der deutschen Dichterakademie — was für eine Diagnose würden Sie eigentlich stellen?

Jüngling. Der Christliche Verein Junger Männer verbreitet ein Traktätchen, in dem gegen die Kameradschaftsehe zu Felde gezogen wird. Der wahrhaft christliche Verfasser bezeichnet sie als Krokodil, das die armen Jünglinge und Jungfrauen verschlingen will. Aber höre selbst: „Die Kameradschaftsehe zerstört jede zarte und heilige Jugendliebe, die harren und warten kann und im Harren und Warten erstarkt. Aus zarter Jugendliebe macht die Kameradschaftsehe einen hündischen Trieb, der auf hündische Weise befriedigt werden soll... Was die Kameradschaftsehe zerstört, ist die Würde des Weibes sowohl wie die des Mannes. Das Weib, das nach Gottes Willen Gehilfin des Mannes sein soll, wird zum Spielball der männlichen Gelüste entwürdigt. Dem Mann, der nach göttlicher und menschlicher Ordnung erst etwas werden und gewinnen soll, ehe er die Hand nach der Ehe ausstreckt, wird die Ehe gewissermaßen vor die Füße geworfen. Mühelos kann er sie aufnehmen und wieder fortwerfen. So wird ihm der höchste Antrieb zur Stählung seines Charakters genommen, indem er ein Ehemann wird, ehe er ein Mann geworden ist. Darum auf der Hut vor dem amerikanischen Ungeheuer, welches Kameradschaftsehe heißt! Krokodil bleibt Krokodil, auch wenn es Krokodilstränen literweise vergießt. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden, sagt die Bibel, und sie wird recht behalten. Sie sagt ferner: Kinder sind eine Gabe Gottes. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat!" Uns scheint, dem armen Mann läuft der Köcher über.

Max Jungk. Sie schreiben: „Das Niveau Ihrer sehr geschätzten Zeitschrift verpflichtet! Ich bin daher auch fest überzeugt, daß Sie Ihre Artikel nicht um der bloßen Sensation willen veröffentlichen, sondern im guten Glauben." Sie senden uns folgende Berichtigung: „Das Manuskript zu dem Tonfilm ‚Sein Scheidungsgrund' von Franz Arnold und Max Jungk wurde auf Grund eines ausführlichen Treatments vom 2. April 1930 von der UFA in Auftrag gegeben. Erst dreizehn Tage später hat Frau Margarete Maria Langen einen Entwurf ‚Scheidungsfieber' dem damaligen Dramaturgen der Terra-Film-Gesellschaft, Max Jungk, eingereicht. Der Film ‚Sein Scheidungsgrund' von Franz Arnold und Max Jungk konnte daher, entgegen der Behauptung von Frau Langen, keineswegs in seinem In-

halt dem Exposé zu einer Filmoperette ‚Scheidungsfieber' entsprechen und weist selbstverständlich nicht die geringste Ähnlichkeit mit der Arbeit von Frau Langen auf. Für die Richtigkeit liegt ein umfangreiches, einwandfreies Beweismaterial vor." Wir beabsichtigten nicht, uns in eine persönliche Differenz zwischen Frau Margarete Maria Langen und Ihnen hineinzumengen. Wir verlangten nur durch die Frage: „Was ging da vor?" eine Klarstellung des in Ihrem Fall undurchsichtigen und zweideutigen Verhaltens des Herrn Podehl. Im übrigen erklärt Frau Langen auf unsre Anfrage, daß Sie am 7. oder 8. Juli dieses Jahres am Telephon wörtlich antworteten: „Ich gebe ja zu, daß eine gewisse Ähnlichkeit in beiden Fällen vorhanden ist; denn in beiden Manuskripten verliebt sich der Hauptdarsteller in seinen Scheidungsgrund." Frau Langen ist außerdem der Ansicht, daß Sie ihr bei ihrem ersten Besuch im dramaturgischen Bureau der Terra, am 16. oder 17. April 1930, unbedingt hätten mitteilen müssen, daß Sie einen ähnlichen Stoff der UFA eingereicht hatten. Und warum haben Sie Frau Langen auf ihren Brief vom 18. April vorigen Jahres keine Antwort gegeben?

H. R. Berndorff. Wir bestätigen Ihnen gern, daß die Erwähnung Ihres Streitfalls mit der Ufa in dem Artikel von Max Magnus in Nummer 37 der ‚Weltbühne' ohne Ihr Wissen und Ihren Willen geschehen ist. Seien Sie nicht so unglücklich darüber.

Aufmerksamer Leser. In dem Artikel von Bernhard Citron „Flucht aus der Sozialisierung" (Nr. 36) ist durch ein Versehen ein Irrtum entstanden. Die Bankenkontrolle über die schweizer Banken übt nicht die Eidgenössische Bank aus sondern die Schweizerische Nationalbank.

Neuer deutscher Verlag. Der Schlußtermin für die Einsendungen zu euerm Roman-Preisausschreiben „Das wahre Gesicht des Fascismus" ist auf den 15. Oktober verlegt worden. Mindestumfang 12 Bogen zu je 40 000 Druckzeilen, Höchstumfang 20 Druckbogen zu je 40 000 Druckzeilen.

Wiener. Geben Sie bitte Ihre Adresse an Herrn Doktor Rudolf Kukula, Wien III, Dapontegasse 1 (Telephon U 16—7—49), damit die regelmäßigen Zusammenkünfte der wiener Weltbühnenleser wieder, wie im vorigen Winter, zustandekommen können.

Braunschweiger. Wenn Sie Interesse an regelmäßigen Zusammenkünften der braunschweiger Weltbühnenleser haben, so geben Sie Ihre Adresse an Herrn Adolf Grupe, Braunschweig, Weststr. 39.

Dieser Nummer liegt eine Subskriptionseinladung zu der von Magnus Hirschfeld herausgegebenen und von Andreas Gaspar bearbeiteten „Sittengeschichte der Nachkriegszeit" bei. Der berliner Auflage ist außerdem ein Prospekt der Kamera, Unter den Linden, beigefügt. Wir empfehlen die Beilagen der besonderen Aufmerksamkeit unsrer Leser.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1931

einzuzahlen, da am 10. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Dieser Winter . . . von Carl v. Ossietzky

In diesen Winter geht Deutschland nur noch mit zwei organisierten Mächten: mit dem Militarismus und mit der katholischen Kirche. Alles andre ist entweder in Auflösung begriffen oder sucht durch große Gestikulation über die innere Hilflosigkeit hinwegzutäuschen. Die Sozialdemokratie hat keine runde Gestalt mehr, der Erdrutsch an ihren Grenzen hat begonnen. Die Gewerkschaften leiden mehr und mehr unter der wachsenden Arbeitslosigkeit; die widerstandslose Hinnahme arbeiterfeindlicher Schiedssprüche raubt ihnen das Vertrauen auch ihrer alten Mitglieder. Die Banken, bis vor wenigen Monaten noch Kultstätten des Kapitalismus, werden vom Publikum mit höchstem Argwohn betrachtet. Die Schwerindustrie, vor kurzem noch eine uneinnehmbare Stellung aus Eisenbeton, erweist sich bei zunehmender Krise als ein ganz gewöhnliches deutsches Klublokal, in dem ein Rudel von Bierphilistern sich als Union der starken Hand fühlt. Und wie steht es um die extreme Opposition? Die Kommunisten haben zwar ungeheuer gewonnen, wie jetzt wieder die Wahlen in Hamburg zeigen, aber sie schleppen den Widerspruch zwischen einer fremden Doktrin und den ganz anders gearteten deutschen Verhältnissen mit sich, und die dialektische Lösung dieses Widerspruchs ist bis jetzt noch nicht gelungen. Auch die Nationalsozialisten sind noch immer im Wachstum begriffen, aber ohne Ideen, ohne Führung — ein gewaltiger, unbehilflicher Kloß, der sinnlos in der Landschaft herumliegt und sich seines Umfangs freut. Alle alten Autoritäten haben abgewirtschaftet. Der Reichstag ist nur noch eine klappernde Jasagemaschine, die bei Funktionsstörungen der Verschrottung anheimfällt, die bürgerlichen Parteien von Hugenberg bis Dietrich sind nur noch ein einziger Komposthaufen, auf dem der maßgebliche Dingeldey mit komischem Ernst seinen Führerpart herunterkräht.

Zwei kompakte Mächte gibt es also nur noch: davon stellt die eine den Kanzler, die andre die erforderlichen Nahkampfmittel, um dessen Herrschaft zu sichern.

Wir wissen nicht, wie lange der Katholizismus einem sozialen Sturm standhalten kann. Die Stellung Brünings beruht ja nicht auf einem Kontrakt zwischen ihm und Deutschland sondern auf einem stillen Pakt mit den bürgerlichen und sozialistischen Fraktionsführern, weil ihnen ein konfessionell gebundener Politiker, der notfalls die Religion als letzte ideologische Etappe beziehen kann, geeigneter erscheint als ein Mann der konkreten Partei- und Klasseninteressen.

Und wir wissen noch viel weniger, wie sich die Wehrmacht bei einem von rechts kommenden Stoß verhalten würde. Vielmehr, wir wissen es ziemlich genau, aber wir wollen lieber nicht darüber reden.

Die Gefahr dieses Winters liegt also nicht in den bewußten und geplanten Umsturzversuchen von rechts und links. Hier sind die innern Explosivkräfte noch stark gefesselt. Noch

immer ist der Umsturz bei der Reichsregierung monopolisiert, die auf dem Verordnungswege mit den Verfassungsparagraphen alle Neune wirft, während die unglücklichen Sozialdemokraten wie nervöse Kegeljungen, von allen Seiten angeschnauzt, über die Bahn stolpern. Die wirkliche Gefahr liegt in spontanen Volksaufständen, die von niemandem angezettelt und begünstigt, plötzlich losbrennen können. Entwickeln sich erst hier und dort Hungerrevolten, von politischen Parolen umflackert, dann müssen sich die radikalen Parteien wohl oder übel entscheiden. Dann müssen sie die Führung übernehmen, wenn die Bewegung nicht über sie hinweggehen soll.

Von diesem Risiko weiß der Reichskanzler gewiß mehr als die meisten Mitglieder seines Kabinetts. Er fürchtet den Ansturm der Unternehmer gegen das Lohnniveau und gegen die Sozialversicherung; hier ist die Stelle, wo zwei Klassen zusammenprallen müssen und aus unterdrückten Arbeiterinteressen unmittelbar revolutionäre Politik flammen kann. Aber wie will Brüning dem vorbeugen? Er will den Staat herausziehen und die Auseinandersetzung den Beteiligten selbst überlassen. Soeben wird offiziös verlautbart, daß die nächsten Notverordnungen nur „die dringenden finanzpolitischen Fragen regeln", aber nicht an das heiße Eisen der Löhne rühren wollen. Es soll eine Art Arbeitsgemeinschaft aufgebaut werden, „die die Lohn- und Tarifstreitigkeiten durch direkte Vereinbarungen ohne Eingreifen der staatlichen Instanzen" ordnet. Das hört sich recht großartig an und heißt im Grunde doch nur, daß der Staat sich vor der brennendsten sozialen Frage drückt und daß er nicht in die Verlegenheit kommen möchte, etwas Autorität gegen die Unternehmerschaft anwenden zu müssen. Der Staat will seine Hände in Unschuld waschen, Arbeitervertreter sollen selbst der Herabsetzung der Löhne zustimmen. Heute beugen sich noch Gewerkschaftsführer ratlos und zähneknirschend vor Schiedssprüchen, die sie nachher vor ihren Leuten vertreten müssen. Aber sie können sich noch immer damit salvieren, daß man sich, so bitter es sein mag, den Gesetzen beugen muß und daß Tarifbruch katastrophale Folgen nach sich zieht. Aber daß Gewerkschaftsmänner in gemischten Körperschaften, die zunächst auf nichts anderm beruhen als auf der Empfehlung des Staates, unter eigner Verantwortung die Schädigung der von ihnen Vertretenen beschließen, das ist ganz unmöglich. Solche Funktionäre kann man selbst unter den heutigen zahmen sozialistischen und christlichen Gewerkschaften mit der Laterne suchen. Sie würden von ihren eignen Leuten in Stücke gerissen werden.

Ein derartiges System würde also nicht dem sozialen Frieden, nicht dem vernünftigen Ausgleich der Interessen dienen sondern zur Schwächung und, im Endeffekt, zur Zerstörung der Gewerkschaften führen. Kommen die Gewerkschaften aber ins Rutschen und stellen sie keine festen Gebilde mehr dar, so ist bis zur Zwangssyndizierung nach italienischem Muster kein langer Schritt mehr. Dann würden in Kartellen, wo Arbeiter und Unternehmer angeblich einträchtig miteinander verhandeln, die Arbeiter faktisch als Gefangene sitzen, und die Tarife würden einfach diktiert werden. Selbst wenn wir dem

Reichskanzler keine bewußten Fascisierungstendenzen unterstellen wollen, so muß doch gesagt werden, daß es ein Unding ist, den Staat heute dort herauszunehmen, wo seine wichtigste Aufgabe liegt. Das Verhältnis von Arbeiterschaft und Unternehmertum in Deutschland ist wie mit Dynamit geladen. Anstatt schleunigst die Zündschnur durchzuschneiden, empfiehlt der Staat den beiden Gegnern, es sich einstweilen auf dem Pulverfaß bequem zu machen, und zieht sich, zufrieden mit seinem Versöhnungswerk, aus der Rauheit des sozialen Klimas in die bekömmliche Luft seiner Kanzleien zurück.

Wie es mit dem Geist der Arbeitgeberschaft steht, beweist das in diesen Tagen veröffentlichte Programm der Spitzenverbände des Unternehmertums. Da wird, wie in den Blütezeiten des Liberalismus, gegen die öffentliche Hand gewettert, grade so, als hätte man sich niemals über sie gebeugt, um ihr Subventionen zu entnehmen. Da wird „in kraftvoller Entschlossenheit" von der Regierung gefordert, sofort an das Rettungswerk zu gehen. Natürlich sollen die Löhne und Gehälter den „gegebenen Wettbewerbsverhältnissen" angepaßt werden; deshalb „individuellere Lohngestaltung", deren Voraussetzung wieder eine Reform des Tarif- und Schlichtungswesens sein soll; deshalb Generalattacke auf die Sozialversicherung, damit sie „unverzüglich mit den wirtschaftlichen Kräften unsres Volkes in Einklang gebracht wird". Kurzum, es ist der gleiche Inhalt und die gleiche Melodie wie seit Jahren, nur daß die Herren von der Schwerindustrie, inzwischen durch einen Fehlschlag nach dem andern bloßgestellt, von ihrer Schrecklichkeit einiges eingebüßt haben. Ihre Betriebe stehen still, ihre Gehirne auch. Die „Wirtschaft", die sich jahrelang in sakraler Überheblichkeit darstellte, steht heute vor dem ganzen Volk als ein Haufe renommierender Tartarins, die mit den Armen herumfuchteln und von ihren Großtaten erzählen. Diese Mützenjäger von Rhein und Ruhr, die der ganzen Welt Krieg angesagt haben, beanspruchen heute noch den Staat als das ihnen von Gott zugesprochene Instrument, sie tun es dreister als es jemals der alte Feudaladel getan hat.

Der Reichskanzler soll über den Unverstand der Industrieherren verzweifelt den Kopf geschüttelt haben. In den Weg gestellt hat er sich ihnen jedoch nicht. Er machte nur den Sozialdemokraten die kleine Konzession, die Arbeiterlöhne einstweilen nicht zum Freiwild zu erklären. Diese brenzlichtste Frage soll also auf die Arbeitsgemeinschaft abgeleitet, der Staat in wirtschaftlichen Kämpfen neutralisiert werden. Das nennt man ein Programm für die härteste Winternot seit hundert Jahren! Der privaten Charitas bleibt es überlassen, die Goulaschkanone in Bewegung zu setzen, die Sammelbüchse zu schwingen.

Es ist merkwürdig, wie gering dieser Staat, von kleinen Ordnungsrettern geleitet, seine eignen Kräfte einschätzt. Und doch hat es sich immer wieder, und zuletzt noch mit zwingender Gewalt in den Tagen des großen Julikrachs gezeigt, daß er das einzige Stabile bleibt, wo rundherum alles stürzt. Damals hätte der Staat mühelos einige der stärksten Festungen des

Kapitalismus besetzen können, und sie sind heute noch zu haben, denn der Verteidigungswille ist schwach, der Glaube gebrochen. Man vergesse doch nicht, daß der Sozialismus schon lange keine mehr aus den letzten sozialen Tiefen aufsteigende Forderung mehr ist. Der Sozialismus ist keine Sache rebellierender Einzelgänger mehr, die sich an den gläsernen Wänden einer festen Gesellschaftsordnung die Stirne blutig stoßen, sondern eine Frage der Umorganisierung, der bessern Distribution. Der objektive Befund der gegenwärtigen Situation stellt sich als hochgradig revolutionär dar, aber die Menschen sind es nicht. Viele davon sind sehr müde, gewiß, aber die Meisten sind geduldig, und die Sorge um sich und die nächsten Angehörigen lähmt ihren Blick fürs Ganze. Wie lange dieser ungeklärte Zustand anhalten kann, das ist die schwere Frage am Rande dieses Winters. Aber das Eine ist sicher: so aufgelockert waren die sozialen Verhältnisse niemals, und niemals trieb das kapitalistische System so mutlos, so abdankungsreif dahin. Neben dieser Tatsache wirkt der Posaunenstoß der Schwerindustrie, die eine von ihren Trustherren selbst demolierte Individualwirtschaft fordert, einfach komisch. Vieles würde sich jetzt mit einem Federzug erreichen lassen, was in geänderter Situation jahrelange revolutionäre Kämpfe erfordert.

SPD gespalten! von K. L. Gerstorff

Die Krise schreitet weiter fort. Wenn an dieser Stelle in der vergangenen Woche ausgeführt wurde, daß die Entwertung der Valuta voraussichtlich nicht auf England beschränkt bleiben würde, so haben die Ereignisse dieser Woche die Voraussage bestätigt. Schweden, Norwegen und Dänemark haben sich von ihrer Goldwährung gelöst. Spaniens Währung ist völlig deroutiert. In Italien kann Mussolini nur mit stärkster Anstrengung die Lira auf dem seinerzeit stabilisierten Stand halten. Die europäischen Währungen sind in Bewegung. An welcher Stelle die Entwertung des Pfundes gestoppt wird, steht dahin. Noch schwankt der Kurs ständig. Die Wirkungen der Pfundentwertung sind bereits in Deutschland sehr deutlich zu spüren. Die englische Kohlenindustrie ist ebenso wie die Textilindustrie dabei, verlorenes Terrain zu gewinnen. Die Folgen wird der deutsche Außenhandel zu tragen haben, der wachsende Überschüsse zeigte und dessen Entwicklung in letzter Zeit der einzige Lichtpunkt in der Krise war. Denken wir weiter daran, daß in der gesamten Weltwirtschaft kein Silberstreifen zu entdecken ist, daß die amerikanische Eisen- und Stahlproduktion auf 30 Prozent der Produktion von 1929 zurückgegangen ist, daß weiter die englische Krise die Kapitalmärkte der ganzen Welt in Verwirrung bringt, was auch Frankreich bereits zu spüren beginnt, so haben wir die weltwirtschaftlichen Hintergründe für die deutsche Situation im Winter. Brüning hatte schon vor einiger Zeit gesagt, daß dieser Winter der schwerste seit hundert Jahren sein würde, also schwerer als die Winter von 1918 und 1923. Brüning hatte diese Äußerung getan, bevor sich der weltwirtschaft-

liche Horizont so verdunkelte. Er wird nach den letzten Ergebnissen von seinen Äußerungen nichts zurückzunehmen haben, auch wenn er das Resultat der Vereinbarungen mit Frankreich einkalkuliert. Denn das eine ist nach den Verhandlungen sicher, nämlich das, was sie nicht gebracht haben. Nicht gebracht haben sie eine große langfristige französische Anleihe. Wenn aber mitten in diesem Winter, in dem Brüning mit sieben Millionen Arbeitslosen rechnet, die Prolongation der kurzfristigen Kredite abläuft, dann werden diese kaum zurückbezahlt werden können, dann werden die Gläubiger zwangsläufig weiter prolongieren müssen. Das bedeutet aber, daß die an sich schon außerordentlich schwere langwirkende Krise durch die Schuldnerstellung Deutschlands auf den internationalen Kapitalmärkten noch weiter vertieft wird. Der gesamte deutsche Kapitalismus hat in dieser Situation nur das alte Rezept: Lohnabbau, Lohnabbau, Lohnabbau! In aller Sturheit wird es immer betont. Wenn die bestehenden Tarifverträge daran hindern, dann muß das Tarifsystem zertrümmert werden. Und das Monopolkapital erwartet von der Brüningregierung, daß sie die erforderlichen Notverordnungen erläßt, um die Zertrümmerung des Tarifsystems juristisch zu begründen. Wie das Monopolkapital die nächsten Schritte sieht, ist also eindeutig.

*

Die außerordentliche Verschärfung der wirtschaftlichen Krise, das ist der Hintergrund für die neueste Entwicklung in der Arbeiterbewegung, für die Entwicklung in der SPD und in der KPD. Beim ersten Zusehen ist die Entwicklung ganz eindeutig. Die KPD gewinnt. Die SPD verliert. Die hamburger Wahlen zeigen nur, was sich bei allgemeinen Wahlen in ganz Deutschland zeigen würde. Die SPD würde eine reichliche Million, das sind mehr als 10 Prozent ihrer Wähler von 1930, verlieren, die KPD würde eine Million, das sind mehr als 20 Prozent ihrer Wähler von 1930, gewinnen. Aber das sind ja nur die nackten Zahlen, was steckt dahinter? Wachsen wirklich proportional mit der Vertiefung der ökonomischen Krise die Kräfte des revolutionären Proletariats? Ist, wenn die objektiven Bedingungen die Frage der Eroberung des Sozialismus auf die Tagesordnung setzen, ist dann der subjektive Faktor, das revolutionär-marxistische Klassenbewußtsein da?

Diese Frage muß bisher strikt verneint werden. Es hat in der Geschichte der Arbeiterbewegung wohl selten eine Epoche gegeben, in der ein solches Auseinanderklaffen zwischen den objektiven Faktoren und dem subjektiven Faktor zu konstatieren war. Es hat selten eine Epoche gegeben, in der die Schlagkraft der Arbeiterschaft so gering war. Die entscheidende Schuld daran trifft den Reformismus innerhalb der SPD. Auf der andern Seite soll das zahlenmäßige Wachsen der KPD nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie an der für die spätern Kämpfe schlechthin entscheidenden Stelle, in den Betrieben, nur wenig weiter gekommen ist. Das Karl-Liebknecht-Haus war vierzehn Tage besetzt; die ‚Rote Fahne‘ ist auf vier Wochen verboten. Aber es gibt kaum einen Betrieb in Berlin, der dagegen protestiert hätte. Die Betriebe

schwiegen. Wenn aber die Betriebe schweigen, wenn die Kommunisten in den Betrieben nicht die Massen an sich reißen können, dann ist dies das deutlichste Zeichen, daß in den Betrieben bei der Majorität der Arbeiterschaft der Wille zum Kampf fehlt. Warum fehlt dieser Wille? Warum ist heute ein so schweres Mißverhältnis festzustellen zwischen dem ständigen wachsenden Eindringen der kommunistischen Gedankenwelt bei den Arbeitern und der so geringen organisatorischen Verwurzelung auf der andern Seite? Weil die Kommunistische Partei grade in der Epoche, wo die Klassenkämpfe sich immer mehr zuspitzen, wo der Bankrott des kapitalistischen Systems immer deutlicher wurde, wo auch die Massen der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter aufzuwachen begannen, weil die Kommunistische Partei grade in dieser Epoche die Taktik für richtig hielt, bei den Betriebsratswahlen gegen die gewerkschaftliche Liste ihre eigne rote Betriebsratsliste aufzustellen und so allmählich zur RGO (Revolutionäre Gewerkschafts-Opposition), zu eignen Gewerkschaftsläden kam. Damit wurde und wird die revolutionäre Elite in der Arbeiterbewegung von den breiten Massen getrennt, grade in der Zeit, wo diesen Massen die Historie draußen Dialektik einhämmert. Damit wird nicht nur die revolutionäre Elite von den Massen getrennt, sondern gleichzeitig wird den Unternehmern die bequemste Gelegenheit gegeben, die Betriebe kommunistenrein zu machen; denn wenn die roten Betriebsräte gemaßregelt werden, so stehen keine Gewerkschaften, keine Masseneinflüsse hinter ihnen. Nichts hat objektiv den Unternehmern und den reformistischen Gewerkschaftsbureaukraten mehr genützt als die kommunistische Gewerkschaftspolitik. In der KPD hat man bereits vielfach das Falsche dieser Politik eingesehen und von Moskau aus wird immer wieder geschrieben, daß man die Arbeit im Betriebe, die Arbeit in den Massenorganisationen, vor allem in den Gewerkschaften, vernachlässigt habe. Aber man ist hier der Gefangene der einmal outrierten Politik, man kann schwer wieder zurück. Und so ist heute festzustellen, daß an der für die proletarische Lösung der Krise entscheidenden Stelle, in der Eroberung der Betriebe für den Kommunismus, bisher nur sehr wenig geschehen ist, und zwar infolge einer Taktik, die bereits ein sehr wesentlicher Teil der kommunistischen Funktionäre für falsch hält, die man aber als Sklave der bisherigen Politik nicht radikal zu ändern wagt.

Nur im Hintergrunde dieser Situation sind die letzten Ereignisse in der SPD völlig zu verstehen. Die SPD bekommt die Folgen ihrer Tolerierungspolitik jeden Tag deutlicher zu spüren. Der ‚Vorwärts' weiß beim Ausgang der hamburger Wahlen nichts andres zu sagen, als daß sie die Antwort auf die Verschärfung der wirtschaftlichen Krise sind. Ein wesentlicheres Zeichen für die Verbürgerlichung der heutigen Sozialdemokratie läßt sich nicht erbringen. Es gab einmal eine Sozialdemokratie, die grade in der Krise zunahm — lang ist es her.

Die Empörung der sozialdemokratischen Arbeiter gegen die Tolerierungspolitik des Parteivorstandes wird immer größer. Der Parteivorstand hat bisher nur eine Antwort darauf: Aus-

schluß. Ausschluß zunächst der Jugend, so weit noch welche da ist. Es ist bekannt, daß der Prozentsatz der Jugend in der SPD geringer ist als der Prozentsatz der Jugend in Deutschland überhaupt. Durch die Ausschlußoffensive des Parteivorstandes in letzter Zeit ist das Verhältnis noch schlechter geworden. Aber der Ausschluß der Jugend genügt nicht mehr. Denn neben der Jugend rebellierte der Kreis um Seydewitz immer stärker. Wenn dieser organisatorisch innerhalb der SPD noch nicht in die hunderttausende geht, so lag und liegt das an der falschen Gewerkschafts- und damit Betriebspolitik der KPD. Denn wenn von dem Kreis um Seydewitz die Tolerierungspolitik gegenüber Brüning immer stärker kritisiert wurde, so fragten ihn die Arbeiter: „Wo willst du hin? Willst du in die KPD, die sich durch ihre RGO des Einflusses in den Betrieben so beraubt hat?" Die falsche kommunistische Taktik war ein nicht unwesentlicher Grund für die vielfach schwankende Haltung, die die Seydewitzgruppe in ihrer Opposition gegen den Parteivorstand zeigte. Aber selbst diese Opposition war dem Parteivorstand in der immer kritischeren Situation zu gefährlich. Seydewitz und Rosenfeld sind aus der Partei ausgeschlossen. Eine große Anzahl weiterer Ausschlüsse steht bevor und ist inzwischen schon eingetreten. Was wird weiter geschehen? Einer aus dem Kreise, der Reichstagsabgeordnete Walter Oettinghaus, der Bevollmächtigter des Deutschen Metall-Arbeiter-Verbandes in Hagen ist, tritt in die KPD ein, und er hat zur Begründung dieses seines Schrittes gesagt, es sei ihm vom kommunistischen Zentral-Komitee zugesichert worden, daß er seine Tätigkeit im Verband fortsetzen könne, denn die Kommunistische Partei gedenke, ihre RGO zu liquidieren. Man muß aufs schärfste bezweifeln, ob die Kommunistische Partei ihr Versprechen an Oettinghaus halten wird. Wenn die Partei diese Politik wirklich liquidieren wollte, so würde sie es nicht auf die Weise tun, daß sie einem sozialdemokratischen Abgeordneten, der zu ihr übertritt, ein Versprechen gibt, sondern sie wird es tun, wenn die objektiven Verhältnisse sie dazu zwingen, wenn nicht ein Einzelner mit ihr verhandelt, sondern wenn die Verhandlungen von Macht zu Macht erfolgen. Dazu aber genügt in keiner Weise, was Seydewitz und Rosenfeld bisher getan haben, die ihren Kampf gegen den sozialdemokratischen Parteivorstand lediglich unter der Devise der Meinungsfreiheit geführt haben. Dazu ist der schärfste dokumentarische Bruch mit dem Reformismus notwendig. Dazu ist die Aufstellung eines kommunistischen Programms notwendig, eines Programms, daß der reformistischen Wirtschaftsdemokratie die Diktatur des Proletariats gegenüberstellt, das weiterhin Gegenwartsforderungen aufstellt und dem kapitalistischen Ausweg aus der Krise den proletarischen gegenüberstellt. Eine neue zentristische Partei zwischen KPD und SPD ist in Deutschland auf die Dauer unmöglich. Der Gegner des Reformismus innerhalb der Arbeiterbewegung kann nur der Kommunismus sein. Dagegen ist es bei der heutigen Taktik der Kommunistischen Partei notwendig, eine Auffangorganisation, ein Sammelbecken zu schaffen. Wenn die Gruppe um Seydewitz und Rosenfeld heute eine

Aufgabe innerhalb der Arbeiterbewegung hat, dann ist es diese, Massen um sich zu sammeln, Massen, die im Reformismus den Feind der Einheit der Arbeiterklasse sehen, die die Tolerierungspolitik ablehnen, die bereit sind, den proletarischen Ausweg aus der Krise zu organisieren und die heutige Gewerkschaftspolitik der Kommunisten ablehnen, weil sie wissen, daß dadurch die kommunistische Eroberung der Betriebe gefährdet, wenn nicht gar verhindert wird. Diese Massen sind da. Diese Massen sind nicht nur innerhalb der linken sozialdemokratischen Arbeiter da, die mit Seydewitz und Rosenfeld ihr Parteimitgliedsbuch wegwerfen, sondern darüber hinaus gibt es Hunderttausende, ja Millionen, die Kommunisten sind, die den Reformismus ablehnen, aber auch die kommunistische Taktik der RGO. Sie gilt es zu organisieren. Sie gilt es zu sammeln. Gelingt dies, gelingt die Organisation, dann ist ein objektiver Faktor geschaffen, der die KPD zu einer taktischen Wendung veranlassen könnte, zu einer taktischen Wendung, die ihre besten Funktionäre bereits heute für notwendig halten. Dann ist der entscheidende Faktor geschaffen für die Eroberung des Sozialismus: die Einheit der klassenbewußten Arbeiterschaft.

Interview mit Max Seydewitz

von Walther Karsch

Frage

Haben Sie und Ihre Gesinnungsfreunde vor, eine neue Partei zu gründen?

Antwort

Ja, denn es bleibt uns kein andrer Weg übrig, wollen wir nicht in die völlige Isolierung geraten. Zur Kommunistischen Partei können wir nicht gehn, weil uns wichtige Fragen der Taktik und der Organisation von ihr trennen. Für die Durchführung des Klassenkampfes hat es sich, zum Beispiel, als eine Gefahr erwiesen, daß eine zentrale Stelle, also Moskau, dekretiert, was in den einzelnen Ländern zu geschehen hat. Aber die Bedingungen sind in jedem Land anders, und es gibt kein allgemeingültiges Rezept. Meinungsverschiedenheiten politischer Natur führten zu unserm Ausschluß aus der SPD, weil wir uns der Apparatdiktatur nicht fügen wollten. In der KPD aber ist diese Apparatdiktatur noch viel stärker ausgebildet. Wir würden sicherlich sofort wieder ausgeschlossen werden, wenn wir unsrer abweichenden Meinung Geltung verschaffen wollten. Wir wollen innerhalb der Partei die Freiheit der Meinungsäußerung gewahrt wissen. Da aber die Kommunisten jeden beschimpfen, der auch nur in den geringfügigsten taktischen Fragen andrer Meinung ist, so war auch aus diesem Grunde für uns der Weg zur KPD verschlossen.

Frage

Ist es denn zu einer Parteineugründung nicht bereits zu spät? Hat es die SPD nicht ausgezeichnet verstanden, Sie und Ihre

Freunde in die Isolierung zu lawieren? Und geht nicht auf der andern Seite heute die Massenbewegung der Arbeiter von der SPD direkt zur KPD?

Antwort

Da wir keine Parteispaltung wollten, lag es auch nicht in unsrer Macht, den Zeitpunkt zu einer Parteineugründung zu bestimmen; wir haben gar nicht daran gedacht, eine neue Partei aufzumachen, so lange wir noch Mitglieder der SPD waren. Erst heute, wo wir ausgeschlossen sind, wird diese Frage akut. Ob es zu spät ist oder nicht, das wird die Entwicklung lehren. Wir wollen nicht, daß unsre Genossen, die mit uns kommen, der politischen Indifferenz anheimfallen, denn für sie gibt es keinen Weg zur KPD. Auch zwischen den oppositionellen SPD-Arbeitern und den Kommunisten besteht eine Haßatmosphäre, in der ein Zusammengehen nicht gedeihen kann. Unsre Genossen wollen nicht, sie lehnen den Kurs der KPD ab. Diejenigen, die hinter uns stehn, verlangen von uns die Schaffung einer organisatorischen Bindung. Ein Grund mehr für uns, unser Parteiprojekt in Angriff zu nehmen; ungeachtet aller Hemmungen, die sich entgegenstellen können und entgegenstellen werden. Wenn Oettinghaus zur KPD übergetreten ist, so erklärt sich das aus der besonderen Situation im Westen Deutschlands. Hier haben sich die Klassengegensätze weitaus mehr verschärft als anderswo in Deutschland. Die Arbeiterschaft war demgemäß noch viel weniger mit der Tolerierungstaktik der SPD einverstanden. Auf diese unzufriedenen Massen konzentrierte sich nun der Druck der Parteidiktatur so sehr, daß überall Ausschlüsse erfolgten. Da die Ausgeschlossenen nicht zur politischen Inaktivität verdammt sein wollten und wiederum noch kein andres Becken da war, sie aufzunehmen, so vollzogen sie den Übertritt zur KPD, und Oettinghaus hat schließlich nichts andres getan als aus dem Übertritt der großen Anzahl von Mitgliedern seines Bezirks die Konsequenzen zu ziehen. Das alles aber gilt nur für den Westen Deutschlands, und auch da nur bedingt.

Frage

Wie stehen Sie zu den Gewerkschaften? Tragen Sie Ihren Kampf auch in diese, und wie werden Sie sich mit der Revolutionären Gewerkschafts-Opposition auseinandersetzen?

Antwort

Wir sind selbstverständlich nach wie vor gegen jegliche Spaltung in den Gewerkschaften. Mag der politische Standort der Arbeiter auch verschieden sein, in wirtschaftlichen Fragen kann es nur ein gemeinsames Vorgehen, und zwar innerhalb der freien Gewerkschaften geben. Man hat uns oft entgegengehalten, warum sich unsre Genossen in den Gewerkschaften so zurückhielten. Das kam einfach daher, daß jedem Kritiker aus den Reihen der oppositionellen Arbeiter von der Gewerkschaftsbureaukratie bedeutet wurde, er betreibe das Geschäft der kommunistischen Spalter. Die oppositionellen SPD-Arbeiter sind schließlich einfach den Versammlungen ferngeblieben, weil sie um der Fraktionsdisziplin willen still sein und ihre Meinung unterdrücken mußten. Diese Hemmung fällt jetzt fort. Es wird sich dann zeigen, daß wir grade in den Gewerkschaften über eine erhebliche

Zahl von Anhängern verfügen. Wie ja überhaupt die Ansicht, wir seien isoliert, weil doch zunächst so wenig besoldete Funktionäre mitgegangen sind, total verkehrt ist. Die von der Partei abhängigen Funktionäre warten, ob wir vorwärts kommen oder aber auf der Strecke bleiben; und ich habe alles Verständnis dafür. Diese im Apparat arbeitenden Genossen haben zwar Einfluß auf viele Arbeiter, sie sind aber nicht die Massen. Und von denen wird ein erheblicher Teil mitmachen, wenn wir zur Aktion schreiten. Unsre Genossen sind mit Recht der Ansicht, daß die Gründung der RGO ebenso wie alle andern Spaltungen, so zum Beispiel auf kulturpolitischem Gebiet und im Sport, der Arbeiterschaft nur geschadet haben. Auch aus diesen Gründen erklärt sich die Abneigung unsrer Anhänger gegen den Eintritt in die KPD. Ich will Ihnen noch ein ganz typisches Beispiel für die Stimmung in unsrer Arbeiterschaft geben. Die Sportorganisationen haben sich im Laufe der Jahre zum größten Teil überall eigne Hallen und Plätze erworben. Heute sitzen nun die von der Spaltung Übriggebliebenen in den großen Räumen, ihre Häuser sind in wirtschaftlichen Schwierigkeiten, — und die Schuld wird natürlich den Kommunisten zugeschrieben. So grotesk es erscheinen mag, aber grade solche scheinbaren Kleinigkeiten tragen dazu bei, die Atmosphäre im Kampf der Arbeiter aus den verschiedenen Parteien zu vergiften. Wir wollen innerhalb all dieser Organisationen für unsre Ziele kämpfen und glauben, daß grade die Gewerkschaften für uns ein großes Wirkungsfeld darstellen. Die RGO werden wir bekämpfen, weil sie der Sache der Arbeiterschaft im Kampf um die wirtschaftlichen Forderungen nur schadet, indem sie deren Kräfte zersplittert.

Frage

Wird man die neu zu gründende Partei als eine radikalisierte SPD anzusprechen haben, oder denken Sie an die Schaffung einer neuen, auf ganz andern geistigen Grundlagen ruhenden Partei, die sich nicht mehr allein parlamentarisch-demokratischer Mittel bedient sondern den aktuellen revolutionären Kampf um die Machtergreifung durch die Arbeiterschaft in den Mittelpunkt ihrer Politik stellt?

Antwort

Wir werden uns selbstverständlich nicht damit begnügen, das Programm der SPD zu radikalisieren. Vorerst aber ist es einmal notwendig, ein provisorisches Aktionsprogramm aufzustellen, ehe wir uns in weitgehende programmatische Diskussionen einlassen können. Aber soviel läßt sich schon jetzt sagen: Im Sinne von Karl Marx sind auch wir für die Diktatur des Proletariats, „die Diktatur der ungeheuren Mehrheit im Interesse der ungeheuren Mehrheit." Außerdem halten wir im Gegensatz zu der alten SPD die gegenwärtige Krise nicht für vorübergehend. Sie geht tiefer, und wir müssen sie ausnützen zum Sturze des kapitalistischen Gesellschaftssystems. Das ist übrigens ganz im Sinne dessen, was die Zweite Internationale auf ihrem Kongreß in Wien beschlossen hat. Dieser Beschluß blieb, wie manches andre, Papier. In den organisatorischen Fragen haben wir an eine weitestgehende

interne Demokratie gedacht. Wir wollen, daß die Funktionäre von der Masse getragen und nicht von oben her bestimmt werden, wie das in der SPD der Fall ist. Unsre Funktionäre sollen Beauftragte der sie wählenden Massen sein, ständiger Ausdruck für den Willen dieser Massen. Die Stimmung der SPD-Mitglieder ist verfälscht worden durch die Allmacht der Bureaudiktatur. Dieser Gefahr müssen wir von vornherein begegnen. Das ist es ja auch, was wir unter anderm an den Kommunisten auszusetzen haben, diese Unterdrückung der Parteidemokratie. Disziplin muß gehalten werden, aber diese ist nicht gleichbedeutend mit bedingungslosem Kuschen. Wer übrigens Näheres über „Unsere Stellung zu Sowjetrußland" wissen will, den verweisen wir auf den Band gleichen Titels aus der Reihe „Die roten Bücher". Wir gehen da über den auch nie beachteten Beschluß des marsailler Kongresses: Hände weg von Sowjetrußland! — hinaus. Wir wollen uns schützend vor die Sowjetunion stellen.

Frage

Gefährdet eine neue Partei die Rote Einheitsfront nicht mehr als sie ihr nützt?

Antwort

Im Gegenteil. Wir sehen heute zwei Arbeiterlager, die durch einen tiefen Spalt voneinander getrennt sind. Keines dieses Lager wird die Rote Einheitsfront schaffen, weil keiner den Spalt überbrücken sondern den andern zu sich herüberziehen will. Wir wollen diese Brücke bauen, und deshalb ist unsre Partei nicht Selbstzweck, sie ist Mittel zu diesem Zweck. Wir sind der Überzeugung, daß doch noch einmal eine große einheitliche Arbeiterpartei entstehen wird. Natürlich wird sie nur existieren können, wenn sie sich ihres rechten Flügels, des kleinbürgerlich gewordenen Teils der SPD, entledigt haben wird. Bis diese einheitliche Partei zustandekommt, wird noch einige Zeit vergehen. Wir wollen die Vorarbeiten dazu leisten. Und da ist uns ein jeder willkommen. Wir werden für größte Toleranz in der Partei sein und dafür sorgen, daß in den Parteileitungen alle Strömungen vertreten sind; denn nur so haben wir die Garantie, tatsächlich den Willen der Mehrheit unsrer Mitglieder auszuführen. Wir sind dabei der Überzeugung, daß es uns gelingen wird, so ziemlich alle Gruppen zwischen SPD und KPD in einer gemeinsamen Front zu einigen, eben wegen der von uns angewandten weitgehenden Toleranz. Wir haben diese Hoffnung, alle Gruppen zwischen SPD und KPD für uns gewinnen, denn wir wollen uns mit allen einigen, die mit uns kämpfen wollen und die vor allem aus ihrer tödlichen Isolierung herauswollen. Am stärksten aber macht sich unser Einfluß auf die Jugend geltend. Es steht schon heute fest, daß sich der größte Teil der sozialistischen Arbeiterjugend zu uns bekennt, und andre Jugendorganisationen haben uns bereits ihre Mitarbeit angeboten. Wir werden die Formel finden, auf der wir sie einigen können. Helfen wird uns da unser Wille zur Toleranz und zur Demokratie innerhalb der Organisation. Die Rote Einheitsfront wird durch uns nicht gefährdet. Wir werden sie vor allem mit denen zu schaffen versuchen, die bisher vergeblich an ihrem Zustandekommen gearbeitet haben.

Die Krise des Kapitalismus von Bernhard Citron

Der gerechtfertigte Marx

Vor einem halben Jahrhundert hat Karl Marx die Welt mit seiner Mehrwerttheorie, die den Kern der marxistischen Lehre bildet, vertraut gemacht. Im letzten Jahrzehnt hatte man bis tief in die Reihen der Arbeiterschaft hinein diese Begriffe bereits für überlebt gehalten. Das gedankenlose Geschrei, das von Industrieführern und nationalsozialistischen Demagogen wider den Marxismus erhoben wurde, rettete ihn wenigstens vor der Vergessenheit. Plötzlich aber hat Karl Marx über alle seine Gegner von Walther Rathenau bis Gottfried Feder triumphiert. Die Gesetze vom Mehrwert und von der Akkumulation bedrohen die Existenz des Kapitalismus. Der Mehrwert ist jener Teil der durch Arbeitskraft erzeugten Leistung, der den Konsum der Arbeitenden übersteigt. Aus diesem Mehrwert entsteht die Anhäufung des Kapitals. Grade in der Akkumulation sah ein so geistvoller Kritiker des Marxismus wie Rathenau die Lebensberechtigung des Kapitalismus, da nach Abzug des Unternehmerverbrauchs der Mehrwert wieder dem Produktionsprozeß zugeführt wird. Er übersah aber — mit ihm die meisten Gegner der marxistischen Lehre —, daß der Fortschritt des Produktionsprozesses nur dann einen ökonomischen Sinn behält, wenn die Konsumkraft der Bevölkerung in gleichem Maße steigt wie die Erzeugungskapazität des Landes. Da aber die Spanne zwischen Produktion und Verbrauch von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt größer wurde, hat der nicht konsumierte Mehrwert schließlich zu der von Marx vorausgesehenen Krise des Kapitalismus geführt. Das gegenwärtige System der Weltwirtschaft offenbart seine Sinnlosigkeit, indem die Existenz der Schaffenden durch Mangel, die der Unternehmer durch Überfluß an Konsumgütern bedroht ist.

Absatznot — Arbeitsnot

In jener schon halbvergessenen Zeit, als noch täglich Wertpapierbörsen abgehalten wurden, war die Tendenz regelmäßig flau, wenn ein Bericht des Instituts für Konjunkturforschung veröffentlicht wurde. Man machte dafür natürlich nicht die Konjunktur, sondern das Forschungsinstitut verantwortlich. Ein Erdbeben läßt sich nicht vermeiden, auch wenn man den Seismographen zerstört. Im letzten Vierteljahrsbericht des Konjunkturforschungsinstituts hieß es, daß sich die rückläufige Entwicklung in allen kapitalistischen Volkswirtschaften fortsetzt. Die weitere Einschränkung der Wirtschaftstätigkeit durch Verringerung des Kreditvolumens wurde mit dem Steigen der Geldsätze in den meisten mittel-, ost- und südeuropäischen Ländern und in Groß-Britannien erklärt. Die Geldversteifung hat nun auch auf Nordeuropa übergegriffen. Eine neue, ungeahnte Erscheinung ist hinzugetreten: die Geldabwertung in England, den skandinavischen Staaten und ... (Fortsetzung folgt). Also grade die Staaten, die bisher zu den kapitalkräftigsten gezählt wurden, sind als Kreditgeber aus-

geschaltet, der Export nach diesen Wirtschaftsterritorien ist für die andern Länder — vor allem für Deutschland — sehr erschwert worden. In den Vereinigten Staaten machen sich unter dem Eindruck der eignen ungeheuren Absatzkrise neue Schutzzolltendenzen bemerkbar. Da es trotz der hoffnungsvollen Verhandlungen zwischen den deutschen und den französischen Ministern nicht gelingen dürfte, bei Frankreich einen genügenden Ersatz für den Exportausfall nach andern Ländern zu finden, muß mit einem Sinken des deutschen Ausfuhrüberschusses gerechnet werden. Diese Tatsache ist um so niederschmetternder, als die seit einem Jahre fast ununterbrochen gestiegene Aktivität der Handelsbilanz nur die Folge einer bis zum äußersten verminderten Einfuhr gewesen ist. So müssen wir befürchten, daß die Produktion in Deutschland, die in der ersten Hälfte des Jahres um 5 Milliarden Reichsmark zurückgegangen ist, noch eine weitere Einschränkung erfahren wird. Gleichzeitig wird sich auch das im selben Zeitraum um 3 Milliarden Mark gesunkene Arbeitseinkommen weiter verringern. Im Kreislauf der Volkswirtschaft erzeugt das verminderte Arbeitseinkommen verminderte Kaufkraft und neue Drosselung der Produktion. So kommt es täglich zu Entlassungen und Betriebsstillegungen. Die vermehrte Arbeitslosigkeit und das Sinken der Unterstützungssätze schwächt wiederum die Konsumkraft und führt zu immer neuen Absatzkrisen. Ein furchtbarer circulus vitiosus, dessen Radius — nach den Schätzungen des Reichskanzlers — Arbeitslosigkeit für 7 Millionen Menschen bedeutet.

Angesichts dieser verzweifelten Lage sind gewisse Projekte aufgetaucht, um die Arbeitslosenbataillone wieder in die Armee der Arbeit einzureihen. Arbeitslosensiedlung, Naturalunterstützung und freiwilliger Arbeitsdienst gehen ihrer Verwirklichung entgegen. Eines haben diese drei Projekte gemeinsam, sie beweisen die Absurdität eines übersteigerten kapitalistischen Systems und führen zur primitiven Form der vorkapitalistischen Wirtschaft zurück. Der Siedlungsgedanke, der in einigen Gegenden bereits durchgeführt ist, soll die aus dem Produktionsprozeß Ausgeschalteten zu Selbstversorgern machen. Die Beschaffung der Kleidung und des fehlenden Teiles der Nahrung soll durch Verkauf eigner Erzeugnisse oder durch beschränkte Dienstleistung ermöglicht werden. Die Naturalversorgung soll dazu dienen, die Bedürfnisse der Arbeitslosen aus dem Produktionsüberschuß zu befriedigen. Der Verbrauch wird nach der Produktion reguliert, weil die Produzenten es unterlassen haben, die Erzeugung im Preis und Umfang dem Verbrauch anzupassen.

Ersparnis an Arbeitskräften durch technische Vervollkommnung und Vermehrung der Produktionsmittel war das Prinzip der Rationalisierungsmethoden, die Millionen von Arbeitern mittelbar oder unmittelbar brotlos gemacht haben. Flußregulierung, Urbarmachung von Ödland, Wegebau etc. — die Aufgaben des Arbeitsdienstes — sollen Arbeitskraft bei sparsamster Verwendung von Produktionsmitteln der Allgemeinheit nutzbar machen. Bezeichnend ist es, daß man bei

jedem Projekt zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit auf Versuche stößt, die Schäden durch Umkehrung des bisherigen Systems zu heilen.

Kredit- und Kreditinstitute

Eine moderne Volkswirtschaft ohne heimischen und internationalen Kreditverkehr ist nicht denkbar. Daher bringt die plötzliche Abschnürung vom Kreditmarkt schwere Erschütterungen mit sich, unabhängig von der gesunden oder ungesunden Basis der frühern Kreditpolitik. Wie ungesund sie bei uns und in den meisten andern Staaten gewesen ist, hat der französische Finanzminister Flandin vor dem Völkerbund dargelegt. Da Frankreich vorläufig recht behalten hat, müssen die andern Nationen die Belehrungen des Herrn Flandin wohl oder übel hinnehmen. „Ein Land, England, hat seine Arbeitslosigkeit ruhig um sich fressen lassen, ein andres, Deutschland, hat sich an der Rationalisierung ruiniert, andre, amerikanische Staaten, haben ihre Warenlager zu valorisieren versucht und dadurch die Kapitalzirkulation gehemmt." Man hört ferner den wohlgemeinten Rat, an Stelle neuer Kredite die alten aufrechtzuerhalten. Den gleichen Gedankengängen ist die Stillhaltung entsprungen, die auf Grund der Vereinbarungen zwischen Deutschland und den ausländischen Bankgläubigern zustande kam. Die völlige Absperrung von neuen Krediten ist ohne Schwierigkeit nur denkbar, wenn ein normaler Kreditstandard aufrechterhalten wird. Als aber die Stillhaltung in Kraft trat, war bereits ein sehr großer Teil ausländischer Guthaben aus Deutschland abgezogen worden. Die Verhinderung jeder neuen Kreditzufuhr wirkt sich als indirekter Kreditabzug aus. So ist die Kapitaldecke in Deutschland vollständig eingeschrumpft. Der deutsche Realkredit, dessen Gesamtvolumen rund 12 Milliarden beträgt, ist ins Stocken geraten. Die Sparkassen lassen erklären, daß die Liquiditätspolitik vor der Kreditpolitik gehe. Die Kreditbanken haben das einzige Streben, ihre Debitoren möglichst abzubauen.

Ähnlich wie nach dem Zusammenbruch der Oesterreichischen Credit-Anstalt erfährt man erst jetzt allmählich von dem Ausmaß der Schwierigkeiten bei der Danatbank. Vor zweieinhalb Monaten schloß dieses Institut seine Schalter. Ein Treuhänder wurde eingesetzt, der den Status mit möglichster Beschleunigung vorlegen sollte. Bis heute herrscht über die Höhe der Aktiven und Passiven völliges Dunkel. Die Industrie war angeblich bereit, die Aktienmajorität dieser Bank zu erwerben. Auch dies ist schon anderthalb Monate her, ohne daß man etwas Positives gehört hätte. Nur die bisherige Leitung bemühte sich, die Öffentlichkeit durch tendenziöse Meldungen von einem bevorstehenden Abschluß bei Stimmung zu halten. Nach dem bisherigen Verlauf gewinnt man den bestimmten Eindruck, daß auf die Reichsgarantie bereits zurückgegriffen worden ist. Bevor der Treuhänder nicht klipp und klar das Gegenteil beweisen kann, müssen wir an dieser Annahme festhalten. Auch das Schicksal der Dresdner Bank ist noch ungewiß. Bald nach dem Eintritt der Vertreter des Reichs in den Aufsichtsrat tauchte der Gedanke auf, die Bank

in ein norddeutsches, ein süddeutsches und ein westdeutsches Institut aufzuteilen. Man hat diesen Plan wieder fallen lassen, ohne daß an eine Fortführung im alten Stil gedacht werden kann. Die Pfundverluste, die andre sehr große Bankinstitute in den letzten Wochen erlitten haben, riefen bereits neue Gefahren hervor, die anscheinend nur mit Hilfe des Reiches vorläufig gebannt werden konnten. Eine Zeitlang dürfte man sogar an die Wiederholung der Maßnahmen vom 13. und 14. Juli gedacht haben.

Wer zahlt?

Banken, Sparkassen und Hypothekenbanken scheiden für die Kreditversorgung der Wirtschaft vorläufig aus. Es bleibt also als letzte Zuflucht das Reich. Das Reich hat die Banken und die Kommunen sanieren müssen, ihm fällt die Unterstützung der Arbeitslosen in erster und letzter Linie zur Last. Mit einem Defizit von anderthalb Milliarden trat das Reich in die Juli-Krise ein. Die Aufwendungen, die durch Subventionen und Garantien zugunsten privater und öffentlicher Stellen entstehen, lassen sich schwer abschätzen; somit ist es auch unmöglich, eine bestimmte Zahl für den Fehlbetrag im Reichshaushalt zu nennen, der sich nicht nur durch vermehrte Ausgaben sondern auch durch Verringerung des Steueraufkommens vergrößert hat. Selbst bei einem vollen Erfolg der Reichsbahnanleihe, der wohl kaum zu erwarten ist, wird nur ein sehr bescheidener Teil des Defizits konsolidiert werden können. Also bleibt anscheinend nur die Schaffung zusätzlicher Zahlungsmittel, die nicht vorne herum durch vermehrten Notendruck, sondern über die Hintertreppe in Form weitherziger Wechseldiskontierungen bereits stattgefunden hat. In den folgenden schweren Monaten wird es sich zeigen, ob es noch möglich ist, durch Währungsexperimente — Inflation oder Deflation — das System zu retten oder ob wir dem Ende der deutschen und vielleicht auch der europäischen Wirtschaft entgegengehen.

Zu dieser Zensur

Das ist ja eben der Segen der Preßfreiheit, sie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenschaftliche Wort neutralisiert sie durch ebenso leidenschaftliche Gegenrede, und sie erstickt in der Geburt schon die Lügengerüchte, die — von Zufall oder Bosheit gesät, so tötlich frech emporwuchern im verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Preßfreiheit ist für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchsten Fußtritte hinnimmt, ebenso fatal wie für den Despoten, der eine einsame Ohnmacht nicht gern beleuchtet sieht. Es ist wahr, daß die Zensur solchen Leuten sehr angenehm ist. Aber es ist nicht weniger wahr, daß die Zensur, indem sie einige Zeit dem Despotismus Vorschub leistet, ihn am Ende mitsamt dem Despoten zugrunde richtet, daß dort, wo die Ideenguillotine gewirtschaftet, auch bald die Menschenzensur eingeführt wird, daß derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, späterhin mit derselben Gelassenheit seinen eigenen Herrn ausstreicht aus dem Buche des Lebens.

Heinrich Heine

Das Laster der Sparsamkeit

von Hanns-Erich Kaminski

Bereits vor einem Jahr gab der italienische Fascismus die Parole aus: „Nieder mit der fordistischen Politik der hohen Löhne! Zurück zur Sparsamkeit der Väter!“ Und wie die meisten Errungenschaften des Fascismus hat sich die in Deutschland herrschende Klasse auch diese Parole zu eigen gemacht.

Nun ist eine Forderung gewiß noch nicht darum schlecht, weil sie zuerst von Fascisten erhoben worden ist. Aber kann ein Regime seinen Willen zur Zukunft stärker verneinen, als indem es nur zurück in die Vergangenheit weist? Gibt es einen deutlicheren Beweis für die Unfähigkeit und Unfruchtbarkeit eines Systems als die Tatsache, daß es genötigt ist, seine Zuflucht zu Banalitäten von vorgestern zu nehmen?

Die Zeit ist aus den Fugen, Kaiser und Könige und selbst das englische Pfund sind von ihren Thronen gestürzt, keine Autorität steht noch fest. Aber die herrschenden Klassen spielen patriarchalische Regierungsform und proklamieren als Ideal den guten Bürger, der unter allen Umständen Optimist bleibt, an amtliche Verlautbarungen glaubt, die Polizei für den besten Schutz gegen alles Üble hält, sich nicht zum Gebrauch empfängnisverhütender oder gar abtreibender Mittel verleiten läßt, niemals aufmuckt, niemals widerspricht, niemals einen eignen Gedanken hat und vor allem unentwegt spart.

Ist Sparsamkeit überhaupt eine Tugend? Nein, denn Tugenden sind Funktionen der Moral, Sparsamkeit dagegen ist eine ökonomische Funktion. Ökonomische für moralische Funktionen auszugeben, ist nun freilich einer der interessantesten Tricks der menschlichen Gesellschaft.

In dem wunderbaren System, in dem wir leben, ist es zum Beispiel viel schlimmer, Wechsel zu fälschen als etwa den lieben Nächsten mit einer Geschlechtskrankheit anzustecken. Von Rechts wegen: Wechselfälscher sind für die herrschende Ordnung gefährlicher als Geschlechtskranke. Der Wert der Verbrechen wie der Tugenden richtet sich eben nach den jeweiligen Bedürfnissen. Demgemäß wäre es auch gerechtfertigt, die Sparsamkeit als eine der Tugenden herauszustaffieren, die, wenn nicht auf Erden, so doch im Himmel ihren, leider nicht diskontfähigen, Lohn finden — vorausgesetzt, daß die Sparsamkeit wirklich im Interesse unsres Systems liegt.

Das aber tut sie nicht. In Wirklichkeit ist sie längst ein sinnloser Begriff geworden, so wie der Begriff der Felonie sinnlos geworden ist, weil es keine Lehnsherrschaft mehr gibt.

Die Sparsamkeit wurde nämlich in einer Zeit zur Tugend erklärt, in der die Menschheit im Zustand der Hauswirtschaft lebte. Jeder produzierte selbst, was er nötig hatte, und wenn er es verbrauchte, bevor er neu produziert hatte, geriet er in Verlegenheit. „Spare in der Zeit, so hast Du in der Not“ heißt einfach: Iß Deine gute Ernte nicht ganz auf, die nächste kann schlecht sein.

Was jedoch für die Hauswirtschaft paßte, gilt noch lange nicht für das kapitalistische System, das auf dem Austausch

von Gütern beruht. In der Hauswirtschaft schadete es nichts, wenn jemand alles, was er hatte, in seiner Scheuer aufbewahrte. Im kapitalistischen System müssen die Waren, muß vor allem die Ware Geld ständig zirkulieren. Die ganze Existenz des Kapitalismus fußt darauf, daß nicht gespart, sondern ausgegeben wird, möglichst viel ausgegeben wird. Es ist gradezu das Kennzeichen dieses Systems, daß es immer mehr Dinge, die zunächst überflüssig erschienen, zu unabweislichen Bedürfnissen gemacht hat.

Nun sollen wir ja auch gar nicht sparen — wir sollen andre für uns sparen lassen! Denn so verzwickt ist die Moral des Zeitalters, daß Sparsamkeit in ihm erst zur wahren Tugend wird, wenn der Hausvater sein Geld nicht in den Strumpf tut, sondern auf eine Bank bringt. Wenn die Bank zahlungsfähig bleibt und das Geld nicht seinen Wert verliert, wird diese Tugend sogar mit Zinsen belohnt.

Man stelle sich nun vor, alle Menschen würden wirklich nur kaufen, was sie unbedingt brauchen, um nicht zu verhungern und zu erfrieren, und alles, was sie mehr verdienen, würden sie als Spargelder anlegen. Was sollte dann mit diesen Spargeldern geschehen?

Angeblich sollen sie zur Kapitalbildung dienen. Aber Spargeld ist noch kein Kapital. Damit es zum Kapital wird, muß es etwas einbringen, also produktiv angelegt werden. Je mehr jedoch gespart, je weniger verbraucht wird, desto weniger kann produziert, desto weniger Kapital angelegt werden.

Kapital statt Absatz wollen natürlich auch nicht die geschickten Equilibristen, die die Ökonomie mit der Moral verwechseln. Für sie ist Sparsamkeit auch durchaus keine allgemeine Tugend, sondern lediglich eine Vorschrift des nationalen Gottes. „Wir", sagen diese patriotischen Religionsstifter, „brauchen Kapital, das deutsche (englische, italienische etcetera) Volk muß sich daher mit niedrigen Löhnen begnügen und wenig einkaufen, es muß sparen und uns sein Geld geben, damit wir produzieren und unsre Produkte möglichst billig andern Völkern verkaufen können." Die andern Völker dürfen also nicht sparen, im Gegenteil, sie können nicht verschwenderisch genug sein. Wie aber, wenn die andern Völker von der deutschen (englischen, italienischen etcetera) Religion angesteckt werden und ebenfalls sparen?

Die Idee der nationalen Selbstversorgung oder mit andern Worten: die Idee, die Einfuhr abzuschaffen, ist glücklicherweise absurd. Der Geisteszustand, dem sie entspringt, ist darum nicht minder reaktionär. Diese Idee negiert die Weltwirtschaft, die tatsächlich aufhören müßte, wenn alle Länder nur noch ausführen und nichts mehr einführen würden, wobei man sich vor Augen halten muß, daß es im Effekt vollkommen gleichgültig ist, ob ein Land Kapital oder Waren ausführt, respektive einführt. Auf diesem internationalen Austausch von Waren und Kapital beruht unsre Zivilisation. „Führt wenig ein und nichts aus!" das heißt deshalb: Selbstmord unsrer Zivilisation.

Der einzelne muß allerdings mit dem, was er hat, auszukommen versuchen. Die Witwe, die ihr Scherflein gab, handelte sehr riskant, denn sie verzichtete damit auf ihr Existenz-

minimum. Fraglicher ist es dagegen schon, ob die törichten Jungfrauen, die ihr Öl verbrauchten und nachher im Dunkeln saßen, wirklich so töricht waren; denn es ist sehr zweifelhaft, ob ein Gewinn darin liegt, einen Genuß, den man doch nur einmal haben kann, in die Zukunft zu verschieben. Immerhin, man kann den Sparsamen sympathisch und den Verschwender widerwärtig finden, besonders in einer Zeit, in der jeder zur Schau getragene Aufwand eine Herausforderung der notleidenden Massen ist.

Aber es handelt sich gar nicht darum, ob der Mensch als Einzelwesen mehr oder weniger ausgeben soll, obgleich der Verschwender im kapitalistischen System ein nützlicheres Mitglied der Gesellschaft ist als der Sparsame. Die Frage lautet vielmehr: Nützt Sparsamkeit der Volkswirtschaft als Ganzes gesehen? Wenn also das Gesamteinkommen des deutschen Volkes jährlich 50 Milliarden Mark beträgt: Ist es richtiger, daß das deutsche Volk einen möglichst großen Teil dieses Betrags auf die Banken und Sparkassen bringt, oder ist es richtiger, daß es ihn in Waren anlegt? Und weiter: Nützt es der Volkswirtschaft, wenn das Gesamteinkommen gesenkt wird?

Eine ganz andre Frage ist es, wie das Nationaleinkommen sich verteilt. Gesetzt den Fall, die großen Einkommen würden kleiner und die kleinen größer werden, so würde das ja an der Gesamtkaufkraft Deutschlands nichts ändern; es würden dann vielleicht weniger Pelze aber dafür mehr Wintermäntel gekauft werden. Werden aber alle Einkommen oder werden auch nur die Löhne der Arbeiter gesenkt, so verringert sich die Kaufkraft insgesamt. Und wenn das deutsche Volk alles in allem nur noch ein Einkommen von 25 Milliarden Mark hätte, dann könnte es eben nur noch für diesen Betrag kaufen. Und wenn es von diesen 25 Milliarden noch einen erheblichen Teil sparen und den Kapitalisten als Kapital zur Verfügung stellen würde, so wäre sein Bedarf noch geringer, es könnte also noch weniger produziert werden.

Gegenwärtig werden die Kapitalisten mit ihrem eignen System nicht mehr fertig. Sie versuchen es einzuschränken, indem sie die Kaufkraft der Massen mit allen Mitteln herunterdrücken und nach dem Prinzip: Kleiner Umsatz, großer Nutzen wirtschaften, — und hinterher wundern sie sich, daß die Nation immer ärmer wird. Sie wollen sparen, sie bauen ab, — und sie merken gar nicht, daß sie Käufer abbauen!

Alle Welt spricht jetzt davon, daß die Wirtschaft „angekurbelt" werden müßte. Innerhalb des kapitalistischen Systems gibt es dazu nur ein Mittel: die Vergrößerung der Kaufkraft, sei es durch Erhöhung der Löhne und Gehälter, sei es durch Herabsetzung der Preise. Je größer die Kaufkraft, desto mehr Waren finden Absatz, desto mehr können erzeugt werden, desto rascher läuft das Geld um, desto mehr wächst der Wert des angelegten Kapitals. Denn nicht in dem, was sie besitzen, allein in dem, was sie fortlaufend schaffen und umsetzen, liegt der Reichtum der Nationen! Vorläufig leben wir noch im Kapitalismus, und im kapitalistischen System heißt Sparsamkeit Verarmung der Volkswirtschaft, ist Sparsamkeit folglich keine Tugend sondern ein Laster.

Zum Sterben zuviel . . .? von Heinz Pol

Das ist jetzt ziemlich genau ein Jahr her. Da raffte sich das durch die September-Wahlen in jeder Beziehung geschwächte Kabinett Brüning zu einer kühnen Tat auf: Es geruhte nämlich, zum ersten Male festzustellen, daß in Deutschland so etwas wie eine wirtschaftliche und soziale Not herrsche, und daß dagegen etwas zu geschehen habe. Wenn sich in Deutschland etwas umstürzend Neues oder Wichtiges ereignet, so gibt es einen Aufruf. In jenem berühmten Aufruf nun, den das Kabinett Brüning im Oktober vorigen Jahres erließ, hieß es, daß die Reichsregierung mit allen Mitteln eine allgemeine Preissenkungsaktion durchführen werde, und daß sie — damit auch ja keiner etwa lächle — mit dieser Aktion stehe oder falle. Es war ein historischer Moment, wir hielten alle den Atem an und sperrten die Augen auf, um die Preise purzeln zu sehen. Tatsächlich war eine Woche hindurch das Schweinefleisch in einigen überängstlichen Läden der Reichshauptstadt um fünf Pfennige für das Pfund billiger geworden. „Hosian —" riefen wir alle, aber die letzte Silbe blieb uns im Halse stecken, denn schon war das Schweinefleisch wiederum um zehn Pfennige in die Höhe geklettert, und mit ihm alle andern Lebensmittel. Dafür senkte sich etwas andres, nämlich das Lohnniveau. Mit dem berliner Metallarbeiterstreik im Oktober 1930 begann diese von der Regierung allerdings nicht so feierlich angekündigte Aktion. Sie wurde begonnen, und sie wurde in ebenso atemberaubendem Tempo wie eiserner Konsequenz und Entschlossenheit durchgeführt. Von der andern Aktion dagegen, von dem Versprechen, zum mindesten einen Preisausgleich herbeizuführen, war schon im Dezember 1930 nichts mehr in den großen bürgerlichen Gazetten zu lesen. Die großen Kartelle hatten nämlich ihr Veto eingelegt, und da die Kartelle herrschen, und niemand anders sonst in Deutschland, so wurde lautlos zum Rückzug geblasen. Und die Brüningregierung fiel nicht, vielmehr stand sie mit dem Rücken an die Kartelle fest angelehnt und schob mit dem Fuß das kleine unbequeme Steinchen der Preissenkungsaktion kokett beiseite. Hoppla, man hätte ja womöglich stolpern können!

Nun sind wir wieder ein Jahr weiter, und wenn sich auch vieles inzwischen verändert hat — das Kabinett Brüning steht immer noch und beehrt sich, mit Herbstanfang uns die neueste Attraktion darzubieten: „die ff. garantiert echte Preissenkungsaktion, Produktionsjahr 1931/32." Ich weiß nicht, ob die Notverordnungen es uns gestatten, über diese neueste Ankündigung der Reichsregierung noch ebenso zu lächeln, wie wirs ehemals durften. Bestimmt aber dürften wir, gäbe es keinen von einem Teil der demokratischen Freiheitshelden so sehnlich herbeigewünschten Pressemaulkorb, der Meinung Ausdruck geben, daß die Preissenkungsaktion diesmal ein noch viel kläglicheres Schicksal erleiden wird als im vorigen Jahr. Und wir dürften hinzufügen, — und zwar auf Grund der neuesten Schiedssprüche im Ruhrgebiet, der Massenentlassungen in der Metallindustrie, der Kurzarbeit, der Feierschichten —, daß die im

Oktober 1930 so tapfer begonnene Lohnsenkungsaktion in diesem Winter kräftige Urständ feiern wird. Im vorigen Jahr konnte man noch prophezeien, daß alles so kommen werde, heute aber haben wir nur noch nötig, die Tatsachen zu überblicken und zusammenzustellen, die jeder Zeitungsleser kennt. Als im vorigen Herbst die große Preissenkungswelle, die inzwischen zur Sturmflut geworden ist, erst im Entstehen begriffen war, da gab es noch die technische Möglichkeit, die Preise zum mindesten für Lebensmittel, Heizung und Kleidung, wenn auch nicht absolut, so doch wenigstens relativ, das heißt auf das Niveau der herabgedrückten Lohndecke zu bringen. Damals handelte es sich nur um wenige Prozent, fünf bis zehn etwa. Diese Differenz wäre noch ausgleichbar gewesen. Heute jedoch liegen die Verhältnisse so, daß das Lohnniveau, absolut genommen, gegenüber dem Herbst 1930 um nicht weniger als 25 bis 30 Prozent tiefer liegt. Die Preise für die Waren sind aber fast dieselben geblieben — wenn man einen sehr guten Durchschnitt annimmt, bleibt allerhöchstens ein Absinken von 5 bis 8 Prozent zu konstatieren. Die Differenz zum Lohnniveau beträgt also 20 bis 25 Prozent. Die Regierung Brüning müßte schon ihren eignen Notverordnungen zum Trotz eine platterdings revolutionäre Tat begehen und also mindestens sofort alle Preiskartelle zerschlagen, wenn es ihr in diesem Winter gelingen sollte, die Differenz auch nur einigermaßen auszugleichen. Diese Differenz wird von Woche zu Woche größer. Sie muß es werden. Und wenn man die letzten Befehlsausgaben der großen Industrieverbände gelesen hat, in denen Brüning barsch aufgefordert wird, nun endlich einmal die Löhne zu senken, so ersieht man daraus, daß die Beherrscher Deutschlands entschlossen sind, eher Selbstmord zu begehen, als auch nur eine Spur egoistischer Klugheit oder gar altruistischer Menschlichkeit zu zeigen. Die politische Macht der Gewerkschaften haben sie im vorigen Jahre endgültig zerbrochen. In diesem Jahre gehen sie mit frischem Mut daran, die physische und psychische Widerstandskraft der Massen zu zerwürgen. Ist alles zu Ende, dann kann der nationale Wiederaufbau in Sturmangriff genommen werden.

Aber wer dürfte leugnen, daß die Reichsregierung diesmal auch noch andre Wege zur Rettung vorschlägt? Ist die geplante Ansiedelung von hunderttausend Erwerbslosen auf dem Lande etwa kein Silberstreifen am Horizont? Nun, dieser Silberstreifen tauchte vor etwa drei Wochen auf, er verschwand aber gleich wieder am Horizont, man hat bis heute nichts Konkretes mehr über diese Pläne gehört. So daß sich vielleicht erübrigt, festzustellen, daß wir nicht hunderttausend, sondern im Augenblick bereits viereinhalb Millionen Arbeitslose im Reich haben. Und daß sich weiter erübrigt, festzustellen, wie grotesk der Gedanke ist, hunderttausend Menschen plötzlich keine Arbeitslosenunterstützung, dafür aber ein Stück Land zu geben, von dessen Erträgnissen sie leben sollen. Wer soll ihnen die nötige Kleidung, wer soll ihnen die Maschinen und Werkzeuge zur sachgemäßen Bearbeitung des Bodens liefern? Und wie sollen diese Hunderttausend das Kunststück

fertig bringen, aus ihrem Stück Land vor der nächstjährigen Herbsternte — also in rund einem Jahr — auch nur einen Pfennig Erlös zu ziehen? Wer ernährt sie in der Zwischenzeit? Wer baut ihnen die Wohnungen? Natürlich alles die Reichsregierung: also brauchte sie, wenn sie ihren Plan in die Tat umsetzt (was wir freilich nicht glauben), ungefähr zehnmal soviel Geld, wie wenn sie die Unterstützungsgelder weiter zahlt.

Inzwischen hat die Stadt Berlin im allerkleinsten Maßstabe einen Versuch gemacht, den Plan der Reichsregierung in die Tat umzusetzen. Ein sehr merkwürdiger Versuch. Bei dem Ort Gussen, unmittelbar an der schlesischen Grenze, besitzt der berliner Magistrat etwa vierzig Morgen Land. Er hat dort ein paar Erwerbslosenfamilien angesiedelt, die das Land zu bestellen haben. Aber der Erlös der Ernte gehört nicht etwa ihnen, sondern der Stadt Berlin, die ihn, wie sie stolz verkündet, zur „Amortisation der Siedelungsstelle" verwendet. Der Familienvater bekommt für seine Arbeit pro Tag fünf Mark, wovon ihm eine Mark als Kostgeld wieder abgezogen wird. Frauen dürfen nicht mitarbeiten, sie sollen sich durch „hausindustrielle Spinnarbeit" den dringend notwendigen Nebenverdienst für den Lebensunterhalt der ganzen Familie beschaffen. Und wenn ihnen nun keiner diese Arbeit abnimmt? Der einzige Besitz, der diesen angesiedelten Erwerbslosenfamilien bleibt, sind pro Familie zwei Ziegen und fünf Hühner, die ihnen die Stadt Berlin „vorläufig" zur Verfügung gestellt hat.

Und da wir grade bei den Reformen und Unterstützungen halten, so dürfen wir auch nicht die „Winterhilfe" vergessen, die ebenso wie die Preissenkungsaktion im Herbst vorigen Jahres ins Leben gerufen wurde. Jawohl: ins Leben wurde sie gerufen, aber es reichte nicht zum Leben, es war ein vorzeitiges Sterben in Dürftigkeit. Die großen kirchlich-charitativen Wohlfahrtsorganisationen und die sozialdemokratische Arbeiter-Wohlfahrt sammelten damals in Berlin einige zehntausend Mark, verteilten auch die Essenmarken des Magistrats — aber in Wirklichkeit gab es nur ein paar armselige Bettelsuppen und einen Haufen alter Kleider. Dies Ergebnis war nicht die Schuld der Spender: wo nichts ist, hat selbst Severing sein Recht verloren. Und im vorigen Jahr war noch viel, viel mehr da als jetzt. Damals schloß sich noch der berliner Einzelhandel, schlossen sich die großen Geschäfte und Warenhäuser der Aktion der Winterhilfe an. Inzwischen hat gut die Hälfte von ihnen Konkurs angemeldet, sie sind nicht mehr Subjekte einer Winterhilfe — sie sind Objekte geworden.

Ganz abgesehen davon hat man es diesmal mit pupillarischer Sicherheit verstanden, die soziale Aktion der Winterhilfe — die als solche ja eine anerkennenswerte Geste darstellt — aufs politische Gebiet hinüberzuspielen. Nur die vom Staate anerkannten, das heißt politisch einwandfreien Wohlfahrtsverbände dürfen Sammlungen veranstalten. Die Kommunisten haben gefälligst vor der Tür zu bleiben. Es wäre ja noch schöner, wenn diese Brüder, die sich bekanntlich an der Not des deutschen Volkes ihr parteipolitisches Süppchen

kochen, einen wirklichen Teller warmer Suppe erhalten sollten! Denen gehts ja noch viel zu gut!

Ganz anders liegen natürlich die Dinge, wenn es sich um die „Vaterländische Winterhilfe" handelt, die von den Deutschnationalen ins Leben gerufen wurde. Zwar traf auch sie das Severingsche Verbot, aber das bleibt mehr Theorie. In der Praxis hat die hauptsächlich vom Stahlhelm organisierte „Vaterländische Winterhilfe" am 26. September eine interne Versammlung abgehalten, in der, laut T.U., folgendes mitgeteilt wurde: Major von Stephani und Major von Sodenstern wiesen darauf hin, daß die „Vaterländische Winterhilfe" nicht als Konkurrenz der berliner Winterhilfe geschaffen wurde, sondern als vorbeugende Maßnahme. Trotz des Verbotes hoffe man, daß die internen Sammlungen in den Verbänden und Organisationen genügende Mittel erbrächten (Bankhaus Sponholz & Co.). An Lebensmitteln würde es nicht fehlen. Schon jetzt seien 180 Waggons mit je 320 Zentnern Kartoffeln sowie Gemüse zur Verfügung gestellt worden. Um möglichst alle Bedürftigen der nationalen Kreise zu erfassen, sollen Karten an die der vaterländischen Winterhilfe angeschlossenen Parteien, Verbände und Organisationen abgegeben werden, die sie wiederum an die Bedürftigen weiterleiten sollen...

Ja, Bauer, das ist ganz etwas andres. Und daß es an großen Spenden gut nationaler Rittergutsbesitzer nicht fehlen wird, das glauben wir gern. Kein Mensch wird etwas dagegen einzuwenden haben, daß auch die Hugenbergianer für ihre Leute sammeln. Aber was würde wohl geschehen, wenn die Kommunisten für ihre hungernden Massen ähnliche Organisationen, trotz dem Verbot, ins Leben riefen? Herr Severing weiß die Antwort besser als wir. Und deshalb fürchten wir, daß auch die von der Reichswehr der Winterhilfe gütigst zur Verfügung gestellten Lastautos und Blasorchester nicht genügen werden, um auch nur einen Bruchteil aller in Berlin Notleidenden mit einer Wollweste oder einer täglichen warmen Mahlzeit wenigstens am Leben zu erhalten. Denn die charitativen Verbände geben den hungernden Kommunisten nichts, weil sie unerhörterweiser „gottlos" sind, und für die Arbeiterwohlfahrt sind Genossen nur diejenigen, die das Mitgliedsbuch des Herrn Künstler in der Tasche tragen.

Aber wir wollen nicht zu bitter werden. Ein Hoffnungsstrahl bricht doch durch das düstere Gewölk. Und zwar in Person von Frau Clara Mende, die jüngst in einem Vortrag für die „Reichsarbeitsgemeinschaft zur Förderung der Volksernährung" (auch das gibts schon) praktische Anweisungen zur Linderung der Not gab. Die Reichsarbeitsgemeinschaft plane, so verkündete die rüstige Dame, erstens die Herausgabe von billigsten Kochrezepten, zweitens aufklärende Vorträge, drittens Umwandlung von Gaststätten in Wohlfahrtseinrichtungen, viertens sorgfältige Überwachung der hygienischen Zubereitung bei den Volksspeisungen, schließlich solle jeder, der dazu in der Lage sei, ein armes Kind als Mittagsgast aufnehmen.

Und da wollten wir schon die Köpfe hängen lassen!

Gespräch mit dem Ministerium von Erich Kästner

Hans Wilhelm und ich fuhren zum Reichsministerium des Innern. Eine Stunde später saßen wir jenem Referenten gegenüber, den wir sprechen wollten. Er erzählte, es kämen Tag für Tag Stöße von Besuchern, Briefen und Exposés. Das sei einerseits erfreulich, denn es beweise den im deutschen Volk verbreiteten, wenn nicht gar zunehmenden Drang, mitzuhelfen. Andrerseits mache es verständlich, daß er bitten müsse, wir möchten uns kurz fassen. Herr Wilhelm habe ihn ja schon telephonisch ein wenig informiert. Also.

„Also," sagte ich, „der Reichspräsident und das Kabinett haben einen Aufruf zur Winterhilfe erlassen, der zum Teil das, was wir, schon ehe dieser Aufruf erschien, besprachen und was außer uns sicher Tausende besprochen haben. Wir finden aber die Formulierung und die Gesinnung des Aufrufs und die Art seiner Bekanntgabe unzureichend."

„Mein Minister hat außerdem vor einigen Tagen am Rundfunk ausführlich über das Thema gesprochen," warf der Ministerialrat ein.

„Unser Plan," sagte ich, „handelt von einer Aktion, die, wie auch immer, unternommen werden muß, aber er hat hinsichtlich andrer Projekte, die vorliegen mögen, bedeutende Vorzüge. Er ist erstens befähigt, alle Bevölkerungskreise, von Hindenburg angefangen bis zum kleinen Bäckermeister, in den Dienst der notleidenden Bevölkerung zu stellen, und das wird im kommenden Winter, wenn die Zahl der Arbeitslosen weiter gewachsen und die Kassen der Behörden noch leerer geworden sein werden, unvermeidlich. Außerdem würde der Plan, gelänge seine Durchführung, eine Folge haben, die ebenso wichtig wäre wie die Aktion selber: die verschiedenen Volksschichten könnten sich wieder einmal als zusammengehörig empfinden, die gemeinsame und die gemeinsam bekämpfte Not könnte eine Notgemeinschaft herbeiführen, deren sittlicher und nationaler Wert einleuchtet."

Jetzt griff Hans Wilhelm ein. „Wie war das zum Beispiel im Krieg?" fragte er. „Gab damals nicht jeder das Letzte her? Sammelten da nicht Tausende von Schülern alles, was in den Haushalten einigermaßen entbehrlich war? Wurde da nicht am liebsten jedes Mädchen Krankenschwester? Strickte damals nicht jede Tante Strümpfe und Pulswärmer für die, die froren? Sparte sich da nicht noch der Ärmste vom Munde ab, um den andern zu helfen? Sollten die Deutschen solcher Opfer nur fähig sein, wenn es eine hirnverbrannte Sache gilt? Halten Sie die Situation, die der Winter herbeiführen wird, für harmloser? Ist es denn nur möglich, ein Volk aufzurütteln, solange Granaten platzen? Was damals ging, muß doch auch heute möglich sein!"

Der Herr Ministerialrat schüttelte die Fragen ab, als wären es Regentropfen auf einem Hut. „Der Aufruf zur Winterhilfe war der erste Schritt, nicht der einzige," beruhigte er. „Wir planen, im Laufe der Zeit, mehrere Vorstöße dieser Art. Sie glauben nicht, wie schwierig es ist, die verschiedenen charitativen Organisationen unter einen Hut zu bringen."

„Wir glauben es," entgegnete ich. „Wir glauben aber auch, daß es jetzt nicht darum geht, Organisationen unter Hüte, sondern eine wirksame Aktion ins Rollen zu bringen; eine Bewegung, die nichts mit Parteien, Kirchen, Standpunkten, neuen Verwaltungsapparaten und andern organisatorischen Dingen zu tun hat; eine Bewegung, die, etwa von einem offnen aufrüttelnden Aufruf Hindenburgs angeregt, zwischen den Privatmenschen anwächst und, mitreißend, Nutzen stiftet. Wenn der Aufruf, meinetwegen als Maueranschlag, eindrucksvoll formuliert und angebracht und wenn in seinem Wortlaut die wirkliche Schwere und Tragweite der heraufziehenden Not geschildert wird, müßte es mit dem Teufel zugehen..."

„Es ist natürlich ausgeschlossen, in einem solchen Aufrufe den von Ihnen befürchteten Umfang der Not zu charakterisieren oder gar zu betonen," sagte der Ministerialrat. „Wir müssen politisch denken."

Wilhelm wurde aufgeregt. „Nein!" erklärte er. „Das ist das Einzige, was Sie nicht tun dürfen! Warum wollen Sie denn diese Not nicht offen zugeben? Glauben Sie vielleicht, die Bevölkerung weiß noch nichts davon? Was hat denn der Plan, das gesamte deutsche Volk über den Winter zu bringen, mit Politik zu tun? Von Politik könnte, durch die Zwischenzeit der Notgemeinschaft günstig beeinflußt, vielleicht im Frühjahr wieder gesprochen werden. Bis dahin ginge es doch aber vor allem darum, dieses Frühjahr überhaupt noch zu erleben! Bei Hindenburg müßten hundert Arbeitslose essen, beim Reichskanzler gleichfalls; Fleischermeister Müller könnte fünf Personen durchfüttern; Eisenbahninspektor Schulz einen; ich könnte, solange ich verdiene, pro Tag drei Mann in meiner Wohnung beköstigen."

„Ich esse außer Haus," sagte ich. „Aber ich würde in meinem Stammlokal auf meine Kosten ebenfalls drei Leute als Tischgäste unterbringen."

Der Ministerialrat wurde langsam ungeduldig. „Es wird Vieles geschehn, darauf können Sie sich verlassen. Die Volksküchen werden beispielsweise verstärkt in Betrieb genommen werden."

„Aber das ist ja doch nicht dasselbe," sagte ich. „Wir bemühen uns doch die ganze Zeit, Ihnen vor Augen zu führen, wie wichtig es sein wird, die ganze Aktion nicht anonym zu betreiben, sondern auf Grund wirklicher menschlicher Beziehungen über ganz Deutschland zu verbreiten."

„Ich weiß, ich weiß," bemerkte der Beamte. „Sie denken an Nachbarhilfe, das ist ein alter charitativer Begriff. Na ja. Ich bin schon sehr lange in der Wohlfahrtspflege. Ich kenne mich begreiflicherweise auf dem Gebiete besser aus als Sie, das werden Sie mir glauben müssen." Da klingelte das Telephon. Der Herr, der die Wohlfahrtspflege professionell erlernt hatte, entschuldigte sich bei uns und erledigte das Telephongespräch. Er legte, anscheinend mit einem Kollegen von einem andern Ministerium, einen Besprechungstermin fest. Er bat den Herrn Kollegen, die Herren vom Rundfunk zu bestellen, er übernehme es, Herrn Pastor X und dessen „Stab" zu benachrichtigen.

„Sie hörten es grade," sagte er, als er sich wieder gesetzt hatte, „wir stehen dauernd mit dem Rundfunk in Verbindung, um unsre Maßnahmen den breitesten Kreisen zugänglich zu machen."

„Und wenn Ihre Maßnahmen jener Not, die wir erwarten, nicht gewachsen sein sollte?" fragte Wilhelm.

„Dann," meinte der Ministerialrat, „dann müßte man allerdings die privaten Kräfte in Bewegung setzen, und zwar auf dem Wege einer Notverordnung."

„Aber in diesem Fall wäre doch alles, was wir von dem Elan und dem Sinn der privaten Aktion erwarten, kaputt!" rief Wilhelm.

„Ja," sagte der Ministerialrat und stand auf. „Ich muß Sie jetzt bitten, mich zu entschuldigen. Meine Zeit ist knapp bemessen. Sie dürfen versichert sein, daß alles geschehen wird, was möglich ist. Wir haben unsre Erfahrung, und wir tun, was wir können. Es ist erfreulich, daß die Bevölkerung so regen Anteil nimmt. Das läßt uns hoffen, daß unsre Maßnahmen weitgehende Unterstützung finden werden. Im übrigen, meine Herren, Sie sind ja Schriftsteller. Suchen Sie doch in der Presse zu wirken. Schreiben Sie doch!"

Er gab uns die Hand. Wir verabschiedeten uns verlegen und verließen das Reichsinnenministerium. Dann standen wir noch eine Weile auf der Straße, und uns war, als kämen wir vom Sprachunterricht und hätten die erste Stunde Chinesisch hinter uns. Schreiben Sie doch! hatte er gesagt.

Gesagt, getan.

Imma mit die Ruhe! von Theobald Tiger

Wenn ick det sehe, wat se so machn,
wie se bei de jeringsten Sachn
sich uffpustn, det man denkt, se platzen —
wie se rot anlaufn, bis an die Jlatzen,
ahms spät un morjens um achte —:
sachte! sachte!
Warum denn so furchtbar uffjerecht?
Wir wern mal alle inn Kasten jelecht.

Wissen Se, ick wah mal dabei —
da hattn se uff de Polessei
eenen Selbstmörda, jänzlich nackt,
in eenen murksijen Sarch jepackt.
Die hatten det eilich! Un ick dachte:
Sachte! Sachte!
Un der Anblick hat sich mir injeprecht:
Wir wern mal alle inn Kasten jelecht.

Janich rellejöhs.
Wie soll ick det sahrn . . .?
Ick kann det Jefuchtel nich vatrahrn.
Wir komm bei Muttan raus mit Jeschrei,
un manche bleihm denn auch dabei.
Wenn ick mir det so allens betrachte:
Imma sachte!
Mal liechste still. Denn wird ausjefecht.
Un wir wern alle inn Kasten jelecht.

Kurz und unfreundlich von Rudolf Arnheim

Es gibt welche, die zahlen mit Papier, als ob sie Gold im Keller hätten. Das sind die Schlimmsten. Und es gibt andre, die zahlen mit Papier, obwohl sie Gold im Keller haben. Um die ist es schade. Und es gibt welche, die zahlen, wenn sie zahlen, mit Gold.

*

Der Satz, daß überall mit Wasser gekocht wird, sollte auf Gemüse keine Anwendung finden.

*

Gott ist groß. Man verirrt sich leicht in ihm.

*

Sprichwörter: Sage mir, was sie an dir lobt, und ich werde dir sagen, was sie an sich liebt. — Frisch gewagt, ist halb verpatzt. — Wo ein Weg ist, da spare man den Willen. — Nach unten zu gibts keine Grenzen.

*

Protestversammlungen sind Kirchgänge der machtlosen Intellektuellen. Auf der Kanzel steht ein atheistischer Pope im Schillerkragen und predigt: „Lasset uns eine Resolution fassen!" Und währenddem gehen die himmlischen und die irdischen Götter taubstumm ihren Geschäften nach.

*

In ihrem Antlitz stand mit unsichtbaren Lettern geschrieben: „Alle Packungen in diesem Fenster sind nur Attrappe".

*

Es gibt zwei Erkenntnismittel: sehen und riechen. Riechen ist genialer.

*

Es gibt zwei Dinge, die ein Schriftsteller sich nur sehr schwer vorstellen kann: daß jemand seine Sachen liest, und daß jemand seine Sachen nicht liest.

*

Unter Kollektivismus stellt man sich gern etwas wie einen überfüllten Untergrundbahnwagen vor. Damit tun ihm seine Gegner wie seine Anhänger unrecht.

*

Man soll lieben, und man mag dichten. Aber man soll nicht mit der Feder lieben.

*

An der belebten Hafenpromenade von Lugano hatte sich ein italienischer Herr auf einer Bank einen Schuh ausgezogen, weil ein Stein hineingeraten war. Als er den Schuh aber wieder anziehen wollte, griff er, weil er gleichzeitig ein lebhaftes politisches Gespräch mit einem vor ihm stehenden Landsmann führte, unversehens seinen Hut, der neben ihm auf der Bank gelegen hatte, und bemühte sich nun mit heftigem Zerren, den Hut über den bestrumpften Fuß zu ziehen. Als der andre Italiener dies bemerkte, entwand er — wie seltsam ist die menschliche Natur! — ohne die leiseste Verwunderung, ohne das leiseste Lächeln dem Freunde den Hut, legte ihn zurück auf die Bank und fuhr ohne Pause fort, mit beiden Händen über die politische Lage zu reden.

Drohung über Paris von Le Corbusier

Aus einer von Alfred Wolfenstein herausgegebenen Sammlung „Hier schreibt Paris", die demnächst im Verlag der Internationalen Bibliothek, Berlin, erscheint.

Ein recht theatralischer Titel: Drohung über Paris! Wenn ich nur zeigen könnte, daß es der Ausdruck einer pathetischen Lage ist. Meine Gedanken umkreisen bange diese Stadt, die verkümmern, absterben, auslöschen kann, wenn... wenn man nicht handelt, wenn man den Glauben an das Leben aufgibt, wenn man Dämmerung sich über Europa breiten läßt, wenn man die Überlieferung der Stadt verleugnet und kapituliert!

Welche andre Stadt könnte sich noch so herrlich aufrichten wie diese auf ihrem tausendjährigen Grund und vor der ganzen Welt das fröhliche und kraftvolle Wort finden, das die Welt von ihr erwartet!

Paris — Sitz des cartesianischen Geistes, Schauplatz der großen Waffengänge der Kunst; Paris — ungeheure Kulturmacht; Paris, das stets zu urteilen wußte und mit seinem Urteil stets auf der Höhe der Zeit stand: nein, diese Stadt wird nicht in Schlaf fallen und aufhören, zu sein!

Ich möchte meine Liebe zu Paris in Worte kleiden: ein Ort, zitternd von Leben und doch mit der Atmosphäre einer großen Leere, in der die Kräfte wie im Wettkampf um Reinheit aufeinanderprallen. Die reine Idee allein ist Siegerin: wieviel Leichen ringsumher, wieviel Halbheiten, die unterliegen. So heiß ist der Kampf, so übermächtig die Masse sekulärer Wahrheiten, mit denen man die neue Idee erdrücken kann, daß nur diejenigen Kämpfer widerstehen, die lachen, die trotz allem singen, die mit dem klaren Wissen um ihre völlige Uneigennützigkeit werken. Das sind die in die Welt und in die Kunst Vernarrten, in diese letzte Wirksamkeit, die Trägerin des Glückes ist.

Man sät Samen aus, die Knospe zeigt sich: sofort ist sie zertreten. Man steckt eine Wurzel mehr ins Erdreich, man arbeitet in die Tiefe, neues Aufgehen der Stecklinge: neuerliches Zerstampfen. Allzu viele wollen unsre Idee vortragen: ein einfaches geistvolles Wort, köstliche Frucht alter Kulturen, bedeckt euch mit Schutt. Diese Erfahrung wiederholt sich seit langem; junge Generationen reiben sich damit auf und auch ältere Jahrgänge. Man muß einen Kampf von zwanzig Jahren bestehen, um durchzudringen. Der „zwanzigjährige Krieg" und ein einziger Krieger (man selber) gegen ein Heer vollendeter Tatsachen. Ich kenne keine andre Stadt, die so hart wäre. O geliebte Rabenmutter, man setzt Wurzeln in deinen Boden, tiefe, langsame, und man kann den Wettkampf der Reinheit gewinnen.

So ist der kostbare Boden von Paris. Ist diese Spannung nichts andres als die letzte Auswirkung des Aufruhrs der Maschinen? Waren die Dinge einfacher vor Stevenson? Ich weiß es nicht, wir waren nicht dabei; und der Mensch, der das Ufer erreicht, hat schnell sein dramatisch bewegtes Floß auf dem rasenden Meere vergessen. Vorwärts blickend beeilt er sich, festes Land zu gewinnen, und baut. Wir haben keine

Historiker der schlechten Tage, darum gibt es keine Denkmäler für die unbekannten Toten des großen Wettkampfes.

Cartesianisches Paris, das keine Verwirrung kennt. Klares Paris.

Es gibt im Golf von Lion eine tote Stadt: Aigues-Mortes, eine versandete Bucht, eine Stadt, die vor dem Schilf der Lagunen und hinter den Sümpfen der Salinen liegt. Sie wurde im Ganzen vom heiligen Ludwig erbaut für die Einschiffung der Kreuzfahrerheere. Die Wälle sind noch unbeschädigt mit ihren Schutzvorrichtungen für den Kriegsfall. Das ist eine bis ins kleinste sorgfältige, genaue, gutgefügte, scharfsinnige Schutzanlage. Die Steine sind klar umrissen, die Kanten ausdrucksvoll, es entströmt ihnen eine geistige Helle. Aigues-Mortes ist pariserisch, von einem Pariser für Pariser erbaut. Die Vernunft ist dort allmächtig und doch von einem Lächeln beglänzt. Das ist es, was sich überall in dieser Geschichte wiederfinden läßt: Hellsichtigkeit und Spiel des Geistes, das heißt eine harte Aufgabe, aber ein Sieg ohne Brutalität, ungezwungene Anmut gemischt mit Strenge, und diese Strenge erscheint in der Weltgeschichte der Künste als eine gewisse Steifheit. Sie ist der adlige Ausdruck für Exaktheit. Ist sie etwa zu trocken, zu kleinlich, ohne Kraft? Keine Spur, sie beugt sich weder nach rechts noch nach links, sie hat die Geschmeidigkeit des Seiles, gespannt für einen Seiltänzer: mathematischer Ausdruck, reines Profil, Linie.

Das Innere von Notre-Dame, die Gemälde von Fouquet, der Turm von Vincennes, die Zeichnungen von Clouet, der Pont Neuf, die Place des Vosges, der Pont Royal, Nicolas Poussin, die Invalides, die Concorde, l'Arc de l'Etoile, die Passerelle des Arts, Ingres, die Bibliothek Ste.-Geneviève, der Eiffelturm, Cézanne — das alles ist diese Steifheit, die Strenge ist. Die Erbschaft der Epochen von Paris. Das Seil des Seiltänzers, gespannt zwischen dem Glockenturm der Kirche und dem Dach der Mairie, ist keine Gerade, es ist ein Bogen, in dem jeder Punkt im Gleichgewicht gehalten wird durch die äußerste Spannung: eine Linie des Geistes. Reisen wir durch die Welt, und setzen wir den Punkt.

*

Was mich an Paris, in Paris so sehr bewegt, ist seine Vitalität. Mehr als tausend Jahre lebt diese Stadt aus sich heraus, immer schön, immer umschmeichelt, immer neu und stets erneuert. Das Maß des Fortschritts ist durch die Umfriedung gegeben, in der sich der Wettkampf der Reinheit abspielt. Paris lebt. Aber damit hängt meine Besorgnis zusammen: Dort, wo die Beschlüsse gefaßt werden, ist man nicht darauf bedacht, die Überlieferung von Paris zu erhalten. Die Stadt windet sich heute in Krämpfen, sie ist auf dem Wege, gebrechlich zu werden, es bröckelt überall. Und kein Colbert ist da, um Heilmittel zu verordnen, kein Chirurg, um zu operieren, nicht einmal eine Diagnose!

Ist es nicht vermessen und dünkelhaft von mir, die Frage so zu stellen? Mit welchem Recht urteile ich? Auf was stützt sich meine Überzeugung? Darauf: die Köstlichkeit des Lebens ist etwas, was man mit der Nase spürt, weder Überlegung noch

Wille können daran etwas ändern. Wahrnehmungen, feiner als der einfache Gesichts- oder Tastsinn, bestimmen die Richtung unsres Handelns: man geht. Man geht, einem Gebote folgend, welches das Leben selbst ist. Das Leben! Aber das ist Tun, Bewegung, Unternehmung, Fügung, die Minute, die verrinnt und die erfaßt sein will. Zeichen werden sichtbar: die vorwärtstreibende Kraft dieser Zeit stellt sich dar. Entweder wir lassen uns von ihr tragen und werden stark oder wir werden verschimmeln und verfaulen. Die gegenwärtige Stunde ist schleierlos; die städtischen Ereignisse zeigen das unwiderstehliche, unaufhaltsame Zunehmen der Mechanisierung an. Das neue Zeitalter bestätigt sich, es tritt überall in Erscheinung, es richtet sich in allem auf, überschlägt sich, drängt sich durch, erkämpft sich den Weg, erobert. Es verwandelt die Stufenleiter der durch Jahrhunderte geltenden Masse, es gebietet der Zeit einen neuen Lauf. Alles blüht auf, alles wäre eitel Freude in diesem neuen Frühling: Tätigkeit, Optimismus, Arbeit, Werk, Stolz, Größe, Schwung der Gemeinschaft, Eroberung, Gefahr, ein starkes und gesundes Abenteuer. Aber die Mächte der Reaktion richten sich bereits auf hinter der Brustwehr der erworbenen Erfahrungen, des erworbenen Geldes, hinter den Mauern der Unbeweglichkeit, die starr sind von den allgemeinen Leiden. Die Reaktion ruft die öffentliche Meinung an. Um uns niederzukämpfen, uns, die wir handeln wollen, reizen die Zufriedenen die Millionen armer Teufel auf, die beschmutzt und bedrückt sind von der schimmelnden Stadt: „Armer Teufel", rufen sie, „man will den Jahrhunderte alten Ruf deines guten Geschmacks beflecken; armer Teufel, Vandalen, herzlose Menschen wollen die Schönheiten deiner Stadt zerstören, — vernichten wollen sie die großartige Geschichte des Ortes deiner Not!" Man will die Meinung in Bann schlagen in Zeitungen, Zeitschriften, Vorträgen. Die Reaktion marschiert.

In der Stunde des Alarms zum Kampf für die große Epopöe der neuen Zeit herrscht die kalte Angst. Die Stadt verfällt immer rascher der Fäulnis, die Stadt kann sinnlos werden. Die wachsende Mechanisierung zerstört. Der Pariser weiß nicht mehr, wo der Feind steht. Wenn er reich ist, schickt er sogleich seine Kinder fort — die Stadt verliert ihre Seele — die Fröhlichkeit des Volkes. Zwanzig Jahre haben diese Abdankung vollbracht, weil die eng gewordene Sicht der Stadt die wahren Horizonte ihres Werdens verdeckt hat. Es ist eine Drohung über Paris.

*

Keine Ausflüchte mehr. Nicht mehr solche: wir werden ganz allmählich, eins nach dem andern, das Programm Ludwigs XIV. zu Ende führen (dies wurde gesagt und geschrieben zur Feier des Durchbruchs des Boulevard Haussmann, am 15. Januar 1927). Daß man dergleichen zu sagen und zu schreiben wagt! Nein, begreifen, besprechen, entscheiden, tun! Solange es noch Zeit ist! Mit jedem Tage erstarrt Paris mehr und mehr: man läßt an den gleichen Stellen in den gleichen Straßen die dicken „buildings" wieder erstehen. Sind denn gar keine Jungen mehr da? Gibt es gar kein Programm?

Ist der starke Bogen der Tradition entzweigebrochen? Sind wir besiegt, geschlagen, niedergemacht, erledigt? Die kalte Angst herrscht! Wessen? Nicht unsre, und unsre Zahl ist doch Legion — sie wäre Legion, wenn wir verstünden, uns zusammenzuschließen. Man müßte es können — sich zusammenschließen und die Aufbewahrungsstätten des akademischen Geistes in die Luft sprengen!

Eine Aufgabe ist in allen ihren Ausmaßen, an ihrem Ort, mit ihren Finanzierungsmöglichkeiten durch das heutige Geschehen selbst gestellt. Es sind neue Dimensionen da, darin die neuen Organe des heutigen Lebens ihre eignen Maße finden. Die Lage ist klar gekennzeichnet: der verzweifelte Krankheitszustand der Stadt; die durchaus treffende Diagnose; man weiß, wo, wie, womit man zu handeln hat. Die mögliche Aufwertung des Grund und Bodens veranlaßt die Vertreter der Finanz, nicht länger zu zögern. Berechnungen werden aufgestellt: nichts ist unmöglich; was getan werden muß, ist zu machen. Das Zeitalter der Architektur hat begonnen. Architektur ist heute in den tausend kleinen Dingen, mit denen sich die Stadt beschäftigt. Paris braucht eine Ordnung. Wer wird sie ihm geben? Die Auserwählten sind im Bilde, sind bereit, der Gefahr die Stirn zu bieten, sind einverstanden, die Schmerzen oder zumindest die Mühen der Veränderung zu tragen. Sie haben die Neugier des Neuen, sie haben das Bedürfnis nach Harmonie, sie sind bereit, ihre Arbeit für die Idee daranzugeben.

Die niemals wiederkehrende Stunde schlägt, vielleicht hängt das Leben der Stadt von ihr ab. Alles kann durch Nachlässigkeit in lauter Mittelmäßigkeit untergehen. Ein Paris der Mittelmäßigkeit! Das ist doch nicht möglich. Paris, das abdankt, weil es hier müde Geister gibt, festgeschraubt auf den Sesseln ihrer Sinekuren; weil diese Leute kleine Ausbrüche kalten Schweißes haben, ihrer Verantwortung wegen; weil sie bremsen — grundsätzlich! Gewiß, Paris versteht zu bremsen, wir wissen es, strenge Mutter des Gedankens; Paris hat zu bremsen verstanden bis zur Stunde der höchsten Gefahr. Aber da nun höchste Gefahr im Verzuge ist, tut es not, daß Paris vorstößt.

Die strahlende Stadt kann gebaut werden als fröhliches Unternehmen, aktiv, produktiv, mit Enthusiasmus, mit Zuversicht, in Liebe zur Schönheit, in der architektonischen Größe des neuen Programms, das eine neue Stufenleiter für Größe aufstellt! Doch es ist wirklich eine Drohung über Paris, und wenn es sich nicht rührt, wird es verkümmern.

Die Familie von Helmut Klaffke

Die Familie gleicht einem Teich ohne Quelle. Sie ruht in sich, und ihre Oberfläche trägt goldne Entengrütze. Ihre Tiefe riecht.

Der Familienvorsteher sucht allwöchentlich vorsichtig stachelnd nach dem lieben Gott und findet allemal, wenn neun Monate vergangen sind, nur ein Kind. Das ist ein Fehler, man

hat ohnedies genug Geldausgaben. Doch sie freuen sich herzlich, denn der Mensch ist kein Tier, und ein Kind ist klein. Es bekommt einen schönen Namen und heißt vielleicht Ferdinand.

Ferdinand ist den Eltern für sein Leben dankbar von Anfang an. Er ehrt sie. Sein Temperament berechtigt zu schönen Hoffnungen, er sagt früher als andre Knaben seines Alters bä, bä, das ist ein Zeichen. Er sieht dem Vater ähnlich — nein, der Mutter; er hat wohl die Nase vom Vater und die Augen der Mutter. Er ist die Summe der elterlichen Veranlagungen und wird vielleicht später studieren, das ist ein klares Ziel.

Der Frühling geht, der Sommer kommt, der Herbst danach, der Winter ist schneeweiß. Der Vorsteher war nicht mehr zu jung, als Ferdinand versehentlich kam, jetzt ist er älter. Er hat sich früh ein Ziel gesteckt und es zum guten Teil erreicht: seine Stellung ist nicht ohne Verantwortung. Er verfügt über aufgespeicherte Reserven: er stachelt weniger, dafür ist er voll verhaltener Kraft.

Die Gattin nickt: es geht ihnen gut, unberufen, es könnte manches besser sein, doch sie haben im Sommer ihre Erholung, sie haben im Winter ihre ruhigen Abende, und sie haben Ferdinand.

Ferdinand spielt still in der Stubenmitte mit „Fallada", dem weißen Holzpferd. Er ehrt seine Eltern und schließt sie in sein Abendgebet ein. Seine Feuchte erfrischt den Kitt der Familienfugen — er erfrischt die Liebe. Er ist die Summe der elterlichen Veranlagungen.

Die Tage werden kürzer — die Tage werden länger; am Himmel gehen weiße Wolken oder auch graue. Es gibt viel kleine Geschehnisse, die erfreuen, vielleicht ein wenig mehr, die befremden. Nicht nur an Ferdinand spürt der Vorsteher, daß er altert. Doch ist dafür gesorgt, daß sein Alter nicht inhaltslos sei.

Die Gattin leidet an periodischer Furunkulose: am Halse, unter der Achsel, manchmal am Leibe. Da ist der Vorsteher eine Hilfe. Er drückt und betupft sie mit Watte vor dem Einschlafen, das ist — rein menschlich — eine schöne Gemeinschaft und ersetzt vieles. Sie haben außerdem Ferdinand.

Ferdinand geht längst zur Schule; er ist bald soweit, daß er damit fertig sein müßte. Im Lateinischen ist er etwas schwach, dafür in Geschichte prachtvoll, das ist gar keine Frage. Er betet nicht mehr, doch ist er still und nachdenklich. Er fühlt das, was der Vorsteher aus innerer Überzeugung verneint: er möchte stacheln. Er stachelt. Er sucht nach Gott und findet nur ein Kind.

Das hat der Vorsteher nicht gewollt: er hatte andre Absichten. Übrigens ist er kein Schwein. Die Gattin nickt: woher der Knabe das haben mag; es liegt doch nicht in der Familie.

Ferdinand schüttelt mit der Hand, als habe er in Kot gefaßt. Er steckt sein Ziel ein wenig heran und wird selbst Vorsteher. Hier schließt sich der Kreis.

Die Familie gleicht einem Teich ohne Quelle. Sie ruht in sich, und ihre Oberfläche trägt goldene Entengrütze. Ihre Tiefe riecht.

Zeittheater! Zeittheater! von Alice Ekert-Rothholz

Zeittheater?
Mutter spielt Bridge ... Und Vater?
Vater geht nich in son Theater.
Vater hat an der Börse Theater ...
Sagt Vater.

Denn der Berliner von Rang und Parkett
möchte gern lachen oder ein Bett ...
Selbstverständlich auf Freibillett.
Wo die Zeit ihm den ganzen Tag so mißfällt
denn ooch noch Zeittheater?
Nur wenn Tauber da mitsingt:
„Schöön ist die Welt!"

Zeittheater?
„Ich bitt Sie, das gibt so leicht Skandal!
Das Publikum spuckt mir ins Personal ...
Außerdem schießen se heut immerzu —
In meinem Theater will ich mei Ruh!"
Spricht der Direktor und Vater
vons Zeittheater.

Denn der Berliner von Rang und Parkett
möchte gern lachen oder ein Bett ...
Er verlangt für sein teures Freibillett:
Rührung. Brüste, die man genau durchs Glas bewundert —
Zeittheater?
Aber gern!
Aus der Zeit um 1900.

Zeittheater?
Wenns hochkommt, ists wie im Parteilokal ...
Leute von heute, spielt doch mal:
„Deutsche Wirtschaft." Ein garantiert starkes Stück!
Leute, spielt mal, wie alles so kam
Wie man uns Glauben und Spargroschen nahm ...
Leute! Spielt: „Zeit ohne Zuckerguß"
Spielt, wie ein ganzes Volk stillhalten muß ...
— „Hören Se uff! Sie Mann da!
Das ist rote Propaganda!"

Denn der Berliner von Rang und Parkett
möchte gern lachen oder ein Bett ...
Alles Andere nicht mal auf Freibillett!
Zeittheater?
... Nischt wie Lärm und Radau. Zum Schluß noch mit Toten
Und die Bühne riecht immer so nach Moskau ...
Der Arzt hat mir Lärm und Moskau verboten!"

*

Und deswegen kommt es auf Folgendes raus:
Man spielt Johann Strauß oder Vogel Strauß ...
Das Zeittheater — merken Se wat? —
findet außerhalb des Theaters statt.

Bemerkungen

Parteiwirtschaft

Wie wäre es, wenn man nun einmal einen dämlichen kleinen Trick aus unsrer Politik entfernte, der darin besteht, jeder grade an der Macht befindlichen Partei vorzuwerfen, sie betreibe Parteiwirtschaft —? Ja, was soll sie denn eigentlich sonst betreiben —?

Das Wohl der Allgemeinheit ..., ich weiß schon. Aber ich möchte nur einmal wissen, wozu denn Wahlen und Propaganda und Parteikampf da sein sollen, wenn nicht zu dem alleinigen Zweck, eine Partei an die Macht zu bringen. Und wenn sie dort angekommen ist, was hat sie zu tun? Natürlich ihre Macht zu gebrauchen. Das haben alle Parteien begriffen, mit Ausnahme der SPD, der man sehr zu Unrecht den Vorwurf macht, sie mißbrauche ihre Machtstellung. Sie hat gar keine. Es mag ja sein, daß die Pöstchenverteilung für ihre Mitglieder angenehm ist — ihre Macht hat sie nie richtig benutzt: sie hat stets nur Kompromisse gemacht, und die zu ihrem Schaden. Sind die Rechten an der Macht, so benutzen sie ihre Macht, und sie tun recht daran. Und das Zentrum ... aber das ist ja in Deutschland immer an der Macht. Die Zeitungen kreischen gegen Moskau, und das Land wird von Rom regiert.

Doch sollte man mit jener tiefen Unehrlichkeit aufhören, jeder Regierung vorzuwerfen, sie sei eine Parteiregierung. Natürlich ist sie das, und das soll sie auch sein. Daß aber in Deutschland der Begriff „Partei" bis auf das Rinnstein-Niveau gesunken ist, das ist eine andre Sache, und hier sollte man zupacken. Der Rest ist Heuchelei.

Das Niveau, auf dem sich die meisten deutschen politischen Debatten bewegen, ist kaum noch zu unterbieten. Sieht man von einigen Jugendbünden ab, die sich, besonders sehr weit rechts und sehr weit links, ernsthaft um einen gesunden Kampf bemühen, das heißt, die den Gegner nicht bagatellisieren und ihn nicht fortdisputieren, sondern die wirklich antreten — dann bleibt ein Meer von Lügen. Man sehe sich etwa, wenn man die Geduld dazu aufbringt, diese unsägliche Hitlerpresse an: wie das der Regierung vorwirft, das Land nach Prinzipien zu regieren, also genau das zu tun, was jene tun wollen. Es ist mehr als jämmerlich, was da getrieben wird.

Zu bekämpfen ist allein die Parteiwirtschaft, die sich nicht offen als solche bekennt, sondern die vorgibt, für das große Ganze zu arbeiten, so, wie die katholische Kirche gern „die Natur" vorschiebt, wenn sie ihr Dogma meint. Sagt, was ihr wollt, und sagt, was ihr tut, wenn ihr an der Macht seid. Euch dann noch Parteiwirtschaft vorzuwerfen, ist die Negierung jeder Politik.

Ignaz Wrobel

Antwort an Max Brod

Der Dichter und Kämpfer Max Brod fügt seinen dreihundertvierundachtzig Protesten, die der Kummer über den textungetreuen Schwejk ihm abnötigt, trotz seinem am 17. September im ‚Prager Tagblatt' erschienenen Epilog zum Schwejk — einen dreihundertfünfundachtzigsten (in der letzten Nummer der ‚Weltbühne') hinzu. Hier erkläre ich: daß seine Behauptungen im dreihundertfünfundachtzigsten Protest samt und sonders teils entstellt, teils gänzlich erfunden sind. Über die vom Dichter Max Brod mißbilligten Text-Improvisationen, die ich in einer unter andern von Piscator, Bert Brecht, Leo Lania und Gasbarra bearbeiteten Schwejk-Fassung seit vier Jahren spiele und von der der Dichter Max Brod seit ebenso vielen Jahren die Tantiemen bezieht, obwohl sie mit der von ihm gedichteten Offiziersdienerposse „Schwejk" nicht das geringste zu tun hat, urteilt der Possen-Mitarbeiter des Dichters, Hans

Reimann, in einem Brief an diesen so:

„Leoni am Starnbergsee

Mein lieber Max!

Ich habe Dir heute dieses Telegramm geschickt: „Aufführungen müssen stattfinden, bin gegen Deinen Protest. Hans."

Jawohl, Max, ich bin gegen Deinen Protest, aus etlichen Gründen.

Erstens sei froh, daß überhaupt noch Theater gespielt wird in dieser Dreckzeit und daß man als Autor etwas daran verdient.

Zweitens, weil man infolge Deines öffentlichen Protestes ohnehin weiß, daß nicht die Originalfassung gespielt wird und infolgedessen Du keinerlei Schaden in Deiner Reputation erleidest.

Die Fassung Pallenbergs ist (für Bühnenzwecke) unendlich viel besser, als die Formulierung des geschwätzigen Schwejks im Roman.

Gott, sind die Osmanen nett und das goldene Hörnchen! Hätten wir nur alles so lustig geschrieben! Ich bin blindlings für Pallenbergs Fassung eingenommen und protestiere nochmals gegen Deinen Protest.

Ich bin der Überzeugung, daß Pallenberg uns zuliebe eine Form finden wird, und Du wirst es nicht nötig haben, einen Rückzug anzutreten, weil (wie gesagt), durch Deinen öffentlichen Protest die Ehre der Autoren nebbich längst hergestellt ist.

Aber deshalb das ganze Gastspiel vermasseln? Nein, Max. Durch Deinen Protest mußte sich die Sache erledigt haben. Direktor Beer wird eine mittlere Linie finden, damit Du nicht als der Lackierte dastehst.

Ich als (entschuldige!) Mitautor habe nicht das mindeste gegen das Gastspiel. In seinem Interesse wird Pallenberg die Sache so famos wie möglich machen, verlaß Dich darauf.

Es ist der reine Hohn, daß eine anständige Sache durch übertriebene Korrektheit ins Wasser fallen soll. Seien wir froh, daß der Schwejk endlich in Prag gespielt wird. Ich habe damals einen Film gesehen, der war der letzte Mist; und niemand hat protestiert.

Gegen Pallenberg zu protestieren halte ich mich nicht für befugt. Ich liebe diesen genialen Mann und entschuldige ihm alle Zusätze und Übertreibungen.

Hoffentlich bringt er die gegen die Osmanen kämpfenden Türken.

Herzlichen Gruß von

Hans m. p."

Bezeichnend für die Polemik des Dichters Max Brod (und noch mehr für den Polemiker) ist es, daß er in dem Streit um Schwejk nicht vergißt, meine Angelegenheit mit der Amstelbank zu erwähnen. Wobei er, beziehungsvoll zwinkernd, vermerkt, daß ich in dieser Sache „verstummt" sei.

Wie jeder anständige Mensch solche Art der Polemik nennen wird, brauche ich nicht zu sagen.

Aber was tut nicht alles ein Dichter, der für einen Dichter kämpft!

Bis zu seinem fünfhundertsten (Jubiläums) Protest hört der Dichter und Kämpfer Max Brod nichts mehr von mir!

Max Pallenberg

„Rückkehr“,

ein Gesellschaftsspiel von der Liebe, Verfasser: Donald Stewart, macht es dem Zuhörer nicht leicht, ein solcher zu sein. Auf der Bühne (der „Komödie“) breitet eine Gruppe miteinander verwandter oder bekannter Personen, feiner Mittelstand, in verschlungnem Dialog — sie sprechen Achter, wie man auf der Eisbahn welche schleift — ihr alltägliches Leben aus, das stellenweise mit Innenleben, unübersehbar durchschimmernd, gefüttert ist. Im Stewartschen Dialog wird manches hörbar verschwiegen: das im Gespräch nicht Ausgesprochene schwebt als ein Gespräch zweiten Grades zwischen den Worten. Doch ist leider auch, was in diesem stumm-laut wird, um entscheidende Grade zu uninteressant. Lange dauert es, bis die gegenseitigen Beziehungen der Figuren klar gestellt sind, bis der Hörer, umsummt von Evie, Bill, Liz, Johnny, Fleur, Robby, beiläufig weiß, wer zu wem, mit wem, wessentwegen. Die Handlung ist zwirndünn und der in den Zwirn geknüpfte Knoten kaum merkbar. Im Wesentlichen geht es um das Schicksal der kapriziösen Fleur, die, weil sie den nicht heiraten kann, den sie liebt, den liebt, den sie heiratet. In der Ehe erleidet Fleur Kummer, — Bill flattert um Evie —, der sie bis an den Rand der Selbstverleugnung bringt, aber im vorletzten Augenblick (in den Garderoben ist schon alles ready) fängt sie sich wieder („Rückkehr“), und damit auch, obschon niemand weiß, warum und wieso, den halb Entflatterten.

Frau Dorsch spielt die Rolle, oder eigentlich: sie spielt à propos der Rolle. Sie gibt Proben aus ihrem Repertoire der Zärtlichkeit und Herzenswärme, des Übermuts, der leichteren und der tieferen Schmerzen, sehr schöne Muster von verhaltenem und ausbrechendem Gefühl, von kummervoller Fröhlichkeit und mit Selbstverspottung zugedecktem Kummer, alles bezaubernd weich in den Übergängen und apart in der Mischung. Und alles, gewissermaßen, an und für sich, absolut, das heißt außerhalb der Ordnung und Begründung der schwachen Komödie, die nicht den Baum abgibt, an dem solche Früchte reiften, sondern nur den Teller, auf den sie gelegt wurden.

Alfred Polgar

Feininger

Armer Feininger, als Frick Kultusminister geworden war im Lande der Thüringer, warf er Deine Bilder aus dem Schloßmuseum heraus. Sie hängen jetzt in der außerordentlichen Feininger-Ausstellung des Kronprinzenpalais, die Justi eben eröffnet. Der Katalog hat bei jedem die Schande vermerkt.

Was braucht ein Frick von der Malerei zu verstehn? Nichts. Aber Frick nahm jedenfalls Deine Bilder ernst, so ernst, daß er sein Volk nicht weiter ihren Wirkungen aussetzen wollte. Wenn er dunkel fühlte, daß Deine Bilder keine Spielerei sind, daß sie etwas wollen, daß sie der eignen Kümmerlichkeit und Muffigkeit schädlich werden könnten, dann hat er Dir doch, auf seine treudeutsch-tapfere Art, Respekt erwiesen. Und in ein Hakenkreuz-Museum gehörst Du ja wirklich nicht.

Max Deri, Kritiker der ‚BZ. am Mittag', berufsmäßiger, approbierter Kenner der Kunst, über jeden Verdacht reaktionärer Gesinnung erhaben, hat Dich schlimmer getroffen. Er hat Dir aufmunternd auf die Schulter geklopft, Dich neckisch mahnend in die Backe gekniffen und Dich schließlich mit einem kleinen Klaps entlassen: „Es ist nicht viel, mein Jungelchen, was Du kannst, aber weine nicht, versetzt kannst Du werden."

Es ist ja eigentlich verdammt schwer, Dich mißzuverstehn; verdammt schwer, Deine Art, die ganz rein in Deine Bilder übergeht, nicht zu erkennen. Aber Doktor Deri kann es. Ich traue meinen Augen nicht, aber da steht es Schwarz auf Weiß: Du bis „begabt, frisch, zupackend" und vier Zeilen tiefer noch bestimmter: „frech im besten Sinne (wovon ich nicht weiß, was das ist), unbeschwert und unbekümmert". Von wem ist das gesagt? Wahrscheinlich von Gino von Finetti, von Hans Meid, Jäckel oder Krauskopf. Aber nein, von Lyonel Feininger, der in seiner ersten Periode, nach Doktor Deri, gebrüllt hat, ohne es doch ernst zu meinen.

Wenn wir einen Maler in Deutschland haben, der Vorbild nie endender Gewissensschärfung, immer sich prüfender, nie zufriedener, diszipliniertester Arbeiter ist, dann Feininger. „Frisch?" „Zupackend?" „Unbekümmert?" „Unbeschwert?" — Ja, er ist so frech wie eine zitternde Kompaßnadel.

Doktor Deri hat Feininger gewogen und für ein Genie zu leicht befunden. Es reicht nur zu einem „schönen Talent". Nicht darüber möchte ich mich mit Doktor Deri auseinandersetzen. Ich verstehe, daß einem Forscher, der so sehr auf Kunst-Psycho-Analyse gestellt ist wie Doktor Deri, die „Kanten und Ecken und Pyramiden und Würfel" Feiningers nicht sehr viel Erkenntnis-Material hergeben. Aber wäre es zu viel verlangt, in einem immerhin wichtigen Falle auch andre Materialien vor dem Urteil heranzuziehn? Es liegen zum Beispiel im achten Jahrgang des „Sturm", im sechsten Heft, Briefe von Feininger gedruckt vor, die über sein Schaffen, seine künstlerische Natur sehr schön unterrichten. Die kristallklare, große und ernste Art Feiningers ist in diesen Äußerungen! Hätte Doktor Deri, wenn ihm schon die Bilder nichts sagen, wenn ihm schon Gestalt und Antlitz dieses Menschen, den wir lieben, undeutbar sind — hätte er nicht wenigstens lesen sollen, was Feininger über „frech, unbeschwert, frisch, zupackend" (Feininger nennt es kurz „Temperament") denkt? — „Auf der Staffelei steht vor mir ein angefangenes Bild. Voller Frische, mit kühnem, breitem Auftrag. Seit drei Tagen berausche ich mich

daran. Und nun: ich habe zwei drei Bilder aus diesen letzten schrecklichen, verquälten Wintermonaten hervorgeholt und vergleiche sie mit dem neuen Glücksbild. Ja, was meinen Sie? — Das Glücksbild zerfällt in Bravour... und die Schmerzensbilder sind verklärte Werke... mit einem Zauberschlage scheint es zu gestehen, daß aus diesen verquälten Kindern dunkler Zeiten diamantharte, unvergängliche Visionen entstehen, voller verborgener Schönheit. Sie sind nicht von der heutigen Zeit. Das Glücksbild ist es. — Soll ich noch von meinem Glücksbild berichten? Es ist im Modder und Schlamm unreiner Farben untergegangen und besteht nicht mehr, sondern wird überspachtelt als Grundfläche für ein künftiges „ernstes" Bild. Dagegen habe ich mit Härte und Zorn mich gezwungen, dasselbe Bild noch einmal anzufangen und mir die größte Strenge zum Gesetz gestellt. Es wird jetzt erst ein Bild, das, diszipliniert und festgefügt, vielleicht einmal ein ‚Glücksbild' werden kann".

Wie sagte Doktor Deri? „Frech (im allerbesten Sinne), unbekümmert, unbeschwert" — welch ein lieber Vertreter des lustigen Malervölkchens. *Adolf Behne*

Also —?

„Das Verbot des evangelischen Pfarramts Eberstadt in Hessen an die politischen Verbände, die Kirche in Uniform zu betreten, ist vom Landeskirchenamt auf Beschwerde der nationalen Verbände aufgehoben worden."

Also aus der Kirche austreten.

Der Höfliche

Wenn man mich fragt, wer der höflichste Mann war, den ich je gesehen habe: der Abbé von Mesancy.

Die Französinnen sind sehr abergläubisch — einem Priester auf der Straße zu begegnen, gilt als böses Omen; man muß sofort nach einem Stück Eisen fassen — das bringt dann die Chancen wieder ins gleiche.

In Mesancy: eine junge Dame erbleichte beim Anblick des Abbés. Blieb fassungslos stehen — dann äugte sie fieberhaft nach einem Stück Eisen um.

Mit reizend-nachsichtigem Lächeln griff der Abbé in die Tasche und reichte ihr seinen Hausschlüssel. *Roda Roda*

Theaterkultur

In der Provinz findet gegenwärtig eine Theaterwerbewoche statt. Die Schauspieler gehen von Haus zu Haus, um Abonnements oder Gutscheinhefte zu verkaufen. Ein Kollege aus Erfurt klingelt an einer eleganten Villa und trägt dem öffnenden Mädchen sein Anliegen vor.

Das Mädchen verschwindet, um mit der gnädigen Frau Rücksprache zu nehmen und kehrt nach einer Weile zurück.

Die gnädige Frau läßt fragen, ob Sie denn nicht lesen könnten?

...? — —

Ob Sie nicht lesen könnten!

Wieso? —

Da deutet das Mädchen stumm auf das Schild neben der Klingel:

BETTELN UND HAUSIEREN
VERBOTEN

Germanisch

Charaktervoll selbständig, mutig kritisch, Belesenheit und Scharfsinn bekundend, da und dort gedankensprühend und durchhin gefühldurchwärmt; stellenweise in schönes Sprachgewand gekleidet, mit konzisen Formulierungen, die ästhetischen Genuß gewähren. Meiner Begutachtung ist meines Erinnerns eine bessere Dissertation nie unterstellt gewesen. Ich habe für mich selbst von ihr gelernt und beim Lesen mit Stolz als Germane mich gefühlt.

Prof. Dr. H. Haas in Theol. Lit. Ztg.

Ein kesser Nachkomme

Die Urenkelin unsrer bedeutendsten klassischen Dichterin hat einen flüssig geschriebenen etwas erotisierten Roman im Manuskript fertig. Sie würde mit ihrem hochangeseh. Namen allein schon ihren Weg machen.

Für Verleger, die auf Massenauflage eingestellt sind, ein sehr günstiges Angebot.

Angebote unter ‡ 1510 d. d. Geschäftsstelle des Börsenvereins.

‚Buchhändler-Börsenblatt'

Physik

Und Krauß zieht ein Beispiel aus der Physik heran: „Das Licht hat ja größere Geschwindigkeit als der Schall — folglich kann das Bühnenbild rasch konzipiert werden und das muß es, damit das Wort zur Wirkung kommen kann. Nur keine verwirrenden Dekorationen, die ablenken."

Film-Kurier

Liebe Weltbühne!

Premiere des neuen Hansi-Niese-Films. Auf der Projektionswand erscheint der Titel des Films:

„Purpur und Waschblau"

Stimme einer Kritikersgattin im Parkett: „Ach so, ein Farbenfilm!"

Deutscher Winter 1931/32

Der Winter naht, der Winter droht,
Er droht mit Kälte, Hunger, Tod,
Er droht der Stadt und droht dem Land,
Er droht — und das ist allerhand —
Nun auch dem deutschen Mittelstand,
Auch Brüning kommt dahinter:
Das wird ein schwerer Winter.

Die Heilsarmee zieht durch die Stadt,
Sie macht die Armen fett und satt;
Die hohen Tiere von der Bank
Gehn jetzt zu Fuß die Linden lang,
Erkälten sich und werden krank, —
Und Brüning kommt dahinter:
So kommt man durch den Winter.

In die Umgebung von Berlin
Sieht man in Scharen Siedler ziehn,
Sie sän und ernten hinterher
Soviel sie wolln und noch viel mehr,
Und Unterstützung gibts nicht mehr —:
Es steckt schon was dahinter!
So kommt man durch den Winter.

Die Nazis brülln: „Juda verrecke" im Chor
Und stelln zu Wohlfahrtszwecken sich vor.
Hitler, wie immer an der Spitze,
Erzählt allabendlich jüdische Witze
Und verwertet Kommunisten zu roter Grütze.
So wird aus den diversen Krisen
Der Weg zu herrlichen Zeiten gewiesen.
Anscheinend kommen sie dahinter,
Aber kommen sie auch durch den Winter?

G. Wallenstein

Hinweise der Redaktion

Hamburg

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Dienstag 20.00: Zusammenkunft im Volksheim, Eichenstraße.

Bücher

Oskar Maria Graf: Bolwieser. Drei Masken-Verlag, Berlin.
Alexander Lernet-Holenia: Das Abenteuer eines jungen Herrn in Polen. Gustav Kiepenheuer, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Mühlacker 18.40: Ist Kunst eine Waffe? Adolf Behne. — Berlin 20.00: Stunde der Unbekannten, Edlef Köppen. — Königsberg 20.10: Lenz, Hörspiel nach Büchner. — Breslau 21.45: Fazit des Kritikers, Herbert Jhering. — Berlin 22.15: Gandhi am runden Tisch mit England von Actualis. — **Mittwoch.** Berlin 19.15: Assignaten und Inflation, Samuel Saenger. — 20.00: Musik aus der Zeit des stummen Films. — **Donnerstag.** Berlin 18.15: Else Lasker-Schüler liest. — München 20.00: Die sieben Sachen von Erich Kästner. — **Freitag.** Hamburg 19.30: Bruno Nelissen-Haken liest. — Königsberg 20.10: Szenen aus Dos Passos Manhattan Transfer. — Berlin 20.30: Die Räuber von Schiller. — **Sonnabend.** Berlin 19.00: Die Erzählung der Woche, Günther Birkenfeld. — 19.25: Der Zweck der Kunst, Kurt Hiller und Ludwig Meidner.

Antworten

Buchhändler-Börsenblatt. Als seinerzeit das Photo-Buch von John Heartfield und Kurt Tucholsky „Deutschland über alles!" erschien, verweigertet ihr dem Neuen Deutschen Verlag die ersten Anzeigen, weil die Wiedergabe des Titelbildes geeignet sei, irgend etwas zu verletzen; wenn wir nicht irren, waren es die vaterländischen Gefühle oder die deutsche Reichsverfassung, kurz, etwas sehr Zerbrechliches. Nun aber... Nun aber ist da bei Breitkopf und Härtel ein Bilderbuch erschienen, das die von Heartfield und Tucholsky gewiesenen Wege geht: „Das Gesicht der Demokratie". Nehmen Sie fascistisch, das hebt Ihnen. Und dieses, Buchhändler-Börsenblatt, ist auf einmal ganz anders. Das verletzt keinen. Nicht die sehr bösartig ausgesuchte Photo des verstorbenen deutschen Außenministers Stresemann, der bei den Hitlern aller Prägungen langsam zum zweiten Erzberger geworden ist; es verletzt auch keinen, wenn über den Bildern Liebknechts und von Proletariern am Maschinengewehr eine Tafel anzeigt: „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen und von dem Willen beseelt, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern..." also eine klare Verhohnepipelung der Reichsverfassung. Uns ist das gewiß gleichgültig. Aber welches Gebrüll der edeln Seelen, wenn sich die Linke das erlaubt, was hier die Rechte mit voller Genehmigung aller reaktionärer Buchhändler vollführt. Nach wie vor: das Börsenblatt für den deutschnationalen Buchhandel.

Dr. Rudolf Hilferding. Sie schreiben mir diesen Brief: „Reichstag. Berlin NW 7, den 30. September 1931. An die Redaktion der ‚Weltbühne'. In Nr. 39 der ‚Weltbühne' vom 29. September 1931 wird in einem Artikel von Carl von Ossietzky gesagt, ich sei der Meinung, eine zweite, um einige Tongrade schärfere sozialistische Partei wäre notwendig, um nicht alle Genossen, die für Aufgabe der Tolerierungspolitik sind, an die Kommunistische Partei abzutreten. Man brauche eine Zwischenpartei, mit der man sich später wieder vertragen könne. Ich habe diese Meinung nie vertreten. Da die weitern Schlußfolgerungen des Artikels auf dieser irrigen Auffassung beruhen, nehme ich an, daß diese Schlußfolgerungen infolgedessen auch unzutreffend sind. In vorzüglicher Hochachtung gez. Hilferding." Nein, Herr Doktor, meine pessimistische Auffassung von Ihren Verstandeskräften beruht nicht allein auf Ihrem Verhalten in obengenannter Angelegenheit sondern auf vielen ältern Erfahrungen.

„Wisokü" oder auf Deutsch: Arbeitsvermittlungsstelle für wissenschaftliche, soziale und künstlerische Berufe. Ihr drückt den bei euch Arbeit Suchenden einen Fragebogen in die Hand, auf dem sie allerhand zu beantworten haben. Wirklich allerhand, denn ihr verlangt über das hinaus, was sich bei der Neugier deutscher Behörden von selbst versteht, auch noch zu wissen, ob der Arbeitslose Vorstrafen erlitten hat, wann, wie lange und wofür. Was geht euch das eigentlich an? Ihr habt dafür zu sorgen, daß die Arbeitslosen Stellung bekommen, und zwar nach ihren Fähigkeiten; ihr Vorleben spielt da gar keine Rolle. Was ist denn der Erfolg dieser Selbstbezichtigung? Der Vorbestrafte wird überhaupt keine Stellung mehr bekommen. Und wer kann an dieser Maßnahme allein ein Interesse haben? War es für den Arbeitgeber bisher nicht so einfach, präzise Auskünfte über die Vergangenheit eines Bewerbers zu erhalten, hier bekommt er sie fein säuberlich geliefert. Das Interesse der Arbeitgeberkreise, die nichts zu tun haben wollen mit diesen „Vorbestraften", ist also anscheinend hier ausschlaggebend gewesen, denn schließlich werdet ihr diese Erhebungen doch nicht zu euerm Privatvergnügen machen. Hoffentlich verfahren die also Befragten genau so, wie es eure Wißbegier bei der Sparte „Religionszugehörigkeit" immerhin zuläßt: sie beantworten die Frage überhaupt nicht, denn dieser Komplex geht

den Arbeitgeber gar nichts an. Wer einmal im Leben danebengetreten ist und dann trotzdem wieder in den Arbeitsprozeß zurückgefunden hat, der bietet schon eine Gewähr, daß er nicht rückfällig wird. Mit euren Methoden aber verdammt ihr diese Leute zu dauernder Arbeitslosigkeit, ihr zwingt sie gradezu, ihrem Erwerb wieder auf der sogenannten schiefen Ebene nachzugehn.

Felix Stössinger schreibt uns: Weltbühnenleser haben mich nach meinen hier erschienenen Aufsätzen zur Außenpolitik über meine Stellung zu Ereignissen der letzten dreizehn Jahre gefragt, die, wie manche glauben, die deutsch-französische Verständigung erschwert oder gar bewußt verhindert haben sollen. Ist es wirklich wahr, daß das, was Frankreich in den letzten Jahren getan hat oder getan haben soll, Schuld am deutschen Widerstand gegen die Verständigung mit Frankreich trug? (Ein Widerstand, der bei sinkendem Pfundwert an Hartnäckigkeit verlieren wird.) Kein Zweifel, daß auch wohlmeinende Freunde der deutsch-französischen Verständigung nicht immer wissen, was in diesen Jahren gespielt wurde. Eine Klarstellung dieser Epoche wird noch einmal zu schreiben sein. Zunächst liegt eine Arbeit von mir vor, die unter dem Titel „Deutschland und Frankreich, die Geschichte ihrer Entfremdung" im Septemberheft der ‚Sozialistischen Monatshefte' erschienen ist. Ich habe davon einen Sonderabdruck in dreihundert Exemplaren herstellen lassen, den ich Weltbühnenlesern kostenlos zur Verfügung stelle. Interessenten erhalten ein Exemplar gegen Einsendung eines Freiumschlages an meine berliner Adresse, Stresemannstr. 123.

Dr. L. F., Berlin. Sie haben den Film „Der Weg ins Leben" gesehen und möchten sich nun näher über die Frage der verwahrlosten Kinder unterrichten. Empfehlenswert sind als eine mehr kritische und theoretische Lektüre die betreffenden Kapitel in Hans Siemsens „Rußland — ja und nein" (Verlag Rowohlt) und als erzählende Berichte von Augenzeugen die im Verlag der Jugendinternationale erschienenen Bücher „Schkid, die Republik der Strolche" von Bjelych und Pantelejew und „Die Uhr" von Pantelejew.

Max Magnus Auf Ihre Angriffe gegen die Dramaturgische Abteilung der Ufa in der ‚Weltbühne' hat dieses Weltunternehmen mit den ihm eignen Mitteln reagiert. Nämlich so: „Herrn Max Magnus. Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, daß wir auf Anordnung des Gesamtvorstandes der Ufa Ihnen auf Grund der in Ihren Händen befindlichen Pressekarte Einlaß in unsre Theater nicht mehr gewähren können. Wir bitten daher um Rücksendung Ihrer persönlichen Pressekarte Nr. 164 für ‚Variety' New York. Hochachtungsvoll Universum-Film Aktiengesellschaft vertreten durch ‚Ufa' Theater-Betriebs-G. m. b. H. gez. Grimmer, gez. Staab." Borowsky, Heck haben gesprochen. Hugh. Ein Skandal ist zu einer ordentlichen Bureauangelegenheit geworden. Es ist das einzige Ordentliche an der Geschichte.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1931

einzuzahlen, da am 10. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Rechts ist Trumpf! von Carl v. Ossietzky

Anderthalb Jahre hat der Reichskanzler Brüning sich bemüht, der sogenannten Nationalen Opposition Manieren beizubringen. Er hat sich sein Erziehungswerk durch so viele Konzessionen an die Rechte zu erleichtern versucht, daß die arme demokratische Republik dabei in die Brüche gegangen ist. Brünings Idee war: die Rechtsparteien soweit zu zivilisieren, daß sie außenpolitisch tragbar wurden und innenpolitisch wenigstens noch einen Schein von Legalität wahrten. Damit ist der Reichskanzler gescheitert. In dem braunschweigischen Harzburg tritt alles, was Küche und Keller an Fascismus, Monarchismus und Nationalismus zu bieten haben, geschlossen gegen ihn auf. Die Reden der Führer sind ein einziges dröhnendes Pronunciamento. Zugleich mißlingt Brünings Versuch, durch Aufnahme von Vertrauensmännern der Schwerindustrie sein Kabinett umzubilden, um durch Gewinnung der wirtschaftlichen Reaktion auch die politische Reaktion an sich zu knüpfen. Nach einigen Tagen qualvollster Verlegenheit kommt nur ein mäßig verändertes Kabinett zustande, das, von allen Mittelgruppen verlassen, nicht lange leben kann, auch wenn es das erste parlamentarische Feuergefecht überstehen sollte.

Das Bemerkenswerteste an den Wirren der vergangenen Woche ist, daß Brüning auf den Reichspräsidenten nicht mehr in dem Maße wie früher rechnen kann. Wir wollen uns nicht in das Rätselraten verlieren, ob Brüning besondere Vollmachten verlangt hat oder nicht. Die Hauptsache ist, daß er sie nicht in der Hand hat. Infolgedessen sagten Schmitz, Silverberg und Vögler ebenso ab wie Bracht, Geßler und Neurath. Die Herrschaften verzichteten auf das Vergnügen, nach einer Ministerschaft von ein paar Stunden wieder in ihre Privatwohnungen zurückzukehren. Nicht einmal mit den Namen Geßler und Neurath als Köder ist es Brüning gelungen, die Rechte wenigstens zur Tolerierung zu verführen. Die anonyme Clique, die sich hinter der ehrwürdigen Kulisse „der Reichspräsident" verbirgt und deren Quertreibereien schon wiederholt Unheil angerichtet haben, will diesmal ganze Arbeit machen und die Regierung an Hugenberg-Hitler ausliefern. Deshalb wird die formale Demission des Kabinetts zum Anlaß genommen, ein wahres Fegefeuer von Intrigen anzufachen. Und deshalb erscheint einen Tag vor dem harzburger Treffen der braune Häuptling des deutschen Fascismus im Palais des Reichspräsidenten. Ein Ereignis von unerhörter propagandistischer Wirkung für die Reaktion, auch wenn sich die beiden Herren nur über das Wetter unterhalten haben. Und als Auftakt für Harzburg wird die Sprache der Nationalsozialisten so drohend und frech wie seit einem Jahre nicht. In Dessau hat einer davon, der Abgeordnete Stöhr, in öffentlicher Versammlung ausgeführt, es müßten nicht immer Köpfe rollen, das höchste Gericht des Dritten Reichs werde eine Methode ausfindig machen, deren Durchführung ein Erzeugnis der deutschen Hanfindustrie

vorübergehend im Preise steigert. So etwas darf öffentlich gesagt werden, und obgleich es nicht erst einer Notverordnung bedurfte, um da einzuschreiten, läuft der Lümmel noch immer frei herum. Die Rechte weiß, was sie riskieren darf. Sie steht an der Szene, sie ist dran.

Die in Harzburg versammelte Nationale Opposition hat sich „bereit und gewillt" erklärt, „die Verantwortung zu übernehmen." Dabei war das von den Haupthähnen des Nationalismus abgelesene Zeug ohne Geist und Plan wie sonst auch. Hugenberg übernahm, so ganz nebenbei, auch noch die Rettung Amerikas, Hitler forderte die Aufhebung des Versailler Vertrags, und der unqualifizierbare Schacht denunzierte die Reichsbank, daß ihre Ausweise nicht den Tatsachen entsprächen. Obgleich das alles tönte und rasselte wie schlechte Militärmusik, fehlte doch eine am Äußerlichen haftende Aggressivität. Die Herren waren alle auf ihre Weise bemüht, den Realitäten Rechnung zu tragen. Kommunismus oder Nationalismus! ruft Hitler, und gibt damit den ohnehin fadenscheinigen Sozialismus der Seinen endgültig auf. Schacht will, nach alten Rezepten, nur an das „raffende Kapital" heran. Hugenberg wettert gegen den internationalen Kapitalismus, um dafür dessen deutsche Spielart desto dicker zu unterstreichen. Er feiert die „nationale Volkswirtschaft", die nicht dem geschlossenen Handelsstaat gleichzusetzen ist, „aber eine sich selbst genügende Nahrungsgrundlage bedeutet," er fordert „selbständige Währungs- und Handelspolitik". Das sieht alles nicht sehr nach Drittem Reich aus, das sind keine besessenen Wiedertäufer, deren irdisches Handeln und Wollen die Idee metaphysisch durchleuchtet. Dieser Adolf Hitler ist kein neuer Jan Bockelson van Leyden, der eine ganze Nation in Verzückung bringt wie dieser die kleine Bischofsstadt Münster. Dieser Prophet ist ein gerissener Industrieagent, der weiß, was seine Einbläser wollen. Gute Nacht, Moeller van den Bruck, du bist gestern in Harzburg ein zweites Mal gestorben. Hier geht es nicht um den in Deutschland zu verwirklichenden Gottesstaat sondern um höchst kommune Geschäftsinteressen. Die erstrebte Nationale Regierung entlarvt sich immer mehr als ein neues Kabinett Cuno mit Inflation, Unternehmerwillkür, Abbau der Sozialpolitik und etwas nationalistischem Tamtam. Diesen Herren Schwerindustriellen und Großagrariern brennt das Feuer unter den Nägeln, und weil Brüning den letzten Einbruch in die Lohntarife und die Sozialpolitik verzögert, deshalb läßt Hugenberg sein Ultimatum in eine Staatsstreichdrohung ausklingen: „Der Bauplatz muß zuvor seitens der Andern geräumt sein, oder er muß durch die Unsern gestürmt werden."

Zu diesem Sturm wird es kaum kommen. Denn die zweite Brüningregierung steht auf so schwachen Beinen, daß sie Herr Hugenberg ohne jeden Aufwand durch eine Räumungsklage beim Amtsgericht Berlin-Mitte zum Abzug nötigen könnte. Wenn die Harzburger sonst nichts für sich haben, so doch die Logik der Situation. Eine volkstümliche Welle trägt sie hoch, ihr Plus ist das katastrophale Minus heute nach anderthalb Jahren Brüning. Die nationalistische Bewegung ist sehr stark,

auch wenn sie in sich nicht geschlossen ist und Nationalsozialisten und Stahlhelmer gestern, wie Kriemhild und Brunhild, um den Vortritt gestritten haben. Weniger aussichtsvoll sind dagegen die nächsten Chancen einer Rechtsregierung. Sie wird sich zunächst mit Frankreich zu vertragen haben, also viele ihrer Anhänger enttäuschen müssen, denn Geld kommt nur über Paris. Der neue französische Botschafter François-Poncet ist zwar der Rechten wohlgeneigt, aber das französische Volk ist es nicht, und Frankreich wird noch immer nicht von betriebsamen Industriebeamten regiert. Die antifranzösische Hetze wird jedenfalls aufhören müssen, Deklamationen gegen die Tribute fallen ohnehin fort, denn die Reparationen sind inzwischen im Weltmeer der Krise still versunken. Man vergesse nicht, daß der deutsche Nationalismus heute noch von starken sozialrevolutionären Kräften getragen wird. Im Falle der Machtergreifung aber hat er nichts zu bieten als Wirtschaftsreaktion, praktisch wird er gezwungen sein, das System der Notverordnungen fortzusetzen, das Brüning so vorbildlich eingeleitet hat.

Doch diese Betrachtung greift den Ereignissen vor. Einstweilen kommt das Regime des Nationalismus näher wie ein unabwendbares Verhängnis. In seiner tödlichen Verlegenheit hat der Reichskanzler, dem alle bequemern Sitzgelegenheiten verloren gegangen sind, sich in verzweifelter Entschlossenheit auf die Spitze der Bajonette gesetzt. An Stelle des Herrn Wirth, der sich in seinem Kampfe um die Reinheit der deutschen Seele einen Glorienschein erworben und den trotzdem der Teufel geholt hat, tritt der Wehrminister Groener. Militär und Polizei in einer Hand, Wehrmacht und Exekutive in einer Person vereinigt, das heißt höchste Alarmbereitschaft. In äußerster Not ernennt Brüning selbst einen Primo de Rivera, um einem Andern, der dazu Lust haben könnte, die Rolle vor der Nase wegzuschnappen. Eine Diskussion über die Verfassungstreue Groeners erübrigt sich unsres Erachtens, denn die Verfassung, die es zu schützen gilt, ist von Brüning selbst in unermüdlicher Bureauarbeit in Atome zertrümmert worden. Noch in seinen letzten Notverordnungen bemüht er sich, den Übergang zu Hugenberg-Hitler möglichst unauffällig zu machen.

Die Absagen an Brüning kommen heute von den wenigen Liberalen, die es noch in Deutschland gibt. Die Sozialdemokratie hat sich zu einem solchen Entschluß noch nicht durchgerungen, ja, Brüning kann in seine letzten Amtsstunden den Trost mitnehmen, daß die Sozialdemokratie einen pietätvollen Kranz von Immortellen auf seinem Grabe niederlegen wird. Welch eine Komödie hat die Wirklichkeit da gedichtet! Wenn dieser Kanzler überhaupt ein Programm hatte, so war es das, die Sozialdemokratie in die Ecke zu drängen und in ihren Einfluß auf den Staat durch konservative Elemente zu ersetzen. So wie eine arme verschmähte Geliebte, die nach einer Zärtlichkeit hungerte und statt dessen nur Prügel bezog, als einzige dem Sarge des Angebeteten folgt, während die viel feinern Damen bereits die nächste Lagerstatt parfümieren, so trauert die Sozialdemokratie heute um den teuren Verblichenen, der ihr Seele und Unterleib für immer ruiniert hat. Brüning hat

der Sozialdemokratie nichts zuliebe getan. Er schreckte nicht einmal davor zurück, ihr Geßler und Neurath zuzumuten. Und daß Herr Geheimrat Schmitz von I. G. Farben nicht Minister wurde, scheiterte nicht nur an dessen mangelndem Willen sondern auch an dem Einspruch Stegerwalds, der vermeinte, die Sozialisten würden nicht imstande sein, Herrn Schmitz hinzunehmen. Welch überflüssiges Zartgefühl, sie hätten noch ganz andre Pillen geschluckt. Der christliche Arbeiterführer Imbusch ist es gewesen, der vor ein paar Tagen gegen die Zechenherren mit Sozialisierung gedroht hat, sicher nicht aus einem Überschwang an Radikalismus, sondern in der klaren Erkenntnis, daß man heute zu Arbeitern nicht anders sprechen kann. Während die Sozialdemokratie ihre eignen Radikalen vor die Tür setzt, spielt ein nichtsozialistischer Arbeitervertreter die Karte der Sozialisierung aus.

„Gegen das zweite Kabinett Brüning kann man genau dasselbe einwenden wie gegen das erste. Aber auch nicht viel mehr," schreibt der ‚Vorwärts'. Und weiter: „Es ist ein offenbarer Unsinn, wenn man sagt, es sei dasselbe wie ein Kabinett Hitler-Hugenberg." Gegen eine so unerbittliche Selbstmordabsicht läßt sich nicht mehr mit oft wiederholten Argumenten streiten. Hier muß man sich nach einem unverdächtigen Zeugen, am besten von der andern Seite der Barrikade, umsehen. Die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' schreibt am 4. Oktober: „So steuern wir immer weiter von der Demokratie ab. Brünings politische Tätigkeit kann man doch nur dahin zusammenfassen, daß sie mit einem Wort Bismarcks, die Vorfrucht der nationalen Diktatur bedeutet, das heißt, er gewöhnt das Volk an die Diktatur und ermöglicht es seinen Nachfolgern, sich zu behaupten unter Hinweis auf ihren Vorgänger." Hier ist mit musterhafter Deutlichkeit ausgesprochen, worauf es ankommt. Dies und nichts andres haben wir vom ersten Tage der Kanzlerschaft Brünings an behauptet, und die Harzburger sind herzlich undankbar, wenn sie den Mann, der alles so nett für sie eingerichtet hat, jetzt als nationalen Schädling in den tiefsten Tartaros stürzen möchten. Auch für diesen Katastrophenspezialisten sollte in dem Katastrophenkabinett Hitler-Hugenberg ein Platz frei sein. Der Politiker Brüning hat den Ruck nach rechts gewollt und statt dessen den Fascismus heraufbeschworen. Nun sind ihm die Dinge übern Kopf gewachsen, und der Zauberstab, mit dem er so munter hantierte, tanzt ihm grob auf dem Rücken herum. Die papiernen Wände der Konstitution sind durchstoßen, keine „formale Demokratie" wird in Zukunft mehr hindernd und mildernd zwischen Kapitalismus und Arbeiterschaft stehen. Der Weg der Evolution ist verrammelt, der Kanzler, der die Autorität stärken wollte, hat die Anarchie durch tausend Löcher ins Haus gelassen. Der Mann, dem es gelungen ist, die Republik auf dem Verordnungswege zu erledigen, muß sich heute hinter Groeners Bajonette verkriechen. Der Mann, der das Volk an die Diktatur gewöhnt hat, verläßt er die Szene, und ihm wird zum Abschied genau das, was er verdient hat: — ein Steinwurf und ein Fluch.

Synthetische Politik von Johann Kunkel

Im Leuna-Werk, unweit Halle und Merseburg, stellt der Deutsche Farbentrust auf synthetischem Wege aus Luft, Wasserdampf und Braunkohle die schönsten Gebrauchs-Chemikalien her: Ammoniak, Methanol und Benzin. Für derartige Synthesen braucht man einen Katalysator, ein kupplerisches Ingredienz, oder, wie die Leute vom Bau sagen, einen „Kontakt". Der technische und wirtschaftliche Erfolg der Kohlenverflüssigungs-Verfahren, wie man unpräzise, aber puristisch, den Hydrier-Prozeß bezeichnet, beruht auf der Wahl der richtigen Katalysatoren, deren Zusammensetzung das große Betriebsgeheimnis ist.

Der I.G. Farben-Konzern macht aber nicht nur chemische Synthesen. Er wendet seine Verfahren auch in der Politik an. Das sieht dann folgendermaßen aus:

Westarp, Treviranus, Schifferer, Bredt und August Weber werden unter gelindem Druck zusammengeleitet und über einen Kontakt geführt. Das Ergebnis ist dann, falls das Experiment gelingt, die Schaffung einer erst losen, später aber nach Ansicht der Fachleute immer fester werdenden Bürgerblock-Verbindung — zunächst Interessengemeinschaft, später Partei. Das Geheimnis des Erfolges liegt in der Wahl des richtigen Katalysators. Sollte sich das Verfahren nicht bewähren, so wird der Versuch unter Anwendung höhern Drucks wiederholt.

Der Sinn dieser Aktion ist die Schaffung einer politischen Gruppierung, die dazu verwandt werden kann, durch zoll- und handelspolitische Maßnahmen die Preise für die von der I.G. Farben hergestellten Gebrauchs-Chemikalien möglichst hochzuhalten. Mit der gradezu erpresserischen Drohung, daß man sonst das Leuna-Werk stillegen werde, hat die I.G. Farben das verflossene Kabinett Brüning zum Erlaß einer Notverordnung veranlaßt, die den Inlandsabsatz von Stickstoff zu einem Preis, der 66 Prozent über Weltmarktstand liegt, sicherstellt. Gleichzeitig wurde eine Zollerhöhung für Benzin durchgesetzt, die dem Leuna-Benzin einen wesentlichen Preisvorsprung auf dem Inlandsmarkt sichert und der I.G. Farben eine zusätzliche Rente von acht oder neun Millionen Mark jährlich beschert. Wird die Produktion von Benzin in Leuna, wie angekündigt, nunmehr verdreifacht, so bedeutet das einen jährlichen Netto-Plusgewinn von mindestens 30 Millionen Mark, entsprechend den bei besserer Ausnutzung der Anlagen sinkenden Erzeugungskosten je Hektoliter.

Die Willfährigkeit des alten Kabinetts Brüning und der hinter ihm stehenden Parlamentarier gegenüber den Wünschen der I.G. Farben bedingt eine gewisse Anhänglichkeit der Schmitz, Warmbold, Duisberg und so weiter an den Brüningkurs. Wer so große Geschenke empfängt, der muß sich auch die Freundschaft etwas kosten lassen. Unsicher bleibt, ob eine Partei-Gruppierung Hugenberg-Hitler die gleiche Bereitschaft zeigen wird, den „Monopolkapitalismus" der I.G. Farben zu subventionieren, dem Landwirt weiter den Stickstoff zu verteuern und der alten Schwerindustrie an Ruhr und Rhein, einschließlich des Benzolverbandes, die unliebsame Konkurrenz

der I. G.-Emporkömmlinge und ihres Leuna-Benzins vorzuziehen. Mit Brüning ist man gut gefahren. Er verdient eine Unterstützung. Personell kann man sich freilich nicht allzusehr engagieren. Zwei I.G.-Leute im Brüningkabinett — Schmitz und Warmbold — das wäre eine rechte Kateridee, das könnte zu leicht zu einer unerwünschten Festlegung, ja zu einer Diskreditierung des Konzerns in der öffentlichen Meinung führen. Eine finanzielle Unterstützung des Brüningkurses, durch Subventionierung der ihm ergebenen Parteigruppierung, wäre schon eher erträglich. Natürlich muß der Aufwand einen gewissen Nutzeffekt versprechen. Dieser ist solange nicht gegeben, als eine ganze Anzahl kaum lebensfähiger Splitterparteien mit höchst eigenwilligen Führern vorhanden sind. Deshalb hat der I.G.-Farben-Trust ein Interesse daran, daß eine große bürgerliche Partei, neben und parallel dem Zentrum, entsteht: wenn möglich, mit einem Unternehmer- und einem Gewerkschaftsflügel. In einer Gruppierung hält man auch die Massen der Angestellten und der Arbeiter hübsch bei der Stange. Auch die Einbeziehung agrarischer Gruppen, ähnlich wie beim Zentrum, wäre erwünscht, damit die Stickstoff-Verbraucher nicht zuviel Klamauk wegen der hohen Preise für Leuna-Salpeter machen können.

Der geeignete Katalysator ist also gefunden: I. G.-Subventionen an die neue Partei. Fragt sich nur, ob der Druck ausreichen wird, um die widerstrebenden Elemente zur Synthese zu zwingen.

Aber auch hier findet sich Rat. Wenn man, beispielsweise, mit der Einführung der Wahlreform durch Notverordnung drohen könnte —? Unter diesem Druck müßte die Selbstherrlichkeit der Splitterparteien und ihrer Führer verschwinden.

Die Wahlreform ist, was man mittlerweile in den Aufregungen des letzten halben Jahres fast völlig vergessen hat, bereits halb fertig. Der Reichsrat hat der Regierungsvorlage, gegen die Stimmen von ein paar unbeachtlichen Ländern schon zugestimmt. Im Reichstag erhob sich Widerspruch; die Beratung blieb liegen. Die Kronjuristen haben aber festgestellt, daß das Gesetz nicht verfassungsändernd sei. Und Hermann Dietrichs Freund, der badische Gendarmerie-Obrist Kuenzer, bekannt als Reichskommissar für die öffentliche Ordnung, hat als geschickter und vielseitiger Mann in der ‚Deutschen Juristenzeitung' auch schon sein Rechtsgutachten dahin abgegeben, daß, „wenn das Parlament sich versagt, zur Rettung des Staates nur Artikel 48 helfen kann" — auch zur Oktroyierung des Wahlgesetzes. Denn er meint, daß eine weitere Reichstagswahl unter dem alten Wahlrecht „unmöglich" sei.

Folgt man diesem Rat, setzt man die Wirthsche Wahlreform durch Notverordnung in Kraft, so sind die bürgerlichen Parteien unter allen Umständen zum Zusammenschluß gezwungen. Denn unter dem neuen Wahlgesetz würden sie, selbst wenn es ihnen gelänge, dieselbe Stimmenzahl wie am 14. September 1930 zu erhalten, gradezu gevierteilt werden. Sie könnten nur noch 32 Mandate heimbringen, anstatt der 116 aus der Septemberwahl: Die Wirtschaftspartei würde auf drei Sitze heruntergeworfen werden, die Staatspartei und die Volks-

partei auf je sieben Mandate, die Christlich-Sozialen auf zwei. Und die Konservativen, die rechtens schon in diesen Reichstag nicht hineingehörten, würden ganz verschwinden. So stark wäre die „selektorische Wirkung" der Reform, die aus dem Fortfall der Reststimmen in den Wahlkreisen resultiert.

Selbst die Deutschnationalen würden unter dem neuen Gesetz eine ernstliche Einbuße erfahren. Eine solche Entwicklung würden viele Leute, die rechts stehen, ohne auf Hitler eingeschworen zu sein, gar nicht ungerne sehen. Denn Hugenberg wird bei den Kräften der Reaktion, die ihre höchst eigennützigen Zwecke verfolgen, gar nicht allzusehr geschätzt. Die große Wirtschaftsmacht der I. G. Farben wünscht, ebenso wie die Generalsclique in der Bendlerstraße, keine Bevormundung durch den starrköpfigen und selbstherrlichen Parteidiktator. Zuviel Politik stört eben die Geschäfte.

Selbst in der Ruhrindustrie, deren Freundschaft zu Hugenberg etwas älter und dank persönlicher Beziehungen auch sicherer ist, herrscht nicht allzuviel Neigung, sich der geheimrätlichen Führung anzuvertrauen. Aber die Montanindustrie hat gegenwärtig nicht sehr viel zu sagen. Die stärkern Bataillone der Reaktion stehen heute anderswo: in den Kreisen, die selbst Politik machen, selbst führen wollen, und die nicht bereit sind, dem eben erst hinausgeworfenen Partei-Parlamentarismus in einer andern Form ihr Geschick in die Hand zu geben. Deshalb also: synthetische Politik — der Techniker bestimmt und kontrolliert den Ablauf des Prozesses in den Retorten.

Gespräch mit Patel von Bruno Frei

Dieses Gespräch fand vor Beginn der Round-table-Konferenz statt. Der bisherige Verlauf der Verhandlungen hat den pessimistischen Erwartungen Patels durchaus recht gegeben.

Vithalba J. Patel sitzt in dem kleinen Hotelzimmer, in die Ecke eines Diwans gedrückt, und seine großen Augen, die weiche Bräune seiner Haut, der weiße Bart, der das volle Gesicht umrahmt, strömen Ruhe und Abgeklärtheit aus. Man schämt sich ein wenig seiner berlinischen Unrast und Hast. Der frühere Präsident des Indischen Nationalkongresses spricht ohne Nachdruck, ja ohne Betonung, fließend, als wären es Lehrsätze eines Rituals.

Wir sprechen von einem gemeinsamen wiener Freund, von der Vortrefflichkeit der wiener Ärzte, von Berlin, das Patel trotz seiner sechsten Europareise zum erstenmal kennen lernt. Höflichkeiten. „Haben Sie hier auch offizielle Persönlichkeiten gesprochen?" „Ja. Es handelt sich bei meiner jetzigen Rundreise um die Vorbereitung der zweiten Round-table-Konferenz, die im September in London zusammentreten soll. Der Waffenstillstand, zwischen Gandhi und Lord Irwin geschlossen, geht seinem Ende entgegen."

„Billigen Sie diesen Waffenstillstand?"

„Wir waren in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt. Unsre Waffe, die Gewaltlosigkeit, war neu und ohne Vorbild. Die Lage der Regierung wurde von Tag zu Tag schwerer. Siebzig- bis fünfundsiebzigtausend unsrer Freunde waren verhaftet. Es gab zu wenig Kerker, um die Millionen einzusperren, die unserm Rufe folgend die Gesetze, die wir nicht anerkennen, brachen. Dann kam eine Periode brutaler Gewalt. Tausende unbewaffnete Männer, Frauen und Kinder wurden im ganzen Lande niedergeschlagen und niedergeschossen. In Peshawar allein sind Hunderte im Maschinengewehr-

feuer gefallen. Niemals in der Geschichte Indiens hat es eine derartige unmenschliche Unterdrückungsgewalt gegeben, wie hier unter einem christlichen Vizekönig und unter einer ‚sozialistischen' Regierung".

„Und jetzt?"

„Sie meinen, warum Gandhi diesen Kampf abgebrochen hat? Vor allem will ich feststellen, daß Lord Irwin es war, der Gandhi bedingungslos aus dem Gefängnis entließ. Allerdings: Mahatma Gandhi, der bis dahin ein extremer Anhänger der Gewaltlosigkeit, der Nichtzusammenarbeit mit England gewesen ist, wurde plötzlich ein extremer Anhänger der Zusammenarbeit, der das Land bereist, um das Volk aufzufordern, Steuern zu zahlen und den antienglischen Warenboykott aufzugeben. Das ist für mich ein Wunder. Ich verstehe, daß Lord Irwin diesen Effekt als einen großen Erfolg bucht. Der Allindische Nationalkongreß in Karachi hat Gandhi zugestimmt. Das ist für mich ein noch größeres Wunder, das nur Ghandi vollbringen konnte. Aber, vergessen Sie nicht, es gibt in Indien eine kleine, aber wohl organisierte Gruppe, die an den Erfolg der Gewaltlosigkeit nicht glaubt. Wenn diese Gruppe bis jetzt im Großen und Ganzen schwieg, so deshalb, um Gandhis Versuch der Organisierung des ‚zivilen Widerstandes' eine volle Chance zu geben."

„Was ist das Ziel dieser Bewegung?"

„Das Ziel steht schon fest seit dem Lahore-Kongreß im Dezember 1929. Es heißt: vollständige, bedingungs- und vorbehaltlose Unabhängigkeit Indiens. Nicht ‚Swaraj', wie wir früher sagten, sondern ‚Purna Swaraj'. Wenn man heute eine Volksabstimmung in Indien machte, würde die überwiegende Mehrheit für vollkommenen Bruch mit England stimmen. Wenn Gandhi von der londoner Konferenz mit einer vollen Dominion-Verfassung nach Hause käme — es würde ihm kaum gelingen, das Land zur Annahme zu überreden."

„Was halten Sie vom Sozialismus?"

So bestimmt Patels Äußerungen über die Stellung England gegenüber sind, so unbestimmt und ausweichend sind seine Worte, wenn er von der innern Verfassung des unabhängigen Indien spricht:

„Sie meien den Kommunismus. Ich sehe im Kommunismus eine Frage der innern Ordnung unsrer Verhältnisse. Vielleicht ist er richtig, vielleicht nicht. Ich glaube jedenfalls, daß die Diskussion dieser Frage im gegenwärtigen Stadium des Kampfes die unmittelbar vor uns stehende Aufgabe nur erschwert. Was wir heute brauchen, ist die absolute Unabhängigkeit zur Ordnung unsrer Angelegenheiten. Erst muß Indien frei sein von jeder Fremdherrschaft; dann erst wird die Zeit kommen, diesen Fragen der innern Ordnung ins Gesicht zu sehn. Dann können wir die guten Seiten jedes sozialen Systems annehmen, woher immer es kommt. Deshalb bin ich für den Augenblick nur für Nationalismus und für sonst keinen andern Ismus. Das indische Volk muß gemeinsam die Fremdherrschaft abwerfen. Die britischen Bajonette und die britischen Maschinengewehre machen keinerlei Unterschied zwischen Kasten und Klassen, zwischen Bauern und Besitzern, zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Religionen und Rassen. Alle drei englischen Parteien stehen geschlossen gegen uns, deshalb können wir uns den Luxus von Trennungen nicht leisten. Vielleicht werden wir einmal in ferner Zukunft diesen engstirnigen Nationalismus zugunsten internationaler Ideen aufgeben können — heute ist das unmöglich."

In diesem Augenblick wird mir klar: hier spricht ein Liberaler mit achtundvierziger Illusionen. Auch Indien muß seine Volksgemeinschafts-Seifenblasen platzen sehn. Sprach nicht genau so der chinesische General Tschiang-Kaitschek im Namen der Kuomintang, bevor er seinen Soldaten Befehl gab, die Gewehre umzudrehen, um diejenigen niederzuschießen, die ihm halfen, die Fremdherrschaft zu vertreiben? Nein, Mr. Patel, die Arbeiter und Bauern Indiens haben mit den Arbeitern und Bauern Nichtindiens mehr Gemeinschaft als mit den Fa-

brikanten und Fürsten, die heute im Namen Indiens sprechen. Der Kommunismus ist nicht eine Frage der „innern Ordnung", die man nach errungener Freiheit in Angriff nimmt, sondern die Voraussetzung dieser Freiheit.

Aber Patel spricht weiter. Über die Realitäten des Tages. Die nächste Aufgabe ist die Septemberkonferenz. Der Waffenstillstand war nach seiner Ansicht verfrüht. Aber nun, da er abgeschlossen ist, muß er gehalten werden, obwohl England ihn nicht hält. Die politischen Gefangenen sind noch immer nicht frei. Entscheidend ist nicht der Waffenstillstand — der geht vorüber; entscheidend ist, ob es Frieden geben kann zwischen Indien und England. Das soll jetzt entschieden werden.

Patel faßt seine Meinung über die Voraussetzungen einer friedlichen Lösung zusammen. Er kommt aus England und sein Eindruck ist pessimistisch. England hat offenbar noch immer nicht begriffen, was auf dem Spiele steht. Die Gefahr eines Zusammenbruchs der kommenden Konferenz ist für England größer als für Indien. Die indischen Massen sind bereit, den Kampf mit verschärften Mitteln aufzunehmen und alle Opfer auf sich zu nehmen, die ein Entscheidungskampf mit sich bringt. An Indien wird England zugrunde gehn, wenn es nicht vorher einlenkt. „Aber was ich jetzt in London sah, macht mich in bezug auf die Möglichkeit einer friedlichen Verständigung skeptisch."

Patel faßt seine Meinung über die indischen Forderungen auf der Septemberkonferenz zusammen: Vollkommene Unabhängigkeit einschließlich des Rechts der Separation, vollkommene Kontrolle über die Militär- und Polizeigewalt, vollkommene Selbständigkeit der auswärtigen Beziehungen, vollkommene Selbständigkeit der Finanz- und Wirtschaftspolitik, Prüfung der öffentlichen Schuld Indiens mit Berücksichtigung der Gegenforderungen, Nichtanerkennung von Vorbehalten über die rechtliche Stellung der Ausländer. Die Differenzen zwischen den zwei Volksgruppen, den Mohammedanern und Hindus, sofern man ernsthaft von solchen sprechen kann, werden in dem Maße verschwinden, als ein einheitliches Nationalgefühl, wie es bei der Jugend schon vorhanden ist, Allgemeingut wird. Im übrigen sehe man schon jetzt, daß die Interessengruppierungen im Lande stärker sind als die religiösen; die Hindu- und Moslemarbeiter stehen zusammen, ebenso wie die Hindu- und Moslemfabrikanten. Es wird den Feinden Indiens nicht mehr gelingen, den religiösen Gegensatz auszunützen und auf ihn den Fortbestand der Fremdherrschaft aufzubaun.

„Wird Gandhi nicht wieder zurückweichen?"

„Die Frage heißt jetzt: Krieg oder Frieden? Indien ist entschlossen, die Freiheit zu erkämpfen, ohne Rücksicht auf Kosten, Leiden, Opfer. Gewalt und Unterdrückung sind unfruchtbar gegenüber einem erwachenden Indien. Ein Scheitern der Konferenz bedeutet Vernichtung des britischen Handels in Indien für alle Zeiten. Die Zukunft wird zeigen, daß das keine leere Drohung ist. Aber die Frage Krieg oder Frieden ist eine Frage, die alle Völker angeht, nicht nur die beteiligten. Von dem Ergebnis der Round-table-Konferenz wird der Frieden und die Zufriedenheit von einem Fünftel der menschlichen Rasse abhängen. Die Zeit ist vorbei, da die zivilisierte Welt diesem Kampf mit mehr oder minder interessierter Neugier zusehen konnte."

Patel hat recht: Von Indien hängt für Europa viel, sehr viel ab. Aber wenn er meint, das Ziel des indischen Unabhängigkeitskampfes sei erreicht, wenn der Völkerbund ein neues Mitglied aufnimmt, dürfte er sich sehr irren. Die Zeiten sind vorbei, da aus dem Feuer von Revolutionen bürgerliche Staaten entstanden. Das selbständige Indien wird kommen, aber ob dann noch Zeit sein wird zu überlegen, ob es ein kapitalistisches oder ein sozialistisches Indien werden soll, darf man füglich bezweifeln.

Zehn Jahre I.A.H. von Alfons Goldschmidt

Spürt Ihr in der Erinnerung noch das Grauen vor dem Hunger an der Wolga? Seht Ihr noch die Bilder: verdorrende Menschen auf verdorrtem Boden? Die Sonne von sengender Unbarmherzigkeit, der Acker geborsten, kein Tropfen, kein Korn ringsum? Krieg nach dem Kriege mit der entsetzlichsten Waffe, dem unabwendbaren Feuer von oben? Und dann krochen Hunderttausende über den Höllenrand hinaus, Männer, Frauen, Kinder, eine ganze Welt schien nur noch stumm schreiender Magen zu sein. Urentsetzlichkeiten, nur die Kreatur war geblieben, Hunger, Durst, Menschentiere!

Wir sind noch immer Nachbarschaftsethiker. Das Mitleid nimmt ab mit den Kilometern. Aber ehe Ihr nicht bebt und aufspringt, wenn Eure Brüder brotlos werden in Indien, wenn sie verkauft werden in Afrika, wenn sie gekocht werden auf dem elektrischen Stuhl, wenn man sie in Anam erschießt und in China köpft, wenn Ihr nicht Jeden haßt, der irgendwo leidende Menschen knutet, so mögt Ihr tausendmal über Wunden und Leichen in Eurem Haus weinen, Biester seid Ihr doch.

Als der erste Hilferuf gegen den Hunger an der Wolga aufgellte, vor zehn Jahren, im August 1921, da kamen die Helfer aus vielen Lagern. Es war im ersten Augenblick keine politische Hilfsbereitschaft, es war drängende Güte aus den guten Tiefen des Menschen. In jenen Tagen hatte ich die Sicherheit: Es wird einen Menschenglobus geben, einen Globus ohne Metzeleien, ohne kleinpolitische Verkniestheiten, ohne den Sadismus, unberührt zu bleiben, einen Globus mit allgemeiner aktiver Hilfe drauf, einen solidarischen Globus.

Am 12. August 1931 wurde das Auslandskomitee zur Organisierung des Kampfes gegen den Hunger in Sowjet-Rußland gegründet. Die Idee von Lenin, in die Welt getrommelt und mit großem Enthusiasmus und Talent von Willi Münzenberg aktiviert. Ich gehöre zu den Gründern dieser Organisation, zehn Jahre meines Lebens habe ich mitgearbeitet an ihrem Ausbau, ich bin ihr Vorsitzender in Deutschland, aber was war und ist das alles gegen diese tatkräftige Vielfältigkeit, die realisierbare Phantasie, die auffeuernde Rastlosigkeit dieses Menschen, für den jede Kampagne die Jugendbewegung zu sein scheint, aus der er sich seine ersten proletarischen Meriten geholt hat? Dagegen bedeuten auch Nebenleistungen, steckengebliebene Versuche, kleine Fehlblicke nur sehr wenig oder gar nichts.

Aus dem Kampf gegen den Hunger in Rußland wurde der Kampf gegen den Hunger der arbeitenden Menschen in aller Welt. Denn, das war der einfache Gedanke, überall hungern die Produzenten des Reichtums. Wer kann gegen diesen Hunger kämpfen? Nicht die Kapitalisten und ihre Helfer, nicht Trusts und Monopole, nicht die schäbigen Internationalen des Geldes und der Rohstoffe, die gar keine Internationalen sind, kämpfen können nur die werktätigen Massen dagegen, nur aus sich selbst, aus ihrer eignen Not und ihrer eignen Kraft können sie sich helfen. Diesen sozialistischen Grundgedanken sucht die Internationale Arbeiter-Hilfe zu verwirklichen.

Mit Erfolg, das muß man sagen. Noch lange nicht mit dem ganzen Erfolg, den wir wünschen, wohl aber mit sichtbaren und fühlbaren Resultaten. Die Internationale Arbeiter-Hilfe ruft alle Proletarier auf, die Proletarier aller Parteien, die Arbeiter mit der Hand und mit dem Kopf aus allen Lagern, sie ist eine Sammelorganisation für aktive Solidarität in der ganzen Welt. Dieser Gedanke ist logisch, gesund, selbstverständlich. Ich konnte seine Wirkung sehen, nicht nur in Deutschland und in den andern europäischen Ländern, auch in Mexiko, in Argentinien, in den U.S.A. Ob Naturgewalt oder Menschengewalt, wo Elend stöhnt aus Werktätigen, da ist auch Hilfsnotwendigkeit und Hilfswille. Im Kinderdorf der I.A.H. bei Mexikostadt, im Gewerkschaftsbureau in Buenos-Aires, in den Baracken der streikenden Bergarbeiter bei Pittsburgh, in tausend I.A.H.-Versammlungen, in Speisungsräumen, in Kinderheimen, auf der kämpfenden Leinwand, in Zeitungen und Zeitschriften, in Büchern und Flugblättern, Tag für Tag habe ich die ungeheure Saugekraft der Hilfsidee erlebt.

Große Verbände sind Mitglieder der Internationalen Arbeiter-Hilfe, Tausende und Hunderttausende von Einzelmitgliedern hat sie in vielen Ländern, achtzehn Millionen Mitglieder bis heute insgesamt. Sie wirkt nicht nur gegen den Augenblickshunger, sie wirkt für Dauersättigung in der Zukunft. So ist sie eine proletarische Stärkungsorganisation, eine wirkliche revolutionäre Organisation, denn Revolution, das ist Solidarität, das ist aktive Gegenseitigkeit, das ist Blick auf eine sozialistische Welt, das ist Verbundenheit aller schaffenden Menschen, Ausgeglichenheit aller Kräfte der Hände, der Hirne, in der Luft, in der Krume, im Stein und im Wasser.

Ein solch umfassendes Werk kommt nicht ohne Gegensätze zustande, nicht ohne Innenkämpfe, nicht ohne Programmdiskussionen und Programmänderungen. Aber geblieben ist in den ganzen zehn Jahren die große Linie, die Aufnahmebereitschaft für alle, der dringende Ruf: „Wo Ihr auch steht, Ihr könnt mit uns sein, weil Ihr ja doch alle dieselben Nöte habt!"

Die Hilfssummen, das Hilfsgeld, die Hilfsnahrung und die Hilfskleidung, darauf kommt es an. Das drückt sich aus in einer „Größenordnung" von hundert Millionen Mark oder mehr. Aber mehr noch kommt es an auf die Solidarisierung, auf das Entstehen einer wirklichen Internationale der werktätigen Massen. Da die Internationale Arbeiter-Hilfe das will und da sie diesen Willen mit unleugbarem Erfolg verwirklicht, wird sie auch bespien und verfolgt. Deshalb mußten Menschen für sie sterben, wurden Kämpfer für sie ins Gefängnis gesteckt. Keinen Begriff macht man sich von diesen schäbigen Wütereien, diesen dummen Kleinbürgereien und dieser muffigen Rachsucht. Aber wir haben ein Plus, das man nicht beseitigen kann: Was man auch tut gegen die Internationale Arbeiter-Hilfe in einem Lande, es bleiben immer noch alle die andern Länder. Diese Organisation, weil sie eine aktive Gegenseitigkeit bedeutet, ist nicht wegzuradieren. Was ihr Übles geschieht an einer Stelle, stärkt sie an hundert andern, und wer sie töten will hier, ist dort und dort verachtet von den Millionen.

Giftmordprozeß Riedel — Guala von Ernst Toller

Der vierundzwanzigjährige Student der Medizin, Max Riedel, lernt im Jahre 1916 in Zürich die Schneiderin Ida Schnewlin kennen und heiratet sie. Nach seinem Examen praktiziert er mit gutem Erfolg in Oberburg und Langnau.

Es gibt ein schweizer Advokaten-Wort: „Zum Nachweis der Ehezerrüttung genügt es, den Trauschein vorzuweisen."

Die Ehe ist unglücklich vom ersten Tage an. Auch die Geburt eines Kindes im Jahre 1923 führt die Gatten nicht zusammen. Streit und Zank herrschen im Haus. Die Verhältnisse sind so unerquicklich, daß beide Ehegatten im Jahre 1924 die Scheidung beantragen.

Zu dieser Zeit nimmt Doktor Riedel Fräulein Antonia Guala als Wirtschafterin ins Haus.

Die Ehe wird geschieden, das Kind der Mutter zugesprochen und Doktor Riedel als dem „vorwiegend schuldigen Teil" ein einjähriges Eheverbot auferlegt. Solche Eheverbote sind nach schweizer Gesetz bis zu drei Jahren möglich, auch wenn kein „Ehebruch" zur Zerrüttung geführt hat.

Doktor Riedel verliebt sich in Fräulein Guala, verlobt sich mit ihr, verspricht, nach Ablauf der Verbotsfrist, sie zu heiraten. Da die geschiedene Frau bei der Scheidung Möbel und Wäsche mitgenommen hat, schafft Fräulein Guala aus ihren Ersparnissen eine neue Einrichtung an.

Um seine kleine Tochter zu sehen, besucht Doktor Riedel von Zeit zu Zeit seine geschiedene Frau, die in Zürich wohnt.

Als Frau Riedel erfährt, daß ihr Mann Fräulein Guala die Ehe versprochen hat, gelingt es ihr, zehn Tage vor Ablauf des Eheverbots, Doktor Riedel zu überreden, sie wiederzuheiraten, um, so beteuert sie, dem Kinde das Elternhaus zu erhalten. Sie veranlaßt ihn, Fräulein Guala, die nichts von der neuen Wendung weiß, zur Erholung nach Saignelégier zu schicken, heiratet Doktor Riedel binnen wenigen Tagen und zieht zu ihm nach Langnau. Ein Anwalt wird beauftragt, Fräulein Guala von den Geschehnissen zu unterrichten und ihr die Rückkehr in das Doktorhaus zu verbieten. Aber der Anwalt läßt den Brief einige Tage liegen, als er in Saignelégier eintrifft, ist Fräulein Guala unterwegs nach Langnau. Die Türe öffnet ihr die neuvermählte Frau Riedel, Fräulein Guala bricht zusammen. Sie wird später im Haus des Doktor Riedel aufgenommen.

Auch die zweite Ehe ist nicht glücklicher als die erste. Am 14. Dezember 1925 kommt es, als Riedel zu spät zum Essen heimkehrt, zu einem leidenschaftlichen Auftritt. Die herrschsüchtige Frau wirft ihm sein „Lumpenleben" vor, Riedel antwortet, sie möge, wenn es ihr nicht passe, die Sachen packen und das Haus verlassen. Das Kind, das dem Auftritt beiwohnt, klammert sich an Fräulein Guala, nicht an die Mutter. Nachmittags erkrankt Frau Riedel. Vier Tage später, am Freitag, den 19. Dezember 1925, stirbt sie. Einige Stunden vor dem Tode zieht Riedel zwei andre Ärzte hinzu, die später die Obduktion der Leiche veranlassen. Man findet im Körper starke Mengen von Arsenik.

Am 22. Dezember werden Doktor Riedel und Fräulein Guala wegen Giftmordverdachts verhaftet. Am 28. Juli 1926 werden beide auf Grund eines Indizienbeweises von den Geschworenen in Burgdorf für schuldig befunden und zu je zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt. Verdächtig erscheinen den bäuerlichen Geschworenen die „unsittlichen" Beziehungen Antonia Gualas zu Riedel, der schon als Neunzehnjähriger, wie Zeugen bekunden, mit der Frau seines Schulrektors nach Paris durchgebrannt war. Kein tatsächlicher Beweis zeugt für den Vorsatz der Angeklagten, Frau Riedel aus dem Weg zu räumen.

Die Entscheidung im Prozeß bringt das Gutachten des Toxykologen der Universität Basel, Professor Schönberg, der erklärt, daß

nach der Verteilung des Arsenik im Körper die Frau in der Zeit von Montag bis Freitag, von der Erkrankung bis zum Tod, mehrere Male, zum mindesten zweimal, Arsenik genommen haben müsse. Damit wird die Annahme der Verteidigung, daß Selbstmord vorliege, unwahrscheinlich, denn eine Selbstmörderin würde, nach Annahme der Geschworenen, nur einmal Gift zu sich genommen haben.

Das Urteil trifft zwei fassungslose Menschen, die ihre Unschuld beteuern. Fräulein Guala kommt in die „Weiberstrafanstalt" Hindelbank, Riedel ins Zuchthaus für Schwerverbrecher nach Thorberg.

Jahre vergehen. Die beiden Verurteilten kämpfen unaufhörlich um die Wiederaufnahme des Prozesses. Der bekannte berner Anwalt Fritz Roth nimmt sich ihrer an und reicht am 9. März 1931 einen umfangreichen, lesenswerten Revisionsantrag beim Kassationshof des Kantons Bern ein, den er gleichzeitig in Buchform bei Orell-Füßli publiziert. Das entscheidende Argument des Professors Schönberg, Frau Riedel habe angeblich mehrmals Gift genommen, das Hauptindizium, wird im Revisionsverfahren erschüttert, da Professor Schönberg auf Grund neuer Forschungen es für möglich hält, sich geirrt zu haben. Außerdem gewinnen die durch das Tagebuch der Frau Riedel bekanntgewordenen Selbstmordneigungen an Wahrscheinlichkeit.

Am 9. Juli 1931 beschließt der Kassationshof das Wiederaufnahmeverfahren, die beiden Verurteilten werden aber trotz fünfjähriger Haft nicht in Freiheit gesetzt, sondern wegen Verdunkelungsgefahr ins Untersuchungsgefängnis nach Burgdorf übergeführt.

Man bedenke: nach fast sechsjähriger Durchforschung des Tatbestandes hält das Gericht „Verdunkelungsgefahr" für gegeben! Selbst der Staatsanwalt hatte Freilassung beantragt.

Gleichzeitig mit diesem Beschluß verhängt das Gericht eine Ordnungsstrafe von 100 Franken über Rechtsanwalt Roth, der in seiner Revisionsschrift den damaligen Untersuchungsrichter Gerber „ungebührlich" angegriffen habe. Dieser Herr Gerber hatte den Angeschuldigten, entgegen der Prozeßordnung, keine der Rechte zugebilligt, die sie im Untersuchungsgefängnis beanspruchen können. So verbot er ihnen anfangs den Gebrauch von Seife und Zahnpasta, verweigerte ihnen Kostzulagen, Lektüre von Zeitungen und Büchern, nicht einmal medizinische Fachwerke durfte Riedel lesen. Rechtsanwalt Roth wird zu einer Ordnungsstrafe verurteilt, obschon sich aus Verwaltungsakten ergibt, daß die vorgesetzten Behörden das Verhalten des Herrn Gerber als „gelinde seelische Folter" gekennzeichnet haben. Auch die Anwaltskammer in Bern geht gegen Roth vor: es vertrage sich nicht mit der Würde des Anwaltsstands, daß ein Anwalt, durch Veröffentlichung eines Buches, Reklame mache, und sie verurteilt ihn gleichfalls zu einer Strafe von 100 Franken.

Zuzusehen, wie Unschuldige im Zuchthaus verkümmern, scheint sich mit der Würde der berner Anwaltskammer zu vertragen.

Fast zweieinhalb Jahre dauerte es, bis der Kassationshof über den Revisionsantrag des Verteidigers entschied, und, wenn die Öffentlichkeit sich des Falles nicht annimmt, werden wieder Monate und Monate vergehen, bis es zur neuen Verhandlung kommt.

Am 9. Juli 1931 erfolgte die Revisionsbewilligung. Den Verteidigern, Rechtsanwalt Roth und Rechtsanwalt Rosenbaum-Duccommun Zürich, der Antonia Guala verteidigt, wird versprochen, daß die Verhandlung im Herbst stattfindet. Jetzt sieht es so aus, als ob der Prozeß erst im Jahre 1932 durchgeführt werde.

Immer, wenn der Staat sich irrt, verschanzen sich seine Funktionäre hinter dem gefährdeten Staatsprestige, und die Einfältigen glauben es und merken nicht, daß jene nur ihr eignes Prestige retten wollen.

Fräulein Guala, an deren geistiger Gesundheit im ersten Prozeß niemand zweifelte, am wenigsten das Gericht, das ihr zwanzig Jahre Zuchthaus zudiktierte, soll jetzt psychiatrisch untersucht wer-

den. Was will man feststellen? Daß die Nerven der Frau durch fünfjährige zermürbende Zuchthaushaft zerrüttet sind? Das kann jeder Laie sagen, auch ohne monatelange Begutachtung, durch die die Verhandlung unnötig verzögert wird.

Die schweizer Justiz soll wissen, daß dieser Fall kein privater ist, daß die Öffentlichkeit am Schicksal der Beiden teilnimmt, weil hier das beleidigte Rechtsempfinden jedes Menschen Sühne fordert.

Ich habe Doktor Riedel und Fräulein Guala im Untersuchungsgefängnis Burgdorf gesehen. Gewiß gibt es keine gefährlicheren Sätze als diese: „So sieht ein Mörder aus" oder „So sieht kein Mörder aus". Aber von diesen beiden Menschen, die ohne jede Lamentation und ungebeugt um ihr Recht kämpfen, bin ich doch versucht zu sagen: So kämpfen nur Unschuldige.

Bevor ich Riedel besuchte, sah ich das Zuchthaus Thorberg, in dem er fünf Jahre lebte. Dort lernte ich eine der fürchterlichsten Strafen kennen, die Europa kennt: „Das Gatter". Wenn sich ein Häftling gegen die Hausordnung vergeht, kann er in eine lichtlose, unheizbare, eiskalte, unterirdische Zelle bis auf die Dauer von drei Wochen eingesperrt werden. Zur Verschärfung dieser Strafe darf gegen ihn „das Gatter" angewandt werden. Der Häftling wird in einen Winkel der dunklen Zelle gestellt, der durch ein Eisengitter abgetrennt ist. Der Winkel ist grade so groß, daß ein Mensch darin stehen kann. Bis zu vierundzwanzig Stunden dauert diese Folter!

Die Schweiz hat das Institut der Volksinitiative. Wann wird der Gesetzesantrag eingebracht, der diese Barbarei beseitigt?

Einer, der es genau weiß von Peter Panter

Als ich in den ersten Monaten nach Siegfried Jacobsohns Tode die Redaktion der ‚Weltbühne' innehatte, meldete sich unter andern Otto Forst de Battaglia mit dem Angebot von Beiträgen. Ich wies ihn ab — das Zeug, das ich von ihm gelesen hatte, ermunterte mich nicht, ihn unsern Lesern vorzusetzen. Dann vergaß ich den Mann und den Namen.

Heute liegt nun vor: „Der Kampf mit dem Drachen" von Otto Forst de Battaglia, „Zehn Kapitel von der Gegenwart des deutschen Schrifttums und von der Krise des deutschen Geisteslebens". Darin bekommen wir es alle miteinander nicht schlecht zu hören.

Es ist die alte Leier: die wahren deutschen Künstler werden niedergehalten und unterdrückt; alles, was heute Geltung hat, hat keine Geltung zu haben; die Spießbürger der Rechten werden weit über die Spießbürger der Linken gestellt, und das Ganze soll eine wilde Attacke sein, geritten zugunsten der völkischen Belange.

Die Rechten haben mit ihren literarischen Vertretern durchaus Pech. Dies Buch zum Beispiel ist kaum für uns Leute vom Bau interessant; es ist die typische interne Abrechnung, ein Atelierscherz, mit seinen kleinen Gehässigkeiten und faden Austriacismen nur den Beteiligten verständlich; was das Publikum damit anfangen soll, kann ich mir nicht vorstellen. Vermutlich wird es keiner lesen. Ich möchte aber einmal einen kleinen Begriff davon geben, wie diese überheblichen Männchen arbeiten, die heute, mit der Nase für die Konjunktur, auf der Rechten statt auf der Linken herumschleichen.

Forst de Battaglia schreibt über den „Jahrgang 1902" von Ernst Glaeser:

„An einem Wort haben die Franzosen während des Krieges einen im übrigen ausgezeichnet gefälschten Aufruf erkannt, mit dem die deutsche Gegenpropaganda revolutionäre Stimmung in Frankreich entfesseln wollte. Es hieß da von einer ‚joie sadistique' und die drei überflüssigen Buchstaben, der unscheinbare Germanismus ‚sadistique' anstelle des richtigen ‚sadique' hat genügt, den eingeschmuggelten Feind zu entlarven. Jetzt haben wir bei Glaeser etwas Ähnliches: Sein Motto, das Grundmotiv seines Buches lautet im französischen Mund: ‚La guerre, ce sont nos parents'. Das eine ‚ce sont' statt des richtigen ‚c'est', der eine Germanismus, den sicher alle deutschen Leser übersahen, entlarvt dieses Wort als Konstruktion Glaesers und drückt so das Siegel auf die vorgebliche Echtheit dieser Kriegserinnerungen."

Er weiß es ganz genau. Aber abgesehn von dem grammatischen Fehler, den der Herr Lehrer macht („Es hieß da von einer joie sadistique" ist Unsinn; entweder: Es ist da von einer joie sadistique die Rede, oder: es heißt da joie sadistique) — abgesehn von diesem Fehler ist das, was er über das französische Motto erzählt, grundfalsch.

Man kann in der französischen Sprache des Alltags sagen: „C'est nos parents." Die korrekte Form aber ist die von Glaeser gewählte: „Ce sont nos parents." Das unbetonte „ce" kann nur Attribut sein, aber nicht Subjekt; Subjekt ist „parents". Soll das Pronomen Subjekt sein, so muß die betonte Form genommen werden, und die heißt „cela". Man sagt: „C'est un homme", wobei „homme" Subjekt ist; man sagt aber: „Cela est beau", wobei cela Subjekt ist.

Das ist die starre Regel. Nun hat der Alltagsgebrauch diese Unterschiede leicht verwischt; man kann also sagen: „La guerre, c'est nos parents", aber man muß es nicht sagen. Der Satz, der ja ein Paradox ist, wird wahrscheinlich besser „c'est nos parents" lauten; von einem Fehler ist keine Rede.

„Les voyez-vous, les hussards, les dragons, la garde?
Les voilà — ce sont eux!"

heißt es in einem französischen Liede.

Otto Forst de Battaglia stecke seine Nase in die Grammatiken: Grammaire Maquet et Flot, 3ième degré (bei Hachette erschienen): Seite 91, §§ 331 bis 334. Oder: Grammaire Crouzet (bei Didier erschienen): Seite 71, §§ 170, 171.

Jeder haut einmal daneben. Aber diese fatale Besserwisserei, dieses peinliche Bildungsgeprotz, das am Kaffeehaustisch ganze Wissenschaften erledigt ... und wenn du nachher zu Hause nachblätterst, dann ist es alles falsch. Hoffentlich steht das, was dieser Drachentöter sonst über die Literatur aussagt, auf einer besser fundierten Basis. Aber so gefährlich ist das ja alles gar nicht. Obgleich er mich, nicht einmal sehr unsanft, auch beim Wickel hat, muß ich doch sagen: die meisten seiner Drachen sind gar keine Drachen, sondern Regenwürmer, dieser Siegfried ist kein Siegfried, sondern ein mischblütiger Pole, der Sehnsucht nach einer reinen Rasse hat, die es nicht gibt, und wir gehen zur Tagesordnung über. Neugierig bin ich nur, wann er uns den nächsten Artikel einsenden wird.

Charakterdeutung als Wissenschaft

von Rudolf Arnheim

I

Mit der ehrenden Bezeichnung „Streng wissenschaftlich" wird heute ein unerfreulicher Mißbrauch getrieben. Vom Briefkastengraphologen bis zum göttlichen Meister Joseph Weißenkäs, vom Augendiagnostiker bis zu den metaphysischen Atemübungen der Mazdaznan-Leute nennt sich alles so. Das ist umso ärgerlicher, als die neueste Entwicklung der sogenannten exakten Wissenschaften es immer schwieriger macht, nach sicheren Kriterien zu entscheiden, was wissenschaftlich sei und was nicht.

Den Graphologen, Chirologen, Astrologen wird immer wie der vorgeworfen, sie arbeiteten nicht mit exakten Mitteln Ihre Beschäftigung sei bestenfalls Kunst, jedenfalls nicht Wissenschaft, beruhe auf Intuition, Blick und Begabung, nicht auf Beweisen, Schlüssen, Experimenten. Dies ist nun sicherlich richtig. Zwar bestehen die Vorarbeiten zu einem Horoskop oder einer graphologischen Analyse darin, gewisse Tatbestände festzulegen, von denen man nachprüfbar und mit aller wünschenswerten Schärfe sagen kann, sie seien richtig oder falsch, aber das Wesentliche einer solchen Arbeit, der eigentliche „Deutungsvorgang" besteht durchaus darin, Gebilde zu erkennen und zu beschreiben, die sich jeder scharfen Bezeichnung, jeder brauchbaren Einordnung unter Oberbegriffe entziehen. Die Geburtskonstellation eines Menschen läßt sich mit astronomischer Sicherheit festlegen; es läßt sich sagen, ob eine Handschrift Arkaden- oder Girlandenbindungen, einen spitzen oder einen stumpfen Winkel zur Schreiblinie aufweist, und man muß herausbekommen, ob die Schriftprobe in einer normalen Schreibsituation, auf guter, fester Unterlage entstanden ist oder etwa, wie wir es von jenem Liebhaber bei Chaderlos de Laclos wissen, auf dem nackten Rücken der Geliebten. Alle diese Recherchen aber schaffen nur das Material herbei für die eigentliche Untersuchung, die darin besteht, das individuelle, undefinierbare Zueinander bestimmter an sich gut definierbarer Faktoren zu erfassen. Es handelt sich dabei nicht darum, eine Reihe von Relationen aufzuzeigen und aus ihnen schließlich die Summe zu ziehen — das wäre eine systematische, begrifflich festlegbare, aus Lehrbüchern restlos erlernbare Arbeit. Sondern die konstitutionellen Faktoren eines solchen Gebildes stehen nicht summativ, nur durch ein Pluszeichen verbunden, nebeneinander, sie sind vielmehr eingeschmolzen in eine Ganzheit, in deren Zusammenhang erst der nicht isolierbare Sinn des Einzelnen verstanden werden kann. Dies widerstreitet durchaus der uralten, klassischen Erkenntnismethode aller Wissenschaften; denn die erfaßt die in der Wirklichkeit vorkommenden Einzeldinge — oder glaubte sie zu erfassen —, indem sie sie restlos in ihre Bestandteile zerlegt, diese Bestandteile in die betreffenden Kategorien einordnet und auf diese Weise jedem Gegenstand den Schnittpunkt der für ihn gültigen Relationen als nur ihm zugehörigen Platz im Begriffsnetz des wissenschaftlichen Weltbildes an-

weist. Läßt sich aber ein Ding nicht mehr als die Summe seiner Teile charakterisieren, so fällt jede exakte Möglichkeit der Einordnung und damit der Beschreibung fort. Eine Ganzheit ist eine Spezies für sich, ein Begriff, unter den nur ein Fall fällt.

Doktor Rolf Reißmann spricht in einer Sondernummer der ‚Literarischen Welt' von den astrologischen Elementen, den Tierkreiszeichen, Planeten, „Häusern", Aspekten als von Obersymbolen, Formprinzipien, deren Verflechtung und Überschneidung in synthetischer Zusammenschau erkannt werden müsse. Von diesen Elementen ist jedes für sich mit wissenschaftlicher Sauberkeit konstatierbar. An welchem Punkt des Himmels der Mars zu einer bestimmten Minute gestanden hat, läßt sich mit jeder gewünschten Präzision errechnen. Aber damit ist eben noch nichts getan. Der Chirologe Julius Spier sagt, daß von jeher die Handlesekunst gewisse gesicherte Regeln besessen habe, „nicht allzu viele, denn man war sich wohl bewußt, daß die Deutung einer organischen Gestalt letztlich ein intuitiver Vorgang ist, nicht anders als die Erfassung eines Kunstwerkes". Und: „Jedes einzelne Merkmal, das sich in der Handfläche befindet, bedeutet als einzelnes nichts, sondern kann — wie bei jeder physiognomischen Methode — nur in Bezug auf das Gesamtbild verstanden werden." Hierüber macht sich Werner Hegemann in wenig einsichtiger Weise lustig, weil er annimmt, die Vieldeutigkeit des Merkmals bedeute das Eingeständnis völliger Willkür. Er übersieht (nicht nur, daß hier das tiefernste Grundproblem aller heutigen Wissenschaft liegt, sondern auch), wohl weil er es nicht aus eigner Anschauung weiß, daß innerhalb einer bestimmten Ganzheit jedem Merkmal eine vollkommen feste Bedeutung zukommt, die für die Anschauung eindeutig, begrifflich aber nicht erfaßbar ist.

Denn streng erfaßbar sind eben nur Tatbestände, die sich auf einfache Maßbegriffe, etwa auf Zahlen, zurückführen lassen. Eine Tonhöhe beispielsweise kann ich durch die Frequenzzahl physikalisch eindeutig bestimmen, und setze ich eine Serie solcher Frequenzzahlen nebeneinander, so kann ich die Reihenfolge einer Melodie angeben. Das Eigentliche einer Melodie aber, die dynamischen Charaktere des Auf und Ab, das Verhältnis der Intervalle kann ich nicht definieren, obwohl es sich um ein durchaus offenliegendes, klares Phänomen der Wirklichkeit handelt, um etwas durchaus Unmystisches. Gehört Intuition, gehört Kunst dazu, eine Melodie aufzufassen? Nein, nicht unsre Anschauung, sondern unsre Begriffe lassen uns hier im Stich! Fast genau so steht es mit den ganzheitlichen Gebilden, die in einer Handschrift, einer Handfläche, einer Gestirnkonstellation erfaßt werden sollen. Sie sind mit wissenschaftlicher Schärfe nicht beschreibbare, dabei aber ebenso deutliche, von jedermann unmittelbar auffaßbare Gegebenheiten wie etwa die Umrißform einer Wolke am Himmel.

Es ist irreführend, für diese Dinge immer wieder den Gegensatz von künstlerischer und wissenschaftlicher, von intuitiver und exakt forschender Betätigung anzuführen. Diese Terminologie ist nicht neu, sie findet sich schon bei Lavater und bei Carus, der in seiner „Symbolik der menschlichen Ge-

stalt" (Verlag Niels Campmann, Celle) etwa sagt: „Hier ist nur zweierlei zum Ziele führend: entweder dem leisen aber aufmerksamen Gange der Wissenschaft zu folgen, und aus ihren Händen Teil für Teil die Bedeutung der Gestaltung in ihrer ungeheuern möglichen Mannigfaltigkeit sich erklären und reichen zu lassen, oder selbst, durch ein besonderes Geschick begabt zu sein mit jenem Seherblicke, welcher, ohne daß er der einzelnen Gründe bedarf, das Rätsel durch den Genius löst." Nun haben aber Experimente gezeigt, daß normalerweise jeder Mensch graphologische und physiognomische Tatbestände sehr eindringlich sieht, und daß nur eine spezielle, durch Schule, Wissenschaft und Leben unsrer Zeit geschaffene Dressur auf „atomistisches" Sehen diese Fähigkeit bis zu einem gewissen Grade verschüttet. Auch bedient sich jedermann im alltäglichen Verkehr mit Menschen physiognomischer Eindrücke so selbstverständlich, wie er Farben, Formen, Töne als etwas Seiendes behandelt. Natürlich läßt sich durch Schulung die Leistung außerordentlich verbessern, natürlich auch gibt es übernormale Begabung für diese Dinge, aber das ändert nichts an dem Grundfaktum, daß es sich hier nicht um hellseherische, dem Boden des Erfaßbaren entzogene Einzelleistungen sondern um allgemein zugängliche Erscheinungen unsrer Sinnenwelt handelt. Ein Phänomen wie Raphael Schermann ist eben nicht charakteristisch für die graphologische Methode sondern ein Ausnahmewesen.

Rücken schon dadurch diese Hilfsmethoden der Charakter- und Schicksalsforschung stark in die Nähe der exakten Wissenschaften, so wird die Frage der Abgrenzung umso peinlicher, wenn man daran denkt, daß auch alle die exakten Wissenschaften heute vor der Aufgabe stehen, ganzheitliche Tatbestände methodisch zu erfassen. Die Meinung, daß man mit den klassischen Mitteln der Analyse der Welt nicht gerecht werde, spiegelt sich in den mannigfachen Bemühungen um Begriffe wie Ganzheit und Synthese — Bemühungen, die sich in Hunderten von wissenschaftlichen Publikationen, vom seichtesten, terminologisch aufgeputzten Geplauder bis zum naturwissenschaftlichen Experiment, manifestieren. Am deutlichsten vielleicht in den Arbeiten der „Gestalttheoretiker", die allerdings charakteristischerweise in der eleganten Widerlegung ihrer Gegner mehr leisten als in der Aufzeigung positiver Methoden zum Erfassen von Ganzheiten.

In der Biologie hat sich gezeigt, daß man den Organismus nicht, wie es früher geschah, als eine Maschine erklären kann, als eine Summe von Teilapparaten, die isolierte Funktionen haben und ab ovo gesetzmäßig vorgebildet sind. In der Psychologie kommt man von der Spezialuntersuchung der Sinnesempfindungen, vom Reiz-Reflex-Schema, von der Herauspräparierung von Triebmechanismen dazu, das lebende Wesen von seinen Zielen und Bestrebungen her als eine Ganzheit zu verstehen und den unabtrennbaren Zusammenhang mit der Umwelt zu berücksichtigen. In der Medizin weicht die Lokalbehandlung des einzelnen Organs, die zahlenmäßige Vermessung und Abwägung der Körperteile einer auf das Funktionieren des gesamten, zum Beispiel nicht in Körper und Seele auf-

geteilten Menschen und auf die „Konstitution" gerichteten Betrachtung. In der Physik bemüht man sich um die Formulierung von ganzheitlichen „Feldgesetzen".

In allen diesen Wissenschaften stand man früher auf dem methodisch gesicherten Boden analytischer Einzelforschung, in allen diesen Wissenschaften sieht man die Unzulänglichkeit der bisherigen Verfahren ein. Es ist bemerkenswert, wie man versucht hat, das alte Prinzip zu retten, indem man die Ganzheitlichkeit einfach als einen neuen Teil den übrigen Teilen hinzufügte. Von Ehrenfels zum Beispiel, der sich wohl als erster mit dieser Frage beschäftigt hat, sagte, eine Melodie bestehe aus der Summe ihrer Töne plus einer „Gestaltqualität", der eben der oben erwähnte eigentlich melodiehafte Zusammenhang zu danken sei. Und die Driesch-Vitalisten nennen das, was den Organismus von der Maschine unterscheidet, die „Entelechie", die in ihrer Theoriebildung ebenfalls als ein bloßer Zusatz auftritt.

In der Graphologie, Physiognomik, Chirologie, Astrologie zeigt sich durchaus dieselbe Entwicklung. In der Graphologie arbeitete noch die klassische französische Schule des vorigen Jahrhunderts ausschließlich so, daß man durch induktive Statistik zu erfahren suchte, welche einzelnen Charaktereigenschaften der einzelnen Schrifteigenschaft zugeordnet seien. Das war eine streng exakte wissenschaftliche Methode, nur leider eine falsche. Aber selbst in dem Lehrbuch von Ludwig Klages noch, der im Prinzip die Sachlage durchaus erfaßt hat, kommt das praktische Verfahren darauf heraus, daß man auf Grund des obersten Einzelmerkmals „Formniveau" für die übrigen Merkmale positiv oder negativ gefärbte Einzeldeutungen schematisch ableitet. Was die Physiognomik anlangt, so sagt etwa Carus über die berühmte Gallsche Schädellehre: „Daher ist es auch jedenfalls gekommen, daß das in Quadrate und Kreise auf dem menschlichen Haupte abgeteilte Sünden- und Tugendregister Galls eine solche Popularität bei der Menge alsbald erhalten konnte, denn es war den Menschen, denen die Wissenschaft gewöhnlich das Fernste, der Nutzen aber das Nächste ist, nicht zu verdenken, wenn sie es sehr bequem fanden, als man ihnen sagte, man brauche zum Beispiel nur gewisse Schädel-Erhöhungen hinter den Ohren zu untersuchen, um sogleich die Gewißheit zu erlangen, ob von der fraglichen Persönlichkeit weder Diebssinn noch Mordsinn angenommen werden dürfe, und also weder für unsre Börse noch für unser Leben von ihnen einige Gefahr drohen möchte." Aber dies falsche Verfahren war eben nicht nur das bequemste, es war das Verfahren der Wissenschaft überhaupt, das einzige exakte bis zum heutigen Tage! Betrachtet man die Untersuchungen Ernst Kretschmers, die sich auf den konstitutionellen Gesamthabitus des menschlichen Körpers beziehen, so sieht man, daß hier die eigentliche Entscheidung über die Rubrizierung dem „intuitiven" Blick des Beobachters anheimgegeben ist und daß exakte Angaben, genau wie etwa in der Graphologie, nur als Hilfsmittel dienen. Von der alten Chirologie sagt Julius Spier in der ‚Literarischen Welt': „Wenn man las, daß bestimmte Kreuzchen, Gabeln, Sternchen, Häkchen und Inselchen bald Pech in

der Liebe, bald Erbschaft, bald Sturz vom Pferde, bald einem bösen Schwiegervater bedeuten, so erübrigte sich jedes Eingehen auf ein solches System. Dieser ganze Kehricht von törichten Regeln mußte zunächst über Bord geworfen werden."

In der ganzen Wissenschaft ist man heute dabei, alte Regeln über Bord zu werfen. Aber niemand kann darüber Auskunft geben, wie es mit exakten Methoden möglich sein soll, Ganzheiten zu erfassen. In die Wissenschaft ist eine schöne Lebendigkeit eingezogen, ein freier, anschaulich beschreibender Stil. Aber wenn man bösartig ist, kann man dies auch den Anbruch der Anarchie nennen.

Was also den beliebten Haupteinwand gegen jene Methoden der Charakterforschung abgibt, das sollte man eher als ein Zeichen ihrer Wissenschaftlichkeit ansehen. Akademisch legitime und illegitime Forschungsgebiete werden hier zu Brüdern in der Not.

Fortsetzung folgt

Der Große Plan von Axel Eggebrecht

„Epos des sozialistischen Aufbaus" nennt Johannes R. Becher dieses Gedicht in vier Teilen, hunderten von Einzelnummern, erschienen im Agis-Verlag zu Berlin.

Im Vorspruch zum vierten Teil führt er ein paar seiner Vorgänger an, proletarische Dichter Rußlands, die sich „mit der Waffe der Sprache hartnäckig in die Probleme verbohrt" hätten. Und schließt dann:

Gewaltiges haben
Vor uns gesungen
Die Dichter aller Zeiten.

Das Gewaltigste aber
Bleibt uns zu singen:

WIR SINGEN
DEN FÜNFJAHRESPLAN..

Wir wollen über das ein wenig naive Selbstbewußtsein nicht lächeln. Es ist echt. Becher spürt, daß dem Kommunismus, dieser starken, zukunftsgläubigen, aufsteigenden Bewegung, ein gesundes Selbstgefühl zukommt. Er ahnt, daß es nach so vielen Aufrufen, Programmen, Diskussionen und Parteibefehlen schön und angemessen wäre, etwas Enthusiasmus zu zeigen. Er hat in Rußland einen natürlichen und höchst eindrucksvollen Enthusiasmus erlebt. Den möchte er gern nach Deutschland transponieren. Er sehnt sich danach, in die kühlern, ordentlichen und bedrückten Seelen deutscher revolutionärer Arbeiter den Funken reiner, dichterischer Begeisterung zu werfen.

Ein großes Ziel, ein hohes Wollen. Freilich muß er sich gefallen lassen, daß auch die höchsten Maßstäbe daran gelegt werden.

Man muß mit diesem Buche genau sein. Es genügt nicht, einen allgemeinen, verwaschenen Eindruck zu umschreiben. Man muß diese 190 Seiten wiederholt lesen und auf sich wirken lassen, ehe man sich zu einem endgültigen Urteil entschließt. Sie fordern zum Nachdenken und zur überlegten Stellungnahme heraus. Gewiß ein Plus in dieser Zeit, deren Bücher bei aller Zeitbeflissenheit fast stets unverbindlich bleiben.

Das Epos ist ein Stück Literatur und will es sein. Der Dichter beruft sich wiederholt auf die Wirkung des reinen Wortes. Und besonders die ganze Aufmachung, über die später noch gesprochen werden wird, rechnet sehr bewußt mit formalen Effekten. Deshalb dürfen sich Kommunisten eine Wertung nach literarischen Maßstäben diesmal nicht verbitten. Dennoch muß gerechterweise von vornherein zugegeben werden, daß für die Beurteilung das Aesthetische selbstverständlich nicht allein ausschlaggebend sein darf.

Becher ist immer noch ein Dichter. Ganz bestimmt war er es, als er vor zehn und fünfzehn Jahren unsre ganze Generation durch seine hymnischen Verse aufrief und mitriß. Später trieb ihn sein dichterisches Temperament in schwere Zweifel; es riß ihn zwischen rebellischem Elan und unbestimmter Religiosität hin und her; endlich schien es mehr und mehr zu versiegen, seit er zum offiziellen Sänger einer Partei wurde, die eigentlich nur den Gesang der Massen auf den Straßen erlaubte. Becher durfte sich als eine Art Funktionär fühlen, richtig eingeordnet und durchaus an einem historisch wichtigen und richtigen Platze. Daß ihm auch in diesen Jahren gelegentlich immer wieder einmal starke und ursprüngliche Verse gelungen sind, können nur blinde Gegner leugnen.

Nun also will er „das Gewaltigste singen".

Das Buch bietet sich im äußerst wirkungsvollen Umschlag eines Genossen Keilson dar, der von John Heartfield abgeguckt hat. Innen im Umschlag ein anpreisender Waschzettel, ganz wie bei Büchern bürgerlicher Herkunft. Darin wird das Ganze als „dialektische Montage" bezeichnet. Montage — gut. Aber warum dialektisch? Über den Inhalt heißt es: „Mit einzigartiger Darstellungskraft leuchtet der Dichter unter die Oberfläche der Erscheinungen". Halt. Ist das so?

Ich habe das Buch vier-, fünfmal gelesen. Ich blättere wieder darin und suche. Es gibt nur ganz wenige Stellen, wie etwa die beschwingten und im besten Sinne hymnischen Kapitel vom Bau der neuen Städte, auf die man die Lobpreisung des Verlages rechtens beziehen mag. Sonst aber gibt Becher Darstellung von Zuständen, nein, weniger: Meldungen von Zuständen, Vorgängen, Fortschritten. Nein, weniger: Reportagen. Nein, noch weniger: Überschriften zu Reportagen; Schlagzeilen, Bruchstücke von Statistiken; Aufschriften für Versammlungstransparente.

„. . . leuchtet unter die Oberfläche der Erscheinungen?" Im Gegenteil. Er fährt mit hastigem Scheinwerfer drüber hin.

Handelt es sich also um einen summarischen, gewissermaßen eiligen Naturalismus? Auch nicht. Dem widerspricht der getragene Ton, die Emphase, die Betontheit jedes Satzes. Und die Aufmachung.

Immer wieder stoße ich mich daran. Ich gebe es zu, mag es auch kleinlich erscheinen. Diese Teile, Kapitel, Schlagzeilen, Nummern. Diese schmächtigen Zeilchen, oft beinahe verloren auf weiten, weißen Seiten. Kernstellen und Leitsätze, in Versalien gesetzt, erinnern an die Prätentionen eines Stefan George-Bandes.

Und dann ist der mit soviel Anspruch und Mühe aufgemachte Text in neun von zehn Fällen nichts als trockene, sehr nüchterne, bewußt nüchterne, manchmal aber auch peinlich ärmliche Prosa.

Gewiß, in dem einen Fall, alle zehn oder zwanzig Seiten, bricht Bechers ursprüngliche Sprachkraft durch. Da gelingt ihm ein klares, lebhaftes Deutsch, er rührt uns an. Etwa gleich zu Anfang: „Du kannst die Zeit dir nicht aussuchen, in der du geboren wirst. Das 20. Jahrhundert hat dich ausgesucht, die Zahl 19 .. begleitet deine Jahre. Du bist geboren in der Zeit der Völkerwanderung: Die Völker wandern von unten nach oben. Die Frage ist an dich gerichtet: ‚Wie heißt du?' Wenn du deinen Namen nennst, wird dir geantwortet: Du bist nicht nach deinem Namen gefragt. Das ist nicht die Frage. Sage, wer du bist, wovon lebst du, bekenne dich zu deiner Klasse!"

Gedruckt sieht das aber leider so aus:

Erstens
Du kannst die Zeit
Dir nicht aussuchen,
In der Du
Geboren wirst.

Das 20. Jahrhundert
Hat Dich ausgesucht,
Die Zahl 19..
Begleitet Deine Jahre.

Du bist geboren
In der Zeit der
Völkerwanderung.

Die Völker wandern
Von unten nach oben.

Zweitens
Die Frage ist an Dich
Gerichtet . . .

Und so weiter. Später, in den Berichten eines deutschen Werkmeisters aus Rußland, in den Beschlüssen von Sowjetbehörden, in den Reden der Gegner und der Freunde, in Gerichtsverhandlungen und in den verhaltenen Worten vom „Mann der in der Reihe geht", wirkt diese Aufmachung noch viel gequälter.

Was soll das? Liebt das etwa der Arbeiter? Soll er zu einem Snobismus erzogen werden, den wir glücklich überwunden haben? Soll er eine hohle, falsche Romantik, einen höchst nichtigen Begriff von Literatur vermittelt bekommen? Becher ist heute für kommunistische Proletarier eine Autorität. Er hat eine verdammte Verantwortung ihnen gegenüber.

Aber das Äußerliche ist es nicht allein. Schlimmer ist, daß überall in diesem Buch der Einfall weit stärker ist als die Ausführung. Die Gliederung ist sicher geschickt und wirksam. Aber das Organisatorische erweist sich als das einzig Kräftige. Das Leben darin, der Gedanke, das Gefühl und oft beinahe jedes einzelne Wort sind tot. Erwürgt. Im Netz der

Maßnahmen gefangen, erstickt. Will dieses Epos in seiner Anlage ein Symbol für gewisse politische Realitäten sein?

Der Vergleich mit den großen Romanen Sowjetrußlands oder auch mit Epen wie Alexander Blocks „Zwölf" oder Majakowskis „150 Millionen" fällt nicht gut aus für Becher, mag er selber auch andrer Meinung sein und das unbefangen andeuten. Warum gruppiert er den größten Teil dieses Gedichts, wenn es denn so heißen soll, das doch den sozialistischen Aufbau besingen will, um den Ramsinprozeß, also um eine kleine, wenig repräsentable Abwehrmaßnahme? Hätte er lieber mehr solche Stücke geschrieben, wie die schon erwähnten, wahrhaft dichterischen Gesänge vom Aufbau der neuen Städte. Da überwältigen ihn Bilder, da löst sich die Starrheit der Sprache, da glauben wir ihm die dichten, glücklich gefundenen Worte, die sonst nur tote, aufgereihte Wörter sind. Vielleicht begeht Becher den großen Irrtum, Einfachheit und Trockenheit zu verwechseln. Der Prolet aber ist nicht trocken, er hat seine höchst bunte und vielfältige Phantasie. Und der Russe hat sie erst recht. Wieviel mehr blühende Einfälle stecken in jeder russischen Zeitung, ja, leuchten von jedem moskauer Plakat als aus den Zeilen dieses Buches.

Statt dessen bietet Becher uns Pathos. Wir sind weit entfernt, Pathos an sich zu verachten. Wie pathetisch geht es bei Pilnjak oder Ehrenburg manchmal her. Bei Becher aber wirkt das allzuoft krampfhaft und künstlich gemacht. Seine Pathetik streift fortwährend die Grenze des Banalen. Und grade da, wo er schlicht und deutlich spricht, besonders in dem schönen Stück vom Werden der Stadt Traktorostroj, wo er jede Verkrampfung vergißt, — da wirkt er unmittelbar.

Kommunisten nannten die Hymnik dieses Buches biblisch. Sie ist aber bestenfalls Brecht nachempfunden. Bechers Gesinnung ist echt. Aber solche Literatur am laufenden Bande wäre raschestens für jede Gesinnung lieferbar. Sie erweist nichts. Und die pompöse, innerlich ärmliche Aufmachung steht in gar keiner Beziehung zu den Inhalten, auf die es doch auch Becher grade ankommt. Schade, — auch dieses Buch ist unverbindlich.

Der Partei kann man keinen Vorwurf daraus machen. Sie ist grade gegen ihre Intellektuellen letzthin weitherziger geworden als lange Jahre zuvor. Und in der Zeit bitterer Verfolgungen und Verleumdungen hat sie gewiß andres zu tun als sich um eine offizielle Literatur zu kümmern. Aber jene Kreise, die sich als berufene Künder des Kommunismus literarisch bemerkbar machen, haben grade jetzt eine um so größere Verantwortung. Mehr denn je müßten sie sich vor Enge, Zwang, Konstruktion hüten und vor dem Anschein, kommandierte Dichtung beflissen zu liefern. Statt dessen vertun sie ihre Kräfte in unwirksamen und ängstlichen Bemühungen um eine Orthodoxie, deren schlüssigster Beweis doch erst in unbefangener Produktion bestehen würde. Und Kritik von außen her lehnen sie, als nur der Partei verantwortlich, grundsätzlich ab.

Immer noch wird die Literatur des deutschen Kommunismus von Unteroffizieren gemacht. Oder von Fahnenjunkern, die sich bemühen, recht kommissig zu erscheinen.

Deflation oder Inflation? von Thomas Tarn

Allmählich scheut man sich, den Satz niederzuschreiben, daß die Krise sich weiter vertieft hat; denn man mußte ihn seit zwei Jahren schon zu oft niederschreiben. Aber nun muß man doch feststellen: die Krise hat sich grade in den letzten Wochen weiter vertieft, und sie erreicht auch in den kapitalistischen Staaten, in denen ein Umschlag der ökonomischen Krise in die politische noch nicht droht, bereits eine Ausdehnung, eine Vertiefung, daß sie sich eigentlich von selbst weiter ernährt. Sehr deutlich ist der Prozeß in den Vereinigten Staaten zu beobachten. Die Krise begann dort mit einem Börsenkrach. Aber der Börsenkrach war ja nur der Ausdruck dafür, daß sich für eine ungeheure Überproduktion kein Absatz finden ließ. Die Überproduktion hatte zur Folge, daß die Preise sanken. Man hoffte jedoch, daß die Krise nur so lange dauern würde wie die von 1921 und daß bei einer neuen Konjunktur auch die Preise wieder anziehen würden. Aber die Krise wurde nicht liquidiert, die Überproduktion blieb, die riesenhaften Rohstoffvorräte lagen da, die Arbeitslosigkeit nahm ständig zu, und die Preise fielen weiter, fielen in den Vereinigten Staaten und international. Die Folge des Preisfalls aller Waren ist, daß das Geld an Wert gewinnt. Denn mit 100 Dollar in U.S.A. kann man im Herbst 1931 mehr kaufen als im Herbst 1930 und noch mehr als im Herbst 1920. Die Deflation hat eingesetzt. Das ist eine „normale" Erscheinung, aus der Geschichte der Krisen wohlbekannt. Deflation hat es in Krisenzeiten immer gegeben. Niemals aber gab es bisher eine Krise von der Dauer und der Tiefe und niemals daher auch eine Deflation in diesem Umfange. Die Deflation hat jetzt in U.S.A. eine Vertiefung erreicht, daß sie die Krise weiter verschärft, und zwar vor allem dadurch, daß sie das gesamte Finanz- und Banksystem zu deroutieren beginnt. Der normale Bürger, der sein Geld zur Bank bringt, erwartet, daß sie ihm dafür Zinsen zahlt. Viel mehr weiß er nicht. Wenn er weiter denkt, so weiß er grade noch, daß die Banken mehr zahlen, wenn er ihnen das Geld nur nach einer bestimmten Frist kündigen kann. Aber woher nehmen die Banken die Zinsen? Bisher hat es das Geld noch nicht fertig gebracht, sich von selbst zu vermehren, und der Silberdollar bekommt keine Kupferkinder. Wenn die Banken also ihren Gläubigern Zinsen zahlen sollen, dann müssen sie wiederum selber ihre Gelder verleihen, ihre Gelder anlegen, und sie müssen diese zu Sätzen anlegen, die höher sind als jene, die sie an ihre Gläubiger zahlen, damit sie ihre Geschäftsunkosten dekken können und darüber hinaus ihr eignes Kapital verzinsen. Wenn alles „normal" verläuft, klappt es auch bei den Banken; sie ziehen von ihren Schuldnern die Zinsen ein und bezahlen damit ihre Gläubiger. Wenn es früher zu Krisen kam, so stieg im allgemeinen die Macht der Banken. Denn solange die Schuldner zahlungsfähig blieben, gewannen die Banken als Gläubiger, gewannen sie an der Deflation, an der Höherbewertung des Geldes. Die Krise ist jedoch heute so tief geworden, daß die Banken nicht mehr an ihr verdienen, daß sie viel-

mehr selbst immer mehr von ihr bedroht werden. Die Banken haben ihr Geld in der Industrie angelegt. Zum Teil haben sie ihr langfristige Kredite gegeben, zum Teil haben sie, grade um sich ihre Liquidität in der heutigen Zeit zu erhalten, Aktienpakete erworben. Aber wie stehen heute die Aktienkurse zum Beispiel im reichsten kapitalistischen Land, in den Vereinigten Staaten? Im vergangenen Jahr hatte die Krise dort bereits eine so große Vertiefung erreicht, daß gegenüber dem Höchststand von 1929 die Aktienkurse stark gefallen waren. Seitdem hat sich das Kursniveau wiederum außerordentlich tief gesenkt. Das ‚Berliner Tageblatt' bringt eine Statistik über die Kursentwicklung der repräsentativsten Werke seit Dezember 1930. Die Zahlen sehen folgendermaßen aus:

Gesellschaft	16. 12. 1930[1])	2. 1. 1931	1. 9. 1931	19. 9. 1931	1. 10. 1931
Baltimore & Ohio	55,25	71,—	46,12	33,25	35,—
New York Central	108,—	117,37	70,—	59,50	63,50
Pennsylvania	53,50	58,—	39,75	31,75	32,50
Bethlehem Steel	49,75	52,75	39,87	33,75	28,50
U.S. Steel	135,50	141,87	88,—	75,25	71,50
Chrysler	14,75	17,87	22,25	15,62	12,37
General Motors	32,37	37,25	36,25	29,12	22,87
General Electric	42,75	45,37	40,87	31,25	27,—
Radio Corporation	12,37	13,37	20,25	13,50	12,50
Anaconda Copper	26,12	31,87	24,25	17,25	15,—
American Smelting	39,87	42,25	31,12	22,25	23,—
American Can	105,50	113,75	93,—	80,37	70,75
International Harvester	46,75	50,37	37,87	28,75	25,50
Standard Oil	45,12	48,87	40,37	33,12	29,12
Allied Chemical	174,—	176,25	111,50	92,—	79,—
Du Pont de Nemours	81,—	89,75	85,25	69,50	59,25
Woolworth	52,25	57,—	69,75	53,75	47,—

[1]) Tiefster Jahreskurs.

Die Entwicklung springt in die Augen. Allein im Verlaufe des September 1931 hat sich das Kursniveau um nicht weniger als 60 Prozent gesenkt. Würde also eine wirkliche Bilanz zum heutigen Wert aufgestellt, die amerikanischen Banken wären zum größten Teil pleite. Denn sie müssen ihren Gläubigern, die ihnen Dollars geborgt haben, wiederum Dollars zurückzahlen. Sie haben sich aber Papiere gekauft, deren Wert riesenhaft gesunken ist, sie haben sich an Unternehmungen beteiligt, deren Wert gleichfalls riesenhaft gesunken ist, und sie können diesen nicht einmal die Kredite a tempo kündigen, selbst wenn sie es wollten. Wenn die amerikanischen Banken heute eine genaue Bilanz aufmachten, dann wären die Verluste bei einem großen Teil weit höher als das eigne Aktienkapital. Es ist heute schon nicht mehr so, daß nur kleine Provinzbanken bankrott gehen, heute sind bereits große Bankinstitute bedroht. Und es ist nur ein Zeichen für die Schwere der Situation, wenn das ‚Berliner Tageblatt' unter dem Titel: „Gegenseitige Hilfe bei den amerikanischen Banken" berichtet: „Die Mitglieder der Clearinghouse-Association in New York, in der die meisten größern Banken vertreten sind, haben einander Stützung

zugesichert, wie sie schon einige Male ohne Kenntnis der Öffentlichkeit erfolgte. Die Sparbanken in Philadelphia erklärten angesichts der Massenabhebungen und Schließungen von kleinern Sparbanken, daß sie von dem Recht Gebrauch machen wollen, Abhebungen nur in Monatsfrist etcetera zuzulassen." Die Fusion der Bank of America New York mit der National City Bank ist auch nicht ganz freiwillig erfolgt.

Die Verluste der amerikanischen Banken, die sie bei der Industrie erlitten haben, sind an andrer Stelle nicht ausgeglichen worden, im Gegenteil sie wurden noch verstärkt. Denn die Preise auf den internationalen Rohstoffmärkten sind ganz katastrophal gesunken, und grade der Handel in diesen Waren ist von den Banken in großem Umfange kreditiert worden.

*

Nun ist selbstverständlich, daß diese schwere Erschütterung des gesamten Bank- und Finanzwesens sehr ernsthafte Rückwirkungen auf die Produktion haben muß. Denn grade wegen ihrer riesenhaften Verluste müssen die Banken bestrebt sein, mit dem Rest ihrer Gelder möglichst liquide zu bleiben. Den faulen Schuldnern die Kredite zu kündigen, hat wenig Sinn, denn von diesen bekommt man sowieso nichts heraus. Mit Erfolg kann man die Gelder also nur den guten Schuldnern kündigen, und so wirkt sich die Finanzkrise in starken Kreditkündigungen aus, die natürlich das Massensterben in der Industrie verstärken und so die Krise weiter vertiefen.

*

Die Zusammenhänge zwischen Produktionsrückgang, Deflation, Finanz- und Bankenkrise gelten natürlich nicht nur für die Vereinigten Staaten, sie gelten international, besonders stark aber für Deutschland. Wie schwer das deutsche Bankenwesen betroffen ist, haben ja die Vorgänge bei der Danat-Bank und bei der Dresdner Bank deutlich demonstriert; grade bei den deutschen Banken ist der Prozentsatz der fremden Gelder im Vergleich zum eignen Aktienkapital an sich sehr groß, grade bei den deutschen Banken können daher größere Verluste bald einen sehr erheblichen Prozentsatz des Aktienkapitals ausmachen. Die Stützungsaktion, mit der man sich heute in den Vereinigten Staaten beschäftigt, ist in Deutschland längst durchgeführt, ist durchgeführt im Verhältnis der Regierung zu den Großbanken, ebenfalls aber im Verhältnis der Banken zur Schwerindustrie. Wir erleben in Deutschland seit 1929 in einem kontinuierlichen Prozeß eine ständige Verringerung der industriellen Produktion und damit eine ständige Verringerung des Handelsumsatzes. Aber der Wechselumlauf ist heute ungefähr so hoch wie damals. Das heißt der Wechselumlauf hat sich nicht proportional mit der Verringerung der Handelsumsätze verringert, sondern er ist ein Mittel geworden, um schwache Betriebe zu erhalten. Damit sind gewisse inflationistische Momente in die deutsche Wirtschaft getragen worden, inflationistische Momente, von denen der Mann auf der Straße darum noch nicht viel bemerkt, weil sie zurzeit noch durch entgegengesetzte Faktoren kompensiert, über-

kompensiert wurden. Die Deflation hat zur Folge, daß die Preise fallen. Sie fallen in der ganzen Welt; sie fallen aber nicht überall gleichmäßig. Sie fallen in Deutschland im gebremsten Tempo, weil durch den im Vergleich zur Produktion überhöhten Wechselumlauf inflationistische Züge in die deutsche Wirtschaft getragen wurden und daher der Preisfall durch die Deflation sich langsamer gestaltete.

Wenn wir die Sachlage mit einem Satz umschreiben wollen, so haben wir zurzeit eine durch überhöhte Kredite verlangsamte Deflation. Es braucht nicht näher ausgeführt zu werden, daß dies nur ein Durchgangsstadium sein kann. Man wird sich bald entscheiden müssen, ob man wirklich abschreibt oder nicht. Bleibt die Deflation ungehemmt, dann werden zahlreiche Kapitalisten daran glauben müssen.

Bisher hatte die Sozialdemokratie zwischen zwei Übeln zu wählen. Sie glaubte, mit der Tolerierung der Regierung Brüning das kleinere zu wählen, es ergab sich aber das größere. Jede deutsche Regierung steht in den nächsten Wochen ebenfalls zwischen zwei Übeln: Deflation oder ...

Beit Friehstick von Theobald Tiger

Wenn ick in meine Stulln beiße,
denn kuck ick in de Sseitung rin.
Die liejn nämlich inne Sseitung,
da wickelt se mir Mutta in.
Ick streiche det Papier scheen jlatt
und seh, wats so jejehm hat.

Ick lese von drei Zwillingsschwestern
und vonne Feiersbrunst in Wald...
Mal is die Sseitung noch von jestern,
mal isse füchzehn Tahre alt.
Wat mir det Friehstick nich vamiest.
Et is ja bloß, det man wat liest.

Da ha ick nu so rausjefunden:
Erscht kommt die Sseitung in Vakehr,
un schon nach vierunzwanssich Stunden,
da stimmt det allens jahnich mehr!
Denn sind se reine wie blamiert.
Ick ha dadrieba simmeliert...

Ick sach ma so:
Wat die so sahrn
un wat die allens proffezein,
det stimmt schon nich mehr nach acht Tahrn —
det kann nie wahr jewesn sein!
Nu ham die Brieda mächtjet Jlick:
et blättert ja keen Mensch zerrick!
Man schmeißt et wech. Und kooft sich brav un bieda
n neuet Blatt un jloobt et imma wieda.
Un willste wissen wat det is jewesen,
denn mußte alte Sseitungsnumman lesen.
Un siehste denn, wie die vakehrt sind —:
denn weeßte, wat die neien wert sind.

Bemerkungen

Schlachtfeld und Lohntüte

Wer unter uns wünschte nicht die aufrichtigste Verständigung mit den Bewohnern Frankreichs? Wer ersehnte nicht die Aufhebung jener tausendjährigen Grenze zwischen zwei Ländern, die in jedem Jahrhundert soviel Blut ihrer besten Bewohner dahinströmen sehen mußten! Wie Viele erinnern sich nicht noch heute mit tiefster Erschütterung, wie im imperialistischen Krieg in den besetzten Departements Frankreichs die unglücklichen, entrechteten, völlig wehrlosen Bewohner freiwillig freundlich zu den deutschen Soldaten waren, oft ihr letztes Stückchen Brot mit ihnen teilten und so eine Brücke mitten in einer grauenvollen, von Haß erfüllten Welt schlugen. Es war der Ausdruck einer Solidarität im Unglück, das gemeinsam ertragen werden mußte; und Mancher hat sich grade seit jenen Tagen für immer die Hoffnung erhalten, daß der Gedanke der Solidarität aller Unterdrückten niemals auszutilgen sein wird.

Wenn die offiziellen Vertreter der herrschenden Klasse beider Länder in der letzten Zeit Händedrücke, Telegramme wechselten, dachte man oft an jene Begegnungen im imperialistischen Kriege; man wußte, daß der Bund zwischen den Ausgebeuteten beider Länder längst geschlossen war.

Aber es wirkte wie unfreiwilliger Zynismus, wenn schwache Köpfe, die keine Vorstellung von den realen Verhältnissen haben, immer von Verständigung reden, weil sich Herr Brüning und Herr Laval zu geschäftlichen Besprechungen zusammensetzen. Es ist auch plötzlich wieder sehr still um diesen Geschäftsakkord geworden, nicht weil man jene Verhandlungen abgebrochen hätte oder weil sie eingeschlafen wären, sondern weil der französische Partner mit schwer verborgener Unruhe die deutsche Krise verfolgt. In den letzten Tagen war die Lektüre der bürgerlichen französischen Presse besonders interessant. Vielleicht hat man auch von den Veranstaltungen in Paris und Berlin gelesen, die von einer Reihe demokratischer Geschäftsleute ausgingen. Hier wurden Reden auf die deutsch-französische Geschäftsverbindung gehalten, und natürlich mußte Heinrich Mann diese Veranstaltung mit feucht gewordenem Salz würzen. Es gab eine etwas breiige Speise, die nicht grade den Appetit anregt. Man kann auch sagen, daß es eine schlechte Musik sein muß, die sich bemüht, die Grundmotive Eisen, Kohle und Kali durch schrille, unnatürlich klingende Flötentöne zu übertönen. Man sollte sich doch nicht einbilden, daß man der Hauptakteur in diesem Schauspiel wäre. Auch die Trusts des Monopolkapitalismus halten sich ihre Narren.

Studiert man die Leitartikel des ‚Journal', so liest man bittere Wahrheiten. Da enthüllt sich in knappen Sätzen das Grundwesen des deutsch-französischen Akkordes. Hier war zu lesen, daß der französische Imperialismus sehr interessiert an der Brüningregierung ist, die ihr allein den Fortgang der Verhandlungen garantiert. Nicht einmal in einer deutschen regierungsfreundlichen Zeitung werden in so düstern Farben die Folgen eines Sturzes der Brüningregierung gemalt. Ausdrücklich wird erklärt, daß nach Brüning die Anarchie komme, und es sei notwendig, daß sich die Sozialdemokraten dazu verständen, die Regierung zu stützen. Man brauchte ihnen wohl kaum von Paris her diese Aufforderung zu schicken. Aber ebenso deutlich wird auch erklärt, daß im Interesse der deutsch-französischen Beziehungen ein Akkord zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern notwendig wäre, und der durch den Pfundsturz gefährdete deutsche Export durch eine allgemeine Unkostensenkung, vor allem aber

durch einen radikalen Lohnabbau, saniert werden müßte.

Vielleicht gibt diese Erkenntnis auch manchen Nationalisten zu denken, die in jedem Falle den Kürzeren ziehen und sich doch nicht einbilden sollten, es wäre ihr freier Wille, in die Schlacht zu gehen. Ob sie mit ihrem Blut zahlen oder mit Lohnabzügen — die Dummen sind sie in jedem Falle. Sie sollten sich endlich klarmachen, daß sie ihre Front an einer andern Stelle suchen sollten. Lohntüte oder Schlachtfeld — das sind nur zwei Begriffe für eine Sache — aber ganz gewiß nur eine Sache, die sehr Wenige angeht.

Kurt Kersten

Premiere in Moabit

Ein politisches Vorspiel und eine bürgerliche Tragödie. Oder: ein Glas Bier und die Folgen. Der große Schwurgerichtssaal, oft kopiert und nie erreicht, wirkt in Moabit nüchterner als auf dem Theater. Ein Strahl Sonne ist der einzige Beleuchtungseffekt. Die Regisseure können etwas lernen.

Auch vom Text. Wir erleben Dialoge ohne Mätzchen. Der Vorsitzende spricht wie ein Vorsitzender. Der Staatsanwalt ist ganz unpathetisch. Sogar die Gerichtsdiener sind echt. Dann und wann geht jemand von rechts nach links. Wenn er muß. Nicht als Regieeinfall.

Auf der Bank sitzen zwei Männer in Zivil. Ein Polizeioberwachtmeister und ein Wachtmeister. Angeklagt wegen Meineids. Es soll vorkommen, daß Polizisten falsch schießen; daß sie auch falsch schwören, ist seltener. Sie sitzen da in ihren bürgerlichen Anzügen, der eine hat einen grünen Lodenmantel an. Unwillkürlich denkt man: wenn alle Beamten Zivil trügen, wenn es sich herumspräche, daß Polizisten auch Menschen sind... Nein. Nicht auszudenken. Ordnung muß sein.

Wir befinden uns an einem Juliabend in Weißensee. Nachts um Zwölf. Die Beamten sind auf einer Streife. Es ist nichts los und sie haben keine Zigaretten. Also gehen sie in eine Kneipe. Eine Vorschrift, deren Sinn dunkel ist, verbietet den Schankwirten, nach sieben Uhr abends Tabak ohne Getränke abzugeben. Die Polizisten bestellen ein Glas Bier. Das wiederum verbietet den Polizisten die Vorschrift. Incipit tragoedia.

Auf der Straße gibt es plötzlich Krawall. Kommunisten contra Nazis. Ein Schuß fällt. Die Beamten stürzen aus der Kneipe. Tumult, Verhaftungen. Prozeß wegen Landfriedensbruch. Wer hat geschossen?

Die Polizisten sagen sich: wenn das mit der Kneipe herauskommt, fliegen wir. Wenn wir aber behaupten, wir haben gesehn, wie geschossen wurde, kann uns nichts passieren. Also sind es die Kommunisten gewesen.

Das Gericht bemüht sich, am Tatort mit Scheinwerfern und Sachverständigen die Richtigkeit dieser Aussage nachzuprüfen. Den Angeschuldigten droht Zuchthaus. Die Beamten schwören Stein und Bein. Aber sie haben die Rech-

nung ohne den Wirt gemacht. Der erscheint als Zeuge. Dem Staatsanwalt kommt die Sache verdächtig vor, und er telephoniert mit dem Reviervorsteher. Das ist der Vorgesetzte der beiden und trotzdem ein anständiger Mensch. Er redet ihnen ins Gewissen. Geständnis. Widerruf.

Jetzt sitzen sie in demselben Saal, und die Rollen sind vertauscht. Sonderbare Ironie: wenn der Staatsanwalt nicht eingegriffen hätte, wären damals Unschuldige verurteilt worden. Das Telephongespräch rettete die Beamten vor dem Zuchthaus, weil durch den rechtzeitigen Widerruf ein Unglück verhütet wurde.

Der große Menschenfreund Sling hat sein Leben lang gegen die Gefahr des Eides gekämpft. Er ahnte nicht, daß ihm die Polizei eines Tages den Wahrheitsbeweis liefern würde. Als die Angeklagten zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurden, weinten sie. Ob sie auch geweint haben, wenn andre Menschen, die sie verhafteten, verurteilt wurden? Der letzte Akt des Dramas schließt mit einem Fragezeichen. Das Publikum verließ schweigend den Saal.

Walter Hasenclever

Bruno Weils Boulanger-Buch

Ich erinnere mich — als ich, sehr jung noch, zum erstenmal nach Paris kam, da schwebten die Schatten der „Boulange", sichtbar, jedoch schon entmaterialisiert, über den Dächern, und der Gassenhauer des beliebten Volkssängers Paulus, „en revenant de la revue...", vor kurzem noch die Marseillaise des Boulangismus, klang in der Atmosphäre der Stadt mit unverminderter Frische. Die Popularität dieses Liedes fügte zu dem französischen Sprichwort, daß in Frankreich alles mit einem Chanson ende, noch eine Schlußpointe: denn siehe da, es hatte den General Boulanger und seine Idee überlebt, obzwar es im Vergleich zu den Gesängen Bérangers ein elendes Machwerk genannt werden darf. Die große Séverine, jetzt kann man das staunend in ihrer Biographie nachlesen, die mein Freund Bernard Lecache, Gatte ihrer Enkelin, vor kurzem bei Grasset publiziert hat, die große revolutionäre Sozialistin und Pazifistin Séverine hat einst eine absonderliche Eskapade in den Boulangismus vollführt, — man muß diese Verirrung wohl mit dem offenkundigen Sex-appeal des blondspitzbärtigen, eleganten und manikürten Brav' Général auf seinem Rappen Tunis erklären oder rechtfertigen — die prachtvolle Séverine hat eine Art Grabschrift auf ihr vorübergehendes Idol verfertigt: es lautet — Begonnen wie Cäsar — Gelebt wie Catilina — Gestorben wie Romeo. Doktor Weil setzt es als Motto seinem Buche über die pittoreske Figur des Beinahe-Kaisers von Frankreich voran, dieses Kleinbürgersohnes, der, ohne die siegreichen Stationen jener andern Karriere des ebenfalls B. zu durchlaufen, so gut wie dieser sein Elba und Waterloo erlebt hat. Séverines Resumé wirft auf dieses erstaunliche Schicksal, das fast das Schicksal der dritten Republik geworden wäre, ein gutes Schlaglicht. Weil hat sich vorgenommen, die große und großartige Chronique Scandaleuse der dritten Republik zu schreiben, und er hat dieses Buch, das bei Doktor Walther Rothschild in Berlin-Grunewald erschienen ist, seiner Darstellung des Dreyfus-Prozesses folgen lassen. Während dieser Fall hauptsächlich den Juden und den Antimilitaristen Weil interessiert hat, wandte dem Boulangerbuch der Republikaner Weil sein Interesse zu; der letzte angekündigte Band dieser seltsamen Trilogie aber, der Band über den Panamaskandal, wird den Juristen Weil zum Verfasser haben. Das vorliegende Buch zeigt bemerkenswerten Sinn für Parallelitäten in der Geschichte, und ohne daß auf diese Parallelen allzu eifrig hingedeutet würde, weiß der Leser doch genau Bescheid. Ich las das Buch mit besonderm Vergnügen, weil mir bei der Lektüre alte zärtlich gehegte

Erinnerungen emporstiegen, unter anderm jene bezaubernden Abende bei einer aus dem Elsaß stammenden, von einem holländischen Grafen ausgehaltenen, scharmanten und geistvollen Frau, die in dem historischen Appartement der Geliebten Boulangers, der schönen Gräfin Bonnemains in der Rue de Berri hauste, dem berühmten Liebesnest, in dem der Brav' Général seine Ekstasen und Niederlagen erlebte — er hat sich ja später, wie bekannt, als erledigter und bis fast aufs Skelett kompromittierter Mann an dem brüsseler Grabe der Gräfin erschossen. Zuweilen kamen in die historischen Salons, in denen hauptsächlich Dichter und Maler aus dem Kreise des Sâr Péladan verkehrten, aber auch Größen des pariser Theaters und der Journalistik, verspätete Pilger, fromme Überreste des Boulangismus — in einer Ecke saß dann Caran d'Ache, der Zeichner des ‚Figaro', und zeichnete diese Gestalten heimlich in sein Notizbuch. In Weils Buch finde ich also die Atmosphäre jener erregten Tage der dritten Republik wieder, die wohl von Revanchelärm erfüllt waren, was aber nicht verhinderte, daß der Rhythmus des pariser Lebens seine noch immer offenbachsche Anmut beibehielt. Siegreich überwand die ewige Stadt — die schon andre Stürme gesehen hatte — die kleine Alteration, und die Republik befestigte sich sogar, trotz den Millionen der Herzogin von Uzês, die sie vergeblich in den Boulangismus gesteckt hatte. Jedenfalls — dieser elegante Heros der Franzosen war keine abstoßende Figur. Sein Magnetismus stammte nicht aus jenem augenscheinlich stark radioaktiven Schlamm, aus dem wir heutigen Tages staunend so manche diktatorische Größe emporsteigen sehn. Er war ein wirklicher „Held", das heißt, er war in den französischen Kolonien wiederholt schwer verwundet worden, ein gar nicht übler Redner — obzwar sein erstes Auftreten in der Kammer mit einem Fiasko endete — und die sentimentale Seite seiner Lebensschicksale entbehrten der Klebrigkeit wie der Spießigkeit, die bei Gestalten, die sich in ähnlicher Richtung vorwärts oder im Zickzack bewegen, als unangenehme Attribute in die Erscheinung treten. Général Revanche, Général l'Espérance stieg und fiel mit der Überreizung des Nationalismus seines Landes; sein Fall begrub, wie es sich erwiesen hat, keineswegs die Revancheidee unter sich, aber seine Partisanen waren auch keineswegs Desperados, um mich schonungsvoll auszudrücken, sondern geistreiche Männer, kluge und witzige Politiker, ausgezeichnete Publizisten und hingebungsvollste Schwärmer, nämlich der Graf Dillon, Naquet, Chincholle, dann, wie gesagt, Sévérine und Pierre Denis. Wenn er auch vor Prozessen Reißaus nahm, die auf seinem Generalsgewand etliche schwer abwaschbare Kotspritzer hinterließen, so ereigneten sich doch zum Verdruß aller guten Republikaner um dieselbe Zeit weitaus ärgere Skandale, wie jener berühmte des Ordensschacherers Wilson, Schwiegersohnes des Präsidenten der Republik Grévy. Salomon Reinach, der Geschichtsschreiber jener Epoche schrieb, und Weil zitiert diese Äußerung

Reinachs, zur Erklärung: was denn eigentlich der Boulangismus bedeutet: die Idee des Boulangismus (besser gesagt, die Vorbereitetheit auf jede Diktatur!) entspringe dem Geist der Unzufriedenheit mit allen Parteien, sie zeige sich in der Stimmung aller Müdegewordenen, Entmutigten, aller Dummköpfe auch, die die Republik verantwortlich machten für jede schlechte Ernte, der Hohlköpfe, die die Liebe zum Federbusch (oder farbigen Hemden) in sich großgezogen haben, der Kranken, die ohne rechten Grund, weil sie auf der linken Seite eine Weile unbequem lagen, sich nun auf die rechte wälzen wollen — es ist der Geist der simplen Köpfe, die da glauben, ein Unteroffizier werde in fünf Minuten die Versprechen realisieren, die achthundert Senatoren und Deputierte in sovielen Jahren nicht durchführen konnten. Dem ist nichts hinzuzufügen. Es steht indes nirgends geschrieben, daß vor Angst vor dem Boulangismus, oder aber auch, um ihm Vorschub zu leisten, die Bewohner Frankreichs mit Umgehung der Verfassung durch drakonische Maßregeln bedrängt und kopfscheu gemacht worden wären. Der Zauber des pariser Daseins verleugnete sich nicht in jenen Tagen der Irritation, und wenn ich das Buch Weils aus der Hand lege, überkommt mich wieder das Entzücken im Gedenken jener Stadt, die leuchtend geblieben ist, heute leuchtender denn je — man sehe bloß an, wie Paris jetzt bei Nacht aussieht: Scheinwerfer zaubern tausendundeine Nacht auf jenen Platz, wo einst eine tüchtige, fleißige Guillotine stand und der deshalb: Platz der Eintracht genannt zu werden verdient.

Arthur Holitscher

Zwei Filme

Hermann Kosterlitz und der Theaterregisseur Erich Engel watscheln angeseilt hinter Charlie Chaplin her, und der ist ein guter Führer auf die Berge der Filmkunst. Bis zum Gipfel sind sie mit ihrem Film „Wer nimmt die Liebe ernst . . ." (Terra) nicht gelangt, aber ihre Arbeit ist gut. Es ist schwer, so leicht zu sein, so ohne Verschrobenheit anspruchsvoll, so ohne Geschmacklosigkeiten derb und volkstümlich. Dieser Film ist nicht tief wie Chaplin, aber seine lustige Oberflächlichkeit hat auch nicht das Peinliche jener „Komödien", in denen der Pleitegeier als loser Vogel auftritt. Es herrscht ein Andrang bezwingender Posseneinfälle, wenn unter ihnen auch viele alte Bekannte aus Amerika sind: der Schutzmann als versteinerte Rachefurie hinter dem Missetäter aufgepflanzt; die plötzlich abflauende Freundschaft des dicken Reichen; die Kriminaljagd durch den Lunapark. Ja, fast hätte sogar der dicke Wallburg zum Geld auch noch die Braut bekommen und der kleine Mann mit dem Melonenhut wäre entsagend ohne Dame ins Bett gegangen — wie ein Versehen des Inspizienten erscheint es, daß zuguterletzt dennoch unter der Bettdecke etwas quietscht. Leider ist der Film im Stil uneinheitlich. Eine Groteske im Straßenanzug. Das Stilisierte, oft fast Tänzerische der Chaplinschen Pantomimik paßt nicht zur Wochenschauprosa dieser Masken, dieser Dekorationen, dieser Sprache noch gar zu schmachtenden Liebesliedern. Und Max Hansens Gesicht, dies verschmitzte Blaßgesichtchen eines zu früh aufgeklärten Gymnasiasten, verdient den königlichen Kopfschmuck des

Chaplinhütchens keineswegs. Einen kleinen Blumenstrauß für Jenny Jugo. So vergnügt, so lustig, so natürlich hätte sie schon oft sein können, wenn die Filmregisseure es auch im Atelier verständen, mit Frauen umzugehen. Der Theatermann Erich Engel hat hier ein wichtiges Beispiel gegeben. Einzelszenen, so das Hexentrio der Zimmervermieterinnen zeigen, wieviel Regiekultur sich der Sprechfilm vom Sprechtheater holen kann.

Sein Kollege Karl Heinz Martin hat in Döblins „Berlin-Alexanderplatz" mit weniger Glück debütiert. Er hat noch nicht das Gefühl dafür, wie dicht das Kinopublikum dem Filmschauspieler auf dem Pelz sitzt, wie aufdringlich jeder Theaterton, jede Theatergebärde in diesem intimen Beisammensein wirkt. Aber er allein ist nicht schuld daran, daß das Epos von Franz Biberkopfs Kampf um die Anständigkeit nicht recht ehrlich wirkt. Je mehr der Anschauungsunterricht des Films unser Gefühl für das Echte, Natürliche schärft, um so fühlbarer wird an den sogenannten sozialen Filmen, daß die Filmleute vom Proletarier sprechen wie der Blinde von der Farbe. Es sind Ausflüge in fremde Reiche, unternommen von Bürgern, die in den Bouillonkellern nicht heimischer sind als bei den Nibelungen oder den Marsbewohnern. Sie kennen sich bestenfalls mit den Augen, bestimmt nicht mit dem Herzen aus. Diese Schauspieler und Regisseure sind am Alexanderplatz nur dann zuhause, wenn man sie vertraglich für vier Wochen dorthin engagiert. Die gesellschaftliche Klassengrenze verläuft hier störend zwischen dem Künstler und seinem Gegenstand. Auch der begabte Piel Jutzi bringt wieder, neben manchem sehr Gelungenem, die uns bis zum Überdruß geläufigen Kneipenszenen, in denen vier Mann konspiratorisch um einen Kneipentisch hocken, rauhe Burschen an der Theke einen kleinen Korn herunterspülen und verwegen bemalte Damen als Mannequins des Lasters quer durchs Lokal wippen. Ich kenne mich in Huren nicht aus, aber ich kann mir nicht denken, daß sie Maria Bard als ihresgleichen anerkennen werden. Dieser Schauspielerin wird die Beweglichkeit ihres Körpers zur Untugend. Sie hat eine Art, mit der Hintertür ins Haus zu fallen, die einen auf die Dauer verdrießt. Heinrich George ist Künstler genug, um den Franz Biberkopf lebendig zu machen; er ist nicht sehr anregend, weil der eine Typus, den er immer wieder so überzeugend und mit so viel Volumen gestaltet, nicht sehr anregend ist, aber wenn er mit stumpfer Gutmütigkeit, mit erstauntem Stammeln auf seine Gedanken wie auf eine trübe Lache blickt, wenn er sich zu sammeln sucht, wo so wenig zu sammeln ist, dann rührt er unfehlbar. Ganz hervorragend ist wiederum Gerhard Bienert, der nun schon so oft aus kleinen Rollen große Figuren geformt hat. Er ist einer der besten Filmschauspieler Deutschlands. Die Bilder vom Alexanderplatz beginnen nach Markthalle und Keller zu riechen, wenn er den Mund öffnet. Er hat die proletarische Noblesse, die männliche Verhaltenheit des anständigen Kerls, er ist auch als Verbrecher ehrlich, unheimlich ohne Dämonie und auf Wunsch in einem kurzen Geknurr so berlinisch-schnoddrig, daß ihm das goldne Gebiß des Achtuhrabendblattes gebührte. Große Rollen für Bienert!

Rudolf Arnheim

Wer — ?

Waschzettel:

„Gegenüber diesem Unfug ist es eine patriotische Pflicht, den Mann genauer zu prüfen, im Sinne Nietzsches einmal wieder mit dem Hammer zu philosophieren und, wie es der Verfasser tut, auf Grund einer sorgfältigen geschichtlichen Untersuchung dieses moderne Götzenbild mit markigen Streichen in tausend Stücke zu zerschlagen. Was bleibt da von seiner gottähnlichen Größe übrig?

Ein gewissenloser Phrasenheld,

ein selbstsüchtiger, nur auf den eigenen Vorteil bedachter Karrieremacher, der seine rhetorische Gabe ausnutzt, um der Welt Sand in die Augen zu streuen, der die Menschen mit seinem Sing-Sang einlullt wie der

alte Rattenfänger,

daß sie ihm folgen, wohin er sie führen will, und wäre es in ihr eigenes Verderben."

Hitler —?
Nein, Briand.

Gut aufgehoben

Ein Angestellter der warschauer Straßenbahnwerkstätten namens Bielski hat einen Marsch unter dem Titel „Brüderlichkeit der Völker" komponiert und dem Sekretariat des Völkerbundes eingereicht. Der Komponist erhielt dieser Tage aus Genf ein Dankschreiben des Sekretariats mit der Mitteilung, daß die „Brüderlichkeit der Völker" im Museum des Sekretariats aufbewahrt werden wird.

‚Königsberger Hartungsche Ztg.' 26. 9. 31

Reklame-Lyrik

Was hab ich da bloß unternommen:
Jetzt werden keine Gäste kommen!
Die Briefe warf ich in die Seine
Ich glaub, das Beste ist, ich weine.

Film-Plakat

Lied des Deutschen von 1931

Zu singen nach der Melodie: „Gold und Silber lieb ich sehr".

Gebt mir einen Erbfeind her!
Erbfeind muß ich haben.
Volk, das keinen Erbfeind hat,
Lasse sich begraben.

Meistens war es der Franzos,
Manchmal auch der Brite.
Alle sind bedeutungslos,
Wir sind stets die Mitte.

Oesterreicher, Bayer, Preuß:
Immer Kain und Abel.
Lippe-Detmold, Anhalt, Reuß:
Wir, der Menschheit Nabel.

Gebt mir einen Erbfeind her,
Daß ich mich dran labe.
Öde ist die Welt und leer,
Wenn ich keinen habe.

Erbfeind her und Erbfeind hin.
Erbfeind in der Wiege.
Das ist meines Lebens Sinn:
Daß ich einen kriege.

Früher war es der Franzos,
Pole ist es heute.
Morgen sinds die Eskimos
Mit der Renntiermeute.

Erbfeind, ja für Dich, für Dich,
Kauf ich Panzerplatten.
Erbfeind, laß mich nicht im Stich
Bei den Höchstrabatten.

Du bist ich und ich bin Du.
Zwillingsbruder, trauter.
Jeder stört des andern Ruh,
Trommelt immer lauter.

Gebt mir einen Erbfeind her,
Denn das ist mein Wesen.
Wenn ich keinen Erbfeind hab,
Kann ich nicht genesen.

Simplex

Ludendorff und das Goethe-Jahr

E. Rost: Goethes Faust, eine Freimaurertragödie. München: Ludendorffs Volkswarte-Verlag.

‚Buchhändler-Börsenblatt'

Lehm

Im Jungbornzeichen stemmen die Urelemente Licht Luft Lehm (Erde) Wasser drehend den Kreis, das ewig schwingende Rad des Lebens In diesem Symbol der Besinnung auf das Wesentliche der Hinkehr zu natürlicher Einfachheit im Denken und Leben und Erkenntnis der Leben bewegenden Urkräfte steht die Jungborn-Arbeit tief gewurzelt.

Briefkopf

Der Mäceen

In Kassel bezog einst ein alter Pauker, der damals noch kurfürstlichen Hofkapelle das höchste Gehalt, „weil ihm der Kurfürst von der Loge aus gern auf die Glatze spuckte".

'Berliner Lokal-Anzeiger'

Der Trachtengedanke

In Lindau erlaubte sich kürzlich ein freches Judenschicksel in der „Kurzen" durch die Stadt zu spazieren. Es fanden sich aber bald Leute, die dieser unverschämten Verhöhnung des Trachtengedankens ein Ende setzten.

Ein Hitler-Blatt

Motto: Ich habe seit meiner Kadettenzeit kein Buch mehr gelesen

Reichspräsident Hindenburg hat das Ehrenprotektorat für die frankfurter Goethehaus-Nationalspende 1932 übernommen.

Zeitungsnotiz

Rentnerinnen

In langer Reihe harren sie
Und in den Morgen starren sie
Wie von der Not versteint.
Und jedes regennasse Kleid
Verrät das totgeschwiegne Leid,
Das tief in ihnen weint.

Wie eine Mauer stehen sie,
Wie steife Puppen gehen sie
Zu dem Ernährer Staat.
Die Münze klingt mit dünnem Ton,
Das ist der Helden Hungerlohn
Aus ihrer Wunden Saat.

Der hockt vom Kriege irr zu Haus,
Dem schossen sie die Augen aus —
Die Frauen zagen nicht.
Der wurde totgeprellt im Werk,
Der liegt von Nacht erstickt im Berg —
Die Witwen klagen nicht.

Sie murren nicht, sie stöhnen nicht,
Sie fluchen nicht, sie höhnen nicht,
Wenn sie die Not zerstößt.
Sie harren nur auf einen Tag,
Auf ihrer Stunde Flügelschlag,
Der sie vom Leid erlöst.

Manfred Sturmann

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Mittwoch Kammersäle, Teltower Str. 20.00: Fürstenabfindung, Großpensionen und Erwerbslose. Es sprechen: Karl Conrad, Karl Emonts, Arthur Holitscher, Polizeioberst a. D. Lange, Dr. Voelter M. d. R.

Verband Sozialistischer Ärzte. Montag (19.). 20.15. Ärztehaus Genthiner Straße 34. Ärzteversammlung: Wirtschaftskrise und Ärztekammerwahl. Es sprechen: Frau Biber, Bruno Cohn. Minna Flake, Haase, Max Hodann, Leo Klauber, Prof. Kronfeld, Paul Levy und Simmel.

Hamburg-Altona.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Dienstag (20.) Volksheim Eichenstraße, Musikzimmer 20.00. Unter anderm: Zum Pazifistenprozeß.

Bücher

Heinrich Hauser: Feldwege nach Chikago. S. Fischer, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 20.00: Goethe und Schiller, Friedrich Burschell und Edlef Köppen. — **Mittwoch.** Hamburg 19.30: Georg W. Pijet liest. — Berlin 22.15: Der Mandschurei-Konflikt von Actualis. — **Donnerstag.** Berlin 16.05: Theater und Wirtschaftskrise, S. Nestriepke. — 17.50: Der Kunstmarkt gestern, heute und morgen, Lothar Brieger und Paul Graupe. — Langenberg 18.20: Kunst und Unkunst im öffentlichen Bewußtsein, C. O. Jatho. — Königsberg 18.55: Gespräche um Cesare Borgia aus Gobineaus Renaissance. — **Freitag.** Breslau 18.05: Die Zeit in der jungen Dichtung. — Hamburg 18.30: Oscar Wilde. — Frankfurt 19.05: Der Döblin-Film Berlin-Alexanderplatz, Carl Dreyfus. — Berlin 19.15: Aus den Entstehungsjahren von Ueberbrettl und Kabarett, Erich Mühsam. — Leipzig 19.30: Die Rose und die Nachtigall von Oscar Wilde. — Mühlacker 19.45: Oscar Wilde 75 Jahre alt. — Breslau 20.15: Welt von gestern — Jugend von heute, Erich Franzen und Ernst Glaeser. — Mühlacker 21.00: Gespenstersonate von August Strindberg. — Leipzig 21.30: Max Brod liest aus Stefan Root oder das Jahr der Entscheidung. — Berlin 22.15: Salome von Oscar Wilde. — **Sonnabend.** Berlin 16.30: Die Erzählung der Woche, Martin Raschke. — Königsberg 19.15: Der Dichter Friedrich Nietzsche. — **Sonntag.** Berlin: Die schönsten Schallplatten, Hans Reimann.

Antworten

Besserer Herr. Es geht Ihnen heute schlecht. Die Kredite sind gekündigt. Auch Sie werden sich bald nach einer billigen Unterkunft in einer kleinen Pension umsehen, wo der normale Duft nach Bratensauce sich wenigstens am Freitag mit einem penetranten Schellfischgeruch in pikanter Weise vermischt. Und dennoch haben Sie, selbst im Stürzen noch, einen Triumph errungen. In der Entscheidung zwischen Ihnen und der Politik hat jemand für Sie optiert. Das ist erstaunlich, nicht wahr? Ihr Klubmitglied Professor Waentig, früher preußischer Innenminister, hat sich für den Klub entschieden. Herr Waentig, dem man nachsagt, der eleganteste sozialistische Minister gewesen zu sein, hat die Sozialdemokratie mit einer unwirschen Erklärung verlassen. Herr Waentig war als Minister weder besser noch schlechter als die weniger gut angezogenen Genossen, aber man ärgerte sich über seinen Lebensstil. Man schikanierte ihn, weil seine natürliche Eleganz nicht recht in die Lagerbieratmosphäre der heutigen Politikerschaft hineinpaßte. Das ist Geschmackssache. Andre werden den gehobenen Bonzen mit der dicken Importe auch nicht grade als ein Edelprodukt volkstümlicher Führerauslese bestaunen. Karl Marx, der nie Geld hatte, kämpfte doch ewig um die Möglichkeit großbürgerlicher Lebensführung, und Ferdinand Lassalle hat in einer Gesellschaft verkehrt, neben der die Herrschaften vom Golf- und Landklub wie aufgetakelte Plebejer wirken. Herr Professor Waentig mag, mit einigem Recht, die Sozialdemokratie heute nur noch für eine Fiktion halten, aber ist die berliner Society eine geringere? Diese Gesellschaft war wichtig durch ihr Scheckbuch und schön durch Elida. Aus eignem gab sie nichts, sie lebte von Reminiscenzen an andre Metropolen. Heute lassen sich ihre Baronessen für Zeitungsreklame photographieren, ihre Haut, ihre Haare, ihre Büste demonstrieren die Wirksamkeit entsprechender kosmetischer Präparate. Morgen werden die Herren dieser Gesellschaft ihr kühnes Energieprofil mit dem glatt zurückgelegten Haar für Okasaplakate verkaufen. Ihr Klubmitglied, Herr Professor Waentig, hat sich gewiß mit vornehmer Geste aus der Politik zurückgezogen, und abends, wenn man genug von londoner Hutmachern und pariser Schneidern gesprochen hat, wird er von seinen merkwürdigen Abstechern in die Welt der Parteien erzählen und wie man Minister wird, respektive aufhört, es zu sein. Aber das alles kommt fünf Minuten zu spät. Die Matthäikirch-Straße wird kein Faubourg-Saint-Germain mehr werden, kein aristokratisches Refugium. Der Nachrichter dieser Zeit ist nicht der Revolutionär, sondern der Gerichtsvollzieher. Alles wandert in einen großen Korb. Der letzte Schrei ist lange in einem unbeachteten Röcheln verklungen. Zwischen Kleidern und Mäntel liegt ein bunter Picasso, der einmal viele kommentierende Federn in Bewegung gesetzt hat, und ein Golfschläger ragt melancholisch heraus wie ein rostiger Degen aus altem Museumsplunder.

Stadtschulrat von Berlin. Wir dürfen doch wohl annehmen, daß Sie sich alle jene Bücher sehr genau ansehn, die für den Unterricht in den Ihnen unterstehenden Schulen gebracht werden. Vielleicht ist Ihrer Aufmerksamkeit entgangen, was in Diesterwegs Rechenbuch für Groß-Berlin, Ausgabe B für Mädchen, Heft 5, dritte Auflage 1929, Seite 32, zu finden ist. Da stehen zwei Tabellen, auf denen Deutschlands Größe vor und nach dem Weltkrieg miteinander verglichen wird, und da heißt es unter anderm: „Geraubt wurden ferner sämtliche von Deutschland gegründeten Kolonien mit 2 907 804 qkm und 11 951 000 Einwohnern (davon 22 396 Deutsche). Rechne, vergleiche, urteile!" Geraubt? Haben wir den Vertrag von Versailles unterschrieben oder haben wir ihn nicht unterschrieben?

Wenn ja, und eine andre Antwort gibt es nicht, dann kann von „geraubt" keine Rede sein. Was ist also der alleinige Zweck, zu der diese offenkundige Unwahrheit den etwa zehnjährigen Mädchen vorgesetzt wird? Man will sie aufhetzen gegen den „Schmachfrieden". Und dann diese Maske der Biederkeit: „Urteile!" Wie werden denn diese Zehnjährigen urteilen? So wie es Denen gefällt, die da glauben, Rechenbücher mit chauvinistischen Schnörkeln verzieren zu müssen. Was würden die Herren wohl sagen, wenn sie in einem französischen Mathematikbuch aus der Vorkriegszeit das gleiche über Elsaß-Lothringen fänden? Das Geschrei möchten wir hören. Wenn ihr schon etwas erreichen wollt, gewöhnt euch eine andre Sprache an. „Räuber" werden kaum gutwillig ihren „Raub" herausgeben. Da ihr aber sicher sehr gut in der Geschichte Bescheid wißt, so wißt ihr vielleicht auch noch, wie diese Kolonien einst zu Deutschland gekommen sind. Vielleicht wird sich dann eher feststellen lassen, was Raub ist. Ihnen aber, Herr Stadtschulrat, empfehlen wir, das Buch aus dem Unterricht entfernen zu lassen. Wir haben immer wieder betont, daß jener Paragraph der Verfassung, der von der Erziehung zur Völkerversöhnung spricht, noch keiner Notverordnung gewichen ist. Er läßt sich schlecht mit solchen Entgleisungen in Einklang bringen.

Doktor Weynand, Magdeburg. In Nummer 37 veröffentlichten wir ein Stück aus Ihrem griechischen Lese- und Übungsbuch „Palaistra", und deuteten es als eines der heute in unsern Schulbüchern üblichen Monumente der militaristischen Verhetzung. Wir freuen uns feststellen zu können, daß der Verfasser des Eingesandts sich im Irrtum befunden hat. Es handelt sich, wie Sie betonen, um eine Stelle aus Xenophon, die Sie aus bestimmten sprachlichen Gründen aufgenommen haben. Sie wollten den Krieg nicht verherrlichen, im Gegenteil: „Daß der Schüler aus diesen Worten, wenn sein Lehrer ihm vom Zusammenhang bei Xenophon nichts sagen sollte, eine Ahnung bekommt von der gräßlichen Grausamkeit des antiken Krieges — und in vieler Beziehung hat sich bis heute noch nichts daran geändert — halte ich für gut." Wir geben das gern zur Kenntnis.

Stuttgarter. Sie teilen uns einen Vorfall mit, der sich in der Schuhfabrik Salamander abgespielt hat und der so recht zeigt, mit welchen Mitteln das Unternehmertum heute gegen die Arbeiter kämpft. In der Fabrik hatte die RGO zu den Betriebsratswahlen eine eigne Liste aufgestellt, und noch während des Wahlkampfes wurden die sämtlichen Kandidaten dieser Liste wegen „Arbeitsmangels" entlassen, und zwar im Einverständnis mit dem sozialdemokratischen Betriebsrat. Die also Geschaßten klagten vor dem Arbeitsgericht und bekamen auch recht, ebenfalls wurde die Revision der Firma beim Landesarbeitsgericht verworfen. Zur Zeit schwebt die Angelegenheit beim Reichsarbeitsgericht. Anscheinend erhofft sich die Firma durch die Verschleppung doch noch einen Erfolg, denn es kann ja bald eine ausgesprochene Rechtsregierung geben; und da kann man nicht wissen, vielleicht hat dann das Gericht mehr Verständnis für die offenbar notleidende Firma. Unter den Entlassenen befand sich auch der Schwerkriegsbeschädigte Bossert, der wegen Arbeitsmangel überhaupt nur mit Zustimmung der Landesfürsorge entlassen werden durfte. Der Vertreter der Firma, von Busekist, gab auch zu, daß die Entlassung nicht gerechtfertigt sei, aber der Mann habe keinen Anspruch auf Arbeit sondern nur auf Lohn, und den wolle die, ach so großzügige, Firma ihm auch zahlen. Herr v. Busekist hoffte nämlich, doch noch das Einverständnis der Landesfürsorge zu erlangen. Schließlich gab diese auch ihre Zustimmung zur Entlassung per 1. August, weil, wie der Vorsitzende zu Bossert sagte, es

der Behörde lieber sei, der Arbeiter erhebe Einspruch gegen diese Maßnahme der Fürsorge als daß diese sich mit der Firma herumstreite. Bossert wird nun diese Entscheidung anfechten. Wenn er aber gehofft hat, von der Firma wenigstens den ihm für die Monate Mai bis Juli zustehenden Lohn zu erhalten, dessen Bezahlung Herr von Busekist ja vor dem Gericht zugesichert hatte, so befand er sich im Irrtum, er mußte klagen und bekam recht, Busekist wollte beantragen, daß das Urteil nicht vollstreckbar sei, mußte sich aber belehren lassen, daß ein solcher Antrag vor der Urteilsfällung gestellt werden muß. Jetzt glauben Sie, hätte dieses feine Unternehmen endlich gezahlt? Irrtum, sie ließ sich den Gerichtsvollzieher schicken, und der zog unverrichteter Sache wieder ab. Fruchtlos gepfändet! Und das bei einer Bilanz, die einen Gewinn von vier Millionen aufweist. Würde dasselbe heute einer Bank passieren, die eine Forderung an das Unternehmen hat, dann müßte man dieses als pleite bezeichnen. Aber davon kann wohl keine Rede sein. Es handelt sich hier nur um ein geschicktes Manöver, das man dem Gerichtsvollzieher vorgemacht hat, einzig zu dem Zweck, den Schwerkriegsbeschädigten um die ihm zustehenden paar Mark zu bringen. Hat sich denn dieser Staat schon so stark an die Wirtschaft verkauft, daß die Herren Wirtschaftsführer auch die primitivsten Gesetze so glatt und zynisch umgehen können? Der Staat hat keine Zeit, sich um das Schicksal eines einzelnen Menschen zu kümmern? Uns scheint, dies Einzelschicksal zeigt doch nur, wie herrlich sich die Unternehmerwillkür in Deutschland entwickelt hat. Man macht noch nicht einmal vor Menschen halt, die ihre Knochen für das gleiche Unternehmertum geopfert haben.

Schutzverband Deutscher Schriftsteller. Seit ein paar Tagen wird erzählt, dein Vorstand beabsichtige, die von Erich Mühsam und Ludwig Renn geführte Opposition kurzerhand hinauszuwerfen. Macht der sozialdemokratische Parteivorstand Schule? Wir erwarten von deinem gegenwärtigen Vorstand keine Heldentaten, aber es sitzen doch ein paar vernünftige Menschen darin, denen solch ein selbstmörderischer Wahnsinn kaum zuzutrauen ist. Inzwischen ist uns allerdings der Beweis erbracht worden, daß gegen einzelne an der Opposition beteiligte Mitglieder des S.D.S. ein Ausschlußverfahren eingeleitet worden ist.

Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit. Sie hatten vor einiger Zeit unserm Blatt eine Aufforderung zur Beteiligung an Ihrer internationalen Kundgebung für die Weltabrüstung beigelegt. Es sind inzwischen eine große Anzahl von Unterschriften eingegangen. Sie bitten unsre Leser, die Listen übernommen haben, diese möglichst rasch ausfüllen zu lassen. Ihre Geschäftsstelle, die weitere Unterschriften entgegennimmt, befindet sich in Berlin-Steglitz, Herfurthstr. 6.

Kinobesucher. In dem Döblin-Film „Berlin-Alexanderplatz" spielt, wie erzählt wird, kein einziger Schauspieler mit, dessen Wiege an der Spree gestanden hat. Man hat deshalb vorgeschlagen, den Film umzutaufen und ihn „Rund um den Stephansdom" zu nennen.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

50 zu 50 von Carl v. Ossietzky

Mit vierundzwanzig Stimmen Mehrheit ist der Reichskanzler dem Ansturm seiner Gegner entronnen. Den Ausschlag gaben nicht die biedern Agrarier, denen Brüning mehr gewährt hat als irgend ein deutscher Minister seit Jahrzehnten, sondern die Hicketiere von der Wirtschaftspartei. Es ist noch nicht bekannt, womit diese kleine Gefälligkeit der Budikerpartei erkauft ist, wahrscheinlich wird die Reichsregierung einen anständigen Obolus in die Ladenkasse tun müssen.

Wer indessen glaubt, daß der Reichskanzler nunmehr von seiner Vorliebe für die Rechte kuriert ist, der sollte die Rede, die er am Freitag vor der Schlußabstimmung gehalten hat, nochmals genau nachlesen. In dieser sogenannten Abrechnung, die sich vornehmlich gegen einige allzu plumpe Übergriffe der Schwerindustrie richtete, warb er gradezu um die Gunst der Hitlerpartei. Er dankte nicht nur den Führern der Nationalsozialisten „für die Vornehmheit, wie sie sich meiner Person gegenüber bei aller Kritik eingestellt haben," sondern beklagte auch am Ende seiner Ausführungen ausdrücklich, daß Hitler nicht vertrauensvoll einige Monate mit ihm gehe. „Vornehmheit?" Entfernte sich nicht das braune Politikantenpack mit knarrenden Stiefeln aus dem Plenarsaal, als der Reichskanzler das Wort nahm? Gewiß, das Gros davon, ist dort, wo es aufs freie Wort ankommt und nicht auf den Knüppel, zu feige oder zu dumm, aber die Geste gegen Brüning, mag sie auch der Verlegenheit entsprungen sein, bedeutete doch öffentlich: Ablehnung und Verachtung. Aber selbst in der Entscheidung noch beschwört der also Behandelte die Idee der nationalen Konzentration, ladet er Hitler ein, sich neben ihn zu setzen. Was mögen wohl die Sozialdemokraten für Gesichter dazu gemacht haben? Der Zeitungsbericht verzeichnet: stürmischer Beifall in der Mitte und bei den Sozialdemokraten.

Wird die Nationale Opposition den Mann, der selbst, wenn er sie züchtigt, nur leicht mit dem Ölzweig streicht, nicht bald etwas freundlicher betrachten? Sie traut ihm nicht, gewiß. Sie fürchtet sein stereotypes Klerikerlächeln und wittert dahinter römische Tücke. Sie fühlt sich ihm unterlegen. Brüning ist nicht der große Staatslenker, für den ihn seine Bewunderer halten. Aber Brüning verglichen mit den Matadoren des Nationalismus wirkt erhaben und gewaltig — ein Ringelwurm unter Käsemaden. Und dennoch hätte er sich diesmal nicht loseisen können, wenn ihm nicht das harzburger Gastspiel des Herrn Hjalmar Schacht eine kaum erwartete Entlastung verschafft hätte. Ohne diesen unfreiwilligen Partisan wäre Brüning verloren gewesen. Die Harzburger haben allzu vorschnell nach der Inflation geschrien, und grade die Angst vor der Inflation steckt den meisten Deutschen, die Herren von der Schwerindustrie natürlich ausgenommen, allzu tief in den Knochen. So warfen Hugenberg und Hitler der Regierung

selbst die Gegenparole zu, und das Auftreten des Psychopathen Schacht, dessen traditioneller hoher Stehkragen jetzt endlich gegen die Zwangsjacke ausgewechselt werden sollte, machte die rechten Splitterparteien wieder wankend.

Brüning hat also diesmal noch gesiegt, aber nunmehr, nach beendigter Schlacht, lautet die Frage nicht mehr: gegen wen? sondern: zu was? Der Reichskanzler hat weder Ideen gegeben, die sich entwickeln ließen, noch ein Programm, an das man sich halten könnte. Er hat kräftige Worte für die feste Währung gefunden, jedoch nichts genannt, was sie vor dem Abgleiten bewahren könnte. Er hat unter dem Druck der christlichen Gewerkschaften die dreistesten schwerindustriellen Angriffe gegen den Tarifgedanken zurückgewiesen, aber sich durchaus nicht wie ein rocher de bronce vor die sozialen Rechte der Arbeiterschaft gestellt. „Die Sozialpolitik muß allerdings derartig gestaltet und gehandhabt werden, daß sie sich den finanziellen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten einfügt... Vor allem gilt dies auch für den Tarifgedanken, der als solcher gesund ist und erhalten werden muß, aber größere Elastizität in der Handhabung bedarf. Die Tarife müssen veränderten Verhältnissen schneller angepaßt werden können." Wo ist da der Unterschied zwischen Brüning und Doktor Oberfohren, der als Sprecher Hugenbergs gegen die Unabdingbarkeit der Tarifverträge und gegen das Schlichtungswesen grobes Geschütz auffuhr? Die Deutschnationalen wollen die Gewerkschaften niedertrampeln, Brüning will sie in eine Arbeitgemeinschaft mit den Unternehmern zwängen, in der sie, kräftig unter Druck gesetzt, ihre Rechte selbst stückweis aufgeben. Diese Arbeitsgemeinschaft, die unter dem segenskräftigen Vorsitz Hindenburgs tagen soll, ist überhaupt der Löwengedanke Brünings. Wie das ‚Berliner Tageblatt' mitteilt, dürften die Gewerkschaften bei diesen Verhandlungen von Herrn Geheimrat Bachem, dem rühmlichst bekannten Arbeiterbankier, vertreten werden. Herr Bachem hat noch von seiner frühern Tätigkeit als königlich preußischer Staatsanwalt her eine hochgradige Abneigung gegen den Sozialismus, die er auch als Mitglied der Sozialdemokratie nicht völlig hat überwinden können. Dieser altbewährte Labourleader wird neben Vögler und Schmitz ganz gewiß nicht allzu oft mit der schwieligen Faust auf den runden Tisch schlagen, er wird schon einsehen, daß der an sich gesunde Tarifgedanke in der Handhabung größerer Elastizität bedarf.

Herr Brüning ist von seiner göttlichen Mission tief durchdrungen, und dieses Gefühl mag gut und nützlich sein für ein Amt, das die bösesten Nervenproben mit sich bringt. Aber was berechtigt ihn zu dem naiven Optimismus, dem er in seiner Rede Ausdruck verlieh? Vor kurzem habe er noch das Bewußtsein gehabt, daß die Situation zu 90 Prozent verloren sei. „Heute jedoch", fuhr der Reichskanzler fort, „ist sie so, daß ich sagen kann, das Verhältnis von Glück oder Unglück steht schon 50 zu 50." Was hat sich inzwischen denn so gründlich gebessert? Ist die Lage der Reichskassen um so viel hoffnungsvoller? Hat der Reichskanzler nicht selbst für den Win-

ter sieben Millionen Arbeitslose prophezeit? Hat denn in der Geschäftswelt die Pleite zu wüten aufgehört? Nichts hat in diesen letzten Wochen das Verhältnis von Glück und Unglück verschoben. Daß die Weltkrise inzwischen auch das englische Pfund erschüttert hat, wird doch der Reichskanzler kaum zu den Ereignissen rechnen, die auf der Glücksseite zu verbuchen sind.

Einmal war der Kanzler der Wahrheit sehr nahe, als er auf das wachsende Mißtrauen gegen das privatwirtschaftliche System hinwies, allerdings nur, um sich sofort schützend davorzustellen und selbst für die Banken ein verteidigendes Wort zu finden. Nichts berechtigt zu der Annahme, daß die gegenwärtige Regierung etwas gegen Großagrariertum und Schwerindustrie unternehmen wird. „Es ist kein Grund, etwa zu glauben, daß das System unsrer deutschen Banken an sich von Grund aus irgendwie verkehrt sei. Das muß ich auch ausdehnen auf den weitaus größten Teil unsrer deutschen Wirtschaft." Das sagt der Kanzler, wo sich immer mehr offenbart, daß eine unvernünftige Kreditpolitik ebenso wie eine blindwütige Rationalisierung dazu beigetragen hat, der international rasenden Wirtschaftskrise in Deutschland ein besonders bösartiges Gesicht zu geben. Ohne Plan, ohne Programm, aufrechterhalten nur von der Hoffnung, daß in ein paar Monaten von außen her Hilfe kommt, so geht die Regierung in den schwersten Winter seit hundert Jahren, und ihr verantwortlicher Führer nennt das ein Verhältnis von 50 zu 50. Die hohlgewordenen Gehäuse des Kapitalismus sinken in sich zusammen, und der Staat verteidigt die Fiktion einer Privatwirtschaft, die doch vornehmlich von seinen Subventionen, also auf Kosten des ganzen Volkes, lebt, anstatt das in Besitz zu nehmen, was von den bisherigen Inhabern kaum mehr verteidigt wird. Sozialisierung von oben oder Kommunismus von unten! Das ist heute die Alternative. Das Volk, noch immer ruhig und geduldig, scheut den russischen Weg und wartet noch immer, daß selbst von dieser Regierung ein Zeichen komme. Hier stehen in der Tat die Dinge noch 50 zu 50, aber die nächste Erschütterung schon kann das Verhältnis ändern.

So überaus dramatisch diese vier Tage Reichstag auch verliefen, ihre Bedeutung liegt nicht in dem Gesagten sondern in dem Ausweichen aller Beteiligten vor dem wirklich Wichtigen. Als der Antrag der Kommunisten, die Youngzahlungen aufzuheben, zur Abstimmung kam, verließen die Nationalsozialisten den Saal. Und unmittelbar nachdem mit einer sozialistisch-kommunistischen Mehrheit die Einstellung des Panzerkreuzerbaues beschlossen wurde, läßt die Regierung als ihre Meinung zirkulieren, daß sie diese Formulierung als eine Entschließung interpretiere, zu deren Innehaltung sie nicht unter allen Umständen verpflichtet sei. Das ist die erste Quittung für die Verlängerung der Tolerierungspolitik. Hitler wird mit Liebenswürdigkeit traktiert, die Sozialdemokratie wird nach getaner Arbeit kalt abgeschüttelt. Sie wird es nicht übelnehmen, sondern das alte Versteckspiel fortsetzen. Chaos oder Ordnung! rufen die republikanischen Kannegießer. Es gibt noch ein drittes: den Marasmus.

Lex Weinert von Walther Karsch

Die Oberpräsidien und Polizeiämter, hauptsächlich Preußens, geben sich seit kurzer Zeit die größte Mühe, Erich Weinert mundtot zu machen, ihm die Verbindung mit den Massen abzuschneiden. Dieser Dichter propagandistisch wirkungsvoller Verse, die — seltener Fall — meist auch noch künstlerische Qualität vorzuweisen haben, hat sich anscheinend den ganz besondern Haß eines einflußreichen Beamten zugezogen, der nun unter der Vorspiegelung, Weinerts Auftreten gefährde die öffentliche Sicherheit, seine Macht ausnutzt, ihn wo es geht zu schikanieren. Eine Maßnahme folgt der andern, und das alles in der kleinen Spanne vom 27. September bis zum 8. Oktober.

Versammlungen, in denen Weinert sprechen soll, werden verboten. Er selbst wird, von einer Vortragsreise zurückgekehrt, morgens um sechs Uhr aus dem Bett geholt und vor den Untersuchungsrichter gebracht, weil er einen Vernehmungstermin versäumt habe. Aber Weinert hatte sich doch vor seiner Abreise entschuldigt, ein Blick in die Akten hätte den Herrn das sagen können, — tut nichts, Weinert wird herangeholt. Nur ein Versehen der Behörde? Merkwürdig, daß dieses „Versehen" mit andern Ereignissen zusammenfällt, die deutlich zeigen, was hier gespielt wird.

In Leipzig verlangt der Polizeipräsident, Weinert solle vor einer beabsichtigten Versammlung seine Gedichte zur Prüfung vorlegen. Da bisher durch keine Notverordnung eine Vorzensur eingeführt ist (was nicht ist, kann noch werden), so weigerten sich die Veranstalter mit Recht, die Neugierde des leipziger Polizeihäuptlings zu befriedigen. Er gibt dann auch nach und damit zu, daß sein Verlangen das Tempo unsrer Notverordnungsmaschinerie überschätzt hat.

In Oberschlesien dasselbe Bild. Hier bemüht sich sogar der Herr Oberpräsident Lukaszek selber und untersagt kurzerhand alle fünf angesetzten Abende, mit der interessanten Begründung: für Weinert bestehe in Preußen ein Redeverbot. Dem Abgeordneten Wojtkowski gelingt es nach energischer Intervention, erst einmal zu erreichen, daß wenigstens die Versammlungen stattfinden können, doch Weinert dürfe weder auftreten noch reden. Schließlich gestattet der Provinzallmächtige, daß Weinert seine Gedichte rezitiert, aber er solle sich ja nicht erlauben, auch nur ein Wort darüber hinaus an die Anwesenden zu richten. Der also Schikanierte und Wojtkowski bearbeiten nunmehr den Polizeivizepräsidenten von Gleiwitz. Und nachdem auch dessen Wunsch, die Gedichte vorher kennenzulernen, an der guten Gesetzeskenntnis der Beiden gescheitert ist und Weinert ihm plausibel gemacht hat, daß die Kommentare zu seinen Gedichten ebenfalls unter die Rubrik „Künstlerische Produktion" fielen und nicht einfach weggelassen werden könnten, darf er endlich reden, — und zwar vor einem ganz erlesenen Publikum: neben dem heute ja unvermeidlichen Polizeiaufgebot erschienen auch noch die Herren vom Präsidium und bekamen endlich einmal gute revolutionäre Verse zu hören, was ihnen nichts geschadet haben kann. Das ganze Theater muß ihnen aber sicher allmählich

selber lächerlich vorgekommen sein, denn auf Grund des Berichtes vom Verlauf der gleiwitzer Veranstaltung hebt der Oberpräsident das Verbot für ganz Oberschlesien auf, und Weinert darf ungehindert reden.

In Magdeburg aber half alles Intervenieren nichts. Auch hier, wo Weinert über seine Rußland-Reise sprechen soll, verhindert die Polizei sein Auftreten, wieder mit der Begründung: Redeverbot für Preußen. Die Versammlung entfällt.

Wie steht es denn nun mit dem sagenhaften Redeverbot? Weinert weiß bisher noch nichts davon; ihm diese Individualnotverordnung zuzustellen, kann nicht schwer sein, seine Adresse dürfte man kennen. Und da die Verbotsmaschine in den einzelnen Städten, wo er auftreten soll, ausgezeichnet funktioniert, scheint man doch über seine Reiseroute sehr gut unterrichtet zu sein. Also her mit dem Stück Papier, wenn es tatsächlich existieren sollte! Wir möchten uns gern mit eignen Augen davon überzeugen, wie hier mit allen möglichen, besonders aber möglichst ungesetzlichen Mitteln versucht wird, einen Propagator und Agitator um seine Einflußmöglichkeiten zu bringen, der — zugegeben — höchst unbequem ist, gehört er doch zu den wenigen Tendenzdichtern, deren Strophen tatsächlich mitreißen und nicht versifizierte Versammlungsparolen sind, oft gepredigt und daher ziemlich abgenutzt. Da es bisher noch nicht gelungen ist und wohl auch schwerlich gelingen wird, Weinert in die Gesellschaft seiner politischen Freunde nach Gollnow zu verfrachten, versucht man es eben andersherum, den bei der Masse mit Recht Beliebten dieser Masse zu entziehen. Aber wo ist die gesetzliche Handhabe? Die politischen Gedichte Weinerts und sein persönliches Auftreten gefährdeten durch die satirische Note gegenwärtig die öffentliche Sicherheit — wie es im gleiwitzer Verbot heißt? Wie unsicher müssen sich doch diese Hüter öffentlicher Sicherheit fühlen, wenn sie sich die Ohren sogar vor der Satire verschließen, über deren Attacken souveräne Geister selber zu lachen pflegen, werden sie auch noch so hart getroffen. Wer zum Kadi läuft, weil ihm der Satiriker ein bißchen heftig zusetzt, ist eine etwas klägliche Figur. Vergleiche mit dem preußischen Staat und seiner Aktion gegen Weinert zu ziehn, verbietet die Höflichkeit.

Aber Spaß beiseite, die preußischen Polizeiämter scheinen keinen zu verstehn: soll hier wirklich ein Präzedenzfall geschaffen werden, an Hand dessen man jedem unbequemen Redner den Mund schließen kann, eine Art lex Weinert? Es liegt ja hier, gemessen an der Fülle von Zeitungs- und Versammlungsverboten, nur ein Einzelfall vor. Aber dieser Einzelfall hat insofern besondre Bedeutung, als es sich um die systematische Unterbindung der Redefreiheit einer bestimmten Person handelt. Das kann aber morgen genau so jedem andern passieren. Ich bin so optimistisch, anzunehmen, daß sich hier selbst jene Presse rühren wird, die bisher alle Beschneidungen des Rechts der freien Meinungsäußerung, wehen Herzens zwar aber mannhaft, über sich hat ergehen lassen. Wir wollen uns doch nicht auch noch der letzten kläglichen Überbleibsel unsrer Rechte berauben lassen. Nicht wahr?

Schriftsteller-Schutzverband von David Luschnat

„Nagt an dir ein Gedanke, denke ihn weg!" Diesen Ausspruch Stirners berichtet Panizza in seinem Frühwerk „Der Illusionismus und die Rettung der Persönlichkeit." Robert Breuer, der ungekrönte König des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller, praktiziert folgende Variation: „Nagt an dir eine Opposition, schmeiße sie raus."

Panizza starb im Irrenhaus. Er war ein Genie. Breuer wird das Schicksal Panizzas nicht teilen. Sein gesunder Menschenverstand hindert ihn daran. Breuers gesunder Menschenverstand rät ihm, alle Schriftsteller aus dem SDS auszuschließen, welche sich tatkräftig für Freiheit des Schrifttums einsetzen,

> „weil, so schließt er messerscharf,
> nicht sein kann, was nicht sein darf."

Denn diese armen irregeleiteten Oppositionkollegen, welche die Stirn haben, für Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit einzutreten, könnten ja (Gott behüte) gegen die Notverordnung verstoßen. So etwas tut man doch nicht. Erstens steht in der Bibel „seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat", zweitens: was wird aus der Not des deutschen Volkes ohne Notverordnung?, drittens wirkt nach Ansicht des SDS-Hauptvorstandes die öffentliche Kritik an der Notverordnung verbandsschädigend. Denn die Geldmittel, die aus Regierungskassen jahraus jahrein dem SDS zufließen, könnten ja plötzlich aufhören zu fließen, wenn die größte deutsche Schriftstellerorganisation sich erdreistet, für Freiheit des Schrifttums einzutreten. Diese Möglichkeit hat Breuers gesunder Menschenverstand messerscharf berechnet. Deshalb wurden vor einigen Tagen alle Schriftsteller, die solchen unzeitgemäßen Ideologien nachjagten, durch SDS-Notverordnung notwendigerweise aus dem Verband ausgeschlossen. Erich Mühsam erwähnte bereits in der ‚Weltbühne' vom 14. Juli 1931 Breuers offene Drohung, die Opposition auszuschließen. Jetzt hat Herr Breuer seine Drohung wahr gemacht. Allerdings, nicht alle Mitglieder des Hauptvorstandes sind geschworene Breuerianer. Aber Herr Breuer versteht es trefflich, die zögernden im geeigneten Moment durch seine fascinierende Persönlichkeit zu bezaubern. Heil!

Folgende Kollegen stehen auf der Ausschlußliste: Bernard von Brentano, Bert Brecht, Dr. Hermann Budzislawski, Dr. Willi Wolfradt, Dr. Max Goering, Werner Türk, Walter Zadek, Walther Karsch, Otto Corbach, Friedrich Natteroth, Heinz Ludwig, Sylvia v. Harden, Oscar Ludwig Brandt, Anna Seghers, Erich Mühsam, David Luschnat, Dr. Bruno Adler, Eva Melinger, Siegfried Jacoby, Dr. Edith Bone, Siegmund Reis, Karl Feller, Rudolf Oehring, Maria Leitner, Johannes R. Becher, Erich Weinert, Olga Halpern, Berta Lask, Karl Grünberg, Paul Baudisch, Alfred Kurella, Klaus Neukrantz, Lu Märten, Georg N. Felke, Dr. Felix Pincus-Flattow, Erich Baron, Regina Ruben, Kurt Kläber, Recha Rotschild, Otto Müller-Glösa, Andor Gabor, Julian Borchardt, Dr. Käte Marcus, Prof. Dr. Alfons Gold-

schmidt, Ludwig Renn, Wieland Herzfelde, Johannes K. Koenig.

Wie kam diese heftige Angelegenheit zustande, wird der geneigte Leser fragen. Das kam so: Von jeher war die Tätigkeit einer kleinen Gruppe im Hauptvorstand darauf gerichtet, die Aktionskraft des SDS nach außen zu lähmen. Die Opposition forderte: Umwandlung des SDS in eine Gewerkschaft, damit der Kampf gegen das Unternehmertum zweckvoll geführt werden kann. Der Vorstand weigerte sich. Er wollte die Subventionen nicht verlieren. Schließlich wurde der Name „Gewerkschaft deutscher Schriftsteller" in Klammern beigefügt. Weiter geschah nichts. Mehrheitsbeschlüsse der Mitgliederversammlung, die dem Vorstand nicht paßten, wurden einfach nicht ausgeführt.

Die jäh ansteigende Not unter den Schriftstellern erweckte anfangs 1931 neue Oppositionsströmungen unter den Fachgruppen. Man wollte sich die freche Bevormundung durch die kleine Gruppe im Hauptvorstand nicht länger gefallen lassen.

In der Jahres-Hauptversammlung am 29. März 1931 kommt es zum offenen Bruch. Am Abend vorher feiert der Hauptvorstand mit den auswärtigen Delegierten den sechzigsten Geburtstag von Heinrich Mann. Der Präsident der Dichterakademie wird zum Ehrenmitglied des SDS ernannt. In seiner Festrede auf diesem Bankett wünscht Heinrich Mann: „durch die enge Gemeinschaft der deutschen Schriftsteller eine politische Macht in dem besondern Sinne erstehen zu sehen, daß wir, wie immer sonst auch gefärbt, gemeinsam Front machen gegen jeden Einbruch in die Geistesfreiheit, gegen die Verfinsterung, die von der Zensur her droht, auch gegen jede Beeinträchtigung der wirtschaftlichen Rechte des Schriftstellers." (BT. vom 30. März 1931.) Dies alles wünscht Heinrich Mann in seiner Geburtstagsfestrede. Zur Verwirklichung seiner Wünsche hat er bisher nichts getan.

Gegen Ende der Hauptversammlung vereinigt Herr Doktor Friedrich aus Bayern in seiner Hand 32 Stimmen, das heißt die Vertretung von achthundert Mitgliedern. Er hat sich die Stimmen der inzwischen abgereisten Delegierten übertragen lassen. Auch Herr Breuer mit seinen Paladinen hat kräftige Aktienpakete von abgereisten Delegierten in Empfang genommen. Die Herren Breuer und Friedrich sind in der bequemen Lage, sämtliche Anträge, die ihnen nicht passen, niederzustimmen. Die berliner Delegierten verlassen unter Protest den Saal. Zahlreiche auswärtige Delegationen schließen sich den Berlinern an. Der SDS scheint sich in Einzelteile auflösen zu wollen. Mit Mühe wird der Bruch zusammengeleimt.

Der Kampf geht weiter. Mittelpunkt des Kampfes wird in zunehmendem Maße Berlin. Der Hauptvorstand vermutet die tatkräftigsten Mitglieder der bürgerlichen Opposition in der Fachgruppe der freien Pressemitarbeiter. Diese Fachgruppe wird ausgeschaltet. Durch einen statutenwidrigen Willkürakt wird erreicht, daß zahlreiche Mitglieder angeblich ihr Stimmrecht im SDS eingebüßt haben. Berlin hat inzwischen am 11. Mai seinem Vorstand einstimmig das Mißtrauen ausgespro-

chen. Sechs Wochen später können die Herren endlich zum Rücktritt gezwungen werden.

Neuwahl des berliner Vorstandes ist nunmehr in Sicht: Jakob Schaffner äußert sich zustimmend, schreibt der Opposition mehrere Briefe, fordert sofortige Einberufung einer außerordentlichen Hauptversammlung, fordert Abberufung des Hauptvorstandes und des geschäftsführenden Direktors Werner Schendell. Auf dieser Grundlage wird Jakob Schaffner durch die Opposition im SDS zur Wahl gestellt und von der Mitgliederversammlung am 29. Juni zum ersten Vorsitzenden von Berlin gewählt. Die Wahl der Beisitzer wird später aus formellen Gründen angefochten, so daß Jakob Schaffner allein wirken kann. Wie wirkt Jakob Schaffner? Es offenbart sich schnell. Als die Pressenotverordnung der Brüningregierung erscheint, unterstützt der Hauptvorstand nachdrücklich den § 1 der Presse-Notverordnung über Zwangsveröffentlichung. Um den Hauptvorstand für sein verbandsschädigendes Vorgehen zur Rechenschaft zu ziehen, verlangt die Opposition von ihrem neugewählten ersten Vorsitzenden die Einberufung einer berliner Gauversammlung. Jakob Schaffner beruft die Versammlung nicht ein. Jakob Schaffner geht offen ins Lager des Hauptvorstandes über. Die berliner Gauversammlung wird vom Hauptvorstand verhindert, von der Polizei auseinandergetrieben.

Neues Bild: Im Verbandsorgan ‚Der Schriftsteller' erklärt sich Schaffner für Auflösung der berliner Gaugruppe. Durch Aufteilung in kleine Grüppchen hofft er, die „tatenhungrige und auf Leistung erpichte Menschenart" kaltzustellen. Sie sollen ihre Beschäftigung haben, diese unruhigen Leute, die es sich immer noch nicht abgewöhnt haben, für Freiheit des Schrifttums einzutreten. In kleinen Sondersparten soll sie sich totlaufen, diese auf Gerechtigkeit und Wahrheit „erpichte Menschenart". Jakob Schaffner als Befürworter der Zensur hat jetzt seine Wähler geschlossen gegen sich. Niemand erhebt sich zu seiner Verteidigung. Herr Schaffner jedoch legt nicht etwa sein Amt nieder, sondern beantragt Ausschließung seiner Wähler aus dem SDS.

Der Hauptvorstand gewährt ihm die Bitte, obwohl nach § 7 der Satzung nur der berliner Gauvorstand über den Ausschluß von Mitgliedern Beschluß fassen kann, erst nach Anhörung des Gauvorstandes der Hauptvorstand. Über diese Bestimmung setzt sich der Hauptvorstand hinweg, er ist Richter in eigner Sache, ist Angeklagter, Staatsanwalt und Richter zugleich. So vollzieht sich der groteske Unsinn, daß die Angeklagten ihre Ankläger aburteilen.

Die Opposition im SDS gibt sich ein wirtschaftliches und berufspolitisches Programm. Nicht etwa Sowjet-Deutschland ist geplant — denn dreiviertel der Opposition ist bürgerlich — sondern Sicherung der materiellen und geistigen Unabhängigkeit aller Schriftsteller. Das schmeckt nicht nach Bolschewismus. Wenn die Herren Breuer und Schendell verbreiten, jetzt sei die bolschewistische Zelle aus dem SDS eliminiert, so können wir uns mit dieser Lesart nicht einverstanden erklären.

Verbandstechnische Einzelheiten sind unwichtig. Die Symptome der Zersetzung bewegen die Opposition im Augenblick nicht, da der Kampf in ein Stadium getreten ist, das prinzipielle Stellungnahme erfordert. Zum Beispiel wurde während der monatelangen Kämpfe kein Gewicht gelegt auf die phantastische Tatsache, daß der Verband 26 800 Mark jährlich an Mitgliedsbeiträgen einnimmt, während der Geschäftsführer für seine Person ein Gehalt von 10 400 Mark jährlich bezieht. Dies alles interessiert jetzt nicht mehr.

Die Opposition im SDS — zu dreiviertel aus bürgerlichen Schriftstellern bestehend — wird sich nicht einschüchtern lassen. Sie bleibt im SDS und kämpft für die Grundrechte des Berufes: Freiheit der Meinungsäußerung, Gerechtigkeit des sozialen Urteils, Wahrheit des Wortes. Die Opposition im SDS hat zu Montag, dem 26. Oktober, die gesamte Presse und die Öffentlichkeit in die Johann-Georg-Säle, Halensee, eingeladen, damit Vertreter aller Parteien und Richtungen Gelegenheit haben, die Ziele und die bisher geleistete Arbeit der Opposition kennenzulernen.

Absicht des Hauptvorstandes ist Spaltung. Unweigerlich stirbt der SDS, falls es den Herren gelingen sollte, diesen Massenausschluß zu bewerkstelligen. Sechzig Personen auszustoßen, die kein andres Verbrechen begangen haben, als für Freiheit des Schrifttums einzutreten, das kann sich selbst der SDS nicht leisten. Ohne die Opposition kann der Verband nicht leben. Ohne die Herren Breuer und Schendell ganz gewiß.

An einem Sterbebett von Hanns-Erich Kaminski

Es gibt häßliche Menschen, die im Sterben schön werden. Von der Klasse, die gegenwärtig in Agonie liegt, kann man das nicht behaupten. Die Bourgeoisie stirbt noch schlechter als sie gelebt hat. Sollte ein künftiger Historiker sie gleich andern Toten „verklärt" nennen wollen, wird er viel Phantasie haben müssen.

Auch die Bourgeoisie hat ihre Pubertätsjahre gehabt, in denen alle Mädchen schön und alle Jünglinge begabt sind. Damals glaubte sie an den „Fortschritt", und die Voraussetzung dazu sollte die „Freiheit" sein. Die junge Bourgeoisie war ganz durchdrungen von der Überzeugung, man brauche nur das Spiel der freien Kräfte wirken zu lassen, damit alle Gegensätze sich von selbst ausglichen und der Tüchtigste sich durchsetze. In diesem System des idealisierten Egoismus war es für das Gedeihen der Gesamtheit nur nötig, der natürlichen Auslese durch die freie Konkurrenz die juristische Basis zu geben. So entstand die große Errungenschaft der Bourgeoisie: der Rechtsstaat, in dem vor dem Gesetz alle gleich sind.

Schön sieht er aus, unser Rechtsstaat! Wo sind sie hin, die heiligen Grundsätze des Liberalismus? Die Bourgeoisie hat ihr naiv-optimistisches Selbstgefühl längst verloren, und nun tritt ihre stärkste Eigenschaft hervor: die Feigheit.

Diese Klasse hat das Leben kommerzialisiert, sie hat jeden Mythos, jeden Heroismus, jedes Opfer aus der Welt entfernt, aber sie hat nie den Mut gehabt, sich zu sich selbst zu bekennen. Sie hat sich stets an glänzenden Lügen und romantischen Bildern berauscht, „Freiheit" gerufen, wenn sie ihr Geschäft, „Gerechtigkeit", wenn sie ihre Ruhe meinte. Sie hat die Metapher an die Stelle der Realität, die Phrase an die Stelle der Tat, das Zitat an die Stelle des Gedankens gesetzt. Immer galt es ihr als gefährlich, eine Katze eine Katze zu nennen. All ihre Liebe gehörte darum auch dem Professional des schönen Scheins, dem Schauspieler.

Die Wahrheit aber, die sie am wenigsten vertragen konnte, war die, daß am Ende des Lebens der Tod steht. Nichts erscheint der Bourgeoisie taktloser und grausamer als einem Menschen zu sagen, er müsse sterben. Und dabei hat sie stets eine besondre Vorliebe für die Euthanasie gehabt! Wie haben unsre Lehrer uns das Ende des Sokrates eingepaukt, die Verse der Odyssee, in denen der Schatten Achills erklärt, er möchte lieber als Tagelöhner leben als die ganze Schar vermoderter Toten beherrschen, überschlugen wir dafür, selbst den Prinzen von Homburg, der sich vor dem Tod fürchtet, lernten wir verachten, obgleich er doch brandenburgischer General war.

Die unheroischste Klasse der Weltgeschichte hat auch den Tod, grade den Tod, verfälscht und umgelogen. Ihr Ideal hätte es sein müssen, am Schreibtisch zu sterben, den herabgesunkenen Kopf auf dem Kontobuch, in dem das Haben größer ist als das Soll. Statt dessen begeisterten sie sich für das Ende des Cyrano von Bergerac „mit einem guten Wort für eine gute Sache". Wilhelm II., diese Spitzenleistung der deutschen Bourgeoisie, schrieb an Bismarck, er sei bereit, „fechtend auf den Stufen seines Thrones zu fallen". Vielleicht sah er sich sogar wirklich schon in der schimmernden Uniform der Garde du Corps vor einem mit rotem Samt bezogenen Sessel den Säbel schwingen. Später wollte eine ganze Generation von Damen gleich Hedda Gabler „mit Weinlaub im Haar" sterben. Und wo gibt es einen Stammtisch, an dem jetzt nicht mindestens einmal wöchentlich erklärt wird, das deutsche Volk müsse sich schlimmstenfalls unter den Trümmern des Reichs begraben? Vermutlich haben wir uns das so vorzustellen, daß, wenn alles schief gegangen ist, Adolf Hitler sich in die Reichspulverkammer begibt und einen Feuerbrand hineinschleudert, indes in der Wagenburg Frauen und Kinder patriotische Lieder singen. Die Bourgeoisie kennt keine Ehrfurcht, überall findet sie nur Vorwände für Phrasen und Metaphern. Selbst die fürchterlichste Todesart des 20. Jahrhunderts, den Tod durch Gas, kilometerweit vom Feind entfernt, hat diese Klasse „Heldentod" genannt.

Und nun ist es so weit. Nun muß die Bourgeoisie dem Tod ins Auge blicken, nun sieht sie, daß er kalt und hart und grausam ist und durchaus nicht schön, sondern daß er meuchlerisch heranschleicht und daß hinter ihm das grausige Nichts

steht. Der Tod? Ach, dem Einzelnen droht nicht einmal das physische Ende, nur die Klasse stirbt. Dem Einzelnen droht schlimmstenfalls Armut, das Schicksal von Millionen also. Doch mit einem Schlag sind die heroischen Bilder verschwunden.

Jetzt heißt es: Rette sich wer kann!, und das einzige Gefühl, das die Bourgeoisie sich in ihrer Todesangst noch gestattet, ist Mitleid. Mitleid mit wem? Etwa mit den Arbeitslosen, die vor unsern Augen verhungern? Oder mit den vierzig Millionen Chinesen, die ertrinken? Nein, die Bourgeoisie braucht den größten Teil ihres Mitleids für sich selber und den Rest für die unehrliche Sentimentalität, die den Schmuck ihres Daseins bildete und die sie auch jetzt nicht lassen kann. In Wien hat einer Schwalben, die nicht rechtzeitig nach dem Süden geflogen waren, per Flugzeug an die Adria gebracht. Wie edelmütig! Es ist fast wie früher auf Wohltätigkeitsfesten. Schwalben haben keine Fäuste, die sie ballen könnten, sie stehen auch nicht mit anklagenden Blicken vor den Theatern und Restaurants, um das Vorgefühl des Vergnügens zu beeinträchtigen. Schwalben kann man noch Wohltaten erweisen — von Bettlern kann man sich höchstens loskaufen.

Die Bourgeoisie ist kein reiner Tor, der durch Mitleid wissend wird. Sie zittert vor der Armut, aber selbst die Armut gilt ihr nicht als absoluter Schrecken. Er ist relativ, je nach dem, was der Arme früher bessesen hat. Viel schlimmer als der Hunger des Wohlfahrtsempfängers ist in ihren Augen die Notlage des ehemals Reichen, der einen Teil seiner Villa vermieten, sein Reitpferd verkaufen und sein Hausmädchen entlassen muß. Millionen Menschen fehlt es am Notdürftigsten? Traurig. Aber daß dieser oder jener die Hälfte seiner Aufsichtsratsposten verloren hat, das ist nicht auszudenken!

Die Jugend Europas ist längst aufgebrochen, um sich ehrlichere, männlichere Ideale als die ererbten zu suchen. Die Bourgeoisie jedoch fürchtet sich noch auf dem Sterbebett vor der Wahrheit und noch ihre letzten Worte sind lauter Lügen. Sie sagt „die Wirtschaft“, wenn sie die Millionäre, sie sagt „Abbau“, wenn sie das Elend der Massen, sie sagt „Komfort“, wenn sie ihren Luxus, sie sagt „Notverordnung“, wenn sie Gewalt meint, so wie sie immer Recht statt Macht, Moral statt Profit gesagt hat. Aus ihrem Rechtsstaat ist längst ihr Beutestück geworden, aber sie hält immer noch fest an ihrem liberalen Firmenschild. Haben wir eine Diktatur? Beileibe nicht! Wir haben die Volkssouveränität, das parlamentarische System und die Ministerverantwortlichkeit, die Grundrechte der Staatsbürger sind gewährleistet, und der Reichspräsident ist nur die repräsentative Spitze des Staates.

Wen täuscht die herrschende Klasse eigentlich noch? Sich selbst! Immer hat sie sich selbst noch mehr als andre belogen, sie belügt sich auch auf dem Totenbett noch, während die Erben schon im Sterbezimmer warten. Aber vielleicht hört sie eine Stimme, die ihr wie Richard III. zuruft: „Träum weiter, träum von Tod und Verderben: Du sollst verzweifeln und verzweifelnd sterben.“

Doktor Genter in Lübeck von Curt Zeun

Curt Zeun sendet uns als Mitarbeiter Doktor Genters und Beauftragter der lübecker Eltern den folgenden Artikel:

In Lübeck soll auf dem Wege des Prozesses die Wahrheit über die Gefährdung von 254 gefütterten Kindern, von denen bereits 76 verstorben sind, offenkundig werden. Die Welt, 254 Eltern warten auf die Sühne einer Tat, die ihnen eine Zeit furchtbarer Aufregung und maßlosen Leides war. Sie kämpfen unerbittlich den harten, zweifelhaften Kampf um Recht und Gerechtigkeit. Es wird sich entscheiden, wieweit Professor Jastrow der Wahrheit nahe gekommen ist mit seinem Ausspruch: „Ich halte das Reich noch nicht ganz verloren im Sinne von Recht und Gesetz; der Bogen aber ist zum Zerspringen gespannt." Das Recht, die Medizin, — Arm in Arm! Werden beide sich stützen, werden beide, die jetzt vereint am Abgrunde wandeln, stürzen?

Zwischenakt der Geschehnisse in Lübeck bleibt die Hilfe, die den Kindern und den Eltern wurde und von der der Staat Lübeck behauptet, er habe alles getan, sie zu gewähren. Der Prozeß soll Klarheit schaffen, Wahrheit bringen. Zum Zwischenakt gehört die Arbeit des praktischen Arztes Doktor Genter aus Berlin, der nach Lübeck gerufen wurde. Er übernahm von dem Mitangeklagten Professor Doktor Klotz den Totensaal des Kinderhospitals, besetzt mit elf Kindern. Den Totensaal, den bisher, so sagte Professor Klotz, niemals ein Kind lebend verlassen hatte. Unter diesen fand Genter drei Kinder und legte sich auf sie namentlich fest, weil sie nach seiner Ansicht gerettet werden konnten. Er rettete sie alle drei.

Eltern brachten ihre Kinder, insgesamt vierzig, die Genter alle, ohne Ausnahme und ohne sie sich auszusuchen, behandelte, obwohl eine Reihe dieser Kinder ebenfalls als aufgegeben bezeichnet war. Er rettete von ihnen 29. Sieben Kinder wurden später seiner Behandlung entzogen, vier starben.

Und doch blieb die Wahrheit über diese Hilfeleistung Genters bis heute verborgen. Wird der Prozeß diese Wahrheit enthüllen? Werden die eingeleiteten Disziplinarverfahren gegen die Verantwortlichen, gegen die Genter und seiner Behandlungsart feindlichen Beamten, Klarheit bringen?

Recht, Wahrheit, Objektivität, sollen alle diese Begriffe nur Begriffe sein? Es möchte so scheinen, wenn man den nachstehenden Briefwechsel aufmerksam verfolgt.

*

Berlin-Wilmersdorf, den 13. Juni 1931

An den Präsidenten des Reichsgesundheitsrates
Herrn Reichsminister des Innern Dr. Wirth

Herr Präsident, Herr Reichsminister!

Unter Stützung auf Artikel 126 und Artikel 118 der Verfassung des Deutschen Reiches ersuche ich Sie, in Ihrer Eigenschaft als Präsident der angeschriebenen Körperschaft und als Gesundheitsminister, den unzweifelhaft unrichtigen Beschluß in Sachen Dr. Genter und Lübeck, wie er in der Sitzung des Reichsgesundheitsrates vom Dezember 1930 gefällt worden ist, einer Nachprüfung zu unterziehen.

Das Unterlagenmaterial für diesen Beschluß ist dem Reichsgesundheitsrat durch das Gesundheitsamt in Lübeck geliefert worden.

Als Beweis dafür dient mir das folgende Schreiben:

Der Präsident d. Reichsges.Amtes — Berlin, den 16. 12. 1930
Nr. IV. 1188/30

An das Gesundheitsamt der freien und Hansestadt
Lübeck

Die mit dem gefl. Schreiben vom 29. November 1930, Tgb.-Nr. 1641, dem Reichsgesundheitsamt übersandten Schriftstücke sind von mir im Anschluß an die Reichsgesundheitsratsitzung am 12. Dezember 1930 den bei der vorerwähnten Sitzung anwesenden, für die Beurteilung der Frage in Betracht kommenden Sachverständigen des Reichsgesundheitsrates zur Stellungnahme vorgelegt werden. Nach einer sehr eingehenden Aussprache ist von diesen Sachverständigen des Reichsgesundheitsrates einstimmig folgende Entschließung gefaßt worden: „Auf Grund der Berichte über die klinischen und pathologisch-anatomischen Befunde bei Kindern, die mit Antiphthisin behandelt worden sind, können die angehörten Sachverständigen des Reichsgesundheitsrates dem Staate Lübeck eine weitere Förderung der Tätigkeit des Herrn Dr. Genter nicht empfehlen." Die Sachverständigen des Reichsgesundheitsrates haben mich ermächtigt, dem Gesundheitsamte der freien und Hansestadt Lübeck von dieser Entschließung Kenntnis zu geben.

In Vertretung: gez. Haendel.

Daß aber eine Körperschaft, wie der Reichsgesundheitsrat, unter Ihrem Präsidium auf Grund des Materials des Gesundheitsamtes in Lübeck, einer Stelle, die an der Katastrophe die unzweifelhafte Mitschuld, wenn nicht die Alleinschuld, trägt, einen solchen Beschluß fassen konnte, ist mir genügender Beweis, daß die Behauptungen des Abgeordneten Dr. Solmitz, die unwidersprochen blieben, in Lübeck, Bürgerschaftsprotokoll vom 18. 7. 30, Seite 468, sich vermeintlich auf Wahrheiten stützen.

Dr. Solmitz sagt: „Nicht nur ich allein, sondern auch viele Kollegen, mit denen ich darüber gesprochen habe, stehen unter dem zwingenden Eindruck, daß dieser Geist ärztlicher Standessolidarität sich bis ins Reichsgesundheitsamt, das die Untersuchung zu führen hat, hinein ausgedehnt hat."

Bisher war es in der Rechtspflege Deutschlands üblich, daß sich der „Angeklagte" zur Anklage äußerte. Niemals ist meines Wissens dem Angeklagten diese Möglichkeit bisher versagt worden.

Das Reichsministerium des Innern, das Reichsgesundheitsamt und der Reichsgesundheitsrat scheinen aber völlig neue Wege zu gehen, und zwar Wege, die einer berechtigten Kritik bedürfen...

1. Das Reichsgesundheitsamt prüft 1924/25 das Genter-Mittel im Reihenversuch an Tieren.

2. Das Reichsgesundheitsamt findet am Genter-Mittel etwas Positives, wie Professor Ludwig Lange in seinem Schreiben vom 12. 5. 30 an Herrn Professor U. Friedmann feststellt, indem er sagt: „Sehr verehrter Herr Kollege! Sehr gerne erfülle ich Ihre Bitte vom 9. d. M. Das Präparat Antiphthisin wurde vor einigen Jahren von mir zur Orientierung des Reichsgesundheitsamtes an Meerschweinchen geprüft. Die Versuche haben ergeben, daß 1. das Präparat für die Tiere auch in Dosen, die, auf das Körpergewicht berechnet, ein Vielfaches der beim Menschen zur Verwendung kommenden Menge betrugen, gut vertragen wurde, — 2. eine spezifische Schutz- und Heilwirkung gegen die Tuberkulose zwar nicht festgestellt werden konnte, — 3. jedoch eine deutliche Resistenzerhöhung bei den behandelten Tieren auftrat, die sich in einer Lebensverlängerung um 4 bis 6 Wochen gegenüber den

Kontrollen sowie in einer auffallend starken Gewichtszunahme äußerte. — Das Mittel hatte nach meinen Erfahrungen somit zwar keine spezifische Wirkung aufgewiesen, aber zu einer unverkennbaren günstigen Beeinflussung des Allgemeinzustandes der Tiere geführt, die beachtlich erscheint. Wenn ich auch über seine Wirksamkeit beim Menschen kein Urteil abgeben kann, so würde sich m. E. nach den Ergebnissen der Tierversuche eine klinische Überprüfung des Mittels wegen der ihm zukommenden günstigen Wirkungen auf den Allgemeinzustand wohl verlohnen."

Dem Reichsgesundheitsamt aber war es vorbehalten, das positiv Gefundene zu verschweigen, denn die zugesagte Veröffentlichung wurde wegen eines angeblichen, bisher nicht nachgewiesenen Wortbruches des Dr. Genter unterlassen.

3. Das Reichsgesundheitsamt bemühte sich, nachdem die Sache von mir erneut aufgegriffen wurde, für die klinische Überprüfung.

4. Das Reichsgesundheitsamt gibt nach Lübeck, auf Grund der Anfrage des Gesundheitsamtes in Lübeck Auskunft, die für Lübeck und die Eltern die Berufung Genters angezeigt erscheinen läßt.

5. Das Reichsgesundheitsamt erhält von Lübeck, und zwar vom Gesundheitsamt, mit Schreiben vom 29. 11. 30, Tgb.-Nr. 1641, Unterlagen über die Behandlung des Dr. Genter in Lübeck geliefert.

Die Lieferung dieser zu 5. genannten Unterlagen erfolgt von der Behörde, die in leichtfertiger Weise Reklame für das Verfahren Calmette machte, falsche Behauptungen zur Erreichung dieses Zieles aufstellte und damit die Eltern, die um jeden Preis gewonnen werden mußten, täuschte und irreführte, um eigne Ziele, ohne vorsichtige Wahl der Mittel in ausgesprochener Schädigung der Gesamtheit zu erreichen.

Die gelieferten Unterlagen wurden widerspruchslos als allein richtig und seligmachend anerkannt, obwohl dem Reichsgesundheitsamt bekannt war, mit welchem Haß Genter von den Ärzten und der Behörde in Lübeck verfolgt wurde. Er wurde gehaßt und verfolgt und über Gebühr verleumdet, grade weil er Erfolge hatte, denn vorher hatte sich ja die Gesamtwissenschaft in Deutschland zu der Erklärung genötigt gesehen: „Es gibt kein Mittel, um diesem furchtbaren Kindersterben in Lübeck Einhalt zu gebieten."

Man versagte dem „Angeklagten" Genter, obwohl man vorher durch die Presse hatte erklären lassen, Dr. Genter wird vor ein wissenschaftliches Forum beim Reichsgesundheitsamt geladen, bewußt und anscheinend absichtlich jede Möglichkeit der Äußerung zu den gelieferten Unterlagen. Und selbst wenn diese Unterlagen Fälschungen dargestellt hätten, so würden sie, beim Gange der Sache und der Untersuchung mit nachfolgender Gerichtssitzung durch den Reichsgesundheitsrat, niemals als Fälschungen erkannt worden sein.

Das Reichsgesundheitsamt, der Reichsgesundheitsrat und das Reichsministerium des Innern saßen also in Abwesenheit des „Angeklagten", ohne diesen zu benachrichtigen, zu Gericht und bedienten sich dabei Beweisunterlagen gegen den „Angeklagten" und für seine angebliche Unfähigkeit, die der Mitschuldige am Tode von 76 Kindern lieferte, der, weil befangen, eigentlich hätte abgelehnt werden müssen. Der Vertreter, der diese Unterlagen liefernden Behörde gibt selbst über diese Gerichtssitzung folgende zynische Äußerung: „Dort brachten wir es endlich so weit, daß wir diesen Mann loswurden."

Der Reichsgesundheitsrat ließ sich diese Unterlagen sogar noch vortragen durch den Direktor des Reichsgesundheitsamtes, Prof. Dr. Haendel, der im Falle Genter völlig befangen ist und unbedingt hätte abgelehnt werden müssen. Zum Beweis der Befangenheit des Prof. Haendel, der das Schreiben vom 16. 12. 30 auch noch unterzeichnete, verweise ich auf meinen „Offenen Brief" an Herrn Professor

Dr. Haendel, Direktor des Reichsgesundheitsamtes in Berlin, abgedruckt in der ‚Medizinalpolitischen Rundschau', Oktoberheft 1930, der auch Ihnen, Herr Minister zugesandt worden ist und worin ich beweise, daß Professor Haendel, entsprechend Artikel 131 der Verfassung des Deutschen Reiches seine Rechte als Beamter gröblich und fahrlässig mißbraucht hat.

Professor Dr. Haendel hat, wie die Presse meldete, in einer Pressekonferenz vom 5. 7. 30, namens und im Auftrage des Herrn Reichsministers Dr. Wirth erklärt: „Dr Genter ist in Lübeck aufgetaucht, von Niemanden gerufen, sein Mittel Antiphthisin ist leider nicht sehr ernst zu nehmen. Erfolge sind leider nicht vorhanden."

Ich habe dazu mit Schreiben vom 6. 7. 30 an das Reichsgesundheitsamt, das auch Ihnen Herr Minister zugegangen ist, bewiesen, daß die Erklärung völlig unrichtig ist und habe die Richtigstellung gefordert. Die Eltern in Lübeck haben gegen diese Haendelsche Erklärung in aller Öffentlichkeit, nämlich in der lübecker Gesamtpresse, in schärfster Weise Stellung genommen . . .

Herr Minister! Dr. Genter ist Erfinder eines Heilmittels, Forscher auf dem Gebiete der Tuberkulosebekämpfung. Wenngleich er die alten ausgetretenen Wege der Forschung verlassen hat, fand er doch ein Mittel, mit dem er seit siebzehn Jahren sehr viele große Erfolge erzielte. Auch Ihnen dürften diese Erfolge nicht verschlossen geblieben sein; sie hätten Ihnen aber augenfällig werden müssen in Lübeck, denn Ihr Ministerium ist ja zugleich Gesundheitsministerium, und sie hätten Ihnen schärfste und sachlichste Prüfung zur Pflicht machen müssen, wenn Sie, wie die Verfassung es Ihnen zur Pflicht macht, dem Erfinder Schutz gewähren wollen.

Oder glauben Sie, Herr Minister, daß die Eltern in Lübeck nur Genter zu Liebe sich gegen Ihren Beamten, den Professor Haendel, in der Öffentlichkeit wenden. Glauben Sie, daß es den Eltern Freude macht, sich mit besonderen Schreiben an Sie zu wenden und Hilfe zugunsten des Dr. Genter zu erbitten, wie dies geschehen ist unterm 9. 11. 30 in Form einer zweiten Vertrauenskundgebung für Genter und unterm 28. 11. 30 in Form einer begründeten Beschwerde an Sie.

Was tat denn Genter eigentlich so Furchtbares, daß man heute seitens der Behörde und der Medizin mit Steinen nach ihm wirft? . . .

Er tat, gestützt auf Artikel 163 der Verfassung, seine Pflicht . . . zur Wiederherstellung der Gesundheit vergifteter Kinder in Lübeck, die infolge eines unerkannten Versehens der hohen Wissenschaft als Opferlämmer für den Tod bereitstanden.

Dr. Genter half also in Lübeck, eine große Anzahl Kinder den Armen des Todes entreißen, weil diese von andern Ärzten bereits als restlos verloren aufgegeben waren. War das die Schuld Genters, daß er die Kinder nicht sterben ließ, daß er sie durch sein Mittel rettete; daß er damit Mißachtung der Kathederwissenschaft der Medizin, aber größte Achtung dem Leben bezeigte?

Herr Minister, alle diese Tatsachen können Ihnen nicht unbekannt sein. Es kann Ihnen auch nicht unbekannt sein, daß Ihr Herr Ministerkollege in Lübeck, der Senator Mehrlein, auf eine Anfrage des Abgeordneten Bannemann (Nat.-Soz.) in Lübeck, 2. Sitzung vom 9. 3. 31, wie folgt geantwortet hat: „Ich habe vorhin vergessen, diese Summe zu erwähnen, und ich will gleich darüber Auskunft geben, weil sie sehr schmerzlich ist. Dr. Genter ist seinerzeit auf Wunsch der Eltern von Berlin hierhergeholt worden. Er hatte in Berlin eine kleine Praxis und hat, wie wir nachträglich festgestellt haben, das Mittel Antiphthisin erfunden, ein Mittel, das vom Reichsgesundheitsamt als unschädlich, vielleicht auch lebensverlängernd bezeichnet wurde. Besser wäre es gewesen, es wäre völlig abgelehnt worden. Von den Eltern haben sich leider eine große Anzahl auf diesen Mann furchtbar verbissen und ihn für einen Wundertäter gehalten.

Seine Behandlung war eine solche, die man als Laie überhaupt nicht verstehen kann. Das Kind wurde täglich im Gesäß geimpft, und zwar erhielt jedes Kind mindestens 100 Spritzen, wodurch die Heilung eintreten sollte. Wir haben uns dagegen gewandt, indem wir das lübeck-hamburger Konsilium der Ärzte gegen Genter und sein Verfahren angingen. Das sagte aber, wenn das Reichsgesundheitsamt das Mittel so bezeichnet, wie es geschehen war, könnte man nichts dagegen machen. Wir sind dann weiter gegangen. Als Genter erklärte, er müsse mindestens noch 40 Spritzen den armen Säuglingen geben, im ganzen also 140 Spritzen, haben wir uns an das Reichsgesundheitsamt gewandt. Dieses aber wartete erst die Sitzung des Reichsgesundheitsrates am 17. Dezember v. J. ab. Dort brachten wir es endlich so weit, daß wir den Mann los wurden, indem wir ein Gutachten gegen das Verfahren Genters erzielten. So ist er im Januar von uns gegangen. Dr. Genter hat insgesamt 48 850 RM. bekommen. Es ist ein direkter Skandal, daß dieser Mann, gestützt auf viele Eltern, die heute noch teilweise auf ihn schwören, mit diesem Betrage über den Harz gegangen ist."

Das aber erklärte derselbe Minister, dem die Eltern in einer Besprechung am 8. 12. 30 im Gesundheitsamt in Lübeck die Erfolge Genters und die Mißgunst und gehässigen von Neid erfüllten Äußerungen einzelner lübecker Ärzte berichteten. Derselbe Minister, der dem Vernehmen nach zum Ausdruck gebracht hat, daß er, falls er selbst ein Calmette-Kind hätte, es wahrscheinlich bei den Erfolgen Genters auch von diesem würde behandeln lassen. Derselbe Minister, der, sobald sich Anklagen gegen ihn selbst richten, sich als blutiger Laie bezeichnete, spielt sich in seiner Erklärung plötzlich als Sachverständiger gegen Genter auf.

Und weiter, kann Ihnen, Herr Minister, nicht unbekannt geblieben sein, daß die Eltern in Lübeck Dr. Genter am 13. 4. 1931 erneut nach Lübeck berufen haben und das Gesundheitsamt darum angingen, daß es die Kosten der Behandlung durch Dr. Genter übernehmen sollte... Das Gesundheitsamt in Lübeck hat die Kostenübernahme abgelehnt und soll damit dem Vernehmen nach erneut erhebliche Unruhe in die beteiligten Kreise getragen haben.

In der Ablehnung aber vom 19. 5. 31, Tgb.-Nr. 1077, beruft sich das Gesundheitsamt in Lübeck auf das Werturteil des Reichsgesundheitsamtes und -rates, niedergelegt im Schreiben vom 16. 12. 30, IV 1188/30, das, wie ich bewiesen habe und in einem Straf- oder Zivilprozeß gegen mich beweisen werde, völlig falsch ist, da Genters Mittel einwandfrei, auch das stelle ich unter Beweis, Tuberkulose ausheilt und sogar in den Vergiftungsfällen in Lübeck ausgeheilt hat.

Meines Wissens hat sich selbst einer der rührigsten Sachverständigen des Reichsgesundheitsrates im lübecker Unglück als völlig ohne Sachkenntnis bezeichnet und diese Erklärung beim Untersuchungsrichter zu den Akten gegeben. Da dieser Sachverständige der Abgeordnete Dr. Moses sein soll, frage ich, ob dieser Sachverständige, den die Eltern in einer Versammlung in Lübeck über die Unglücksursachen nicht zum Schlußwort kommen ließen und ihn ablehnten, beim Beschlusse gegen Genter ebenfalls mitgewirkt hat...

Die Hauptschuld trifft aber unstreitig die Sachverständigen des Reichsgesundheitsrates, die an der Beseitigung der entstandenen Schäden mitarbeiten sollten und die in einer Sitzung auf Grund zweifelhaften Materials, geliefert vom Mitschuldigen an der Katastrophe, der obendrein noch erheblich gegen Genter eingestellt war, ein leichtfertiges Urteil über ein Verfahren fällten und damit die Todeskurve in Lübeck vergrößerten ...

Herr Präsident, Herr Minister, ich zitiere zum Fall Genter und zum Verhalten der ärztlichen Kollegen Genter gegenüber, Herrn Professor Dr. His, der sagte: „Von allen dunklen Ehrenmännern wird dem Ärztestand auch nicht einer geschenkt, denn sie alle, und wenn

sie auch noch so unfähig wären, werden Ärzte, denn mit der Möglichkeit, daß sie in der Staatsprüfung durchfallen könnten, ist nicht zu rechnen"...

Ich erwarte Ihre Stellungnahme als Präsident der angeschriebenen Körperschaft, als Gesundheits- und Verfassungsminister, und erbitte diese Stellungnahme möglichst umgehend. Zur persönlichen Besprechung und zur Beweisführung mit dem im Laufe von zwölf Monaten in Lübeck gesammelten Material stehe ich zur Verfügung, wie ich mich auch zur gerichtlichen Verfolgung und Beweisführung bereit halte... gez. Curt Zeun

*

Auf diesen Brief antwortete das Reichsministerium des Innern nach einer Mahnung, datiert vom 28. Juli, am 7. August mit dem folgenden Schreiben:

An Herrn Curt Zeun in Berlin-Wilmersdorf

Auf das gefällige Schreiben vom 28. Juli

1931, betreffend Heilverfahren des Dr. Genter.

Im Hinblick auf Form und Inhalt Ihres Schreibens vom 13. Juni 1931 muß ich leider davon absehen, in eine Auseinandersetzung mit den darin enthaltenen Darlegungen einzutreten.

Im Auftrag
gez. Dr. Dammann.
Beglaubigt
Stempel. gez. Unterschrift.
Ministerialkanzleisekretär.

*

Acht Monate schwerster Arbeit und täglichen Ringens brachten Genter bei seiner Rückkehr nach Berlin:

Sperrung seiner durch einen Vertreter in Berlin verdienten und angeforderten Kassenbezüge, Kampf des Ortskrankenkassenverbandes,

Kampf der Standesorganisation der Ärzte in Berlin, weil er entgegen den Ergebnissen der offiziellen Wissenschaft ein Mittel zu haben glaubte, das diesem furchtbaren Kindersterben in Lübeck Einhalt gebieten konnte und das sich im Laufe von etwa zwanzig Jahren in seiner Praxis bewährt hatte,

Zahlungsverzögerung der ihm zustehenden Gebühren,

Verweigerung der Bezahlung seines eignen in Lübeck angewandten Mittels,

Prozesse über Prozesse, die durch das Armenrecht und die Notverordnungen ins Endlose verzögert werden,

Ruin seiner Praxis in Berlin infolge seiner acht Monate währenden Abwesenheit,

Wirtschaftlichen Ruin, weil Gläubiger drängen und nicht verstehen wollen, daß er genau so arm von Lübeck zurückgekehrt ist, wie er nach Lübeck ging.

Sieht Recht und Gerechtigkeit so aus? Wir wollen warten, denn schließlich wurden andre Menschenhelfer und große Wissenschaftler ebenso begeifert, und doch wurde ihnen später Genugtuung.

Harden von Walter Mehring

In einer langen Reihe von Jahren hat er wieder und wieder seine großen Fähigkeiten, seine ehrgeizige Willenskraft eingesetzt, um der Wahrheit zu dienen; daß er in gleich langer Zeit Unrecht und Übermut verfolgt hat — und das nicht immer unter gefahrlosen Umständen — das kann nur völlige Parteilichkeit verneinen. Derselbe Knabe, der mit dreizehn Jahren entwich, um seinen Idealen nachzulaufen, hat sich als Mann aus Liebe zu seinen Idealen ins Gefängnis, in Verkennung und Haß von Hunderten geschrieben. Er hat das Zeug zu einem Helden. Seiner Überzeugung wegen könnte er den Scheiterhaufen besteigen. Möge er vielleicht auch dabei sich selbst neben sich sehen, er bestiege ihn!

Björnstjerne Björnson über Maximilian Harden

Überall richteten sich solche Attentate, fast immer, gegen solche, die man für schädlich in Ausübung der Macht hielt. Ich hatte keine Macht als die, die mir mein bißchen Verstand und Fleiß gab. Ich ließ ein kleines braunes Heft erscheinen, für das keine Reklame gemacht wurde... Und trotzdem mußte ich niedergeschlagen werden in der barbarischsten Weise.

Harden im Prozeß gegen seine Attentäter

Den siebzigsten Geburtstag, den hundertsten Todestag ihrer Helden und Heiligen zu feiern, gehörte zum festen Kultprogramm des bürgerlichen Rituals. Zum ersten Mal, vor dem nahenden Goethejahr, zeigt man auch hier Unsicherheit, scheut man es, allzulaut den Namen des größten Geistes zu nennen, den man immer anrief, wenn Rüstungsindustrie, Kasernentum und das „Juda-verrecke"-Gebrüll das Deutschtum in Mißkredit brachten. Wie man den Luxus cachiert, so tarnt man die Individualität! Geld und Individuum glauben sie, weil beides ihnen stets untrennbar schien, zugleich zum Untergang verurteilt. Und tatsächlich wird beides entwertet, nicht aber wie man geträumt hatte: durch Überwindung, sondern durch Inflation. Der tausendmal in Ton und Bild vervielfältigte Mahatma verliert an Raritätsschätzung. Nicht rasch genug kann die Prominentenpresse neue Größen nachdrucken. Kein Goethe läßt sich augenblicklich stabilisieren. Wirft man den Namen Harden in der Debatte, es werden nur wenige hinhören — und von den Wenigen die Mehrzahl peinlich berührt.

In Frankreich würde eine ganze Literatur über ihn erscheinen, in Rußland würde man vielleicht eine Gesamtausgabe seiner Schriften verbieten, doch häufig daraus zitieren. Zu untersuchen, ob Einer rechtmäßig oder zu Unrecht in Vergessenheit geriet, ist nur dialektische Spielerei. Harden aber ist gar nicht vergessen, sondern einstimmig zum Totgeschwiegensein verurteilt worden.

Denn der Haß gegen ihn scheint noch sehr lebendig, so lebendig wie in der Nekrologpolemik zu seinem Exiltod.

Fragt nach dem Grund! Jeder wird die Argumente aus dem Gedächtnis aufsagen: Harden, dieser getaufte Jude und Antisemit! Der wildeste Expansionspolitiker bis in den Krieg und Inspirator der Wilsonpunkte später! Denunziant des Hofklatsches! Bismarckianer, Antidreyfusard und Leninverehrer!

Für jeden, der im Schlagwortkampf dieser Epoche stand, muß ja Harden das Plakatbild des Vereins zur Bekämpfung von Charakterlosigkeiten sein!

Aber seit wann diese Feinfühligkeit?

Es soll Wesen geben, Objekte fast totemistischer Verehrung, die den Eid auf die Republik und das Treugelöbnis zum Monarchen zugleich ablegten! Chauvinisten, die Annäherungsbanketten präsidieren! Weißgardisten, die im Sowjetdienst den in Ungnade gefallenen Bolschewisten verhaften! Präsidenten der Republik, die acht Wochen nach der Machtergreifung, ihre Helfer als Landesverräter einkerkern!

Viel dreisterer Gesinnungsumschwung ist Andern verziehen, ja zur Ehre angerechnet worden! Wie Harden ihn vollzog, war es stets die unpopulärste Taktik, mit dem einzigen Ziele: zu entlarven. Prüft man den Anlaß seiner Wandlungen historisch nach, das ergibt sich klar: nie hat er um äußerer Vorteile willen, nie aus Bequemlichkeit seine Überzeugung gewechselt! Zu seinen Ausbrüchen oft maßlosen Zornes trieb ihn die stets gleiche Feindschaft. Von allen Seiten berannte er das wilhelminische Unheil-System, aus allen Gedankengängen: den feudalistischen wie sozialistischen heraus enthüllte er die Brüchigkeit. Wie mußte er im Parvenudeutschland des Gründerplüsches, dem jede satirische Regung und noch mehr das Pamphlet wesensfremd war, mißverstanden werden. Daß man ihn mißverstand, hat sich am Abschluß seiner Karriere herausgestellt. Erst als man das begriff, hat man ihn verfemt.

Und doch hat dieser Abkömmling aus einer guten Bürgersfamilie sich eine Machtposition erschrieben wie sonst kein deutscher Publizist vor oder nach ihm, mit solchem Furor, so stürmender Besessenheit gegen das Regime, daß er zur Verfolgung ihm nachsprang, als es zusammenkrachte:

Im Deutschen Reich gehen jetzt seltsame Gespenster um. Dieses kunstvoll und künstlich gefügte Reich hat eine nach neuestem Stil modisch verputzte Fassade, die der Geschmacksrichtung der meisten Mieter entspricht, der demokratischen Massen, die alle Gelasse und Keller des neuen Gebäudes mit wirrem Gewimmel erfüllen; im ersten Stock aber wohnen feudale Herren, die, weil sie ihrer Herrlichkeit die Götterdämmerung heraufziehen sehen, mit verlöschender Kraft noch gewalttätig sich bemühen, die Sitten und Bräuche des Feudalismus auch in veränderter Zeit zu bewahren.

So sah er es im Beginn der Zukunft, als jeder Zweifel an der Haltbarkeit der Wacht am Rhein das Hirngespinst eines Verrückten schien.

Und so im letzten Jahrgang dieser Zukunft, als jeder Zweifler am Bestand der Republik von den „Sozis" zum politischen Kindskopf gestempelt wurde:

Paraden, Proteste, Unschuldsbeteuerung, Steuerbirsch, Streit um die Ziffer der Reparierpflicht, Schnorrerei, Schimpferei: kein Halm erwächst daraus dem Acker der Deutschen Republik. Die hat sich, weil ihre Phantasie, Geist, Schwung, Mut fehlt, weil sie schlecht verwaltet, schleimig grau, zum Spielen verlogen und zum Heulen langweilig ist, nirgends das Empfinden des Volkes, gar seiner Jugend zu erobern vermocht.

Die Herren Fachleute für Republikwesen und Verwandtes waren weit erhaben über solchem Geschwätz eines alten Narren aus dem Grunewald, der schon von jeher gestänkert hatte, nie an einem Kommers von Parteiführern teilgenommen hatte. Zwölf Jahre blieben sie erhaben, protestierend, Unschuldbeteuernd, schnorrend und schimpfend; der Acker ist zur Dauerbranche versandet; in den Septemberwahlen ging zum zweiten Mal die prophezeite Herrlichkeit zuschanden. Glaubt Ihr, sie gäben heute Harden Recht? Im Gegenteil! Schuld an dem Untergang trägt der, der diese Unschuldslämmer Hammel nannte.

*

In Friedrichsruh, beim Altreichskanzler, der so das Versöhnungsgeschenk des jungen Kaisers verhöhnte, hatte der Dreiunddreißigjährige die historische Flasche Wein mitgetrunken und sich damit fürs Leben berauscht. Fast drei Jahre vorher, am 1. Oktober 1892, war die Zukunft erschienen: ein Gedicht von Liliencron, ein Brief von Strindberg, zwei Beiträge des jungen Herausgebers. Ein Interview des Erzbischofs von Stablewski über die Polenpolitik, die sich später in Versailles so bitter gerächt hat. Ein Angriff auf das Ronachertheater und eine kurze Erklärung in eigner Sache: er wehrt sich gegen die erste Verleumdung, ein bezahltes Subjekt Bismarcks zu sein.

Wenn die Presse sonst kein Unheil anrichtete, wenn sie nur mich verleumdete, mich totzuschweigen und totzuheulen abwechselnd versuchte, nicht einen Federstrich setzte ich deshalb an. Weil sie aber in Berlin ihr großes Färbemagazin, ihren Fälscherstempel errichtet hat, weil sie ein Millionenvolk verderbt und verdummt, deshalb nur bestreite ich hier diesen neuen Bel und künde ihm Fehde, ohne Erbarmen, und rufe, so laut, wie der Fälscherchor zwingt: Glaubt ihnen nicht...

Von hier nimmt er seinen Anlauf zu einer einzigen Attacke sein ganzes Leben durch gegen die Hohenzollernburg, dies antiquierte, modrige Symbol des Feudalismus, wo man sich mit Eulenburg-Gstanzln und Ballett-tanzenden Kriegsministern über die Weltkriegsvorbereitungen der Schwerindustrie hinwegamüsiert. Harden, nihilistischer Publizist aus der Schule Nietzsches, den er oft widerlegt, ist so von ahnungsvollem Grauen angefüllt, so angewidert von dem falschen Glanz und Wohlstand, daß er nur eins kennt: um jeden Preis allein stehen. Er bekämpft die deutschen Dreyfusards, nur um nicht in Einheitsfront mit ihnen zu geraten. Er gibt sich judenfeindlich, um den Beifall des Geheimratsviertels abzudrosseln. Er überlastet seinen Stil mit Daten, Floskeln, Andeutungen, nur um es seinen Lesern schwer zu machen. Im Mai 1914, vor allen, bläst er die Kriegsfanfare und warnt:

Grunzet nicht, während Italiens Jugend wider Oesterreich tobt, die Tripleentente gleiche der körperlos schillernden Seifenblase, der Dreibund dreifach gehärtetem Erz. Zäumet die Zunge! In diesem Sommer wird Schicksal!

Im Februar 1916 schlägt er um:

England droht die Revolution und der Verlust Indiens... Öffnet, Franzosen und Deutsche, die Augen und lasset Euch nicht von Englands Reptilien täuschen: nur die Selbstsucht der Briten wünscht,

daß Ihr immer tiefer Euch in Haß und Feindschaft widereinander einbohret... den Europäerblock kann nur das Bündnis Frankreichs mit Deutschland schaffen...

Die liebenberger Kamarilla, die höfisch-dekadente, konnte er sprengen, einzig durch die Schärfe seines Intellekts. Beim ersten Ansturm ließ Wilhelm seinen heißgeliebten Phili fallen. Der andern, der Feme des Nachkriegs, fiel er selbst zum Opfer — in den Monaten vorher immer wieder gewarnt — Feigheit, auch nur Vorsicht ist nie seine Art gewesen! Zum Opfer dem bar bezahlten Idealismus zweier Deutschlandretter, die nie eine Zeile von ihm gelesen hatten. Die Zukunft war hin. Denn die nun sein Gegner waren, lasen nicht mehr! Nur das Ausland: Amerika und Holland hörte noch seine Zeitkritiken. In Holland, am Strande von Nordwyk, begegnet er dem Erlauchten Ex-Landesvater, „flüchtig dem Geflüchteten" und bricht in schallendes Gelächter aus. In der Schweiz, in völliger Einsamkeit, trifft ihn der fast von ihm provozierte Tod.

*

Ein Schauspieler. Als das begann er; das Theater hat er mehr geliebt, inbrünstiger studiert als Alles andre; Theater im Leben wurde ihm vorgeworfen; und war doch nur Verkennung seines außerordentlichen Lebensstils, seiner f[illegible]endeten Beherrschtheit. Deutsch sprach er mit der Ge[illegible]heit eines Lateiners; durchsetzt von ironischen Berlinis[illegible] es klang wie Französisch, weil uns Diktion ungewohnt ist. Welch ein Redner! Nie hat es in Deutschland eine oratorische Begabung dieser Art gegeben: er schien, wenn er in mathematisch exakten Sätzen begann, sich nur für seine Glacéhandschuhe zu interessieren, um plötzlich die Versammlung hochzureißen bis in die fernsten Winkel. Seine herrlichste erschütterndste Rede, im Prozeß gegen seine Mörder, der ein Prozeß gegen ihn war, hat niemand vom Gerichtshof mehr kapiert. Nur eins begriffen sie in ihrer Stumpfheit: der Jude Harden spricht! Das war nicht seine Waffengattung! Die Welt seiner Feinde hatte er vernichtet; und sich mit ihr!

Charakterdeutung als Wissenschaft

von Rudolf Arnheim

II

Doch soll nun keineswegs die Wissenschaftlichkeit jener illegitimen Grenzgebiete schon als bewiesen gelten. Vielmehr heißt es dazu noch ganz andre Gesichtspunkte prüfen.

Es gehört zu den größten Schwierigkeiten unsres Lebens, daß ein so wichtiger Teil unsrer Welt wie der menschliche Charakter ein so völlig unanschauliches und daher unmittelbar überhaupt nicht erkennbares Ding ist. So ziemlich alle folgenreichen Ereignisse, so ziemlich alle Bewegtheit und Tätigkeit hat ihren Motor in diesem durchaus unvorstellbaren, aber auf alle Fälle höchst verzwickt konstruierten Gebilde. Man kennt die bescheidenen Versuche, die von der ältesten bis in die neuste Zeit gemacht worden sind, eine Art Topologie der Seele aufzustellen. Man sprach und spricht von Geist und Seele,

von Verstand, Gefühl und Wille — bloße statische Einteilungen, in die allenfalls durch Wertunterscheidungen einige Ordnung und Beziehung kam; und wenn nicht nur vom Grundriß sondern vom Funktionieren der Psyche die Rede sein soll, spricht man vom nervösen Zentralorgan, das die Sinnesempfindungen verarbeite oder etwa, wie die Psychoanalytiker, von Kellern des Unbewußten, vorgelagerten Zensurstellen, störenden Überbleibseln einschneidender Erlebnisse. Man muß sich das Wolkige, Begrenzte aller dieser Theoriebildungen recht klar machen, das verzweifelte Suchen nach irgend welcher anschaulichen Vorstellung darin spüren! Dies fast unentwirrbare Netz, in dem Wille, Trieb, Verstand, Wahrnehmung, Erinnerung, Temperament, Angeborenes und Angenommenes, Wandelbares und Bleibendes, sich jedes mit jedem zu hundert unaufhörlich wechselnden Beziehungen verknüpfen — grade an diesem seltsamen Stück Schöpfung sind wir aus bitterster Notwendigkeit innig interessiert. Und grade hier versagen unglücklicherweise unsre Sinnesorgane als Vermittler der Erkenntnis völlig, weil es sich um etwas Unkörperliches handelt! Für den Graphologen, Chirologen, Physiognomiker, Astrologen ergibt sich also, noch ehe er überhaupt sein Handwerkszeug auspackt, als eine grundlegende Schwierigkeit, daß es bis heute nicht möglich ist, psychische Einrichtungen und Vorgänge einigermaßen treffend und sicher zu beschreiben. Man denke daran, wie sehr die Meinungen über den Charakter irgend eines Menschen auseinandergehen und wie schwer es ist, in populärer und gar in wissenschaftlicher Rede das Besondre eines Charakters, auch wenn man es sehr deutlich zu spüren glaubt, einigermaßen zu formulieren. Das Dilemma beginnt also schon in der Charakterologie selbst. Und darf man es dem Deuter aufs Schuldkonto schreiben, daß das zu Deutende rätselhaft und quallig sei!

Wenn ein Ding unanschaulich ist, so pflegt man sich auf zweierlei Weise zu helfen. Man symbolisiert es durch anschauliche Vergleiche, und man beschreibt es durch seine anschaulichen Auswirkungen. Daß wir beispielsweise der elektrischen Kraft nicht bei ihrer Arbeit zusehen können, verursacht uns wenig Kopfschmerzen; denn wir veranschaulichen uns ihre Tätigkeit einigermaßen durch das Gleichnis des fließenden Wassers und lesen im übrigen vom Volt- und Ampèremeter alles Notwendige ab. Beim Charakter aber ist so ziemlich jede tätliche Auswirkung die Resultante eines so vielstimmig instrumentierten Prozesses, daß sie die Eindeutigkeit eines Zeigerausschlags auf der Meß-Skala haben könnte — welche sie kaum je hat — und uns doch nicht viel weiterhelfen würde. Für gewisse Fälle kann man die Bedingungen im Experiment künstlich verschärfen, und im Dichtwerk finden wir die Äußerungen und Handlungen der Menschen zur Klarheit hin stilisiert, aber sobald wir den psychischen Mechanismus eines wirklich im Leben herumlaufenden Menschen begreifen wollen, geben uns seine handgreiflichen Manifestierungen nur einen spärlichen, vieldeutigen Anhalt.

Wie gut begreift man hiernach die leidenschaftliche Aufmerksamkeit, mit der die Menschen von jeher allen sinnlichen

Spiegelbildern des Charakters nachgespürt haben. Was man unbedingt sehen wollte und doch nicht sehen konnte, schien sich in Gesichts- und Schriftzügen, in den Bahnen der Handlinien und der Gestirne getreu abzuzeichnen. Es ist bezeichnend, daß man nicht allen Ausdrucksformen des Charakters gleich sorgfältig nachgeforscht hat. Klang und Melodie der menschlichen Stimme zum Beispiel und ebenso Gebärden und Gang hat man kaum verwenden können, weil sie sich fast so schwer fixieren und analysieren lassen wie der Charakter selbst. Dafür aber hat man große Sorgfalt auf die Handschrift verwandt, weil man in ihr einen Niederschlag von Bewegungsformen besitzt.

Für die wissenschaftliche Verwertbarkeit dieser charakterologischen Hilfsmethoden hängt nun alles davon ab, zu wissen, ob die Beziehung zwischen Abbild und Urbild eine wirkliche oder ob sie nur hineingedeutet ist. Auf zweierlei Weise kann man sich hierüber zu vergewissern suchen: man kann an möglichst großem Material rein empirisch untersuchen, ob sich Entsprechungen finden lassen und bis zu welchem Grade der Gesetzmäßigkeit. Aber bei der bloßen Aufzeigung solcher Beziehungen beruhigt sich der Wissenschaftler nicht auf die Dauer, sondern nur dann wird er mit gutem Gewissen von einem Gesetz sprechen, wenn er einsehen gelernt hat, worauf denn diese Beziehung beruhe.

Reine Tatsachenforschung ist als ein Anfang nirgendwo verboten sondern begrüßenswert. So wird man sich zum Beispiel zu den Experimenten der Okkultisten zu stellen haben. Versuche über Hellseherei, Telekinese, Spiritismus sind auf alle Fälle gut, selbst wenn man glaubt, daß sich diese Erscheinungen einmal weniger romantisch erklären werden, als die Beteiligten heute noch gern annehmen. Und sicher ist es nicht angebracht, über die dürftigen Leistungen der „Geister" zu spotten, die nicht mehr können als einen Tisch zum Schweben, eine Glocke zum Klingeln bringen. Denn wenn sich diese Dinge bewahrheiten, so ist damit bewiesen, daß eine für uns völlig neue Klasse von Naturerscheinungen existiert. Schließlich war jenes Zucken von Froschschenkeln, mit dem man zum erstenmal die Wirkung galvanischer Ströme demonstrierte, an sich auch kein Vorgang von kosmischer Großartigkeit.

Hingegen ist es nirgends angängig, sich endgültig mit der Aufzeichnung unerklärter Tatsachen begnügen zu wollen. Wenn die Astrologen — wie es etwa Doktor Reißmann in dem erwähnten Sonderheft der ‚Literarischen Welt' tut — behaupten, die Beziehung zwischen Gestirn und Menschenschicksal sei nicht kausaler sondern rein symbolischer Natur, so ist das nicht weiser Verzicht auf kurpfuscherische Phantasterei sondern einfach eine Verkennung dessen, was man von ihrer Arbeit billig verlangen muß. Denn für Symbole ist in unserm Weltbild kein Platz, und kein Fortschritt unsrer Erkenntnis wird daran jemals etwas ändern. Was ist ein Symbol? Die Leitmotive in Wagners Opern, die Gleichnisse Christi sind Symbole. Wenn auf Michelangelos Schöpfungsbild der Lebensfunke von Gottvaters Finger zu Adams Finger überspringt, so ist das ein Symbol. Ein Symbol ist eine an-

schauliche Darstellung eines unanschaulichen Tatbestandes. Nun kennen wir aber keine Naturkraft, die fähig oder willens wäre, die Gestirne auf eine für unsre Geschicke charakteristische Weise zu lenken, und die Wahrscheinlichkeit, daß aus reinem Zufall eine solche lückenlose Entsprechung zwischen jedem Menschenschicksal und der ihm zeitlich zugeordneten astronomischen Konstellation bestehen solle, ist natürlich gleich null. Eine solche Entsprechung wäre aber möglich und verständlich, wenn sich irgend ein physikalischer Zusammenhang aufzeigen ließe, sei es ein Einfluß der Sterne auf die Menschen, sei es daß beide gemeinsamen Gesetzen untertan wären, und somit wäre dies das unumgängliche Grundaxiom für alle astrologische Forschung. Daß ein so gewaltiges Phänomen wie die Wetterlage eines Landes sich von einem so unscheinbaren Instrument wie dem Barometer ablesen läßt, wundert uns nicht, weil wir den physikalischen Zusammenhang kennen, und niemandem würde es einfallen, das Barometer ein Symbol des Wetters zu nennen. Erst weil es mehr als ein Symbol ist, dürfen wir es für verläßlich halten.

Wir lassen uns also mit dem Wort Symbol nicht abspeisen sondern fragen nach der Realbeziehung zwischen Urbild und Abbild, und da zeigt sich für unsre vier Gebiete nicht die gleiche Sachlage: Astrologen und Chirologen wissen keine solche Beziehung anzugeben, hingegen für die Graphologie und die Physiognomik versteht sie sich fast von selbst.

Daß die Handlinien eher eine Beziehung zu der psychischen Konstitution eines Menschen haben könnten als die fernen Gestirne, wird einem einleuchten, aber dennoch genügt diese bloße Nachbarschaft nicht im mindesten als Beweis für die Möglichkeit einer Chirologie. Sicherlich wird die Hand, wie andre Körperteile auch, gewisse allgemeine Eigenschaften der körperlich-seelischen Konstitution zeigen: Gespanntheit oder Gelöstheit, edle oder gewöhnliche Form, Harmonie oder Disharmonie, Kraft oder Schwäche. Und sicher wird die Hand als ein besonders fein ausgebildetes, an Nervenendigungen reiches Organ diese Eigenschaften besonders ausdrucksvoll und ausgeprägt haben. Aber es ist in keiner Weise einzusehen, warum grade aus der durch die Bewegungen des Daumenballens entstehenden Falte der Verlauf der Lebenskurve abzulesen sein soll und warum, ein paar Zentimeter weiter, andre, physiologisch durchaus gleichartige Linien über die Verstandes- und Gemütsart, über Begabung und Liebesfähigkeit berichten sollen. Carus, doch sicherlich ein begeisterter Symboliker, hat die Chirologie als Aberglauben abgelehnt und ihr nur allgemeinen Ausdruckswert wie etwa den Stirnrunzeln eingeräumt.

Der Sinn solcher Einwände gegen die Handlesekunst wird besonders deutlich, wenn man dagegen hält, auf welchen Grundlagen die Physiognomiker ihre Überzeugungen aufbauen können. Daß in Körper und Seele der gleiche Formtypus, das gleiche Formniveau, die gleichen Spannungsverhältnisse herrschen müssen, wird besonders demjenigen natürlich sein, der sich von der heute üblichen Vorstellung frei macht, daß der Körper eine Art Gehäuse der Seele sei, das nun erstaunlicherweise wie ein Firmenschild ihre Züge trage. Vielmehr sind ja

entwicklungsgeschichtlich Körper und Seele nicht zwei ursprünglich getrennte Dinge, die wie zwei Ehegatten zueinander gefunden haben und nun nur durch Zufall oder gute Auswahl einander ähneln und zueinander passen können, sondern der Körper ist ja phylogenetisch durchaus primär und hat aus sich heraus allmählich alles Psychische als ein Zusatzgerät geschaffen. Körper und Seele verhalten sich zueinander nicht wie Mann und Frau sondern wie Mutter und Kind, und da ist es denn wohl wahrscheinlicher, daß sie ähnlich, als daß sie verschieden sind.

Aber die Beziehung zwischen Körper und Seele geht über solche allgemeinen Entsprechungen, wie wir sie oben für die Hand erwähnten, hinaus. Wir begnügen uns mit einem ganz primitiven Beispiel. Wenn beim Tier und beim Kinde die Gesichtspartie im Verhältnis zum Schädel mehr Raum einnimmt als beim Erwachsenen und wenn diesem Verhältnis das Überwiegen der Sinneseindrücke über den Verstand entspricht, so ist das nicht eine vom Himmel geschneite „symbolische" Beziehung, die allenfalls durch Statistik verifiziert werden könnte. Denn das Gesicht ist ja die körperliche Lokalität der Sinnesfunktionen und die Schädelkapsel die der geistigen Operationen, und so ist der Realgrund für jene Entsprechung durchaus einzusehen. Daß einer Verkrampftheit der Muskeln psychische Verkrampftheit entspricht, daß jemand, der einem nicht offen in die Augen sieht, auch kein offener Charakter sein könne — das ist nicht dichterische, symbolische Veranschaulichung von Unsichtbarem sondern leistet zwar eben diese Dienste, aber aus dem handgreiflich-naturwissenschaftlichen Grunde, daß da eins zum andern gehört wie das Barometer zum Luftdruck! Was aber die Chirologie anlangt, so kann uns kein Physiologe irgend einen Anhalt dafür geben, daß die Generallinie unsrer Lebenskraft ausgerechnet mit dem Daumenballen etwas zu tun habe und daß Verstand und Gemüt im Handteller kleine Filialorgane unterhalten, deren Wirksamkeit sich außen im Faltennetz der Haut sichtbar abspiegeln könnte!

In derselben Art wie etwa die Spannungsverhältnisse der Muskeln ist auch die Gebärde, die „Melodie" der Bewegung, mit dem psychischen Charakter verwandt. Denn unsre Bewegungen sind ja Produkte der Nerven und Muskeln. Und ein Produkt dieser Bewegungen wiederum ist die Handschrift. Aber sie ist nicht bloßer Niederschlag von Bewegungen. Es gilt nämlich jetzt zu erklären, weshalb es dem Graphologen erlaubt sein soll, von dem Handprodukt „Handschrift" aus über den gesamten Charakter des Schreibenden zu sprechen, während dies dem Chirologen für das Handprodukt „Handlinien" versagt wurde.

Die Handschrift ist, wie gesagt, kein bloßer Niederschlag von Ausdrucksbewegungen, wie er etwa entsteht, wenn man einem Menschen im dunklen Zimmer eine Glühbirne an Fuß oder Hand anbringt, deren Bewegungsbahn dann auf einer photographischen Platte festgehalten wird. Auch solche Bewegungskurven ließen sich für die Charakter-„Deutung" verwenden, aber eben nur in jenem allgemeinen Sinne, wie wir

es von den Handlinien glauben. Die Handschrift hingegen ist mehr. Sie zeigt nicht nur den dynamischen Charakter der Bewegung, Entschlossenheit, Kraft, Lebhaftigkeit, Großzügigkeit, Geschwindigkeit — sondern sie zeigt einen Menschen bei der Lösung einer Aufgabe. Die Schreibbewegungen sind nicht frei, sie sind zielgebunden. Sie zeigen, wie der Schreiber sich damit abfindet, Buchstaben, deren Normform ja dem Graphologen bekannt ist — bekannt sein muß! —, auf seine Art zu bilden. Hierbei ist nicht nur die Hand, hierbei ist der ganze Mensch beteiligt. Ob einer die Buchstaben regelrecht oder eigenwillig, sorgfältig oder schludrig, verstellt oder ehrlich, in stetigem Fluß oder in immer neuen Einsätzen, zierlich oder grob, saftig oder dünn, großzügig oder kleinlich, eigenartig oder nur originell, fest oder verschwimmend formt — das zeigt ihn ganz! Eine besondre Rolle spielt hier das Verhältnis des Schreibenden zur Schriftrichtung. Die Aufgabe lautet, sich von links nach rechts, vorwärts zu bewegen. Es ist höchst charakteristisch, ob jemand diesen Zeilenweg willig oder störrisch zurechtlegt, ob er sich seinem Ziel hingibt, in bequemen, losen, nach vorwärts gerichteten Schwüngen dahineilt, oder ob er sich stemmt, sich immer wieder am Zügel zurückhält, sich Schwierigkeiten macht. Alle diese Dinge sind, zumal wenn man einmal auf sie aufmerksam gemacht worden ist, unmittelbar und leicht aus der Handschrift zu entnehmen. Dabei ist nichts Übernatürliches und nichts Symbolisches. Denn wie ein Mensch sich bei einer (so neutralen) Sache beträgt, so beträgt er sich auch bei den übrigen. Und wie er sich beträgt, so ist er. (Denn beim Schreiben kann man nicht Maske machen: nichts zeigt sich hier so einfach wie Verstellung!) Die Handschrift verwirklicht durch einen Glückszufall die Bedingungen eines guten Experiments. Sie erprobt den Menschen an einer einfachen, eindeutigen, für alle Schreibgewandten gleichen Aufgabe, deren Normlösung durch die Schulvorschrift festgelegt ist; und sie hält sein Verhalten unmittelbar getreu fest, ohn daß ein zwischengeschalteter Beobachter oder Berichterstatter etwas verfälschen könnte. Das direkte Produkt liegt schwarz auf weiß vor. Offen bleibt hierbei die Frage, wie vollständig die Handschrift den Charakter wiedergibt. Ebenso wie bei der Physiognomik, zumal wenn diese sich notgedrungen darauf beschränkt, nur das Gesicht oder nur die äußere Oberfläche des Körpers, nicht auch die der inneren Organe, zu betrachten.

Jedenfalls wird man die Forschungsarbeit der Physiognomiker und Graphologen, zumal sie immer enger mit dem Physiologen und dem Mediziner zusammengehen, mit Zuversicht verfolgen dürfen. Die Hauptschwierigkeit für ein planmäßiges Vorgehen liegt, wie gesagt, darin, zwei Landkarten des Charakters miteinander zu vergleichen, von denen die eine bis heute nicht viel mehr als ein weißer Fleck ist. Erst wenn es den Psychologen gelungen sein wird, vom Aufbau und dem Verhalten der Seele eine brauchbare Beschreibung zu geben, erst dann kann für den Wert der graphologischen und physiognomischen Arbeit der Wahrheitsbeweis angetreten werden.

Schluß folgt

Salzburger neues Welttheater

von Norbert Schiller

Der bekannte salzburger Schauspieler Alexander M. soll als Dr. Alexander mit geklebtem Vollbart, angeblich zu Studienzwecken, in einer Klinik einer Geburt beigewohnt haben. Er fiel aber den Anwesenden bald durch sein extatisches Gehabe auf.

Gewisse völkische Kreise wollen ihm nun das Auftreten in Wien und der übrigen österreichischen Provinz verbieten.

Kleines wiener Revolverblatt

Die Stimme des Gynäkologen
Dr. Alexander
Ein schlafender Student
Eine alte Assistentin
Chor der Säuglinge
Galerie des gynäkologischen Hörsaals.

Stimme des Gynäkologen: Die Wehen steigern sich und erreichen den Höhepunkt —

Dr. Alexander: Wehe, wehe, manche Strecke —

Stimme des Gynäkologen: Alles vorbereitet, Schwester? — Wattebäuschchen, bitte —

Dr. Alexander: Oh, diese höllischen Lattwerge —

Stimme des Gynäkologen: Meine Damen und Herren, wir beginnen mit unsrer Entbindung. Leider alles ganz normal. Was vorne liegt, ist der Kopf.

Dr. Alexander: Wunder! Oh Wunder! Zwei Zauberstäbe halte ich in meinen Fingern: die Schauspielkunst und die Phantasei. Oh Wunder! *(Er weckt den schlafenden Studenten):* Bruder, wach auf. Mein Bonapartedrama ist schon gedruckt und gelangt nun zum Versand an die Bühnen. Es ist besser als man es von mir erwartet. Wach auf, Bruder, und neige dich, hier wird ein Kindlein geboren. Gegrüßt seist du Kindlein. Oh Mahadö, oh Mahadö, dö, dö, du Herr der Erde. *(Der Student schläft wieder ein. Dr. Alexander wendet sich an die alte Assistentin):* Schwester, wes Geschlechtes ist dies Kindlein?

Die alte Assistentin: — Soweit ich mich erinnern kann, ist es ein Knäblein.

Dr. Alexander: Dank, Schwester. Oh, kluge Knäbleins werden selten alt. Ich merke das an mir.

Stimme des Gynäkologen: Ich binde zu — ich schneide ab —

Dr. Alexander: Armer Jorik.

Stimme des Gynäkologen: Höllenstein. Man wasche ihm die Augen aus.

Stimme des Kindes: Bäh, bäh.

Dr. Alexander (kniet): Talatta, talatta! Es spricht. Unerhörter Wohlklang in der Stimme des Geborenen. Ich möchte weinen. Wie ein Wurm krieche ich am Boden. Der Geringsten Einer setze den Fuß auf mich. Ich bin nicht wert, eine Geburtszange zu reichen. Übrigens schade, ewig schade, daß hier kein Photo in der Nähe ist. Wie sehr freuten sich die illustren Blätter, mich bei Geburten so voller Demut zu sehen. *(Weckt den schlafenden Studenten):* Eine Mutter ja hat uns geboren. Laßt uns bebrüdern, laßt uns beschwestern, laßt uns vergatten. *(Der Student schläft wieder ein.)* Ausziehen möchte ich mich, nackelig wie ein Splitter und mich beugen vor dem Geborenen als brüderliches Symbol.

Die alte Assistentin: Nicht weiter! Der Rock genügt.

Stimme des Säuglings: Oh bäh. Oh bäh — äh — äh.

Dr. Alexander: Es schreit. Es klagt an. Wen klagt es an? J'accuse. Wer tat dir was, unschuldig Menschenkind? *(Zieht ein*

Opernglas heraus und betrachtet das Kind. Plötzlich in ganz anderm Ton): ooh! Was seh ich? Dieser frühverderbte Ausdruck im Gesicht des Geborenen! Wie er voller Gier um sich blickt. Sooo jung und sooo gemein. Ja, gnädige Frau, es ist gemein. Die Schlange hat ihn beleckt; er ist in Sünden gebadet. *(Weckt wieder den schlafenden Studenten):* Wach auf, Bruder, hier ist einer von der Schlange gebissen.

Der Student: Laß mich schlafen, verdammter Radfahrer.

Dr. Alexander: Du irrst, Bruder, eine italienische Amme hat mich gesäugt.

Stimmen der Säuglinge: Wo sind hier Radfahrer?

Der Gynäkologe: In die Badewanne. Das nächste Embryo, bitte.

Der Säugling (während er weggetragen wird, mit vorwurfsvollem Blick auf Dr. Alexander): Radfahrer hinaus!

Die Pläne der Industrie von Bernhard Citron

Eine Fahrt durch das Industriegebiet offenbart die Not des Bergbaues. Man sieht ausgeblasene Hochöfen, Schornsteine, die nicht rauchen, dazwischen die Neubauten sinnlos gewordener Verwaltungspaläste, Schutthaufen, in denen Leute nach Kohlen- und andern Abfällen suchen, und begreift die Verzweiflung der Arbeitslosen und aller jener, die fürchten müssen, demnächst ihre Arbeit zu verlieren. Man begreift aber vielleicht auch die Verzweiflung, die heute die Mehrzahl der Industriellen erfaßt hat. Der Generaldirektor einer großen Steinkohlengewerkschaft, die einst als eine der besten des ganzen Reviers galt, meinte, daß das Schicksal des ganzen Steinkohlenbergbaus noch in diesem Jahre besiegelt sein wird, wenn nicht ein plötzlicher Umschwung eintritt.

Wie dieser denken auch andre Kohlenindustrielle. Viele fürchten, daß ein natürlicher Umschwung — etwa auf dem Wege der Exportbelebung oder neuer Auslandskredite — doch nicht mehr zu erwarten sei; daher hofft man auf das große Wunder. Die wirtschaftliche und politische Revolution, die das unterste zu oberst kehrt, erscheint hier als letzte Hoffnung. Käme die „Nationale Opposition" ans Ruder, dann meint die Wirtschaft, leichtes Spiel zu haben. Hugenberg hat die gleichen Interessen wie Thyssen oder Klöckner, die Nationalsozialisten aber verstehen so wenig von Volkswirtschaft, daß sie der Industrie das Konzept nicht verderben könnten. Die Nazis glauben wahrscheinlich ganz ehrlich, daß sie in keiner Weise an Inflation denken, die doch von ihrem nationalökonomischen Sachverständigen, Gottfried Feder, in den Erläuterungen zum Parteiprogramm gefordert wird. Man ist in dieser Beziehung ebenso gutgläubig wie Herr Schacht, der in Harzburg vielleicht gar nicht erfaßt hat, daß er von gewissen industriellen Kreisen zum Vorspann benutzt wurde.

Eine Inflation, wie sie sich der kleine Moritz — oder richtiger gesagt der kleine Baldur — vorstellt, wäre ungefähr so: Hindenburg befiehlt dem Reichsbankpräsidenten: „Nun druck er Noten". Darauf regnet es Tausendmarkscheine, Millionen und Milliarden, und bei einer Billion fängt die Ge-

schichte wieder von vorne an. Aber es kommt ganz anders. Der deutschnationale Fraktionsvorsitzende Oberfohren bestätigte ausdrücklich eine frühere Äußerung Hugenbergs, in der er gegen den Würgeengel Deflation Stellung nahm, angeblich ohne dabei im geringsten an Inflation gedacht zu haben. Ein Spiel mit Worten, da eine verhinderte Deflation nichts andres als eine besondere Form der Inflation darstellt. Als Mittel zu jenem Zweck empfahl Hugenberg die Binnenwährung. Diese Wünsche sind eigentlich bereits in Erfüllung gegangen. Die Reichsmark ist eine Binnenwährung par excellence, da ihre internationale Kaufkraft der inländischen keineswegs entspricht. Die Markkurse im Ausland sind nur nominell und können nicht als tatsächliche Anhaltspunkte für die Bewertung gelten. Die Deflation wird seit Monaten mit Erfolg bekämpft. Wenn es nach dem gegenwärtigen Umfang unsrer Wirtschaft ginge, dann müßte der Notenumlauf mindestens fünfzig Prozent niedriger sein als er heute ist. Da aber die Reichsbank als Deckungsmaterial nicht nur erstklassige Handelswechsel sondern auch drittklassige Finanzwechsel verwendet, ist der notwendige Umlaufrückgang vermieden worden, damit befinden wir uns bereits mitten in einer unsichtbaren Inflation, die als verhinderte Deflation getarnt ist. Man hat in der Linkspresse einen Fehler begangen, die Angriffe gegen die Industrie auf die Förderung weiterer Inflationsbestrebungen zu konzentrieren. Eine olle, ehrliche Inflation wie anno 1923 würde heute nur eine geringe Entlastung für die überschuldete Industrie bedeuten. Man würde sich der Tilgung der Bankschulden noch nicht einmal freuen können, weil die Banken bei dem gleichzeitig einsetzenden Run ihrer Einleger mit Stumpf und Stiel bankrott machen müßten. Daher haben die Industriellen vielleicht ganz recht, wenn sie erklären: „Inflation wollen wir gar nicht", sie wollen nämlich bloß ihre Schulden nicht bezahlen.

In manchen industriellen Kreisen spricht man von der Schaffung einer „Abwertungskommission", die den Weg zu einer allgemeinen oder partiellen Schuldenreduzierung weisen soll. Während die Reichsmark unangetastet bleibt, will man eine Herabsetzung der Verpflichtungen vornehmen, wobei Gold- oder Devisenklauseln keine Rolle spielen. Wenn man so verfährt, ist eine Inflation tatsächlich nicht von Nöten, vielmehr würden von der Abwertung auch die Auslandsgläubiger betroffen werden, so daß der Erfolg für die verschuldeten Teile der Wirtschaft viel größer wäre als im Falle einer Markentwertung. Auf die Frage, wer dann überhaupt noch Kredite nach Deutschland zu geben bereit ist, hat man im industriellen Lager schon die Antwort bereit: Frankreich. In den letzten Wochen scheinen von industrieller Seite — ohne Wissen und gegen Willen der Reichsregierung — Verhandlungen in dieser Richtung geführt worden zu sein.

Um etwaigen Entgegnungen im voraus zu begegnen, sei hiermit erklärt, daß weder Herr Vögler, noch Herr Silverberg, noch irgend ein andres Mitglied des Langnamvereins bei Herrn Laval Besuch gemacht hat. Aber zu solchen Zwecken können sich auch einflußreiche Industriekreise eines Mittelsman-

nes bedient haben, der in Paris seine Fühler ausgestreckt hat. Vielleicht hat man sogar schon einige Aussicht auf Erfolg. Frankreich ist an dem ausländischen Leihkapital, das in Deutschland liegt, nicht beteiligt. Da französische Interessen durch eine Schuldenabwertung nicht getroffen werden, und man sich in Paris mit den gefährdeten Privatgläubigern des Deutschen Reiches in keiner Weise solidarisch erklärt, liegt die Vermutung nahe, daß für politische Zugeständnisse französisches Kapital zu erhalten wäre. Nun meint man in jenen Kreisen, die diese Gedanken fördern, daß den Franzosen an neuen Zusicherungen der Regierung Brüning gar nichts gelegen ist, da man von ihr nichts zu befürchten hat. Viel teurer würden die Franzosen politische Konzessionen der „Nationalen Opposition" bezahlen. Auffallend ist es, wie maßvoll sich die Nationalsozialisten seit kurzem gegenüber Frankreich benehmen. Mit welchen Mitteln diese Zähmung der Nationalisten ermöglicht wurde, ist ein Geschäftsgeheimnis. Man glaubt zwischen Rhein und Ruhr, daß nun der Augenblick gekommen sei, das System zu ändern. Von den kommenden Männern hofft man, daß sie der Industrie die Wirtschafts- und Sozialpolitik zur freien Verfügung überlassen und in außenpolitischen Dingen Zurückhaltung üben. Was die Nazis dann mit Republikanern, Juden und andern verdächtigen Individuen machen, ist den schwerindustriellen Bundesgenossen höchst gleichgültig.

Fascistenparade von Peter Scher

Gewiß, die Augen blitzen hell
wie man das hat bei ungerupften Gockeln;
doch wie sie mählich nun vorüberzockeln,
wirken die meisten etwas kriminell.

Ein Häuptling, stelzend, mit Korsett,
ganz Operette, macht sich furchtbar wichtig;
ein Preßlakei, schief, blaßgesichtig,
möchte um vieles lieber gleich zu Bett.

Ach Gott, so ist des Schicksals Lauf,
der ganze Mist ist ihm im Grund zuwider,
jedoch er ließ sich unterm blauen Himmel nieder —
also muß Schmus sein, denn die passen auf.

Noch bringen Autos Last auf Last;
an einem kann man weithin: Schlachthaus lesen;
das ist noch gestern Viehtransport gewesen —
Kinder, der Zeitgeist trifft es, wenn er spaßt!

Geschrei und chorisches Gelall;
die Bürger tragen ihren Maulkorb schweigend;
sich rasch noch vor dem Geßlerhut verneigend,
wackeln sie eilig heimwärts in den Stall.

Ein Land hat nur noch ein Gesicht,
ein Volk ist nur noch ein Bambino.
Komm — übern Hugenberg — mein Hitlerino —
dulde das Vorrecht dieser Welschen nicht!

Bemerkungen

Die Kriegsschuldfrage

ist gar keine — für die Welt ist sie längst keine Frage mehr. Jeder deutsche Spezialist könnte zweihundert Artikel fremder Spezialisten zitieren, aber die Massen im Ausland bewegt diese längst erledigte Materie keineswegs. Die Kriegsschuldfrage ist eine lediglich innerdeutsche Sache, erfunden zu Propagandazwecken, erfunden, um vom Wesentlichen abzulenken, nämlich von der Grundfrage alles deutschen Lebens: wer beutet Deutschland aus? Die fremden Mächte nur zum geringen Teil.

Es ist ein beschämender Anblick, das Geheul und Getobe der Studenten zu beobachten, wie sie ununterbrochen auf dieser erledigten und längst entschiednen Frage herumreiten. Es ist, wie wenn man einen Verdauungsvorgang ungeschehen machen wollte. Was wollen sie —? Die Weltgeschichte rückwärts drehen? Aber die antideutsche, zum Teil berechtigte, zum Teil völlig unsinnige Propaganda der Kriegsjahre hat ihre durchgreifende Wirkung getan, und die verständigen und friedliebenden Ausländer schämen sich heute dieses Wahnsinnzustandes und wollen, voller Scham, nicht mehr an ihn erinnert werden. Jede Propaganda auf diesem Gebiet ist wirkungslos und wird es bleiben.

Was Deutschland erreichen kann, liegt auf einem ganz andern Feld. Freilich ist der Vertrag von Versailles, wie jeder Friedensvertrag Diktat des Siegers an den Besiegten, nicht ewig. Doch hat, ein recht alltäglicher Vorgang, dieses Unrecht einen Rechtszustand geschaffen, den man nur mit Gewalt oder durch einen neuen Vertrag abändern kann. Hat Deutschland heute oder morgen diese Gewalt, ihn abzuändern, zur Verfügung? Kein Student will sich das überlegen; noch die lautesten Schreier denken nicht daran, Krieg mit Frankreich zu führen. Sie bilden sich ein, durch Resistenz etwas erreichen zu können, und das ist unrichtig.

Was diesen eingesperrten und sich nur nach Oesterreich orientierenden Randalmachern immer wieder gesagt werden muß, ist: daß man allein nicht wettlaufen kann. Die andern laufen nämlich nicht mit. Sie verstehen das Geschrei gar nicht; sie werten es vielleicht als das, was es unter anderm auch ist: als ein Zeichen des alten wilhelminischen Ungeistes. Und sie schütteln die Köpfe und leben ihr Leben weiter.

Diese Protestaktionen haben weite deutsche Kreise ergriffen: man kann sich doch von Hitler nicht im Nationalismus schlagen lassen! Man kann. Man muß nur den Mut aufbringen, es zu tun.

Die Schlachten, die in den kleinen Universitätsstädten und in den großen gleichmäßig geschlagen werden, sind von vornherein verloren, soweit das Ausland in Betracht kommt. Es sind Schlachten und Siege gegen einen, der jenen viel verhaßter ist als alle früheren Entente-Staaten zusammen. Gegen einen Deutschen. Gegen den deutschen Arbeiter und Angestellten, der niedergeknüppelt werden soll.

Ignaz Wrobel

Autarkie

In der spanischen Nationalversammlung stand die Trennung von Kirche und Staat zur Debatte. Sie ist inzwischen Gesetz geworden. Der Justizminister trat für völlige Trennung ein, lehnte aber die Ausweisung der Jesuiten ab. Aus den bisher bekannt gewordenen Gesetzen ist die Auflösung aber nicht Ausweisung der Jesuitenorden zu ersehn. Zur Begründung seiner Gegnerschaft einer Vertreibung von tausenden Menschen erinnerte Los Rios an den Schaden, den Spanien durch die Ausweisung der Juden erlitten habe. Wilde Völker, wie nun einmal die Spanier sind, machte auf sie grade dieses Motiv besondern Eindruck. Aber nicht genug damit, benutzte Los Rios die Gelegenheit, um auszusprechen, welche Gefühle der Bewunderung er für das jüdische Volk habe. Nach dem Sitzungsbericht des ‚Temps' trug diese Bemerkung dem Minister den stürmischen Beifall der ganzen Kammer ein.

In der nationalen Regierung, die England bis zu den Neuwahlen vom 27. Oktober leitet, ist der Innenminister Herbert Samuel Jude, der Außenminister und frühere Vizekönig von Indien Lord Reading Jude und, was weniger bekannt ist, der Gouverneur der Bank von England, Montague Norman, Jude. Trotzdem ist es nicht bekannt geworden, daß das englische Volk den Zusammenbruch der Goldwährung als einen jüdischen Dolchstoß bezeichnete. Im Gegenteil, die Ludendorff, Feder und sonstigen Deutschgeldler, die die Loslösung der Mark von dem jüdischen Golde fordern, verlangen, daß Deutschland zusammen mit England und Amerika sich von der Jahwegoldwährung loslöse. Offenbar wissen sie noch nicht, daß sie sich auch da wieder in jüdischer Gesellschaft befinden. Nimmt man noch hinzu, daß Mussolini den Antisemitismus in einer berühmten Rede als Barbarei bezeichnete und einen Trennungsstrich zwischen Antisemiten und Fascisten zog, so bleibt nur festzustellen, daß der Antisemitismus der deutschen Rechten, der freilich, wie die Reichstagssitzungen von 1930 gezeigt haben, sehr weit nach links reicht, ein Reinprodukt der deutschen Autarkie ist, nicht exportfähig und auf den innern, — wie sagt man heute? — „Verzehr" angewiesen.

Felix Stössinger

Gömbös, der letzte Ritter

Seit Monaten liegt über Ungarn eine nervöse Spannung wie sie das Land seit den Wochen vor dem Ausbruch der Kommune nicht kannte. Jedermann fühlt, daß es so nicht mehr lange weitergeht ... Mit dem Sturze Bethlen begann es. Wie aus einem schweren Rausch erwacht, sah Ungarn mit einem Schlage, daß der „Retter" das Land in einer katastrophalen Finanzlage zurückgelassen hat. Dann kam die Eisenbahnkatastrophe von Bia Torbagy. Unfall oder Attentat? Noch heute — nach den sonderbaren Geständnissen des Herrn Matuschka — ist die Frage nicht geklärt. Allerdings: die Person dieses Helden bildet für die Reaktion eine peinliche Angelegenheit. Matuschka ist nämlich

kein „umstürzlerisches Element" sondern ein frommer, wenn auch vielleicht psychopathischer Katholik, also ein etwas ungeeigneter Beweis für die „Blutschuld Molkaus" oder des „Internationalen Judentums", von der die wiener Hakenkreuz-Studenten in einem Anschlag auf dem Schwarzen Brett sprechen durften. Sei nun aber Matuschka der Täter oder bloß ein Narr oder ein Werkzeug der budapester Polizei: die Tat von Bia Torbagy kam der ungarischen Reaktion überaus gelegen. Tags darauf waren die Standgerichte für das ganze Land wieder eingeführt, war die Tätigkeit der gesamten Opposition praktisch lahmgelegt, war eine Kommunistenhetze nach allen Regeln fascistischer Regierungskunst eingeleitet. Und damit hat Bia Torbagy seine Pflicht gegenüber dem Regime erfüllt...

Sollte sich aber auch das als nicht ausreichend erweisen, dann steht noch immer hinter dem schwachen Ministerpräsidenten Károlyi der eigentliche Herr des Landes, Honvedminister Gömbös. Unumschränkter Gebieter über Heer, Gendarmerie und Polizei mit ihrem Riesenbudget von 250 Millionen Pengö, über die gewaltigen illegalen Stoßtruppen der Reaktion, die „Levente", hat er den ganzen Machtapparat des Landes in der Hand. Da er sich überdies der uneingeschränkten Gunst Horthys erfreut, ist er der eigentliche Chef der Regierung. Auf Gömbös richten sich die Hoffnungen der Reaktion, wenn es zum Äußersten kommen sollte. Er ist berufen, im Notfalle die Regierung aus den Händen des integren aber schwachen Károlyi zu übernehmen und ein „Kabinett der starken Hand" zu bilden, das hinter einer dünnen parlamentarischen Fassade — denn Horthy ist nicht für offene Diktatur — das Land diktatorisch niederhalten würde.

Gömbös ist der Mann, der die eigentliche Nachfolge Bethlens übernehmen soll. Dieser hat sich bei der größenwahnsinnigen Wirtschaftspolitik aufgebraucht. Ein Jahresdefizit von 420 Millionen Pengö hat er hinterlassen, eine Gesamtverschuldung von drei Milliarden Pengö an das Ausland, davon eine Milliarde in kurzfristigen Krediten, die zum Teil bereits fällig sind. Das durch die Landwirtschaftskrise furchtbar betroffene Ungarn ist am Ende seiner Kräfte.

Bethlen, mürbe gemacht durch die Krise, hat seine Allmachtsstellung dem jüngern Gömbös abgetreten. Gömbös ist die letzte Hoffnung der ungarischen Reaktion.

Denn man weiß, daß ein Regime Gömbös den finanziellen Zusammenbruch des Landes rapid beschleunigen würde. Ein Gömbös würde wahrscheinlich vom Ausland keinen Pfennig bekommen, oder doch nur unter sehr schweren Bedingungen. In der jüdischen Hochfinanz des Landes würde eine Kapitalflucht einsetzen, wie sie Ungarn noch nicht erlebt hat.

Ein Zusammenbruch von Gömbös — der voraussichtlich nicht un-

blutig verlaufen würde — wäre aber nicht nur das Ende dieses Abenteurers sondern gleichzeitig das Ende des gegenwärtigen feudalen Regimes in Ungarn. Der Pendelschlag würde dann aber wahrscheinlich nicht bei einem gemäßigten Koalitionsregime haltmachen sondern weit hinüberschwingen nach links. Wie weit läßt sich nicht voraussagen. Jedenfalls haben die zehn Jahre Bethlen-Horthy-Regime in Ungarn so viel Zündstoff angehäuft, daß es gefährlich wäre, sich über den Umfang dieser Gegenreaktion gegen die Reaktion Illusionen hinzugeben. Wenn es einmal zu einer Abrechnung in Ungarn kommt, wird sie gründlich sein. Das weiß man auf der Linken, das weiß man aber auch auf der Rechten. Und das ist es, was die Lage dieses Landes so besonders verschärft und was zur Entscheidung drängt.

K. L. Reiner

Marokko

Vor Josef von Sternbergs Film „Marokko" (bei uns stimmungsvoll „Herzen in Flammen" geheißen) hat sich das bessere Berlin heftig blamiert. Was ein gelernter Premierentiger ist, der braucht nur einen schnellen Blick auf tanzende Araberinnen, den singenden Muezzin, die marschierenden Fremdenlegionäre zu werfen, und schon weiß er: „Das ist ein Kitschfilm!", schon fährt er mit Gebrüll aus der Haut und aus dem Kino. Marlene Dietrichs schöne Beine vollends legen ihm den Verdacht nahe, daß sie keine schöne Seele haben könne — er schenkt es sich, das nachzuprüfen.

Dabei spielt dieser Film ebenso wenig in Marokko wie Othello in Venedig oder Tasso in Belriguardo. Gewiß, die Pappgeographie, die beim Theater Vorteil bringt, wirkt beim Film immer als ein Manko, und so schädigt es Sternbergs Filme, daß in ihnen Leben immer nur in einem Meter Umkreis um den Menschen herrscht. Aber dieser enge Kreis wird zum Zauberkreis: Sternberg

hext Seele in drei Filmschauspieler, drei herrliche, schlanke Zuchttiere, die man mit dem leisesten Zügeldruck lenken, aber grade deshalb ebenso leicht den richtigen wie den falschen Weg schicken kann.

Sternberg weiß, was wenige wissen: daß die Kunst mit der Schönheit, nicht mit der Natürlichkeit anfängt. Man besehe sich Marlene Dietrich, Gary Cooper, Adolphe Menjou auf ihre tänzerische Schönheit hin, und dann prüfe man unsre hiesigen Prominenten — man wird manches einsehen. Schauspieler und Tänzer sind näher verwandt, als man bei uns wahr haben möchte.

Wobei gar nicht bestritten werden soll, daß Sternbergs Schönheit etwas süß, etwas parfümiert ist. Aber was schadet das, wenn er trotzdem und trotz Marokko mit seinen Schauspielern ein Trio von unglaublich moderner Klangfarbe aufführt! Was wir immer fordern und vermissen: die Liebe ohne Arien, ohne Geträller, ohne Tauberei — hier ist sie; jeder, der Augen hat, könnte sie sehen, aber Marokko ist wohl etwas weit weg, und die allzu dekorativen maurischen Fenster versperren wohl die Aussicht. Die Liebe als schicksalhafter Zwischenfall für Menschen, die still und ernst werden, wenn es ihnen geschieht; die keine großen Worte machen, die manchmal leise lächeln über den Schrecken, denen ihnen ihr Glück einjagt, Marlene Dietrich sieht den Geliebten fast feindlich an, und wie die Nachricht von einem Trauerfall klingt ihr „I begin to like you". Schweigen — Amor geht wie ein Engel durchs Zimmer. Der Kuß verbirgt sich hinter dem Fächer, der eingeschnitzte Name der Geliebten unter einem Haufen von Zigarettenstummeln. Gewiß ist diese Verhaltenheit der Grund für das Mißlingen der (kurz nach der berliner Premiere amputierten) Schlußzene, die nur als Temperamentsausbruch verständlich wäre, nicht als stiller Entschluß einer klugen, wenn auch verliebten Frau — aber wer in diesem Film den Anstand, die unpathetische Delikatesse nicht sieht, dem sitzen die Augen hinter dem Gehirn statt davor.

Die militärische Ehrenbezeugung des Legionärs wird zu einer zierlichen, ironischen Arabeske umgedichtet, wird zum Verständigungsmittel zwischen Frau und Mann, dient statt Umarmung und Schmachten als optische Chiffre der Liebe. So ist „Marokko" voller raffinierter Bildsymbole. An Gary Coopers Soloszene könnte man die ganze Filmkunst exemplifizieren. Es ist einer der besten optischen Monologe, die wir kennen: das Glück der Geliebten — das Armband des reichen Freiers liegt auf dem Tisch; soll er desertieren? — spielerisch nimmt er sein Käppi ab und probiert Marlenes Zylinder; und dann schreibt er mit einem Schminkstift auf den Spiegel: „Ich habs mir überlegt — leb wohl!" Er hat sichs überlegt, und wir konnten es sehen,

Sternberg ist kein Revolutionär. Er empört sich nicht gegen die Schmalztöpfe Kaliforniens. Man mag darüber denken, wie man will — die Leistungen dieses Regisseurs darf man nicht übersehen.

Rudolf Arnheim

Hinweise der Redaktion

Rundfunk

Dienstag. Berlin 17.40: Oskar Wilde und sein Kreis, Arthur Holitscher. — Frankfurt 18.40: Warum wandern die Menschen? Alfons Goldschmidt. — Hamburg 19.30: Martin Andersen-Nexö liest. — Berlin 20.00: Dichter für und gegen die Französische Revolution. — Hamburg 21.00: Freiheitshelden der Bühne. — **Mittwoch.** Berlin 18.10: Ein Mensch mit Büchern und Schallplatten, Rudolf Arnheim. — 20.30: Shakespeares Richard III. — Leipzig 20.40: Der Geizige von Molière. — München 20.40: Aus Knut Hamsuns Victoria. — Langenberg 20.50: Arbeiterdichtungen, Ernst Hardt. — **Donnerstag.** Berlin 16.05: Werner Türk liest. — Mühlacker 18.40: Oskar Ludwig Brandt liest Jack London. — **Freitag.** Berlin 15.40: Paul Cézanne, Paul Westheim. — Königsberg 20.00: Hörspiel nach Büchners Lenz. — Leipzig 20.40: Das Aschenseil von Walter Bauer. — **Sonnabend.** Berlin 17.45: Die Erzählung der Woche, Hermann Sinzheimer.

Antworten

Nationaler Mann. Sie haben Ihrem Bundesgenossen Herrn Doktor Schacht jene Gunst zuteil werden lassen, die er einigen hunderttausend unsrer Landsleute verweigert hat: sie haben ihn aufgewertet. Der Finanzstar von Harzburg war vor sieben, acht Jahren ein Mann, von dem kein nationaler Werwolf den fettesten Knochen nahm. Es liegt eine Art ausgleichende Gerechtigkeit darin, daß Herr Schacht, der Renegat, der sich der Nationalen Opposition mit allen Mitteln aufgenötigt hat, ihr jetzt das Konzept verdorben hat. Er hat die Inflationspläne der versammelten Patrioten entlarvt. Herr Hjalmar Schacht ist ein tüchtiger Hasser. Es gibt einen großen, einen produktiven Haß, der stark genug ist, altes Gerümpel niederzuwerfen und Wege frei zu machen. Das ist der Haß des Menschen, der nicht aus kleinem persönlichen Ehrgeiz, sondern aus einer Idee heraus haßt und für diese Idee haßt. Der Haß des Herrn Schacht kommt aus einer kleinen verstänkerten Seele, es ist der Ärger des von den Ereignissen übersprungenen Ehrgeizes. Herr Schacht möchte allzu gern wieder an die Spitze, und sein Schicksal wird es weiterhin bleiben, immer hinterher zu laufen, sich überall anzukoppeln und dazwischen zu schieben, bis einmal die Räder über ihn weggehen. So ist er denn jetzt in Harzburg gelandet und attackiert dort die von ihm mitgeschaffene deutsche Währung im Interesse der gleichen Schwerindustrie, die 1923 gegen ihn aufgetreten ist, weil sie in ihm den Exponenten der Linken und des sozialen Fortschritts sah. In der ‚Weltbühne' vom 27. November 1928 (XXIV. Jahrgang Nr. 48) gaben wir ein Dokument des Reichsbankdirektoriums vom 17. Dezember 1923 wieder, worin die Reichsbankdirektoren von Glasenapp und von Grimm eine dringende Warnung an den Staatssekretär der Reichskanzlei richteten, den Währungskommissar Schacht nicht zum Reichsbankpräsidenten zu machen. Die Herren waren in ihrer Argumentation nicht sehr fein. Sie bezweifelten kurzer Hand die persönliche Lauterkeit des Bankiers Schacht. Vor allen Dingen kramten sie einen Vorgang heraus, der sich 1915 in Brüssel abgespielt hat: „Die Akten ergeben zunächst, daß Herr Dr. Schacht, welcher der Dresdner Bank als (stellvertretender) Direktor angehörte, aber in die Bankabteilung beim Generalgouvernement berufen war, im Interesse der Dresdner Bank Anträge auf Überweisung belgischer Noten bei der Armeeintendantur gestellt hat. Damit verstieß er gegen die Pflichten, die ihm seine amtliche Stellung auferlegte. Wir möchten indessen diesen Verstoß nicht streng beurteilen, denn Herr Dr. Schacht gehörte eben seiner ganzen Ausbildung und bisherigen Tätigkeit nach nicht der Beamtenwelt, sondern der Geschäftswelt an, und es ist an sich denkbar, daß ein Geschäftsmann in solchem Falle sich für berechtigt halten mochte, so zu handeln, wie Herr Dr. Schacht tat. Viel bedenklicher und für uns entscheidend ist, daß er in der Refe-

rentenbesprechung vom 3. Juli 1915, über den Sachverhalt befragt, die dieserhalb an ihn gerichteten Fragen unaufrichtig beantwortet und am 5. Juli 1915, als die Unaufrichtigkeit seiner Angaben erwiesen war, sich durch eine ‚spitzfindige Auslegung' seiner Äußerungen zu rechtfertigen suchte." Die Herren Reichsbankdirektoren sprechen dann weiter von einer „Verfehlung" Schachts und kommen zu dem Schluß: „Der ganze Vorgang ist in weitem Kreise bekannt. Er schließt unsres Erachtens die Berufung des Herrn Dr. Schacht an die Spitze des Reichsbankdirektoriums aus, mag er ihn auch für andre Stellungen nicht disqualifizieren. Denn der Reichsbankpräsident muß unter allen Umständen eine absolut makellose Vergangenheit haben; seine unbedingte Uneigennützigkeit, Lauterkeit und Zuverlässigkeit darf nicht der leisesten Anzweiflung unterliegen, an ihm darf nicht das kleinste Stäubchen haften; andernfalls verliert er das Vertrauen in der Bevölkerung und die Autorität in der Geschäfts-, insbesondere in der Bankwelt. Weiterhin aber verliert er auch die Autorität gegenüber der ihm unterstellten Beamtenschaft, deren unbedingt erforderliche Intregität Schaden leiden muß, wenn sie den an ihrer Spitze stehenden Mann selber nicht für unbedingt integer hält." In der Sitzung des Zentralausschusses der Reichsbank war am 17. Dezember 1923 über die Ernennung Schachts verhandelt worden. Dabei trat eine fast einhellige Abneigung gegen Schacht zutage. Wir zitieren aus dem Protokoll: „Herr von Schwabach stellte schließlich den Antrag, durch Beschluß auszusprechen, daß der Zentralausschuß erstens den Herrn Dr. Schacht für die Stellung des Reichsbankpräsidenten nicht für geeignet halte; zweitens nach wie vor der Meinung sei, daß Herr Dr. Helfferich der weitaus geeignetste Kandidat für dieses Amt sei. Bei der Abstimmung wurde der Antrag zu eins mit allen gegen die Stimmen der Herren von Mendelssohn, Kube und Kopetzky, der Antrag zu zwei mit allen gegen die Stimme des Herrn Kube angenommen." Seitdem hat Herr Schacht seine Eignung vielfach bewiesen. Er hat sich in allem den Leuten angepaßt, die ihn 1923 ablehnten und nicht einmal davor zurückschreckten, auf Grund eines belanglosen und vergessenen Zwischenfalls seinen Namen zu beschmutzen. In Harzburg hat er versucht, auch seine Eignung als Finanzdiktator des Dritten Reichs neu zu belegen. Dabei hat er des Guten etwas zuviel getan, der offene Appell an das Ausland, die Kredite aus Deutschland zurückzuziehen, hat keinen weitern Effekt gehabt, als daß Herr Schacht sich selbst ruinierte. Es gibt nichts schrecklicheres als den rasend gewordenen Fachmann, den Mann mit den anerkannten Spezialfähigkeiten, aber ohne Blick für Gesamtheit. Herr Schacht hat gesagt, daß der Wiederaufbau Deutschlands nicht so sehr eine Frage der Intelligenz als vielmehr eine des Charakters sei. Daß Herr Schacht die Intelligenz ausschließt, mag nicht nur aus

einem Anfall von Selbsterkenntnis herrühren sondern auch eine Konzession an seine harzburger Zuhörerschaft sein. Was aber den Charakter anbelangt, so wissen wir, aus welchem Grunde Hjalmar Schacht in Deutschland fürderhin keine Rolle mehr spielen wird. Es ist allerdings möglich, daß Schacht, der heute wieder für Industrieprofite kämpft, zur Rechtfertigung seiner harzburger Excesse das anführt, was ihm damals die beiden Reichsbankdirektoren bescheinigten: „Wir möchten indessen diesen Verstoß nicht streng beurteilen, denn Herr Dr. Schacht gehörte eben seiner ganzen Ausbildung und bisherigen Tätigkeit nach nicht der Beamtenwelt, sondern der Geschäftswelt an, und es ist an sich denkbar, daß ein Geschäftsmann in solchem Falle sich für berechtigt halten mochte, so zu handeln, wie Herr Dr. Schacht tat."

Weltbühnenleser in Zürich treffen sich jeden Montag abend im Café Eckstein 1. Stock, Sonnenquai.

Verein „Berliner Presse". Du schreibst am 15. Oktober 1931 an deine Mitglieder: „Sehr geehrter Herr Kollege! Am 23. Oktober, abends 8.30 Uhr, findet im Ufa-Palast am Zoo die Erstaufführung des neuen Charell-Films ‚Der Kongreß tanzt' zugunsten der Wohlfahrtskassen des Vereins ‚Berliner Presse' statt. Der Festausschuß des Vereins ‚Berliner Presse'. gez. Falk." Und wie heißt der Autor des Charell-Films? Falk!

Schriftsteller. Zu dem geplanten Ausschluß der in dem Artikel von David Luschnat genannten Schriftsteller aus dem SDS. übermitteln Sie uns die nachfolgende Solidaritätserklärung: „Die Unterzeichneten verurteilen die Absicht des SDS-Vorstandes, die Opposition im Verband durch Massenausschluß zu beseitigen. Sie sind der Überzeugung, daß diese Opposition mit ihrer Kritik und Aktivität den SDS neu zu beleben versuchte und daß ihre Ziele geeignet sind, die geistige und wirtschaftliche Stellung der Schriftsteller zu heben. In dieser Überzeugung erklären sich die Unterzeichneten mit den vom Ausschluß bedrohten Kollegen solidarisch." Bisher unterschrieben von: Ernst Toller, Walter Mehring, Ernst Ottwalt, Theodor Plivier, Ernst Blass, Ernst Glaeser, Steenbock-Fermor, Axel Eggebrecht, Bernard Guillemin, Lisa Tetzner, Anselm Ruest, F. C. Weiskopf, Georg Lukacz, Erich Franzen, Heinz Pol, August Wittfogel, Carl v. Ossietzky, Alfred Polgar, Herbert Ihering, Alfred Kerr, Arthur Holitscher, Erich Kästner, Frank Warschauer, Gerhart Pohl, Hellmuth Walter Brann, Werner Ackermann, Kurt Hiller, Rudolf Arnheim, E. I. Gumbel, Hans Fallada, Heinrich Vogeler, Richard Huelsenbeck, George Grosz, Kurt Kersten, Béla Balász, Leonhard Frank, Bruno Frei, Stefan Großmann, Ludwig Marcuse, Margarete Liebmann, Heinz Liepmann, Albert Hotopp, Kurt Pinthus.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Die beiden Groener von Carl v. Ossietzky

Bei dem braunschweiger Hitlertag vom 18. Oktober sind von den Nationalsozialisten drei Personen getötet, über achtzig schwer verletzt worden. Einen ganzen Tag lang wütete Schrekkensherrschaft in den Arbeiterquartieren. Konrektor Klagges, der Polizeiminister, rief triumphierend, daß der „marxistische Mob" sich nicht aus seinen Schlupfwinkeln traue. Es ist gleichgültig, ob Herr Klagges seinen Freunden das Stichwort gab oder selbst der Gefangene ihrer Raserei war. Von Belang ist nur, wie sich das Reich zu diesem Polizeiminister stellt, welche Maßnahmen der neue Reichsinnenminister ergreift, um den braunschweiger Brand nicht weiter greifen zu lassen.

Die bange Frage, wie wir ohne blutige Gewalt durch die nächsten Monate kommen sollen, hat ein Mann von rechts, Herr Doktor Fritz Klein, der Chefredakteur der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung', in einer Broschüre zu beantworten versucht, die sich „Auf die Barrikaden —?" betitelt. Diese paar Druckbogen sind äußerst lesenswert, weil darin ein paar Erkenntnisse zu finden sind, gegen die sich namentlich die sozialdemokratische Presse mit Entschiedenheit sträubt. Warum eigentlich Revolution? fragt der Verfasser. So ein Kraftaufwand ist doch ganz überflüssig geworden. Die Kommunisten? „Sie werden sich, wenn sie es wünschen, sehr schnell nochmals blutige Köpfe holen. Es ist, außer für die Polizei, uninteressant, was sie planen, und der deutsche Staat wird ihnen niemals gehören." Und dann wendet sich Herr Klein, der den Block Brüning-Hitler-Hugenberg lebhaft befürwortet, an die Freunde von rechts, die dem „System" mit aller Gewalt den Garaus machen wollen. Was ist denn von dem verschrienen System noch übrig? „Niemals mehr werden wir uns an dem Gift parlamentarischer Konjunkturen berauschen ... Wir leben in einer halb fascistischen Regierungsform, die bessere Möglichkeiten für die Staatsführung eröffnet als die westländische Formaldemokratie, von der sich die denkenden Deutschen in Scharen abwenden. In das öffentliche Wesen finden heute auf diktatorialem Wege Eingriffe statt, die noch vor kurzem als Verräterei und Utopie verschrien worden waren." Das „System" lebt nur noch auf Abruf: „Das Provisorium der halbfascistischen Diktatur der Bureaukratie wird nicht mehr lange vorhalten können. Dann ist der Augenblick da, um die neue Form der Staatsführung zu schaffen, unblutig, ohne Nahkampf auf der Straße, aber des Erfolges trotzdem gewiß." Hier spricht nicht der versagende, der absackende Teil des Bürgertums, der sich in seinem Elend in sozialrevolutionäre Phraseologie stürzt, hier spricht der nervenstarke, der gesund gebliebene Großbürger aus der Welt der Industrie und Banken, der die Macht will und sich seiner Mittel sicher weiß. Und wenn er auch mit etwas zweifelhafter Generosität auf den Nahkampf verzichtet, so doch nur, weil er gewiß ist, daß die Stellung des

Gegners, schon unter dem Trommelfeuer erschüttert, inzwischen von selbst geräumt wird.

Auch General Groener, obgleich seit fünfzehn Jahren von dem Ludergeruch des Demokratismus umwittert, hat sich in entscheidenden Augenblicken immer als ein handfester Verfechter bürgerlicher Interessen bewährt. „Welcher Hundsfott wagt zu streiken, wenn Hindenburg befiehlt?" so rief er im Januar 1918 den streikenden Munitionsarbeitern zu. Zu Beginn des Novembersturms schloß er als frischgebackener Republikaner das historische Bündnis mit Ebert, das jeden revolutionären Impetus zertreten hat und als tiefste Ursache dafür anzusehen ist, daß aus der Republik nichts andres werden konnte als ein neumodisch angestrichenes Kaiserreich. Der Unnachgiebigkeit des spätern Verkehrsministers Groener gelang es, einen allgemeinen Eisenbahnerstreik hervorzurufen, und der Reichswehrminister im Kabinett Hermann Müller, gleichfalls Groener mit Namen, zwang den sozialdemokratischen Kollegen den Panzerkreuzer auf, womit die Krise in der Partei, die jetzt zur Spaltung geführt hat, zuerst akut wurde. Wie entsetzlich unsicher muß die Partei sich fühlen, wenn sie einer Regierung ihr Vertrauen ausdrückt, in dem dieser Mann, der so eng und so unheilvoll mit ihrem Schicksal verbunden ist, alle wichtigen Machtmittel des Reiches in der Hand hält! Militär und Polizei, Verfassungsschutz, Beamtenpolitik, Schutz oder Knebelung der Geistesfreiheit, das alles liegt bei General Groener, durch Personalunion Inhaber der Ressorts Inneres und Krieg.

Natürlich wäre es unsinnig, aus Groener einen besondern Freund des Rechtsradikalismus zu machen. Das ist er nicht, und er wird von der Rechten ehrlich gehaßt. Dieser General hat in seiner wechselvollen Karriere immer nur eine Farbe getragen: die des überparteilichen Fachmanns, der sich den einmal gegebenen Verhältnissen anpaßt und eine eigne scharfe Note nur dann betont, wenn die kapitalistische Ordnung in Gefahr kommt. Damit hat er sich frischer gehalten als Herr von Seeckt, der heute, gemeinsam mit Hjalmar Schacht, endgültig auf die Ludendorff-Tour gerät.

Wie Herr Groener sein neues Amt auffaßt, hat er vor wenigen Tagen in einem Interview dargelegt. Es ist selbstverständlich, daß bei einem schwierigen Debut die beiden Rollen noch gelegentlich ineinander verfließen und der Kriegsgroener den innern Groener rücksichtslos in die Ecke schiebt. Der Reichsinnenminister verspricht, daß die personelle Verbindung mit der Reichswehr deren überparteiliche Linie nicht verändern soll. Das wirkt sehr beruhigend, denn wir sahen in der Tat schon die Gefahr nahe, daß die Ministerialräte vom Platz der Republik in der Bendler-Straße herumwirtschaften könnten. Dafür ist aber bereits von einem liberalen Blatt gejammert worden, daß sich Herr General von Schleicher, die rechte Hand des Kriegsgroener, allzu lebhaft um das Ressort des innern Groener bekümmere. Ausschließlich der Militärminister ist es jedoch, der diese Sätze formuliert: „Unsre Ehre erfordert die Bekämpfung von Versuchen, die durch Denunziationen und böswillige Diffamierung das Ansehen des Deutschen Reiches herab-

setzen." Das Reichwehrministerium fordert, wie hier neulich dargelegt wurde, schon lange ein Ausnahmegesetz gegen unbequeme Militärkritiker, das bisher an Ressortstreitigkeiten scheiterte. Wird der Zivilgroener nun endlich dem Kriegsgroener das lang ersehnte Geschenk machen?

Voran geht eine kleine Elegie über die leidige politische Uneinigkeit, über „die Spaltung des Volkes in zwei Lager". Leider wird nicht verraten, um welche Lager es sich handelt. Es gibt gewiß viele Parteifahnen in Deutschland aber nur zwei wirklich große Lager: das kapitalistische und das antikapitalistische. Die Regierung, der Herr Groener angehört, hat sich durch den Mund des Reichskanzlers unumwunden für die Erhaltung der Privatwirtschaft ausgesprochen. Wenn Groener weiter meint, es komme darauf an, „alle aufbauwilligen Kräfte zu positiver Mitarbeit heranzuziehen", so ist das, mit Verlaub gesagt, eine Rede aus dem hohlen Faß. Denn wo gibt es noch eine Möglichkeit zur Mitarbeit, seit Deutschland durch Notverordnungen regiert und die Meinungsfreiheit immer mehr eingeengt wird? Ist das alles bisher noch etwas allgemein gehalten, so wird endlich doch der böse Feind sichtbar, der bezwungen werden muß: „der Bolschewismus". Zwar ist die Kommunistische Partei eine beträchtliche und noch immer wachsende Macht, aber sie kann und will nicht marschieren, ehe sie nicht die Mehrzahl der Arbeiterschaft hinter sich hat. Der Fascismus dagegen ist eine aktuelle Gefahr, bereit zur Übernahme der Gewalt, und seiner wird in Groeners Erklärungen nicht Erwähnung getan. Bolschewismus, das ist ein leicht zu handhabender, ein höchst flexibler Begriff. Bolschewismus kann morgen ein spontaner Hungeraufruhr sein, dessen Teilnehmer sich dann als christlich organisierte Arbeiter oder als stellungslose deutschnationale Handlungsgehilfen erweisen. Als Bolschewismus gilt im Unternehmertum schon lange die Verteidigung von Gewerkschaftsrechten, die Abwehr des schwerindustriellen Einbruchs in den Lohntarif.

Aber Groener verheißt auch schärfste Maßnahmen gegen Terrorakte, er will da selbst vor drakonischen Ausnahmebestimmungen nicht zurückschrecken. Die erste Gelegenheit dazu wäre jetzt in Braunschweig gegeben gewesen. Unter dem Eindruck der alarmierenden Nachrichten forderte Groener zunächst Bericht von dem Garnisonältesten, Oberst Geyer, der denn auch den Nationalsozialisten sofort ein günstiges Führungszeugnis ausstellte und sich großartig über die Bagatelle hinwegsetzte, daß drei Menschen zu Tode gekommen sind, die nicht zur Nationalsozialistischen Partei zählten. Wir kennen diese militärischen Berichte über Zusammenstöße zwischen rechts und links zur Genüge. Der Schuldige steht links! das ist der Refrain. Der Reichswehrminister aber sollte von dem Reichsinnenminister die Belehrung entgegennehmen, daß der Herr Garnisonälteste keine in der Verfassung vorgesehene Informationsquelle ist, denn noch haben wir nicht den militärischen Ausnahmezustand, wo die alleinige Vollzugsgewalt bei den Gruppenkommandeuren der Reichswehr liegt. Und wir wenden uns aufs entschiedenste gegen alle Versuche, diesen

Zustand ohne offizielle Bekanntmachung durch eine Hintertür einzuführen. Der vorschriftsmäßige Weg wäre gewesen, einen Beamten des Reichsinnenministeriums zur Untersuchung nach Braunschweig zu entsenden oder von dem zuständigen Minister Klagges Bericht zu verlangen. Drako Groener fängt es zum mindesten etwas umständlich an, den Nationalsozialisten seine volle Schrecklichkeit zu beweisen.

Nach einer Zeitungsmeldung beabsichtigt die Regierung, ein allgemeines Verbot öffentlicher Demonstrationen für den ganzen Winter zu erlassen. Ebenso soll durch eine besondere Notverordnung ein generelles Verbot des Tragens von Uniformen aller Art ausgesprochen werden. Diese Verbote würden sich demnach auch auf das Reichsbanner und etwaige andre republikanische Organisationen erstrecken. Armes Reichsbanner! Die Regierung dankt freundlichst für deine jahrelangen Vorbereitungen, die Republik zu retten, sie lehnt dies Monopol ab. Ihr ist es nicht um die Republik zu tun sondern um die brave bürgerliche Ordnung. Von welcher Seite sie im Notfall Sukkurs einfordert, von Hitler oder von Hörsing, das hängt ganz von der jeweiligen politischen Konstellation ab. Es hat eine Zeit gegeben, wo republikanische Verbände mit dem Reichsinnenministerium engstens verbündet waren. Joseph Wirth, der inzwischen still von der Säule gefallene Heilige der schwarzrotgoldenen Demokratie, hat da schon kräftig abgebaut, und dem heutigen Reichswehrminister des Innern fällt es zu, die kümmerlichen Reste schmerzlos zu liquidieren. Wenn der Wunsch nach einem allgemeinen Demonstrationsverbot, wie behauptet wird, von der preußischen Regierung ausgeht, so kann das an der Beurteilung nichts ändern. Das würde nur beweisen, daß Braun und Severing die Stärke ihrer Position überschätzen.

Wäre es der Regierung Brüning mit der Abwehr des Fascismus ernst, so würde sie beherzigen, daß in seinem Existenzkampf gegen eine Umsturzwelle der Staat nicht als Abstraktum über den Wolken schweben kann, sondern sich auf organisierte Volksmassen stützen muß. Aber grade das wird von dem heutigen Regime mindestens ebenso verabscheut, wie der leibhaftige Bolschewismus. Wenn sozialistische Arbeiter sich gegen Übergriffe des Nationalsozialismus zur Wehr setzen, dessen Führer unentwegt ihre Legalität beteuern, so sind sie Friedensstörer, gegen die der Staat seine Machtmittel einsetzt. Und inzwischen vollendet sich in aller Ruhe der Prozeß, den der Chefredakteur der ‚D. A. Z.' viel besser durchschaut und schildert, als es der Chefredakteur des ‚Vorwärts' jemals getan hat. Aus dem „Provisorium der halb fascistischen Diktatur" wird ein Definitivum. Der Umsturz von rechts wird überflüssig, weil andre Leute das viel ruhiger und systematischer getan haben. Man kann dieser Konzeption nicht die Gediegenheit absprechen, aber die soziale Wirklichkeit steht ihr dennoch entgegen. Der politische Kalkül ist kein Allheilmittel gegen hungernde Magen, der Begriff der bürgerlichen Ordnung kein Sanktissimum, vor dem sich alle beugen, während überall die ökonomischen Grundfesten zusammenkrachen. Nachdem Brüning seine Sache auf die Notverordnungen gestellt hatte, war es nur folgerichtig, einen Mann mit diktatorischen Vollmachten

zu ernennen, der das Fluten der Massen gegen die immer schwächer werdenden Dämme der Gesetzmäßigkeit zu hemmen hat. Aber Brüning hat sich nicht nur in der Person, sondern auch im Ressort vergriffen. Was not tut, ist nicht ein drakonischer Ordnungskommissar sondern ein Sozialminister mit umfassenden Vollmachten, die selbst das heilige Privateigentum nicht schonen, wenn das Leben des ganzen Volkes es erfordert. Daß die Regierung die soziale Initiative zu ergreifen versteht, hat sie bisher noch nicht bewiesen. Statt dessen präsentiert sie uns die Personalunion von Gendarm und Soldat; Groener in doppelter Ausfertigung. Den Mann, der durch weise Wirtschaftsmaßnahmen die Ursache jeglichen Aufruhrs beseitigt, bleibt sie uns schuldig. An seine Stelle tritt ein energischer General, der in einem aufgewühlten Volk nur eine disziplinlose Rotte sehen kann, die zum Parieren gebracht werden muß. Die Präponderanz der Militärs wird neu gestärkt, die innere Politik zieht endgültig nach der Bendler-Straße. Die Vereinigung aller Macht in Groeners Hand ist ein Irrtum, der sich bitter rächen wird.

Laval in Washington von Marcel Ray

Die Amerikareise des Ministerpräsidenten Laval — dreizehn Tage Hin- und Rückfahrt, fünf kurze Tage Aufenthalt in Amerika — beansprucht zurzeit mit vollem Recht das Interesse der Regierungen, der Presse und der breiten Öffentlichkeit aller Länder. Denn man kann in der kritischen Lage, in der wir uns befinden, von allen Ländern das sagen, was La Fontaine von den pestkranken Tieren sagte: „Es starben nicht alle, aber alle wurden heimgesucht." Ein Bekannter, der von einer Reise aus China zurückkam, erzählte mir, daß alle großen Häfen, die er auf seiner Reise berührte, — Hongkong, Saigon, Singapore, Colombo —, Häfen, die ich selbst noch vor zwei Jahren von Schiffen und Waren erfüllt gesehen habe, leer und ausgestorben gewesen seien. Australien, Japan, die Staaten Südamerikas, sie alle stehen im Zeichen eines Verfalls, ganz ähnlich dem in Europa. Es ist höchste Zeit, daß unsre Vorstellung die Grenzen Europas verläßt, und daß wir endlich aufhören, unsern Kontinent und vor allem unser eignes Land in den Mittelpunkt der Krise zu stellen. Die Krise ist eine Angelegenheit der Welt, so wie es der Krieg war, in dem sie letzten Endes ihren Ursprung hat. Alle Nationen sind zwar nicht in gleicher Weise, aber zugleich davon erfaßt, ob sie wollen oder nicht. Überall gerät die Sicherheit ins Wanken, angesammelte Vermögen lösen sich auf, Tausenden fehlt es an Arbeit und Brot. Regierende und Regierte merken, daß der Kredit anfängt auszusterben, daß man heute nicht mehr mit vollen Händen ausgeben kann, was man erst später zu zahlen gedenkt. Für alle schlägt die Stunde der Abrechnung, der Bilanz und die schwerste und schmerzlichste: die der Liquidation.

Dies sind die Gründe, aus denen Laval es für unerläßlich angesehen hat, die Einladung des Präsidenten Hoover anzuneh-

men, so sehr auch die Angelegenheiten seines eignen Landes drängten, mit deren Erledigung er betraut ist. Amerika beginnt endlich einzusehen, daß es mit Europa untrennbar verbunden ist, eine Tatsache, die es lange verkannt hat. Der französische Regierungschef wiederum hat erkannt, daß eine Reise nach Washington die logische Folge seiner Besuche in London und Berlin sei. Er reist ins Weiße Haus mit derselben Entschlossenheit und Klugheit, die ihn auch bei MacDonald und Brüning geleitet haben. Die abenteuerlich Gestimmten, besonders im Ausland, erwarten von dieser Zusammenkunft ein Wunder, während die ängstlichen Gemüter, vor allem in Frankreich, den Abreisenden beschworen, nichts zu riskieren, niemanden bloßzustellen, ja am besten überhaupt nichts zu machen. Laval hat sie alle reden lassen, er selbst hat geschwiegen. Er ist nicht, um zu verhandeln, hinübergefahren, denn er ist weder vom Außenminister noch vom Finanzminister begleitet, sondern um sich zu informieren, um anzuhören, was man ihm zu sagen hat und vor allem — wie auf seinen vorhergehenden Reisen — um zu versuchen, sich klar darüber zu werden, was möglich und was unmöglich ist. Diese zugleich bereitwillige und zurückhaltende Stellungnahme ist sehr ähnlich der des deutschen Reichskanzlers, der in seiner ersten Rede im Reichstag sagte: „Ich verwahre mich gegen jede Augenblickslösung, die unter dem Druck materieller Not improvisiert worden ist." Man kann sicher sein, daß der französische Ministerpräsident nicht improvisieren wird.

Es fehlt nicht an Gesprächsstoff zwischen Frankreich und Amerika. Die erste Frage, die einem einfällt, ist die der Schulden und Reparationen. Sie steht noch offen seit dem Vorschlag eines einjährigen Moratoriums, den Hoover selbst der Welt unterbreitet hat. Die Folgen dieses Vorschlages hat der Präsident der Vereinigten Staaten keineswegs vorausgesehn. Alle Welt ist sich darüber klar, daß trotz seinen besten Absichten er derjenige war der den Bankenzusammenbruch in Deutschland und die Währungskatastrophe in England mit allen ihren Folgeerscheinungen ausgelöst hat. Ich weiß, daß man in Deutschland uns Franzosen die Verantwortung für diese Katastrophen unterschieben will, weil wir nicht schnell genug dem Plan Hoovers zugestimmt hätten. Ich bin überzeugt, daß dieselben Folgen eingetreten wären — vielleicht nur ein oder zwei Wochen später — wenn Frankreich den amerikanischen Vorschlag mit geschlossenen Augen hätte annehmen können. Befreit man diese These von dem politischen Giftstoff, so ist sie gleichbedeutend der Erkenntnis, daß der Irrtum Hoovers darin bestand, allein, mit katastrophaler Plötzlichkeit und ohne vorherige Beratung mit den europäischen Regierungen gehandelt zu haben; woraus folgt, daß er sich zu plötzlich und zu spät unter dem Druck jener „materiellen Not" entschlossen hat, von der Brüning spricht.

Man erwägt anscheinend in den Vereinigten Staaten die Möglichkeit, das Moratorium um fünf Jahre zu verlängern, woraus zu ersehen ist, daß Amerika sich noch nicht zu der Auffassung durchgerungen hat, nach der von jetzt an die Kriegsschulden praktisch gestrichen sind. Es ist sehr verständlich,

daß die Regierung von Washington am Vorabend der Präsidentenwahl zögert, sich die logischen und unvermeidlichen Folgen ihres eignen Vorgehens einzugestehen, und nach Mitteln sucht, diese theoretischen Rechte (oder besser Illusionen) scheinbar aufrechtzuerhalten. Französischerseits ist man aber sicher nicht bereit, den ungeschützten Teil des Young-Plans zu opfern; man ist nicht einmal von der Notwendigkeit eines solchen Opfers überzeugt, besonders nach der Hypothese einer Verlängerung des Moratoriums, was die Fiktion von Kriegsschulden zu neuem Leben erwecken würde. Von heut auf morgen können Ereignisse eintreten, die eine definitive Regelung dieser Frage nötig machen würden. Ein Ergebnis der Reise Lavals könnte eine zwischen den beiden Regierungen getroffene Vereinbarung sein, miteinander zu verhandeln, ehe irgend eine neue Entscheidung über die Kriegsschulden herbeigeführt werden soll. So würden in Zukunft gefährliche Überraschungen — ähnlich denen im Juni — vermieden werden.

Viel heikler und wichtiger ist die Frage des Goldstandards — die Frage, wie sich Frankreich und Amerika gegenüber dem Sinken des englischen Pfundes verhalten sollen und ob ein gemeinsames Vorgehen der Notenbanken von Paris und New York möglich ist. Bis in die ersten Oktobertage konnte man die französische und amerikanische Valuta für gleich gesund halten, woraus sich die Möglichkeit ergab, daß die gesunden Valuten ihre Anstrengungen vereinigen, um den kranken und bedrohten zu Hilfe zu eilen, auf alle Fälle aber, um sich selbst so weit wie möglich gegen Ansteckung zu schützen. Schon unter diesen Voraussetzungen war die Sache von nicht geringer Schwierigkeit, denn es schien, als ob sie nur unter den Perspektiven der Politik behandelt werden könnte. Man stieß sich zunächst an der Frage der Beziehungen Amerikas zu Europa und an dem Grundprinzip: No entanglements — keinerlei Einmischung von Seiten Amerikas in die Angelegenheit der andern Kontinente.

In den letzten Wochen tauchte aber eine neue Schwierigkeit auf: das sind die Goldabzüge in Europa von Seiten Amerikas in täglichen Raten von 40 bis 50 Millionen Dollar. Sollte der Dollar nicht mehr als gesunde Valuta anzusehen sein? Würde sich an die Pfundfrage eine Dollarfrage anschließen? Und damit eine neue Gefahr für die Weltwirtschaft?

Wenn das trotz den beruhigenden Erklärungen, die die offiziellen Stimmen von Washington und Wall-Street verbreiten, einträfe und wenn der Dollar nicht nur den Kapitalabzug Amerikas in Europa sondern auch durch starken Verkauf amerikanischer Werte ins Wanken geraten wäre, so könnte man keinen Grund mehr für eine Zusammenarbeit auf dem Geldmarkt zwischen Paris und New York sehen. Die Wirtschaftskrise ist keine Geldfrage, sie ist eine politische (eine Vertrauens-) Frage und eine Frage der Technik der internationalen Organisation. Die „Goldkonferenzen", mit denen man uns in den Ohren liegt, hätten zur Aufgabe, das Gold in Behälter ohne Boden zu leiten und den Ländern, die schon jetzt an Kreditüberschwemmung leiden, neue Kredite zuzuführen.

Die Vereinigten Staaten können an der Wiederherstellung des Vertrauens in dem Maße mitarbeiten, in dem sie aus ihrer politischen Isolierung heraustreten. An der internationalen Organisation der Produktion mitzuhelfen, ist für sie noch eine schwierige Sache: sie müßten ihre Zollmauern senken, in die sie sich eingeschlossen haben, und daran denken sie nicht. Nur die Regierungen und die Völker Europas können Europa der Gesundung zuführen.

Bleibt unter allen Fragen, die in Washington aufgeworfen werden, eine einzige übrig, und ich glaube, es ist weder nützlich noch möglich, sie im Augenblick im Einzelnen zu behandeln: es ist die Frage der Abrüstung. Man kann sie in ihrem ganzen Umfange nicht anschneiden, erstens weil sie der Genfer Abrüstungskonferenz vorbehalten ist, und zweitens weil sie zum großen Teil von der bisher noch ungeklärten politischen Situation Deutschlands abhängt. Aus diesen Gründen kann man auch keineswegs an einen Erfolg jenes Vorschlages glauben, der eine 20- bis 25prozentige Herabsetzung des Rüstungsbudgets in allen Staaten vorsieht.

Die amerikanische Regierung hat ein sehr wirksames Mittel in Händen, die Erfolgschancen der Abrüstungskonferenz zu verbessern: nämlich, den Pakt von Paris durch eine Erklärung zu ergänzen, dahingehend, daß die Vereinigten Staaten bereit sind, im Falle einer Kriegsgefahr zusammen mit den Unterzeichnern des Paktes über die Maßnahmen zu beraten, die im Hinblick auf einen eventuellen Angreifer zu treffen sind. Eine solche Erklärung würde die Stellung Englands in der Frage der Freiheit der Meere modifizieren und die allgemeine Sicherheit in ungeahnter Weise vergrößern — das heißt, auf eine definitive Formel gebracht: sie würde die Atmosphäre des Vertrauens in der Welt wiederherstellen. Es ist schwer zu sagen, bis zu welchem Grade Hoover im Augenblick bereit ist, eine derartige Initiative zu ergreifen. Wir sehen uns immer wieder demselben Hindernis gegenüber: Will Amerika, das die Wiederaufrichtung des Vertrauens wünscht, auch die Mittel dazu ergreifen? Hat die Krise, die sie erleidet, sie über die Notwendigkeit belehrt, mit ihrem Willen zu friedlicher Zusammenarbeit bis zum Ende zu gehn und die Folgen auf sich zu nehmen, wenn sie auch mit ihren Gewohnheiten und traditionellen Grundsätzen im Widerspruch stehn?

Die Besprechungen in Washington können die internationale Lage, die voll von Gefahren ist, nur verbessern. Sie werden nur dann Früchte tragen, wenn sie von beiden Seiten mit Mut und Aufrichtigkeit geführt werden. Mögen sie nicht zu spät kommen wie viele Verhandlungen der letzten Jahre. Wenn sie vor sechs Monaten stattgefunden hätten, so wäre durch ein französisch-amerikanisches Übereinkommen der Welt eine Reihe von Katastrophen erspart geblieben. Unter einer Bedingung: daß die amerikanische Politik aufhört, eine Spekulation zu sein und der Wirklichkeit Rechnung trägt. Die Welt wird weder durch Geldtransaktionen gesunden noch durch aufsehenerregende Beschlüsse, die für Tage die Börse lähmen. Sie ist nur durch strenge Enthaltsamkeit zu heilen und nicht durch Boom.

Am runden Tisch bei Hindenburg von K. L. Gerstorff

In seiner großen Reichstagsrede hatte Brüning erklärt: „Nicht Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, sondern der Gedanke der Arbeitsgemeinschaft muß im Vordergrund stehen. Wir hoffen, durch Gestaltung des Wirtschaftsbeirats der Reichsregierung eine Form zu finden, wo durch vertrauensvolle Aussprache beider Teile Lösungen gefunden werden, die notwendig und beiden Teilen nützlich sind."

Was ist der Wirtschaftsbeirat? Er hat im wesentlichen eine einzige Funktion. Er soll den Lohn kräftig herabsetzen, aber er soll ihn in einer Form herabsetzen, zu der die Gewerkschaftsvertreter ja sagen können. Das ist die Aufgabe des Wirtschaftsbeirates. Alles andre ist Schnörkel. Was war vorausgegangen? Die Schwerindustrie hatte zum Sturm geblasen. Sie hatte erklärt, daß nicht im gleichen Schritt mit der Vertiefung der Krise die Löhne abgebaut worden seien, daß der Lohnabbau vielmehr nur in langsamem Tempo erfolgt wäre. Und den Grund für die Verzögerung des Lohnabbaus sah sie vor allem im Tarifrecht. So wie bisher gehe es nicht weiter. Wenn das Tarifrecht eine „elastischere" Lohngestaltung verhindere, dann müsse eben das Tarifrecht zerschlagen werden. Die Schwerindustrie hatte aber bei diesem ihrem plumpen Angriff einen ungeahnten Erfolg. Sie fand auf der Seite ihrer Gegner nicht nur die Freien Gewerkschaften, sondern auch die Christlichen, die Hirsch-Dunckerschen, ja sogar den Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband. Der Vorsitzende der Christlichen Gewerkschaften, der Abgeordnete Imbusch, erklärte bei einer Ausschußtagung der Gewerkschaften: „Die Unternehmer sind nicht zu befriedigen, auch wenn man ihnen noch so weit entgegenkommt. Sie wollen uns in einen Zustand zurückwerfen, den sich die Arbeiterschaft nicht gefallen läßt. Gegenüber den radikalen Unternehmerforderungen gibt es nur ein einziges wirksames Mittel: Kein Entgegenkommen."

Für die Schwerindustrie, für das Monopolkapital, entstand eine etwas heikle Situation: Die Regierung stürzen, mit dem Programm gegen die Gewerkschaften, für Zerschlagung des Tarifrechts, das hätte auch in der „nationalen" Front zu starken Spannungen geführt. Das hätte sogar die Nationalsozialisten, die den Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband fast völlig geschluckt haben, in eine bedenkliche Situation gebracht. Also bremste man in der Folge etwas. Also heißt es heute nicht mehr „Zerschlagung" des Tarifrechts, also muß sogar ein solches Scharfmacherorgan wie die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' in ihren Formulierungen vorsichtig sein. Sie schreibt: „Sicher ist es, daß der uns aufgezwungene Deflationsprozeß zu einer starken Senkung von Preisen und Löhnen führen muß. Wird diese Aufgabe rechtzeitig erfüllt und lassen sich Wege finden, auf denen eine elastische Anpassung der Löhne an die Wirtschaftslage erreicht werden kann, so wird niemand den Tarifgrundsatz selbst und die kollektive Vereinbarung der Arbeitsbedingungen bekämpfen wollen." Der Pferdefuß kommt allerdings gleich hinterher, denn unmittelbar

dahinter heißt es: „Diese Anerkennung grundsätzlicher Arbeiterwünsche erfordert aber auf der andern Seite auch den ehrlichen Willen, die Lebensbedürfnisse des kapitalistischen Wirtschaftssystems, mit dem nun auch einmal seine theoretischen Gegner zu rechnen haben, zu respektieren und zu erfüllen."

Das Programm ist also klar. Lohnabbau in außerordentlich schnellem Tempo, aber mit Einverständnis der Gewerkschaftsvertreter, so daß formal das Tarifrecht gewahrt bleibt. Es ist kein Zufall, daß sich die I. G. Farben an diesen Verhandlungen intensiv beteiligt, daß sie auf die Schwerindustrie mildernd einzuwirken versucht und daß sie im Parlament den Reichskanzler offen unterstützt hat. Die chemische Industrie ist eine junge Industrie, die von vornherein auf hoher Stufe der Konzentration begründet wurde. Sie ist eine Industrie, wo die menschliche Arbeit nicht so ins Gewicht fällt wie bei der Schwerindustrie, wo der Lohnfaktor keine so gewichtige Rolle spielt. Daher ist die chemische Industrie nicht in dem Maße an der Herabdrückung der Löhne interessiert wie Kohle und Eisen, denn die Produktionsverbilligung, die eine sehr schwer durchführbare 20prozentige Lohnherabsetzung gegenüber einer weit leichter durchführbaren 10prozentigen Lohnherabsetzung mit sich bringt, ist für sie nicht sehr bedeutend. Daher ist sie auch nicht in dem Maße wie die Schwerindustrie an dem Abbau der Sozialpolitik interessiert, denn im Verhältnis zu den gesamten Produktionskosten spielen in der chemischen Industrie die Beiträge für die Sozialpolitik nicht eine solch entscheidende Rolle. In der I. G. hat Brüning bei seinen Versuchen, die Unternehmer und die Arbeitnehmer an einen Tisch zu bringen, fraglos einen sehr wichtigen Bundesgenossen. Auf der andern Seite aber wird die Position der Sozialdemokratie und ihrer Gewerkschaftsvertreter immer schwieriger. Sie hat nicht nur in ihrer Politik gegenüber der Regierung Brüning sondern auch in ihrer Lohnpolitik seit einem Jahr nach dem Prinzip des kleinern Übels gehandelt. Sie hat als einen Erfolg gebucht, wenn zum Beispiel statt eines von den Unternehmern verlangten 12prozentigen Lohnabbaus nur ein 6prozentiger erfolgte. Sie hat vor einem Jahr den berliner Metallarbeiterstreik deshalb nicht als aktiven Offensivkampf geführt, um den politischen Stand der Brüningregierung nicht zu gefährden. Sie hat seit einem Jahr alles auf die eine Karte gesetzt: Die Brüningregierung ist zwar schlimm, aber Hitler und Hugenberg sind noch schlimmer. Sie hat in diesem Jahr die Erfahrung machen müssen, daß der Fascismus keine vorübergehende Fiebererscheinung ist, daß sein Einfluß weiter wächst, daß aber die Arbeiter, die ihr bisher folgten, passiv, mutlos werden oder zu den Kommunisten gehen. Was ihr aber bei den Verhandlungen des Wirtschaftsbeirates jetzt zugemutet werden soll, ist mehr als alles bisher, ist die Zumutung, daß sie sich selbst die Schlinge um den Hals legt.

Der verlangte Lohnabbau wird so groß sein, daß ihn die Sozialdemokratische Partei eigentlich nicht schlucken könnte. Werden ihn jedoch die Gewerkschaftsvertreter schlucken und werden sie ihre Zustimmung draußen vor den breiten Massen

verteidigen können? Denn nur dann, wenn sie sich in den Gewerkschaften dafür einsetzen, hätten ihre Verhandlungen für die Unternehmer einen Sinn.

Man will ihnen das erleichtern. Man will den Wirtschaftsbeirat unter Vorsitz des Reichspräsidenten tagen lassen, man will ihn eine Proklamation fassen lassen, die an das gesamte deutsche Volk gerichtet ist. Man will also einen Burgfrieden schaffen zwischen Unternehmern und Arbeitern, einen neuen 4. August. Und Hitler ist der Feind.

Werden die Gewerkschaftsvertreter darauf hineinfallen? Strömungen dafür sind fraglos vorhanden. Es hat einen 4. August gegeben, an dem die Sozialdemokratie erklärte: In der Stunde der Gefahr lassen wir das Vaterland nicht im Stich! Es gibt auch heute bei den Gewerkschaftsinstanzen viele, die erklären: In der Stunde der Gefahr lassen wir den deutschen Kapitalismus nicht im Stich! Aber die Situation für die Gewerkschaften wird immer schwieriger, denn unter den Arbeitermassen werden die Strömungen immer deutlicher, die der Meinung sind, daß der Burgfrieden mit den Unternehmern, um den Preis schärfster Lohnherabsetzung, die Gefahr Hitler nicht beseitige sondern nur kurz vertage, und zwar auf einen Zeitpunkt, wo die Waffen Hitlers schärfer, die eignen aber weiter abgestumpft sein werden. Wie stark diese Strömungen sind, das hat die Spaltung der Sozialdemokratie bewiesen. Es ist lächerlich, wenn von der Sozialdemokratischen Partei versucht wird, diese Spaltung zu bagatellisieren, denn die Wirkung, die die SAP im ganzen Reich schon jetzt hat, beweist mit aller Deutlichkeit, daß es sich bei dieser Spaltung um Massenströmungen handelt, daß die Unzufriedenheit mit der Politik des kleinern Übels wächst. Wenn die Gewerkschaftsvertreter im Wirtschaftsbeirat sich mit den Unternehmern zusammensetzen und sich aus Angst vor Hitler freiwillig mit einem großen Lohnabbau einverstanden erklären, dann kann die Unzufriedenheit der breiten Massen über diese Politik sehr verhängnisvolle Folgen zeitigen. Einer der sechs Reichstagsabgeordneten der SAP, Ziegler, der Bevollmächtigte des breslauer Metallarbeiterverbandes, hat bei der Reichstagung der SAP eine Entschließung durchgesetzt, in der mit Recht darauf hingewiesen wird, daß im Niedergang des kapitalistischen Systems auch von den Gewerkschaften neue taktische Grundlinien herausgearbeitet werden müssen für die Führung der gewerkschaftlichen Kämpfe, daß man also auch hier radikal umlernen muß. Es ergibt sich aus der ganzen Haltung der SAP, daß sie den Wirtschaftsbeirat aufs schärfste bekämpfen wird. Aber es hat sich bisher sehr deutlich gezeigt, daß Zeitungspolemiken hier nichts helfen. Die Bekämpfung dieses Wirtschaftsbeirates muß in die Organisationen hineingetragen werden, die seine Beschlüsse durchführen sollen: in die Gewerkschaften. Es wird für die weitere Entwicklung der SAP von entscheidender Bedeutung sein, ob und in welchem Maßstabe ihr das gelingt. Die Unzufriedenheit der Arbeiterschaft mit ihren Lebensbedingungen, mit der Partei und den Gewerkschaften ist es ja grade, die der SAP breite Massen zuführt. Aber sie wird diese Massen nur halten können, wenn sie eine

Politik treibt, die aktiviert. Es ist von entscheidender Wichtigkeit, daß sie ihre scharfe Ablehnung gegen den Wirtschaftsbeirat überall in die Gewerkschaften hineinträgt. Es ist noch nicht zu spät dazu. Die Massen müssen nur wieder Zutrauen zu sich, zu ihrer eignen Macht bekommen. Sie müssen von ihrer eignen Macht ebenso überzeugt sein wie ihre Gegner von der ihren überzeugt sind. Brüning hat im Reichstag erklärt, daß er eine Regierung gegen die Arbeiter für unmöglich halte. Dieser Satz sollte in alle Gewerkschaftsversammlungen getragen werden. Eine Regierung gegen die Arbeiterklasse ist unmöglich. Wenn aber die Arbeiterklasse so stark ist, daß man gegen sie nicht regieren kann, dann soll sie sich für die Politik der heutigen Gewerkschaftsführung bedanken, die sie bisher durch ihr ständiges Ausweichen zum Objekt der Krise gemacht hat, die durch ihre Politik des kleinern Übels einen möglichst reibungslosen Lohnabbau garantieren soll.

Dann soll sie ihre Stärke einsetzen, dann soll sie kämpfen. Dann soll sie den Kapitalisten beweisen, daß Brünings Worte richtig sind. Der Kampf gegen den Wirtschaftsbeirat und seine Pläne, über die bisher von den Kapitalisten bewußt ein dichter Schleier gehalten wird, ist ein konkretes Kampffeld.

Zehn Millionen Deutsche vorbestraft!

von Johannes Bückler

Die Justizpressestellen veröffentlichen von Zeit zu Zeit Durchschnittszahlen der Tagesbelegung in den preußischen Strafanstalten. Da erscheint die Zahl: 35 000. Die setzt sich fest im Kopf des Zeitungslesers und läßt alle Fragen gegenüber einer Einwohnerzahl von 65 Millionen geringfügig erscheinen.

Wie aber sehen diese Zahlen aus, wenn man sie in richtige Beziehungen bringt?

Im Jahresdurchschnitt kommen in Deutschland rund 750 000 Strafverfahren zur Durchführung. Alljährlich. Eingeleitet werden viel mehr. Von diesen 750 000 Verfahren enden allein jeweils 100 000 mit Freisprechung. Bestraft werden rund 650 000 Deutsche. Das macht genau 1 Prozent der Bevölkerung aus. Im laufenden Jahr ist die Kriminalität, parallel mit der Wirtschaftsnot, wieder erheblich gestiegen. In Berlin allein wurden im Rechnungsjahr 1930/31 über mehr als 40 000 Menschen Freiheitsstrafen verhängt. Es wird also kaum eine Fehlrechnung sein, wenn man annimmt, daß im letzten Jahr 600 000 Deutsche in Gefängnissen waren.

Die Gesamtzahl der Vorbestraften läßt sich mit Sicherheit nicht angeben. Da aber alljährlich 1 Prozent der Bevölkerung bestraft wird, so ist diese Zahl bei Berücksichtigung der mehrfach Bestraften mit 10 Millionen bestimmt nicht zu hoch geschätzt. Rechnet man die durch die Bestrafung des Einzelnen immer mitbetroffenen Familienangehörigen hinzu, so sieht man, daß etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung des Reiches am Strafvollzug und der Entlassenenfürsorge ganz persönlich interessiert ist.

10 Millionen Vorbestrafte, 20 Millionen Betroffene: diese Zahlen wirken anders als die 35 000 der amtlichen Verlautbarungen. Diese erschreckend hohen Zahlen sind viel höher als die entsprechenden Zahlen andrer Kulturländer. Sie zeigen aber natürlich nicht eine mehr zum Verbrechen neigende Natur des Deutschen sondern nur die Härte des deutschen Gesetzes.

Herabsetzung der Kriminalität ist grade in der heutigen Notzeit nicht nur aus ethischen, sondern auch aus staatsfinanziellen Gründen sehr erstrebenswert. Jeder Gefangene bedeutet für den Staat eine Summe, die für produktive Zwecke weit besser angelegt würde. Im Jahr kostet ein Gefangener mindestens 2000 Mark; in einzelnen deutschen Ländern sogar erheblich mehr. Die Justizetats der Länder erfordern jährlich einen Zuschuß von 700 Millionen Mark. Davon entfällt ein großer Teil auf die Kosten der Kriminalfälle. Hinzu kommt noch der Teil der Polizeikosten, der zur Bekämpfung von Verbrechen gebraucht wird. Weiter der Schaden, der dem Staat und seinen Bürgern durch Eigentumsdelikte erwächst, die Unterstützung der Angehörigen der Gefangenen... Bei der Gesamtaddierung werden wahrscheinlich Milliardenbeträge herauskommen.

Die Statistik zeigt, daß die kostspieligen Vergehen oder Verbrechen von Rückfälligen verübt werden. Das ist einer der Gründe, während der Haft mit der Erziehung zum sozialen Leben zu beginnen. Und das Resultat dieser Erziehungsversuche ist das „Stufensystem". In der Öffentlichkeit haben die Erörterungen über dies System einen breiten Raum eingenommen. Es muß aber vor großen Hoffnungen auf Erfolg gewarnt werden. Denn in den Stufenanstalten befinden sich insgesamt höchstens 8 Prozent aller Gefangenen. Davon 7 Prozent in Stufe II und 1 Prozent in Stufe III. Von 10 000 Gefangenen kommen also jeweils nur 100 nach Durchlaufen des gesamten Stufensystems wieder in die Freiheit.

92 Prozent aller Gefangenen kommen überhaupt mit dem Stufensystem nicht in Berührung. Es wäre ein Irrtum, die Stufe I, in die alle Gefangenen eingereiht werden, als Teil des Stufensystems zu betrachten. Die Stufe I ist so, daß irgendeine Beeinflussung der Gefangenen ausscheidet. Hier muß auch gesagt werden, daß es 92 Prozent aller Gefangenen seit Einführung des Stufensystems weit schwerer haben als vorher, weil die Erleichterungen, die früher jedem Gefangenen zugänglich waren, heute nur den Eingestuften vorbehalten sind.

Es gibt — nach Kriminalkommissar v. Liebermann — etwa 8000 Berufsverbrecher in Deutschland. Es gibt aber etwa 10 Millionen Vorbestrafte. Bei Erlaß der Verordnungen über den Stufenstrafvollzug hat man den Fehler begangen, alle Bestraften mit dem Maße der Berufsverbrecher zu messen. Alle Vorschriften sind psychologisch auf den Berufsverbrecher, der etwa ein zehntel Prozent ausmacht, zugeschnitten; dabei ist aber vielleicht grade der Berufsverbrecher der wirklich Unerziehbare.

Der preußische Justizminister hat wiederholt erklärt, daß das Aufsichtspersonal in den Anstalten der Stufen „noch

nicht" genügend ausgebildet sei. In der Tat ist es heute praktisch so, daß eine Auswirkung der Vorschriften überhaupt nicht festzustellen ist. Den Wachtmeistern, mit denen allein der Gefangene zu tun hat, sind zwei Dinge ausschlaggebend für die Beurteilung: Zelle blitzblank geputzt und niemals „auffallen". Jede Regung des eignen Willens ist hochverdächtig. Und diese Wachtmeister werden allein gefragt, wenn es sich um eine Begutachtung des „Eingestuften" handelt. Die mittlern und Oberbeamten kennen die Gefangenen nicht, sie haben mit der Bearbeitung der Akten vollauf zu tun. Es vergehen Wochen, ehe ein Eingestufter seinen Direktor zu Gesicht bekommt; mit ihm sprechen kann er nie, es sei denn aus Anlaß einer Beschwerde — und wer sich beschwert, ist für das Stufensystem nicht geeignet. Jede Einwirkung von Lehrer oder Pfarrer ist an persönliche Vormeldung gebunden. Es ist nichts Außergewöhnliches, daß ein Eingestufter nach monatelangem Aufenthalt den Lehrer noch nicht einmal von Ansehn kennt.

Wie ein Stufensystem, wenn es wirksam sein sollte, aussehen müßte? Es müßte auf grundsätzlich alle Gefangenen Anwendung finden, die eine längere Strafe als drei Monate zu verbüßen haben. Es müßte dem Gefangenen den Willen und das Verfügungsrecht über sich selbst wiedergeben. Jetzt ist er von früh bis spät von Geboten und Verboten eingeengt. Jede Willensregung wird systematisch unterdrückt. Der Minister legt das Schwergewicht nicht auf Erleichterungen sondern auf das Recht des Gefangenen zur Mitarbeit in der Anstalt. Nicht einmal der Versuch zur Realisierung des ministeriellen Wollens wird gemacht. Sehr wirksam wäre es, wenn man eine weitgehende Selbstverwaltung einführen wollte. Und dann: Fort mit der Briefzensur. Sie lastet wie ein Alb auf den Gefangenen und erzieht zur Heuchelei. Sie verhindert die Pflege wirklicher Familienbeziehungen, die für den Entlassenen äußerst wichtig sind. In Wirklichkeit bestehen ungezählte Möglichkeiten des unbeaufsichtigten Verkehrs mit der Außenwelt, die nur durch das Bestehen der Briefzensur florieren.

Grundsätzlich besser als das heutige System, bei dem sich der Gefangene die Einstufung durch sein Verhalten verdienen — besser gesagt erschleichen — muß, wäre, es umgekehrt zu machen: alle Gefangenen werden eingestuft, sie verlieren die Vergünstigung, wenn sie sich etwas zuschulden kommen lassen.

In Wirklichkeit stehen aber die 92 Prozent der Nichteingestuften und die 8 Prozent der Eingestuften nach ihrer Entlassung gleich mittellos auf der Straße. Die ganze Erziehung wird dadurch illusorisch. Bei der Lage der Staats- und Gemeindefinanzen ist an durchgreifende Hilfe, die die Entlassenen vor Rückfall schützt, nicht zu denken. Soll man deshalb fatalistisch den Dingen ihren Lauf lassen?

Ein mehrfach Vorbestrafter macht seinen Leidensgenossen folgenden Vorschlag: „Jeder Entlassene, auch der vielfach Vorbestrafte, hat den dringenden Wunsch: niemals wieder

dorthin zurück! Jeder möchte arbeiten, aber er will keine ‚milden Gaben'. Er will auch keine Bevormundung, die sein bitteres Los im Gefängnis war. Arbeitsbeschaffung durch die Arbeitsämter ist sehr schwierig. Es bleibt nur der Weg der Selbsthilfe. Der Verdienst, den der Gefangene im Jahr erarbeitet, beträgt im Mittel 300 bis 400 Mark. Davon behält der Staat dreiviertel für sich ein. Für das letzte Viertel kann sich der Inhaftierte Seife, Tabak, Fett kaufen. Verzichtete der Staat im Interesse der Herabsetzung der Kriminalität auf ein weiteres Viertel des Arbeitsverdienstes, so käme damit eine Summe zustande, mit der sich schon eine Möglichkeit böte, dem Entlassenen produktiv zu helfen. Dafür ist aber besonders wichtig, daß der Gefangene sich schon in der Strafzeit durch eigne Arbeit auf ein neues Leben vorbereitet. Wohlfahrtsämter, Versicherungsgesellschaften, Industrie- und Einzelhandelskonzerne haben ein großes finanzielles Interesse an der Verminderung der Kriminalität. Sie müßten — um Geld zu sparen — zu der produktiven Beschäftigung Entlassener beitragen."

Die Organisation der Entlassenen zu gegenseitiger Hilfe und produktiver Arbeit ist im Entstehen. Das Vorurteil gegen Vorbestrafte muß in dem Augenblick fallen, wo man weiß, daß es sich um die ungeheure Zahl von 10 Millionen handelt. Wem die Zahl übertrieben scheint, der lese im offiziellen Führer der Stadt Berlin nach. Da steht ein Aufsatz des verstorbenen katholischen Sozialpolitikers Karl Sonnenschein, in dem der Umfang der Kriminalität eindringlich geschildert wird. Allein für Berlin nannte Sonnenschein als jährliche Zahl der Entlassenen aus sämtlichen Strafanstalten 110 000. Täglich 300! Wenn man diese Zahlen Sonnenscheins auf das Reich und auf eine Generation umrechnet und immer nur ein Drittel als Neubestrafte annimmt, wie dies den Verhältnissen von Tegel und Plötzensee entspricht, so kommt man auf die gleiche Zahl von 10 Millionen.

Der Oberlandjäger von Arno Mühlen

Der Korridor ist nicht nur ein geographischer und wirtschaftlicher Trennungsstrich zwischen Ostpreußen und dem Reich, er ist vor allem die chinesische Mauer, hinter der unverblümt und ungeschminkt eine Reaktion gedeiht, die sich weit vom Schuß weiß. Der Großgrundbesitz dominiert hier und hält die Landarbeiterschaft noch genau so wie in frühern Zeiten in patriarchalischer Abhängigkeit. Unter diesen Umständen wird jede freiheitliche Anschauung terrorisiert, und wer es wagt, sich offen für die verhaßte Republik einzusetzen, erhält den Laufpaß. Dies ist die politische Atmosphäre in Masuren. Der Stammtisch ist der Treffpunkt für die disputierende Clique und der Ort, von dem aus Intriguen gegen unangenehme Gegner gesponnen werden.

Ein derartiges Milieu ist für ein Großstadtgehirn schwer faßbar. Daher können gewisse Ministerialräte in Berlin und Königsberg nur schwer das Drum und Dran manches in einem Aktenstoß verzeichneten Vorganges begreifen. Für die Bureaukratie bleibt eben dieses Aktenbündel nur ein Fall, mag davon auch die Entscheidung über eine bürgerliche Existenz oder gar ein Menschenschicksal abhängen.

Seit drei Jahren führt der Oberlandjäger Reinholz in Skottau, Kreis Neidenburg, einen verzweifelten Kampf um seine Rehabilitierung.

Im Hochsommer 1928 wurde seine Frau, während er sich auf einem Dienstgange befand, von dem ihm vorgesetzten Gendarmerie-Oberleutnant Brandstätter, laut seiner bei der Staatsanwaltschaft Allenstein eingereichten Anzeige, vergewaltigt. Es hat eine eigne Bewandtnis damit, daß die Anzeige erst viel später, am 1. Dezember 1929, der Staatsanwaltschaft in Allenstein unterbreitet wurde. Reinholz hatte nämlich sofort nach Kenntnisnahme dem damaligen Landrat von Mirbach mündliche Anzeige erstattet. Dieser Dienstvorgesetzte versicherte hoch und heilig, die Untersuchung unverzüglich vorzunehmen. Er beschwor weiter den vollkommen zusammengebrochenen Reinholz, daß er wie auch seine Ehefrau zu keinem Menschen über diesen Vorfall sprechen dürften. Als alter Soldat, im Subordinationsgefühl groß geworden, vertraute der Oberlandjäger seinem Landrat. Reinholz sollte schwer enttäuscht werden. Als Ende 1929 der Landrat von Mirbach starb, da mußte Reinholz zu seinem Schrecken erfahren, daß er das Opfer einer Illusion geworden war.

Jetzt erst reichte er schriftlich die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft Allenstein ein, und diese erstreckte, weil Brandstädter immer wieder behauptete, Reinholz das letzte Mal am 27. April 1928 in Gegenwart des Landjägermeisters Schober revidiert zu haben, die Untersuchung nur auf diesen Punkt. Die Zeitangabe, „Hochsommer 1928", also die Zeit „Ende Juli bis Anfang August", ist allein ausschlaggebend. Reinholz reichte als Beweis, daß der Oberleutnant ihn auch nach dem 27. April 1928 revidiert hatte, seine Dienstbücher ein. Unter dem 24. Juni 1929 hat der Untersuchungsrichter dies auch schriftlich zu den Akten vermerkt. Dieses Moment ist von der Staatsanwaltschaft niemals beachtet worden. Untersuchungen gehen hin und her, das Ende vom Liede ist: gegen den anzeigenden Oberlandjäger Reinholz wurde das förmliche Disziplinarverfahren mit dem Ziel der Dienstentlassung auf Grund von allerlei zusammengetragenem Material anhängig gemacht. Reinholz wehrt sich bis zum heutigen Tage mit einer bewundernswerten Kraft gegen dies Unrecht.

Die Affäre Reinholz-Brandstädter ist ein ungewöhnlicher Einzelfall in der preußischen Gendarmerie, aber sie ist symptomatisch dafür, wie man einem Beamten, der obendrein als Republikaner verabscheut ist, an den Kragen geht.

Oberleutnant Brandstädter verdankt seine Beförderung vom Landjägermeister zum Offizier dem verstorbenen Landrat v. Mirbach, der auch deutschnationaler Landtagsabgeordneter gewesen ist. Brandstädter, der früher bei der Kavallerie gestanden hat, wird vielfach als gewalttätiger und rechthaberischer Vorgesetzter bezeichnet. Allgemein soll er durch sein rigoroses, zum Teil sogar brutales Vorgehen in den Ruf eines schneidigen Beamten gekommen sein und dadurch bei seinen Vorgesetzten Eindruck machen.

Verschärfend fällt ins Gewicht, daß Brandstädter bereits mehrmals in den Verdacht der Notzucht geriet, so 1920 im Falle einer Frau Brothus und 1924 eines Fräulein Kasparik.

In beiden Fällen ergab sich zwar bei der Untersuchung die Haltlosigkeit der Behauptungen, aber mit vollem Recht rügt der Rechtsvertreter des Reinholz, der berliner Strafverteidiger Doktor Frey, die Kraftlosigkeit, mit der die Untersuchung geführt wurde.

In seiner Beschwerdeschrift vom 28. Januar 1931 an den preußischen Justizminister führt Doktor Frey richtig aus: „Wer die Akten 4 J 5526 der Staatsanwaltschaft Allenstein mit offenen Augen liest, der sieht, daß es sich da nicht um eine haltlose Beschuldigung handeln kann, sondern daß wirklich erhebliche Verdachtsgründe gegen den Beschuldigten vorliegen. Typisch ist, daß der Beschuldigte in der gleichen Weise wie in der vorliegenden Sache Reinholz vor-

gegangen ist. Das am Schluß der Akten befindliche Schreiben des Generalstaatsanwalts vom 6. Juli 1926 zeigt, daß selbst die Staatsanwaltschaft von der Möglichkeit, daß hier ein solches Verbrechen vorlag, ausgegangen ist."

Eine dritte Notzuchtsanzeige, sogar von der Frau eines Untergebenen eingereicht, hätte nunmehr den aufsichtführenden Behörden unbedingt das Gewissen schärfen müssen. Wie konnte die Staatsanwaltschaft in Allenstein und der Generalstaatsanwalt in Königsberg zulassen, daß ihr höchstes Hilfsorgan im neidenburger Kreise, sollten auch die frühern Anzeigen gegen Brandstädter in Dunst aufgegangen sein, den Angeschuldigten beim dritten Mal nicht wenigstens bis zur Klärung vom Amte suspendierte. Statt dessen darf der Oberlandjäger Reinholz seit Februar 1929 keinen Dienst mehr verrichten, ja viele Monate mußte er mit lumpigen 98 Mark sein Dasein fristen und dazu noch zum Gespött aller Leute im Kreise weiter verbleiben. Erst die sozialdemokratische Abgeordnete Wohlgemuth hat Reinholz wieder zu seinem vollen Gehalt verholfen.

Es ist ein unglaublicher Skandal, daß man Brandstädter seinen Wohnsitz nicht anderweitig aufzuschlagen veranlaßt. Jedermann im Kreise kennt die Affäre. Und über das Weichbild des Kreises hinaus kennt die ganze Provinz Ostpreußen den „Fall Reinholz".

Eigentümlich muß es berühren, daß dreimal der Oberleutnant der Gendarmerie der Notzucht angezeigt wird. Warum gerät ein Nachtwächter nicht in solchen Verdacht?

Selbst wenn alle Verdächtigungen gegen Brandstädter nur auf Tratsch beruhen, so muß dennoch die Behörde Sorge tragen, daß eine Persönlichkeit mit so umfassender Exekutivgewalt, wie sie einem Gendarmerieoffizier zusteht, sich eines einwandfreien Renommees erfreut.

Zweifellos spielt in Ostpreußen der Alkohol eine große Rolle, und so kam es auch dann und wann vor, daß der Oberlandjäger Reinholz als nicht sattelfester Trinker unangenehm auffiel. Dieser Beamte, welcher vorzügliche Dienstzeugnisse vorlegen kann, wird von seinem Oberleutnant in die für einen Polizeibeamten ungeeignetste Unterkunft, in einer Dorfkneipe, einquartiert, obwohl genügend andre Zimmer vorhanden waren. Hier nimmt der Konflikt Reinholz-Brandstädter seinen Ausgang. Als dann Anfang 1928 die Ehefrau Reinholz aus Westfalen nach Skottau nachfolgte, meinte sie während einer Revision der Dienstwohnung durch den Oberleutnant, daß ihr Mann diese Versetzung dem Minister Grzesinski verdanke. Worauf Herr Brandstädter mehr volkstümlich als respektvoll entgegnete, das sei „so ein Polack, das sehe man doch schon aus dem Namen". Kein Staatsanwalt hat sich mit dieser Angabe von Reinholz befaßt.

Der Oberleutnant hat in der Disziplinarsache beschworen: Reinholz sei ein schlechter Beamter und schwer von Begriff. Auch habe ihm der praktische Arzt Doktor Jäger in Neidenburg kürzlich gesagt, daß er Frau Reinholz für eine vollständig unter den § 51 fallende Frau halte und Reinholz mindestens zu drei Vierteln darunter falle. Worauf stützt sich diese Aussage des Oberleutnants?

Der Untersuchungskommissar hat Reinholz auf seinen Geisteszustand beobachten lassen. Das Gutachten des Kreisarztes lautet klipp und klar, daß der Oberlandjäger Reinholz nicht geisteskrank ist. Reinholz besitze nur eine gewisse Minderwertigkeit, die vielleicht durch sein sexuales Unvermögen infolge einer Kriegsverwundung verursacht oder ungünstig beeinflußt worden sei. Alles dies mußte der Kreisleiter der Gendarmerie, Major Souffner in Allenstein, wissen. Trotzdem wagt er es, am 28. März 1931 zu Lyck vor allen Beamten wiederum auszusprechen, daß die Ehefrau Reinholz hundertprozentig und er mindestens sechzigprozentig verrückt sei. Er wäre schon längst pensioniert worden, wenn nicht der Kreisarzt zu seinen Gunsten entschieden hätte.

Wie darf ein blutiger Dilettant das medizinische Gutachten des gewiß sorgfältig vorgegangenen Kreisarztes, nur weil es ihm nicht paßt, vor versammelter Mannschaft derartig ins Gegenteil kehren?

Wenn der Generalstaatsanwalt in Königsberg unter dem 30. September 1930 anführt, daß die Darstellung der Frau Reinholz über den Vorfall sich ständig geändert hat, so ist auch das für den Psychologen nicht unbegreiflich.

Man bedenke, daß das Ehepaar Reinholz streng katholisch ist und ganz in katholischen Moralauffassungen lebt. Es ist daher einleuchtend, daß die Frau sich lange geschämt hat, den traurigen Vorfall ihm, dem Impotenten, zu schildern. Man erlebt ja bei vielen großen Sittlichkeitsprozessen, daß die weiblichen Zeugen sich nicht mehr erinnern wollen. Sie ziehen es vor, den Täter straffrei ausgehen zu lassen, weil sie sich vor den Augen der Öffentlichkeit schämen. Was sich hier abspielt, ist eine stille Hinkemann-Tragödie. Die Frau hat gewußt, wie schrecklich ihr Mann durch eine Schilderung des an ihr begangenen Verbrechens verletzt werden würde. Sie hat deshalb bis zuletzt, also bis zur eidesstattlichen Versicherung, mit der vollen Wahrheit zurückgehalten.

Recht bezeichnend ist, wie man nicht nur den Oberlandjäger und seine Ehefrau zur Strecke bringen will. So hat Brandstädter auch gegen den verantwortlichen Schriftleiter der ‚Preußischen Polizeibeamtenzeitung', die sich mit diesen Dingen beschäftigt hat, eine Beleidigungsklage anhängig gemacht. Wichtig genug ist die Feststellung, daß diese Klage unter dem Drucke des preußischen Innenministeriums erfolgt ist, um den häßlichen Fall auf diesem Wege aus der Welt zu schaffen. Weiterhin schwebt ein Beleidigungsprozeß Brandstädters gegen Reinholz selbst. Bereits am 13. August sollte der erste Termin stattfinden. Aber in letzter Minute setzte ihn das neidenburger Amtsgericht ab. Man geht in Ostpreußen folgerichtig gegen Reinholz vor: Hat man ihn nämlich erst als Angeklagten im Beleidigungsprozesse erledigt, kann er unmöglich später in der eignen Anzeige mit seiner Frau als Zeuge zum Eid zugelassen werden!

Der Polizeiminister Severing ist über den Fall Reinholz informiert. Bei ihm liegt es, für Abhilfe zu sorgen.

Hegel von Hellmuth Falkenfeld

Zur 100. Wiederkehr seines Todestages

Ich weiß, so ruft der Blinde, dort sind Räume.
Nur seh ich nicht in ihnen Haus und Hof. —
Ich sehe nur Vernunft, wo ihr seht: Bäume.
So spricht der hochgeehrte Philosoph.

Denn die Vernunft, sie läßt die Veilchen sprießen,
Die Wälder, Staaten, Kriege und noch mehr.
Und wenn sich draußen tot die Menschen schießen,
Dann lärmt — nach Hegel — nur der Weltgeist sehr.

Nun sind seit damals 100 Jahr verflossen.
Das Gras, das drüber wuchs, ward rot von Blut,
In Kriegen hunderttausendfach vergossen,
Und dennoch freut der Satz: Was ist, ist gut.

Dem Weltgeist ist nun mal nicht beizukommen.
Solch ein dogmatischer Begriff hats gut.
Mag uns die Katastrophe auch nicht frommen,
Er bleibt gesund! Wir opfern ihm mit Blut!

Rapprochement von Heinz Pol

Aus einem demnächst im Adalbert Schultz-Verlag, Berlin, erscheinenden Roman „Patrioten", der zur Zeit der Pariser Sachverständigen-Konferenz spielt.

Galt die Deutsche Botschaft als das offizielle Vermittlungsbureau, so war Ullmanns Villa die schwarze Börse für die Meinungen der Politiker und Sachverständigen aller Länder. Und wer jetzt während der Konferenz von einflußreichen Leuten, ganz gleich welcher Art, nach Paris kam und nicht sofort seine Karte bei Ullmann abgab, war verloren in diesem vielsprachigen Strudel, der schleusenlos die Stadt überflutete.

An diesem Abend verteilte sich die gute Gesellschaft auf die drei Salons des Hauses Ullmann. Wie stets, hielt sich die Mehrzahl der Damen im letzten und hübschesten Zimmer auf, um hier in Ruhe ihre Bridge-Partien an den kleinen grünen Tischen zu spielen. Die beiden andern überhell erleuchteten Salons, die im Stil der Restaurationszeit gehalten waren, wiesen eine imponierend große Zahl der verschiedensten Sitzgelegenheiten auf, die an die Wand gerückt waren: die Mitte des Zimmers wurde, sowie das Diner beendet war, stets frei gehalten für die Gruppen der sich meist stehend unterhaltenden männlichen Gäste. Ullmann sah es als eine seiner vornehmsten Aufgaben an, immer wieder neue Gruppen zu arrangieren.

Erst im zweiten Zimmer gewahrte Edgar in einer Herrengruppe den korpulenten Gastgeber, seinen Chef und den unscheinbaren Herrn Löser, den Vorsitzenden der Deutschen Industriekammer und zweiten Führer der deutschen Delegation. Den Rest bildeten zwei französische Abgeordnete und einige andre, deren Gesichter Edgar fremd waren...

Man trat zu der Gruppe, Ullmann begrüßte Edgar mit einer Flut fetter Schmeicheleien. Er hatte aus der Praxis gelernt, daß es wichtiger sei, der Freund des Privatsekretärs zu werden als der des Chefs. Noch während er Edgar beide Hände schüttelte, setzte er das Gespräch mit einem der französischen Gäste fort. Der Franzose war ein ehemaliger General, der bei Friedensschluß seinen Abschied genommen hatte und nun den sehr einträglichen Posten eines Ehrenmitgliedes der nordfranzösischen Wiederaufbaugesellschaft bekleidete. Deren Hauptsorge war es, immer wieder neue Gegenden aufzufinden, die während des Krieges zerstört worden waren, wobei sich im Laufe der Jahre herausstellte, daß die Verwüstungen von der Nordsee bis etwa Bordeaux sich erstreckten...

„Wir müssen uns doch bald ein Dutzend Jahre kennen, mein sehr verehrter Herr Ullmann", rief der General dröhnend aus. „Ich trug, glaube ich, noch die Uniform, als Sie das erste Mal Paris beehrten."

„Stimmt, stimmt, damals war es noch etwas ungemütlich hier. Ich sprach noch schlecht französisch, zum Glück hielt mich das Hotelpersonal für einen Engländer oder Russen. Daß ein ‚Boche' es wagen sollte, sich 1919 in Paris aufzuhalten, auf diese Idee kam kein Mensch. Das hat sich ja gründlich geändert." In der Tat war Ullmann der vielleicht allererste Deutsche,

der knapp nach Unterzeichnung des Versailler Vertrages nach Paris fuhr und dort Geschäfte erledigte. Allerdings handelte es sich um ein sehr wichtiges und, wie man sich auszudrücken beliebte, „halboffizielles" Geschäft. Ullmann war damals Aufsichtsratsmitglied des im Kriege groß gewordenen deutschen Chemietrusts. Im Juni 1919 bereits bahnte sich ein schriftlicher Verkehr zwischen dem deutschen Trust und der entsprechenden französischen Chemie-Vereinigung an. Im Oktober fuhr Ullmann nach Paris und schloß dort nach vierzehntägiger Verhandlung einen Vertrag mit dem französischen Kriegsministerium und der halbprivaten Société d'Etude de l'Azote. Nach diesem Vertrage überließ der deutsche Chemie-Trust den Franzosen eine Reihe wichtiger Farben-Patente. In Deutschland brauchte man Kapital, und da sich der Trust in dem Vertrag weiter verpflichtete, in den nächsten fünfzehn Jahren keine Konkurrenzfabrik in Frankreich zu errichten, so bekam er als Gegendienst eine Frankensumme, mit der man den Ausbau des Konzerns in Mitteldeutschland sorgenlos fortsetzen konnte. Allerdings machte die Deputiertenkammer hinterher nationale Bedenken geltend, so daß der Vertrag nominell erst im Jahre 1923 in Kraft treten konnte. Dennoch waren die Anbahnung der Beziehungen und der schließlich zustande gebrachte Vertrag allein das Werk Ullmanns, der unermüdlich Händedrücke ausgetauscht hatte. Am schwierigsten hatten sich die Endverhandlungen gestaltet, da sie ja zeitlich grade mit der Ruhrbesetzung zusammenfielen. Ullmann machte eine abenteuerliche Fahrt mit dem Flugzeug über das schwelende Gebiet des passiven Widerstandes. Der Apparat wurde beschossen, der Flugzeugführer, ein ehemaliger Kampfflieger, weigerte sich, wieder in die Maschine zu klettern, als er bei der Zwischenlandung in Krefeld erfuhr, wohin die Reise gehen sollte. Ullmann mußte ihm beteuern, daß es ich um eine nationale Aktion handele. Wenn sie gelinge, werde der Flugzeugführer hoch belohnt werden. Später löste Ullmann sein Versprechen ein: der Kampfflieger bekam einen hochdotierten Ruheposten in einer süddeutschen Farbenfabrik.

Jetzt sprach Ullmann über diese Erlebnisse, speckig lächelnd und zwischendurch die Gäste zum Trinken animierend. Dann wandte er sich in bester Laune an Fahrenkamp: „Tempi passati! Heute gibts viel wichtigere Angelegenheiten, nicht wahr? Sie haben mir zum Beispiel immer noch nicht auseinandergesetzt, wieso eigentlich die Verhandlungen seit acht Tagen stocken." Als er bemerkte, daß sich die Franzosen entfernten, beugte er sich mit gewichtigem Gesicht vor: „Ich sehe sehr, sehr schwarz. Die Herren vom Comité de Forges sind außer sich, sie verstehen weder die erhöhten Ansprüche noch die Verschleppungstaktik der Deutschen."

Der Generaldirektor warf einen Blick auf die beiden Herren, die zurückgeblieben waren und sich den Anschein gaben, als ob sie das Gespräch nicht im geringsten interessierte. Der kleinere von ihnen hieß Wertheim und war der Herausgeber einer Wirtschaftskorrespondenz in Berlin. Da er in seinen Artikeln die grade in Mode stehende Forderung nach Wirtschaftsdemokratie verfocht, erfreute er sich eines nicht unbedeuten-

den Einflusses auf die Börsenkreise und gewisse Regierungsstellen. Als einer der zahllosen berliner Journalisten österreichischer Schule war er überall dabei. Nicht ohne tiefere Berechtigung hielt er die Geselligkeit für die beste Informationsquelle.

Für Fahrenkamp war die Anwesenheit Wertheims in Paris nicht von großer Wichtigkeit. Ob er gegen ihn schrieb oder nicht, ließ ihn kalt. Fahrenkamp war ein Wirtschaftsführer vom alten Schlage: er verachtete die Zeitungen aus tiefster Seele. Aus den Erfahrungen seiner Jugend hatte er gelernt, daß die Journalisten Pläne und Ideen der Industrie wohl aufdecken und angreifen, aber keineswegs verhindern können.

Weit bedeutungsvoller schien Fahrenkamp die Anwesenheit des zweiten Herrn, der neben Wertheim stand. Es war Graf Schulenburg, früherer Botschafter in Rom und ehemaliger kaiserlicher Staatssekretär.

Solange Schulenburg unbeweglich dem Gespräch zuhörte, mußte Fahrenkamp vorsichtig seine Worte wählen, denn die ganze Delegation wußte bereits, daß der Graf in geheimem Auftrag von der berliner Regierung nach Paris geschickt worden war. Er war so unvorsichtig, die ersten acht Tage in der Botschaft zu wohnen, so hatte man sofort die Gewißheit, daß er nicht zum Vergnügen gekommen war. Schulenburg war durch die Heirat mit der Tochter eines Kohlenmagnaten von Mitteldeutschland zu einem wirtschaftlich interessierten Menschen geworden. Der Konzern seines Schwiegervaters war einer der wenigen, dessen zahlreiche Kohlengruben und Hüttenwerke noch immer in keinerlei Verbindung mit der Stahl- und Eisentrust A. G. standen, sondern betont selbständig wirtschafteten. Die geschäftlichen Interessen des Schwiegervaters hatten sich in den letzten Jahren immer mehr Rußland zugewandt, hierbei war er den Absichten des Trusts in die Quere gekommen, der auf dem Umwege der europäischen „Stahlgemeinschaft" Rußlands Markt zwangsweise zu erobern hoffte. Diese natürliche Gegnerschaft, die, wie immer im Wirtschaftsleben, aus der Gleichheit der Interessen entsprang, stempelte den Grafen Schulenburg in den Augen der Regierung zu einem geeigneten Objekt, um die pariser Regierungsstellen möglichst vorsichtig aufzuklären. Und zwar darüber, daß alle Wirtschaftskreise in Deutschland eine schnelle Lösung der ganzen Kriegslastenfrage ersehnten und deshalb gewillt seien, den Widerstand der schwerindustriellen Gruppe zu brechen. Der ehemalige Staatssekretär, restlos glücklich, endlich wieder seine diplomatischen Talente spielen zu lassen, hatte keinen Augenblick gezögert, den heiklen, aber standesgemäßen Auftrag zu übernehmen.

Vor diesem geheimen Gesandten also mußte Fahrenkamp seine Zunge im Zaum halten. „Nun," wiederholte Doktor Ullmann, „Sie wollten uns doch aufklären! Man erfährt ja überhaupt nichts mehr in diesem Paris! Seit drei Tagen schweigt alle Welt, läuft mit ernsten Mienen herum, zuckt die Schultern und weigert sich, mehr als ein Glas Champagner zu trinken. Man könnte fast auf den Gedanken kommen, daß Sie sich geeinigt haben."

„Machen Sie keine Witze!" sagte Fahrenkamp und legte mit Betonung seine Stirn in Falten.

„Ich mache gar keine Witze!" Ullmann spielte den ehrlich Empörten. „Aber ich habe leider Gottes mehr Konferenzen mitmachen müssen als Sie. Ich war in Genua und in Lausanne und in London, und dreimal bin ich jedes Jahr in Genf. Ich kenne den Rummel. Eine Einigung kommt immer nur dann, wenn es kurz vorher eine Krise gab und jeder schon den berühmten Koffer gepackt hat, den er gar nicht mitgenommen hat. Es ist immer dasselbe Theater. Hier sieht es ja nun auch wieder so aus, als ob die Schlafwagenplätze bereits vorbestellt sind."

Ullmann war in der Tat aufs stärkste interessiert, zu erfahren, inwieweit die Gerüchte auf der pariser Börse stimmten, die eine ihm sehr peinliche Baisse hervorgerufen hatten.

Fahrenkamp zuckte die Achseln. „Vorhin meinten Sie, die deutsche Delegation treibe ‚Verschleppungstaktik'. Kein Vorwurf ist ungerechter als dieser." Fahrenkamp gewahrte mit Vergnügen, wie Graf Schulenburg die Ohren spitzte. „Sie müssen diese Konferenz nicht mit irgendeiner der politischen Konferenzen vergleichen, die Sie ja so ausgezeichnet zu kennen scheinen. Die Verantwortung, die wir hier als Nichtpolitiker zu tragen haben, ist ungleich schwerer, am schwersten ist sie für die deutsche Delegation selbst. Wenn wir wirklich jetzt zögern — tatsächlich aber verhandeln wir unterirdisch weiter, so zögern wir nur aus einem einzigen Grunde, nämlich um im Interesse Deutschlands zu bessern Bedingungen zu kommen."

„Alles gut und schön." Ullmann wiegte sich in den Hüften. „Aber haben Sie vielleicht auch gelesen, wie Berlin reagiert? Auf der pariser Börse sind die Baissiers obenauf, in Berlin feiern sie Triumphe. Gestern war dort ein schwarzer Tag wie seit Jahren nicht mehr. Grund: die Sachverständigen-Verhandlungen. Vielleicht ist man in Berlin besser unterrichtet als in Paris?" Ullmann gab sich so schnell nicht geschlagen, er mußte sich noch an diesem Abend entscheiden, ob er seine Engagements an der pariser Börse lösen sollte oder nicht ...

Edgar blieb bei Ullmann stehen, man zog ihn ins Gespräch, vermied aber jetzt Andeutungen über die Konferenz, da man ja wußte, daß dieser Sekretär doch nie etwas andres sagen würde als sein Chef. Ullmann sprach unaufhörlich weiter, er erzählte von den großen Häuserkäufen Deutscher in Paris. Im selben Atem klagte er über die schlechten Geschäfte: „Die Inflation in Frankreich ist zu Ende, überall in Europa haben sich die Währungen stabilisiert, es lohnt sich nicht mehr, an die Börse zu gehen. Wenn diese Depressionen anhalten, haben wir in fünf Jahren den nächsten Krieg. Keine Konferenz wird ihn aufhalten."

Alles lachte, keiner nahm Ullmann ernster als er es verlangte. Wenn er trotzdem Wahrheiten aussprach, an die jeder insgeheim glaubte, war es angenehmer, sie wie einen faulen Witz aufzunehmen.

Charakterdeutung als Wissenschaft

von Rudolf Arnheim

III

Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß es gegen die Astrologie und die Chirologie noch andre Einwände gibt als jenen rein negativen, daß sich bisher noch keine reale Beziehung zwischen Gestirn und Mensch, zwischen Handlinien und Charakter habe aufzeigen lassen. Denn es könnte ja, auch wenn es unwahrscheinlich ist, sein, daß eine solche Beziehung noch gefunden würde, und gegen eine rein empirische Erforschung dieser Gebiete wäre damit noch nicht viel gesagt. Läßt sich aber zeigen, daß der Glaube, es beständen solche Beziehungen, nicht so sehr auf Naturtatsachen gestützt ist als sich aus Eigenschaften unsres Erkenntnisapparats und Bedürfnissen unsres Gemütslebens erklärt, so wäre dieser Glaube damit recht verdächtig gemacht und die Lust, seine Berechtigung nachzuprüfen, stark vermindert.

Bekanntlich besteht der stärkste Beweis gegen das Dasein Gottes darin, daß man sagt: Die Menschen haben ein heftiges Bedürfnis, beschützt und gerecht behandelt zu werden. Die Projektion dieses Wunsches in eine Gegend der Wirklichkeit, die sich unsern Blicken entzieht, nämlich in den „Himmel" bzw. in die Sphäre der Unsichtbarkeit, ergibt Gott. Und die Eigenart des primitiven Erkenntnisapparats, alle Dinge und Ereignisse der Welt nach Analogie des Menschenlebens zu erklären, ergibt die Theorie vor einem ins Erhabene vergrößerten Menschen als Weltschöpfer, der die Welt auf dieselbe Weise konstruiert hat, wie Menschen Häuser bauen, Lehmgefäße formen (Erschaffung des Menschen: „Erdenkloß"!), Äcker bestellen. Durch solche Einsicht wird die Wahrscheinlichkeit, daß es einen Gott wirklich gebe, äußerst gering. Und ähnlich spricht es gegen den okkultistischen Geisterglauben, daß wir in ihm die uralte menschliche Besonderheit wiedertreffen, sich nicht mit dem Tode, dem Nichtmehrsein, abfinden zu können. Der aus starken Wunschbedürfnissen und der Unvollkommenheit früher Erkenntnisse stammende Glaube an das Leben nach dem Tode, bisher ein religiöses Dogma, soll nun „wissenschaftlich" bewiesen werden. Kommt hinzu, daß man glaubt, sich mit etwas Geistigem zu beschäftigen, wenn man sich mit Geistern befaßt. Dieser Irrtum beruht auf der Doppelbedeutung des Wortes „Geist" und ist ein Beitrag zu der Verwechslung des Begriffspaars „materiell — psychisch" mit dem durchaus andern „materialistisch — idealistisch" einem besonders in Deutschland beliebten Gesellschaftsspiel.

Daher scheint es so plausibel, die okkultistischen Phänomene als durchaus nicht metaphysische Auswirkung noch unentdeckter menschlicher Kräfte zu erklären. Denn so wird das, was gegen die Geistertheorie spricht, nun positiv zur Erklärung herangezogen: daß die Menschen dazu neigen, Psychisches, vor allem Erwünschtes, nach außen zu projizieren, zu „materialisieren"!

Ähnliche Argumente nun sprechen gegen Astrologie und Chirologie. Daß beide Betätigungen so alt sind, braucht nicht

zu bedeuten, in der Dingwelt seien dringliche Hinweise auf sie vorhanden. Sondern es braucht nur zu bedeuten, daß sie aus ewigen Bedürfnissen des Gemüts bzw. aus Eigenarten der primitiven Erkenntnis stammen.

Der allumfassende Egozentrismus, durch den das primitive Weltbild (des Kindes wie des Naturmenschen) charakterisiert ist, führt dazu, daß der Mensch sich nicht vorstellen kann, irgendwo in der Welt könne von anderm gehandelt werden als eben von ihm und seinen Bedürfnissen. Er glaubt, daß die Tiere, die Pflanzen, die Elemente nur ihm zuliebe oder ihm zuleide handeln, und es gehört zu den schmerzhaftesten und wichtigsten Erfahrungen der phylogenetischen wie der ontogenetischen Entwicklung, daß es Gesetze und Aktionen in der Welt gibt, die nicht auf den Menschen (resp.: diesen Menschen) zielen, auch wenn sie auf ihn wirken! Aus demselben Grunde glaubt der primitive Mensch sich und sein Schicksal überall dort abgebildet, wo den Erscheinungen nicht strikt ein leicht einsehbarer Zweck zukommt. So wie er der Bahn des Vogelfluges Nachrichten über die Zukunft entnimmt, so hängt sich sein Wissensdrang an die Bahnen der Gestirne und der Handlinien, die für ihn nicht anderweitig an irgend einen Sinn gebunden sind. Es kann auch der Kaffeegrund sein oder das Eingeweide eines geschlachteten Opfertiers — überall wo seltsame Form ohne Sinn sich anbietet, ergreift er die Gelegenheit, sich selbst zu ergründen. Diese Beziehungen, die er da zwischen sich und den Dingen herstellt, stammen nicht aus seiner physikalischen Einsicht sondern aus seiner psychischen Konstitution. Und das hindert uns, sie für verifizierbar zu halten.

Bezeichnend für den Weg der Erkenntnis ist weiter, daß sie vom Sinneseindruck zum Wesen der Dinge vordringt. Das ptolemäische System ist das geschichtlich frühere, weil es beruht auf der naiven Gesichtsvorstellung, gegen die dann Kopernikus ankämpfen muß. Die Astrologie nun, deren Grundbegriffe ja aus sehr alter Zeit stammen, ist voll von Dingen, die nur im subjektiven, nicht mehr im objektiven Weltbild Geltung haben können. Über das, was auf Erden eben geboren wird, entscheidet, wie Robert Henseling in der ‚Literarischen Welt' sagt, das, was am Himmel grade „geboren" wird, indem es für den gegebenen Horizont aufgeht. Nun ist aber der Horizont zwar eine sehr wichtige Markierung für den Augenschein, jedoch diese rein perspektivische Verdekkung eines Gestirns ist zweifellos kein Faktor von realer, physikalischer Wirksamkeit. Ebenso steht es mit der perspektivischen Projektion der Planeten auf den Himmelshintergrund, die Himmelsrichtungen der Tierkreiszeichen. Die Bahn eines Planeten am subjektiven Himmel ist eine völlig schiefe, uncharakteristische Abbildung seiner wirklichen Bewegung im Sonnensystem, die allein doch von Bedeutung für jenen hypothetischen Einfluß der Planetenbahnen auf den Menschen sein könnte, und ebenso ist die gesamte Gestirnkonstellation, nach der das Horoskop gestellt wird, ein subjektiv-sinnliches, ptolemäisches Zerrbild. Was wir hier meinen, wird besonders deutlich, wenn man hört, daß der mit der größten Beweglichkeit am Himmel wandernde Planet (Merkur) die beweglichsten Gei-

ster machen soll — wie ebenfalls Henseling mitteilt —, während der scheinbar langsamste, sonnenfernste (Saturn) die bedächtigsten macht. Es wird also nicht die objektive Geschwindigkeit der Planeten sondern die durch den irdischen Beobachter subjektiv modifizierte verwendet. Daß es verschwendete Mühe wäre, auf solcher Grundlage nach realen Beziehungen zwischen Mensch und Gestirn zu suchen, liegt wohl auf der Hand. Was soll man dazu sagen, daß im Horoskop Vater und Mutter durch Sonne und Mond vertreten werden, zwei Gestirne also, die nur für den rohesten Augenschein ein „Paar" sind, in Wirklichkeit aber allerverschiedenste Funktion im System haben!

So wie der primitive Mensch sich verleiten läßt, perspektivisch verzerrte Verhältnisse für echte zu nehmen, so hält er auch die äußere Ähnlichkeit von Dingen für eine reale Beziehung. Dies ist wahrscheinlich die überhaupt früheste Form begrifflicher Gruppierung, und erst mit dem Fortschreiten der Erkenntnis wird sie ersetzt durch Einteilungsprinzipien, die sich auf das Wesen, nicht auf das Aussehen der Dinge zu gründen versuchen. Doktor Reißmann sagt: „Daß die Rohmasse unsrer Erfahrungen nicht nur nach kausalen Abläufen sondern auch nach symbolischen Gleichsetzungen sich ordnen läßt, ist heute kein Geheimnis mehr. Alle alten Völker haben symbolisch gedacht, die Naturvölker und die Träumenden tun es noch heute. Heterogene Begriffe wie Eisen, Feuer, Leidenschaft, rote Farbe, die Zahl fünf, Fieber, Trennung und so fort, die bei uns ganz verschiedenen Ordnungsbereichen angehören, gehören im symbolischen Denken zusammen und subsumieren sich etwa unter dem Symbol des Planeten Mars. Auf solchen — für den Kausaldenkenden wirklich nicht einsichtigen — Beziehungsketten gründet sich das astrologische Denken." Nun besteht aber doch eigentlich kein Grund, Naturvölker und Träumende als Vorbilder für den rechten Weg zur Naturerkenntnis zu nehmen. Wenn einer im Traum Zigarre, Zeppelin und Phallus koordiniert, so verstehen wir die psychologische Bedingtheit dieser Beziehung, aber werden wir sie als einen Faktor realer Verwandtschaft in unser Weltbild aufnehmen? Die symbolische Beziehung zwischen Leidenschaft, Feuer und roter Farbe ist bei den Dichtern gut aufgehoben; als Erkenntnisprinzip kann sie uns nicht wohl mehr gelten, und sie wird durch ihr Alter nicht richtiger. Denn daß diese Augenscheins-Symbolik für jedes primitive Weltbild charakteristisch ist und sich auch in heutigen Gehirnen außerhalb der Verstandesregionen noch findet, hat einen rein psychologischen Grund und ist für die Wirklichkeit nicht verbindlich. Wer sich trotzdem einer solchen Methode bedient, zum Beispiel für die Zwecke der Astrologie, kann nicht verlangen, ernstgenommen zu werden.

Gegen Astrologie und Chirologie spricht also, daß sie gewisse Fehlerquellen enthalten, die auf Beschränktheiten des subjektiven Erkenntnisapparats zurückgehen. Solange diese Atavismen nicht aus dem Grundansatz entfernt sind, wird man auch von der reinen Tatsachenforschung auf diesen Gebieten nicht viel erhoffen können.

Fabian und die Sittenrichter von Erich Kästner

Die folgenden Ausführungen waren ursprünglich als Nachwort zu dem soeben in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, erschienenen Roman von Erich Kästner „Fabian. Die Geschichte eines Moralisten" gedacht. Bei der Drucklegung des Buches mußte dieses Nachwort und ebenso ein zweites „An die Kunstrichter" wegfallen.

Dieses Buch ist nichts für Konfirmanden, ganz gleich, wie alt sie sind. Der Autor weist wiederholt auf die anatomische Verschiedenheit der Geschlechter hin. Er läßt in verschiedenen Kapiteln völlig unbekleidete Damen und andre Frauen herumlaufen. Er deutet wiederholt jenen Vorgang an, den man, temperamentloserweise, Beischlaf nennt. Er trägt nicht einmal Bedenken, abnorme Spielarten des Geschlechtslebens zu erwähnen. Er unterläßt nichts, was die Sittenrichter zu der Bemerkung veranlassen könnte: Dieser Mensch ist ein Schweinigel.

Der Autor erwidert hierauf: Ich bin ein Moralist!

Durch Erfahrungen am eignen Leibe und durch sonstige Beobachtungen unterrichtet, sah er ein, daß die Erotik in seinem Buch beträchtlichen Raum beanspruchen mußte. Nicht, weil er das Leben photographieren wollte, denn das wollte und tat er nicht. Aber ihm lag außerordentlich daran, die Proportionen des Lebens zu wahren, das er darstellte. Sein Respekt vor dieser Aufgabe war möglicherweise ausgeprägter als sein Zartgefühl. Er findet das in Ordnung. Die Sittenrichter, die männlichen, weiblichen, sächlichen, sind wieder einmal sehr betriebsam geworden. Sie rennen, zahllos wie die Gerichtsvollzieher, durch die Gegend und kleben, psychoanalytisch geschult, wie sie sind, ihre Feigenblätter über jedes Schlüsselloch und auf jeden Spazierstock. Doch sie stolpern nicht nur über die sekundären Geschlechtsmerkmale. Sie werden dem Autor nicht nur vorwerfen, er sei ein Pornograph. Sie werden auch behaupten, er sei ein Pessimist, und das gilt bei den Sittenrichtern sämtlicher Parteien und Reichsverbände für das Ärgste, was man einem Menschen nachsagen kann.

Sie wollen, daß jeder Bürger seine Hoffnungen im Topf hat. Und je leichter diese Hoffnungen wiegen, um so mehr suchen sie ihm davon zu liefern. Und weil ihnen nichts mehr einfällt, was, wenn die Leute daran herumkochen, Bouillon gibt, und weil ihnen das, was ihnen früher einfiel, von der Mehrheit längst auf den Misthaufen der Geschichte geworfen wurde, fragen sich die Sittenrichter: Wozu haben wir die Angestellten der Phantasie, die Schriftsteller?

Der Autor erwidert hierauf: Ich bin ein Moralist!

Er sieht eine einzige Hoffnung, und die nennt er. Er sieht, daß die Zeitgenossen, störrisch wie die Esel, rückwärts laufen, einem klaffenden Abgrund entgegen, in dem Platz für sämtliche Völker Europas ist. Und so ruft er, wie eine Reihe Andrer vor ihm und außer ihm: Achtung! Beim Absturz linke Hand am linken Griff!

Wenn die Menschen nicht gescheiter werden (und zwar jeder höchstselber, nicht immer nur der Andre) und wenn sie es nicht vorziehen, endlich vorwärts zu marschieren, vom Abgrund fort, der Vernunft entgegen, wo, um alles in der Welt ist dann noch eine ehrliche Hoffnung? Eine Hoffnung, bei der ein anständiger Kerl ebenso aufrichtig schwören kann wie beim Haupt seiner Mutter?

Der Autor liebt die Offenheit und verehrt die Wahrheit. Er hat mir der von ihm geliebten Offenheit einen Zustand geschildert und er hat, angesichts der von ihm verehrten Wahrheit, eine Meinung dargestellt. Darum sollten sich die Sittenrichter, ehe sie sein Buch im Primäreffekt erdolchen, dessen erinnern, was er hier wiederholt versicherte.

Er sagte, er sei ein Moralist.

Verschlossenes Gold von Bernhard Citron

Seitdem die Bank von England von ihrem Piedestal herabgestiegen ist, seitdem der Ehrfurcht gebietende Wahrspruch „Safe like the Bank of England" fast zum Witzwort erniedrigt wurde, entgehen auch die größten Zentralnotenbanken nicht mehr übelwollenden Gerüchten. Das Schicksal der deutschen Kreditbanken lockt zum Vergleich. Wer hätte vor einem Jahr gewagt, Zweifel an einer der großen Vier in der Behrenstraße laut werden zu lassen? Die Schalterschließung der Danatbank nahm diese Scheu. Teils mit Recht, teils mit Unrecht sind seitdem noch andre Institute ins Gerede gekommen. Ähnlich geht es heute den Zentralnoteninstituten. Man spricht von den Schwierigkeiten der Federal Reserve Bank wie früher von denen der Staatsbank in Angora. Der Glaube an das Höchste, was dem Kapitalismus heilig war, an den Dollar, ist erschüttert worden. Wie soll unter solchen Umständen das Vertrauen zur Reichsbank erhalten bleiben? Bei der Betrachtung der Lage in den verschiedenen Notenbanken darf nicht übersehen werden, daß die Motive, die zur Aufhebung des Goldstandards in England und Skandinavien geführt haben, ganz andre sind als die Befürchtungen, die für die Sicherheit der Mark oder des Dollars gehegt werden. Die Aufhebung der Goldeinlösung durch die Bank von England war eine vorwiegend währungspolitische Maßnahme, während der Kampf um die Stabilität der amerikanischen und der deutschen Währung auf dem Schlachtfelde der Kreditpolitik ausgetragen wird. Die Federal Reserve Bank hätte Gold genug, um Frankreich voll auszuzahlen, aber die Großbanken könnten den Stoß, der ihnen durch einen derartigen Kreditorenschwund versetzt würde, kaum mehr ertragen.

*

Eine maßgebende Persönlichkeit der Reichsbank meinte zu dieser amerikanischen Tragödie, daß man in den U.S.A. nicht genug Erfahrung in Stützungsaktionen hätte, sonst würde man sich über solche Vorgänge wie die gegenwärtigen weniger

Sorge machen. Die Reichsbank besitzt diese Erfahrung allerdings in ausreichendem Maße, bei ihr ist nur die Frage, ob die Stützungen durchgehalten werden können. Dahinter tritt die währungstechnische zurück. Nicht jedes Devisenloch ist verstopft, aber der große Strom, der das Gold aus Deutschland hinaustrug, ist zum Stillstand gekommen. Die Abzugsmöglichkeiten, die das Stillhalteabkommen noch offengelassen hat, sind zwar nicht restlos ausgeschöpft, der Ausfall von Exportdevisen infolge der Aktivität der Handelsbilanz kann aber schließlich auf die Dauer nicht ausbleiben. Die Reichsbank hält trotz allen entgegengesetzten Vermutungen und Behauptungen an der Ansicht fest, daß die Stabilität der Währung aufrecht erhalten werden kann und muß. Um die Richtigkeit dieser Stellung zu prüfen, muß die Deckung der Noten nicht nur durch Gold und Devisen, sondern auch durch Inlandswechsel Berücksichtigung finden. Die Gold- und Devisendeckung hat ihren bisher niedrigsten Stand erreicht, ist aber anscheinend im Augenblick nicht weiter bedroht. Interessanter ist die Beantwortung der Frage, wie es um die zusätzlichen Deckungsmittel der Reichsbank in Form von Inlandswechseln bestellt ist. Schacht behauptete auf der Harzburger Tagung, daß die größere Hälfte des Wechselportefeuilles der Reichsbank aus Finanzwechseln bestehe; nach Angaben, die uns von durchaus verläßlicher Seite gemacht wurden, betragen die Finanzwechsel etwa ein Drittel des Wechselbestandes. Auch dieser Betrag — ungefähr 700 Millionen — ist noch außergewöhnlich hoch, zumal auch die von der Reichsbank weiterbegebenen Wechsel, die das Giro der Akzept- und Garantiebank tragen, noch kein Risiko für das deutsche Zentralnoteninstitut darstellen. Dennoch darf man annehmen, daß die Reichsbank den Anforderungen, die aus der Wirtschaft bisher an sie gestellt wurden, vorläufig gewachsen bleibt. Zweifelhaft ist nur, ob etwa neu hinzukommende Subventionen noch den Weg über das Wechselportefeuille der Reichsbank nehmen können. Man kennt nicht die genaue Höhe der bereits gewährten, geschweige denn das Ausmaß der künftigen Unterstützungen. Grundsätzlich steht man in der Wilhelm- und der Jägerstraße auf dem Standpunkt, daß der Wirtschaft geholfen werden muß, soweit nur irgend geholfen werden kann. Die gegenwärtige Krise ist nach Ansicht der Reichsbank kein Reinigungs- sondern ein Vernichtungsprozeß, der Gerechte und Ungerechte, Gesunde und Kranke gleichmäßig trifft. Das ist gewiß richtig, denn jeder Geschäftsmann, jede Firma, die selbst in solidem Rahmen unternehmend gewesen ist, kann von der Krise erfaßt werden, die anscheinend nur die verkalkten und rückschrittlichen Unternehmer schont. Unter diesen Umständen glaubt auch die Reichsbank, ihre liberale Kreditpolitik fortführen zu müssen. Das mag zu rechtfertigen sein, obwohl die Öffentlichkeit durch Geheimhaltung eines Teiles der bisherigen Subventionen kein klares Urteil gewinnen kann. Der Vorwurf, der gegen Reichsregierung und Reichsbank erhoben werden muß, bezieht sich indessen auf die Zeit vor dem 13. Juli. Als der Hooverplan verkündet wurde, glaubte auch Doktor Luther, der Gipfel der Krise sei überwunden, und die am Tage zuvor angekündigten scharfen

Restriktionsmaßnahmen wurden plötzlich wieder zurückgenommen. Es ist allgemein bekannt, daß an der Börse in jenen Tagen eine „Hooverhausse" zum Ausbruch kam, der die Großbanken — vor allem auch die damals bereits ruinierte Danatbank — schmunzelnd zusahen, ohne die nie wiederkehrende günstige Verkaufsgelegenheit zu ergreifen. Die Reichsbank hätte in dem Augenblick durch Restriktionsmaßnahmen — so paradox das auch klingen mag — die Liquidität der Banken erhöht.

*

In einer Volksversammlung der Vorkriegszeit wurde dem Redner, der sich um die Kandidatur zum Reichstag bewarb, zugerufen: „Sie Bimetallist!" Der Zwischenruf verfehlte seine Wirkung nicht, denn die meisten der Anwesenden glaubten, daß Bimetallist etwas Ähnliches wie Bigamist sei. Trotz aller Erfahrungen der Nachkriegsjahre ist die Währungstechnik heute eine Geheimkunst wie ehedem. Große Sachverständige von internationalem Ruf legten in wissenschaftlich fundierten Artikeln die Gründe dar, die dem Golde den Weg nach den Vereinigten Staaten wiesen; Europa müsse — so hieß es vor noch nicht langer Zeit — in immer stärkerm Maße von den U.S.A. abhängig werden. Das erklärte man, bis eines schönen Tages das Gold seine Richtung änderte und wieder aus Amerika nach Europa zurückfloß. Die hervorragenden Experten lieferten auch den bündigen Beweis für die Tatsache, daß Silber aufgehört habe, Währungsmetall zu sein, und heute wird wiederum von großen Kapazitäten erklärt, die Währung der Zukunft werde aus Gold und Silber zusammengesetzt sein. Werden nicht alle diese währungstechnischen Momente überschätzt? Vergißt man nicht in der ganzen kapitalistischen Welt vollkommen, daß es nicht darauf ankommt, ob eine Zentralnotenbank Gold, Silber oder Kaurimuscheln, die bei den Polynesiern die Münzen ersetzen, in ihren Kellern verstaut hat, und daß allein wichtig ist, ob das Kreditsystem eines Landes auf festen Füßen steht?

Ein europäischer Staat besaß nach den Ausweisen seiner Notenbank einen hohen Goldvorrat. Dieses Gold wurde krampfhaft zurückgehalten, Gesetze und Bestimmungen verboten die Ausfuhr. Da sank die Währung dieses Landes immer tiefer, weil das Gold statt der Stützung des Wechselkurses zu dienen, nutzlos in den Kellern der Bank ruhte. Allmählich aber bildete sich eine Legende, die das Geheimnis dieser Währung zu entschleiern suchte. Geheimnisvoll flüsterte man sich zu, daß die Bank von ... gar nicht das Gold besitze, das nach ihren Ausweisen vorhanden sein müßte. Heute kann die Unwahrheit dieses Gerüchtes als erwiesen angesehen werden, ebenso erwiesen allerdings ist auch die Unfähigkeit der damals leitenden Männer des Finanzministeriums und der Staatsbank, die glaubten, daß der Besitz des Goldes die Währungsstabilität unter allen Umständen garantieren müßte. Das Gold hinter Schloß und Riegel hat den gleichen Wert wie das Scheckbuch von Morgan auf einer einsamen Insel. Frankreich, das durch Sparsamkeit und Vorsicht, durch Poincarés Energie und die

Zurückhaltung — nicht Rückständigkeit — seiner Wirtschaftsorgane zum Fels inmitten allgemeinen Währungsverfalls geworden ist, steht vor einer verantwortungsvollen Aufgabe. Von den Amerikanern heute höhere Zinsen zu verlangen, ist sein gutes Recht, selbst wenn es sich dabei in den Augen der Welt in eine Shylockrolle hineinspielen sollte, die man in Paris vor fünf Jahren den U.S.A. zugedacht hatte. Viel schlimmer wäre es, wenn die französische Regierung und der Präsident der Vereinigten Staaten über Währungstechnik und Goldverschiffungen die Gesundung der Weltwirtschaft und die Wiederherstellung des internationalen Kredites, das Fundament der Geldstabilität, vergessen sollten. Die gegenwärtige Krise, die vor keinem noch so großen und noch so gut gepanzerten Tresor Halt macht, ist kein ausschließliches Währungsproblem, sondern wurde erzeugt durch den Zusammenbruch des internationalen Kreditsystems.

An das Baby von Theobald Tiger

Alle stehn um dich herum:
Photograph und Mutti
und ein Kasten, schwarz und stumm,
Felix, Tante Putti ...
Sie wackeln mit dem Schlüsselbund,
fröhlich quietscht ein Gummihund.
„Baby, lach mal!" ruft Mama.
„Guck", ruft Tante, „eiala!"
Aber du, mein kleiner Mann,
siehst dir die Gesellschaft an ...
Na, und dann — was meinste?
Weinste.

Später stehn um dich herum
Vaterland und Fahnen;
Kirche, Ministerium,
Welsche und Germanen.
Jeder stiert nur unverwandt
auf das eigne kleine Land.
Jeder kräht auf seinem Mist,
weiß genau, was Wahrheit ist.
Aber du, mein guter Mann,
siehst dir die Gesellschaft an ...
Na, und dann — was machste?
Lachste.

Dies ist das Einleitungsgedicht zu dem Sammelband Kurt Tucholskys „Lerne lachen ohne zu weinen", der soeben im Verlag Ernst Rowohlt, Berlin, erschienen ist.

Bemerkungen

Gegen die Bonzen des Aeskulap

Haben in dem allgemeinen Zusammenbruch von Wirtschaft, Demokratie und Kultur „Standesfragen" überhaupt noch eine Berechtigung?

Antworten sollen geben: abgebaute Junglehrer, die im Kohlenpott schuften, Philologen, die sich den Unterhalt als Aufwäscher verdienen, Architekten, die als Anstreicher gehen, das Heer der Studenten, das Karren schiebt und Zeitungen verkauft, Schriftsteller, die sich vom Würstchenhandel ernähren, kurz alle die sollen antworten, die infolge der kapitalistischen Krise für immer ihren „Stand" verloren haben. Hierunter gehören nicht zuletzt auch die Jungärzte, denen die einzig mögliche Existenzgrundlage, die Kassenpraxis, vorenthalten wird. Sie alle pfeifen auf die Standesehre, die ihnen nicht einmal das Salz zum Brot gibt. So unglaublich es allerdings klingt, so wahr ist es leider. Inmitten einer Welt zusammenkrachender Vorurteile und Standesprivilegien beweisen uns die Bonzen des Aeskulap, daß es in unsrer gärenden Zeit immer noch Leute gibt, die unberührt und unbeschwert von der Not ringsum von ihren goldenen Sesseln herab das hohe Lied der Standesehre flöten. Es sind dies jene päpstlichen Würdenträger der Ärzteorganisation, die anläßlich der Anfang November stattfindenden berliner Ärztekammerwahl das Dogma vom „freien" Arztberuf als Patentlösung predigen. Zu diesen Standesaposteln gesellen sich neuerdings die Hakenkreuzärzte, die zum Standesdünkel noch den Antisemitismus zulegen. Erfreulicherweise gibt es aber wie in jedem andern Berufe unter den Ärzten eine fortschrittliche Bewegung, die auf radikaler weltanschaulicher und politischer Grundlage nicht nur die Standesfragen negiert, sondern positiv durch ihren Anschluß an die freien Gewerkschaften die Gemeinsamkeit der ökonomischen und politischen Interessen aller Hand- und Kopfarbeiter praktisch betätigt. Dieses Bündnis beseitigt nicht nur Standesvorurteile sondern hebt auch den verhängnisvollen Gegensatz zwischen Arzt und Kassenmitgliedern auf. Die freigewerkschaftlich organisierten Ärzte kämpfen nicht auf dem Boden historisch überholter Anschauungen für die Erhaltung des freien Arztberufes. Sie treten mit der großen Überzeugungskraft, die ihnen ihre sozialistische Weltanschauung verleiht, für die Sozialisierung des gesamten Heilwesens ein. Das heißt die Lösung der ärztlichen Berufs- und Wirtschaftsfragen vom Standpunkt der Allgemeinheit aus. Wenn Bernard Shaw in seiner Vorrede zum „Arzt am Scheidewege" bereits vor einem Menschenalter forderte, daß Harveystreet (Sitz der ärztlichen Autoritäten) in ein städtisches Amt verwandelt werde und daß die Nation für die ärztliche Betreuung der Schulkinder und

der Erwachsenen aufkommen müsse, so kann man hieran ermessen, wie unendlich träge die Entwicklung in dieser Richtung verläuft. Nicht die ärztliche Einsicht, nur der revolutionäre Kampf der arbeitenden Klasse hat seit 1918 die Frage der Sozialisierung des Heilwesens auf die Tagesordnung gestellt. Die Vergangenheit beweist, daß jeder Fortschritt auf dem Gebiet der Kommunalisierung auch im Heilwesen nur gleichzeitig im Zusammenhang mit den politischen Errungenschaften der Arbeiterklasse erreicht werden kann. Die Vertreibung der Arbeiter aus den in der Revolution eroberten Schützengräben durch die Offensive der Konterrevolution trifft grade das Gesundheitswesen besonders hart. Die Entkommunalisierung auf diesem Gebiete schreitet über die elementarsten Lebensinteressen der nichtbesitzenden Bevölkerungsschichten hinweg. Die Ärztekammer, deren Bedeutung als Standesparlament angesichts des Artikel 48-Regimes noch fragwürdiger ist als ehedem, wird von der fortschrittlichen Ärzteschaft trotz alledem benützt zum Kampf gegen den Abbau der sozialen Fürsorgeeinrichtungen, der Entkommunalisierung des Heilwesens, gegen die reaktionäre Strafrechtsreform, insbesondere für die Aufhebung des § 218, andrer unhaltbarer Sexualparagraphen, der Todesstrafe etcetera. Die freigewerkschaftliche Ärzteliste, die überparteiliche Liste der sozialistischen Ärzteschaft, vertritt in diesem Wahlkampf gegenüber den reaktionären Standeslisten die Interessen der Volksgesundheit, das heißt die Interessen der Allgemeinheit.

Minna Flake

Zu Schnitzlers Tod

Zurückdenkend an Arthur Schnitzler und an die Freuden, die er uns ein Menschenalter hindurch erleben ließ, überfällt mich die Trauer: was wird mit Österreich? Es ist nicht die gepeinigte kleine Zwangsrepublik, nicht die Doppelmonarchie, die, es ist eine allgemeine Weisheit, auch für die meisten Bewohner ein Zwangsstaat war, was ich meine, für das zu fürchten, um das zu trauern wäre, — es ist der Geist Österreichs. „Das ist kein Staat, das ist ein Zustand", hat ein Österreicher gesagt, natürlich voll Bitterkeit hat er es gesagt, als eine Verurteilung des Staats wie des Zustands. Da der eine vergangen, der andre im Vergehen ist, versteht man nicht mehr die bittere Selbstverurteilung. Denn was bleibt, auch bei den Österreichern? Heimatliebe ohne Gleichen und die schmerzende Sehnsucht nach der Vergangenheit.

Immer haben Nicht-Österreicher, „gelernte Österreicher" gerechter geurteilt und sich offener zu jenem Geist bekannt, — wenn sie ihn nicht schlechthin verwarfen und verdammten. Die das taten, waren meist Preußen, die mit ihrem Ideal Bismarck den Bayern „den Übergang vom Menschen zum Österreicher" nannten. Für das Nicht-Verstehen Andrer sind sie nicht ohne Grund berühmt.

Vom Anatol und dem süßen Mädel, dem Leutnant Gustl, dem Fabrikanten Reithofer und dem Professor Bernhardi die unübersehbare Reihe von Frauen und Männern, Bankiers, Dichter, Schauspieler, Aristokraten, Ärzte, Beamte, Offiziere — alle Öster-

reicher, Österreicher, nur gedacht, nur denkbar in dem seltsamen Staatsgebilde, das zusammenerobert und geheiratet, inhomogen im Nationalen wie im Kulturellen, endlich doch eine Mittelschicht erzeugt hatte, die nur hier und so sein konnte und die, wie sie war, weit mehr gute, liebenswürdige, treffliche Eigenschaften hatte, als Fehler. Spanisches Hofzeremoniell und östliche Judenschaft hatten, sie zu bilden geholfen, alpines Deutschtum, magyarisches Talent, süd- und westslawische Bauernschlichtheit, Generäle und Abenteurer aus Irland und Frankreich, süddeutsche und italienische Einflüsse, Rumänen, Albanier, Türken, Katholizismus und Freigeisterei, Absolutismus und Sozialdemokratie, Gelehrtheit und Analphabetentum, — zum Schluß aber grade ehe ihr Nährboden zerrissen ward, stand sie fest, zwar undefinierbar aber für das Gefühl, fremdes wie eignes, unverkennbar. Und wenn nichts ihre Existenz und Eigenheit bewiese, so wäre sie, als abgegrenzte Erscheinung, dargetan dadurch, daß sie ihre Dichter fand, daß sie Stoff ward für Kunstwerke. Ob sie aber die Dichtung, die sie hervorbrachte, überleben wird?

Arthur Schnitzler betrauerte einmal eine Tote. Zu einem, der, verzweifelt wegen desselben Verlustes, zu ihm kam, sagte er tröstend: „Nun, da ihr Körper nicht mehr lebt, wird ihr Geist immer lebendiger werden". Aber das Band zwischen den beiden Trauernden, das die Freundschaft für eine Frau knüpfte, war zerrissen. Daran mußte ich denken, als ich jetzt las, wie sehr Schnitzler auf die Zukunft gerechnet hat. Der zeitlebens nie ohne Todesfurcht war, hat unter andern hinterlassenen Manuskripten eines zur Veröffentlichung „in fünfzig Jahren" bestimmt. Er glaubte an das Weiterleben im Geist, er wollte mit aller Geistesmacht daran glauben.

Der ich wehmütig zurückdenke an die Welt, in der Arthur Schnitzler wuchs, die er innig umfaßte, die er neu erschuf, ich zweifle. Ich habe mich nicht gewundert, daß des Dichters letzte Stücke an einem Theater und dann nicht mehr gegeben wurden, daß seine frühern viel bewährten keine Reprisen mehr fanden. Wer weiß noch von dem alten Österreich, wer kennt es noch? Verstanden haben es auch früher wenige, aber es war ihnen als Realität bewußt, sie nahmen es, oft widerwillig, hin. Da es als Staat zerschlagen ist, wird es auch als Zustand hinfällig.

Wie stark es war, wie fesselnd, wie vielfältig, wie bindend, zwingend, das zeigt das Epos, das ein Jüngerer, Robert Musil, mit ihm erfüllte: „Der Mann ohne Eigenschaften", von dem ein Band mit tausend Seiten vor einem Jahr erschien, ein zweiter stärkerer bevorsteht. Hier schillert, glitzert, spiegelt sich, hier verdunkelt sich, sinkt ab und fällt dahin: Österreich, ein großes, mächtiges und schwaches, elastisch - zähes und zerfallendes, vielgespalten - einheitliches Gebilde, feindlich in sich zerrissen und doch von einem Geist. Ich kann die alten Generäle und Grafen gut verstehen, die den Narren-Putsch des Pfrimer mitmachten, weil sie meinen, man müsse nur wollen, so werde das Alte neu erstehen. Und ich kenne deutschnationale Sozialdemokraten, die mitmarschieren

würden, verböte ihnen Erkenntnis nicht dieselbe Meinung.

Aber ich glaube: Österreich geht dem Ende zu. Es hat sich gelohnt, für den Anschluß zu kämpfen, weil zu hoffen war, Österreichs Geist werde eine glückliche Synthese eingehen mit dem andern Deutschtum, werde sich erhalten im größern Deutschland, werde es mildern und sich an ihm stärken, werde Preußen Europa näher bringen. Nun ist der Anschluß, vorher schon unwahrscheinlich genug, durch die frivole Leichtfertigkeit der Zollunionserklärung auf unabsehbare Zeit vertagt. Und die Franzosen wollen nicht verstehen, was Österreichs Geist an Pazifizierung des Preußentums bringen könnte. Ihre Generäle rechnen mit dem Rechenstift Rekrutenzahlen nach.

Die Gedanken bei Arthur Schnitzlers Tod sind, über den Todesfall hinaus, trübe. Es gab eine Spielart europäischen Denkens in deutscher Sprache, die melancholisch-heiter war, resigniert-frohherzig, bescheiden, leise, melodisch, von Harmonie bewegt, ein Zustand, dem Geist der preußischen Armee konträr: Österreich.

Aber kann Geist allein leben? Der stete Zustrom aus den Winkeln des Reichs versiegt, die Kreditanstalt ist sozialisiert, Rothschild bankrott, die Universität vernazit, das Burgtheater vor der Schließung, Arthur Schnitzler ward begraben.

Rudolf Olden

,

Das da ist ein Komma. So wenig man es als Überschrift verwerten kann, so wenig kann man es, wie wir gleich sehn werden, an einer andern Stelle gebrauchen. Kommen Sie mit auf die Kommajagd —?

Deutsche Interpunktion ist, wenn jeder macht, was er will. Zum Beispiel bei einem der besten Übersetzer aus dem französischen, bei Ferdinand Hardekopf, so: „Der Alkohol verheert schleichend das Land, und zwar in weit höherem Maße, als die, nur den Konsum der öffentlichen Schankstätten erfassenden Statistiken es erkennen ließen." Falls es eine Gottheit gibt, die sich mit der Interpunktion befaßt, so wird sie gebeten, ihr Antlitz zu verhüllen. Man lese sich den Satz mit dem Komma vor, und man wird die Spitze hinter „die" fühlen. Und der von mir hochverehrte Hardekopf steht mit diesem Komma nicht allein da. Irgend eine Akademiegröße interpungiert auch so — es ist herzzerreißend.

„Meine, neben diesen äußerlich robusten Bauerngestalten fast schmächtige Figur ..." aber warum muß denn noch dem Auge und dem Atem ausdrücklich kund und zu wissen getan werden, daß dieses dem Substantiv gehörige Adjektiv noch einen Zusatz hat! Es geht doch bei solchen in der deutschen Sprache nicht immer vermeidbaren Längen sehr gut auch ohne Komma, wie diese

Beispiele hier zeigen! Ist unser Satzbau noch nicht verzwickt genug? Bei Döblin haben die Kommata die Masern, sie bleiben daher alle zu Hause. Bei Hardekopf wieder hat einer, um das Polgarsche Bild zu gebrauchen, den Text mit der Komma-Büchse bestreut, und jetzt stocken Auge und Atem. Dabei wird das nicht einmal konsequent gehandhabt. Hardekopf schreibt zum Beispiel richtig: „die meiner Verwaltung anvertraute Bewohnerschaft", wobei denn offenbar der bestimmte Artikel nicht durch ein Komma vom Zusatz abgetrennt wird, wohl aber das besitzanzeigende Fürwort. Nein, es ist wirklich nicht schön. Ich warne nur deshalb davor, weil es keine Sprachdummheit gibt, die sich nicht sofort, einer Grippe gleich, ansteckend verbreitet. So hat Döblin etwas Schönes angerichtet: weite Strecken mancher Literatur haben den Kommata-Fraß und die Interpunktionsräude.

Mit allem schuldigen Verlaub. In diesen bewegten Zeiten. Weil wir sonst keine Sorgen haben.

Peter Panter

Sprüche

Wirklich kriegerische Naturen tun gut daran, sich öffentlich zum Pazifismus zu bekennen. Mit keiner andern Weltanschauung gelingt die Provokation der ganzen Welt so gründlich. Wer also seiner Natur nach Kämpfe braucht, findet unter Pazifisten den geeigneten Platz.

*

Gott ist tot, es leben die Götter! Nietzsche hätte sich das Jubilieren über Gottes Tod überlegt, hätte er seine Nachfolger und Erben vorausgeahnt.

*

Vielleicht ist es eine Art böses Gewissen, das die Menschen veranlaßt, besonders gut über diejenigen Eigenschaften zu reden, die man in der Praxis am seltensten zu Wort kommen läßt. So geht es mit der Vernunft! Sie ist in aller Munde, wird aber von jedem ängstlich aus dem Bereich des täglichen Lebens verwiesen. Niemals kommt ein Mensch durch unvernünftige Taten so leicht in den Ruf unzurechnungsfähiger Überspanntheit als wenn er versucht, im Namen der Vernunft schädliche oder schändliche Gewohnheiten der Welt abzuschaffen. Denn Vernunft ist ein schönes Wort, aber niemals ein Argument. Sie ist ein Schmücke Dein Heim, aber Gott bewahre kein Gebrauchsgegenstand. Man muß schon arg exaltiert sein, um Gebote der Vernunft realisieren zu wollen.

*

Nichts reizt so zur Nachahmung wie abschreckende Beispiele.

Evelyn Futo

Neue Arbeiterchöre

Die Arbeitersängerbewegung, ursprünglich entstanden aus Geselligkeitsbedürfnis und Bildungsstreben, ist heute zu dem wichtigsten Kampfplatz geworden, auf dem die soziologischen und ästhetischen Musikfragen unsrer Zeit, endlich befreit aus der papiernen Enge journalistischer Diskussionen, ausgetragen und entschieden werden. Die große Musikrevolution, die wir in den Nachkriegsjahren erlebt haben, hat sich zumindest vorläufig in einer klaren Schichtung unsres Musiklebens ausgewirkt. Die immer noch große Zahl der traditionsverbundenen Hörermasse mag in den repräsentativen Orchester-

konzerten, in der Staatsoper, vor allem jedoch wieder in der (hoffentlich endgültig!) von dilettantischem Schlendrian gereinigten Städtischen Oper bei ihrer altbekannten, bestens bewährten Musik den Genuß finden, den sie sucht. Der Rundfunk kann gegenwärtig infolge der Überempfindlichkeit seines technischen Übertragungsapparates lediglich Anregungen für eine grundlegende Revision unsrer künstlerischen Aufführungspraxis vermitteln — als Pionier neuer musikalischer Formen bleibt er vorläufig auf den von der Zensur gesteckten Rahmen beschränkt (und verschreibt sich inzwischen für seine musikalischen Hörspiel-Versuche den substanzlosen Reimeschmied Robert Seitz).

Was die Arbeitersänger zu sagen und zu singen haben, das zeigten sie kürzlich bei zwei Veranstaltungen, in denen je ein neues Chorwerk zur Aufführung gelangte: Tiessens „Aufmarsch" bei dem Jubiläumsfest des sozialdemokratischen Kulturbundes in der Volksbühne und das Kollektivwerk „Solidarität" bei der Feier des zehnjährigen Bestehens der I.A.H. im Sportpalast. Solidarität — das ist für den kommunistischen Arbeiter kein leerer Begriff, keine hohle Phrase, kein bloßes agitatorisches Schlagwort, hinter dem keine Realität steckt — Solidarität: das ist das hungernde Volk in Rußland zu den Zeiten nach der Machtergreifung, das sind die streikenden Brüder im Ruhrrevier, das ist der chinesische Kuli in den überschwemmten Gebieten, für die er seinen letzten Groschen hergegeben hat. Der Mythos von der proletarischen Solidarität wirkte hier zusammen mit dem Mythos Rußland, um ein von den Sängern selbst durch verbindende Worte zusammengestelltes Chorwerk entstehen zu lassen, dessen mitreißender Eindruck nicht zuletzt auf der Schlagkraft der einzelnen Chöre beruhte (neben Vollmers „Drei-Millionen-Meer" und Eislers IAH-Lied vor allem „Der heimliche Aufmarsch gegen die Sowjetunion" von Wladimir Vogel).

Dagegen wirkte der „Aufmarsch" von Tiessen, noch dazu eingeleitet durch schulmeisterlich selbstgefällige Worte eines Bildungsfunktionärs der SPD, akademisch, blutleer, unwirklich. Tiessens kompositionelles Können zerschellt an dem liberalistischen Phrasenschwall eines wertlosen Textes:

Daß die Welt vollkommen sei,
stehen wir zusammen . . .
Und in der Wüste der Zeit
nährte uns alle
das Brot der Hoffnung — —

Sind dies die letzten geistigen Reserven der SPD für ihre offiziellen Parteiveranstaltungen?

Otto Mayer

Zwischenstufen

Große Naziveranstaltung. An der Kasse ein biederer Pg. Alles, was zu der „herrlichen Bewegung" gehört, erhält verbilligte Eintrittskarten. Kommen da drei Jungfrauen, zwei mit dem Abzeichen des Luisenbundes geschmückt. Der rauhe Krieger grunzt: „Zwei Luisenbund und einmal normal".

Der Konflikt

Es hatte einmal ein Konflikt
sich selber in sich selbst verstrickt.

„Es bleibt mir keine andre Wahl",
so dacht er in Erstickungsqual.

„Ich fliege zum Planeten Erde,
auf daß mir strikte Heilung werde."

Auf seinem Herzen diese Bitte,
begab er sich nach Preußen-Mitte.

Und so ist der Konflikt im frommen,
insbesondere unter die Deutschen
gekommen.

Margarete Voss

Trotzdem

Mit Rücksicht auf das hartnäckige Leugnen und die schamlose Handlungsweise des Angeklagten, der, trotzdem er verheiratet war, ein Sittlichkeitsverbrechen beging, mußte über die Mindeststrafe hinausgegangen werden.

Aus einer Urteilsbegründung

Liebe Weltbühne

Als das berliner Lessing-Theater vor kurzem „Junge Liebe" spielte, ein Lustspiel unter zwei Ehepaaren, die den Partner wechseln, allerdings nur vorübergehend, wurde eines Tages der Direktor Klein am Telephon verlangt.

„Hier Bankdirektor X. Herr Doktor Klein? Ja also, wir waren gestern in ‚Junge Liebe', ein Geschäftsfreund und ich. Reizendes Stück. Bloß eins war uns nicht klar. Und da haben wir ganz einfach gewettet. Und jetzt sagen Sie uns bitte: hat die Mosheim mit dem Homolka oder hat sie nicht?"

Pause. Dann Doktor Klein: „Wie hoch haben Sie denn gewettet?"

„Tausend Mark."

Doktor Klein: „ Wenn Sie mich mit fünfzig Prozent beteiligen, sage ich es Ihnen."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutscher Lyceumsclub, Lützowplatz 15. Freitag, 20. 10: Das Verhältnis der Geschlechter in seiner Bedeutung für das politische Gleichgewicht. Mathilde Vaerting.
Internationale Ausstellung Frauen in Not. Platz der Republik 4. Sonnabend 19.00: Autorenabend. Es sprechen: Maria Leitner und Anna Seghers.

Hamburg-Altona

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Dienstag (3. 11.) Volksheim, Eichenstraße. 20.00: Die Parteien und der Kampf gegen den Krieg.

Bücher

Max Brod: Stefan Rott oder Das Jahr der Entscheidung. Paul Zsolnay, Wien.
Josef Conrad: Die Rettung. S. Fischer, Berlin.
Karl Jakob Hirsch: Kaiserwetter. S. Fischer, Berlin.
Joseph Kastein: Eine Geschichte der Juden. Ernst Rowohlt, Berlin.
Erich Kästner: Fabian. Die Geschichte eines Moralisten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Willi Münzenberg: Solidarität. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.
Liam O'Flaherty: Verdammtes Gold. S. Fischer, Berlin.
Franz Werfel: Die Geschwister von Neapel. Paul Zsolnay, Wien.
Hier schreibt Paris. Herausgeber: Alfred Wolfenstein. Internationale Bibliothek, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Langenberg 18.00: G. W. Pijet liest. — Leipzig 19.00: Forum der jungen Generation. — Berlin 19.10: Schauspieler in Not, H. Nerking und Herbert Jhering. — Breslau 21.40: Hermann Kesser liest. — **Mittwoch.** Mühlacker 19.05: T. G. Masaryk, Hermann Wendel — Berlin 19.45: Ganz alltägliche Ballade von Alice Ekert-Rotholz. — **Donnerstag.** Berlin 17.30: Leo Lania liest — 19.35: Die Französische Revolution und das alte Europa, Prof. Fritz Hartung. — Langenberg 20.00: Figaros Hochzeit von Mozart. — München 20.30: Dantons Tod von Büchner. — **Freitag.** Leipzig 17.30: Die Wahrheit über Nietzsche, Ludwig Marcuse. — Berlin 17.40: Prof. Otto Hoetsch spricht über „Der rote Handel lockt" von Knickerbocker. — **Sonnabend.** Berlin 16.30: Die Erzählung der Woche, Franz Blei. — Frankfurt 18.40: Die heutige Lage des Schriftstellers, Hermynia zur Mühlen, Alfons Paquet, Otto Schwerin und Ernst Schoen. — Leipzig 20.00: Egmont von Goethe. — Breslau 21.10: Claire Waldoff singt Chansons. — **Sonntag:** Leipzig 18.00: Der Unbekannte von Collegno (der Fall Bruneri-Canella), Hörspiel von Walther Franke-Ruta.

Antworten

Peter Lennis. Sie schreiben: „In einer katholischen Kirche in Schöneberg steht gleich neben dem Weihbecken ein Tisch mit frisch gebackener katholischer Literatur. Da ist eine Broschüre mit dem klagenden Titel: ‚Sollen die Wiegen leer bleiben?' Mit sanftem Pathos setzt sich hier der Georg Plohowich für den vielumstrittenen Paragraphen 218 ein. ‚Du sollst nicht töten! Hörst du es, Frau und werdende Mutter?!' . . . ‚Soll der Fluch der Sünde, der täglichen Verbrechen in Erfüllung gehen und ein Volk, eine ganze Rasse vernichtet werden?' steht am Ende des ersten Kapitels. An allen gegebenen Tatsachen gehen diese Frommen vorüber. ‚Wie gleichgültig, ja aus ihren geschminkten, vom Laster gezeichneten oder von Gier gebrandmarkten Gesichtern grinsend, lassen diese Mütter furchtbaren Mord geschehen.' Muß man dem frommen Mann wirklich erst erklären: Die Gesichter dieser Tausenden von Arbeiter- und Bürgerfrauen, die keinen Platz mehr im Zimmer und kein Brot im Hause haben, um noch ein Kind zu ernähren, sind nicht vom ‚Laster' gezeichnet, wie sich der kleine Pater Moritz das vorstellt, sondern vom Hunger! Wichtiger als daß ‚die Wiegen leer sind' ist heute, daß der Brotkorb leer ist. Aber auch dafür hat der Autor einen Trost: Er ruft uns einen weisen Satz aus dem Volksmund zu: ‚Schickt der Herr das Haserl, gibt er auch das Graserl!' Aber Hochwürden würden wohl seinen Volks-Mund und Nase aufsperren, wenn man ihn bäte, all die satt zu machen, die kein ‚Graserl' haben. Als letzten Ausweg für die, die schon sechs oder sieben Kinder haben und ‚ein achtes wirklich nicht mehr ernähren können', rät er Enthaltsamkeit. (Unbegreiflich ist es nur, warum der, in dessen Namen dieser Eifrige zu sprechen glaubt, nicht gleich die Hälfte aller Menschen als Eunuchen geschaffen hat.) In einem andern Buch am gleichen Platze ‚Die schöne Zeit der jungen Liebe. Für Jungmannen!' finden wir weitere Anleitungen zu diesem Thema. ‚Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß, soll das Werk den Meister loben. — Aber ganze Arbeit gemacht! Dem Geschlechtstrieb nichts nachgeben! Gebändigt muß er werden wie ein feuriges Roß!' Sicher wäre es dem Stil des Autors dienlicher gewesen, er hätte sich mehr der Bändigung seines allzu feurigen Pegasus gewidmet als dem des Geschlechtstriebes. Doch das ist seine Sache. Aber: ‚Da sind Männer — wenn ich sie so nennen darf — die der Menschheit vorheulen: Es geht nicht, der Trieb ist zu mächtig. Fauler Zauber. So denken Sklaven, so reden Wichte, so quaken solche, denen es zu gut im Sumpf gefällt. Wenn die auf wahres Menschentum verzichten wollen, mögen sie es verantworten. Aber eins verbitten wir uns, daß sie der Jugend vorlügen, alle wären so wie sie, es gäbe keine Männer mehr, die vor dem Götzen Geschlechtstrieb aufrechtständen', so schreibt Stephan Berghoff, der es den Jungmannen wahrscheinlich vorgemacht hat, das feurige Roß zu bändigen. Das ist die Literatur am Weihbecken. Schwärzeste Reaktion. Die Kräfte der Jugend sollen von den lebendigen Fragen ihrer Daseins abgelenkt und im Kampfe mit dem eignen Organismus verzehrt werden. Herr Berghoff ist ein stümperhafter Skribent, deshalb enthüllt er offen die Absichten: ‚Möchtest du,' so fragt er den, der nicht bis zur Ehe gewartet hat, ‚möchtest du dann als gemeiner Revolutionär, als ehrloser Verführer dastehen?' "

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon C 1. Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Bülow und Schleicher von Carl v. Ossietzky

MacDonalds trauriger Sieg über seine eigne Partei sollte trotz seinem unerhörten Umfang den Blick für die wirkliche Bedeutung der Geschehnisse nicht verdunkeln. Der Engländer beschwert sich in der Politik nicht mit Prinzipien, er verheiratet sich nicht mit einer Partei, er erwartet von ihr keine Stillung metaphysischer Sehnsucht sondern nur die Lösung einiger besonders dringlicher Fragen. Übrigens sind die englischen Tories nicht unsrer deutschen Reaktion gleichzustellen. Neben unsern staatsparteilichen Nachtlichtern nimmt sich der bornierteste Ulsterjunker noch immer wie ein rotleuchtendes Fanal der Demokratie aus. So dürfte die innere Wandlung, die England jetzt erfahren wird, kaum erheblich sein. Desto lebendiger aber wird seine Außenpolitik werden, desto intensiver seine Wirtschaftspolitik in Form von Zöllen und Kampf gegen den Export andrer Industrieländer.

Es erübrigt sich, die Frage aufzuwerfen, wie wir dagegen gerüstet sind. Unsre Wirtschaft ist nicht viel mehr als eine redselige Desorganisation, die den Säckel des Staates für sich beansprucht und ihre Pleiten auf die Gesamtheit abwälzt. Und unsre Außenpolitik? Zur Zeit ruht sie bei dem Reichskanzler höchstselbst, der sich hier plötzlich auf ein Terrain versetzt sieht, wo es keine Notverordnungen gibt.

Der Ausgang der washingtoner Besprechungen zwischen Hoover und Laval hat selbst unsern ärgsten Schwärmern für außenpolitische Aktivität für einen Moment den Atem stocken lassen. Frankreich hat nicht weniger umfassend gesiegt als die englischen Tories. Es würde Herbert Hoover gewiß nicht mißfallen, so schrieb Jules Sauerwein beim Beginn der Besprechungen, „von seinem Sinai des Weißen Hauses ein neues Evangelium der Abrüstung oder der Reparationen zu offenbaren." Hatte Hoover solches vor, so sind die Tafeln noch vor der Verkündung zerbrochen. Frankreich hat von seinem Verlangen nach Sicherheit nichts preisgegeben. Frankreich hat durchgesetzt, daß vor Februar nächsten Jahres nicht über die Abrüstung diskutiert wird. Und Frankreich, das über das starke Druckmittel der kurzfristigen Kredite verfügt, wird auf diese Weise sogar der ausschlaggebende Drahtzieher der amerikanischen Finanzpolitik.

Deutschland steht mit Frankreich allein, das ist die Moral von der Geschichte. Das ist die dürre Realität, die jetzt bald auch die Dümmsten begreifen sollten. Das finanzielle und machtpolitische Übergewicht Frankreichs kann nicht mehr bezweifelt werden. Aber auch Frankreich betrachtet seine neue Präponderanz nicht ohne Nachdenklichkeit. Sauerwein, noch immer der zuverlässigste Offiziosus, schreibt in dem obenerwähnten Artikel: „Da aber Frankreich stark ist, muß es auch vernünftig sein. Es weiß nicht, was nach einigen Monaten geschehen kann. Was ist die moralische, militärische und finanzielle Macht, wenn man sie in der heutigen Epoche dahinschmelzen

sieht, wie man in den letzten Tagen den Abstieg des Sterlings oder die Lahmlegung der englischen Flotte durch eine Meuterei gesehen hat. Das sind Ereignisse, die zur Lehre dienen können."

Da aber Deutschland schwach ist, hat es noch mehr Grund, vernünftig zu sein. Vernunft heißt in diesem Falle: freiwilliger Verzicht auf das, was auch nicht mit Gewalt wiedergeholt werden kann. Der Reichskanzler Brüning hat zweimal in diesem Jahre dem französischen Ministerpräsidenten gegenüber erklärt, daß eine Garantie für Deutschlands Haltung in den nächsten Jahren nicht übernommen werden könnte. Ob Frankreich nicht in absehbarer Zeit einmal in direkter Aussprache über die Revision der Friedensverträge mit sich reden lassen wird, steht dahin. Aber eines ist gewiß: niemals wird Frankreich das unter dem Druck des deutschen Nationalismus tun, niemals unter der Vormundschaft eines Dritten.

Die deutschen Nationalisten haben es als einen Erfolg bejubelt, daß der bissige alte Borah dem französischen Gast ein paar Unliebenswürdigkeiten ins Gesicht sagte und für eine Revision der deutschen Ostgrenzen eintrat. Der Senator von Idaho ist ein erprobter alter Faustkämpfer, doch diesmal hat er nicht den Gegner getroffen sondern nur das eigne Porzellan. Ohne das Intermezzo mit Borah wären die Besprechungen wahrscheinlich ergebnisvoller ausgefallen. Der amerikanische Kapitalismus, an der französischen Leine vergeblich zerrend, versucht, die territorialen Streitigkeiten Europas auf seine Weise auszunutzen. Wir sollten es in den zwölf Jahren seit 1919 endlich erfahren haben, daß die schönen Worte für das deutsche Recht, von den jeweiligen Gegnern Frankreichs gebraucht, nicht mehr bedeuten als Spekulation auf deutsche Landsknechtsdienste. Auch Mussolini schreit wieder nach Revision der Verträge. Warum beginnt er nicht in Südtirol zu revidieren? Warum hat Italien vor allen andern und am heftigsten der Zollunion widersprochen? Borah gibt den polnischen Korridor zurück, englische Politiker versprechen Kolonien als Belohnung für deutsche Gefälligkeiten. Timeo danaos et dona ferentes!

*

In dieser Schicksalsstunde ist Herr Staatssekretär v. Bülow der Leiter des Auswärtigen Amtes. Herr v. Bülow hat es durchgesetzt, daß Herr Ministerialdirektor Ritter, der Vater der Zollunion, zum Generalsekretär der deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen ernannt worden ist, durch diese Personenwahl schon seine Sympathie für die Vertreter von aktivistischen Improvisationen unterstreichend. Herr v. Bülow hat als Dirigent der Völkerbundsabteilung im Auswärtigen Amt vor neun Jahren ein dickes, kompilatorisches Buch über den Völkerbund geschrieben, das in seinen hauptsächlichen Pointen sich als ein einziges Pamphlet gegen den Völkerbund darstellt (B. W. v. Bülow: Der Versailler Völkerbund. W. Kohlhammer, Stuttgart 1923.) Dieser Betreuer unsrer genfer Angelegenheiten von damals konstatierte, daß es keinen größern Widersinn gäbe, „als wenn das unglückliche, betrogene und vergewaltigte Deutschland seine Haltung zum Völkerbund von Traumgesichten und ver-

schwommenen Idealen bestimmen ließe," deshalb warnt er auch vor der Mitgliedschaft in einem so suspekten Verein:

Der Versailler Völkerbund hat vielleicht eine große Zukunft. Möglicherweise steht er aber auch an der Schwelle seines letzten Lebensjahres. Solange er lebt, sieht sich Deutschland dauernd vor der Frage, ob und wann es eintreten soll. Ist es Mitglied geworden, so steht es wieder vor der Frage, ob es dies bleiben oder austreten soll. Ständig muß man sich deshalb darüber klar sein, was der Völkerbund wirklich ist und was er zu leisten vermag. Wir müssen bereit sein, bei unserm Eintritt dieselben Opfer an Unabhängigkeit und Souveränität zu bringen, wie die andern Staaten auch — aber nicht mehr. Niemals dürfen wir als Preis der Aufnahme auf irgend eine Möglichkeit verzichten, unsre Freiheit wieder zu erlangen und den Versailler Vertrag mit friedlichen Mitteln zu revidieren. Wir müssen unser Eintrittsgeld so bemessen, daß wir seinen Verlust — wenn der Erfolg ausbleibt — verschmerzen können. Denn schließlich ist dieser Völkerbund nur ein Versuch.

Man möchte auch fragen, ob der heutige Staatssekretär, in dessen Händen das künftige Schicksal der deutsch-französischen Beziehungen liegt, seine damalige Meinung über Frankreich noch immer aufrechterhält:

Die Lehren der Geschichte scheinen ganz vergessen. Auch die Versammlung in Genf wußte nicht mehr, welches die Traditionen Frankreichs von jeher gewesen sind. Sie hat noch nicht erkannt, daß wir jetzt eine Wiederkehr der Zeiten Ludwigs XIV. und der beiden Napoleon erleben. Jahrelang ist der Welt der Popanz des deutschen Militarismus vorgehalten worden, so daß sie ihn noch heute fürchtet. Gewiß war die Politik Bismarcks hart, und die Wilhelms II. unbeständig und lärmend. Deutschland hat aber, solange es stark war, den französischen Imperialismus niedergehalten. In dem Menschenalter nach dem Frankfurter Frieden lebte es sich in Europa ganz gut und friedlich. Seitdem die Welt vom „deutschen Drucke" befreit wurde, ist sie dem Terror des französischen Militarismus ausgesetzt. Der Tag ist nicht mehr allzu fern, an dem Europa einsehen wird, daß es einen schlimmen Tausch gemacht hat. Ein der Deutschfreundlichkeit ganz unverdächtiger berliner Diplomat faßte 1922 diese Erkenntnis in die Worte zusammen: Les Francais, ce sont les boches de demain.

Gut, nehmen wir an, das wären alles vergangene Dinge, und Herr v. Bülow hätte am Tag von Locarno oder am Tag der Rheinlandräumung mit sich gerungen, ob es nicht besser sei, dies überholte Buch einstampfen zu lassen, und er hätte sich damals entschlossen, es nur als Beleg dafür zu erhalten, was für Verwüstung zeitliche Wirren in einem sonst gut aufgeräumten Kopfe anrichten können, nehmen wir das zugunsten des Herrn Verfassers an — ein Grundstoff bleibt doch, der den Wandel der Zeitläufte überdauert und aus dem jede neue Meinung sich bildet. Das ist in diesem Fall die erhabene Anschauung, die Herr v. Bülow von dem diplomatischen Beruf bekundet:

Sollte übrigens einmal Deutschland in dieser Versammlung vertreten sein, so wird es gut tun, einen Vertreter zu entsenden, der ein Kenner der Feindbundpsychologie und tüchtiger Phrasenschmied ist. Sonst würde er unliebsam auffallen. Seit der Glanzzeit der Kriegspropaganda gehört der Heiligenschein zu den Requisiten der auswärtigen Politik. Der Diplomat würde in Genf ebensowenig daran denken, ihn abzulegen, wie seinen Kragen oder seine Beinkleider auszuziehen.

Herr v. Bülow mag ruhig die Beinkleider anbehalten, man kann mit dem Gesicht ähnliche Wirkungen erzielen. Aber begreift

man vor diesem Bekenntnis eines deutschen Diplomaten nicht endlich, warum unsre Außenpolitik, selbst wenn sie, mit Feindbundpsychologie und Phrasen reichlich ausgestattet, hinausgezogen ist, um moralische Eroberungen zu machen, jedesmal zerbeult und zerschunden zurückgeschleppt werden mußte?

*

Ob die außenpolitische Verständigung bei Herrn v. Bülow in besten Händen ist, bleibe dahingestellt, aber die innenpolitische Verständigung macht rapide Fortschritte. Es gibt jetzt ein Chequers nach dem andern. Am Tage vor Harzburg erhält Adolf Hitler Audienz beim Reichspräsidenten, und nun stellt es sich heraus, daß der nationalsozialistische Führer inzwischen auch den General von Schleicher zweimal besucht hat. Herr von Schleicher ist der großmächtige Mann im Reichswehrministerium, wahrscheinlich auch bald im Reichsinnenministerium, falls Herr Gröner auch weiterhin dessen Ressortpolitik auf die Standortältesten stützen sollte. Das Reichswehrministerium erklärt mit der ihm eignen militärischen Gradheit, es habe sich bei der Zusammenkunft nur um dienstliche Gespräche gehandelt. Hitler sei gefragt worden, ob seit dem ulmer Prozeß noch irgendwelche Versuche zur politischen Beeinflussung der Reichswehr gemacht worden sind. Das habe Hitler verneint und zugleich betont, er würde niemanden in seiner Organisation und Partei dulden, der sich irgendwie illegal betätige. Es war, wie gesagt, nur eine angenehme Unterhaltung beim Frühstück, deshalb verbot Herrn von Schleicher, dem Gastgeber, die Höflichkeit, stärker pointiert zu fragen oder etwa das Gespräch auf die bewußten Köpfe zu bringen, die doch gewiß etwas aus der Legalität rollen. Ein so erfahrener Politikus wie der Herr General weiß auch, daß Hitler keine gültigen Legalitätsbeteuerungen abgeben kann, denn Hitler selbst ist doch die verkörperte Illegalität, nämlich ein Ausländer, der sich politisch betätigt. Was ist sonst ein Nichtnaturalisierter, der sich aktiv und geräuschvoll in die Geschicke des Landes mengt, das ihm Gastfreundschaft gewährt? Ein Objekt der Fremdenpolizei, mehr nicht. Herr von Schleicher ist ein viel zu liebenswürdiger Wirt, um den notablen Ausländer, der bei ihm speiste, darauf aufmerksam zu machen, und man kann ihn nicht einmal tadeln, denn andre haben es auch nicht getan. Sollten aber die Besuche Hitlers bei Herrn von Schleicher nur die bessere Urteilsbildung durch persönliche Bekanntschaft ermöglichen, denn, wie behauptet wird, hat auch Severing davon gewußt, wobei allerdings verschwiegen wird, ob durch direkte Mitteilung oder durch die Politische Polizei, dann muß auch gefragt werden, wann endlich der Besuch von Heinz Neumann fällig wird. Denn auch Herr Neumann hat noch von seiner chinesischen Tätigkeit her die beste Übung im Umgang mit politisierenden Generalen, und außerdem ist er, im Gegensatz zu Hitler, einwandfreier Reichsdeutscher.

Bei Goebbels im ‚Angriff' macht man sich natürlich über harmlose Deutungsversuche der Besprechungen zwischen Hitler und Schleicher lustig. „Überall muß man sich mit der unumstößlichen Tatsache nahe bevorstehenden Veränderun-

gen vertraut machen." Die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' ist davon weniger entzückt, sie wittert eine Intrige zur Zersetzung des Bündnisses Hugenberg-Hitler, aber auch sie meint, daß beim Zentrum starke Bedürfnisse mitwirken, den „realpolitischen Tatsachen der Rechtsentwicklung im Volke in einer noch zu bestimmenden Form Rechnung zu tragen." Daß Brüning das Zusammengehen mit Hitler wünscht, hat er im Reichstag offen zugestanden. Daß er aber die diplomatische Vorbereitung des kommenden Bündnisses den Reichswehrgeneralen überläßt, ist eine selbstzerstörerische Torheit, die uns kalt ließe, wenn es sich dabei nur um Brüning handelte.

So nimmt das Geschick seinen Lauf, so frühstücken sich die bisher feindlichen Parteien immer näher heran. Bald wird ganz Deutschland, zum Tranchieren fertig, vor ihnen liegen. Die armen Sozialdemokraten, deren Zentralorgan der unerbittliche Gröner jetzt gerichtlich verfolgen läßt, sehen der Entwicklung beunruhigt aber tolerant zu. Der gebildete Doktor Breitscheid könnte jetzt Shakespeare zitieren: „Juckend sagt mein Daumen mir, etwas Böses naht sich hier . . ."

Internationale Gespräche von Hanns-Erich Kaminski

Das Ergebnis der Aussprache zwischen Hoover und Laval hat die Welt um eine Enttäuschung reicher gemacht. Jetzt wird noch Grandi nach Washington fahren. Und damit wird die Periode der internationalen Gespräche hoffentlich zu Ende sein, und die Regierungen werden anfangen, ernsthaft zu verhandeln.

Daß die Besuche, die sich die Minister der verschiedenen Länder in den letzten Monaten gemacht haben, erfolgreich gewesen wären, wird niemand behaupten können. Nirgends ist ein Programm oder auch nur eine Idee sichtbar geworden. Die Communiqués wiederholten nur mit wichtigtuerischer Eintönigkeit: die Staatsmänner hätten eingesehen, daß die Krise eine Weltkrise sei und daß sie allein durch eine gemeinsame Anstrengung der ganzen Welt behoben werden könne. Eine Feststellung, um derentwillen ja nun eigentlich kein Mensch mehr von einer Hauptstadt in die andre zu fahren braucht.

Zum Trost wurde den Völkern jedes Mal mitgeteilt, die Minister hätten sich in freundschaftlichem Geist unterhalten und als unsichtbarer Schutzengel sei das Vertrauen dabeigewesen, das die Voraussetzung künftiger Zusammenarbeit bilde. Leider ist es schon ein bißchen spät, um Voraussetzungen zu schaffen.

Diese Besuche, die einen fahlen Festglanz über verelendete Länder warfen, wären gut gewesen für ruhige Zeiten. Es ist gewiß ein Vorteil, wenn sich die Minister und erst recht die Staatssekretäre, die bleiben, während ihre Chefs wechseln, kennen lernen. Gute Bekannte verhandeln leichter miteinander als Fremde, die die Furcht, jedes Wort des Partners könnte eine Falle sein, zu vorsichtiger Zurückhaltung nötigt. Aber solche wertvollen Freundschaften konnten schon früher in Genf geschlossen werden. Sagten uns nicht alle Offiziösen,

diese persönliche Fühlungnahme sei die beste und sogar die einzige Rechtfertigung des Völkerbundes? In jedem Fall ist jetzt keine Zeit mehr für die Schaffung einer besondern Atmosphäre. Ob die Atmosphäre nun gut oder schlecht ist, die Krise erfordert konkrete Maßnahmen. Und tatsächlich wollten ja auch die reisenden Minister mehr als Höflichkeiten mit ihren Kollegen austauschen.

Wenn all ihre Zusammenkünfte ohne positive Ergebnisse geblieben sind, so liegt das auch keineswegs daran, daß es ihnen an gutem Willen fehlte. Nicht der Wille, die Methode der neuen Wochenenddiplomatie hat versagt.

Es wirkt freilich sympathisch, wenn Minister glauben, sie brauchten sich mit dem Nachbarn nur einmal auszusprechen, damit alle Streitigkeiten ein Ende hätten. Nur führt dieser naive Optimismus meist zu unnötigem Zeitverlust und bereitet den Völkern Enttäuschungen, die schmerzlich sind, doppelt schmerzlich in einer Zeit wie dieser, in der die Hoffnung sich an jeden Strohhalm klammert.

Entstanden ist die neue Diplomatie aus dem berechtigten Mißtrauen gegen die Berufsdiplomaten, die nicht imstande waren, den Krieg zu verhindern, und der Erfinder der neuen Methode dürfte wohl Lloyd George sein, der allerdings in einem Land, wo die Improvisation ein nationales Talent ist, eine Art Genius der Improvisation darstellt. Die Politik der Konferenzen hat jedoch eine Niederlage nach der andern erlitten. Schon bei den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk, wo sich die Vertreter des deutschen Kaisers bemühten, die Allüren der Demokratie zu kopieren, mußte die Öffentlichkeit der Verhandlungen bald zugunsten „privater Zusammenkünfte" preisgegeben werden, weil öffentliche Verhandlungen eben wechselseitige Deklamationen und nicht Verhandlungen sind. In Versailles erlebte dann Wilson, der ein Dilettant und ein Doktrinär dazu war, sein Fiasko, und auf der Konferenz von Genua mußte Lloyd George selbst die Unzulänglichkeit seiner Methode erkennen. Auch der Völkerbund, der ursprünglich als eine sich periodisch wiederholende internationale Konferenz gedacht war, hat sich sehr rasch zu einer altmodischen Botschafterkonferenz entwickelt, auf der die Regierungschefs und sogar die Außenminister nur die Paradereden für die Öffentlichkeit halten.

Nachdem jahrelang die Berufsdiplomatie wieder obenauf war, haben wir nun eine Neuauflage der Amateurdiplomatie erlebt, und das Resultat ist noch kläglicher als in den Jahren, in denen die Minister der Entente unter Führung Lloyd Georges alle paar Monate in einem andern Badeort zusammenkamen. Jetzt besuchten sich die Mitglieder der verschiedenen Regierungen in ihren Hauptstädten, und wenn man sieht, mit welcher Ignoranz und welchem Dilettantismus da „Verhandlungen" geführt wurden, bekommt man beinahe Sehnsucht nach der alten Geheimdiplomatie.

Bezeichnend war schon die Ankündigung „Wir werden über alles sprechen", die all diesen Besuchen vorausging. In der Tat, man hatte nicht einmal ein genaues Programm über die Gegenstände der Unterhaltung aufgestellt. So kam es, daß

Brüning nach Rom und Grandi nach Berlin reiste, ohne daß ein Mensch wußte, zu welchem Zweck. So kam es, daß Laval vierzehn Tage unterwegs war, um schließlich gemeinsam mit Hoover festzustellen, daß Amerika zu einem Schuldennachlaß nur um den Preis der Abrüstung bereit ist, und daß Frankreich nur abrüsten will, wenn es durch die Zusage amerikanischer Kriegshilfe seine Sicherheit erhöhen kann, was seit zwölf Jahren bekannt ist.

Und dann der Verlauf dieser Besuche: feierlicher Empfang, Kartenabgabe, Frühstück, Besichtigung der lokalen Sehenswürdigkeiten, Ausflug ins Grüne, großes Bankett mit Toasten „auf das Gedeihen Ihres schönen Landes und der hervorragenden Männer, die es regieren". Für die Verhandlungen war grade von elf bis zwölf und von vier bis sieben Zeit, denn die Herren mußten sich ja rechtzeitig zum Essen umziehen. Zwischendurch aber mußten auch noch Gruppenaufnahmen gemacht und Interviews gegeben werden. So verliefen früher die Staatsbesuche der Monarchen, mit dem Unterschied jedoch, daß die begleitenden Minister dabei Muße fanden, sich ungestört auszusprechen, während die Könige repräsentierten.

Heutzutage ziehen sich die Minister zu intimen Unterhaltungen zurück, an denen nur noch die Dolmetscher und eventuell der Vorsitzende des feudalen Klubs, der sein Heim zur Verfügung gestellt hat, teilnehmen. Wenn es hoch kommt, wird dabei erwähnt, welche Gegensätze nun eigentlich zu überbrücken sind, und dann muß noch das Communiqué aufgesetzt werden, wozu mehr Zeit gebraucht wird als für die ganzen sogenannten Verhandlungen.

Ich bin — da ich an dieser Stelle schreibe, brauche ich es vielleicht nicht erst zu sagen — kein Verteidiger der Vorkriegsdiplomatie. Die Routine der Berufsdiplomaten, die, nach einem Wort von Bismarck, nicht mehr als „intelligente Briefträger" sein sollen, reicht in großen Krisen nicht aus, und es ist schon richtig, daß sich die Minister dann selbst an den Verhandlungstisch setzen. Aber bei derartigen, notwendigerweise kurzen Zusammenkünften können Verhandlungen lediglich abgeschlossen werden. Zunächst müssen sie vorbereitet werden.

Es ist eben nicht so, daß die Gegensätze zwischen den Staaten nur auf Mißverständnissen beruhen, die durch wohlmeinende Leute jeden Augenblick aus der Welt geschafft werden können. Leider sind die feindlichen Interessen und die feindlichen Ressentiments, die ebenfalls eine Realität sind, in der Welt so groß, daß an eine allgemeine Lösung sämtlicher Fragen auch nicht im entferntesten zu denken ist. Die wichtigste Voraussetzung für internationale Verhandlungen ist darum, unter Vermeidung alles Prinzipiellen, eine Verständigung auf konkreten, eng umgrenzten Gebieten zu suchen.

Besonders für Deutschland ist die Situation sehr eindeutig. Wir brauchen Geld, und Geld kann uns nur Frankreich geben. Folglich muß die deutsche Regierung die französische fragen, unter welchen Bedingungen sie dazu bereit ist. Über diese Bedingungen kann man dann verhandeln. Alles übrige ist Zeitverlust und Leerlauf.

Der Fall des Doktor Engel von Alfred Apfel

Anno 1920 ließ sich Doktor Leo Engel als praktischer Arzt in dem Städtchen Neustadt bei Coburg nieder. Bei der Landbevölkerung war er sehr beliebt; die Sprechstunde war bald überfüllt. Die Kollegen waren ihm nicht gewogen. Eines Tages brach das Verhängnis über ihn herein.

Fünf Jahre ist es her, daß die Bauernmagd Maria W. ihre Stellung kündigte, weil der Dienstherr ein Verhältnis mit ihr anknüpfen wollte. Als sie die Kündigung aussprach, erhielt sie Prügel. Sie kam in eine neue Stellung bei einem verheirateten Landwirt, von dem sie schwanger wurde. Als dieser Zustand ihr heftige Schmerzen verursachte, suchte sie zunächst einen Arzt in Mönchrode und später einen Sanitätsrat in Oeslau auf, die ihr Arzneimittel verordneten. Die Schmerzen ließen nicht nach. Sie ging mit ihrer Schwester zu Doktor Engel nach Neustadt. Etwa vierzehn Tage später hatte sie, wie es in der dortigen Amtssprache heißt, einen Abgang und wurde in das Krankenhaus Neustadt gebracht. Im Frühjahr 1931 erstattete sie Strafanzeige gegen ihren neuen Dienstherrn, der sie geschlagen hatte. Der fuchtelte auf der Gendarmeriestation wild herum und rief: Die W. solle die Gosche halten, die hat zwei Flaschen ausgesoffen und ihre Frucht abtreiben lassen. Darauf läßt sie der Station mitteilen, daß sie die Anzeige zurücknehme. Deswegen müsse sie zur Polizei kommen, sagt man dem Boten. An einem Sonntag erscheint sie. Sie gibt die Rücknahme der Anzeige zu Protokoll und wendet sich zum Gehen. Halt! wie steht es mit der Abtreibung? Nichts ist abgetrieben, war die Antwort. Auch nicht von Doktor Engel? Nein! Man sperrt sie ein. (Nachher in der Hauptverhandlung entschuldigt sich der Hauptwachtmeister, daß er doch Mittag habe essen müssen und was habe er inzwischen mit der Magd anfangen sollen?) Sie gesteht nicht. Sie wird wieder eingesperrt. Herein, heraus, herein, heraus. Schließlich legt sie ein Geständnis ab, daß der Doktor Engel vor fünf Jahren einen „Eingriff" bei ihr gemacht habe. Aber das Geständnis nützt nichts, sie wird in Haft behalten.

Bericht der Gendarmeriestation an den Coburger Staatsanwalt:

> Doktor Engel steht diesseits schon längere Zeit im Verdacht der gewerbsmäßigen Abtreibung. Zurzeit wird auch hier ein Fall behandelt, bei welchem aber noch nicht einwandfrei feststeht, ob Engel in Anspruch genommen wurde, da die Polizei schon vor dem Eingriff Kenntnis erhielt und sofort vorbeugend eingriff.
>
> Im Falle W. wäre angezeigt, wenn die Beschuldigte in Haft genommen würde, weil Verdunklungsgefahr gegeben ist und die Staatsanwaltschaft entscheiden dürfte, ob nicht auch Engel sofort in Haft zu nehmen sei. Zur Aufklärung weiterer Fälle dürfte unter Beiziehung eines Arztes, eventuell des Landgerichtsarztes, eine Durchsuchung nach Beweismaterialien zurückliegender Fälle von Erfolg sein, da doch die Polizei in den fachärztlichen Ausdrücken und Aufzeichnungen nicht bewandert ist.

Doktor Engel wird zur Polizei zitiert. Er bestreitet entschieden, eine Abtreibung vorgenommen zu haben. Er habe

lediglich das Mädchen im Krankenhaus Neustadt behandelt und die angewachsene Nachgeburt dort entfernt. Vorher sei er in die Wohnung ihrer Schwester gerufen worden und habe von dort die Überführung ins Krankenhaus angeordnet. Früher habe er einmal Maria W. und lange Zeit ihre Schwester wegen schwerer Geschlechtskrankheiten behandelt.

Man hält ihn fest und transportiert ihn nach Coburg ins Landgerichtsgefängnis. Völlig verzweifelt sieht er seine Existenz vernichtet. Er hatte kurz vorher bei einem Bankzusammenbruch sein ganzes Vermögen verloren. Auf dem Transport faselt er wirres Zeug durcheinander, zum Beispiel, ob man ihn wohl in ein dunkles Loch sperren werde. Hilfesuchend klammert er sich an den Kriminalwachtmeister, der ihn vernommen und der ihm in den letzten Wochen wiederholt freundlich erzählt hatte, daß der § 218 sicherlich bald fallen werde. Der Wachtmeister hatte schon der W. beim Transport nach Coburg dringend eingeschärft, daß sie, was auch kommen möge, immer bei dem Geständnis bleiben solle, das sie vor ihm abgelegt habe. Und ebenso riet er Doktor Engel, er möge doch seine Aussage vor dem Richter in Übereinstimmung mit derjenigen der W. machen; dann liege doch keine Verdunkelungsgefahr mehr vor und man müsse ihn laufen lassen. Nach einer grausigen Nacht wird Doktor Engel vom Amtsrichter vernommen und erklärt sofort, daß er vor fünf Jahren bei Maria W. abgetrieben habe. Das Geständnis hatte nicht den erhofften Erfolg; es wird Haftbefehl verkündet. Er läßt sich wieder vorführen, widerruft sein Geständnis und erklärt, warum er gestanden habe. Nutzlos. Die Voruntersuchung wird eröffnet. Die Wohnung wird durchsucht; die Papiere werden beschlagnahmt. Der Gerichtsarzt erklärt im Handumdrehen, ohne irgendwelche Untersuchung, ohne Rücksprache mit dem verhafteten Kollegen, daß in achtundzwanzig Fällen der Verdacht des Verstoßes gegen den § 218 vorliege. Doktor Engel verfällt in eine schlimme Haftpsychose. Er tobt, er klagt an, dann jammert und winselt er, kurz, er verliert jegliche Contenance. Es folgt die typische Voruntersuchung des modernen deutschen Abtreibungsprozesses. Der Fall Wolf-Kienle en miniature. Das Geschlechtsleben der Patientinnen wird durchstöbert. Die Gendarmen werden in Bewegung gesetzt und vernehmen sporenklirrend die armen Frauen, die zitternd und bebend vor ihnen sitzen. Und Doktor Engel tut einen Schritt, den nur begreifen kann, wer weiß, was Untersuchungshaft bedeutet. Er bittet den Untersuchungsrichter, ihm Zellengenossen zu geben, da er die Einsamkeit einfach nicht mehr ertragen könne. Seine Bitte wird erfüllt. Man legt zwei Gefangene mit langen Vorstrafenregistern zu ihm, und die berichten dauernd über angebliche Geständnisse, die Engel vor ihnen abgelegt habe, über seine angeblichen Versuche, Kassiber durch sie hinauszuschmuggeln. Sie nahmen Rache für alles, was die Justiz ihnen je angetan hatte, und jagten mit ihren Denunziationen den Untersuchungsrichter und die Gendarmen durch den Bezirk. Im Haftprüfungstermin, der nicht, wie es das Gesetz vorschreibt, vor dem Untersuchungsrichter stattfand, sondern gleich vor der vollbesetzten Strafkammer, wird der Haftentlassungsantrag mit

kalter Schulter abgelehnt, wobei die Aussage der beiden Zellengenossen eine entscheidende Rolle spielt.

In diesem Stadium übernahm ich die Verteidigung Engels. Ich fand einen Mandanten vor, der nur ein Wrack seiner selbst war. Ich fand eine einheitlich geschlossene Stimmung gegen ihn vor. Ich fand ferner eine nationalsozialistische Presse vor, die mit Enthüllungen über das Vorleben des Mandanten drohte. Ein wenig Trost schöpfte ich nur beim Studium der Akten, die mich in die typische Atmosphäre des Abtreibungsprozesses versetzten mit seinem Gemisch von Klatsch, Denunziantentum, Kollegenneid, mit den gräßlichen Vernehmungen durch ungeschulte Gendarmen, mit Geständnissen und Widerrufen. Es war aber sofort zu erkennen, daß das Gutachten des Gerichtsarztes unhaltbar war, und die Anklage schrumpfte schließlich auf fünf Fälle zusammen. Da drückten nun im Spätsommer dieses Jahres fünf bedauernswerte Frauen, eine Bauernmagd, eine Fabrikarbeiterin, eine Stütze, eine Korbwarenfabrikantentochter und eine Stanzersehefrau wegen Vergehens der Abtreibung, weiter ein Gast- und Landwirt wegen Anstiftung, und eine Gießersehefrau wegen Beihilfe das Armsünderbänkchen des coburger Schwurgerichtssaales. An der Spitze saß Doktor Engel, dem die Anklage vorwarf, durchschnittlich Honorare von achtzig bis hundert Mark genommen zu haben. Die Geschworenenbank bestand neben den drei Berufsrichtern aus einem bekannten nationalsozialistischen Führer, General a. D., aus drei katholischen Bürgermeistern, aus einem Schreiner- und aus einem Bäckermeister. Mit undurchdringlichen Mienen saßen sie drei Tage lang da; kein Laut kam während der ganzen Verhandlung über ihre Lippen. Ebenso schweigend verhielten sich die juristischen Beisitzer, die nur eine einzige nebensächliche Frage stellten.

Die Öffentlichkeit wurde ausgeschlossen, was völlig sinnlos war, da man tags zuvor die Namen der angeklagten Mädchen mit genauer Adresse den Zeitungen bekanntgegeben hatte. Vor Ausschluß der Öffentlichkeit fand man aber noch Zeit, hervorzuheben, daß mein Mandant, ehe er naturalisiert worden war, auf den Vornamen Chaim gehört habe. Das deckte sich mit den drohenden Andeutungen der Nazipresse. Man muß sich vorstellen, was es heißt, in einer Stadt, in der die Führer der Linken nur unter Vorsichtsmaßregeln abends auszugehen wagen, als geborener Ostjude angeprangert zu werden.

Am ersten Vormittag der Verhandlung beschäftigte man sich mit den Ablehnungsanträgen, die die Verteidigung gegen diejenigen Richter vorgebracht hatte, die bereits bei dem Haftprüfungstermin wichtige untersuchungsrichterliche Funktionen ausgeübt hatten und daher kraft Gesetzes von der Mitwirkung bei der Schwurgerichtsverhandlung ausgeschlossen waren. Bei der winzigen Richterzahl des coburger Landgerichts, wo es nur eine Strafkammer gibt, und bei der dadurch hervorgerufenen besonders engen Milieuverbundenheit der Justizfunktionäre ist der einmal während der Voruntersuchung und zumal nach persönlicher Vernehmung begründete Verdacht der Schuld des Angeklagten, zumal bei einem für die dortigen Verhältnisse sensationellen Fall, nicht vor der Ge-

fahr sicher, am laufenden Band weitergeleitet zu werden. Die Anträge wurden abgelehnt. Der Verkehrston zwischen dem Vorsitzenden und der Verteidigung war rauh aber herzlich. Der Vorsitzende, ein alter, sehr knorriger bajuvarischer Herr, machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. Bei der Urteilsverkündung sagte er, daß es sich bei diesem Prozeß darum gehandelt habe, alle moralischen Kräfte im Volke zu heben und nicht darum, den niedrigen Instinkten recht zu geben. Jedenfalls sei die Rechtsprechung nicht geneigt, hierzu eine Handhabe zu bieten. Typisch war sein Verhalten bei der Vernehmung verschiedener Gendarmen, die die Angeklagte W. zum Geständnis gebracht hatten. Der zuerst vernommene Gendarm wollte vor Gericht den Eindruck erwecken, als ob sie ihr Geständnis freiwillig gemacht habe. Die Angeklagte springt erregt auf und ruft: „Das ist nicht wahr, Sie haben mich zu den Äußerungen gedrängt und mich wiederholt in die Haftzelle eingesperrt." Der Zeuge gibt zögernd zu, daß er sie eingeschlossen habe. Hier ist selbst der Vorsitzende verwundert und bezeichnet das als eine ganz ungewöhnliche Handhabung. Darauf erklärt der Gendarm, daß er doch die W. ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht habe, sie solle die Einsperrung nicht als eine Haft betrachten. Ich bat, die Aussage zu protokollieren. Der Vorsitzende lehnt den Antrag ab. Eine strafbare Handlung komme nicht in Frage. „Bei uns wird halt derber zugefaßt als bei Ihnen," meinte er jovial. Noch niedlicher wird es bei der Vernehmung des zweiten Kriminalwachtmeisters, von dem Doktor Engel behauptet, daß er sich willfährig zum Agenten der Vernichtungswünsche seiner Konkurrenz gemacht habe. Er muß zugeben, daß er schon vor dem Verhör Engels die Anregung gegeben habe, ihn zu verhaften. Er muß zugeben, daß er total sinnlos und an den Haaren herbeigezogen eine Anzeige wegen widernatürlicher Unzucht gegen Doktor Engel erstattet habe. Er muß zugeben, daß er ihm zum Geständnis vor dem Richter geraten habe. Er muß aber auch die Frage über sich ergehen lassen, ob gegen ihn selbst ein Disziplinarverfahren schwebt, in dem ihm der Vorwurf gemacht wird, in andern Fällen unrichtige Protokolle angefertigt zu haben, und in dem auch die Behauptung aufgestellt worden ist, daß er selbst als verheirateter Mann nachts heimlich in die Wohnung eines unbescholtenen Mädchens eingedrungen sei. Die Herbeiziehung der Akten wird abgelehnt. Der Zeuge wird für glaubwürdig erklärt und vereidigt. Ich bekomme noch obendrein den Rüffel, daß ich nicht den nötigen Respekt vor einem bayrischen Gendarm fühlte und die Grenzen der Verteidigung unangemessen überschritten hätte. Nun wird mir die Sache zu bunt. Ich erkläre, daß ich, falls dieser Vorwurf nicht zurückgenommen werde, die Verteidigung niederlegen müsse. Tableau. Ich mache den Vermittlungsvorschlag, daß ich ebenso offen dem Vorsitzenden meine Meinung über seine Verhandlungsführung sagen dürfe. Ich erkläre, daß ich noch selten eine solche Voreingenommenheit eines Vorsitzenden vom ersten Moment der Verhandlung an erlebt habe wie in diesem Fall. „Nun haben Sie sich aber revanchiert," war die Antwort des Vorsitzenden. Man fühlte während der

ganzen Verhandlung nur allzu deutlich die Stammtischatmosphäre, in der der Fall seit Wochen durchgehechelt war. Nicht der leiseste Versuch wurde gemacht, die Gründe für den Zusammenbruch meines Mandanten, für sein ganzes Verhalten auch nur oberflächlich zu durchforschen. Als ich schließlich, nachdem allenfalls der Verdacht (wohlgemerkt nur der Verdacht!) eines einzigen Abtreibungsfalles übrig geblieben war, durch Benennung von dreißig wohlhabenden Frauen den Beweis erbringen wollte, daß Doktor Engel diesen zur Austragung der Leibesfrucht dringend zugeraten habe, daß also die Formel von seiner schnöden Geldgier nicht ziehe, wird das als unbeachtlich abgetan, oder, wie wir Juristen sagen, „als wahr unterstellt." Die Abtreibungsanklage brach fast restlos zusammen. Der Privatdozent Doktor Dyroff, der in letzter Stunde von Amts wegen geladen war, übrigens ein überzeugter Anhänger des § 218, erklärte die Vornahme einer Abtreibung in vier von den fünf zur Aburteilung stehenden Fällen für nicht diskutabel. Lediglich in dem einen Fall der Magd W. bleibe die Möglichkeit, aber nicht die Gewißheit offen, daß eine Abtreibung vorgenommen worden sei. Der Sachverständige gab weiter seiner Überzeugung Ausdruck, daß die Geständnisse einiger Angeklagten bei der Vernehmung durch die örtlichen Gendarmen dadurch zu erklären seien, daß sie aneinander vorbeigeredet hätten. So sei es eine bekannte Tatsache, daß die untersuchungführenden Personen unter dem Wort „Eingriff" den Tatbestand des § 218 begriffen, daß aber unerfahrene Mädchen unter diesem Wort lediglich eine einfache übliche gynäkologische Untersuchung verständen. In fast allen Abtreibungsprozessen erweist sich die Vernehmung durch Polizeibeamte und Gendarmen, die hierfür nicht besonders vorgebildet sind, als ein Grundübel.

Für mich war der Clou der Verhandlung das Gutachten des beamteten Gerichtsarztes. Daß er den Typus jenes Sachverständigen darstellt, der sich als verlängerter Arm des Staatsanwalts aufführt, wußte man aus seinem überaus dürftigen schriftlichen Gutachten. Was er aber in der Verhandlung darbot, übertraf die kühnsten Erwartungen. Nach einem Lobeshymnus auf den § 218 erklärte er kategorisch, wenn einige der Mädchen im Vorverfahren Geständnisse abgelegt hätten, müsse man ohne weiteres das Vorliegen eines Abtreibungsversuchs annehmen. Dann geht es weiter: Er sei leider durch das ärztliche Berufsgeheimnis gegenüber meinem Mandanten gebunden, so daß er nicht frei reden könne; wenn er aber reden könnte... Unterbrechung durch die Verteidigung: Doktor Engel erinnert sich nicht, Sie jemals ärztlich konsultiert zu haben. Verlegenes Schweigen. Doktor Engel entbindet ihn vom Berufsgeheimnis. Schließlich erzählt er, Doktor Engel habe sich ihm nach seiner Einlieferung im Gefängnis anvertraut und sich an ihn geklammert. Ich wollte die Dinge nicht überspitzen und zog aus der unwahren Berufung auf das ärztliche Geheimnis keine andern Konsequenzen, als daß ich ihm lediglich vorhielt: Sie sind nie Arzt meines Mandanten gewesen, also war Ihre Berufung auf das ärztliche Berufsgeheimnis unerhört. Wenn Sie sich aber als Arzt betrachtet haben, dann

war Ihre Andeutung, daß Doktor Engel Ihnen belastende Mitteilungen gemacht habe, wohl eines der stärksten Stücke, das sich je ein deutscher Arzt vor Gericht geleistet hat. Selbstverständlich wurde nunmehr der Antrag auf Ablehnung des Sachverständigen wegen Befangenheit eingebracht. Der Vorsitzende hielt mir vor, ich sei zu scharf gegen den Obermedizinalrat. Schließlich kam das Gericht mit folgendem Beschluß heraus, zu dessen Verständnis man noch wissen muß, daß mein Mandant immer und immer behauptet hat, daß der Sachverständige eines Tages zu ihm ins Gefängnis gekommen sei und ihm dringend geraten habe, doch ein bis zwei Fälle zuzugeben, damit man den ganzen Fall in einer kleinen Verhandlung still erledigen könne:

Die Würdigung der Geständnisse der Angeklagten B. und E. durch den Sachverständigen geht über die Grenzen des zu erstattenden Gutachtens. Eine Befangenheit des Sachverständigen ist dadurch nicht begründet.

Es erscheint die Angabe der Verteidigung, daß Doktor B. zu dem Angeklagten Doktor E. gesagt hätte: „Ich muß zugeben, daß man Ihnen nichts nachweisen kann", als widerlegt.

Die Angabe des Sachverständigen, daß auch Abtreibungen mit dem Finger vorkommen, ist eine gutachtliche Äußerung, auf welche eine Ablehnung nicht gestützt werden kann.

Die Andeutung des Landgerichtsarztes in seinem Gutachten, daß er private Mitteilungen des Angeklagten auf Grund seines Berufsgeheimnisses als Arzt nicht verwenden dürfe, ging über die Grenzen des Gutachtens, begründet aber nicht den Verdacht der Befangenheit.

Das Verhalten des Landgerichtsarztes gegenüber dem Angeklagten Engel während des ganzen Strafverfahrens läßt auch eine etwaige subjektive Meinung des Angeklagten Engel über die Befangenheit des Landgerichtsarztes nicht für berechtigt erscheinen.

Es bedarf kaum noch der Erwähnung, daß im Urteil die belastenden Aussagen des gerichtlichen Sachverständigen verwertet, daß hingegen die entlastenden Aussagen des erlanger Privatdozenten überhaupt nicht erwähnt wurden.

Der Leser wird eine Steigerung nicht mehr für möglich halten. Ein falscher Glaube! Die Gipfelleistung erklomm ein Mitverteidiger, der während seines Plaidoyers plötzlich mit der Behauptung herausplatzte, daß er bezweifle, ob Doktor Engel überhaupt Arzt sei. Warum, weshalb, wieso? Er habe doch so merkwürdig unsichere medizinische Antworten auf die Fragen der Sachverständigen gegeben. Doktor Engel erwacht endlich aus seiner Lethargie und schleudert dem Herrn Anwalt ins Gesicht: Warum sind Sie dann mein Patient gewesen? Warum haben Sie denn bisher mit mir freundschaftlich verkehrt und meine Eigenschaft als Arzt nicht bezweifelt, solange ich Ihnen Prozesse übergab?

Ich mußte mich während der Gerichtsverhandlung oft fragen: Ist dies ein Traum? Ist dies Wirklichkeit? Bin ich Zuschauer bei einem übertreibenden Theaterstück? Die armen Frauen wanden sich in furchtbarsten Qualen auf der Anklagebank. Kein menschliches Wort, nur unerbittliche nüchterne Fragen drangen an ihr Ohr. Sie widersprachen sich in einem fort und fanden sich schließlich selber nicht mehr heraus aus dem, was sie gesagt hatten. Zweien gelang es noch schnell, während der Gerichtsverhandlung einen Privatarzt zu finden, der ihnen be-

scheinigte, daß sie wahrscheinlich nie schwanger gewesen seien. Kurz, es war ein großes Durcheinander. Die Hauptsache aber war: Von den achtundzwanzig Fällen des Gerichtsarztes blieb nur einer als eventuell verdächtig übrig.

Am letzten Verhandlungstage hielt der Staatsanwalt, der sich übrigens durchaus korrekt verhalten hatte, seine Anklagerede. Er beantragte nur Verurteilung wegen eines Abtreibungsfalles. In einem Falle beantragte er Freispruch. In einem dritten Falle stellte er die Entscheidung dem Gericht anheim und, nachdem er erklärt hatte, daß die Verhandlung ein für die Anklagebehörde nicht erfreuliches Ergebnis gehabt habe, erhob er plötzlich wegen der beiden übrigbleibenden Fälle Betrugsanklage, indem er argumentierte, daß allerdings keine Schwangerschaft vorgelegen habe, daß man dann aber annehmen müsse, der Angeklagte habe den Mädchen eine solche vorgetäuscht, um entsprechende Honorare zu nehmen.

Ich bat um Aussetzung der Verhandlung, zum mindesten um Vertagung auf kurze Frist, da die Verteidigung nur auf einen Abtreibungs- und nicht auf einen Betrugsprozeß eingerichtet sei. Vergebens. Der Antrag wurde abgelehnt mit dem wohl mysteriösesten Beschluß, mit dem je über einen Beweisantrag von einem deutschen Gericht entschieden worden ist. Man dekretierte wörtlich wie folgt: „Der Antrag wird abgewiesen, da infolge der Veränderung der Sachlage eine weitere Vorbereitung der Verteidigung nicht erforderlich erscheint." Ich glaube übrigens nicht, daß das Reichsgericht schon oft eine Revisionsschrift entgegennehmen mußte, in der solch zahlreiche Verstöße gegen die Strafprozeßordnung festgestellt worden sind.

Mein Mandant fand nicht mehr die Kraft, am Schluß der Verhandlung zu dem Gericht zu sprechen. Er stammelte nur noch, daß ihm an seinem Schicksal nichts mehr liege und daß er mit dem Rest seiner Kraft bitte, seine Patientinnen zu schonen. Er war völlig erledigt. Die lange Haft, die Vernichtung seiner materiellen Existenz, die Verhandlungsmethoden, der Andrang zum Gerichtsgebäude, die polizeilichen Eskorten, die Hervorkehrung seiner Abstammung in diesem Milieu. — Grund genug, die Nerven zu verlieren. Man verurteilte ihn wegen eines einzigen Abtreibungsfalles zu einem Jahr drei Monaten Gefängnis. Für die angeblichen Betrugsfälle erhielt er noch weitere drei Monate. Die Mädchen bekamen samt und sonders Freiheitsstrafen von drei bis sechs Wochen.

Die Verurteilung wegen Betruges ist ein Justizirrtum, um mich milde auszudrücken. Ich bin fest davon überzeugt, daß mein Mandant nach der Aufhebung des Urteils durch das Reichsgericht, woran kaum zu zweifeln sein dürfte, sehr schnell diese Feststellung des Urteils widerlegen kann, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß er die neue Verhandlung noch erlebt. Es ist unbegreiflich, daß man diesen Mann nicht aus der Haft herausläßt. Fluchtverdacht sei gegeben, so sagt man, weil er sich ja in seine frühere Heimat, zu der er nicht mehr die entfernteste Beziehung hat, begeben könne. Es wäre begrüßenswert, wenn ein paar Ärztekollegen und mitleidige Menschen sich dieser gebrochenen Existenz annehmen wollten.

London in rot und grau von Alice Ekert-Rothholz

Hafendirne spricht zu Musik:

London ist eine Stadt mit tausend Städten.
Und die Farben sind rot und sind grau.
In Piccadilly sind rote Moneten
Und die Nebel von Poplar sind grau.
Die Hummer bei Sweetings sind wieder rot...
Und in Poplar gibts graue Steine statt Brot.

Singt:

Wir sind die Hafenmäuse!
Der ganze Dock mit Mann und Maus geht untern Unterrock.
Wir haben nur Sehnsucht und Läuse.
Und schläft man im Schiffsgehäuse
mit Johnny oder Billie
Ist man zu zwein und doch allein
Denn die Liebe reicht immer soweit wie das Bein...
Und ihr Kopfkissen ist aus grauem Stein
mit Johnny oder Billie.
Wenn die Tür aber kracht und das Herz aber kracht
sind die Docks schwarz wie Teer ohne Billie...
Und zur gleichen Stunde strömt Licht durch die Nacht
In London Piccadilly!

Marschrhythmus:

In Piccadilly marschieren die Herrn, die Herrn mit grauem Zylinder
In Piccadilly marschieren die Herrn, die Herrn mit rotem Gesicht.
In Piccadilly rauscht abends das Licht
Und die Herren mit Zylinder und rotem Gesicht
verursachen Liebe und Kinder...
Ein Gentleman trägt auch im Bett den Zylinder!
Er treibts nicht wie John oder Billie...
Und seine Kinder sind seidene Kinder
Achtung! „Made in Piccadilly!"

Spricht wie oben zur Musik:

London ist eine Stadt mit tausend Städten.
Und die Farben sind rot und sind grau.
In Piccadilly wehn rote Moneten
und die Nebel in Poplar wehn grau.
In Piccadilly rauscht abends das Licht
Da tritt man auf Roastbeef und merkt es nicht...

Drei Haus weiter wirst Du getreten!
Mensch, deck nen Zylinder übers Gesicht
Da sieht man die grauen Falten nicht
Kauf Dir die roten Moneten!
Mach einen Bogen ums Armengericht!
Mach lieber den Gentleman abends im Licht!
Sonst krepierst Du in großen Städten!

Aus einem unveröffentlichten Bühnenstück „Komische Legende"

Lenin und der Materialismus von Kurt Hiller

Wie man die materialistische Theorie auch deuten mag: für den wirklichen Klassenkampf fehlt in ihr jeder logische Ort.
Leonard Nelson („Die bessere Sicherheit", 1927, Seite 17).

Von Dem, was ich als Jüngling gelernt, werde ich selbst als Greis Eines nicht vergessen: daß der abgestempelten Autorität nicht blind geglaubt zu werden braucht; daß ihre Thesen und Lehren, sogar ihre, auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen einem freien Geist, einem unabhängigen Gewissen erlaubt sein muß, ja Pflicht sein muß; daß kein Lebendiger (auch kein Gestorbner) Gott ist, keiner die Verkörperung der Erkenntnis, keiner die Allweisheit; und daß man einem Großen die Größe nicht abstreitet, wenn man ihm, wo er irrt, widerspricht — wo er irrt, will sagen: wo die eigne, außer an ihm noch an andern, ihm partiell überlegnen Autoritäten geschulte Überzeugung ohne Schwanken Irrtum feststellt. Wir lächeln, wenn Menschen der konservativen Hemisphäre uns versichern, ihr Glaubensführer, so er ex cathedra spreche, sei unfehlbar; da können wir, ohne selbst belächelnswert zu werden, den Großmeister der Revolution nicht zum Papst machen. Und mögen wir uns dem Lächeln eines Klerikers gerne aussetzen — unerträglich wäre unsres geistigen Gewissens Biß, der Vorwurf, selber pfäffisch geworden zu sein: als un-überprüfende Übernehmer von „Wahrheiten" eines Heiligen, eines vor jeder Kritik gefeiten Offenbarers. Diktatur, Disziplin, intellektueller Gehorsam: eine gute Sache, die wir gegen allerhand Libertinismen verteidigen werden; aber eine Pflicht hier entsteht erst durch Gleichheit des Standpunkts; Pflicht zur Gleichheit des Standpunkts — für dieses Dogma danken wir. Führertum, Gefolgschaft: ja! Aber die Kritizität des Achtzehnten Jahrhunderts erst recht! Wir sind Sozialisten; schlössen Sozialismus und Selbstdenken einander aus, dann pfiffen wir auf den Sozialismus. Heißt Selbstdenken „Individualismus", wie ihr zischt, Ottern der Unterordnung, so wollen wir in des Teufels Namen „Individualisten" sein. Amicus Marx, magis amica veritas. Tatsächlich sind sozialistische Zielsetzung und der Individualismus geistiger Gewissenhaftigkeit durchaus vereinbar; Vergesellschaftung der Produktionsmittel, globale Planproduktion und -verteilung, klassenloser Staat, Erdstaat der Arbeitenden — dies alles schließt den Fortgang der Philosophie nicht aus; es verbürgt ihn eher. Quelle aller Philosophie bleibt aber für ewige Zeiten das persönliche Gewissen; mag auch der Inhalt des Philosophierens so unprivat wie möglich sein. Das Selbstdenken und die sich aus ihm ergebenden Ansprüche „liberalistisch" zu schelten, sei das Vorrecht nationaler Gallertenköche, reaktionären Kollektiefsinns; revolutionärer Kollektivismus sollte das Denken nicht verbieten. Schon deshalb nicht, weil es in einer durch-kollektivisierten Gesellschaft das einzige Gegengift wäre gegen bureaukratische Erstarrung, gegen geheime Despotie und Tamerlanerei. Wir sind, theoretisch, über den Liberalismus hinaus; aber bisweilen hat es den Anschein, als ob wir praktisch im Begriff sind, ganz gehörig hinter ihn zurückzurutschen. „Autorität, nicht Majori-

tät!" — ja; aber in einem Neo-Sinn (auf höherer Windung der Spirale): die Autorität darf nicht oktroyiert, sie muß erlebt sein. Es gibt Autoritäten für mich; ich erlebe in mir Ehrfurcht; der Subalternen-Zweifel an der starken Persönlichkeit widert mich an; das alles zwingt mich aber nicht, kritiklos hinzunehmen, was Einer lehrt, und mag er heißen wie auch immer.

Betrachtungen dieserart, welche in kritizistischeren, protestantischeren, meinethalben „individualistischeren" Zeiten (wo es zum guten Ton gehört, auf keines Meisters Worte zu schwören) etwas Selbstverständliches hätten, wollen heute vorausgeschickt sein, wenn Einer das Wagnis vorhat, Lenin anzugreifen. Genauer: wenn Einer, der Zielgenosse Lenins und, was den Weg anlangt, in Vielem sein Schüler ist, gleichwohl dies wagt.

*

Sooft ein sozialistischer Dualist den Historischen Materialismus ritzt, gibt es außer dem Gebrüll der orthodoxen Grobiane ein satirisches Gezirp neunmalweiser Grillen und Brillen, das besagt: „Du triffst nicht den echten Materialismus, sondern den falschen. Du triffst eine Karikatur von Materialismus, einen Kaffernmaterialismus, wie er freilich bei ..., bei ..., bei ... vorkommt; aber diese Autoren sind längst überwunden. Man steht heute woanders; du teilst Lufthiebe aus." Nun muß ich zugeben, bei der Ergründung Dessen, was Historischer Materialismus sei, mich bisher nur auf Marx, Engels, Franz Mehring, Kautsky, Max Adler, Radek gestützt zu haben, wozu zwar noch ein Schock marxistischer Leitartikler kam, während immerhin ein Haufe Theoretiker fehlte mit vielleicht neunhundert neuen Nuancen. Es gibt eben in strengstem Sinne überhaupt nicht den Materialismus, sondern die Materialismen. Und hat man wirklich einmal einen Aal gepackt und ruft: „Hurra, jetzt hab ich den Aal!", dann entwindet er sich dialektisch unter Überreichung der Note: „Ich bin nicht Der Aal; ich bin einer." Trotzdem ist allen Aalen Etwas gemein; sollte sich herausstellen, daß jene Typik des Materialismus, wie unsereins sie stets sah, sich just bei Lenin findet, dann spräche diese Tatsache ja wohl dafür, daß unser Blick nicht getrübt war.

Unter dieser Optik erscheint es besonders verdienstvoll, daß der „Verlag für Literatur und Politik", Wien, unlängst ein monographisches Bändchen (in sehr anständiger Übersetzung und sehr anständiger Ausstattung, für nur neunzig Pfennige) herausgebracht hat: W. I. Lenin „Über den Historischen Materialismus". Das Büchlein enthält zwei Essays, die Lenin als Vierundzwanzigjähriger verfaßt hat (1894); der anonyme Einleiter versichert, es seien „die beiden ausführlichsten und wichtigsten Arbeiten Lenins über den historischen Materialismus". Da hätten wir also zu dieser fundamentalen Frage kanonische Worte der höchsten marxistischen Autorität seit Marx. Es sind Streitschriften, mit Wut und Wissen geladene, unvolkstümliche, giftig-verwickelte, gegen die Polito-Theoretiker N. K. Michailowski und Peter Struve. Lenin expliziert, was er zu lehren hat, nicht didaktisch, sondern

sarkastisch: am Objekt seines Opfers; ist diese Methode jünglingisch, dann blieb Lenin Jüngling bis zum Tode. Michailowski (1842 bis 1904), welchen er in jenem Tone anfährt, der für die Leninuleinchen der deutschen Kommunistenblätter so vorbildlich geworden ist, muß — nach den Zitaten zu urteilen — ein simmelhafter Präzisionsdenker, eigensinnig-gütig, ein ganzer Prachtkerl gewesen sein; selten hab ich durch ein Pamphlet das Angriffsziel des Pamphlets so lieben lernen. (Er war Narodnik? Wie unerheblich!) Übrigens erwähnt Lenin hier Simmel einmal; bekennend, daß er ihn nicht kenne. Ob er ihn später gelesen hat? Ich fürchte, nein. Schade!

Welche Thesenrosinen dürfen wir uns nun aus diesem polemischen Kuchen klauben? Ich werde die ansehnlichsten der Reihe nach auf den Teller legen.

Lenin applaudiert dem Ausspruch im Vorwort zum ‚Kapital', wonach Marx „die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt". Das „Bewegungsgesetz der Gesellschaft" sei „ein Naturgesetz". Nun kann man die Phänomene des Geistes, des Vernunftwillens, des bewußten Willens überhaupt, der ‚Kultur' in den Begriff der ‚Natur' hineinnehmen; dann verliert die Behauptung, das Bewegungsgesetz der Gesellschaft sei ein Naturgesetz, jeden Sinn: weil es andre Bewegungsgesetze als Naturgesetze dann nicht geben kann. Alle Gesetze des Geschehens, einschließlich des Kulturgeschehens, sind ja dann „Naturgesetze"; sie stehen gegenüber einzig den Gesetzen des Seinsollenden. Läßt man aber den menschlichen Willen aus dem ‚Natur'-Begriff heraus, dann bedeutet die Deutung der Gesellschaftsentwicklung als eines naturgeschichtlichen Prozesses, ihres Bewegungsgesetzes als eines Naturgesetzes, nichts andres als den Lehrsatz, daß bewußter Wille, Vernunft, Geist an der Gestaltung der Gesellschaft unbeteiligt seien; daß sich das dynamische Prinzip der Menschengeschichte in nichts unterscheide von dem dynamischen Prinzip der Tiergeschichte, der Pflanzengeschichte, der Steingeschichte. Mensch = Materie.

Lenin lehrt „die Abhängigkeit der Entwicklung der Gedanken von der Entwicklung der Dinge"; diese These „allein" stehe „im Einklang mit der wissenschaftlichen Psychologie". Ist Psychologie die Instanz, vor die solche Frage gehört? Die Prüfung der Richtigkeit eines Gedankens ist etwas völlig andres und nach andrer Methode zu Vollziehendes als die Erforschung der Herkunft eines Gedankens; Ursache ist nicht Grund; denkt man aber ursächlich, so erweisen sich überdies „die Dinge" in ihrer Entwicklung als von „den Gedanken" ebenso abhängig, wie „die Gedanken" in ihrer Entwicklung von „den Dingen". (Der junge Marx — Thesen über Feuerbach, besonders These 3 — hatte um diese Wechselwirkung gewußt.)

Lenin unterschreibt den Lehrsatz, daß die Entwicklung einer gegebenen gesellschaftlichen Formation „ausschließlich" aus den Produktionsverhältnissen heraus erklärt werden könne; alles andre sei nur „Überbau". Er verengt das Weltgeheimnis des menschlichen Handelns; zugleich läßt er die Frage offen, wie denn die Produktionsverhältnisse zu erklären

seien; wie ihr Wandel. Er erklärt ein X durch ein Y, als bedürfte dieses nicht auch der Erklärung. Alles, was über den Materialismus hinausgeht, zählt er zur „ausweglosen Metaphysik". Nur „das Studium der Tatsachen" läßt er gelten. Und die Expropriation der Expropriateure, die Diktatur des Proletariats? Sind das, zumindest bis 1917, „Tatsachen" oder nicht vielmehr „aprioristische, dogmatische, abstrakte Konstruktionen", nämlich Sollsätze, Ideen, Forderungen, Ziele?

Hiervon will Lenin nichts wissen. Die materialistische „Theorie erhebt den Anspruch, einzig und allein die kapitalistische Gesellschaftsorganisation, keine andre, erklärt zu haben". Nämlich nicht „die ganze Vergangenheit der Menschheit". Schön. Aber die jüngste doch nur „erklärt" zu haben; nichts als „erklärt"! Ursachenforschung, keine Zielsetzung. Kontemplation, kein Kampf. Welch schriller Widerspruch zur kommunistischen Praxis!

Schluss folgt

Schnipsel von Peter Panter

Shaw. So ernst, wie der heiter tut, ist er gar nicht.

*

Der englische Schriftsteller William Gerhardi sprach einst: „Wenn eine Frau sagte, sie sei genau wie alle Frauen — die wäre anders."

*

Es war einmal ein Vertrag zwischen einer Filmgesellschaft und einem Autor, der wurde von der Gesellschaft anständig und sauber erfüllt. Das war kurz vor Erfindung der Photographie.

*

Nichts kommt dem Gerechtigkeitsgefühl gleich, das einen deutschen Republikaner befällt, wenn er gegen einen Stahlhelmer vorgehn soll. Wie peinlich genau er dann die Paragraphen abwägt . . .! Aber es ist gar kein Gerechtigkeitsgefühl: es ist Feigheit und zutiefst eine innere Sympathie.

*

Da gab es einen englischen General, der war so unmusikalisch, daß er nur zwei Musikstücke erkennen konnte. Eins davon war God save the King.

*

Golf, sagte einmal jemand, ist ein verdorbener Spaziergang.

*

Segen des Rundfunks. Die alte Frau Runkelstein pflegte sich abends im Lehnstuhl die Kopfhörer anzuschnallen, die Musik ertönte, und dann schlief sie ein. Wenn das Programm aber zu Ende war, dann wachte sie vor Schreck auf. Und dann ging sie schlafen. Siehe die Überschrift.

*

„Wenn ich so viel Geld hätte", sagte Joachim Ringelnatz, „und so viel Macht, daß ich alles auf der Welt ändern könnte, dann ließe ich alles so, wie es ist."

*

Wenn ein Franzose einen Vertrag unterschrieben hat, dann hält er ihn. Doch bevor er ihn unterschreibt, macht er unendliche Geschichten, in Verlauf derer man junge Hunde kriegen kann. Und dann unterschreibt er ihn nicht. Es sind kleine Leute, wie?

Wenn ein Deutscher einen Vertrag unterschrieben hat, ist der

Vorfall für ihn erledigt, und er ist höchst erstaunt, wenn er ihn nun auch noch erfüllen soll. Dann gibt es ein großes Lamento und viel Geschrei der Rechtsanwälte. Aber er unterschreibt jeden Vertrag. Es sind großzügige Leute.

*

Es gibt so wenig brauchbare Buch-Kritiken, weil jeder Schriftsteller fälschlich annimmt, er könne, weil er Schriftsteller ist, auch Kritiken schreiben.

Bei den großen Schneidern liegen manchmal Empfehlungen von Schustern und Hemdenmachern herum. So sehn unsre Buchkritiken aus.

*

Wenn die geliebte Frau mit einem andern Mann flirtet, erscheint sie uns leise lächerlich. Die Steine des Kaleidoskops, das wir so gut kennen, geben ein neues Bild; wir sehn sie zum ersten Mal gewissermaßen von der Seite. Eifersucht macht kritisch. Wenn Männer mit einer für sie neuen Frau beschäftigt sind, gilt das natürlich alles nicht.

*

Nähme man den Zeitungen den Fettdruck —: um wieviel stiller wäre es in der Welt —!

*

Es gibt eine Frage, die stellt nur ein Deutscher. Wenn dich die Leute besuchen, dann nimmt dich jener unter den Arm, raucht einmal an seiner Zigarre und sagt: „Sagen Sie mal — was zahlen Sie hier eigentlich Miete?"

Ist doch auch interessant.

*

Die Presse wäre viel weniger unausstehlich, wenn sie sich nicht so grauslich wichtig nähme.

*

Wenn ein Kommunist arm ist, dann sagen die Leute, er sei neidisch. Gehört er dem mittleren Bürgertum an, dann sagen die Leute, er sei ein Idiot, denn er handele gegen seine eignen Interessen. Ist er aber reich, dann sagen sie, seine Lebensführung stehe nicht mit seinen Prinzipien im Einklang.

Worauf denn zu fragen wäre: Wann darf man eigentlich Kommunist sein —?

Teils teuer, teils gut von Rudolf Arnheim

Der Ufapalast hatte, wenn man das von einem Palast sagen kann, eine Pechsträhne. Er bot einmal Afrika, einmal Wien, beidemal Langeweile. Als der Expeditionsfilm „Trader Horn", von W. S. van Dyke und Clyde de Vinna mit viel Mühe und viel Geld hergestellt, eine halbe Stunde gelaufen war, ging ein freudiges Rauschen durchs Publikum, denn zum erstenmal war ein Satz des Dialogs deutlich zu verstehen gewesen. „Der Löwe ist nämlich ein bißchen blöd" — nun, das fiel in dieser Umgebung nicht auf. Im übrigen murmelten die Schauspieler mit den afrikanischen Gewässern um die Wette, und als der Wasserfall in Funktion trat, herrschte minutenlang ein Krach wie auf dem tempelhofer Flughafen. Scherzhaft imitierte Tierstimmen tönten um das Lagerfeuer, zwei Herren in Tropenhüten wanderten rastlos wie das jüdische Volk durch die Steppe, alle paar Sekunden blieb der eine stehen, packte den andern an der Schulter und rief: „Ha, was ist dies?", und dann

murmelte der andre Brehmzitate in das verschnupfte Mikrophon: „Dies ist der sogenannte Wasserhirsch, auch genannt die Antilopengazelle; er hält sich in niedrigem Gebüsch auf und dient dem Tiger zur Speise." Und dann schoß er oder warf einen Stein in die lehrreiche Tierwelt. Eine beträchtliche Anzahl von Raubtieren und Wiederkäuern, die sich freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatten, zerfleischten einander, bis sie als Leichen vor der Kamera lagen, ein Nashorn spuckte in naturalistischer Weise Blutklumpen und starb, einem Löwen wurde ein Speer ins Auge geworfen, und unter den Kannibalen tauchte als verschlepptes weißes Weib ein verschminktes nacktes Girl mit reichondulierter Wasserstoffmähne auf. „Ja, siehst du, das ist Afrika", stieß der Trader Horn mühselig unter seinem Helm hervor. Er irrte. Es war bestenfalls Hollywood.

Kaum war die Bildfläche von den mißhandelten Tieren und Negern gesäubert, da bevölkerte sie sich mit vielen hundert wienerisch bekleideten Statisten, die mit einer Ausführlichkeit Walzer zu tanzen begannen, als handle es sich um die Propagierung einer neuen Kunstform. Angetrunkene Personen beiderlei Geschlechts wiegten zur Musik viertelstundenlang den Oberkörper hin und her, und dieser einförmige Pendelverkehr schlug immer neue Breschen in den guten Willen des Zuschauers, der mit Vergnügen gekommen war, um Erik Charells erste Filmarbeit zu betrachten. Zweieinhalb bis vier Millionen soll dieser Film der Pommer-Produktion, „Der Kongreß tanzt", gekostet haben — die Angaben schwanken; jedenfalls ist er der teuerste deutsche Film seit Jahren. Und einer der dürftigsten. Zu Charells Unglück hatte einen Tag vorher ein andrer Theatermann sein Filmdebut gefeiert, Fritz Kortner. Welcher Unterschied! Bei Kortner ein überwältigender Reichtum an Einfällen, die den Film so unter Druck setzten, daß er zu zerspringen drohte, der schöne Eifer eines temperamentvollen Anfängers, eine jahrelang aufgestaute Regiekraft, der plötzlich das Schleusentor aufgezogen wurde und die wie eine Springflut auf Max Pallenbergs Regenschirm und auf den atemlosen Zuschauer niederging. Erik Charells erster Film wirkt wie sein fünfzigster: nichts von Frische, nichts von Eigenwilligkeit. Dieser neue Regisseur ist durch den Wolf der Industriebelange gedreht, noch ehe man ihn recht hineingeworfen hat. Der Produktionsleiter darf für ihn Gefühle hegen wie der Klassenlehrer für den Primus. Welch sanfter Most.

Schweigen wir davon, daß der Film einen historisch-politischen Stoff behandelt. Er ist seinem Gegenstand so meilenfern, daß sich der Vergleich nur mit Gewalt herbeiziehen läßt. Dieser Zar, dieser Metternich sind nicht schlechtgetroffene Masken geschichtlicher Figuren, sie haben vielmehr nicht das leiseste mit ihnen zu tun. Und der Kongreß, der da tanzt, ist noch nicht einmal ein Tänzerkongreß. Denn das ist das Auffälligste an diesem Film: er ist noch nicht einmal leicht, beschwingt, choreographisch reizvoll. Man besehe sich die Lieblingsszene der Hersteller: Lilian Harvey fährt, endlose Minuten lang, an einer tönenden Wandeldekoration vorüber — ein Einfall, der von Lubitsch ausgeliehen und dann gehörig aus-

gepumpt worden ist, auf daß der Film nicht zu billig werde. Man sehe, wie die Schauspielerin in dieser Szene in stoßhaften Zappelbewegungen mit den Sprungfedern der Kutsche wetteifert. Dazu ein Tanzregisseur? Man sehe die eintönige Loheland-Gymnastik, mit der sie eine mehrstöckige Villa im Tanzschritt besichtigt. Selten habe ich die Gliedmaßen eines Menschen in so heftiger, anhaltender Bewegung gesehen wie bei dieser bedauernswerten Schauspielerin, von der wir doch wissen, daß sie reizend und begabt ist. Jener Folterknecht mit dem Acht-Millimeter-Rohrstock, dessen Bekanntschaft wir einem geschmacklosen Einfall der Autoren Falk und Liebmann verdanken, scheint dauernd hinter ihr her gewesen zu sein, auf daß sie Grazie zeige. (Programmheft: „Christel kommt ins Kittchen und soll 25 Schläge bekommen auf den sanft gerundeten Körperteil, auf dem sie zur Freude aller Handschuhkäufer immer so zierlich und kokett gesessen hat.") Und die Komparsenregimenter, die immer wieder in den Straßen Wiens für Charell demonstrieren? Sie schwenken freundlich die Arme. Dazu ein Tanzregisseur?

Man hat den Charme auf Lastwagen nach Babelsberg transportiert. Man läßt Spitzenhöschen zappeln. Man hat das Organ des Schauspielers Paul Hörbiger auf eine penetrante Blechstimmung gebracht. Willy Fritsch, der doch lebendige Menschen spielen kann, versagt. Die Sandrock versagt. Lil Dagover weiß vor Raffinement nicht aus noch ein. Conrad Veidt kaut Gebäck und steht ohne Text in der Dekoration herum. Ein Schaden für die Schauspieler, ein Jammer ums Geld. Und da bricht man denn unwillkürlich in die Worte aus, die der Kritiker der ‚Lichtbildbühne' für diesen Film gefunden hat: „So ist eine Konfitüre entstanden, die den unbekannten Millionen, denen dieser Film gewidmet ist, munden wird wie himmlisches Manna."

Die Konfitüre ist ein Gummibonbon. Jedes Motiv ist unerträglich zerdehnt. Da ist der Doppelgänger-Einfall: Zar Alexander läßt sich in gefährlichen und langweiligen Situationen von einem Double, einem stumpfsinnigen Herrn Uralsky, vertreten. Das Motiv wird zu Tode gehetzt und ist zugleich filmisch ganz unausgenutzt. Ein Vogel stößt einen Sirenenpfiff aus, während Lilian Harvey ihren Strumpf anzieht — aber er tuts gleich viermal. Wenn Conrad Veidt sich ein Glas Wasser eingießt, so kann man Wetten abschließen, daß er im nächsten Augenblick das Wasser vor Überraschung über den Rand fließen lassen wird. Und zum Schluß, ich lüge nicht, schiebt sich ein Pappschiff wie Lohengrins Schwan vor den Vollmond, und drauf steht Napoleons Silhouette mit verschränkten Armen.

Dieser Film verdient, daß wir ihn so wichtig nehmen. Er geht, mit den neuesten, teuersten Hilfsmitteln hergestellt, in französischer und englischer Version ins Ausland. Aus den Zeitungen sprudeln die Kritiken wie Champagner empor. Und das Publikum? Es ist schade, daß es für Kinobesucher keine Doubles gibt. Ich kann mir Leute denken, die in diesen Film gern den dussligen Uralsky geschickt hätten. Dem hätte er gemundet wie himmlisches Manna.

Charells Film ist nicht gedreht sondern geleiert. Man vergleiche ihn mit dem durchaus nicht großartigen, mit viel weniger Ambition herausgebrachten „Soir de Rafle" („Eine Razzia in Paris"). Es ist fast dilettantisch, wie in der ersten Szene die Atelier-Apachen zwanglos durcheinanderspazieren, aber es ist fast genial, wie der Boxtrainer sich von seinem trottligen Schüler knock out schlagen läßt, um ihm einen Scheck abzulisten. Der Regisseur Carmine Gallone führt einen gefährlich langen Boxkampf mit ungewöhnlichem Geschick durch, er gibt seinem Schauspieler Albert Préjean alle nötige Sicherheit; und durch die unansehnlich photographierten Bilder leuchtet das Gesicht der wunderschönen Annabella wie die Sonne an einem mißgelaunten Novembertag.

Der „Brave Sünder" aber, Fritz Kortners erster Film, Alfred Polgars erster Film, Max Pallenbergs erster Film, gehört zum Besten, was in deutschen Ateliers seit vielen Jahren geschaffen worden ist. Soviel Humor, soviel Klugheit, soviel konzentrierter Fleiß und soviel Talent sind lange nicht an einen Film gewendet worden. Er hat die liebenswürdigsten, beglükkendsten Fehler, die ein Erstlingswerk haben kann: alles darin schäumt über, und vor der Fülle der Möglichkeiten entschließt man sich für keine ganz. Dieser Film ist gestopft wie eine Mastgans; gestopft wie ein Strumpf: die Fäden sind immer wieder kreuz und quer, dicht durcheinander gezogen, bis ein festes, etwas undurchsichtiges Gespinst entstand — erst wenn man diesen betäubenden, verwirrenden Film zum zweiten Mal gesehen hat, würdigt man recht, wie fanatisch durchgearbeitet er ist, wie das kleinste Motiv vorbereitet, gestützt, begründet wird. Bewundernswert, wie die Zusammenarbeit eines so eigenwilligen Regisseurs und eines so eigenwilligen Schauspielers geglückt ist. (Der Manuskriptautor, der ja nach den Gewohnheiten des heutigen Filmbetriebs im Atelier zu schweigen hat wie das Weib in der Kirche, dürfte von den Beiden ein wenig an die Wand gedrückt worden sein.)

Kortners Phantasie ist malerisch und übersprudelnd, Polgars Epigramme übersteigen durchaus den Gesichtskreis österreichischer Oberkassierer, und Pallenberg ist Clown im schönsten Sinne des Wortes. Deshalb wirken Bureau und Aktiengesellschaft als peinlicher Erdenrest. Ein durchaus überirdisches Spiel entsteht. Der Kassierer redet mit Zungen, mit wie vielen Zungen, die Wirtshausszene mit dem vermeintlichen Raubmörder wird zu einem hinreißenden Zirkus, biedre Gehaltsempfänger toben durchs Lokal, kriechen untern Tisch, belecken einander in eifrigem Tuscheln, die Kamera tanzt über ihren Köpfen wie der Knüppel aus dem Sack. Ein Hut saust durch eine Regenlandschaft, ein Telephondraht fesselt wie Laokoons Schlange den Bureaulöwen, und wenn nach glücklicher Lösung des Knotens die Glocken läuten und der Unterkassierer spricht: „Man könnte fromm werden!", dann antwortet ihm Pallenberg: „Wittek, warum gleich ins Extreme stürzen?" Das ist hinreißend, das ist bestes Oesterreich, und von dieser Melodie aus hätte der ganze Film gemacht werden müssen. Statt dessen ist der Grundstoff des Manuskripts adalbertisch: trok-

ken, alltäglich, unpoetisch. „Bureau ist ein innerer Zustand" aber nicht der dieser drei Filmkünstler.

Die Bar- und Traumszenen gehören zum Hübschesten, was je auf einer Leinwand zu sehen war. Wie da schon Traum ist, wo noch Wirklichkeit ist; wie noch Wirklichkeit, wo schon Traum. Wie sich im Scheinwerferlicht ein irdischer Raum auflöst in ein gespenstisches Flackern, wie ein durchaus glaubwürdiges Tanzlokal zur Hölle wird, wo die kleinbürgerlichen Symbole des Lasters und des Verbrechens Körper gewinnen — „eine sinnliche Täuschung, eine Sinnestäuschung", wie Pallenberg stammelt. Die nackte Negerin tanzt, Messer sausen in die heilige Aktentasche, und ganz sachte verschwimmt, in geschickten Spiegel- und Zeitlupenaufnahmen, die Welt, ganz sachte wird sie Traum, der schönste Traum, den die Filmkunst hervorgebracht hat. Weder in den „Geheimnissen einer Seele" noch in „Narkose" ist annähernd solches erreicht worden. Hier herrscht nicht Phantasterei und nicht Kunstgewerbe; die exakte Unlogik des echten Traums holt jedes Motiv aus der Wirklichkeit, verquickt Unzusammengehöriges, weicht die realen Relationen auf. Als Orgelchoral ertönt das Leitmotiv der Defraudation, das Lieblingslied des betrügerischen Direktors, und leichenhafte Stuckengel blasen Posaune. Die spielerischen Einfälle der französischen Avantgardisten sind hier zum erstenmal in einen strengen Sinn eingespannt. Dieser Traum, Fritz Kortner, bedeutet Glück!

Der Film ist nicht leicht, er ist schwer. Er hat einen unheimlichen, bösen Humor. Manchmal erklingt stroheimisches Gelächter. Er ist sehr deutsch. Wer eine zierliche Kost erwartet, wird sich den Magen verderben. Gegen diese Schwere des Gehalts ist nichts zu sagen, wohl aber gegen die Schwere der Form. Kortner wird in seinen nächsten Filmen ganz von selbst eine losere Hand bekommen, seinen Einfällen mehr Platz, mehr Nährboden verschaffen, so daß sie einander nicht überwuchern. Und er wird ihnen jene gewisse Schlamperei und Lässigkeit des Wirklichen geben, damit sie um so stärker wirken: diesmal steht der Boy der Engelbar noch eine Nuance zu deutlich vorm Spiegel, der Regen fällt zu plötzlich, der Familienkrach setzt wie ein Leierkasten ein, das Gruppenporträt überm Sofa erscheint auf Kommando, und der Direktor trällert mit zu absichtlicher Unabsichtlichkeit seine Melodie. Noch wirkt das Gewollte nicht wie Zufall, noch lauern die Pointen auf ihr Stichwort. Und Pallenberg wird, vielleicht, einsehen, daß er nicht dann am besten ist, wenn er Schlager-Einlagen bringt, Text und Musik von Pallenberg, wenn er Phonomontagen zertrümmerter Sätze ausspuckt, wenn er in Monologen Gehörtes und Gelesenes schubweise laut verdaut („wieso irrsinnig — wieso irrsinnig?"), sondern dann, wenn er gar nichts sagt, wenn er traurig die Augen rollt, wenn er nichts ist als ein verschlamptes, stilles Stück Mensch, den Kneifer als bombastische Bastion auf der Nase, und Schnurrbart, Lippe und Kinn unordentlich herunterhängend wie ein schlechtgebundner Schlips. Er braucht keinen schiefen Zylinder und keine rutschenden Unterhosen, keine Auftritte und keine Abgänge — es genügt, daß er da ist.

Der Theaterdichter Schnitzler von Alfred Polgar

Er hatte als Dramatiker eine so sichere wie weiche Hand. Die volle Plastik gelang ihm weniger gut, als das formenzarte Relief.

Er war ein romantischer Skeptiker. In seinen Dramen werden die Versuche, des eignen Schicksals Schmied zu sein, als ohnmächtig, die schrullenhafte Ordnung, in der das irdische Geschehen abrollt, als undurchschaubar erkannt, und über Tod und Leben, Größe und Kleinheit, Wollen und Können das Zeichen eines wehmütig fatalistischen Lächelns gesetzt.

*

Auch das Bittere und Böse in seinen Stücken ist unroh dargestellt. Auch wo Anklage erhoben wird, geschieht dies mit dem merkbaren Vorbehalt, daß der Kreatur, schon weil sie dies ist, mildernde Umstände zuzubilligen sind. Selbst das Tragische bei Schnitzler hat eine Art von Sanftheit. Langsam öffnet sich die Hand der Nacht und läßt das Finstre frei. Das Unheil kommt auf Zehenspitzen.

In den Dramen dieses Wieners scheint das Schwarze noch wie konzentriertestes Blau.

*

Schnitzlers Theaterfiguren haben Neigung, in sich selbst zu schauen, aus Kellern ihres Bewußtseins Versenktes ans Tageslicht zu fördern. (Ich schrieb einmal respektlos, er führe seine Figuren „innerln".) Es sind geistgepflegte Menschen, fein und verhalten, die auf gepflegten Lebenspfaden lust- oder trauerwandeln. Ihr Verhängnis ist, daß sie, was sie tun, zu spät oder zu früh tun. So ist überhaupt das Leben im Schnitzlerschen Spiegel: nichts kommt rechtzeitig, aber gewiß kommt der Tod. Und vor ihm die große Einsamkeit.

*

Zwischen den Lebenden fließt ein Dunkles, sie reichen darüber hin die Hand, aber kaum ihre Fingerspitzen berühren einander. Wie ein Kunstläufer zieht das Schicksal gewagte Kurven, die sich schön und sinnvoll ineinander schlingen, Beziehungen verschwinden spurlos, wirken unterirdisch weiter, tauchen überraschend wieder ans Tageslicht, Parallelen gehen lange nebeneinander, bis sie erkennen, daß sie sich erst in der Unendlichkeit schneiden, Sieger werden besiegt, festeste Bindungen reißen, zarte erweisen sich stark wie Eisenketten.

In Schnitzlers dichterischem Charakter verschmelzen Heiterkeit des Herzens und Melancholie des Geistes. Er war mißtrauisch gegen diesen. Den Boden seines Werks decken welke Blätter vom Baum der Erkenntnis. Er verwertete ihr Rascheln musikalisch.

*

In der wienerisch weichen Luft seiner Bühnenspiele hat noch die Satire Gemüt, die Langeweile Anmut, die Gleichgültigkeit Kultur; und alle Oberfläche eine Opalfarbe, die verhehlt, ob die Stelle seicht ist oder tief.

*

Auffallend, wie häufig in seinen Theaterstücken das Präsens vom Perfektum erschlagen wird, ein gewesenes Drama ins Gegenwärtige hineinspielt, wie oft Gespenster erscheinen, — „revenants" sagt präziser die französische Sprache —, um die Lebenden zu verwirren. Ibsen in Wienerwaldes Luft. Immer scheint Schnitzler bemüht, die eherne Folgerichtigkeit alles Geschehens, als weltanschaulichen Grundgedanken, zur Geltung zu bringen. „Man muß die Zusammenhänge begreifen" meint, im „Ruf des Lebens", Leutnant Max.

*

Fast jede seiner dramatischen (und auch epischen) Arbeiten rührt an das Problem des Todes. Das ist, unter anderm, auch ein Kunstmittel: im Licht der untergehenden Sonne werfen selbst kleine Dinge große Schatten.

*

Schnitzlers berühmte Verszeile „Wir spielen alle, wer es weiß, ist klug" gibt den Extrakt seines Weltgefühls. Auch was Wahrheit heißt, galt ihm nur als fragwürdiger Sinn, solchem Spiel — einem Vernunft-Bedürfnis folgend — unterlegt, ohne daß es dadurch andres würde als Spiel; ein Spiel, in dem der Masken mehr sind als der Gesichter, der leidenschaftlichen Gebärden mehr als der Leidenschaften, und in dem die Spieler mehr Blut und Geist fatieren, als sie haben.

Er blickte auf das Leben heiter, weil es immerzu wieder aus dem Tod entspringt, und mit Resignation, weil es immerzu wieder in den Tod mündet. Er betrachtete die Welt liebevoll und gestaltete liebevoll, was er sah. Aber als sie ins Wanken kam, kamen schlechte Zeiten für geruh- und empfindsame Betrachter, und im Angst- und Wutgeschrei einer von Panik ergriffenen Welt verhallte das Wort des Dichters, der, trotzdem die Konjunktur so dringend dazu riet, nicht aufhören mochte, einer zu sein.

Risse im Stahl-Konzern von Bernhard Citron

„Es war einmal ein Haus, ganz aus Stahl, ausgestattet mit allem Luxus der Gegenwart, gewaltig wie kein zweites im Lande. Die ehernen Wände waren undurchdringlich, jeder Pfeiler stützte sich auf einen andern von gleicher Gediegenheit. Die Besitzer rühmten ihr Haus als das festeste, das sich denken ließe. Da eines Tages wankte der Koloss, denn er stand auf tönernen Füßen." Diese Fabel, die kein Märchen ist, spielt im Jahre 1931, in ihrem Mittelpunkt stehen die Vereinigten Stahlwerke, der größte Montantrust Europas.

Als sich im Jahre 1926 die aus den Trümmern des Stinneskrachs gerettete Rhein-Elbe-Union (heute Gelsenkirchen Bergwerks A.-G.), der Phönix, die Rheinischen Stahlwerke und die Thyssen-Werke vereinigten, da war ihr Ziel Kostenersparnis durch Zusammenlegung gleichartiger Betriebe sowie durch Zusammenarbeit bisher getrennter Steinkohlenzechen und Kokereien, Eisen- und Stahlwerke, Hütten und Erzfelder. Die fol-

gende Periode stand im Zeichen der Rationalisierung. Wieder sollte gespart werden, aber die Abwicklung dieses „Sparprogramms" hat im Laufe der letzten fünf Jahre fast 400 Millionen Mark verschlungen. Indessen ist im gleichen Zeitraum der Gesamtumsatz um etwa 40 Prozent gesunken. Nachdem 1928 und 1929 der Höhepunkt mit fast 1½ Milliarden erreicht war, begann ein rasches Abgleiten bis auf 840 Millionen in dem am 30. September 1931 beendeten Geschäftsjahr. Wie lassen sich bei einer derartigen Geschäftsschrumpfung die Rationalisierungsunkosten herauswirtschaften, wie kann das zu derartigen Zwecken aufgenommene Kapital amortisiert werden? Im Geschäftsbericht für das Jahr 1928/29 hieß es: „Unterbleibt diese grundsätzliche Umstellung (des Finanz- und Steuersystems mit dem Ziel verstärkter Neubildung von Eigenkapital. Der Verfasser), so wird die mit großen Mitteln durchgeführte mehrjährige Rationalisierungsaktion der deutschen Industrie statt der erwarteten Hebung der Wettbewerbsfähigkeit im Ergebnis nur eine erhöhte Verschuldung der Betriebe der deutschen Wirtschaft und vermehrte Arbeitslosigkeit bedeuten." Da es sich bei der geforderten „Umstellung" doch nur um eine rhetorische Floskel handelte, denn auch der Stahlverein konnte nicht erwarten, daß irgend eine deutsche Regierung auf Steuern und Sozialmaßnahmen verzichten wird, sah man für die Gesamtwirtschaft bereits sehr schwarz. In diesem und in erhöhtem Maße in dem Geschäftsberichte 1929/30 finden wir einen auffallenden Gegensatz zwischen dem Pessimismus, mit dem die allgemeine Lage, und dem Optimismus, mit dem die Situation bei den Vereinigten Stahlwerken geschildert wird. Wenn von kostspieliger Rationalisierung und Verschuldung der Wirtschaft die Rede ist, dann denkt man im stillen an sich selbst, ohne es nach außen hin zuzugeben. Die deutsche Industrie hat in den Nachkriegsjahren die Sitte angenommen, vor den Geldgebern im Pelz und vor dem Fiskus in Lumpen zu erscheinen. Rascher, als sie es selbst geglaubt haben, behielten die Industriellen mit ihren pessimistischen Darstellungen, die vermutlich gar nicht immer so ernst gemeint waren, recht. Wie die Verwaltung der Vereinigten Stahlwerke vor zwei Jahren in dem angeführten Geschäftsbericht selbst erklärte, ist die Rationalisierung mit Krediten durchgeführt worden. Zuzugeben ist allerdings, daß andre nicht zum Stahltrust zählende Industrieunternehmungen in dieser Beziehung noch viel weitherziger gewesen sind. Die Kohlengewerkschaft Ewald hat zum Beispiel ihre Stickstoffabrik ausschließlich mit Bankkrediten finanziert. Die Vereinigten Stahlwerke haben überwiegend langfristige Verpflichtungen, aber allein das Anleihekonto von einer halben Milliarde ist nicht leicht in einem Jahre zu verzinsen, in dem eine Rentabilität der Betriebe nicht zu erzielen war. Die Stillegungen nahmen in den letzten Monaten einen derartigen Umfang an, daß man anscheinend auf jede Kapazitätsausnützung längst verzichtet hat und sich auch gar nicht mehr um die Rentabilität bemüht, sondern das einzige Bestreben hat, die Reserven nach Möglichkeit zu schonen. Das Vorgehen der Vereinigten Stahlwerke gleicht dem Befehl an eine verzweifelt kämpfende Truppe, trotz feindlicher Angriffe Patronen zu sparen.

Den größten Teil ihrer Anlagen haben die Holdinggesellschaften des Stahlvereins am Tage des Zusammenschlusses eingebracht. Sie selbst sind mehr oder weniger nur noch Finanzgesellschaften. Ihr Hauptaktivum stellt der Besitz an Vereinigten Stahlwerke-Aktien dar. Wer die Holdinggesellschaften beherrscht, beherrscht den Stahlverein. Einem Mann gelang es, allmählich auf dem Wege über die Holdings die Macht im Stahlverein an sich zu reißen. Dieser Mann heißt Friedrich Flick. Da er als Majoritätsbesitzer der mit 20 Millionen Aktienkapital ausgestatteten Charlottenhütte und als erfolgreicher Pakethändler in mittel- und ostdeutschen Werten ein ansehnliches Vermögen zusammen zu bringen vermochte, gelang es ihm, in den größten Stahlvereins-Holding einzudringen, das Gelsenkirchen Bergwerk. Dabei half ihm die Bereitschaft Vöglers, den Wünschen des neuen Mannes willfährig zu sein, und die Unterstützung der Banken, die das fehlende Kapital vorstreckten. Gelsenkirchen wiederum erwarb die Phönix-Majorität. Dieser beherrscht seinerseits die Stahlwerke Zypen & Wissen. Auch hierbei leisteten die Banken — vor allem die Danatbank — Helferdienste. Die Verpflichtungen der Flick-Gruppe festzustellen, ist nur schwer möglich. Als das Projekt einer Übernahme der Darmstädter Bank durch die Industrie auftauchte, hieß es allgemein, daß es sich um eine Rettungsaktion für den Schuldner Flick handele. Diese Behauptung wurde damals energisch dementiert. Tatsächlich dürfte der größte Teil seiner Schulden bei einem andern Institut liegen, bei dem auch Otto Wolff seine Stahlvereinsaktien lombardiert hat. Von einer dem Beherrscher des Stahlvereins nahestehenden Seite erfuhr ich bereits vor einigen Monaten, daß es zwar ganz selbstverständlich sei, daß ein Mann wie Flick, der von Hause aus verhältnismäßig wenig besaß, seine Position nur mit Hilfe von Bankkrediten erobern konnte, daß aber diese Kredite langfristig seien. Der Begriff langfristig hat sich in dieser kurzlebigen Zeit außerordentlich gewandelt, man hat auch die 63 Millionen Mark aus der Dollaranleihe der Gelsenkirchen Bergwerks A.-G., die 1934 fällig werden, als langfristigen Kredit bezeichnet. Es ist kaum anzunehmen, daß die unmittelbaren Verpflichtungen Flicks eine längere Laufzeit haben, eher eine kürzere.

Betrachten wir nur die Flickschen Interessen, müssen wir eine merkwürdige Feststellung treffen. Sowohl Gelsenkirchen als auch Phönix haben noch in der Bilanz vom 31. März 1931 den Besitz an Stahlvereins-Aktien mit 100 Prozent ausgewiesen, obwohl der Kurs zur Zeit der Bilanzveröffentlichung etwa 50 Prozent betrug. Der letzte bekanntgegebene Kurs war 20 Prozent, und es sei verraten, daß der gegenwärtige nicht unwesentlich niedriger ist. Unter den 364 Millionen Beteiligungen und Wertpapieren in der letzten Gelsenkirchen-Bilanz befanden sich 330 Millionen Stahlvereins-Aktien, die heute fast 85 Prozent niedriger sind als ihr Bilanzwert. Nehmen wir an, daß sich 34 Millionen sonstige Beteiligungen auf 20 Millionen ermäßigt haben und stellen wir bei dem Stahlvereins-Besitz einen Rückgang auf rund 50 Millionen fest, so würde bei ehrlicher Bilanzierung das Konto Effekten und Beteiligungen bei Gelsenkirchen von 364 auf 70 Millionen gesunken sein. Die Entschuldi-

gung, daß es sich bei dem Stahlvereinsbesitz um eine dauernde Anlage handelt, die nicht veräußert werden soll, hat unter den heutigen Verhältnissen keine Gültigkeit mehr. Ähnlich verhält es sich beim Phönix, der statt 228,5 jetzt nur noch 45 Millionen Effekten und Beteiligungen ausweisen dürfte. Fehlende Rentabilität, hohe Schulden und entwertete Aktiven zeigen deutlich, daß sowohl die Vereinigten Stahlwerke als auch die Holdinggesellschaften im höchstem Grade illiquide sind. Diese Feststellung muß schon vor der Bilanzpublikation des Stahlvereins getroffen werden. Verhängnisvoll für unser ganzes Wirtschaftsleben, besonders aber für die schwer betroffene Arbeiterschaft, ist es, daß die durch Finanztransaktionen erlittenen Verluste zu Stillegungen geführt haben und noch weiter führen sollen. Es fehlt einfach das Geld zur regulären Fortführung der Betriebe. In dieser Situation hat das Reich das Recht und die Pflicht, einzugreifen und nicht erst abzuwarten, bis es um finanzielle Hilfe angegangen wird. Wenn die gegenwärtigen Machthaber des Stahlvereins nicht mehr in der Lage sein sollten, die Kapazität bis zu den produktions- und absatztechnisch bedingten Grenzen durchzuführen, dann muß noch vor einer etwaigen „Sozialisierung der Verluste" das Reich über jene für Deutschlands Wirtschaft unentbehrlichen Betriebe selbst die Kontrolle ausüben.

Herbstnacht in Berlin von Erich Kästner

Nachts sind die Straßen so leer.
Nur ganz mitunter
markiert ein Auto Verkehr.
Ein Rudel bunter
raschelnder Blätter jagt hinterher.

Die Blätter jagen und hetzen.
Und doch weht kein Wind.
Sie rascheln wie Fetzen und hetzen
und folgen geheimen Gesetzen,
obwohl sie gestorben sind.

Nachts sind die Straßen so leer.
Die Lampen brennen nicht mehr.
Man geht und möchte nicht stören.
Man könnte das Gras wachsen hören,
wenn Gras auf den Straßen wär.

Der Himmel ist kalt und weit.
Auf der Milchstraße hats geschneit.
Man hört seine Schritte wandern,
als wären es Schritte von andern
und geht mit sich selber zu zweit.

Nachts sind die Straßen so leer.
Die Menschen legten sich nieder.
Nun schlafen sie, treu und bieder.
Und morgen fallen sie wieder
übereinander her.

Bemerkungen

Persien und Preußen

Die Tatsache der literarischen Betätigung einer Gruppe von oppositionellen Persern gegen ihren Feind, den Schah Risa Khan, und gegen sein Regierungssystem hat zu einem Konflikt Persiens mit dem Reich geführt, der fast die unabsehbare Folge eines Abbruchs der diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen gehabt hätte. Das Reich hat nachgegeben. Persiens Gesandter, Mohamed Ali Khan Farzine, wird ebensowenig abreisen wie sein deutscher Kollege in Teheran, von Blücher. Alle, nur Persien nicht, haben nachgegeben. Auch die sozialdemokratische Preußenregierung hat nachgegeben. Auf der Strecke blieb eines der vornehmsten internationalen Gebote: das politische Asylrecht. Man verweigerte es dem Studenten Alawi, indem man ihn aus Preußen auswies.

Als der Unterzeichnete vor acht Monaten die Verantwortung für die Herausgabe der persischen Oppositionszeitung ‚Peykar' übernahm, geschah dies unter voller Verantwortung und in der feststehenden Gewißheit, daß, wie es 1928 beinahe schon einmal geschehen, die preußische Regierung der persischen Opposition das Asylrecht verweigern werde, falls die Herausgabe von dieser Seite aus preßverantwortlich geschehe. Aber dieses Meisterstücks hielt er die preußischen Behörden denn doch nicht für fähig, daß sie mit einer Ausweisung gegen einen Ausländer vorgehen werde, der preßgesetzlich weder als verantwortlicher Redakteur noch als Herausgeber fungierte. Man brach dem Studenten Alawi gegenüber das Asylrecht mit keiner bessern Handhabe als einer Denunziation aus den Kreisen der persischen Gesandtschaft, und man brach fernerhin deutsches geltendes Presserecht. Hiermit sind wir schon nicht mehr in Preußen, sondern bereits in Persien angelangt.

Die deutsche Selbsterniedrigung vor einem ausländischen Potentaten hat damit keineswegs ihr Ende gefunden. Leute, die sich mit Verfassungsfragen abgeben, behaupten, daß Deutschland und Persien eins gemeinsam haben: beide würden konstitutionell regiert, Deutschland unter einem Reichspräsidenten, Persien von einem Schah.

Die Zeitschrift, in der Leo Matthias seinen Aufsatz „Der Kaiser ohne Herkunft" schrieb, soll unter dem Druck der persischen Wirtschaftskriegserklärung eine Berichtigung bringen, in der sie de- und wehmütig von ihrem Autor abrückt. Persien forderte mehr. Persien forderte ein Verbot der Zeitschrift! Herr Legationsrat Grobba vom Auswärtigen Amt sah leider noch keine Möglichkeit, auf das bayrische Innenministerium einzuwirken, die ungeschriebenen Teheraner Gesetze auf die ‚Münchner Illustrierte Presse' anzuwenden. Wir wollen aus einer deutschen Veröffentlichung (Mitteilung der Deutsch-

Persischen Gesellschaft, 1. Oktober 1929) und nicht aus einer „trüben" persischen Quelle einen Parallelfall dazu von Dutzenden herausgreifen. Am 25. August 1929 verwahrte sich ein Herr von Vassenhove im ‚Messager de Téhéran' dagegen, in einem Artikel vom 1. August 1929 im ‚Temps' beleidigende Ausdrücke gegen Persien gebraucht zu haben. Dies wurde ihm nämlich von Teheran vorgeworfen. Hätte sich Persien mit einem Ersuchen an die französische Regierung gewandt, den ‚Temps' zu verbieten, es hätte höchstwahrscheinlich dieselbe Antwort erhalten wie kürzlich, als es von Frankreich vergeblich die Ausweisung eines Oppositionellen verlangte. Nicht einmal Persiens in Italien bestellten Kanonenboote und sein mit dem deutschen konkurrierender Militäretat hätten Laval und Briand zur Nachgiebigkeit gereizt!

Grzesinski hat die Halbmonatsschrift ‚Peykar' auf sechs Monate verboten. Nach anfänglichen Beschlagnahmen wegen „beleidigender Äußerungen gegen den Schah" und nach einer Präventivbeschlagnahme (so hellhörig war die preußische Politische Polizei!) bot die Schrift fünf Monate lang keine Handhabe zu irgendwelchen Zwangsverfügungen, da die Schriftleitung eine gemäßigte Linie einzuhalten bestrebt war.

In der endgültigen Verbotsbegründung vom 23. Oktober 1931 steht dagegen die Ungeheuerlichkeit, daß fortgesetzte Beleidigungen dazu geführt hätten, die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Persischen Staat und dem Deutschen Reich wesentlich zu beeinträchtigen. „Damit ist und wird zugleich die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährdet."

Nicht auszudenken, wenn die undisziplinierten persischen Oppositionellen sich auf dem Alexanderplatz verkehrsstörend zusammenrotten sollten, um, im Angesicht des Polizeipräsidiums, im Sprechchor in Schmähungen gegen ihren Schah auszubrechen!

Damit dürfte der letzte Beweis dafür erbracht sein, daß wir in der Tat in Persien leben!

Carl Wehner

Es paßt nicht ins Schema

Wenn große Verbrechen geschehen und große Belohnungen für ihre Aufklärung ausgesetzt werden, so erstickt die Polizei bekanntlich in einer Fülle von Mitteilungen, Beobachtungen, Denunziationen. 95 Prozent davon sind unbrauchbar; der Kriminalbeamte sondert den wichtigen Rest aus und verfolgt die Spuren, die zum Ziele führen könnten. Selbstverständlich passiert es auch dem Geschultesten, daß er einer völlig falschen Spur nachjagt oder die richtige unbeachtet läßt. Der letztgenannte Fall hat sich auch bei den Eisenbahnattentaten von Jüterbog und Bia Torbagy ereignet, und zwar — das ist immerhin bemerkenswert — er hat sich gleich zweimal ereignet: in Ungarn hat eine Frau eine Anzeige gegen Matuschka gemacht, weil seine Sprengstoffeinkäufe ihr verdächtig waren, und in Jüterbog hat der Besitzer des Hotels zur Eisenbahn Verdachtsmomente gegen einen Gast zu Protokoll gegeben, die unter anderm den ersten Hinweis auf die wirkliche Nationalität des Attentäters ent-

hielten; der Gast war mit Matuschka identisch. Aber jene Anzeige ist nicht weitergeleitet und dieser Hinweis nicht beachtet worden. Warum nicht?

Offensichtlich, weil sie nicht ins Schema gepaßt haben. Der ungarische Gendarmeriewachtmeister hielt es für ausgeschlossen, daß ein angesehener Herr, ein Gutsbesitzer, mit einem solchen Verbrechen in Zusammenhang stehe; er befürchtete Unannehmlichkeiten übelster Art, wenn er sich überhaupt mit der Geschichte befasse, also ließ er die Anzeige lieber ganz unter den Tisch fallen; das steht fest. Man sieht die vermutlich schnauzbärtige Zierde der magyarischen Obrigkeit jetzt förmlich, das Schwert des Disziplinarverfahrens „über dem Nacken", in seiner dörflichen Polizeistation hocken und die Verzweiflungstöne Faninals skandieren: Soo —ei—nen Herrn... Soo — ei—nen Herrn ...! Wodurch hingegen die Passivität der Untersuchungskommission von Kloster Zinna verschuldet wurde, darüber liegen auch heute noch keine endgültigen Angaben vor; es ist lediglich „genaueste Untersuchung" zugesagt. Vielleicht darf man den Herrn durch ein kleines Privatissimum in Untertanenpsychologie ihre Arbeit etwas erleichtern?

Die Schlüsse drängen sich nämlich ganz von selbst aus den Aussagen des jüterboger Eisenbahnwirts auf. Er wurde damals gefragt, ob er seinen Gast der Teilnahme an einer kommunistischen Versammlung verdächtig — Verzeihung: fähig — halte und bekundete entschieden das Gegenteil: der Gast habe den Eindruck eines frühern Offizers gemacht. Mit dieser Bemerkung, so muß befürchtet werden, war die Aussage wertlos geworden, die Spur brauchte nicht weiter verfolgt zu werden. Es soll durchaus nicht gradezu behauptet werden, die preußische Kriminalpolizei sehe einen Mann, der wie ein früherer Offizier wirkt, ein für alle Mal als über den Verdacht eines jeden Verbrechens erhaben an. Aber: wie war doch das Schema, meinetwegen die Theorie, die man sich damals über das Attentat von Jüterbog gebildet hatte? Hieß sie nicht in den Anfängen der Untersuchung „Kommunistische Terroraktion und plumper Ablenkungsversuch nach der Gegenseite durch Hinlegen des ‚Angriffs'"? Denn Kommunisten sprengen Züge in die Luft, oder auch Nationalsozialisten, oder Reichsbannerleute; auf jeden Fall Männer, die politisch aktiv und somit verdächtig sind. Leiferde? Das hätten wir fast vergessen. Arbeitslose tun so was auch gelegentlich. Aber Gutsbesitzer und frühere Offiziere? Das ist ausgeschlossen. Da müßten sie ja wahnsinnig sein. Das ist Matuschka auch? Schade; das hatten wir ganz vergessen, daß es das wirklich gibt. Daran ist auch bloß Siegmund Freud schuld.

Aber selbst die Theorie „nur ein Wahnsinniger kann die Tat vollbracht haben" wäre falsch gewesen, sobald man ihr zuliebe alle andern Möglichkeiten a priori ausgeschaltet hätte. Jede Theorie ist nämlich falsch, die ins Schema entartet; das zeigt sich immer wieder. Jeder vernünftige Mensch bemerkt es, die Kriminalistik hingegen scheint eine unausrottbare Anhänglichkeit an ihre Scheuklappen zu haben. Sie sollte aus

ihren Fehlern lernen und sich ohne Vorurteil, ohne andre als technische Traditon, ohne überkommene Begriffe, ohne irgend ein „so etwas gibt es nicht", ohne Schema also, ihrer Aufklärungsarbeit widmen.

M. M. Gehrke

„Die schalkhafte Witwe"

Die Lindenoper ist wahrhaftig ein beneidenswertes Institut. Während wir andern alle vor der keineswegs leichten Aufgabe stehn, uns mit dem Jahre 1931 auseinanderzusetzen, werden dort Fragen der Jahrhundertwende elegant und spielend gelöst, herrscht dort die gute, alte Zeit und der chronische Anachronismus. Ihre jüngste Novität ist eine komische Oper von Wolf-Ferrari, die wir ein Danaergeschenk nennen würden, wäre es nicht allzu unhöflich, eine schöne Venezianerin, eine „schalkhafte Witwe" gar, als trojanisches Pferd anzusprechen. Wir können es nicht leugnen: wir stehen einigermaßen verblüfft vor dieser grande dame des ancien regime und wissen uns nicht so recht zu benehmen.

Der Text ist achtzehntes Jahrhundert, Carlo Goldoni, von Ghisalberti zugestutzt; spielt in Venedig. Personen: Pantalon und Colombine, die hier Arlecchino, Marionette heißen, als Diener und als Zofe, uraltes Erbgut der commedia dell' arte; verliebte Kavaliere, gruppiert um eine schöne Frau, die jeder haben will: der Lord, der Spanier, der lüsterne Pariser und der Italiener, dieser selbstredend Sieger im Wettstreit. Die Handlung? Sie machen Liebesgeständnisse, schreiben Briefe, erhalten Antworten, werden von der verkleideten Schönen geprellt — und alles, aber auch alles ist so sehr vervierfacht, daß es einen schon fast wieder stört, wenn es nur drei Duelle gibt.. Ghisalberti hätte es wissen, Wolf Ferrari hätte es bedenken müssen: aus einem guten Lustspiel wird nicht notwendig eine gute opera buffa, das durch die Musik verlangsamte Tempo bringt vieles um. Der harmlose Stoff hätte in andrer Gruppierung und Überschneidung der Szenen, die uns in schlichten Viererreihen langweilen, wirkungsvoller und zündender gestaltet werden können.

Und die Musik? „La vedova scaltra" schrieb ein Poet des achtzehnten Jahrhunderts im Stil seiner Zeit; die Musik nun hat ein Komponist des zwanzigsten in der Haltung des achtzehnten verfaßt. Er läßt nicht etwa die Stilidee jener Zeit in seinem persönlichen Stil sich spiegeln, um sie entsprechend gebrochen zu reflektieren — nein, er verwendet auch die Mittel jener Zeit, nicht achtend späterer Entwicklung. Das kann auf Nachahmung beruhen, ohne daß wir solchem Verfahren prinzipielle Verachtung angedeihen lassen wollen, denn jeder schreibt, wie er muß und kann; allerdings sehen wir die objektive Nützlichkeit solchen Kopierens nicht ein, — oder aber: der Komponist bejaht als schöpferischer Mensch nur jene Mittel, derer er sich hier bedient; in unserm vielleicht zu sehr entwicklungsbetonten und fortschrittstolzen Sinn ein ziemlich unverständlicher Atavismus. So entsteht für nicht allzu harmlose Zuhörer ein seltsam verworrener und verwirren-

der Eindruck: Komische Oper, Spiel um des Spieles, auch Musik um des Spieles willen, Musik als charakterisierendes, parodierendes und ironisierendes Element, in Haltung und Mitteln in die Sphäre des achtzehnten Jahrhunderts gerückt und doch wieder nicht etwa stilreines achtzehntes Jahrhundert, nicht nachgeahmt und doch nicht echt, nicht geborgt und doch nicht eigen: ein in der Faktur meisterliches Werk zwischen den Stilen und Zeiten und ohne die undefinierbare Kraft, einen einheitlichen Gesamteindruck zu erzwingen.

Man fragt sich unwillkürlich: Wozu führt die Staatsoper ein Werk auf, das, wäre es neunzehnhundert geschrieben worden und herausgekommen, berechtigtes Interesse erweckt hätte; und das uns heute so wenig zu sagen hat? Muß man immer wieder zusehen, wie der herrliche Apparat dieses Instituts in Bewegung gesetzt wird, damit schließlich kreißende Berge ein Mäuslein gebären? Ist es nicht seltsam, daß sich Berlins repräsentativste Oper — nach dem wiederum vor dreißig Jahren interessanten und heute uns allen weltenfernen „Pfeifertag"; nach dem schlecht vorbereiteten und qualvoll zwiespältigen „Oberon", für den ein Bruno Walter verantwortlich zeichnen mußte; und nach diesem Opus Wolf-Ferraris Weills „Bürgschaft" entgehn läßt, weil man sich, so liest man es offiziell, über den Premierentermin nicht einigen konnte? Damit soll das Urteil über jenes Werk durchaus nicht vorweggenommen, es soll nur die merkwürdig gegenwartsfremde Haltung der Lindenoper charakterisiert werden. In Charlottenburg wird man die Bürgschaft aufführen und wir wünschen dem Intendanten Ebert Glück dazu, wie wir ihn zu Verdis „Macbeth" nur beglückwünschen konnten. Gelegentlich der „Bohème"-Inszenierung Curjels begannen sich ängstliche Gemüter vor den Krollgespenstern in der Städtischen Oper zu fürchten; wir hoffen, Ebert wird ihnen ein gastlicher Hausherr sein! Ach, wenn doch einige dieser Gespenster die Linden langlaufen wollten, statt die Charlottenburger Chaussee!... wir könntens brauchen... Aber sie sind klug, die Gespenster, und fürchten sich vor der Lindenoper: dort brächte man sie zum zweiten Male um, wenn es ginge.

Arnold Walter

Der Fall M.

M., Buchhalter eines Verlages und streng national, hatte ein ebenso schönes wie reiches Mädchen kennen gelernt und alsbald geheiratet, dessen Stiefvater in Paris eine Fabrik besaß und ein guter Franzose war, was den alten Herrn nicht davon abhielt, eines Tages in die ewigen Jagdgründe überzusiedeln. Damit das der Tochter vererbte Unternehmen nicht in fremde Hände falle, erwarb M. die französische Staatsangehörigkeit, ohne deshalb auf die deutsche zu verzichten. Das ging eine Weile ganz gut. Dann aber brach zwischen beiden Ländern der obligate Krieg aus, und unser armer M. wußte nicht, was er tun sollte. Schließlich jagte er sich eine neutrale Kugel durch den Kopf und ersparte sich somit eine Beantwortung der nachträglich auftauchenden Frage, ob der Deutsche in ihm den Franzosen oder der Franzose den Deutschen erschossen habe. Die einen war für das andre, und die andern für das eine. Gott für alle.

Hans Reimann

Kurzsichtig

Die Zeichnung auf die neue Reichsbahn-Anleihe, soweit sie mit der Steueramnestie-Verordnung im Zusammenhang stand, ist gestern abgeschlossen worden. Bei der Zusammenstellung der Zeichnungsergebnisse am heutigen Vormittag stellte sich bereits heraus, daß bisher mehr als 100 Millionen Mark gezeichnet worden sind.

Dieser Betrag übersteigt zweifellos die Erwartungen, denn selbst in optischen Kreisen hatte man nach dem Zeichnungsverlauf zunächst nur mit einem Ergebnis von etwa 50 bis 60 Millionen Mark gerechnet.

'B. Z. am Mittag' 16. 10. 31

Wer soll sich da melden?

Gebildete, solide, aufrichtige, alleinsteh. Witwe, Anfang 50, sucht freundschaftlichen Verkehr mit ihresgleichen. Briefe u. Li. 1820 NLZ-Fil. Merseburger Straße Nr. 80 b.

Trotzdem

Die Polizei mußte unter Anwendung der Gummiknüppel und der Seitenwaffen eingreifen. Trotzdem erlitten zahlreiche Personen Verletzungen.

Badische Presse 12. 10. 31

Liebe Weltbühne!

Eine junge Schauspielerin bekam allabendlich feurige Liebesbriefe von einem unbekannten Herrn. Er flehte, sie einmal sehen zu dürfen. Erfolglos, bis sie schließlich mürbe wurde und eines Abends rief: „Also her mit Herrn Klingemann!" Herr Klingemann erschien in der Garderobe und erwies sich als Naturmensch mit goldenen Locken und haarigen Waden. Verzückten Gesichts trat er auf die Angebetete zu, dann aber verfinsterte sich sein Blick und er sprach: „Sie sind sehr schön, aber ich sehe Harnsäure in Ihren Augen!"

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Dienstag Reichswirtschaftsrat, Bellevuestraße 15. 20.30: Vor einem Krieg zwischen China und Japan? Es sprechen: Hsü Dau-Lin, Tachun Hsü, Richard Huelsenbeck und Lothar Persius.

Gemeinschaft freiheitlicher Sozialisten. Dienstag 20.00. Haverlands Festsäle, Neue Friedrichstraße 35. Die gegenwärtige Krise und der sozialistische Ausweg, Angelica Balabanoff.

Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland. Dienstag 20.00, Singakademie: 14 Jahre Kulturaufbau in der Sowjetunion, A. W. Lunatscharski.

Verein sozialistischer Aerzte. Dienstag 20.15. Zahnärzte-Haus, Bülowstraße 104: Soziale Not und Soziale Psychotherapie, Prof. Arthur Kronfeld; Zur Lage in der Aerzteschaft, Ernst Haase, Bruno Cohn, Annemarie Bieber und Leo Klauber.

Bücher

Joseph Hergesheimer: Die drei schwarzen Ponnys. Ernst Rowohlt, Berlin.

Bruno Nelissen Haken: Arbeitslosen Litanei. Ein Totentanz der Lebendigen. Chr. Kaiser, München.

Arthur Schnitzler: Buch der Sprüche und Bedenken. Phaidon-Verlag, Wien.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 14.00: Jazzeinfluß in der Kunstmusik (Schallplatten). — 15.40: Der Aphorismus als Kunstwerk, Gerhart Pol. — Mühlacker 19.05: Die Generation von 1859, Axel Eggebrecht. — Hamburg 19.30: Hermann Kesser liest. — Königsberg 19.30: Zukunft des Hörspiels, Ernst W. Freissler und Markus Timmler. — Berlin 19.35: Franz Werfel liest. — Breslau 20.15: Paul Hindemith geigt. — Berlin 20.30: Welt von unten — Welt von oben, Rob. Ad. Stemmle. — Leipzig 21.40: Der Berg von Arno Schirokauer. — **Mittwoch.** Berlin 17.50: Annette Kolb liest. — Mühlacker 19.05: Eulogius Schneider, ein Schicksal aus der Französischen Revolution; Hermann Wendel. — Königsberg 19.25: Edith Herrnstadt-Oettingen liest Dauthenday. — Hamburg 19.30: Marieluise Fleisser liest. — Leipzig 21.10: Klabund. — **Donnerstag.** Hamburg 19.30: Ungedruckte Dichtungen. — **Freitag.** Langenberg 18.20: Die Bedeutung des französischen Kapitalmarktes in der Weltwirtschaftskrise, Fritz Sternberg. — Hamburg 20.00: Was ihr wollt von Shakespeare. — Berlin 20.10: Friedrich Huchs Pitt und Fox, Friedrich Burschell. — **Sonnabend.** Königsberg 19.35: Kurzgeschichten von Anton Tschechow.

Antworten

Schriftsteller. Jakob Schaffner sendet uns zu dem Artikel von David Luschnat „Schriftsteller-Schutzverband" (Nr. 42) unter Berufung auf das Pressegesetz die folgende Berichtigung: „1. Ich habe nie an Luschnat geschrieben, daß Schendell und Breuer aus dem Hauptvorstand des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller unbedingt sollten abberufen werden, wozu für mich kein zwingender Grund sichtbar war. Ich habe diese Forderung der Opposition aber als gerecht angesehn für den Fall, daß sich die Anklagen gegen die Kollegen bestätigen sollten. Im übrigen gründet sich diese Erklärung Luschnats auf einen Vertrauensbruch, denn die Briefe waren persönlich und zudem von ihm veranlaßt. 2. Ich habe mich niemals für die Zensur erklärt, sondern ich war verfassungsmäßig gezwungen, eine von der Ortsgruppe gewünschte Versammlung gegen die Notverordnung aufzuhalten, weil die Ortsgruppe nicht selbständig politisch vorgehen kann. Die Behauptung, daß der Hauptvorstand dem neugebildeten Kampfausschuß den Saal entzogen und die Polizei gerufen habe, ist eine Unwahrheit. Ich bin und bleibe ein Feind der Zensur. 3. Ich bin nicht zum Hauptvorstand ‚übergegangen', sondern die Opposition ist zur Obstruktion übergegangen. Ich stehe noch auf allen Forderungen der Opposition ohne jeden Abstrich und habe sie bereits genügend öffentlich vertreten, daß mir niemand eine Meinungsänderung oder einen Verrat vorwerfen kann. 4. Ich habe niemals die Auflösung der Ortsgruppe verlangt, sondern wer die Fähigkeit besitzt, richtig zu lesen, ersieht aus dem betreffenden Aufsatz im ‚Schriftsteller', daß ich die Mannschaften der Ortsgruppe mittels der Durchorganisierung des SDS in Fachgruppen zur gewerkschaftlichen Spitzengruppe machen will." Wir haben dieser Berichtigung ungekürzt Raum gegeben, obwohl sie im Wesentlichen nicht Tatsachen richtigstellt sondern einer hier geäußerten Ansicht eine andre entgegensetzt. Wir haben David Luschnat um seine Meinung zu den vier Punkten befragt. Luschnat legte uns einen mit Schaffners Namenszug unterschriebenen Antrag auf Einberufung einer außerordentlichen Hauptversammlung vor, deren Zweck unter anderm „Abberufung des Hauptvorstandes und des geschäftsführenden Direktors" war. Darüber hinaus besagen Stellen aus Schaffners Briefen sehr deutlich, daß ihm „der Rücktritt des gesamten Vorstandes unausweichlich" erschienen ist. Einen Vertrauensbruch hat Luschnat insofern nicht begangen, als die betreffenden Briefstellen gegen seinen Willen zur Verlesung gebracht wurden. Auch stammt das erste persönliche Schreiben aus dem Briefwechsel von Schaffner, worin er ein von Luschnat an viele Mitglieder des SDS versandtes unpersönliches Rundschreiben beantwortete. Als die Mitglieder der berliner Ortsgruppe des SDS die Kammersäle betreten wollten, in denen die Protestkundgebung gegen die Pressenotverordnung stattfinden sollte, wurde ihnen eröffnet, daß die Geschäftsleitung, also wohl Werner Schendell, den Saal abbestellt habe, außerdem war ein nicht kleines Polizeiaufgebot erschienen, das jede Ansammlung auf der Straße sofort zerstreute und den Eingang zum Saal besetzt hielt. Daß Schendell die Polizei gerufen habe, hat Luschnat nicht behauptet. Damals wurde erklärt, daß Schaffner die Abhaltung der Versammlung deshalb für überflüssig halte, weil durch die vom Hauptvorstand erlassene Erklärung zur Notverordnung alles Nötige geschehen sei. Die Opposition ist nach wie vor der Ansicht: wer mit dieser lauen Erklärung einverstanden ist, die nirgends anzustoßen sich bemüht und die keinerlei Protest gegen den wichtigsten Paragraphen enthält, der Verbote bis zu einem halben Jahr vorsieht, — den dürfe man als Freund der Zensur ansprechen. Das Kampfkomitee für die Freiheit des Schrifttums hat sich übrigens erst konstituiert, als die berliner

SDS-Mitglieder nicht in den Saal konnten und über diese Maßnahme empört waren. Die Geschäftsleitung konnte also gar nicht dem Kampfausschuß den Saal entziehen, sie hat ihn den Mitgliedern der Ortsgruppe entzogen, und zwar auf Wunsch des ersten Vorsitzenden, der, ohne seine übrigen Vorstandskollegen zu fragen, die Versammlung abgeblasen hat. In einer Erklärung, die Jakob Schaffner der Öffentlichkeit unter dem Titel „Der Ausschluß der Achtzehn" übergeben hat, verschanzt er sich hinter die angebliche Statutenwidrigkeit einer solchen Kundgebung und dahinter, daß die Rednerliste entgegen der Vereinbarung „rein kommunistisch" gewesen sei. Nun ist von den fünf damals vorgesehenen Referenten — Bernard v. Brentano, Alfons Goldschmidt, Walther Karsch, Johannes K. Koenig und Erich Mühsam — ein einziger, nämlich Koenig, Kommunist. Herr Schaffner ist also zumindest schlecht orientiert. Ob Schaffner zum Hauptvorstand „übergegangen" ist oder die Oppostion zur Obstruktion, das sind Ansichtssachen, die man unter Berufung auf den Paragraphen 11 des Pressegesetzes wirklich nicht richtigstellen kann. Die Opposition ist der Ansicht, daß Schaffner von vornherein nach seiner durch sie erfolgten Wahl, vorsichtig ausgedrückt, nichts getan hat, sich das Vertrauen seiner Wähler zu erhalten. Er verkehrte zum Beispiel mit der zweiten Vorsitzenden nur über die Geschäftsstelle, war für die Opposition nicht zu sprechen, um so mehr aber für den Hauptvorstand. Daß sich die Opposition von Schaffner verraten fühlt, sollte ihm nach seinem Verhalten nicht merkwürdig vorkommen. Wenn Schaffner früher erklärt hat, er werde im Hauptvorstand die Sache der Opposition vertreten, selber für Abberufung des Vorstandes eingetreten ist und heute in demselben Hauptvorstand nach seinen eignen Worten fordert, wir müssen die ganze Opposition hinaussetzen, dann darf doch wohl auch der unbefangene Beobachter auf den Gedanken kommen, Schaffner hat die Opposition verlassen, nicht sie ihn. Was Luschnat hier aus dem ‚Schriftsteller' zitiert, macht auch auf uns den Eindruck, als wolle Schaffner damit die Opposition kaltstellen. Wenn ers so nicht gemeint hat, dann hat er sich eben unklar ausgedrückt. Achtzehn sind inzwischen ausgeschlossen worden, einige hat der Vorstand dadurch entfernt, daß er sie wegen Nichtbezahlung ihrer Beiträge gestrichen hat, eine sehr soziale Maßnahme in dieser wirtschaftlich so rosigen Zeit. Eigentümlich nur, daß die Gestrichenen alle zur Opposition gehören, von Streichungen andrer Mitglieder haben wir bisher nichts gehört. Vier Anträge auf Ausschluß wurden abgelehnt und eine ganze Anzahl ließ man einfach ganz nach Gutdünken fallen. Ein etwas merkwürdiges Vorgehen, das doch die Ansicht zu bekräftigen scheint: der Vorstand, der sich ständig auf die Satzungen beruft, regiert, ohne sich viel um das geschriebene Recht zu kümmern, abgesehn davon, daß es loyal gewesen wäre, die Angeklagten anzuhören, bevor man sie verurteilte; der Hauptvorstand hat die Sünder nicht vorgeladen, was das Statut ihm zwar nicht vorschreibt, was aber die Moral von ihm verlangt. Glücklicherweise ist das nicht so ganz im Stillen abgelaufen, die Öffentlichkeit hat durch die Rührigkeit der Opposition Kenntnis von der Angelegenheit bekommen. In seinem schon vorhin erwähnten Rechtfertigungsbericht verbreitet Schaffner immer wieder die Mär, die Opposition sei kommunistisch. Das ist nicht wahr, maximal sind es 25 Prozent der Opposition, die sich zur KPD bekennen, von den übrigen hat so Mancher seinen Strauß mit den Kommunisten gehabt, und es ist dabei nicht immer sanft zugegangen. Jakob Schaffner weiß das entweder nicht oder will es nicht wissen, jedenfalls suggeriert er der Öffentlichkeit, die Opposition sei kommunistisch. Eigentümlich nur, daß ihm das nicht früher bekannt war, als er sich von ihr wählen ließ. Um zu beweisen, daß sich an Veranstaltungen der Opposition Nichtmitglieder des SDS beteiligt haben, führt Schaffner an, das Kampfkomitee sei mit ihr identisch. Auch das ist nicht wahr, wofür allein

die Tatsache sprechen mag, daß aus dem Komitee wegen Meinungsverschiedenheiten ausgetretene Schriftsteller heute zur Opposition gehören oder zumindest mit ihr sympathisieren, was sie nicht täten, wären die beiden Gruppen identisch. Auch davon weiß Schaffner nichts, man wird den Eindruck nicht los, daß er völlig ahnungslos und unorientiert seinen Angriff auf die Opposition vorbereitet hat. Schlimmeres anzunehmen, verbietet uns unser unerschütterlicher Glaube an das Gute im Menschen. Auch daß er eine vom Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller verfaßte Resolution, die sich in der Urheberrechtsfrage auf den russischen Standpunkt gegen die deutsche Auffassung stellt, der Opposition in die Schuhe schiebt, zeugt nur davon, daß Schaffner sich nicht die geringste Mühe gegeben hat, das zu überprüfen, was er behauptet. Die Opposition hat sich mit dieser Frage überhaupt noch nicht beschäftigt, und die Mitglieder des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller gehören zum überwiegenden Teil gar nicht zum SDS. So steht es um die Tatsachen, die Schaffner gegen die Opponenten anzuführen hat. Der Arbeitsausschuß der Opposition wendet sich dieser Tage mit einer eingehenden Beantwortung aller Schaffnerschen Behauptungen an die Öffentlichkeit. Diese hat bisher weitgehende Sympathie bekundet, eine Sympathie, die bis zur ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' reicht, von der Schaffner schwerlich wird behaupten können, sie schwärme für den Kommunismus oder gar sie sei kommunistisch. Im Reich und in Wien verurteilen die Ortsgruppen den Hinauswurf, eine große Anzahl von Schriftstellern hat die hier im Heft 42 abgedruckte Sympathieerklärung weiterhin unterzeichnet. Der Platz reicht nicht aus, die mehr als 150 Namen abzudrucken. Dafür wollen wir zitieren, wie Herr Schaffner diese Solidaritätsaktion beurteilt: „Die Opposition geht nun herum und schreit über Unrecht und Gewalt. Sie wirbt Mitgänger im ganzen Verband und läßt Sympathiekundgebungen unterschreiben, für die sie Unterschriften von Menschen findet, die es eilig haben, immer überall dabei zu sein und keinen Anschluß zu versäumen. Sie unterschreiben blind begeistert drauflos, weil es wieder mal gegen ‚irgend etwas' geht, weil man sich wieder einmal im Licht des unentwegt Protestierenden zeigen kann". Die Unterzeichner der Solidaritätserklärung wissen nun, was für eigentümliche Geister sie sind, aber uns scheint, ihr Instinkt, der sie gegen die Hausknechtsmanieren des SDS protestieren hieß, war richtiger als der des Herrn Schaffner, der glaubt, durch eine solche Verächtlichmachung seinen Kollegen im Hauptvorstand einen Dienst zu erweisen. Herr Schaffner, eine große Anzahl der Sympathisierenden sind Mitglieder des SDS. Sie glauben, den Protest lächerlich machen zu dürfen. Sie geben damit also zu, daß sich der Hauptvorstand einen Schmarren um die Meinung seiner Mitglieder kümmert, mögen sie heißen, wie sie wollen.

Historiker. Der ‚Angriff' vom 30. Oktober bringt unter der Überschrift „General Schleicher" das Bild des Generals von Hammerstein. Da nicht anzunehmen ist, daß „Schleicher" hier nicht als Personenname sondern als Gattungsbegriff gewählt worden ist, so erhebt sich die ernste Frage, ob Hitler nicht etwa bei dem falschen Herrn gefrühstückt hat. Um der Geschichte keinen Irrtum zu übermitteln, bitten wir um baldige Klarstellung.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Braun und schwarz von Carl v. Ossietzky

Wieder sind die Besprechungen zwischen Zentrum und Nationalsozialisten ergebnislos verlaufen. Schon einmal, im Spätherbst vorigen Jahres, war man nahe daran, sich zu verständigen. Hauptmann Goehring erschien, wie jetzt, häufig als Bote in der Reichskanzlei. Dann machte sich Brüning auf die Ostreise; die Pfiffe der Hakenkreuzler begleiteten ihn von Königsberg bis Beuthen. So zerschlug sich das Geschäft. Wenn auch heute keine Einigung erzielt werden konnte, so hat doch das Zentrum bewiesen, daß es zum Verrat bereit ist. Auf diese Bereitschaft kommt es an, nicht auf den mehr oder weniger großen Effekt der Bündnisverhandlungen.

Heute, wo die letzte heilgebliebene bürgerliche Partei sich gewillt zeigt, die Republik an den Fascismus auszuliefern und nur über Formfragen noch nicht mit sich im reinen ist, fordere ich Sie auf, verehrter Leser, mit mir einen flüchtigen Blick auf jene Zeit zu tun, die uns so mythisch erscheint wie jener Tag, da Helena in Troja einzog. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich vom 9. November 1918 spreche, dem Geburtstag der deutschen Republik. Philipp Scheidemann erzählt in seinen Erinnerungen ausführlich, wie er seinen imponierenden Wallensteinkopf im Speisesaal des Reichstags grade über eine dünne Wassersuppe geneigt hatte und wie er aufgefordert wurde, an die Menge vor dem Haus eine Ansprache zu halten. Der alte Fanfaron wirft sich in Positur, er spricht von der Balustrade und schließt die paar kühn geschmetterten Sätze mit einem Hoch auf die deutsche Republik. An seinen Tisch zurückgekehrt, findet er bei seinen Freunden geringere Begeisterung als draußen. „Ebert war vor Zorn dunkelrot im Gesicht geworden, als er von meinem Verhalten hörte. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie mich an: ‚Ist das wahr?' Als ich ihm antwortete, daß ‚es' nicht nur wahr, sondern selbstverständlich gewesen sei, machte er mir eine Szene, bei der ich wie vor einem Rätsel stand. ‚Du hast kein Recht, die Republik auszurufen. Was aus Deutschland wird, Republik oder was sonst, das entscheidet eine Konstituante.'" Das war die Geburtsstunde der deutschen Republik. Beschließen wir damit die rote Vision des 9. November. Die Gegenwart trägt andre Farben. 1931 geht braun und schwarz.

Das Zentrum erklärt jetzt offiziell, daß an eine Koalition mit Hitler niemand gedacht hat. Wirklich nicht? Warum dann das sehr intensiv geführte Frage- und Antwortspiel dieser letzten Woche? Es ist selbstverständlich, daß das Zentrum sich bei diesen Unterhaltungen den Rücken zu decken suchte und deshalb eine sehr salbungsvolle aber auch etwas hochmütige Sprache wählte, die den Nationalsozialisten hart an die Nieren ging. Es komme darauf an, die Hitlerpartei „durch rechtzeitige Eingliederung in die deutsche Staatsführung" unschädlich zu machen, die Partei müsse auch eine „innere Umkehr" erleben, so hieß es. Hatte das Zentrum diese Sprache

mit Absicht gewählt, um sich beruhigen zu lassen, so hat ihm der Verhandlungspartner diesen Gefallen nicht getan. „Eine unverfrorene Anmaßung", so polterte es aus dem ‚Völkischen Beobachter', und Herr Stöhr, der neulich so bemerkenswerte Vorschläge zur Belebung der deutschen Hanfseilindustrie gemacht hat, antwortete ganz unmißverständlich, seine Partei werde legal bleiben „bis zum Tage des Sieges". Herr Prälat Kaas, ein gebildeter und diplomatischer Kleriker, mag die Hände gerungen haben über soviel Tölpelei. Aber was durfte er denn andres erwarten? Das Zentrum behauptet, sich mit dieser Episode nichts vergeben zu haben. „Eine Diskussion mit einem Gegner ist nichts als eine Frage der allgemeinen Klärung," schreibt die ‚Germania'. Ob an der N.S.D.A.P. noch etwas zu klären ist, bleibe dahingestellt. Aber etwas andres ist ganz gewiß geklärt worden. Über die grundsätzliche Bereitwilligkeit des Zentrums, mit dem Fascismus zu paktieren, besteht auch nicht mehr der leiseste Zweifel. Wenn die Koalition nicht zustande gekommen ist, so sind die Gründe dafür in keinem prinzipiellen Bereiche zu suchen. Das Zentrum war nur um eine anständige Drapierung verlegen. Hitlers Interessen entspricht eine solche Verkleidung kaum. Darum ging der Streit, darüber wurde man sich diesmal nicht einig.

Es ist ein gelinder Unfug, wenn von Zentrumsseite der Versuch unternommen wird, einen Unterschied zu konstruieren zwischen dem Scharfmacher Hugenberg und dem „sozial denkenden" Hitler. Fällt wirklich jemand auf eine so schwachsinnige Machination herein? Hugenberg gehört direkt zur Schwerindustrie, er ist ein Stück von ihr. Hitler ist ihr mittelbares Werkzeug. Aber beide agieren für die gleichen Kassenschränke, und ein Hitler, der heute mit den Gewerkschaften zusammen gegen seine alten Freunde und Auftraggeber Arbeiterpolitik machen wollte, täte am besten, sofort sein Testament aufzusetzen. Wenn auch die plastische Kraft der deutschen Schwerindustrie ziemlich erschöpft ist, kaputt machen kann sie noch immer. Ein von den publizistischen Hetzhunden der Schwerindustrie in die Waden gebissener Hitler hat aber für das Zentrum nicht viel Wert, das braucht für seine Zwecke den großen Tribunen in möglichst intaktem Zustand. Das Zentrum braucht Hitler nicht als sozialen Friedensfürsten, sondern um außenpolitische Verantwortung mit ihm zu teilen. Deutschland ist auf französische Hilfe angewiesen. Dank der im letzten Jahre entfalteten außenpolitischen Aktivität und dank der ewigen nationalistischen Provokationen wird diese Hilfe nur unter schwersten finanziellen und politischen Garantien gewährt werden. Für diese ungeheure Last sucht das Zentrum einen Partner, und zwar, was nicht reizlos ist, den Führer der großmäuligsten chauvinistischen Partei. Das neue Versailles soll neben der Unterschrift Brünings die Hitlers tragen.

Nun scheint gewiß die Frage berechtigt, ob Hitler wirklich dumm genug ist, eine komfortable Oppositionshaltung mit viel Mühsal und Risiko zu vertauschen. Wer diesen Einwurf macht, vergißt, daß eine so ungeheuer gewachsene Partei wie die N.S.D.A.P. nicht dauernd auf der Stelle treten kann. Sie muß ihren Leuten schließlich doch etwas mehr bieten als

Skandal. Hitler muß in den Staat, schon allein deswegen, weil die finanzielle Last auf die Dauer zu groß wird und aus der Industrie keine wesentlichen Zuschüsse mehr kommen. Eroberung des Staates, das heißt die Mittel zur Subventionierung in die Hand bekommen, das heißt Stellen und Posten. Und wenn auch zunächst nur ein bescheidener Prozentsatz der Getreuen versorgt werden kann, so ist doch der ungeheure Anreiz für die andern, für die noch Wartenden, da. Die Kapitulation vor Frankreich ist natürlich sehr bitter, aber da läßt sich schon ein Dreh finden. Hitler wird eine auch noch so defaitistische Außenpolitik schlucken, wenn man ihm dafür den „innern Feind" für leichte Siege zur Verfügung stellt. Verbot der schärfsten Konkurrenz, der K.P.D., Treibjagd auf Sozis, Pazifisten und Demokraten, natürlich immer legal, straffer völkischer Kurs in der Kulturpolitik, das wären so die Surrogate für die weiter zu vertagende Vernichtung des Erbfeindes. Zu alledem braucht man keine Gewaltmaßnahmen, der Autor der Notverordnungen hat bestens vorgearbeitet, und der Staat versteht auch, ein Auge zuzudrücken. Seit langem strengt man sich doch an, der unverhüllten Rechtsdiktatur nicht mehr viel zu tun übrig zu lassen. Herr Groener zum Beispiel hat seine Tätigkeit als Reichsinnenminister damit begonnen, eine von seinem Vorgänger geschaffene Amtsstelle zur Observation der Rechtsradikalen aufzuheben. Aus Sparsamkeit natürlich. Es ist erfreulich, daß Groener als Reichsinnenminister Gelegenheit bekommt, von der Tugend der Sparsamkeit Gebrauch zu machen. Als Wehrminister mußte er sie sich leider verklemmen. Was für Torturen mag der Ärmste alljährlich vor dem Militäretat ausgestanden haben?

Es sind aber nicht nur außenpolitische Motive für die Taktik des Zentrums bestimmend, mindestens in gleichem Maße hat die Furcht der Kirche vor dem Kommunismus die Fühlungnahme mit Hitler begünstigt. Diese Furcht wird begreiflich, wenn man den Fundus der Kirche in Betracht zieht, ihren Einfluß auf den Staat, den sie sich mit den verschiedensten, mit den feinsten und gröbsten Mitteln gesichert hat. In der ‚Kölnischen Volkszeitung' vom 31. Oktober wird eine sehr umfangreiche Aufstellung gebracht, was die Kirche in Deutschland an Unterricht, Krankenpflege und Caritas leistet und in welchem Maße der Staat dadurch entlastet wird. „Was Ordensgesellschaften und Kirche für diese Zwecke an Geld aufbringen, erspart der Staat, ganz abgesehen davon, daß in den Ordensanstalten tagtäglich Leistungen vollbracht werden, die weiterhin dem Staate ungeheure Summen ersparen. Die Beschulung von rund 30 000 Schülerinnen in höhern, von Ordensschwestern geleiteten Schulen bringt dem Staat und den Kommunen eine jährliche Ersparnis von mindestens 8 bis 9 Millionen Mark. Jede eine Ordensschule besuchende Schülerin kostet den Staat im Durchschnitt gerechnet 23,33 Mark, während das staatliche Beschulungsgeld für Volksschüler zur gleichen Zeit rund 40 Mark beträgt. Die Gesamtsumme, die der Staat an den katholischen Krankenpflegeanstalten und andern katholischen caritativen Anstalten spart, beträgt jährlich 120 bis 150 Millionen. Im Dienste dieser Caritas stehen 70 000 Ordens-

schwestern und 3158 Brüder ..." Auch für Armenpflege und Volksspeisung werden imponierende Ziffern genannt, und obgleich wir nicht verkennen, daß eine warme Suppe ein besseres Argument ist als eine theologische Doktrin und obgleich wir nicht den idealistischen Schwung der namenlosen Helfer dieser Werke unterschätzen, so muß doch gesagt werden, daß die Kirche als Institution dem Staat nur Arbeit und Gefahren abnimmt, um sich desto wärmer in ihm zu betten. Diese katholische Caritas ist eine höchst edle Form von Propaganda, aber doch eben Propaganda, die der Festigung irdischer Güter und irdischer Macht dient. Beide werden durch einen Vormarsch der Roten bedroht, um diese abzuwehren, ist jedes auch noch so verschmähte Mittel recht, und Adolf Hitler mit der Swastika auf der heidnischen Teutonenbrust, gestern noch ein Wechselbalg des Teufels, avanciert schnell zum Knecht Gottes und zum Defensor der sichtbaren Kirche.

Kalter Abbau von K. L. Gerstorff

Zur Zeit tobt überall der Kampf um die neue Festsetzung der Tarifverträge. Die Unternehmer verlangen einen weitern Abbau der Löhne; die Vertreter der Arbeiterklasse erklären, daß ein solcher ganz unmöglich sei, daß der Arbeiter schon heute kaum mehr das physiologische Existenzminimum verdiene. Dem wird aus Unternehmerkreisen widersprochen und man bringt Statistiken, die zeigen sollen, daß der Tariflohn „nur" um zirka fünfzehn Prozent gesunken, der Lebenshaltungsindex aber ebenfalls schon gefallen sei. Man sucht damit zu beweisen, daß die Arbeiterschaft von der Krise bisher nicht sehr betroffen sei und daß grade die starre Tarifpolitik eine „elastischere" Anpassung an die Krisensituation verhindere und so die Krise vertiefe. Diese Argumentation des Monopolkapitals wird dadurch erleichtert, daß die amtliche deutsche Lohnstatistik noch immer sehr im Argen liegt und so die Möglichkeiten für zahlreiche Täuschungsmanöver bietet. Es heißt mit sehr naiven Lesern rechnen, wenn die Presse der Schwerindustrie heute unter anderm den jetzigen Tariflohn des beschäftigten Arbeiters mit dem Tariflohn in der Zeit der Konjunktur vergleicht, um dann festzustellen, daß eine nur geringe Lohnsenkung eingetreten sei. In Wirklichkeit findet aber ein sechsfacher Abbau der gesamten Lohnsummen statt, die die Arbeiterschaft alles in allem bekommt.

Es werden 1. die Tariflöhne der beschäftigten Arbeiter gesenkt,
es werden 2. die übertariflichen Akkordsätze abgebaut,
es wird 3. immer stärker Kurzarbeit geleistet,
es werden 4. die gesamten Lohnsummen dadurch abgebaut, daß ein immer größerer Teil der Arbeiter unbeschäftigt ist,
es werden 5. die Arbeitslosensätze direkt abgebaut,
es findet 6. ein „kalter" Abbau der Arbeitslosenunterstützung infolge der langen Dauer der Krise dadurch statt, daß ein immer geringerer Bruchteil der Arbeitslosen die Höchstsätze erhält.

Wie stark neben dem direkten Abbau der Tariflöhne die andern Faktoren wirken, das zeigen besonders plastisch die letzten Zahlen aus den Vereinigten Staaten. Die Vereinigten Staaten haben bisher keine Arbeitslosenversicherung gehabt,

so daß dort von einem Abbau der Sozialpolitik während der Krise nicht die Rede sein kann. Es wirken in Amerika also nur die ersten drei Faktoren, und der direkte Lohnabbau spielte mit Ausnahme der letzten Monate bisher keine sehr große Rolle, weil man in den ersten Etappen der Krise nach der Hooverschen Parole zu handeln suchte, die Löhne der Arbeiter möglichst wenig herabzusetzen.

Die amerikanische Statistik kennt einen Faktor, den die deutsche Statistik bisher niemals exakt berechnet hat: das sind die gesamten an die Arbeiterschaft ausgezahlten Lohnsummen. Setzt man diese gesamten Lohnsummen für den Durchschnitt des Jahres 1929 mit 100,4 an, so betrugen sie in den Sommermonaten dieses Jahres 59 Prozent, das heißt in den Vereinigten Staaten sind die insgesamt ausgezahlten Lohnsummen in der Krise bisher bereits um mehr als zwei Fünftel zurückgegangen. So lagen die Dinge, bevor die letzten großen Lohnsenkungen eintraten. Seitdem haben die amerikanischen Stahlwerke die Löhne ihrer gesamten Arbeiterschaft um zehn Prozent gekürzt, ihnen ist General Motors gefolgt und die andern Industrien werden nicht lange zurückbleiben. Heute also werden die amerikanischen Löhne im Vergleich zu 1929 um fünfzig Prozent gefallen sein, während die Preise nur um zirka fünfzehn Prozent gesenkt worden sind.

Der enorme Rückgang der amerikanischen Reallöhne in der Krise zeigt ungefähr, in welcher Größenordnung in Deutschland die Löhne gesunken sind. Der amerikanische Arbeiter hat in der Krise bereits ein Drittel seines Reallohnes verloren. Beim deutschen Arbeiter dürfte der Rückgang noch größer sein. Einmal hat der Abbau der Löhne in Deutschland schon in einem weit frühern Zeitpunkt eingesetzt. Die Weltwirtschaftskrise traf den amerikanischen Kapitalismus nach einer Epoche stärkster Expansion und Konjunktur. Bei uns war das anders. Denn bereits vor der Weltkrise waren im ganzen Jahr 1929 die Stagnations- und Krisentendenzen nicht zu verkennen. Im gleichen Zeitraum, wo man in den Vereinigten Staaten noch mit einer kurzen Dauer der Krise rechnete, wo man in der Krise nur eine kurze Konjunkturunterbrechung sah und die Löhne kaum kürzte, hat man in Deutschland bereits kräftig abgebaut. Daher ist der Rückgang der Löhne hier insgesamt bereits größer als in den Vereinigten Staaten.

Dazu kommt aber weiter der Abbau der gesamten Sozialpolitik, die im deutschen Kapitalismus eine weit größere Rolle spielt. Und hier ist die gleiche verlogene Argumentation festzustellen wie beim Abbau der Löhne. Das läßt sich am deutlichsten an der Arbeitslosenunterstützung zeigen. Wir brauchen auf die einzelnen Etappen ihres Abbaus nicht mehr einzugehen. Wenn in der Unternehmerpresse davon die Rede ist, dann werden die Dinge so dargestellt: Der Hauptunterstützungsempfänger bekam bisher so viel Unterstützung, jetzt erhält er einige Prozente in der Woche weniger, und das gleiche gilt von dem, der durch die Krisenunterstützung finanziert wird. Wenn wir in der nächsten Zeit eine neue Herabsetzung der Unterstützungssätze bekommen, werden wir eine ähnliche Begleitmusik hören. Damit wird aber der Hauptpunkt umgangen. Denn

neben diesem direkten Angriff auf die gesamte Sozialpolitik erfolgt schon seit Jahren unterirdisch ein indirekter. Die Arbeitslosen machen bekanntlich drei Stadien durch: sie sind zunächst in der Arbeitslosen-Versicherung, dann in der Krisenunterstützung und zuletzt Wohlfahrtserwerbslose beziehungsweise Nichtunterstützte. Infolge der langen Dauer der Krise geht die Zahl derer, die in der Arbeitslosen-Versicherung sind, prozentual ständig zurück und wächst prozentual die Zahl derer, die in der Krisenunterstützung oder Wohlfahrtserwerbslose sind. Es waren

	von allen Arbeitslosen		
	in der Arbeitslosen-Versicherung	in der Krisen-Unterstützung	Wohlfahrts-erwerbslose bzw. Nicht-Unterstützte
	Proz.	Proz.	Proz.
Januar 1929	81	5	14
Januar 1930	69	8	23
Januar 1931	52	17	31

Im Januar 1931 stand also nur noch wenig mehr als die Hälfte aller Arbeitslosen in der Arbeitslosen-Versicherung. Seitdem hat sich die Situation noch weiter verschlechtert.

Hatten wir schon von 1929 bis 1931 außerordentlich steigende Arbeitslosenziffern, so lagen die Arbeitslosenziffern im Jahre 1931 bisher im Durchschnitt um 1,3 Millionen über den Zahlen von 1930. Aber die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger hat im Jahre 1931 gegenüber den Zahlen von 1930 sogar absolut abgenommen, weil ihr Prozentsatz, der im Jahre 1929 noch reichlich vier Fünftel betrug, jetzt auf zirka ein Viertel zurückgegangen ist. Auf der andern Seite wächst die Zahl der Wohlfahrtserwerbslosen und die Zahl derer, die überhaupt keine Unterstützung mehr bekommen, außerordentlich stark. Sie machen heute zirka die Hälfte aller registrierten Erwerbslosen aus. Berücksichtigt man diejenigen, die sich überhaupt nicht mehr registrieren lassen, so wird ihre Zahl heute schon drei Millionen betragen. Die Hauptunterstützungsempfänger werden vom Staat unterstützt; die Wohlfahrtserwerbslosen, deren Zahl sich ständig vermehrt, von den Städten. Durch die Dreiteilung der Arbeitslosenversicherung hat das Monopolkapital so nebenbei noch erreicht, daß die demokratische Selbstverwaltung der Städte beseitigt ist, denn die Finanzen der Städte sind den dauernd steigenden Wohlfahrtsausgaben nicht mehr gewachsen. Die Dreiteilung der Erwerbslosen demonstriert weiter aufs deutlichste, daß durch die lange Dauer der Krise im deutschen Kapitalismus sich ein fünfter Stand gebildet hat. Wir haben als allgemeine Erscheinung zu konstatieren, daß die Kapitalisten nur die Arbeiter einstellen, die vor nicht allzu langer Zeit noch Arbeit gehabt haben. Der Prozentsatz der Wohlfahrtserwerbslosen, die wieder Arbeit finden, ist minimal. So hat sich also das Monopolkapital in der Krise einen fünften Stand geschaffen, dessen Unterstützungssätze so gering sind, daß sie nicht einmal das physiologische Existenzminimum decken —, der natürlich durch seine Daseinsbedingungen immer stärker radikalisiert wird, aber so labil ist, daß er auch von der Konterrevolution ausgespielt wer-

den kann. Die Statistik über die Zahl der Erwerbslosen bei den SA.-Abteilungen würde interessante Aufschlüsse geben.

Da der kalte Abbau der Löhne so außerordentlich stark ist und der kalte Abbau der Sozialpolitik so außerordentlich tief geht, ist in der Krise die Konsumtivkraft der breiten Massen der Arbeiterschaft enorm zurückgegangen. Der Rückgang dürfte den zweifachen, den dreifachen Umfang haben, der sich bei einem Vergleich zwischen den Tariflöhnen der Beschäftigten in der Zeit vor der Krise und während der Krise und bei einem Vergleich zwischen den Sätzen für die Hauptunterstützungsempfänger von 1929 und 1931 ergeben würde. Nichts spricht dafür, daß hier in irgendeiner absehbaren Zeit ein Umschwung stattfindet; im Gegenteil, alle Anzeichen deuten darauf hin, daß auch in nächster Zeit der Abbau der Löhne wieder ein Abbau der Reallöhne sein wird, das heißt, daß er umfangreicher sein wird als der Abbau der hauptsächlichen Preise. Wir haben daher eine entscheidende Veränderung gegenüber der Situation in den Krisen der Vorkriegszeit festzustellen. Damals ist die Arbeitslosigkeit während der Krise im Vergleich zu heutigen Zahlen gering gewesen. Damals fielen die Preise stärker als die Löhne, so daß in der Krise die Kaufkraft der breiten Massen häufig nicht nur stabil blieb, sondern stieg. Professor Hermberg schreibt darüber in seiner Broschüre: „Krisenablauf einst und jetzt":

> In den Zeiten der Konjunkturentfaltung vor 1890, 1900, 1907 und 1913 stieg Sauerbecks Index der Großhandelspreise um 6, 23, 16 und abermals 16 Prozent. Der Lohnindex der Ministry of Labour dagegen nur um 10, 14, 7 und 6 Prozent, demnach zeigt also nur der Aufschwung vor 1890 eine Ausnahme unsrer Regel. In den auf die Umschwungsjahre 1882, 1900 und 1907 folgenden Depressionsperioden sanken nach den gleichen Maßstäben die Preise um 17, 15, 8 und 9 Prozent, während die Lohnsätze in den ersten drei Stockungen nur um 4 und in der letzten nur um 2 Prozent nachgaben... Auch ein von dem Statistiker Bowley korrigierter Lohnindex fügt sich gut in das Bild ein. Er zeigt für die erwähnten Aufschwungsperioden ein Anwachsen von 15, 13, 8 und 6 Prozent, für die Stockungen ein Zurückgehen von 3, 0, 5 und 3 Prozent.

Hermberg zeigt also hier: Bei frühern Krisen fielen die Preise schneller als die Löhne, so daß der Reallohn der beschäftigten Arbeiter stieg. Und da die Arbeitslosigkeit verhältnismäßig nicht sehr groß war, konnten die gesamten Lohnsummen als Reallohnsummen sich erhöhen, im schlimmsten Fall stabil bleiben. In der heutigen Krise dagegen sind die Löhne der Beschäftigten bereits stärker gefallen als die Preise, und da die Arbeitslosigkeit so gigantische Dimensionen angenommen hat, gehen die insgesamt ausgezahlten Lohnsummen und damit die Gesamtkaufkraft enorm zurück.

Das ist der Kreislauf, in dem wir uns nun seit langer Zeit befinden, der Kreislauf, der die Widersprüche immer weiter verschärft, die zur Zeit weder nach Innen noch nach Außen ein Ventil finden; Widersprüche, die die konterrevolutionären ebenso wie die revolutionären Strömungen steigern, und die konterrevolutionären augenblicklich noch schneller als die revolutionären.

Der rote Handel lockt von Johannes Bückler

Die Titel, die der amerikanische Journalist Hubert H. Knickerbocker seinen Büchern gibt, sind so verlockend, daß große Tageszeitungen sie für ihre Leitartikel benutzen und das Buch dieses interessanten Amerikaners nur ganz nebenbei erwähnen. Schon sein im Frühjahr erschienenes Buch „Der rote Handel droht", das hier ausführlich gewürdigt wurde, hat großes Aufsehn erregt. Seine damals sensationell wirkenden Berichte über den glänzenden Stand des Fünfjahrplans sind vielfach angezweifelt worden. Heute beweist Knickerbocker durch sein zweites Buch an Hand der sichtbaren Wirkungen des Fünfjahrplans in allen europäischen Ländern, daß er damals durchaus richtig gesehen hat. Und diesmal sind sich alle seine Kritiker darüber einig: der rote Handel lockt viel mehr als er droht. Die schlimmsten politischen Feinde der Sowjets reißen sich darum, mit diesen verfl... Bolschewiken Geschäfte zu machen.

Die reizvollsten Kapitel in Knickerbockers Buch sind infolgedessen die Berichte aus England und Italien. Seine Schilderung der Atmosphäre von London und Manchester — mit ihrer gefühlsmäßigen Stellung gegen, ihrer portemonnaiemäßigen für die Sowjets — könnte von G.B.S. sein, auch in ihrem dramatischen Aufbau. Selbstverständlich sind die Interessen etwa der Maschinenfabrikanten von Manchester andre als die der Textilfabrikanten. Die Maschinenfabrikanten führen nach Rußland aus, und hiergegen hatten auch die Textilleute so lange nichts einzuwenden, wie sie glaubten — eine bisher auch in Deutschland verbreitete Ansicht — die Russen könnten bei ihrer ungelernten Arbeiterschaft mit diesen Maschinen nicht viel anfangen. Aber schon hat der englische Import an Textilwaren aus Rußland begonnen und droht die Arbeitslosigkeit in Manchester zu steigern. Im allgemeinen aber liegt doch die Sache vorläufig so, daß die Einfuhr russischer Waren, auch in absehbarer Zeit, den heimischen Markt in den europäischen Ländern kaum trifft, da es sich um Produkte handelt, die in den betreffenden Ländern nicht vorkommen. Getroffen werden durch den russischen Außenhandel in erster Linie außereuropäische Länder wie die Vereinigten Staaten, Kanada, Argentinien, die bisher die gleichen Waren nach Europa einführten. Ein Zusammenschluß der europäischen kapitalistischen Staaten gegen das sogenannte Sowjetdumping ist um so weniger zu erwarten, als es ja dem Konsumenten durchaus gleichgültig ist, woher die Ware kommt, die in seinem Land nicht wächst oder produziert wird, und es ihm nur angenehm sein kann, sie billiger als bisher zu beziehen. Es kommt noch hinzu, daß die Sowjets von Anfang an kein Hehl daraus gemacht haben, daß sie, um die bestellten Waren bezahlen zu können, exportieren müssen. Daß also logischerweise nur das Land die ersehnten russischen Aufträge bekommt, das auch russische Waren einführt. Knickerbocker, der ja die ganze Angelegenheit durchaus als Amerikaner betrachtet, ist sogar davon überzeugt, daß, wenn wider Erwarten ein europäischer Zusammenschluß gegen Rußland zustandekommen sollte, dieser Zu-

sammenschluß genau so gegen Amerika mit seinen ungeheuerlichen Zollschranken gerichtet sein müsse.

Am imponierendsten sind wohl die Zahlen des russischen Weizenexports. Der größte Getreidesilo Europas, der Riesensilo von Rotterdam, der zwei Millionen Scheffel Getreide lagern kann, gehört „Export Chleb", dem größten Getreidehändler auf Erden. Voraussichtlich stehen der Sowjetunion in dieser Saison 377 Millionen Scheffel Weizen zu Exportzwecken zur Verfügung. Dabei ist schon das Quantum in Rechnung gestellt, das die russische Bevölkerung für den eignen Bedarf benötigt. Bekanntlich ist dies bei andern Artikeln nicht der Fall: es werden sehr viele lebensnotwendige Dinge ausgeführt, an denen die eigne Bevölkerung dringendste Not leidet. Aber Brot hat jeder Russe so viel zur Verfügung, wie er essen kann. Obwohl in Rußland mehr Roggen- als Weizenbrot gegessen wird, hatte im vergangenen Jahr jeder durchschnittlich dreihundert Pfund Weizen zur Verfügung. Am erstaunlichsten berührt wohl, daß Italien, dies klassische Land der Makkaroni, alle Sorten von Nudeln, von fingerdicken bis zu haarfeinen Vermicelli, aus Rußland einführt. Wie ja überhaupt die Handelsfreundschaft zwischen Sowjetrußland und Fascioitalien sehr dick ist.

Hochamüsant ist die Schilderung, wie russische Wechsel diskontiert werden. Russische Emigranten in Paris, die offiziell von Tag zu Tag auf den Sturz der Sowjets hoffen, leben nicht nur, sondern werden reiche Leute an diesen bisher nicht gestürzten Sowjets. Sie zahlen für einen von der Sowjethandelsvertretung gezogenen Wechsel über 100 000 Dollar 55 000 Dollar, legen ihn in ihren Tresor und ziehen am Ende des Jahres den vollen Betrag zuzüglich 6 Prozent Zinsen ein, „falls nicht inzwischen die Sowjetregierung zurückgetreten und mit grünen Brillengläsern maskiert nach Schweden geflohen ist". Eine Bestätigung dieses patriotischen Gebarens erhielt ich in diesen Tagen durch die Tatsache, daß große berliner Getreidehändler, die seit Jahren vor dem Anmarsch des Bolschewismus zittern, sich zur Zeit in Rotterdam befinden, um von dort mit Hilfe von Sowjetgetreide den zur Zeit anderweitig sehr flauen Markt etwas zu eignem großen Nutzen zu beleben.

Seit dem Erscheinen von Knickerbockers Buch hat sich besonders für Deutschland die Situation erheblich verändert. Während fast alle Länder, mit denen Sowjetrußland Handel treibt, eine staatliche Garantie für die Einlösung der Russenwechsel übernommen haben, ist der Dreihundertmillionenkredit, der den Russen von Deutschland eingeräumt wurde, erschöpft. Zur Zeit ist die Lage so, daß russische Riesenaufträge da sind, die die Industrie nicht ausführen will ohne die bisherige Garantie des Reichs von 70 Prozent. Über den Stand der derzeitigen Verhandlungen ist genaues nicht zu erfahren. Die Russen sind sehr optimistisch. Die deutsche Presse setzt zum Teil große Zweifel in die Zahlungsfähigkeit der Sowjets. Aber selbst ein so konservativer Mann und ausgezeichneter Kenner Rußlands wie Professor Otto Hoetzsch hält die Befürchtungen für gegenstandslos. Gewiß werden die russischen Pläne stark durchkreuzt durch das allgemeine Sinken der Weltmarktpreise.

Der russische Export müßte also quantitativ stark gesteigert werden, um die zum Gelingen des Fünfjahrplans angesetzte Summe zu erreichen. Er hat also das allergrößte Interesse an der Aufnahmefähigkeit des Marktes der kapitalistischen Länder. Also groteskerweise auch daran, daß die Weltwirtschaftskrise sich nicht verstärkt und die theoretisch ersehnte Weltrevolution nicht frühzeitig eintritt. Auf der andern Seite ergibt sich für das Reich die Alternative, entweder einen neuen Kredit für Rußland, bestehend in einer siebzigprozentigen Garantie für die Sowjetaufträge, zu bewilligen oder an mehrere hunderttausend neue Erwerbslose Unterstützungen zu zahlen. Denn es ist kein Geheimnis, daß in bestimmten großen Betrieben, hauptsächlich der Maschinenindustrie, 50 bis 80 Prozent aller Arbeiter für das russische Geschäft arbeiten, die im Falle der Ablehnung dieser Aufträge alle arbeitslos würden. Es ist anzunehmen, daß die Regierung nicht die Absicht hat, die Krise im eignen Land durch Schaffung von neuen Arbeitslosen zu verschärfen.

Ganz abgesehn davon, daß im Fall der Ablehnung Deutschlands die Aufträge einfach in andre Länder gehen. Denn der rote Handel lockt alle.

Kaiser-Film von Dosio Koffler

Aus einem Film „Wilhelm II." von Dosio Koffler, soeben als Buch erschienen im Lucifer-Verlag, Berlin. Ob sich eine Filmgesellschaft, ob sich ein Regisseur dafür finden wird —?

Bei dunkler Leinwand trägt eine Stimme vor:
„W i l h e l m d e r Z w e i t e . . ."

(Darauf setzt eine Schreibmaschine ein und tickt ins aufleuchtende Bild):

1. SCHREIBTISCH DES AUTORS

Der Autor diktiert der Sekretärin aus dem Manuskript weiter.

„Ein Film in drei Teilen von . . ."

(Die Schreibmaschine beendet den Satz, das Klappern hört auf.)

Sekretärin ungläubig:

„Ob das in Deutschland durchgeht . . .?"

Autor:

„Nein, ich bin davon überzeugt, daß diese Republik einen republikanischen Film nicht zulassen wird; diese Republik, die für ihre Repräsentation nichts Geeigneteres ausfindig gemacht hat als einen Mann, dessen markanteste Eigenschaft seine monarchische Gesinnung ist —

Sekretärin:

„Wozu dann die ganze Arbeit?"

Autor:

„In jedem Fall werde ich über jenes System aufklären, das dieser Staat nicht nur nicht beseitigt hat, sondern fortsetzt und verteidigt und dessen Verbrechen er wegzuleugnen sucht, als identifiziere er sich selber mit dem alten Sünder, für den man ihn büßen läßt. Bleibt dem Film also für die Dauer der Bevormundung die Leinwand versagt, so

wird er sich der bis auf Widerruf noch zulässigen Form des Buches bedienen und selbst im Druck den Ausspruch Lenins bekräftigen: ‚Die Filmkunst ist meiner Meinung nach von allen Künsten die wichtigste!'"

Sekretärin:

„Wird nicht bei einem so heikeln Thema Ihr Radikalismus den Bogen überspannen, so daß grade jener Volksteil, den es erst zu gewinnen gilt, die Gefolgschaft verweigern wird?"

Autor:

„Nur wenn er unehrlich und böswillig ist! Denn die historischen Personen lasse ich mit ihren eignen Worten und Taten vorbeiziehn, und in der parallel laufenden Privathandlung bekunde ich nur die Unmöglichkeit, die historisch verbürgten Tatsachen durch meine Erfindungsgabe an satirischer Wirkung zu überbieten. Meine Waffe ist Authentizität von Worten und Ereignissen. Dagegen gibt es kein Argument — außer: weiße Mäuse und die entsprechende Bereitschaft republikanischer Minister, das Ansehn des Deutschen Kaiserreichs nicht gefährden zu lassen. Sogar das Motto, das ich diesem Film voransetze, entnehme ich einem Gewährsmann, dem auch der glühendste Anbeter des hier entlarvten Systems die Kompetenz in solchen Dingen nicht absprechen wird. Es lautet:

Er schlägt ein Buch auf, zeigt eine Stelle vor und liest:

„... Überschwemmungen, die Länder verwüsten; der Blitz, der Städte einäschert; die Pest, die Provinzen entvölkert, sind nicht so schädlich wie Moral und Leidenschaften der Könige!"

Sekretärin gespannt:

„Wer sagt das?"

Autor:

„Einer, der sich darin auskennt: Friedrich der Große! Also schreiben Sie: auf der Leinwand erscheint ..."

(Das Diktat und das Klappern verklingen während der Überblendung ins nächste Bild.)

Auf der Leinwand erscheint:

2. DIE ABBILDUNG EINER BUCHSEITE

Die Stelle mit erwähntem Zitat. Das Blatt wird immer durchsichtiger.

(Währenddessen tönt aus den dahinter matt aufdämmernden Umrissen des Schauplatzes gleichsam als Ouvertüre monotones Picken von Aasgeierschnäbeln und Gekrächz von Raben herüber.)

Nun sieht man wie durch einen durchleuchteten Schleier in ein visionäres Bild:

3. WEITER SOLDATENFRIEDHOF

a) Die Aasgeier und Raben schwärmen

(unter Flügelschlagen und Gekreisch)

aufgescheucht davon. Das Bild nähert sich.

(Das Geheul der Raubvögel verhallt in der Ferne; tiefe Stille folgt.)

Das nahegekommene Bild blendet bis auf ein Grab zu:

b) Das Soldatengrab, von unten gegen düstern Horizont aufgenommen.

c) Preußische Insignien über dem Kreuz;

d) Kreuzinschrift: „1870/71".

e) Von oben: die Rasendecke des Grabes. Sie klappt steil hoch, steht senkrecht vor dem Apparat, schmilzt, und man schaut wie durch Glas ins Innere.

4. IM GRAB
Aus Staub, aus Fetzen einer preußischen Grenadieruniform wimmeln Knochenüberreste, reihen sich rundum, formen sich, fügen sich zur Krone; da greift eine edelsteinbesetzte Hand hinein, packt die Krone, ein Ruck und —
(in die Stille hinein plötzlich: Kirchenglocken in Grabgeläut)
ein Trauerflor senkt sich übers Grab.
(Das Glockengeläut schwillt an.)
Die Hand mit der Krone am Trauerflor vorbei, dreht sich, verschwindet im Hintergrund, leuchtet dort als Punkt auf.
(Die Glocken schweigen.)
Der Punkt läuft auf den Apparat zu und steht davor groß als:

5. EIN SCHÄDEL
Halb von hinten, halb profil aufgenommen; darüber stülpt die Hand die Krone, bis eine hochgewichste phantastische Schnurrbartspitze seitwärts an den Kronreif hinanreicht; der Kopf wendet sich: Kronreif über zwei Schnurrbartspitzen.
Aufblenden: Brustbild Kaiser Wilhelms II. Er spricht:
„... daß wir unsre Krone nur vom Himmel nehmen!“
Er blickt um sich. Weiter aufblenden: um ihn Runde gebeugter Rücken.
a) Der Apparat umkreist die Rücken ringsum.
b) Kopf des Kaisers; er spricht weiter:
„... von Gottes Gnaden ... nicht von Parlamenten und Volksbeschlüssen!“

Lenin und der Materialismus von Kurt Hiller

Schluß

Den deutsch-französischen Krieg 1870 erklärt Lenin aus den „sehr realen Interessen der Industrie- und Handelsbourgeoisie“. Es laufe „auf eine Vertuschung des Wesens der Dinge“ hinaus, „wenn man das Nationalgefühl zum selbständigen Faktor erhebt“. Und der Ehrgeiz der Dynasten, der Generäle, der Politikanten? Die psychagogisch dauernd aktive Nationalmystik der Lehrenden? Einer überwertigen Kausal-Idee zuliebe werden die wirkenden Kräfte der Geschichte verschoben, verschroben.

Gegen die Irradikalität, das höchste Heil im gerechten Güteraustausch zwischen den Nationen zu erblicken, geht Lenin mit Recht vor; aber wie? Zunächst, indem er „gerecht“ in ironische Gänsefüßchen steckt (was den Begriff, nicht seine verkehrte Verwendung treffen soll), sodann durch einen Vorstoß gegen das angebliche Philistertum, das „nicht begreift, daß der Austausch, der gerechte wie der ungerechte, stets die Herrschaft der Bourgeoisie voraussetzt und einschließt, und daß ohne die Vernichtung der auf dem Austausch beruhen-

den Wirtschaftsorganisation das Aufhören der internationalen Zusammenstöße unmöglich ist" — als ob es nicht auch in einer sozialistischen Welt Austausch der Produkte von Volk zu Volk geben wird und geben muß. Der kapitalistische Staat ist aufzuheben; nicht: der Staat. Der kapitalistische Austausch ist zu vernichten; nicht: der Austausch. Lenin verschüttet hier, anarchoid, das Kind mit dem Bade.

Aber in ein leeres Schimpfen gerät er, wo er sich gegen Michailowskis Kritik an der Marxischen Lehre von der „Notwendigkeit" der sozialen Revolution wendet; von ihrer Unausbleiblichkeit, ihrem naturgesetzlichen Kommenmüssen. Was in Deutschland seit fünfunddreißig Jahren Stammler, Landauer, Vorländer, Radbruch, Nelson gegen diese Lehre ins Feld geführt haben — drüben scheint ihnen Michailowski vorangegangen zu sein. Insonderheit beschrieb er den „Konflikt zwischen der Idee der historischen Notwendigkeit und der Rolle der persönlichen Tätigkeit". Nach der Notwendigkeitstheorie seien die Tätigen bloße Objekte, „Marionetten, die aus geheimnisvollem Hintergrunde durch die immanenten Gesetze der historischen Notwendigkeit in Bewegung gesetzt werden"; deswegen sei die Notwendigkeitstheorie „fruchtlos" und „verschwommen". Bravo, Michailowski! Aber Lenin nennt dich um dieser Erkenntnis willen Hanswurst, Schwätzer und Kläffer; weil Du dich gegen den gewaltigen Marx versündigt hast (den alten; der junge wußte es besser), zitiert er gegen dich Krylow:

> Ei, schaut doch, was das Möpschen kann:
> Es bellt den Elefanten an!

Und ein Konflikt zwischen Determinismus und Ethik bestehe überhaupt nicht; „Herr Michailowski hat ihn sich ausgedacht". Lenin will nicht wahrhaben, daß, wenn die Umwandlung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung in die sozialistische naturnotwendig, wenn sie unvermeidlich ist, kein Mensch sich anzustrengen braucht, sie herbeizuführen. „Die Idee des Determinismus, die die Notwendigkeit der menschlichen Handlungen behauptet und das unsinnige Märchen von der Willensfreiheit zurückweist, beseitigt mitnichten weder die Vernunft noch das Gewissen des Menschen noch die Bewertung seiner Handlungen. Ganz im Gegenteil, die deterministische Auffassung allein gestattet eine strenge und richtige Bewertung statt der Abwälzung aller beliebigen Dinge auf den freien Willen. Desgleichen wird auch die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte durch die Idee der historischen Notwendigkeit in keiner Weise geschmälert." Also Vernunft und Gewissen ohne die Willensfreiheit! Bewertung menschlichen Handelns, ohne es dem Handelnden zuzurechnen! Bewertung unter der Perspektive der historischen Notwendigkeit! Wie denkt Lenin sich das? So: „Die Grundfrage, die bei der Bewertung der öffentlichen Tätigkeit einer Persönlichkeit in den Vordergrund rückt, lautet: Unter welchen Bedingungen ist dieser Tätigkeit ein Erfolg gesichert? Mit andern Worten: worin besteht die Garantie dafür, daß diese Tätigkeit keine vereinzelte Handlung bleibt, die von einem Meer

entgegengesetzter Handlungen verschlungen wird?" Nach einem Kriterium solcherart wäre die öffentliche Tätigkeit Christi oder Karl Liebknechts mit Minus, die öffentliche Tätigkeit Horthys oder Pilsudskis mit Plus zu bewerten. Ob Hitler zu loben oder zu verurteilen ist, bleibt danach eine offene Frage, ehe nicht feststeht, ob er zur Macht durchstieß oder für immer ins Außenseiterische zurücksank. Anbetung des Erfolgs — unter allen Maximen gibt es keine ödere, keine ungeistigere, keine ordinärere; mir scheint, Lenin hat sich selber falsch gedeutet, als er, um den Materialismus zu rechtfertigen, bis zu den Argumenten des niedersten Spießertums hinabstieg.

Mit Recht hebt Michailowski hervor, daß „der ökonomische Materialismus das Problem von Held und Masse ignoriert oder falsch beleuchtet". (Wir würden heute statt ‚Held' ‚Führer' sagen.) Lenin degradiert ihn deshalb zum „Liebhaber einer Philisterwissenschaft" und seine Argumente zu „inhaltlosen Phrasen". Es liege „keinerlei Kritik vor, sondern lediglich leeres, anmaßendes Geschwätz". Michailowski habe nichts gegen die Ansicht vorgebracht, „daß die Produktionsverhältnisse die Grundlage aller andern Verhältnisse bilden". Auch der Liebesverhältnisse? Ich meine die Frage ernst.

Lenin: „Jedermann weiß, daß der wissenschaftliche Sozialismus eigentliche Zukunftsaussichten nie entworfen hat; er hatte sich auf die Analyse der modernen, bürgerlichen Gesellschaftsordnung, auf das Studium der Entwicklungstendenzen der kapitalistischen Gesellschaftsorganisation beschränkt — und nichts weiter." Also: Analyse, Beschreibung von Tendenzen, Kausalbetrachtung, Ontologie; nicht Synthese, nicht Lancierung von Tendenzen, nicht Zielsetzung, nicht Utopie. Nein zur ‚Idee'; daher, völlig mit Recht, der Name ‚Materialismus'. „Ideale" können, nach Lenin, „nur als eine gewisse Widerspiegelung der Wirklichkeit auftauchen"; nicht „die Tatsachen prüfen" sollen sie, sondern sie sollen „von den Tatsachen geprüft werden". Für jeden an Kant Geschulten grotesk! An der Theorie von der Bedingtheit des Ideals durch die Wirklichkeit ist doch einzig die Platitüde wahr, daß der Schlaraffe schwerlich das Ideal entwickeln wird, gebratne Tauben möchten den Menschen ins Maul fliegen, während dem ausgesteuerten Erwerbslosen die Armut kaum rilkisch als „ein großer Glanz von innen" erscheinen wird. Auch wäre ohne Kriege der Friede kein Ideal. Ja; Fürwahr! Aber diese jedem zehnjährigen Knaben selbstverständlichen psychologischen Bedingtheiten hindern nicht, daß zwischen Dem, was sein soll, und Dem, was ist, die prinzipielle kategoriale Beziehung des Gegensatzes klafft. Ethik contra Physik — wobei ‚Physik' im weitesten Sinne wissenschaftliche Erfahrung heißt, also das von den Materialisten als einziges beglaubigte Erkenntnismittel; daß es nämlich „im Marxismus selbst von Anfang bis zu Ende kein Gramm Ethik gibt", ist eine Behauptung Sombarts, deren Richtigkeit Lenin in dieser Schrift ausdrücklich anerkennt. Wladimir Iljitsch lehnt also nicht nur, wie wir Sozialisten alle, eine inhaltlich bestimmte

Ethik, nämlich die bürgerliche, sondern er lehnt, als echter Materialist, die Ethik als Denkform, die Ethik an sich ab.

Querdurch der charmante Widerspruch, „daß ein Erfolg der sozialistischen Lehre nur dann vorhanden" sei, „wenn sie ... an die materialistische Analyse ..., an die Aufklärung der Unvermeidlichkeit ... herantritt". „Erfolg der Lehre" — was heißt „Lehre" hier Andres als: Idee, Postulat, Zielsetzung? Und „Erfolg" Andres als Verwirklichung? Tatsächlich ist der Sozialismus die großartigste aller modernen Zielsetzungen, und der Materialismus sein schärfster Widersacher ... als Monismus, als Geistnegation. (Auch der „dialektische"? „Dialektik" ist im günstigsten Falle verkrümmter, verkrampfter Dualismus — verschämter, der sich nicht einzugestehn wagt. „Dialektischer Materialismus", wenn wir den Begriff entnebeln: ein schneeweißer Rappe, eine blühende Wüste, ein lebendiger Tod.)

Daß Persönlichkeiten die Geschichte machen, nennt Lenin „eine hohle Phrase"; trotzdem hat ihm, an der Kreml-Mauer, sein Volk ein Mausoleum errichtet.

Aus einer sehr berechtigten und schönen Dankbarkeit, die jeder ehrliche Sozialist teilen muß. Was Lenin als Staatszerstörer und -erbauer geleistet hat, bleibt Grund zur Freude, Bewunderung und Verehrung auch für Den, der erkannt hat, daß dieser Große sich hinsichtlich der philosophischen Fundierung seiner Praxis in genau dem gleichen Selbstmißverständnis befunden hat wie jeder andre politisch aktive Materialist.

Dem war so; diese Schrift bestätigt restlos, was wir gegen den Historischen Materialismus einwandten, bevor wir sie kannten. Gegen ihn spricht zweierlei:

Erstens die Einseitigkeit seiner Motivationslehre. Der Mensch handelt nicht bloß aus wirtschaftlichen Beweggründen, sondern auch aus sexuellen, aus geltungstrieblichen und aus ideellen (deren Unterbau keineswegs der Bauch ist). Was für den Einzelnen gilt, gilt für die Vielzahl, die Gruppe, die Gesellschaft. Die Geschichte ist zwar, unter anderm, „die Geschichte von Klassenkämpfen", aber sie ist noch Etwas außerdem. Jedes geschichtliche Ereignis ist, wie nach Freud der Traum, „überdeterminiert".

Zweitens und vornehmlich taugt die materialistische Geschichtsauffassung deshalb wenig, weil sie lediglich Geschichtsauffassung ist. Eine bloße Geschichtsauffassung liefert keine Maximen für das politische Verhalten. Sie ist beschreibend, nicht auch fordernd. Der Materialismus bleibt eine rein kausale Betrachtungsart; er untersucht die Ursachen von Wirkungen. Es kommt aber nicht nur darauf an, das, was geschieht, zu erklären (der Historische Materialismus erklärt zweifellos Manches neuartig, kühn und fruchtbar; er ist eine intelligente, oft schöpferische Hypothese), sondern es handelt sich auch und vor allem darum, Ziele zu setzen und Wege zu weisen. „Analysieren" allein tuts nicht; es muß auch postuliert werden. Neben der kausalen Betrachtungsart gibt es im Menschen eine finale; ihr, der wichtigeren, wird der Materialismus nicht gerecht. Er geht vor, als ließe das Seinsollende

sich aus dem Seienden ableiten. Als sei alles Sollen ohnmächtig vor dem Werden: in das es den Eingriff der sittlichen Vernunft nicht gibt. Die Praxis des Kommunismus (Lenin! Stalin!) steht Dem glücklicherweise schroff entgegen; aber seine Theorie, eben der Historische Materialismus, lautet so. Soll-Lehre (Ethik) grundsätzlich ablehnend, interpretiert er die Welt nur; es kommt aber, nach Marx selber, „darauf an, sie zu verändern". Dies involviert eine Zielidee. Wohin denn verändern?

Eine Zielidee; die wertgetränkte Vorstellung von etwas in der Welt der Erfahrung noch nicht Vorhandnem; das Utopie-Bild. Lenin, wahrhaftig, lebte aus ihm. Gleichwohl lehrte er über die denkerischen Grundlagen Falsches. Er sprach, als Theoret, der „Gerechtigkeit" Hohn und handelte doch um der Gerechtigkeit willen . . . er, der Nichtprolet, der Schulinspektorssohn. „Die logische Kritik solcher Fehlwege des Denkens," sagt Simmel einmal, „ist an und für sich von geringem Belang; fruchtbar ist nur die Erkenntnis, wie so große Denker trotz ihrer Irrigkeit an ihnen festhalten konnten und welche Bedeutung ihnen trotz dieser zukommt." Ich glaube, daß Lenin zu den eminenten Erfolgen, die er als revolutionärer Denker und Verwirklicher aufzuweisen hat, nicht kraft sondern trotz seiner Grundlehre gelangt ist (einer übrigens ja nur übernommenen); und daß der Historische Materialismus, worüber ein ander Mal zu reden sein wird, eine der hauptsächlichsten Ursachen der Langsamkeit ist, mit der sich — zumal in Deutschland — der Sozialismus durchsetzt. Daß unter derart revolutionierenden Bedingungen, wie die heutige Lage sie liefert, nicht die Spur des Schattens einer revolutionären Situation sichtbar wird (‚revolutionierend', ‚revolutionär': sozialistisch verstanden), widerlegt den Historischen Materialismus in einem doppelten Sinne.

Parabel von Franz Blei

Diese Parabel erzählte Oscar Wilde 1900 in Paris im Café François I. Sie ist niemals gedruckt worden.

Am Tage nach seiner Auferweckung saß Lazarus auf der Steinbank vor seinem Hause und ließ sich von der Sonne wärmen. Er hatte die Augen geschlossen und so konnte er nur an dem kühlenden Schatten merken, daß jemand vor ihm stand. Er schlug die Augen auf und erkannte den Herrn. Er wollte sich gleich erheben, aber der Herr hinderte ihn, indem er ihm sanft die Hand auf die Schulter legte. So rückte Lazarus ein wenig zur Seite, um dem Herrn Platz zu machen.

Und Jesus schwieg eine lange Weile und so sprach auch Lazarus nicht aus Ehrfurcht vor dem Schweigen des Herrn. Der wandte sich nun nah zu Lazarus, daß er fast dessen Ohr berührte. Und ganz leise kam es von seinen Lippen:

„Du mußt das wissen, Lazarus. Was ist . . . jenseits?"

Und ebenso leise sagte Lazarus darauf:

„Nichts, Herr."

Und da wurde die Stimme des Herrn zu einem Flüstern, als sie sagte:

„Sprich es nicht weiter, o Lazarus!"

Die Frau und die Behörde von Lisa Matthias

Wenn einer, und er hat gar kein Geld und wohnt in einer Mietskaserne im äußersten Norden von Berlin, sein Kind halbtot prügelt, es einsperrt und nahezu verhungern läßt, dann begeben sich vielleicht endlich einmal mitleidige Nachbarn auf die Polizei, machen Anzeige und werden ans Jugendamt verwiesen. Nehmen wir an, daß dieses Amt dann sehr bald eine Vertrauensperson in die Proletarierwohnung schickt, so kann es doch sehr gut vorkommen, daß dieser Vertrauensperson das Kind noch nicht genügend gefährdet erscheint, daß diese Vertrauensperson erst einmal langatmige Erkundigungen einzieht und daß die mitleidigen Nachbarn ihr Mitleid bald bereuen, da das Kind nicht abtransportiert wird. Die mitleidigen Nachbarn werden sogar von den würdigen Eltern oder dem würdigen Vater gut und reichlich ob ihrer Einmischung beschimpft. Solche Ereignisse liest jeder von uns täglich in der Zeitung. Manchmal greift im allervorletzten Moment das Jugendamt ein und entreißt das gefährdete Kind seinen Peinigern. Ich möchte aber nicht nachforschen, wieviel unglückliche Proletarierkinder durch Vernachlässigung und Mißhandlung ungeschützt hinsiechen müssen.

Wenn einer aber im Westen wohnt und gar nicht arbeitet, sondern seine Frau und seinen Schwiegervater für sich arbeiten läßt und, weil er alle paar Tage Angriffe auf das Leben seiner Frau macht, die Frau dazu treibt, daß sie ihr glänzend versorgtes Baby einen Tag dem rabiaten Mann und dem netten Dienstmädchen überläßt, um sich nach einer kleinen Spur von Recht und Hilfe umzusehn, wenn die geplagte Frau, die monatelang ein Martyrium an Mißhandlung erleidet, nur um dem Kind nahe zu bleiben, zwei Tage der Wohnung fernbleibt, die ihr Vater bezahlt, dem Haushalt fernbleibt, den wiederum ihr Vater und sie selbst bestreitet, dann geschieht folgendes: Dem Ehemann, einem haltlosen, hysterischen Menschen, der nach jedem Wutanfall, nach jedem Mordversuch an seiner Frau weinend und zähneklappernd zusammenbricht, sagen mysteriöse gute Freunde: „Ruf doch einfach das Jugendamt an, laß das Kind abholen, unter der Motivierung, die Frau vernachlässige dein Kind." Dann ruft der ehrenwerte Bürger, der sich inzwischen auf gleichfalls mysteriöse Art in den Besitz von Geld gebracht hat, beim Jugendamt Wilmersdorf an. Weinerlich bittet er dort nicht etwa — wie es allgemein üblich ist — um die Adresse eines geeigneten Kinderheimes — und möglichst billig soll es auch sein — sondern er ersucht, man möge sein „gefährdetes und verwahrlostes" Kind umgehend abholen. Aus „seiner" Wohnung, wo ihm kein Tisch und Stuhl gehört, wo er nichts bezahlt und wo er der Frau, der er ein Greuel geworden ist, ständig nach dem Leben trachtet, so daß das Überfallkommando bereits eingreifen mußte. Was tut das Jugendamt, das vortreffliche wilmersdorfer Jugendamt? Es sendet zu dem gefährdeten Bürgerskind zween Damen: Fräulein von Dittfurt und eine Art von Stenotypistin oder Helferin, Fräulein Obst. Diese beiden Damen erscheinen in der hübschen Neubauwohnung des unglücklichen Vaters, tränenüberströmt zeigt er ihnen einen dicken gesunden Jungen von fünfzehn Monaten. Jammernd und schluchzend führt er die beiden Damen ins Kinderzimmer, in dem es tadellos sauber und adrett aussieht, schickt den dicken Säugling mit dem zuverlässigen Mädchen in die Küche, flüstert und kramt mit den edlen, hilfreichen Damen und liefert sein strampelndes, rosiges, „verwahrlostes" Kind den beiden Tanten aus, während er das Dienstmädchen in der Wohnung einschließt. Die beiden Damen von Dittfurt und Obst schieben samt Kind und vollgepacktem Koffer voll sauberer Kindersachen ab, obwohl in dem Kinderheim Schaperstraße ausdrücklich „keinerlei mit-

gebrachte Garderobe der Kinder verlangt und getragen wird! Und wo Kinder unter achtzehn Monaten keine Aufnahme finden."

Der schwergeprüfte Vater zahlt gleich für vierzehn Tage à drei Mark Pension im voraus, daher war man wohl so edel, hilfreich und gut zu ihm, dann bricht er erst einmal wieder in seinem Heim, das er nicht zahlt, zusammen.

Die Frau, die inzwischen erfahren hat, daß ihr Kind heimlich weggeschafft wurde, die aber keine Ahnung hat, wo sich das Kind befindet, die Frau, die zwei Tage vorher beinah erwürgt worden ist und vom Überfallkommando grade noch gerettet wurde, erbittet polizeilichen Schutz, um wenigstens Eintritt in ihre Wohnung zu erhalten. Sie hat nichts, als das, was sie auf dem Leibe hat und ein paar alte Pelzmäntel, die sie im letzten Moment aus dem Hause geschafft hatte. Die Polizei verweigert jeden Schutz und verweist auf den Klageweg.

Die Polizei, die sich um keinen Preis der Welt in „Privatangelegenheiten einmischt", sagt der Frau: „Ihr Mann wird schon seine Gründe haben, daß er das Kind weggeschafft hat, wer weiß, was Sie für Schuld haben." Erst als die hochlöblichen Beamten darauf hingewiesen werden, daß der ehrenwerte Ehemann schon zwei allerdings mißglückte Selbstmordversuche gemacht hat und nach jedem Kollaps die Gefahr besteht, daß er diese Versuche wiederholt, bequemt sich einer der Herren, die Frau zu begleiten. Der Ehemann, der im Dunkeln auf dem Balkon gestanden hat, öffnet dem Polizeibeamten. Es erhebt sich ein Gebrüll in dem feinen Neubauhaus, daß die dünnen Wände wackeln. Der ehrenwerte Ehemann schwört dem Polizisten, daß er nicht nur Hausvorstand sei, daß er auch die Miete und die gesamten Haushaltskosten bestreite, daß ihm die Möbel und alles sonstige Inventar gehören, und daß er, obwohl er selbst beschnitten sei, „sein Kind einem erstklassigen evangelischen Heim" übergeben habe.

Tags darauf. Das Kind bleibt verschwunden, der ehrenwerte Ehemann bricht vor seiner Frau zusammen und gelobt, das Kind zurückzuholen, wenn die Frau die „gestohlenen Pelze" zurückbringt. Die Frau holt die Pelze nicht, bleibt aber in der Wohnung, um dadurch zu erreichen, daß der ehrenwerte Vater das Kind zurückbringt. Heimlich verschwindet der Vater am andern Tag, heimlich wird er beobachtet, und es stellt sich heraus, daß das gut gepflegte Kind in einem Jugendheim drei Tage untergebracht war und keinerlei Recherchen nach der Mutter unternommen wurden! Die Mutter bekommt ein rabiates, wild um sich schlagendes Kind zurück, das keine Nacht schläft, im Schlaf aufbrüllt, schlecht ißt und jedem ins Gesicht haut, der sich ihm nähert. Heimlich geht sie in das Kinderheim, stellt fest, daß das Kind für drei Mark täglich, vierzehn Tage Vorauszahlung, mit sieben schreienden Kindern zusammengelegen hat, daß das Personal muffig und besonders unfreundlich ist und ihr jede Auskunft verweigert. Die Mutter geht zum Stadtrat Krüger, nachdem die Damen Dittfurt und Obst naserümpfend erklärt haben: „Wer weiß, was Sie getan haben!" Der Stadtrat Krüger erklärt: „Jeder Vater habe das alleinige und ausschließliche Bestimmungsrecht über sein Kind und laut § XYZ habe das Jugendamt das Recht und sogar die Pflicht, ein gefährdetes Kind stantepede unterzubringen."

Wir leben in einem Rechtsstaat. Die Mutter, die jeden Groschen für ihr Kind verwendet, die sich von ihrem nichtsnutzigen Gatten halbtot schlagen läßt, hat natürlich auch Rechte. Vor der Verfassung sind die Geschlechter gleich. Sie sind es nicht vor einem Polizeibureau oder vor einer Jugendfürsorgerin. Die Frau im deutschen Rechtsstaat — das ist ein düsteres Kapitel, das tagtäglich neu aufgerollt wird. Wissen die hohen Lenker unsrer Geschicke, was der Staat durch die Gleichgültigkeit und Herzenskälte seiner Behörden an Ansehen einbüßt —?

Psychologie des Konfektionsfilms

von Rudolf Arnheim

Aus: Rudolf Arnheim „Film als Kunst", das dieser Tage im Ernst Rowohlt Verlag, Berlin, erscheint.

Das Publikum erzwingt sich die Filme, die es haben will. Der Industrielle arbeitet nach dem Diktat der Massen: er ersieht aus den Abrechnungen, welche Filme „groß gegangen" sind und welche nicht, und danach richtet er seine Produktion ein. Was für Filme will nun die Masse?

Wir sprechen hier nicht vom künstlerischen Niveau sondern allein vom Stoff. Welche Stoffe wünscht die Masse?

Fast alle diese Filme enthalten in ihrer story bewußt oder unbewußt eine bestimmte Tendenz. Nicht daß etwa gepredigt würde — nein, das Gefährliche dieser Tendenz besteht darin, daß nichts theoretisch formuliert, nichts gefordert wird, sondern daß nur der Standpunkt, von dem aus man die Dinge dieser Welt betrachtet, die Auswahl der Geschichten und ihre stillschweigende Schlußmoral einseitig sind.

Diese Filme bieten, um das Publikum zu erfreuen, zweierlei: sie zaubern das Angenehme und Gute, was alle Menschen sich wünschen, herbei, und sie zeigen die Bestrafung des Schlechten. Sie operieren dabei, wie sich zeigen wird, mit sehr spießbürgerlichen Wertmaßstäben. Daß sie trotzdem eine so weltumspannende Zustimmung finden, zeigt, wie verbreitet insgeheim der Geschmack am Spießbürgerlichen und Rückständigen ist. Es gibt viele Menschen, die theoretisch, prinzipiell, sehr modern und sehr revolutionär sind, im praktischen Fall aber versagen: die es theoretisch billigen, daß ein Mädchen sich seinem Geliebten hingibt, die aber die Nachbarschaft wachbrüllen und sich einen Schlaganfall zuziehen, wenn die eigne Tochter ein uneheliches Kind gebiert; die es theoretisch mißbilligen, daß bewaffnete Soldaten mit freien Staatsbürgern nach Belieben umspringen dürfen, die aber im praktischen Fall ihr Vergnügen an Keilerei nicht verhalten können, wenn im Film muskelstarke Soldaten oder Polizisten ihr rauhes Wesen treiben. Denn das Schlechte ist dem Menschen lieb, und das Dumme ist ihm eingeboren, und so muß einer, der den Willen hat, die Welt zu bessern, diesen Willen durchsetzen nicht nur gegen äußere Widersacher sondern vor allem gegen sich selbst. Dies Dumme und Schlechte im Menschen streichelt der Konfektionsfilm; er sorgt dafür, daß die Unzufriedenheit sich nicht in revolutionäre Tat entlade sondern in Träumen von einer bessern Welt abklinge.

Und dies eben nicht nur deshalb, weil die Filmproduktion zu neunzig Prozent in den Händen von Leuten ist, die ein Interesse an der Stabilisierung einer Gesellschaftsordnung haben, in der es ihnen gut geht; die ein Interesse daran haben, revolutionäre Energien abzubiegen und auf Puffer laufen zu lassen. Es wäre unmöglich, eine solche Filmproduktion bei Millionen von Abnehmern durchzusetzen, wenn nicht deren eigner Geschmack ihr entgegenkäme. Der Konfektionsfilm hätschelt das träge Gewohnheitstier im Menschen. Er wirkt kulturfeindlich und fortschrittfeindlich, indem er das, was in

jedem Menschen an Kultur- und Fortschrittsfeindschaft steckt, mit fetter Nahrung füttert.

Man braucht sich nur ein paar solcher Filmgeschichten herauszugreifen und sie zu analysieren, und sofort zeigt sich, wieviel geheimes Gift in scheinbar so harmloser Unterhaltungsware steckt. (Wir zitieren im folgenden Filmgeschichten wörtlich aus Fachblättern.)

„Franz Rauchs Manuskript hat keine einheitliche Linie, die Fülle der Motive ist dramaturgisch nicht immer bewältigt. Es wird von der Liebe des plötzlich verarmten Grafen zum Bürgerstöchterchen erzählt. Er lernt sie kennen, als er noch bei Vermögen ist, später läßt ihn ein Filmzufall Hauslehrer bei dem Bruder des Mädchens, das sich immer über seine Von-oben-herab-Allüren geärgert hat, werden. Über manche Hindernisse hinweg wendet sich dann alles zum guten und fröhlichen Ende."

Gewiß, das ist eine lustige, spannende und vielseitige Geschichte, aber es ist mehr. Ein solcher Franz Rauch vernebelt die Gehirne.

So wie sich dem Psychologen aus einer belanglosen Traumgeschichte die Seelenkonstruktion seines Patienten enthüllen kann, so bieten diese albernen Filmgeschichten Material zu einer Psychologie des Durchschnittsmenschen. Da ist der Ärger gegen den Hochmut des Reichen und Vornehmen. Dieser Hochmut ist ja in Wirklichkeit unberechtigt, der Adelsschild ist ein bunter Unfug, der Reichtum ist erkauft mit dem Hunger vieler Tausender — also sollte der Ärger darüber zum Antrieb werden, den Reichtum und den Adel zu stürzen, damit es besser werde auf dieser Welt. Aber neben dem revolutionären Ärger schlummert die Bequemlichkeit, die die Unlust auf einem angenehmeren Wege befriedigen möchte. Das Kino ist da kein ungeeignetes Mittel. Es leitet den Ärger über einen allgemeinen Übelstand ab, indem es ihn in einem Spezialfall auf unverbindliche und untypische Weise abstellt. Indem es dem Reichen sein Geld nimmt und dem Adligen seinen Hochmut bricht, befriedigt es sein Publikum durch einen Taschenspielertrick. Dem reichen Grafen ist mit seinem Sturz recht geschehen, es gibt noch Gerechtigkeit auf dieser Welt — und das macht die armen Mißvergnügten, die da für eine Mark ins Kino gegangen sind, vergnügt. Dies Vergnügen ist ihnen die Mark wert, und draußen sind die Reichen und die Adligen genau so hochmütig wie vorher!

„Joe Dallmann hat ein leichtes Manuskript geschrieben mit richtiger Einschätzung des Geschmacks der breiten Masse. Ein alter General ist in schlechter finanzieller Lage, daher steht er der Werbung eines reichen Juwelenhändlers um die Hand seiner Tochter sympathisch gegenüber. Einen Tag vor der Vermählung kommt der Juwelenhändler darauf, daß seine Braut einen andern liebt. Diesen schickt er am Hochzeitstag zur Trauung, er selbst fügt sich ins Unvermeidliche, verzichtet auf die Braut und reist ab."

Man darf annehmen, daß der Juwelenhändler vor seiner Abreise aus Liebe zu dem Mädchen noch schnell einen größern Scheck unterschrieben hat. Der reiche Mann ist hier ein sympathischer Mensch, und das verborgene Ressentiment der Fabel richtet sich nicht gegen ihn sondern gegen seinen Reichtum. Der Reiche bekommt das Mädchen nicht, das heißt: Dir ist mit deinem Geld, um das wir dich beneiden, nicht

etwa alles erreichbar! Und das paralysiert den Neid der Besitzlosen. Die Ungerechtigkeit, daß es arme und reiche Menschen auf der Welt gibt, wird ausgeglichen in einem individuellen Fall, der dem Reichen ein begehrtes Gut vorenthält und es dem Armen schenkt. Der Trick liegt wieder darin, daß einem typischen Übelstand durch eine untypische Speziallösung abgeholfen, daß fälschlich pars pro toto gesetzt wird. Und der Arme — das ist das Kurioseste an der Geschichte — erhält nicht nur das Mädchen sondern auch Geld. Denn Geld ist nicht nur verabscheuungswürdig, wenn andre Leute es haben, es ist auch angenehm, wenn man selbst es hat. So ein Film nährt eben nicht die revolutionäre sondern die egoistische Komponente des Ressentiments gegen den Reichtum. Schließlich braucht man nur noch auf den pikanten Zug hinzuweisen, daß der Vater des armen Mädchens ein General ist, weil nämlich Armut schändet, weil aber die Heldin des Films durchaus nicht geschändet werden soll und weil die Offiziersachselstücke hier einen Ausgleich schaffen. Nun haben wir alles schön beieinander: den Ärger über den Reichtum des Mannes mit den Juwelen, den Akt ausgleichender Gerechtigkeit, der ihm trotz seines Geldes das verwehrt, was er am dringendsten zu besitzen wünscht, womit also der Unwert des Geldes demonstriert ist, gleichzeitig aber die Befriedigung des eignen Hungers nach Wohlstand und die Scham und Selbstverachtung wegen der eignen Armut. Man kann nicht sagen, daß es sehr schöne Triebregungen sind, die der Film da bloßlegt und nährt.

Ein charakteristisches Beispiel für die Lösung allgemeiner Probleme auf dem Personalwege hat die Herzenspolitikerin Thea von Harbou in „Metropolis" gegeben: hier wird der blutige Kampf zwischen der Unterwelt der Arbeitnehmer und der Oberwelt der Arbeitgeber dadurch gelöst, daß der Sohn des Industriekönigs mit den Arbeitern gut Freund wird und nun, während die Glocken läuten, die Hände des Betriebsrats und des Chefs ineinanderlegt. So wird, unter Umgehung von Tarifverhandlungen, die soziale Frage aus der Welt geschafft.

Sehr lehrreich ist auch die amerikanische Geschichte vom „Gottlosen Mädchen": Da ist in einem Fürsorgeheim unter den Zöglingen ein Streit ausgebrochen, ob es einen Gott gebe oder nicht. Beim Zusammenstoß der beiden Parteien entsteht ein Tumult, ein Treppengeländer bricht ein, ein kleines Mädchen stürzt herunter, liegt unten im Sterben und fragt in Todesangst, ob es nun in den Himmel komme oder ob es wirklich keinen lieben Gott gäbe. Dilemma bei den Atheisten! Die Spezialnöte eines Kindes werden hier also geschickt als Advokaten für die trostspendende Kirche angeheuert.

Der Konfektionsfilm stärkt nicht nur die angestammte Gewöhnung an Kirche und Kapitalismus, er wirbt auch für das Sakrament der Ehe und für die Heiligkeit der Familie.

> „Ein junger Graf geht seiner Mutter durch, weil er seinen Stiefvater haßt, dem er im Wege ist. Beim Zirkus wird er eine allererste Nummer. Nach vielen Jahren kehrt er, den man tot glaubte, nach Europa zurück. Hier findet er das Mädchen wieder, das mit ihm beim Zirkus aufgewachsen war, er liebt es und heiratet es. Die Ehe seiner Mutter ist sehr unglücklich, ihr Mann

will eine Begegnung mit dem Sohne vermeiden. Aber der Mutterliebe läßt sich nicht gebieten, Mutter und Sohn finden sich. Da versucht der Stiefvater, den Sohn zu beseitigen, er fällt aber in die Falle, die er dem Sohn stellt, selbst, er stürzt vom Schnürboden der Zirkuskuppel ab."

Man bemerke, daß es kein richtiger Vater sondern nur ein Stiefvater ist, der den Sohn verfolgt, so daß also das Axiom von der Liebe der Eltern für ihre Kinder unangetastet bleibt. Daß eine solche „unmoralische" Bösartigkeit überhaupt gezeigt wird, liegt daran, daß, grob gesprochen, eine dramatische Handlung immer darin besteht, daß etwas, was in Unordnung geraten ist, wieder ins Geleise gebracht wird. Das Familienleben wird gestört, damit der Zerstörer bestraft werden kann. Der Mißton ist also nötig, damit der Schlußakkord eine Harmonie geben kann, die befriedigt. Die unglückliche Ehe, die der Sünder mit seiner Frau führt und die einen Verstoß gegen die Forderungen des Standesamts darstellt, wird im Schnürboden der Zirkuskuppel gerächt, zugleich mit dem unartigen Verhalten gegen den Sohn, dem er ein Vater sein sollte. Mutter und Sohn, die Vertreter des Prinzips der Ruhe und Ordnung, hingegen ernten wohlverdientes Glück.

„Der Film ist vorzüglich aufgebaut, und es tut ihm keinen Abbruch, daß die Romanhandlung nicht neu ist. Es ist die Geschichte, daß ein Mann seinen besten Freund mit dessen Frau betrügt, unschuldigerweise, da er die Frau nicht kannte. Erst später erkennt der Ehemann, daß der Schuft in diesem Ehebruch nicht der Freund sondern die Frau war. Es ist auch nicht neu, daß infolge dieser Ehetragödie der betrogene Mann sich nicht entschließen kann, die Kameraden im gesunkenen Unterseeboot zu retten, weil der Freund unter ihnen ist, an dem er Rache üben will."

Am Ende entschließt er sich natürlich doch. Was oben das Fehlen von Blutsverwandtschaft war, ist hier die Unkenntnis des ehebrechenden Freundes: das Verwerfliche der benötigten Freveltat wird hier dadurch abgeschwächt, daß sie unabsichtlich geschieht. Immerhin hat der schuldige Freund sein Delikt mit stundenlangen Qualen im gesunkenen Unterseeboot zu büßen — vergleichbar den Martern, die, nach Meinung der Geistlichkeit, Ehebrecher in der Hölle erwarten. Wirklich, dies Unterseeboot ist nichts als eine naive Anleihe bei der Höllenvorstellung der Gläubigen. Die schuldige Frau, an der übrigens der Film kein gutes Haar läßt sondern die einzig von dem Gelüst nach Zigaretten, Tanzmusik und Küssen erfüllt scheint, bekommt ihre Strafe: sie bleibt allein, während die Freunde umschlungen abziehen.

Im Leben behandeln viele Väter ihre Söhne schlecht, ohne daß Gott sie deshalb aus der Zirkuskuppel in die Manege stürzt, und viele Ehebrüche finden statt, die nicht im Unterseeboot gesühnt werden. Der Konfektionsfilm aber kennt keine Bewährungsfrist. Das happy end bringt auf diese Weise nicht nur eine ästhetische sondern vor allem eine moralische Katharsis. Er ist niemals nur psychologisch-kausal sondern immer zugleich ethisch wertend. Es genügt ihm nicht, die Entwicklung und Lösung eines Konflikts zu zeigen, sondern er muß Partei nehmen und darauf halten, daß die Entscheidung nicht sinnlos und wahllos falle wie unter dem Regime der Mutter Natur sondern weise wie unter König Salomo.

Klavier auf Platten von Hans Reimann

Im Allgemeinen sind wir in den letzten drei Jahren nicht vorwärts gekommen. Viele Orchester-Aufnahmen von heute klingen, als seien sie alt. Chöre wirken schauderhaft. In puncto Klavier haben wir einen gewissen Fortschritt zu verzeichnen. Es war das Schmerzenskind. Der von Knappertsbusch für Lindström dirigierte Walzer aus dem „Intermezzo" unterscheidet sich nicht erheblich von der ehrwürdigen, unelektrischen Aufnahme — aber Whiteman und Hylton richteten sich nach dem Mikrophon und tüftelten eine besondere Technik aus. So sind seltsamerweise diejenigen Aufnahmen zumeist die besseren, die es nicht verdienten, wohingegen die klassischen oder wertvollen modernen Orchester-Stücke von jedem Schlager in den Schatten gestellt werden: was die Reproduktion betrifft. Mit Klavierplatten verhielt sichs ähnlich. Leichtes Geklimper, anmutige Bagatellen, nekkische Eintagsfliegen wurden aufs Anmutigste kredenzt, und Klavier bei Lee Sims oder Billy Mayerl oder der Raie da Costa klang wirklich wie Klavier. Und etwa zur selben Zeit, da Stokowski mit seinen ersten, bis in den (angeblich nach der Methode Thérémine verstärkten) tiefsten Baß klangsatten und opulenten Orchesterplatten auftauchte, überraschte die Deutsche Grammophon mit Klavierplatten Brailowskys und Rehbergs, die sich vom Original-Klang nur wenig unterschieden. Allerdings hatte sich das Ohr inzwischen eingehört, und der mysteriös entstellte Ton eines Flügels schmeckte dem Kenner weniger als der naturgetreue, den man als Gegenbeispiel daneben zu halten absichtlich verschmähte. Hier hat sich allerhand entwickelt. Das Klavier besteht nicht mehr aus einem Magazin mehr oder minder rein abgestimmter Tontöpfe, sondern ähnelt, ohne Pedal gebraucht, dem Instrument mit den vertrackt schwingenden Saiten. Wenn ich im Folgenden rücksichtslos mit Klavierplatten der letzten Monate verfahre, so bin ich mir dessen wohl bewußt. Leider gibt nicht die löbliche Tatsache den Ausschlag, daß gute Musik auf Platten gepreßt wird, sondern die betrübliche, daß unser Geldbeutel zu wichtigeren Dingen herhalten muß als zum Ankauf von Platten. Ich empfehle also lediglich solche Aufnahmen, die den höchsten Anforderungen standhalten.

Beethoven gehört schmerzlicherweise nicht zu ihnen. Harold Bauer spielt die (1804 in Döbling entstandene) Appassionata mit verwischten Quinten, in der Mittellage karikiert, Anfang und Ende des Andante topfig und allenfalls das Allegro genießbar (Electrola DB 1293/1294), der Schotte Lamond die D-Moll-Sonate, das Adagio wie wattierte Hörner, Bouillon aus Maggi-Würfeln, kümmerliches Reitergetrappel im Finale (Electrola EJ. 524/526), Paderewski den ersten Satz der von Rellstab mit dem unpassenden Namen „Mondschein"-Sonate versehenen Cis-Moll mäßig trotz gut gemeinten Akzenten (Electrola DB 1090) und Backhaus die Pathétique aus weiter Ferne oder wie in einem Plüsch-Salon (Electrola DB 1031/1032). Auf Electrola EJ. 507 hören wir eine Tarantella (Liszt), von Lamond offenbar auf zwei, manchmal sogar drei verschiedenen Instrumenten gespielt, eine harte Sache, deren Gewurl in der Tiefe trotz nicht zu leugnender Einheitlichkeit wenig ergötzt. Michael von Zadora (Grammophon 22 120) ist sozusagen übers Pedal gestolpert: die beiden Chopin-Walzer schauen aus dem Aquarium heraus; man erlebt, wie die Noten einzeln davonschwimmen, und nur die Läufe halten zusammen. Andre Chopin-Aufnahmen. Levitzki auf Electrola EJ 553 rückt der Lösung näher: das Scherzo in Cis-Moll, läßt sichs von oben klar dazwischen rieseln. Drei Etuden werden von Claudio Arrau bravourös hingelegt (Electrola EH 386). Das große Konzert in E-Moll löst sich in seine Bestandteile auf. Der zweite Satz erscheint mager, der dritte langweilig. Um so trefflicher geriet der erste Satz, drei kleine Platten (Parlophon B 12 451/3) in idealer Zusammenarbeit von Moriz Rosenthal

und dem Orchester unter Doktor Weißmann. Auf Ultraphon F 469 tönt das Klavier unter Rosenthals Händen zuweilen wie Klavier, doch alle gehaltenen Noten sinken in Luftlöcher, absackend. Von feinhörigen Ohren wird das als leierkastenartig empfunden. Den Wiener Karneval spielt Rosenthal auf Parlophon P 9542 schlechthin brillant. Die Platten Brailowskys sind meist ebenso untadelig wie die Gesangsplatten des Heinrich Schlusnus. Ob er Mendelssohn (Scherzo E-Moll) und Schumann (Traumeswirren F-Dur) auf Grammophon 90 173 oder Liszt (Gnomenreigen, Fis-Moll) und das von Liszt kompliziert gemachte Morgenständchen Schuberts auf 90 175 oder die Ungarische Rhapsodie Nr. 2 auf 95 424 wiedergibt: der Steinway verstellt sich selten. Brailowskys Stärke ist Chopin, und den bekommen wir auf 95 325 (Ballade G-Moll) und auf 66 753/6 (Klavier-Konzert E-Moll) geliefert. Die „Tannhäuser"-Ouvertüre (95 419/20) ist mehr kurios als schön, und die Maskerade für Klavier wird auch durch das wie von einem vielhändigen Buddha bewerkstelligte Abrackern des Pianisten nicht erträglicher. Holzgeschnitzt und erquickend sauber serviert Karol Szreter auf Odeon O-6819 den waidwunden „Hochzeitstag auf Troldhaugen" und, ebenfalls von Grieg, den vorüberziehenden norwegischen Hochzeitsmarsch. Sehr zierlich und nobel spielt Rachmaninoff die „Schlittenfahrt" aus Tschaikowskys „Jahreszeiten" und eine dem eignen Humus entsprossene, verzwickte Polka auf Electrola DB 1279. Doch von wirklichem Klavier ist alles dies noch weit entfernt. Vier kleine Columbia-Platten (DW 4010, 4011, 4015, 4016) enthalten neun Lieder ohne Worte, und Ignaz Friedmann hat Kabinettstückchen draus geschaffen. Zwei kleine Electrola-Platten (EG 1579 und 1787) enthalten drei Schubert-Lieder und Liszts „Gnomenreigen": Egon Petri ist dran schuld, daß man nach Beendigung der einzelnen Seiten bedauernd „Schade!" sagt, was man eigentlich stets nach einer Plattenseite sagen müßte, so gut sollte sie geraten sein. Auf Grammophon 21 886 spielt Lilly Dymont die Malaguenja und von Albeniz und Liadows „Spieluhr", auf 23 576 das Frühlingslied Mendelssohns und das Gis-Moll-Prélude Rachmaninoffs, teils zart und voller Schmelz, teils rassig und draufgängerisch, aber Klavier ist anders, und auch was Michael von Zadora auf Electrola EG 1656 (zwei Zierstücke von Delibes), Alfred Cortot auf Electrola DA 1121 (Albeniz) und Friderike Bucher auf Homocord 4—3549 (Impromptu B-Dur von Schubert) leisten, ist charmant, anerkennenswert, gekonnt oder sonst was, aber nicht das Klavier persönlich, sondern Klavierophon. Mischa Levitzki (Electrola EJ 532) erhebt sich über den Durchschnitt und befreit Schuberts Militärmarsch und das G-Moll-Prélude Rachmaninoffs von entstellenden Schwingungen. Walter Rehberg war von Anfang an dem Klavier auf der Spur und spielte so, daß man ihn im Nebenzimmer persönlich über die Tasten jagen wähnte. Seine jüngsten Platten, die Paraphrase der „Frühlingsstimmen" (Grammophon 23 737) und die „Soirée de Vienne" (23 745) bestätigen das. Die Ultraphon, die angeblich ihre Wellen durch einen Nachhall-Raum schickt und unheimlich hautnahe Effekte erzielt, hat zwei Klavierduette veröffentlicht, das eine mit Doktor Grosz und Walter Kauffmann (A 803), das andre mit Mackeben und Haentzschel, gewöhnliche Foxtrotts, freilich mit Bügelfalte und in spritziger Eleganz. Der bei Electrola (auf EG 1754) erschienene Negertanz Cyrill Scotts besitzt auf Ultraphon A 438 mehr Unmittelbarkeit und Wärme. Drei wundervolle, hauchzarte, königliche Debussy-Platten der Grammophon (Franz Josef Hirt auf 95 134 und 95 205 und Godowsky auf 73 031) leiden unter dem verdammten, zuweilen das Spiel ertötenden Nadelgeschleif. Und jetzt endlich sind wir bei denjenigen Platten angelangt, deren Besitz das Herz erfreut. Zunächst vier große Platten der (einen Blüthner bevorzugenden) Lucie Caffaret: Grammophon 66 641 (Mozart, Rondo D-Dur und F-Dur), 66 642 (Bach-Liszt, Fuge A-Moll), 95 050 (Impromptu B-Moll, Schubert) und das von Mal zu Mal sich verschönende Menuett Maurice Ravels: 95 051.

Alsdann bedeuten einen Gewinn für jede gut geleitete Plattothek die Aufnahme zweier Sätze aus Mozarts F-Dur-Sonate, von Alice Ehlers ideal auf dem Cembalo gespielt und ebenso von der Homocord reproduziert (4—9053) sowie ein Haydn-Menuett und ein Schubert-Walzer, von Charlotte Kaufmann meisterinnenhaft auf einem Hammerklavier des Jahres 1790 für Grammophon (19 872) geschlagen. Drei Electrola-Platten (DB 1413/15) bergen Schumanns Karneval-Suite, eine Glanzleistung Rachmaninoffs, der im Bunde mit Fritz Kreisler die C-Moll-Sonate Edvard Griegs auf Electrola DB 1259/61 unübertrefflich klangvoll und wohllautend zu Gehör bringt. Wem die Serie zu teuer ist, begnüge sich mit dem schönsten Satz, dem ersten. Kein Wort des Lobes ist zu hoch für das von der Electrola (EJ 424/6) aufgenommene und von Arthur de Greef gespielte Konzert in G-Moll des Saint-Saëns. Und zuguterletzt die drei besten Klavierplatten, die man blindlings erwerben darf. Eine Toccata Debussys, von Brailowsky gespielt auf Grammophon 90 174; die Toccata und Fuge D-Moll Johann Sebastian Bachs, von Winifred Christie gespielt auf Electrola EH 661; und die unwahrscheinliche, originalgetreueste, zur Zeit einzige vollkommen geglückte Klavier-Aufnahme, ein Wunder der Electrola (DA 1160); die von Vladimir Horowitz gespielte Paganini-Etude in Es-Dur.

Die Dame schreibt der Dame von Erich Kästner

Du hast es gut. Du steckst in Cannes.
Hier in Berlin siehts böse aus.
Wir müssen sparen, sagt mein Mann,
und essen abends meist zu Haus.

Mir scheint, es ist nicht ganz geheuer.
Erst gestern sprach er sorgenvoll,
das Auto würde ihm zu teuer.
Da wurde mirs denn doch zu toll!

Ich hab geweint. Ich hab geschrien.
Max sprach in einem fort von Geld.
Im Bett hab ich ihm dann verziehn.
Er schwur, daß er den Horch behält.

Du steckst in Cannes. Du hast es gut.
Hier ist nun Herbst. Das Laub wird welk.
Max sagt bei Allem, was sich tut:
„Mein Gold, es knistert im Gebälk."

Es steht zum Beispiel nicht mal fest,
ob das Programm der Winterbälle
sich regulär abwickeln läßt!
(Ich habe das aus sichrer Quelle.)

Ein Kleid brauch ich auf jeden Fall,
ob Max nun Geld hat oder nicht.
Wir gehn ja doch zum Presseball,
wenn nicht Revolution ausbricht.

Ich denk an Grün. Und zwar Chiffon.
Es wäre wirklich unerhört,
wenn man uns diesmal die Saison
durch Streiks und Straßenkämpfe stört!

Vielleicht fängts erst im Frühjahr an?
Es steht sehr schlecht. Doch was weißt du!
Du hast es gut. Du steckst in Cannes.
Ich nehme, trotz der Sorgen, zu ...

Brechung der Zinsknechtschaft von Bernhard Citron

Die Nationalsozialisten drängen zur Macht. Auch im Lager der Linken beginnt man, sich mit dieser Tatsache vertraut zu machen. Man tröstet sich mit der Hoffnung, daß die Nazis als Regierungspartei an der Unerfüllbarkeit ihrer Versprechungen zugrunde gehen werden. Aber die Kampfziele der Nazis sind kautschukartig; an ihnen kann leichter gedeutelt werden als am Erfurter Programm. Gestern noch forderte die NSDAP. „Brechung der Zinsknechtschaft", und heute scheint dies Ziel bereits der Verwirklichung nahe zu sein — allerdings ganz anders als von Gottfried Feder usprünglich angenommen.

Das Verlangen nach einem stabilen Höchstzins ist heute mehr als die romantische Forderung einer radikalen Gruppe, die volkswirtschaftliche Überlegungen nicht anzustellen vermag. Einflußreiche Kreise der Wirtschaft wünschen Zinsherabsetzung, die Gegenstand ernsthafter Erwägungen im vorläufig noch nazireinen Kabinett bildet. Grundsätzlich ist es gleichgültig, ob als Höchstzins 4 Prozent (programmatische Forderung der NSDAP) oder 6 Prozent (Verlangen der Wirtschaft) ins Auge gefaßt sind. Über die Bedenken, die vor einem Jahre jedem einigermaßen nüchternen Menschen von selbst kamen, setzt man sich heute hinweg. Die Stimmen der Wissenschaftler, die im Winter 1930 die „Brechung der Zinsknechtschaft" ad absurdum führten, indem sie auf die Gefahr sofortiger Kündigung aller Auslandskredite im Falle einer Zinskonvertierung hinwiesen, würden heute fast ungehört verhallen. Da die deutschen Schuldner das vom Ausland geliehene Kapital sowieso nicht zurückzahlen, dürfte jene Drohung keinen Eindruck mehr machen. Daß wir nicht ewig vom internationalen Geldverkehr abgeschnitten bleiben können, wird geflissentlich übersehen.

Die agrarischen und industriellen Schuldner bemühen sich seit Monaten um die Abwertung ihrer Verpflichtungen. Die Inflations- und Devalvationspläne sind zu früh ans Licht der Öffentlichkeit gelangt, als daß man sie im Stillen weiter verfolgen könnte. Also ist die Zinskonvertierung letzter Trumpf. Die Regierung versucht vorläufig einen „freiwilligen Zinsverzicht" der Gläubiger zu erreichen. Dabei ist zuerst an die variablen Zinsen, die sich nach der Höhe des Reichsbankdiskonts richten, gedacht worden. Auf eine kürzlich im preußischen Landtag von einem deutschnationalen Abgeordneten eingebrachte Anfrage erwiderte der Handelsminister: „Die Begrenzung der Zinshöhe bei Krediten mit variablem Zinsfuß ist mit der Reichsregierung erörtert worden. Die Reichsregierung hat die beteiligten Gläubigerverbände, deren Mitglieder nach ihrer Kenntnis Kapitalbeträge mit variablem Zinsfuß ausgeliehen haben, dringend ersucht, darauf hinzuwirken, daß die Zinssätze für die Dauer der ungewöhnlichen Verhältnisse am Geldmarkt angemessen begrenzt werden". Es wird sehr schwierig sein, die Konditionen der zahlreichen Großhandelsverbände, die einen variablen Zinssatz haben, der in bestimmter Relation zum Reichsbankdiskont steht, zu ändern. Ganz unwahrscheinlich aber ist ein freiwilliger Verzicht auf feste Zinsen, sofern der Gläubiger nicht durch die Gefährdung seines Schuldners dazu

gezwungen ist. Derartige Zinsnachlässe sind von den Banken in einzelnen Fällen wie Karstadt, Toga und Wicking Cement gewährt worden. Hier aber hat es sich eigentlich um nichts andres als einen außergerichtlichen Vergleich gehandelt, der sachlich dem Verzicht auf einen Teil des ausgeliehenen Kapitals infolge einer Zahlungseinstellung gleichkommt. Wenn man nun einige Schritte weitergeht und die Zinsen für alle Bankschulden, Hypothekendarlehen, Anleihen und Pfandbriefe auf einen bestimmten Satz ermäßigt, dann stellt ein solcher Vorgang die Erklärung der teilweisen Zahlungsunfähigkeit des betreffenden Schuldners dar. Es ist wohl möglich, daß man auf eine solche Maßnahme verfallen wird, aber mit Sozialismus hat dies nichts zu tun. Solange der Begriff des Geldes existiert, kann das Kapital nicht seiner zinstragenden Eigenschaft entkleidet werden. Die kapitalistischen Freunde der Nationalsozialisten wissen das ganz genau; ihnen kommt aber aus materiellen Gründen die „Brechung der Zinsknechtschaft" sehr gelegen.

Ernsthafter Widerstand gegen die Konvertierungspläne wird nur von der Reichsbank geleistet, die auf die bewegliche Diskontschraube als eigentliches Mittel zur Regulierung der Gold- und Devisenbewegung nicht verzichten möchte. In der Situation, in der sich das Deutsche Reich augenblicklich befindet, erfüllt der Diskont allerdings auch nicht mehr seine ursprünglichen währungspolitischen Aufgaben. In zunehmendem Maße sind die Valutaschwankungen von der Höhe des Diskontsatzes unabhängig geworden. Daher ist es zweifelhaft, ob die Reichsbank, deren Einfluß bei der Zurückweisung der Inflationspläne groß genug war, auch die Zinskonvertierung verhindern kann.

Die Nationalsozialisten verstehen allerdings unter „Brechung der Zinsknechtschaft" noch etwas ganz andres als nur die Herabsetzung des Landeszinsfußes. Das höhere Ziel ist der Kampf gegen das „raffende" an der Seite des „schaffenden" Kapitals. Auch hier ist Vorarbeit geleistet worden. Die „Enteignung der Bank- und Börsenfürsten" hat auch ohne ein entsprechendes Gesetz rasche Fortschritte gemacht. Auch die Bankinstitute selbst sind bereits zum Teil den Weg gegangen, den die Nazis vorgeschrieben haben. Die Dresdner Bank wird vom Reich beherrscht, und die Danatbank, gleichfalls vom Reich übernommen, soll dem „schaffenden Kapital", der Industrie, überlassen werden. Natürlich hat die Regierung bisher nicht die Verstaatlichung als Zweck sondern nur als Mittel zur Sicherung der Einlagen gedacht. Wenn die Nazis die Zügel in die Hand nehmen und die Kreditinstitute das letzte Vertrauen einbüßen, dann wird vielleicht auch der Rest der Banken den gleichen Weg wie Danat und Dresdner Bank gehen.

So hat sich niemand die Erfüllung der nationalsozialistischen Forderungen vorgestellt. Da aber die Führer der Bewegung von Propaganda erheblich mehr als von Nationalökonomie verstehen, muß man befürchten, daß von einem künftigen nationalsozialistischen Minister unter allgemeiner Zustimmung verkündet werden könnte: „Wir haben die Zinsknechtschaft am Tage unsrer Machtergreifung gebrochen".

Bemerkungen

Die Verräter

Na, Verräter eigentlich nicht. Ein Verräter, das ist doch ein Mann, der hingeht und seine Freunde dem Gegner ausliefert, sei es, indem er dort Geheimnisse ausplaudert, Verstecke aufzeigt, Losungsworte preisgibt... und das alles bewußt... nein, Verräter sind diese da nicht. Die Wirkung aber ist so, als seien sie welche, doch sind sie anders, ganz anders.

Da wird man vom Vertrauen der Parteigenossen ausgesandt, mit dem bösen Feind zu unterhandeln, sozusagen die Arbeiter zu vertreten, die ja inzwischen weiterarbeiten müssen. Und die erste Zeit geht das auch ganz gut. Geld...: ach, Geld... wenn die Welt so einfach wäre. Geld ist zunächst gar nicht zu holen. Der Arbeiterführer bleibt Arbeiterführer; leicht gemieden von den Arbeitgebern, merkwürdiges Wort, übrigens. Nein, nein, man bleibt ein aufrechter Mann.

Aber im Laufe der Jahre, nicht wahr, da sind so die langen Stunden der gemeinschaftlichen Verhandlungen an den langen Tischen: man kennt einander, die Gemeinsamkeit des Klatsches eint, und es wird ja überall so viel geklatscht. Nun, und da stellt sich so eine Art vertraulicher Feindschaft heraus.

Kitt ist eine Sache, die bindet nicht nur; sie hält auch die Steine auseinander. Zehn Jahre Gewerkschaftsführer; zehn Jahre Reichstagsabgeordneter; zehn Jahre Betriebsratsvorsitzender — das wird dann fast ein Beruf. Man bewirkt etwas. Man erreicht dies und jenes. Man bildet sich ein, noch mehr zu verhüten. Und man kommt mit den Herren Feinden ganz gut aus, und eines Tages sind es eigentlich gar keine Feinde mehr. Nein. Ganz leise geht das, unmerklich. Bis jener Satz fällt, der ganze Reihen voller Arbeiterführer dahingemäht hat, dieser infame, kleine Satz: „Ich wende mich an Sie, lieber Brennecke, weil Sie der einzige sind, mit dem man zusammenarbeiten kann. Wir stehen in verschiedenen Lagern — aber Sie sind und bleiben ein objektiver Mann..." Da steckt die kleine gelbe Blume des Verrats ihr Köpfchen aus dem Gras — hier, an dieser Stelle und in dieser Stunde. Da beginnt es.

Der kleine Finger ist schon drüben; der Rest läßt nicht mehr lange auf sich warten. „Genossen", sagt der Geschmeichelte, „man muß die Lage von zwei Seiten ansehn..." Aber die Genossen verstehen nicht recht und murren: sie sehn die Lage nur von einer Seite an, nämlich von der Hungerseite. Und was alles Geld der Welt nicht bewirkt hätte, das bewirkt jene perfide, kleine Spekulation auf die Eitelkeit des Menschen: er kann doch die vertrauensvollen Erwartungen des Feindes nicht enttäuschen. Wie? Plötzlich hingehn und sagen: Ja, die Kollegen billigen das nicht, Krieg muß zwischen uns sein, Krieg und Kampf der Klassen, weil wir uns ausgebeutet fühlen...? Unmöglich. Man kann das unmöglich sagen. Es ist zu spät.

Und dann geht es ganz schnell bergab. Dann können es Einladungen sein oder Posten, aber sie müssen es nicht sein — die schlimmsten Verräterein auf dieser Welt werden gratis begangen. Dann wird man Oberpräsident, Minister, Vizekönig oder Polizeipräfekt — das geht dann ganz schnell. Und nun ist man auch den grollenden Zurückgebliebenen, die man einmal vertreten hat und nun bloß noch tritt, so entfremdet — sie verstehen nichts von Realpolitik, die Armen. Nun sitzt er oben, gehört beinah ganz zu jenen, und nur dieses kleine Restchen, daß sie ihn eben doch nicht so ganz zu den Ihren zählen wollen, das schmerzt ihn. Aber sonst ist er gesund und munter, danke der Nachfrage.

Und ist höchst erstaunt, wenn man ihnen einen Verräter schilt. Verräter? Er hat doch nichts

verraten! Nichts — nur sich selbst und eine Klasse, die zähneknirschend dieselben Erfahrungen mit einem neuen beginnt.

Ignaz Wrobel

Zur Amerikalegende

Seit drei Jahren werde ich nicht müde, jedem, der mit mir über Amerika spricht, als vollendetstes Buch über die Vereinigten Staaten das von André Siegfried zu empfehlen. So klar und kurzweilig geschrieben, wie es nur ein Franzose schreiben kann, dabei mit dem natürlichen Instinkt dieser Rasse für das Wesentliche, ist es eines der erstaunlichsten soziologischen Bücher überhaupt, das nur noch von Siegfrieds neuem Buch über die englische Krisis erreicht wird. Jetzt hat dieses Amerikabuch seinen Welterfolg, dem Verfasser blieb kein Ruhm erspart, nicht einmal der, daß der Kuklux-Klan sein Buch stapelweise verbrennt.

Immerhin — von dem Buch, das Charlotte Lütkens unter dem Titel Staat und Gesellschaft in Amerika geschrieben hat (Verlag Mohr, Tübingen), weiß ich nichts Besseres zu sagen, als daß es auch nach der Lektüre Siegfrieds fesselnd und aufklärend ist. Wem noch von dem Speichelleckerton übel ist, der, mit wenigen Ausnahmen, ziemlich die ganze deutsche Literatur über Amerika beherrscht, wird die freimütige und kluge, den Dingen auf den Grund gehende Kritik Lütkens als Erlösung von einer hoffentlich überwundenen Vergangenheit begrüßen.

Wie bei einer guten Sozialistin selbstverständlich, hat Lütkens nicht ein Buch gegen ein Land oder gegen ein Volk, sondern gegen Zustände geschrieben. Ihre Analyse weist nach, was sie im Vorwort verspricht, daß Hoffnung wie Furcht vor dem Amerikanismus auf einem Mißverständnis beruhen. Der amerikanische Kapitalismus verfügt zwar zu einem Teil, aber nur zu einem Teil über eine technisch hervorragende Apparatur. Von einer Rationalisierung der Wirtschaft, die einer Rationalisierung der Herstellung entsprechen müßte, war niemals die Rede. Technisch ist der amerikanische Kapitalismus zwanzigstes Jahrhundert, ideologisch zum großen Teil achtzehntes. Er ist ein falscher, ein Pseudo-Spätkapitalismus, der sich furchtbar liberal-demokratisch vorkommt, aber ein Gefangener seiner liberalistischen Grundsätze ist. Seine prosperity war eine typische Ausbeuterkonjunktur auf Kosten der Arbeiter, der Farmer und der Fremden. Es gehört, sagt Charlotte Lütkens, der ganze optimistische und mechanistisch liberale Fortschrittsglaube europäischer Betrachter dazu, auf die Stabilität und Vollendung dieses Gesellschaftsbaues noch zu vertrauen, nachdem man einen Blick auf die tatsächliche Lage der Landwirtschaft und der Arbeiterschaft geworfen hat. Trotzdem hat die amerikanische Wirtschaft noch

nicht den typisch hochkapitalistischen Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit hervorgebracht; die Wirtschaft wird noch durch den Gegensatz Stadt und Land und gleichzeitig durch eine Ideologie hinterwäldlich vorsintflutlichen Charakters beherrscht. Ein korruptiver Föderalismus verhindert jede wirtschaftliche soziale Maßnahme. Jeder Händler, jeder Geschäftsmann kann durch Klage beim Obersten Bundesgericht, dem wahren Herrn der Union, Aufhebung von sozialen Gesetzen, die seinen Profit beeinträchtigen, als verfassungswidrig beantragen und durchsetzen. Judikatur und Legislative durchkreuzen sich und heben einander auf. Die Übermacht des Bundesgerichts in U.S.A. hätte uns auch in Deutschland vor den Gefahren warnen können, mit denen Reichsgericht und Staatsgerichtshof den Primat des Parlaments schon vor Jahren bedrohten.

Die Angst vor Amerika ist vorbei, seitdem der Yankee nicht mehr verheimlichen kann, daß es auch bei ihm Pleiten, Arbeitslose und Überproduktion gibt. Aber nicht darum handelt es sich zuletzt, die dubiose Stellung der bisher für unerschüttert gehaltenen Vormacht Amerikas nachzuweisen. Alles dies kann nur den Zweck haben, die europäischen Kontinentalstaaten davon zu überzeugen, daß ihre Befreiung von der angelsächsischen Schiedsrichtervormacht nur das Werk der Kontinentalstaaten selbst sein kann. Der Glaube, daß die Welt in ein amerikanisches Zeitalter eintritt, wie es einst ein babylonisches, ägyptisches oder römisches gab, ist erledigt. Daran halten nur noch zwei fest: Babbitt und Graf Keyserling. Frankreich ließ sich vom Amerikanismus keinen Augenblick bluffen und ist von ihm innerlich frei geblieben. Für Deutschland ist diese innere Befreiung erst zu vollziehen.

Felix Stössinger

Konzern-Schwachsinn

„Wir haben es bisher unterlassen, zu den auch über die A.E.G. umgehenden Gerüchten Stellung zu nehmen, weil die Richtigstellung unseriöser Mitteilungen uns in der gegenwärtigen Zeit zwecklos erscheint. Nachdem jedoch auch seitens des ernst zu nehmenden Teiles der deutschen Presse Anfragen an uns gerichtet werden, teilen wir mit ...

... daß die Gesellschaft von den Schwierigkeiten der berliner A.E.G. nicht berührt wird. Da die dänische Gesellschaft ganz selbständig ist, wird ihre Stellung selbst durch den etwaigen Zusammenbruch der deutschen Gesellschaft nicht beeinflußt werden."

Was ist das? Das ist erstens die Einleitung zu einer am 27. Oktober von der A.E.G. abgegebenen offiziellen Erklärung über ihre Lage, zweitens der Wortlaut einer Erklärung, die von der kopenhagener A.E.G. drei Tage später der dänischen Presse übergeben wurde; drittens aber ist es eine Schwachsinnshandlung, die selbst in unsrer, an derartigen Erzeugnissen der Wirtschaft nicht grade armen Zeit durch ihren ungewöhnlichen Grad von Benommenheit auffällt.

Es interessiert hier nicht so sehr, wie es der A.E.G. wirklich geht. Es geht ihr wahrscheinlich ebenso gut wie allen Großkonzernen der deutschen Wirtschaft,

also schlecht. Aber wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, wie völlig desorganisiert so ein wirtschaftliches Gebilde gegenwärtig ist, und wie kopflos seine Leitung, so wird dieser neben der klassischen Katzenellenbogen-Erklärung der Commerz- und Privatbank bündig geliefert durch die oben zitierte Erklärung der dänischen A.E.G. Die Muttergesellschaft bemüht sich seit Monaten darum, den wenig erfreulichen Gerüchten über ihren Stand entgegenzutreten. Ob mit Erfolg oder nicht, ob mit Recht oder nicht, ist gleichgültig, jedenfalls kann man es ihr nicht verübeln, wenn sie sich gegen ihr nachteilige Gerüchte zu wehren sucht. Die dänische Tochtergesellschaft sagt all das, was von der Muttergesellschaft als „unseriös" bezeichnet wird, einige Tage später mit einer Deutlichkeit, derer sich bisher auch das „unseriöseste" deutsche Blatt nicht schuldig gemacht hat.

Die internationale Solidarität des Kapitales ist heute offenbar nicht einmal mehr innerhalb der Konzerne selbst vorhanden. Die Panikstimmung, die diese Solidarität mehr und mehr auflöst, macht auch vor solchen Bindungen nicht mehr halt, die früher als besonders fest gefügt erschienen. Daß derartiges passieren kann, müßte eigentlich für die Arbeiterschaft eine Hoffnung darstellen. Wenn ihr Feind im Klassenkampf derartigen Blödsinn macht, und zwar aus purer Kopflosigkeit, so zeigt das doch wohl, daß er sich seiner Positionen nicht mehr sicher fühlen kann. Auf jeden Fall beginnt er die Nerven zu verlieren. Das ist immerhin schon etwas.

Alfred Kolmar

Wahn-Europa 1934

Irgendwo an der Grenze zwischen Albanien und Südslawien schießt ein südslawischer Posten hinter einem Albanier her, der sich über die Grenze schmuggeln will. Auf heimischen Boden verendet der tödlich Getroffene. Fünf Tage später: Frankreich und Italien sind ein einziger Trümmerhaufen, vom Osten her kommen die Russen, um die Früchte dieses letzten großen Völkermordens einzuheimsen. Was in diesen wenigen Tagen geschieht, wie aus dem unscheinbaren Zwischenfall ein Gewebe wird, in dessen Faden und Fädchen sich ganz Europa verstrickt, wie die langgestaute Rivalität zwischen Rom und Paris an diesem winzigen Punkt durch die allzuleichte Decke eines sogenannten Friedens bricht, wie Prestigefragen, imperialistische Eroberungssucht, Interessenverkettung und verderbliche Bündnispolitik, Eitelkeit und Ehrgeiz, Zufall und böser Wille, Übereifer und Zaghaftigkeit die Ereignisse mit grausiger Folgerichtigkeit auf das von allen gefürchtete Ende, den vernichtenden Krieg, zusteuern, und wie dazwischen Einer, Frankreichs Außenminister Léon Brandt, mit der Kraft seiner Persönlichkeit und der Macht seiner Organisation, der internationalen Gewerkschaftsunion, vergeblich alles daransetzt, das Unheil zu verhindern, das Unheil, das die ganze zivilisierte Welt zu vernichten droht, — davon erzählt Hanns Gobsch in seinem „Wahn-Europa 1934" (Fackelreiter-Verlag, Berlin).

Prall von Ereignissen und Sensationen, durchsetzt mit klugen Bemerkungen, rollt dieses Buch Faden um Faden des Gewebes

auf, bis sich entsetzlich „logisch“ die letzte Konsequenz ergibt: der Krieg. Diese furchtbare „Logik“ zu zerstören, hat Brandt sich zur Aufgabe gesetzt. Einst Kampfflieger, der sein Damaskus erlebt, dann Pionier des Flugverkehrs, mit 29 Jahren in die Politik verschlagen, Sozialist ohne Marxist zu sein, Anti-Diktaturist aber kein Anbeter der Masse, ist Ziel seiner Tätigkeit als Außenminister: jeder Konflikt zwischen den einzelnen Ländern soll friedlich gelöst, unsre gesamte Außenpolitik einem Umbau unterworfen werden. Er stützt sich dabei auf das in der „Union“ geeinigte „europäische Volk“, das im Ernstfall den Regierungen Brandts Willen aufzwingen soll.

Vom ersten Augenblick an, da ihn auf dem Flug nach Amerika zwischen Ozean und Himmel die Nachricht von dem aufflackernden Brand am Balkan erreicht, stürzt er sich in diesen Entscheidungskampf, der beweisen soll, ob es den Massen möglich ist, kriegerische Lösungen durch eine straffe internationale Organisierung fernerhin auszuschalten. Funksprüche fliegen an die Regierungen Albaniens und Italiens (das seine albanischen Interessen bedroht sieht), Südlawiens und Frankreichs (das sich seinem Bundesgenossen in Belgrad zur Seite stellt); seine ganze Kraft konzentriert sich darauf, das Kabinett von der Prestigepolitik abzubringen. Vergebens, er muß zurücktreten, und nun beginnt der gigantische Kampf der französischen Unionisten. Frankreich wird durch den Generalstreik lahmgelegt. Italien bekommt naturgemäß Oberwasser, man verhandelt mit Brandt, ein unglückseliger Zwischenfall beraubt ihn eines seiner engsten Mitarbeiter, schon beginnt in Italien der Aufmarsch, als Südslawiens König zurückzuckt. Italiens Herr, Capponi, triumphiert, aber wie ganz Europa so atmet auch er befreit auf, — da hetzt Rhée Landrux, der Teufel der französischen Sozialisten, wähnend, man habe Brandt gefangen gesetzt, die Massen auf den Straßen von Paris zum Kampfe, erstürmt den Eifelturm und funkt ein bluttriefendes Manifest in die Welt hinaus, unter Mißbrauch von Brandts Namen Italien den Kampf des Proletariats der ganzen Welt ankündigend. Italien greift an, der einzige Mensch, der jetzt noch Frankreichs Massen in der Gewalt hat, Brandt, muß die Regierung übernehmen, die Tragik beginnt: grade er, der den Völkern den Frieden bringen wollte, muß seine eignen Volksgenossen zum Kriege führen, wenn auch nur zu einem Verteidigungskrieg. Unter den Trümmern von Italien und Frankreich liegen er und seine Mit- und Gegenspieler begraben, die Flieger haben ganze Arbeit geleistet.

Eine große Idee hat ihr Fiasko erlitten. Nur, weil kleine Menschen sie mißbrauchten? Hier scheint mir der entscheidende Fehler dieses nicht genug zu lobenden, formal und inhaltlich gleich guten Buches zu liegen. Durch eine Massenkriegsdienstverweigerung und einen Massengeneralstreik den Regierungen ihre gefährlichste Waffe, die Kriegsbereitschaft, aus den Händen zu schlagen —, dieser großartige Plan scheitert, wie der Gang der Ereignisse nachweist, an zwei Punkten: an der Möglichkeit, mit ein paar tausend bis ins letzte ausgerüsteten Flugzeugen

ein ganzes Land innerhalb weniger Stunden zu vernichten, also an dem Fehlen einer totalen Abrüstung, und daran, daß sich der Apparat der Staatsmacht in den Händen von Personen befindet, für die der letzte Ausweg, die letzte Lösung noch immer der Krieg ist. Der Fehler in Brandts Rechenexempel ist der, daß er glaubte, seine Idee lasse sich durchführen, bevor die von ihm geführten Massen die Macht erobert haben. Diese Frage, die von selbst auftaucht, beantwortet Gobsch nicht; was nicht hindert, sein Buch zu begrüßen als einen mutigen Warnungsruf an die Regierungen und Völker Europas, nicht erst unsern Erdteil zu einem Trümmerhaufen werden zu lassen, bevor sich die Vernunft durchsetzt.

Walther Karsch

Anarchie in Bayern

Der frühere Kronprinz Rupprecht, von ganz rabiaten Altbayern kurz entschlossen der König genannt, besuchte eine entlegene Kreisstadt. Als der Zug die Station Oberdimpflharting passierte, standen die Honoratioren und Veteranen zwecks Begrüßung am Bahnhof. Weißblaue Fahnen wehten, Böller verursachten kraftbayrisches Festgetöse, das weißgekleidete Töchterchen des Bezirksamtmanns überreichte einen Kornblumenstrauß. Der blaue Himmel demonstrierte gleichfalls unter Vorführung einer leuchtend weißen Wolke, die vorschriftsmäßig überm Bahnhof stand, die angestammten Landesfarben.

Alles ging gut. Das Töchterchen des Bezirksamtmanns sagte seine Verschen ohne Stokkung auf und nahm, vom Exkronprinz, respektive Prätendenten beziehungsweise König auf die Wange getätschelt, einen Eindruck fürs Leben mit.

Der hohe Herr zog den bärtigsten Veteranen von Siebzig ins Gespräch. Daß inzwischen auch im Weltkrieg unter der militärischen Oberleitung Seiner Hoheit ein hübsch paar Landeskinder ehrenvoll demoliert worden waren, schien nicht in Betracht gezogen — vielleicht weil die wehenden Greisenbärte im Gegensatz zu den neumodisch glatten Gesichtern dekorativer wirkten.

Alles erledigte sich ohne Reibung und der erhebende Tag wäre allen Beteiligten wie ein eingeweckter Sonnenstrahl im Gemüt bewahrt geblieben, wenn nicht...

Wenn nicht im letzten Augenblick, als der König beziehungsweise Prätendent respektive Exkronprinz bereits wieder Platz genommen hatte und das donnernde Hurra zum drittenmal in der klaren Luft verklungen war, irgend ein Subjekt mit mißtönender Stimme gebrüllt hätte: „Hoch die Republik!"

Unter allgemeiner Verwirrung ächzte der Zug davon.

Die sofort eingeleitete Untersuchung führte leider zu keinem befriedigenden Resultat.

Wahrscheinlich so ein Jud aus Preußen —!

Peter Scher

Was geschieht, wenn einer die Verantwortung trägt?

Als gestern das britische U-Boot L 53 bei Übungen in der Nähe der Insel Wight untergetaucht war, stellte es sich heraus, daß ein Mann der Besatzung versehentlich auf dem Deck zurückgelassen worden war. Der Kommandant ließ das U-Boot sofort wieder an die Oberfläche gelangen und mehrere Stunden an der betreffenden Stelle kreuzen, ohne von dem Vermißten eine Spur zu entdecken. Nach Abhaltung eines Gottesdienstes kehrte das U-Boot in seinen Hafen Portsmouth zurück.

Zeitungsnotiz

Ideale

In unsrer Nummer 36 veröffentlichten wir ein Bild des japanischen Generals Nagaoka mit der Unterschrift: „Der Mann mit dem längsten Schnurrbart der Welt". Wie uns ein Leser, Herr Wilhelm Roleff, mitteilt, scheint hier ein bedauerlicher Irrtum vorzuliegen. „Es dürfte Ihnen nicht bekannt sein", heißt es in der Zuschrift, „daß es in Köln einen noch längern und schönern Schnurrbart gibt. Wie Sie aus dem beigefügten Photo ersehen, besitze ich den längsten Schnurrbart der Welt. Derselbe ist fünfundfünfzig Zentimeter lang (fünf Zentimeter länger als der des Generals), gut gepflegt, und ich bin heute noch stolz darauf, denselben als alter Soldat und späterer Polizeihauptwachtmeister zu tragen. Aus meinem jetzigen Schnurrbart könnte man zehn jungen Leuten ein jetzt modernes Schnurrbärtchen machen. Ich bitte in einer Ihrer nächsten Ausgaben um gefällige Richtigstellung."

‚Kölnische Illustrierte Zeitung'

Mit Ahoi

Wikinger Jungenschaft

Es liegt Veranlassung vor, bekannt zu geben, daß ich mich genötigt sah, vier Führer aus der W.J. wegen Treubruchs auszuschließen. Die Führung bleibt weiter in meinen Händen.

Mit Ahoi!

Heinz Hoffmann
‚Die Kommenden'

Die Wochenschau

Im ersten Jahrgang der tönenden Fox-Wochenschau waren, wie der ‚Film-Kurier' berichtet, folgende Themen verwendet:

Sportszenen 74mal. Volksfeste und Volksgebräuche 50mal. Feierlichkeiten 43mal. Armee- und Marineszenen 34mal. Flugzeugaufnahmen 25mal. Katastrophen und Unglücksfälle 21mal. Technische Szenen 20mal. Viehzucht, Dressur 19mal. Persönlichkeiten 15mal. Kunst, Musik, Tanz 11-mal. Religion 10 mal. Schule,

Pädagogik 9mal. Forschungsreisen 7mal etcetera.

Das ist, wie man zugeben wird, brennend interessant. Es fehlt nun nur noch die Statistik über diejenigen Themen, die grundsätzlich nullmal in der Wochenschau behandelt werden.

Natur und Kunst

Unter den Hunderten von Tirolern, die in Luis Trenkers „Berge in Flammen" die Kaiserjäger spielten, waren ein Großteil Männer, die im Weltkrieg selbst an der Front gestanden waren, heute also das spielten, was sie vor Jahren selbst erlebt hatten. So unerhört echt waren die Filmszenen gestellt, daß viele der Leute, besonders bei den Nachtaufnahmen, vergaßen, daß das alles heute ja nur Spiel war und bei den Nahkampf-Szenen so auf den „Feind" losgingen, daß die bereitstehenden Sanitäter alle Hände voll zu tun hatten, um die verschiedenen Verletzungen zu verbinden. Und was den Leuten die größte Freude machte, war das Schießen, besonders mit den Maschinengewehren. Jeder wollte möglichst viel der kostbaren, nur unter großen Schwierigkeiten beschafften scharfen Munition — eine andre kam wegen der Echtheit des Tons nicht in Frage — verschießen und der biedere Tiroler, der am Abend nach der „Schlacht" mit blitzenden Augen und kampfgerötetem Gesicht atemlos in der Wohn-Baracke ankam und seinen Kameraden zurief: „900 Schuß hab' i heut' aussaböllert (hinausgeschossen), sakra, sakra, denen Walschen (Italienern) hab' i's heut' 'zagt (gezeigt)!" wurde wie ein Held bestaunt und beneidet.

‚Rheinfilm-Magazin'

Liebe Weltbühne!

Jeden Tag, den Gott werden läßt, sendet der Bankier Zacharias ein Stoßgebet zum Himmel: „Lieber Herrgott, wenn Du nach Deinem unerforschlichen Ratschluß schon alle Banken vernichten willst, dann tu es wenigstens nach dem Alphabet."

Herbst im Fluß

Der Strom trug das ins Wasser gestreute
Laub der Bäume fort. —
Ich dachte an alte Leute,
Die auswandern ohne ein Klagewort.

Die Blätter treiben und trudeln,
Gewendet von Winden und Strudeln
Gefügig, und sinken dann still. —

Wie jeder, der Großes erlebte,
Als er an Größerem bebte,
Schließlich tief ausruhen will.

Joachim Ringelnatz

Hinweise der Redaktion

Berlin

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Freitag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz. Oeffentliche Diskussion: Die Bedeutung der Sozialistischen Arbeiter-Partei. Es sprechen: Karl Frank (KPO), Walther Karsch und Kurt Werth. Vorsitz: Kurt Hiller.

Hamburg-Altona

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Dienstag (17.) Volksheim Eichenstraße. 20.00: Die Parteien und der Friede, Kurt Zornig.

Bücher

Maurice Baring: Daphne Adeane. Ernst Rowohlt, Berlin.
Otto Corbach: Offene Welt. Ernst Rowohlt, Berlin.
Otto Lehmann-Rußbüldt: Die Revolution des Friedens. E. Laubsche Verlagsbuchhandlung, Berlin.
Arnold Zweig: Mädchen und Frauen. Gustav Kiepenheuer, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 18.20: Erik Reger spricht. — Frankfurt 19.05: Dichter, Zeit und Rundfunk, Alfred Wolfenstein. — **Donnerstag.** Berlin 19.15: Walther von Hollander liest. — 21.10: Querschnitt durch Heinrich v. Kleist von Ernst Bulowa, Edlef Köppen. — **Freitag.** Breslau 17.15: Die Zeit in der jungen Dichtung, W. E. Süskind. — **Sonnabend.** Langenberg 18 20: Ist eine Weltsprache möglich? Johannes Bückler.

Antworten

Nationaler Mann. Ihre ‚Deutsche Zeitung' entrüstet sich über die ‚Weltbühne' und faselt von „jüdischer Unverschämtheit", weil wir in unserm vorigen Heft wieder einmal die Frage aufgeworfen haben, wie es möglich ist, daß der noch immer nicht naturalisierte Adolf Hitler in Deutschland Politik machen kann, Aufruhr und Bürgerkrieg predigen, ohne daß die hohe Obrigkeit das unerwünschte Element endlich abschiebt. Die ‚Deutsche Zeitung' erhebt darob gereizt ihre Büffelhörner. Wir brauchen nicht besonders hervorzuheben, daß wir nicht daran denken, die Sache der Fremdenpolizei, die ungezählte arme Teufel schikaniert, zu führen, aber Hitler gehört nicht zu den Unseligen, mit denen die Polizei so lange Schlitten zu fahren pflegt, bis sie sie endlich bei der Grenzwache des Herrn Nachbarstaates abgibt. Warum wir im Falle Hitler äußerste Strenge fordern, ist wohl ganz klar: diejenigen, die immer Zucht und Disziplin und Unterwerfung auch unter die rigorosesten Gesetze fordern, sollen selbst einmal das vom Staate spüren, was sie gegen andre verlangen. Die ‚Deutsche Zeitung', die in jeder Nummer zehnmal den Geist des Gehorsams beschwört, hat kein Recht aufzumucken, wenn bestehende Gesetze angewendet werden. Daß man sich auf der Rechten nicht immer so tolerant verhält wie im Falle Hitler, beweist ein haßerfüllter Ausfall, den Herr Paul Fechter in der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' jetzt gegen den Kleistpreisträger Ödön von Horvath unternommen hat, denn Horvath ist geborener Ungar, deshalb hat er sich nicht um deutsche Dinge zu kümmern. Der tapfere Fechter hätte seinen deutschen Zorn an eine ihm näher stehende Stelle verschwenden können, nämlich an seinen Chefredakteur, Herrn Doktor Klein, der in Siebenbürgen geboren ist und trotzdem nicht für Ungarn oder Rumänien sondern für Deutschland optiert hat. Herr Fechter hat das bei seinem wütenden Ausfall übersehen, aber Herr Doktor Klein dürfte wahrscheinlich ohne Vergnügen in seinem eignen Blatt gelesen haben, daß ein geborener Ungar kein Recht hat, sich aktiv am deutschen Schrifttum zu beteiligen.

Marxistische Arbeiterschule. Der Magistrat Berlin hat euch auf Anweisung des Provinzialschulkollegiums sämtliche Schulräume entzogen, um so eure Schulungs- und Aufklärungsarbeit zu sabotieren. Das hat euch nicht gehindert, eure Anstrengungen zu verdoppeln, und ihr habt euch ein eignes Schulhaus in der Schicklerstraße 6, am Alexanderplatz, eingerichtet. Wer Auskunft über eure vielseitigen Kurse haben will, wende sich an das Bureau, das täglich außer Sonnabend von 10 bis 12 Uhr und von 17 bis 19 Uhr geöffnet ist.

Düsseldorfer. Im Gegensatz zu den ‚berliner' Kritikern, die den Film „Der Kongreß tanzt" leicht beschwingt und tänzerisch finden, hat einer eurer Kinobesitzer als Vorreklame für diesen Film zehn — Elefanten, geführt von Husaren in zeitgenössischer Uniform, durch die Straßen trampeln lassen. Dies zeigt, daß der gesunde Sinn für Humor und Satire im deutschen Volke noch nicht ausgestorben ist.

Karlsruher. Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Theodor Clement, Ebertstraße 6, Telephon 120, der regelmäßige Zusammenkünfte der karlsruher Weltbühnenleser in die Wege leiten will.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Groener funkt dazwischen von Carl v. Ossietzky

Reichsminister Groener hat sich über eine Rundfunkrede des Reichsbannerfunktionärs Höltermann zum 9. November geärgert und eine andre Zusammensetzung des Überwachungsausschusses der Funkstunde verlangt. Groener bevorzugt als Reichsinnenminister einen wehrhaften Ton, so war denn Preußen schnell auf dem Plan. Es hätte wohl einen Konflikt gegeben, wenn nicht der Reichskanzler schlichtend dazwischengetreten wäre. Aber es ist nur ein Waffenstillstand, der hier geschlossen wurde.

Ministerialrat Scholz, der Vertreter des Reichs im Überwachungsausschuß, ein deutschnational infizierter Bureaukrat, hatte in dem Vortrag Höltermanns „parteipolitischen Charakter" entdeckt, eine Meinung, die sein Minister eifrigst aufnahm und verfocht. Da das ‚Berliner Tageblatt' in seiner Abendausgabe vom 11. November die inkriminierte Rundfunkrede in der Form, wie sie gehalten wurde, abgedruckt hat, sind wir in der Lage, zu prüfen, was Herrn Groeners überparteiliches Gefühlsleben so arg verletzt hat. Wir finden auch bei äußerster Anstrengung in diesem Vortrag weder viel Politik noch Charakter und schon gar keine Parteipolitik, dafür aber viel von jener selbstzufriedenen Pathetik, die immer mehr zum alleinigen Ausdruck des amtlichen Republikanertums geworden ist und ihr gerüttelt Maß Schuld trägt, daß den jungen Leuten von heute, um mit Herrn Sklarek zu reden, der Kaffee hochkommt, wenn ein Offiziosus die Republik zu besingen beginnt. Aber das sagen wir berufsmäßigen Nörgler, für die in Höltermanns schwarzrotgoldener Staatskonzeption gewiß nicht viel Raum ist, was aber Herr Groener dagegen einzuwenden hat, bleibt unerfindlich, denn er selbst hat sich dieser Sprache oft und reichlich bedient, wenigstens bis zu dem Zeitpunkt, wo die Frühstücksunterhaltungen zwischen Hitler und General von Schleicher begannen. Ob uns die Rede Höltermanns gefällt oder nicht, es bleibt erstaunlich, warum der Staat gegen einen Redner einschreitet, der das bisher allein als staatserhaltend anerkannte Idiom so gut beherrscht. Wäre unter der Monarchie die Rüffelung eines Barden möglich gewesen, der sich allzu breit in dynastischen Hochgefühlen ergangen hatte? Heute, unter dem halbfascistischen Regime, empfindet ein Minister der Republik es als anstößig, wenn ein Festredner sich zu einer republikanischen Ideologie bekennt, und sei sie selbst so gezähmt wie die des Reichsbanners, dessen Aufgabe es ja nicht ist, Parteipolitik zu machen, sondern davon abzulenken.

Schadenfreude ist keine politische Regung. Wäre Schadenfreude unter Verhältnissen wie augenblicklich erlaubt, so müßte man sich allerdings vor Lachen ausschütten über das, was die Sozialdemokratie und das ihr attachierte bürgerliche Republikanertum als Dank für die Tolerierung erntet. Gegen Herrn Klagges in Braunschweig hat der Herr Reichswehrminister des Innern nichts unternommen, nichts ist zur Sühnung des

braunschweiger Mordsonntags geschehen. Statt dessen beginnt der Herr Minister aus nichtigstem Anlaß Streit mit der preußischen Regierung, deren Leben ohnehin nur noch kurz befristet ist. Milde dem braunschweiger Naziminister, Unerbittlichkeit gegen den preußischen Braun. Hat das Reichsinnenministerium den Ehrgeiz, das zu vollbringen, was dem Volksentscheid der Rechtsparteien nicht gelang?

Die Sozialdemokratie tut jetzt sehr überrascht, daß Groener ihren Erwartungen nicht entspricht und sich à la Geßler auftut. Aber wie konnte sie nach der Entwicklung, die dieser Minister seit dem Panzerkreuzerkonflikt genommen hat, auf besseres hoffen? Es wäre die Pflicht der Partei gewesen, ihren Einspruch zu erheben, als Brüning vor wenigen Wochen dem Reichswehrminister das Portefeuille des Innern auslieferte. Damals rührte sich die Partei nicht, und manche ihrer Organe bekundeten bei dieser Gelegenheit Groener sogar ihr besonderes Vertrauen, denn der Minister werde von den Nationalsozialisten aufs bitterste gehaßt. Was es mit diesem Haß auf sich hat, wissen wir, seit der General-Bureauvorsteher von Schleicher als Mittelsmann zwischen Zentrum und Hitler fungiert. Die Sozialdemokratie hätte die Fortsetzung ihrer Tolerierung auch von einer sachgemäßen Besetzung des Innenministeriums abhängig machen müssen. Aber die Sozialdemokratie hatte sich damals schon so viel vergeben, daß sie an Bedeutung hinter der Wirtschaftspartei rangierte. Es wird von manchen Seiten darauf verwiesen, daß Herr Groener im Grunde seiner Seele noch immer ein guter Demokrat sei, daß er aber aus seiner militaristischen Haut nicht herauskönne. Der psychologische Tatbestand Groener interessiert uns wenig, jedenfalls hat dieser General zurzeit zuviel Macht in den Händen, als daß es die vornehmste Aufgabe der Entmachteten wäre, für ihn Plaidoyers auszusinnen, mildernde Umstände ins Treffen zu führen. Die Abtretung der gesamten Exekutive an einen Militär bedeutet immer selbstgewollte Abdankung des Verfassungsstaates. Weil die deutsche Linke von dem Geist eines konstitutionellen Staates keine Ahnung hat, deshalb konnte sie den Einzug Groeners ins Reichsinnenministerium widerspruchslos hinnehmen. Wie Groener sein Amt auffaßt, hat er durch seine Nachsicht gegenüber Klagges, durch seine Gereiztheit bei dem Rundfunk-Zwischenfall bewiesen, falls noch etwas zu beweisen war.

Diesmal ist der Konflikt noch abgeblasen, diesmal ist noch eine verbindliche Formel gefunden worden. Dennoch wird das Gras, das über dieser Affäre gepflanzt wurde, nicht hoch wachsen. Dennoch läßt sich an den Fingern abzählen, daß wir einer höchst dramatischen innenpolitischen Aera entgegengehen. Die Rechte wünscht nach wie vor sehnlichst die Eroberung Preußens, vielleicht sehnlicher als die des Reiches. Eine Reihe langer Wintermonate trennt uns noch von den preußischen Wahlen, über deren Resultat kein Zweifel besteht. Ein Konflikt zwischen dem Reich und Preußen kann die Wartefrist verkürzen. Meinungsverschiedenheiten sind in Fülle vorhanden. Seit Jahr und Tag schreit die Rechtspresse zum Beispiel, daß die berliner Funkstunde in Händen der Ro-

ten sei und der Marxismus dort namenlose Greuel verübe. Das ist eine gehörige Übertreibung, denn das einzige Rote am Rundfunk ist das leuchtende Haupthaar des Herrn Heilmann, der im politischen Überwachungsauschuß nicht grade den Radikalismus fördert. Daß Groener aber gegen diese Zensurkommission vorging und neue Zusammensetzung und andre Direktiven verlangte, beweist doch, daß die Klagen der beleidigten Patrioten auf ihn Eindruck gemacht haben. Neuerdings wird von der Rechten mit verdächtiger Systematik Material gesammelt, aus dem sich ergeben soll, daß die preußische Regierung die Kommunisten allzu liebenswürdig anfasse. Läßt sich das Reichsinnenministerium auch von solchen Stimmen beeinflussen, so wird bald der schönste Krach da sein. Wenn sich Groeners Probeblitz zunächst auch als kalter Schlag erwiesen hat, so kann doch beim nächsten Mal schon die Gewittermaschine geschickter gehandhabt werden. Während der Rechtsradikalismus immer mehr in die Breite wächst, seine Sprache immer lärmender wird, seine hochverräterischen Absichten immer unverhüllter in die Welt hinausgeschrien werden, empfindet der Minister das harmlose Elaborat des Herrn Höltermann als Bedrohung des innern Friedens. Wenn der Staat die Verkündung seiner eignen Ideologie als „parteipolitisch" unterdrücken will, so haben es seine Gegner leicht, so braucht der Fascismus sich nicht selbst anzustrengen. Der reibungslose Übergang ist garantiert.

Wir hoffen auf Wirtschaftswunder

von Jan Bargenhusen

Die Frage, ob wir durch den Winter kommen, glaubt Dietrich mit Ja beantworten zu können...

Bericht der ‚Vossischen Zeitung' über eine Rede des Reichsfinanzministers

In den bessern berliner Salons, also dort, wo man kaum noch einen jüdischen Bankier trifft, sondern Industrieleute, Diplomaten, fortschrittliche Reichsbeamte, Militärs und andre zuverlässig nationalgesinnte Herren, in diesen Salons kursiert eine neue tröstliche Formulierung. Sie lautet: „Wir gehen eben mit Rußland und mit den Donaustaaten zusammen, wenn es mit Frankreich und den U.S.A. nicht klappt. Die wirtschaftliche Seite der Sache ist bereits geregelt."

Und Jeder, der es hört, freut sich, glaubt es, weil es ihn freut, und geht hin, und erzählt es weiter. Der Gedanke ist für einen Durchschnitts-Bürger ja auch allzu verlockend. Es gibt da welche, so hört er voll Beruhigung, die haben für uns vorgesorgt; die haben nicht nur eine neue Idee sondern auch gleich fertig ausgearbeitete Pläne für eine neue Organisation. „Organisation" — das ist ja bekanntlich ein Zauberwort — ein Schlüssel zum deutschen Herzen. Den Franzosen und den Amerikanern, denen werden wirs also schon zeigen, so heißt es; wenn sie nicht nett zu uns sind, dann machen wir einfach auf dem Absatz linksherum kehrt, Gesicht nach dem Osten, und jene, wenn sie uns dann noch was wollen, dann können-

sieunsmal... Und schließlich: wenn wir auf einer neuen „staatskapitalistischen“ Basis mit dem Osten und dem Südosten zusammenarbeiten, dann wird das auch für unsre Kommunisten eine heilsame Ablenkung von ihren antikapitalistischen Ideen sein, dann ist ihnen ein ordentlicher Knochen zum Knabbern hingeworfen. Also auch die soziale Frage, soweit sie eine sozial-radikale Frage ist, löst sich dann spielend. Denn die deutschen Kommunisten können unmöglich einem Staat, der mit der Sowjetunion verbündet ist, innenpolitische Schwierigkeiten machen. Oder —?

*

Lohnt es sich, über jene Ideen zu diskutieren? Nein, es lohnt sich nicht. Dieser Plan ist kein Plan. Wir können unsre Wirtschaft nicht so von heut auf morgen von der westeuropäisch-amerikanischen Welt „abhängen“. Wir können nicht die Häfen von Hamburg und Duisburg-Mülheim „eben“ mal zumachen und dafür Königsberg und Passau groß auf neu etablieren. Und die wirtschaftliche Seite der Sache mit den Ost- und Südost-Staaten ist weder bereits geregelt, noch ist sie überhaupt in einer für Deutschland halbwegs befriedigenden Weise zu regeln.

Also, es lohnt sich nicht, darüber zu reden. Immerhin ist das Faktum festzuhalten, daß derartige Ost-Südost-Pläne jetzt ernstlich, wenn auch nur in denkbar vager Form, von Leuten diskutiert werden, die eigentlich, ihrer Vorbildung und ihrer Stellung im praktischen Leben nach, ernsthaft über diese Dinge urteilen könnten — während bisher nur die all-round-Politiker der ‚Tat‘ mit der von ihnen eigens in Außenhandelsstatistiken liberaler Aufmachung eingewickelten „Südost-Lösung“ zu hausieren pflegten.

*

In der offiziellen Wirtschaftspolitik spielt der Ost-Südost-Gedanke vorläufig noch keine besondere Rolle. Als ultima ratio höchstens werden dort solche Phantasien erwogen. Die offizielle Wirtschaftspolitik nämlich hat überhaupt keinen Plan. Man läßt den Wirtschaftsbeirat tagen, und hofft darauf, daß ein Wunder geschehen soll. Alles muß darauf angelegt werden, so lautet die Maxime der Wilhelmstraße, über die nächsten Wochen und Monate hinwegzukommen. Dann wird sich schon irgend eine Lösung finden. Bis dahin heißt es: beide Augen fest zu, nur nicht viel in der Öffentlichkeit reden, dem Volke muß ein Gefühl der Sicherheit gegeben werden. Durchhalten und stillhalten buten und binnen!

Es ist ein Zeichen für das außerordentliche Beharrungsvermögen, das der kapitalistischen Wirtschaft trotz allen Schlappen noch innewohnt, daß bei einer solch phantastischen Plan- und Ideenlosigkeit der sogenannten Führung die Dinge noch weiterlaufen, ja, daß sogar so etwas wie ein kleiner Ansatz zur Konsolidierung der Verhältnisse zu bemerken ist. Die Gold- und Devisenabziehungen bei der Reichsbank haben nachgelassen und sind zeitweilig zum Stillstand gekommen. Die besonders gefährliche Situation bei den Sparkassen, die monatelang unter dauernden Abhebungen gelitten

haben bis zur fast völligen Erschöpfung ihrer mit Reichsbankhilfe mehrfach aufgebesserten Liquidität, hat sich gebessert. Eine Ideologie oder gar ein Plan für die radikale Umgestaltung der deutschen Wirtschaftsverhältnisse fehlt bei den Kommunisten ebenso wie bei den Extremen auf der Rechten. „Kein Mensch ist wieder mal fertig", so hört man die ehrlich bekümmerten verhinderten Revolutionäre von links und rechts gelegentlich sagen. So kann sich das Beharrungsvermögen des kapitalistischen Apparates auswirken, trotz den defaitistischen Neigungen, von denen die Vollblutkapitalisten, wie sie Sombart nannte, fast ausnahmslos erfüllt sind.

Nun hofft man also auf das Wunder. Vielleicht kann die deutsch-französische Verständigung, die ja schließlich doch einmal kommen muß, alles zum Guten wenden —? Andre meinen wieder, daß die neue Rohstoff-Konjunktur, die in Amerika angebrochen ist, und die sich, trotz manchen Rückschlägen, bei Getreide, Metallen, Ölsaaten und Textilien zu behaupten scheint, zu einem Umschwung führen könne. Ja, wenn nun doch noch ein kleiner handlicher Krieg in der Mandschurei entstehen möchte, mit allen Segnungen der Kriegskonjunktur für Japan, das wäre natürlich eine fast ideale Lösung!

*

Die Frage ist nur, ob die psychologische Ermutigung, die aus einer deutsch-französischen Verständigung erwachsen könnte, zu ausreichend starken Auftriebstendenzen führen kann, um auch der deutschen Wirtschaft eine Überwindung des krampfartigen Krisenzustandes zu ermöglichen. Und ebenso ist es fraglich, ob der Preisanstieg auf den Rohstoffmärkten, der für die westeuropäischen Länder und die beiden amerikanischen Kontinente tatsächlich eine Erlösung aus der Depression bringen kann, für Deutschland mit seiner potenzierten Krise noch etwa Hilfe bringen wird. Je mehr der unsubstantiierte Optimismus der deutschen Wirtschaftslenker ins Kraut schießt, jener kaum erträgliche Optimismus à la Hermann Dietrich, um so skeptischer muß man werden.

Immer noch drohen für den Bestand der Währung die größten Gefahren. Es ist fraglich, ob man, trotz dem Teilmoratorium im Stillhalte-Abkommen, den Kurs der Mark auf die Dauer erfolgreich verteidigen kann, wenn die Exportmöglichkeiten durch Antidumping- und Schutzzollmaßnahmen des Auslandes geringer werden, wenn die Konkurrenz der Länder mit „goldfreier" Währung stärker wirksam wird, und wenn die billig erworbenen deutschen Rohstoffvorräte sich einmal erschöpfen. Mit den bisher angewandten Methoden zur Preissenkung werden auch die deutschen Exportpreise nicht in dem für die Devisenbeschaffung erforderlichen Maße weiterhin herabgepreßt werden können. Gibt man aber dem Drängen der Landwirtschaft nach und reglementiert man, um Devisen zu „sparen", die Einfuhr, dann kommt es automatisch zu Preissteigerungen im Inland, damit also zur Verringerung der Exportmöglichkeiten.

Schließlich bleibt trotz allen Devisen-Verordnungen die „Erfassung" der deutschen Exporterlöse höchst unvollkommen. Ein schärferes Zufassen der Regierung gegenüber dieser neu-

sten Art von Kapitalflucht unterbleibt aber. Warum, das weiß eigentlich niemand. Es ist zwar richtig, daß der Kampf gegen die Kapitalflucht neuen und alten Stils eine verfluchte Ähnlichkeit mit dem Versuch hat, Wasser in einem Sieb forttragen zu wollen. Aber trotzdem muß die Regierung, wenn sie schon einmal den Kampf um die Repatriierung des Fluchtkapitals aufgenommen hat, dabei fest zufassen, schon um das Gesicht zu wahren, um sich im Inland einen psychologischen Effekt zu sichern. Zum Beispiel: warum werden nur die noch in Deutschland wohnenden Besitzer ausländischer Guthaben zur Anmeldung und Liquidierung jener Fluchtkapitalien gezwungen, warum nicht auch die ins Ausland übergesiedelten Kapitalflüchtlinge? Kein holländischer oder schweizer Bankmann versteht diese verschiedenartige Behandlung seiner deutschen Kundschaft. Wollte man den Auswanderern, die sich in der Nähe ihrer Bankkonten und fern von den deutschen Finanzämtern irgendwo an freundlichen Gestaden angesiedelt haben, mit dem Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit und mit der Anprangerung ihrer Namen drohen, so könnte man immerhin einige hundert Millionen Mark in Devisenform zurückerhalten. Wenn natürlich auch hier wieder die ganz Großen, mit ihren gut verschachtelten Konzernen, nahezu unangreifbar wären. Und für die schweizerischen und holländischen Banken wäre eine solche Drainage ihrer überfüllten Depots noch nicht einmal so unangenehm.

*

Die größere Gefahr für die Erhaltung der Währung droht freilich nicht vom Ausland, von der Devisenbilanz her, sondern von der inländischen Entwicklung. Projekte der „Ankurbelung" und „Kreditausweitung" werden heute noch in den Ministerien von denselben Sachverständigen ausgearbeitet, die früher die Beschaffung von Auslandskrediten für die öffentliche Hand gar nicht genug empfehlen konnten; der Erfolg ihrer Tätigkeit, Fehlinvestitionen und unsolide Finanzgebarung in vielen Kommunen, hat sie noch nicht belehrt. Aber vielleicht ist diese Projektemacherei noch nicht einmal das schlimmste. Akuter ist wohl noch die Gefahr, daß in immer neuen Stützungsaktionen für notleidende Teile der Wirtschaft solange weitere Garantien und Schatzwechselkredite des Reichs und der Länder gegeben werden, bis schließlich einmal bei der Beanspruchung der Bürgschaften und bei dem Liquidemachen der Schatzscheine die berühmte „Ausweitung des Notenumlaufs" eintritt. Und, in ihrem Gefolge, die inflationistische Preissteigerung, die Flucht in die Waren und die sonstigen „Sachwerte". Dann ade, Diskontpolitik und Deflationsdruck, ade, Reichsmark!

Will man diese Gefahr vermeiden, so muß die Preissenkung ernstlich betrieben werden. Die Hemmungen, die einem Preisabbau entgegenstehen, sind aber außerordentlich stark, vor allem deshalb, weil jede weitere Senkung der Erlöse für immer mehr Unternehmungen, die von den Gestehungskosten und den „fixen" Vorbelastungen, unter denen die Zinsen für alte Kredite nachgerade eine beträchtliche Rolle spielen, nicht so schnell herunterkommen, das Ende bedeuten muß. Eine Zinssenkung

läßt sich aber nicht dekretieren; darüber besteht nun fast überall Klarheit. In dieser Lage gewinnt bei sehr vernünftigen und ruhigdenkenden Leuten die Meinung mehr und mehr Boden, daß, um der Scylla „Preissteigerung" und der Charybdis „Wirtschaftsschrumpfung" zu entgehen, der vernünftigste Ausweg doch noch eine Verkleinerung der Mark wäre, eine Devalvation also, etwa nach englischem Muster um rund zwanzig oder fünfundzwanzig Prozent. Die neue Reichsmark, vier Fünftel oder drei Viertel des alten Goldwertes betragend, und wieder gleichwertig dem englischen Schilling, könnte freilich erst nach der Stabilisierung der britischen Währung dekretiert werden. Das müßte dann auch mit einem Schlage geschehen. Anders in England, wo man den Pfundkurs, nach der Abhängung vom Goldstandard, sich erst auf einem neuen Gleichgewicht einpendeln ließ, weil bei freier Kursbildung die Gefahr eines weitern Abgleitens der Mark für das inflationskundige Deutschland zu groß wäre.

Natürlich bedeutet eine solche Lösung eine Verringerung der Zinserträge für langfristig angelegtes Kapital. Aber diese partielle „Enteignung" des Kapitalisten und des Sparers würde 20 oder 25 Prozent nur dann ausmachen, wenn, was unwahrscheinlich ist, die Inlandspreise schnell auf den alten Goldstand ansteigen würden. Die allmähliche Anpassung der Preise (und Löhne!) an den frühern Goldstand, die sich auf den verschiedenen Wirtschaftsgebieten mit verschiedenem Tempo vollzieht, auf manchen Gebieten auch fast ganz ausbleiben wird, schafft ja eben erst die erwünschte Atempause.

*

Einwand Nummer eins: Die auf Goldwährung lautenden Auslandsschulden werden, nach der Verkleinerung des Reichsmarkwertes, um so schwerer und drückender.

Einwand Nummer zwei: Die notwendig werdende Aufhebung der Goldklauseln bei langfristigen Inlandsschulden, wobei an die Hypotheken auf Feingoldbasis zu denken ist, zerstört Treu und Glauben, bedeutet einen Vertragsbruch.

Einwand Nummer drei: Die Sparer werden demoralisiert; die Kreditwirtschaft in Deutschland stockt völlig.

Es gibt noch mehr Einwände. Aber wie schwer ist ihr Gewicht in einer Situation, wo man sich sagen muß, daß in absehbarer Zeit ganze Kategorien von festverzinslichen Papieren notleidend werden, weil die Zinsschuldner nicht mehr zahlen können und die Vollstreckung gegen sie ergebnislos bleibt, daß also die partielle Enteignung der Sparer und der Kapitalisten und der Stillstand in großen Teilgebieten der Kreditwirtschaft ohnedies droht? Es bleibt nur die Wahl des kleinern Übels. Ob die Devalvation dies Projekt, über das heute trotz allen offiziösen Dementis sehr ernstlich gesprochen wird, tatsächlich das kleinere Übel ist, läßt sich schwer sagen. Aber schließlich ist es vielleicht doch besser, daß überhaupt etwas geschieht, auch eine gefährliche Operation, als daß man die Dinge von Regierungs wegen unter ewigen Erörterungen treiben läßt, hoffend, daß noch rechtzeitig ein Wunder geschehe. Man verlangt, daß Opfer gebracht werden? Opfer kann nur bringen, wer noch etwas hat.

Nachkriegs-Kapitalismus von Thomas Tarn

Nachkriegs-Kapitalismus, das ist die Epoche, in der der Niedergang des gesamten kapitalistischen Systems — wenn auch in den einzelnen Ländern nicht gleichmäßig — immer deutlicher wird. Nachkriegs-Kapitalismus ist die Epoche, in der die imperialistischen Expansionsmöglichkeiten immer stärker beschnitten und die kapitalistischen Widersprüche immer schärfer werden. Die Epoche, in der von einer Konjunktur im Vorkriegssinne nicht mehr die Rede ist, in der daher die Krise nicht eine vorübergehende Unterbrechung einer selbstverständlichen Aufwärtsentwicklung darstellt, sondern in der sie der plastischste Ausdruck dafür ist, daß die Widersprüche immer schwerer zu überwinden sind, in der sie immer mehr das gesamte System erfaßt und damit zu einer politischen wird. Kaum jemals zuvor ist der Funktionszusammenhang zwischen Politik und Wirtschaft so stark hervorgetreten.

Daß die Krise die schwerste ist, die den Kapitalismus seit hundert Jahren betroffen hat, muß allmählich auch von der bürgerlichen Wissenschaft zugegeben werden. Da man den Verfall des ganzen Systems natürlich nicht zugeben darf, so muß man die Erklärung in Erscheinungen suchen, für die nicht der Kapitalismus selbst verantwortlich ist sondern eine Reihe andrer Faktoren. Unzählige Versuche sind in dieser Richtung unternommen worden. Einer der letzten ist eine Untersuchung der Handels-Redaktion der ‚Frankfurter Zeitung': „Nachkriegs-Kapitalismus". Es soll zu dieser Untersuchung hier prinzipiell Stellung genommen werden. Daher muß schon am Eingang betont werden, was diese Untersuchung nicht enthält: eine Analyse des Imperialismus wird nicht vorgenommen, das Wort Imperialismus kommt nicht einmal vor; und das ist kein Zufall. Da die ganze Untersuchung dem Nachweis gewidmet ist, daß der Kapitalismus als freie Marktwirtschaft gut funktionieren würde, und daß nur „außerökonomische" Maßnahmen, Zollpolitik, Subvention und Intervention etcetera an der schaurigen Lage heute schuld sind, daß man daher diese ihm wesensfremden Bestandteile beseitigen müsse, damit alles gut funktioniert, so läßt man den Imperialismus einfach unter den Tisch fallen, da ja jede Analyse des Imperialismus die für die heutige Epoche des Kapitalismus notwendige funktionale Verkettung zwischen Ökonomie und Politik aufweisen würde.

Vom Imperialismus ist daher nicht die Rede. Aber es gab ja einen imperialistischen Krieg, von dem auch die ‚Frankfurter Zeitung' behauptet, daß er sehr entscheidende Konsequenzen für den Kapitalismus habe. Was hat man darüber zu sagen?

Um eine Krise des Systems könnte es sich also beim Zusammenbruch von alledem höchstens handeln, wenn man das Wettrüsten und den Weltkrieg, die Kriegsschulden und die Inflation, die Kriegswirtschaft und ihre Nachwirkungen, die Friedensverträge und den ganzen protektonistischen, monopolistischen und interventionistischen Widersinn dieser Nachkriegsepoche ebenfalls dem Kapitalismus in die Schuhe schieben wollte — ein zwar modernes, aber ungewöhnlich törichtes Verfahren, denn hat es nicht in frühern Perioden, in denen vom Kapitalismus noch nicht die Rede war, ebenfalls schwere und lange Kriege ... gegeben?

Weil es vor dem Kapitalismus Kriege gegeben hat, darum hat der Kapitalismus als Imperialismus nichts Entscheidendes mit dem Krieg zu tun! Und das ist keine zufällige Entgleisung, denn am Ende der Untersuchung heißt es:

Daß aber der Weltkrieg, diese Quelle der meisten Übel, seinerseits wieder nur eine logische Folge der freien Marktwirtschaft gewesen sei, daß die Konkurrenz am Weltmarkt ihre wirtschaftlichen Gegensätze schließlich mit Waffen hätte austragen müssen, ist und bleibt — trotz des politischen Einflusses, den gewisse Rüstungsindustrielle in manchen Ländern ausgeübt haben mögen — ein Ammenmärchen, das durch die wirtschaftlichen Nöte auch der Sieger zur Genüge widerlegt ist, wenn es nicht schon durch den Hinweis auf die großen Kriege vorkapitalistischer Zeit hinreichend gekennzeichnet wäre.

Die Naivität dieser Art von Beweisführung kann wirklich schwer übertroffen werden. Erst wird der Vorkriegskapitalismus identisch mit freier Marktwirtschaft gesetzt. Er war aber keine freie Marktwirtschaft sondern ein imperialistischer Kapitalismus, um dessen besondere Merkmale sich diese Untersuchung herumdrückt. Die imperialistischen Konkurrenzkämpfe waren der entscheidende Faktor für den Weltkrieg, der den Niedergang des gesamten imperialistischen Systems einleitete. Und wenn es im unmittelbaren Anschluß an dieser Stelle heißt: „Für kein Wirtschaftssystem sind — ganz im Gegenteil — friedliche Beziehungen zwischen den Nationen von so vitaler Bedeutung wie für die freie Marktwirtschaft", so sind die Kapitalisten bisher andrer Meinung gewesen. Das zeigt die Aufrüstungspolitik in allen kapitalistischen Staaten, das zeigt die völlige Bedeutungslosigkeit des Völkerbundes, die sich erst jetzt wieder beim Konflikt zwischen Japan und China so deutlich demonstrierte.

Wenn der Imperialismus überhaupt nicht einmal erwähnt wird, da die Beziehungen zwischen Ökonomie und Politik völlig im Dunkeln bleiben, so versperrt sich diese Untersuchung auch die Möglichkeit, etwas zum Krisenproblem zu sagen. Man kann nicht verlangen, daß die Marxsche Krisentheorie und ihre Weiterbildung den Verfassern der Untersuchung bekannt ist; aber dann sollten sie darüber wenigstens den Mund halten. Nur in Volksversammlungen kann man erklären, daß Marx eine „Zusammenbruchstheorie" aufgestellt hat. In Wirklichkeit hat grade er in allen seinen Schriften den entscheidenden Nachdruck darauf gelegt, daß die ökonomische Krise nur durch die politische Tat der Arbeiterklasse zum Sturz des kapitalistischen Systems führen kann. Zur Krise heißt es weiter:

Er (der aufkommende Sozialismus) hat sich mit viel Scharfsinn um den Nachweis bemüht, daß periodische Krisen im Kapitalismus unausbleiblich seien und daß es sich gewissermaßen um einen organischen Konstruktionsfehler handle, der nicht anders als durch Ersetzung des ganzen Systems geheilt werden könne. Diese Kritik ist später in dem Grade verstummt, in dem die Krisen sich abschwächten, und als schließlich, wie in den Depressionen von 1902 und 1907, die Ermattungsperioden lediglich dadurch fühlbar wurden, daß die Produktion zeitweise weniger stürmisch ausgedehnt wurde als in Aufschwungszeiten, da wurde diese Kritik stiller, und man sah die Krisen nicht weiter als eine dem System ‚immanente' Erscheinung an, zumal da die frühere Beweisführung für diese These sich als wissenschaftlich unhaltbar erwiesen hatte.

Man erstaunt über die Leichtfertigkeit, mit der solche Behauptungen in die Welt gesetzt werden. Die marxistische Kritik am Kapitalismus ist nicht stiller geworden, als in der Epoche der imperialistischen Expansion über die ganze Welt der Krisenzyklus an Heftigkeit abnahm. Sondern die marxistische Kritik hat bewiesen, daß und warum auf dem Wege der imperialistischen Expansion vorübergehend die Krisen an Heftigkeit abnehmen konnten, und sie hat sich grade durch diesen Nachweis die Voraussetzung geschaffen, um die heutige Krisensituation zu begreifen, die eine Krise eben nicht mehr im Aufstieg sondern im Niedergang des Systems ist. Wenn es in der Untersuchung der ‚Frankfurter Zeitung' heißt: „Ob die jetzige große Krise eine zufällige historische Einmaligkeit darstellt oder ob sie eine aus dem System folgende naturnotwendige Störung ist, deren Wiederholung nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich ist, das ist eine Frage für sich," so ist das nicht eine Frage für sich, sondern es ist die Grundfrage, die zunächst einmal zu behandeln ist, bevor man zu irgend einer konkreten Frage Stellung nehmen kann.

*

Wir könnten uns mit diesen prinzipiellen Einwänden begnügen, wenn nicht in dieser Untersuchung mit der Vertretung überlebter liberaler Lehrsätze sehr deutlich eine Vertretung der brutalsten Unternehmerinteressen verbunden wäre. Für die besondere Schwere der deutschen Krise werden die „überhöhten" Löhne verantwortlich gemacht, die sich nicht aus dem freien Spiel der Kräfte ergeben hätten sondern durch die staatliche Schlichtungspraxis. Die ‚Frankfurter Zeitung' ist so gütig zu schreiben: „Natürlich ist nicht unsre gesamte Arbeitslosigkeit auf Lohnübersteigung zurückzuführen" — das heißt also: ein großer Teil der Arbeitslosigkeit kommt von der Lohnsteigerung. Und das wagt man in der gleichen Zeit zu schreiben, in der es in den Vereinigten Staaten acht bis zehn Millionen Arbeitslose gibt, ohne daß dort jemals ein staatlicher Schlichter eingegriffen hätte.

Mit der Vertiefung der Krise, mit der riesenhaften industriellen Reservearmee schlägt die ökonomische Krise in die politische um, werden die Reste der Demokratie zu Grabe getragen. Was hat die Untersuchung der ‚Frankfurter Zeitung' dazu zu sagen? Sie zitiert zustimmend einen Satz von Mises aus „Ursachen der Wirtschaftskrise": „Die kapitalistische Marktwirtschaft ist eine Demokratie, in der jeder Groschen eine Wahlstimme gibt. Der Reichtum erfolgreicher Geschäftsleute ist das Ergebnis eines Plebiszits der Konsumenten. Und nur der kann einmal erworbenen Reichtum bewahren, der ihn immer wieder aufs neue durch Befriedigung der Wünsche der Konsumenten erwirbt. Die kapitalistische Gesellschaftsordnung ist mithin im strengsten Sinne des Wortes Wirtschaftsdemokratie." Hier hilft keine Polemik mehr. Gegen die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' kann man polemisieren. Sie weiß, daß heute Klasse gegen Klasse steht. Gegen diese Art des liberalen Bürgertums jedoch, das nicht sehen will, wie es mehr und mehr den Boden unter den Füßen verliert, ist eine Polemik nicht mehr möglich.

Die Stehkragenfront wankt von Hilde Walter

Als vor drei Jahren an dieser Stelle von der Proletarisierung der dreieinhalb Millionen Angestellten gesprochen wurde, wußte man noch nicht, welche politische Heimat sich die Mehrzahl der unorganisierten, in bürgerlicher Mittelstandsideologie befangenen „Stehkragenproletarier" aussuchen würden. Seitdem sind es vier Millionen Angestellte geworden, von denen schon Ende August dieses Jahres fünfhunderttausend arbeitslos waren. Die politisch Heimatlosen unter ihnen haben offenbar inzwischen unter der Hakenkreuzfahne für bevorzugte Bürgerschaft im Dritten Reich optiert.

Im gleichen Maße, wie Lohn und Arbeitsbedingungen dieser Schicht ins Bodenlose absanken, verfeinerten sich die Kampfmethoden aller Parteien und Interessentengruppen um ihre Seele und ihre Stimmzettel. Eine stattliche Angestelltenliteratur ist in kürzester Zeit entstanden. Ernsthafte soziologische Untersuchungen, gute Romane und lächerliche Schmarren beschäftigen sich mit den sozialen Tatbeständen im Leben der Angestellten. Enqueten der Berufsverbände bringen das schwer erfaßbare statistische Material. Besonders das Lebensschicksal der weiblichen Angestellten ist ungemein literatur- und filmfähig geworden, weil es wenigstens in der Theorie Möglichkeiten für ein happy end bietet, die allerdings nach bewährtem Courths-Mahler-Rezept weniger durch günstige Arbeitsverträge als durch lukrative Verwendung weiblichen Charmes erreicht werden.

Das heftige Liebeswerben der Rechtsparteien und der Unternehmer um die politische Gefolgschaft der Angestellten hat aber keineswegs zu einer bevorzugten Behandlung bei den Abbauaktionen geführt. Man hat sogar die wichtigsten Privilegien der Angestellten, die ihnen geringe wirtschaftliche Vorteile im Vergleich mit der Arbeiterschaft brachten, sehr rigoros beseitigt. Zuerst kamen die Gehaltsabzüge bei Kurzarbeit ohne Innehaltung der Kündigungsfristen. Der erste Schritt auf dem Weg zur Abschaffung der Monatsgehälter und zur Einführung der Stundenbezahlung. Das Reichsarbeitsgericht hat die Methode gebilligt. Dann kam die Bestimmung der Notverordnung, daß kein Krankengeld mehr gezahlt werden darf, wenn der Angestellte während seiner Krankheit Gehalt bezieht. Wer das Risiko der Monatsgehälter überhaupt nicht mehr tragen wollte, entließ seine Angestellten und beschäftigte Aushilfen im Stunden- oder Tagelohn. Der stille, irreguläre Gehaltsabbau durch ungünstige Eingruppierung im Rahmen der Tarifverträge ist gar nicht zu erfassen. Jedenfalls wird der Verlust an der Kaufkraft der Angestellten durch Erwerbslosigkeit und Gehaltsabbau mit drei Milliarden im Jahr bewertet. Mehr als ein Viertel aller Angestellten verdiente schon Ende vorigen Jahres weniger als hundert Mark monatlich, fast ein Drittel zwischen hundert und zweihundert.

Trotzdem haben die Angestellten aus ihrer wirtschaftlichen Situation noch immer nicht die politischen und gewerkschaftlichen Konsequenzen gezogen. Nur 1,337 Millionen sind überhaupt gewerkschaftlich organisiert, davon 477 000 in den

freigewerkschaftlichen Afa-Verbänden. Eine halbe Million folgt den deutschnationalen Parolen des Gesamtverbandes der deutschen Angestelltengewerkschaften, 360 000 den bürgerlich-demokratischen des G.D.A. Eine echte politische Radikalisierung parallel der Entwicklung unter der Arbeiterschaft ist trotz dem unerträglichen wirtschaftlichen Druck nicht aufgekommen, denn ein ultralinker Flügel im Sinn der R.G.O. existiert nur in schwachen Ansätzen. Der Nationalismus jeder Schattierung ist für die verhinderten Bürger viel reizvoller als die Klassenkampftheorien aller sozialistischen Parteien. Trotzdem haben die freigewerkschaftlichen Afa-Verbände in der Krise ihre Position behauptet und ihre Mitglieder an radikale wirtschaftspolitische Stellungnahme gewöhnt. Sie haben sogar eine erstklassige Avantgarde herangebildet, die noch viel stärker sein könnte, wenn es ihre politischen Verwandten in der Nachkriegszeit besser verstanden und sich intensiver bemüht hätten, diese wirtschaftlich proletarisierten Schichten mit sozialistischer Ideologie vertraut zu machen.

Meuternde Matrosen von Fritz Löwenthal

Das holtenauer Lotsenhaus an der Einmündung des Nord-Ostseekanals in die Kieler Bucht war in den letzten Oktobertagen der Schauplatz des Schnellgerichts gegen die Besatzungen deutscher Schiffe, die im Hafen von Leningrad gestreikt haben.

Im Verlaufe des dritten Gesamtangriffs der Unternehmerschaft auf Löhne und Lebenshaltung der deutschen Arbeiter und Angestellten hielt der Verband deutscher Reeder in der zweiten Septemberhälfte den Augenblick für geeignet, außerordentlich weitgehende Abbauforderungen aufzustellen. Die Heuersätze der Seeleute sollten bis zu fünfzig Prozent, die der Seeoffiziere bis zu sechzig Prozent gesenkt, die tägliche Arbeitszeit auf zehn bis vierzehn Stunden erhöht, der Urlaub beseitigt, die bisherige Überstundenvergütung durch Freizeit auf See ersetzt, das Verpflegungsgeld wesentlich verringert werden. Im Gegensatz zur Haltung der „freien" Gewerkschaft, deren wirtschaftsfriedliche Bureaukratie dem Klassenkampf von oben nicht mit gleichen Mitteln begegnen wollte, gab der den Kommunisten nahestehende Einheitsverband die Losung aus: Kampf gegen jeden Lohnabbau, gegen jede Verschlechterung der Arbeitsbedingungen. Als ein am 2. Oktober gefällter Schiedsspruch eine Lohnsenkung von 13½ Prozent brachte, rief der Einheitsverband den Streik aus. Auf zahlreichen Schiffen in den deutschen Häfen wurden die Maschinen gestoppt, die Feuer herausgerissen. In Danzig wurden die Seeleute durch einen Streik der Hafenarbeiter unterstützt. Auch nach verschiedenen ausländischen Häfen warf die Bewegung ihre Wellen, besonders nach dem Hafen von Leningrad.

Hier lagen am 5. Oktober 33 deutsche Schiffe mit Maschinen und andern Waren vor Anker. Als die Besatzungen, rund fünfhundert Mann, hörten, daß ihnen durch Schiedsspruch unerträgliche Verschlechterungen aufgezwungen werden sollten, beschlossen sie in einer Versammlung im Internationalen Seemanns-Klub einmütig den Streik. Die gewählte Streikleitung fuhr am nächsten Morgen auf einer Barkasse im ganzen Hafen herum und forderte zur Arbeitsniederlegung auf; dieser Vorgang wurde dann durch die Presse in Gewaltmaßnahmen eines „Rollkommandos" umgefälscht. Die Mannschaften gingen an Land und kehrten nur zur Übernachtung auf die Fahrzeuge zurück. Nach Abbruch des Streiks in Deutschland wurde die Arbeit auch im Hafen von Leningrad in größter Disziplin wieder aufgenommen, die Schiffe nahmen Kurs in die Heimat.

Jetzt war der Zeitpunkt für eine Glanzleistung der deutschen Justiz gekommen. Seeflugzeuge suchten die Ostsee ab, um die heimkehrenden Schiffe möglichst frühzeitig zu sichten. Vor der Einfahrt in die Kieler Bucht wurden sie von einer Halbflottille von Kriegsfahrzeugen umkreist und zur Reede von Holtenau geleitet. Noch ehe die Anker niedergingen, kam ein Staatsanwalt mit Schutzpolizei an Bord, eilig wurden Protokolle aufgenommen, die Mannschaften mit Sack und Pack an Land geholt und ein halbes Stündchen später standen die Schwerverbrecher bereits vor dem Schnellrichter im Lotsenhaus.

Während Streik an Land wenigstens theoretisch noch ein erlaubtes Mittel im Wirtschaftskampf ist, wird er nach der von mittelalterlichem Untertanengeist erfüllten Seemannsordnung von 1902 zur See als „Meuterei" mit schweren Gefängnisstrafen bedroht. „Meuterei", das gibt es sonst nur beim Heer und im Gefängnis. Daß Gehorsamsverweigerung von Seeleuten mit dem gleichen Ausdruck gekennzeichnet wird, ist mehr als ein Zufall.

Um den Aufenthalt der Schiffe vor Holtenau möglichst abzukürzen und den Reedern jeden Zeitverlust zu ersparen, arbeitete das Schnellgericht ununterbrochen: Tag und Nacht, Werktag und Sonntag. In drei Schichten lösten sich Richter und Staatsanwälte ab. Schließlich sollten sogar zwei Schnellgerichtsgarnituren nebeneinander wirken, zu gleicher Zeit im holtenauer Lotsenhaus und im Strafgericht am Schützenwall zu Kiel. Daß dieser Hochbetrieb nach 2½ Tagen völlig abebbte, lag nicht am Diensteifer der Justiz sondern daran, daß kein „Material" mehr vorhanden war. Sturm auf der Ostsee verzögerte die Rückkehr vieler Schiffe außerordentlich.

Die Angeklagten fühlten sich gar nicht schuldbewußt, sie konnten nicht verstehn, daß ein Streik zur Abwehr eines unerhörten Angriffes auf ihre Lebenshaltung strafbar sein sollte. Mit Stolz bekannten sie sich zu ihrem Verhalten und erklärten, sie würden im gleichen Falle wieder genau so handeln. Ein Schiffsoffizier, der sich am Streik beteiligt hatte, sagte dem Gericht, er habe einsehn gelernt, daß er vom Reedereikapital nicht minder ausgebeutet werde als die Mannschaft; ihr Kampf sei daher auch sein Kampf. Eine ganze Anzahl von Kapitänen sympathisierte offenkundig mit den Streikenden; sie schützten sie vor Strafe, indem sie aussagten, die Leute hätten nur gezwungen am Streik teilgenommen, dafür könne man sie nicht zur Verantwortung ziehen.

Während die Mannschaft eines Dampfers, der im Hafen von Königsberg anlegte, mit Geldstrafen von vierzig Mark wegkam, verhängte das kieler Gericht Strafen von vierzehn Tagen bis zu vier Monaten Gefängnis, insgesamt bei etwa 85 Angeklagten rund zehn Jahre Gefängnis. Berufung einzulegen, verbot sich, weil in allen Fällen sofort Haftbefehl erlassen wurde; bis zur Verhandlung zweiter Instanz hätte die Untersuchungshaft vermutlich länger gedauert als die angefochtenen Strafen. In dieser Hinsicht und namentlich auch durch die überfallartige Fixigkeit des Verfahrens bildete das Schnellgericht gegen die Seeleute schon den Übergang zu den nach jeder Richtung von der Willkür der Reichsregierung abhängigen Sondergerichten, deren Bildung in der Notverordnung vom 6. Oktober 1931 vorgesehen ist. Hätte nicht die Rote Hilfe sofort drei Verteidiger gestellt, so wären die Seeleute völlig unvorbereitet von dem Schnellgerichtsverfahren ereilt worden. Gegen Bankdirektoren und andre Wirtschaftsverbrecher auf der Unternehmerseite, die durch Prospektfälschungen und sonstige Schiebungen das Volksvermögen um Dutzende von Millionen geschädigt haben, greift die Staatsanwaltschaft viel behutsamer ein, wenn sie sich überhaupt zu einem Vorgehen entschließt.

Im Falle der streikenden Seeleute wollte man offenbar ein Exempel statuieren. Jene Großzügigkeit, mit der man in England vor wenigen Wochen die meuternden Matrosen ungeschoren ließ, obwohl man

nachträglich das Versprechen der Straffreiheit als erpreßt hätte widerrufen können, fand bei deutschen Behörden keine Nachahmung. Wenn in Kiel, dort, wo im November 1918 zum ersten Male die rote Flagge auf deutschen Kriegsfahrzeugen wehte, harte Urteile gefällt wurden, so könnte darin eine späte Rache der damals verjagten und mit Noskes Hilfe wieder zur Macht gelangten Schichten erblickt werden. In unsern Tagen des kapitalistischen Zusammenbruchs ist das ein gefährliches Experiment.

Ein Ketzer wird gemacht von Theodor Timpe

Die Savonarolas werden selten, seit den auf fremden Pfründen sitzenden Seelenhirten unter wackrer Hilfe der Republik die Lenden schwellen. Ein voller Bauch rebelliert nicht gern. Und was hinter dicken Klostermauern an großen und kleinen Lutherepigonen den Obern das Leben sauer macht, wird auf dem dunklen Weg der Anstaltsinstanzen verhackstückt und abgewürgt. Was dagegen in die Öffentlichkeit kommt, ist mager genug und im Szenenwechsel der Aktualität schnell zu den verstaubten Requisiten seliger Kulturkampfzeiten geworfen. Dem ist rechtens so, denn wir haben wichtigere Dinge zu tun. Außerdem hat die Kirche einen guten Magen.

An „Macht und Geheimnis der Jesuiten" hat sich schon mancher die Zähne lädiert. Man weiß um ihre Organisation, ahnt ihren Herrschaftsbereich, wenn man ihre Vertreter in den maßgebenden vatikanischen Ämtern trifft. Man kann den Erfolg ihrer kirchenpolitischen Ranküne zuweilen an den Barometern der staatlichen Beziehungen ablesen. Ihre selten erfreuliche Wirksamkeit ist überall mit Händen zu greifen. Aber die tiefern Einblicke in ihr Organisationsgetriebe sind doch recht selten. Und man begrüßt es, wenn hin und wieder ein Versprengter anklopft und mit dem Biedermannseifer des Verärgerten die Betriebsgeheimnisse auspackt.

Als kurz vor dem Konkordatsabschluß im vorigen Jahre die liberale ‚Kölnische Zeitung' mit einem aufsehenmachenden Artikel: „Ein Justizskandal in Rom" herauskam, wo in Dialogform gar Niedliches und Erbauliches aus dem Prozeß eines Jesuitenprofessors mit seiner Gesellschaft ausgeplauscht wurde, da konnte die Meute der Zentrumspresse die ‚Kölnische Zeitung' nicht laut genug als Störenfried der Konkordatsverhandlungen verbellen. Sicherlich kam dem vertragsgegnerischen Blatt der Beitrag nicht ungelegen. Aber über den Tagesanlaß hinaus erwartete man doch von dem unglücklichen Prozeßopfer eine eingehende Darstellung seiner Sache. Und die liegt jetzt vor. (Papst und Jesuitengeneral, ein unerhörter Justizskandal und seine geistigen Grundlagen. Dargestellt von Doktor Franz Ernst, A. Falkenroth-Verlag, Bonn.)

Gleich der erste Satz der Broschüre erklärt, daß sich die Kritik nicht gegen Amt, Lehre, Recht und Gesetz der Kirche wende, sondern nur eine Bloßstellung der gegenwärtigen Machtverhältniss der Jesuiten und der Kirche sein wolle. Uns interessiert hier nicht, was der Herausgeber erreichen will, sondern was er zu berichten weiß. Und das ist allerhand.

Der Kirchenskandal des jetzt sechzigjährigen Jesuitenpaters Professor P. H. Bremer, der 1902 in die Gesellschaft Jesu ein-

trat, 1908 bis 1912 Professor des Kirchenrechts und der Moral am Regionalmuseum in Lecce (Unteritalien) war und dann während und nach dem Kriege im Jesuitenkolleg der holländischen Grenzstadt Valkenburg beschäftigt wurde, begann, wie das häufig vorkommt, mit Zensurstreitigkeiten.

Bei aller Einigkeit in Dogmenfragen befehden sich die kirchlichen Schriftgelehrten in dem, was sie „abweichende Lehrmeinung" nennen, mit derselben philosophischen Akribie und dem gleichen tierischen Ernst, die den Auseinandersetzungen ihrer profanen Kollegen einen oft so erheiternden Beigeschmack geben. Über die Zwirnsfäden erfinderischer Konkurrenzlist stolperte auch der Pater Bremer. Eine Abhandlung über den viel diskutierten „Probabilismus", das ist die Lehre von der Freiheit des menschilchen Willens, wie sie die Jesuiten verstanden haben wollen, in der er sich in deutlichen Wendungen gegen die „herrschende Lehrmeinung" des Ordens erging, wurde durch die Einheitsfront seiner wissenschaftlichen Gegner von der Zensur verworfen, nachdem die erste Auflage des gleichen Werkes vergriffen war und neu aufgelegt werden sollte. Die Berufung an den Ordensgeneral endete damit, daß dieser entgegen den kanonischen Vorschriften die Appellation auf das gesamte Werk ausdehnte und seinen Inhalt als gegen die allgemeingültige Kirchenlehre verstoßend erklärte. Ein Appell an das römische Offizium, in dem der Papst den Vorsitz führt, fand überhaupt keine Erledigung, auf weitere Schreiben in den Jahren 1922 bis 1929 sowie auf drei persönliche Briefe an den Papst blieb gleichfalls die Antwort aus. Was Wunder, daß der Beschwerdeführer langsam ungemütlich wurde.

Mittlerweile setzte im valkenburger Kolleg das Geplänkel gegen den unbequemen Pater ein. Um ihn abzulenken, versuchte man ihm die verschiedensten Posten anzudrehen. Er lehnte ab. Über den Halsstarrigen wurde verschärfte Zensur verhängt. Gelegenheitsarbeiten für theologische Zeitschriften ließ er darauf in einem fremden Kolleg mit Erfolg zensieren. Kaum war das bekannt, als man zur Beschlagnahme von Aufsätzen überging. Beschwerden an den Ordensgeneral nutzten nichts. Der Pater ließ seine Arbeiten schließlich ohne Genehmigung drucken. Darauf wurden in einer trierer Zeitschriftenredaktion die Arbeiten beschlagnahmt. Der valkenburger Hausobere hatte gute Gründe für diesen „Diebstahl von Manuskripten". Denn er hatte seine Kasse durch die Zurückbehaltung eines Teils von Meßstipendien, die für deutsche Priesterseminare bestimmt waren, aufgefrischt. Und das hatte der Pater durch die Veröffentlichung seiner Arbeit wenigstens für die Zukunft verhindern wollen. Eine gerichtliche Klage gegen den Schriftleiter verlief im Sande, die Beschwerde beim Provinzial endete mit der „faulen Ausrede", die Manuskripte seien vermutlich verlorengegangen.

Inzwischen sind die Gemüter eingeheizt und in die Auseinandersetzungen fließen polemische Töne ein. Bremer wirft dem valkenburger Rektor und Provinzial Lüge, Diebstahl, Verleumdung, Dummheit und Beschränktheit vor. Die Antwort ist: „Sie sind nicht normal ... Wenn Sie nicht parieren, holen wir den Irrenarzt." „Haben Sie noch alle fünf Sinne zusammen",

schreibt ihm der Ordensgeneral, und der Pater antwortet prompt und schlagend mit Zitaten aus dem Johannesevangelium, die seiner Quellenkenntnis alle Ehre machen. Selbst der Papst spricht von Bremer in seiner Umgebung nur als von dem „Matto", dem Verrückten. Dem Armen werden neue Verbote eingepeitscht. Dann wieder geht ein hornberger Schießen mit gegenseitigem Briefbombardement los, wobei Bremer ernsthaft zum Gegenangriff übergeht. Auf die schärfsten persönlichen Angriffe gegen die Behörde gibt es für ihn Ruhe. Zwei Jahre lang. Dann wird er durch Unterbindung schriftstellerischer Arbeiten aufs neue schikaniert. Er antwortet durch Klageerhebung gegen den General beim Vatikan. Er reitet sich aber immer tiefer in die Tinte. Die völlige Briefzensur wird verlangt. Der Pater umgeht sie. Die Post wird abgefangen, Empfangsbescheinigungen werden gefälscht, selbst eingeschriebene Briefe an ihn bekommt er nie zu Gesicht. Da trifft der Entscheid der Ordenskongregation ein, der die Eröffnung des Prozesses mitteilt. Es kommt die Zeit, wo das römische Intermezzo losgeht. Bei Nacht und Nebel fährt der Pater mit gepumptem Geld und verschabten Kleidern nach Rom, um seine Sache zu vertreten. Vom Germanikum aus, wo man ihn widerwillig wohnen läßt, geht der Kampf um die Audienz beim Papst los. Er antichambriert bei einem halben Dutzend hoher Würdenträger. Noch bevor sich die vatikanischen Revisionsinstanzen der Reihe nach für inkompetent erklärt haben, hat der verdutzte Romfahrer das Entlassungsurteil in der Tasche.

Er kehrt nach Valkenburg zurück. Er riskiert sogar den Herauswurf durch die holländische Polizei. Obdach- und brotlos gehts von Kloster zu Kloster. Nirgends bleibt er lange, da seine Gesellschaft alles tut, um ihn unmöglich zu machen. Das maastrichter Landgericht erkennt schließlich in einer fünfzigseitigen Urteilsschrift die Rechte des Klägers an, erklärt den Eintritt in die Gesellschaft als zweiseitig bindenden Vertrag, bestreitet nach umfangreichen Kommentierungen des einschlägigen Kirchenrechts irgendein Vergehen des Klägers und verurteilt den Orden als leistungspflichtig. Es ergibt sich also der sicherlich einzig dastehende Fall, daß ein Ordensgeistlicher von allen kirchlichen Instanzen ausgeschlossen ist, der Orden aber gleichwohl für ihn aufkommen muß.

Die Kirche praktiziert an ihren Häretikern nicht mehr Folter und Scheiterhaufen. Ihre Mittel sind äußerlich humanisiert worden und doch von gleicher Wirkung geblieben: Kaltstellung um jeden Preis. Diese moderne Spielart der Inquisition wird durch den Fall Bremer aus dem Katakombendunkel ins Licht gerückt.

Gewiß, die Kirche hat sich immer durch einen starken autoritären Zentralismus gegen ihre politischen, kulturellen, ethischen und vor allem dogmatischen Kritiker aus ihren eignen Reihen zu schützen verstanden. Das ist ja grade die Stärke ihrer festgefügten Organisation. Nicht jeder hat wie der Pater Bremer die Zivilkourage, gegen diese lautlos, aber exakt köpfende Apparatur, deren Schalthebel von einigen Wenigen bedient werden, vorzuprellen. Die meisten wissen, daß sie sich nur die Stirn wundstoßen, und lassens bleiben.

Beilis von Alexander Lernet-Holenia

Pawel, Timofej, Stepan, Arkadij, Iwan, Wasil, Sergej, Dimitrij, Fedor, Pjotr, Boris und Wladimir hießen die Geschworenen, die in dem 1912 verhandelten Beilis-Prozeß darüber zu entscheiden hatten, ob dieser Beilis eines Ritualmordes schuldig zu sprechen wäre oder nicht.

Die Geschworenen waren lauter Bauern. Intellektuelle jeder Art hatte man, vor der Auslosung, aus der Geschworenenliste aus prinzipiellen Gründen gestrichen. Man rechnete nämlich damit, daß die Bauern den Beilis, eher als Intellektuelle es tun würden, zu verurteilen sich entschließen könnten. Die russische Regierung wünschte die Verurteilung des Beilis, obwohl sie wußte, daß der Knabe Juschtschinskij gar nicht von Beilis sondern von einer Diebesbande, der auch die Mutter des Kindes angehörte, war ermordet worden. Das wußten vor allem die Minister Schtscheglowitow und Maklakow, ja sogar der Zar selbst wußte es.

Dennoch ward der Prozeß nicht gegen die Diebe sondern gegen den Beilis angestrengt, weil man einen Beweis dafür erbringen wollte, daß die Juden bei der Herstellung ihrer Osterbrote Christenblut verwenden, und weil man die unzufriedene Bevölkerung Rußlands von den innern Schwierigkeiten ablenken und dazu verleiten wollte, ihrer Empörung in Judenprogrome Luft zu machen.

Im Beilis-Prozeß also handelte es sich letzten Endes nicht um die Schuld oder Nichtschuld des ganz irrelevanten Beilis selbst sondern um ein Duell zwischen der russischen Regierung und dem Judentum überhaupt. Der Staatsanwalt hieß Wipper. Ein Priester namens Pronajtis war beauftragt, vor Gericht die Existenz von Ritualmorden nachzuweisen. Dieser Pronajtis eignete sich insofern dazu, als seine sehr obskure Vergangenheit ihn für die Rolle, die er spielen sollte, käuflich gemacht hatte, er eignete sich aber insofern nicht dazu, als er viel zu wenig gebildet war, um die jüdischen Texte so lang herumzudrehen, bis daraus ein Beweis für das Vorhandensein von Ritualmorden hätte abgeleitet werden können.

Auch der Staatsanwalt machte seine Sache nicht gut. Beletzkij, der Generaldirektor des Polizeidepartements, erhielt daher über den Gang des Prozesses Berichte, die ihn nicht befriedigten.

„Wenn der Staatsanwalt eine Verurteilung des Beilis nicht erzielen kann", befahl er infolgedessen, „dann muß er trachten, daß die Geschworenen den Beschluß in eine solche Form kleiden, daß das Bestehen von Ritualmorden als erwiesen angenommen wird, während die Teilnahme des Beilis an derartigen Morden nicht schlüssig dargetan ist. Einen solchen Freispruch wird man unmöglich kassieren können und die Legende von der Verwendung des Blutes durch die Juden wird auf diese Weise die offizielle Sanktion erlangt haben."

Die Geschworenen waren ständig von Leuten, die sie ausspionieren wollten, umgeben, von Polizeidienern, verkleideten Beamten und ähnlichen Individuen, die die Stimmung der Bauern erforschen sollten, jedoch hörte man aus den Ge-

sprächen, die die zwölf miteinander führten, nichts, was der Regierung sonderlich hätte angenehm sein können. Schließlich machten die Geschworenen, in ihrer Bauernschläue, sich, seit sie merkten, welchen Wert man höhern Orts auf ihre Meinungen legte, sogar den Spaß, vor Leuten, die sie für Spione hielten, stets so unverständliches und befremdliches Zeug daherzureden, daß Beletzki und die andern unmöglich daraus klug werden konnten. Man ahnte nicht mehr, was die Bauern von dem Prozeß hielten und was sie im Sinne haben mochten. Man befürchtete sehr, Beilis könnte freigesprochen werden.

Timofej und Pawel waren die aufgewecktesten unter den Geschworenen, und es war anzunehmen, daß die andern keine separate Meinung haben sondern sich ebenso entschließen würden wie diese beiden.

Diese, Pawel also und Timofej, saßen an einem der letzten Tage des Prozesses, und nachdem wieder endlos lang war verhandelt worden, gegen Abend in einem Teepavillon und tranken Tee. Alsbald trat auch ein Infanteriemajor in einer weißen Leinenbluse (denn es war sehr heiß gewesen) in den Pavillon ein, warf einen Blick auf die beiden Bauern und setzte sich an den Nebentisch.

Die zwei blinzten einander zu.

Der Major war von hoher Gestalt, hatte ein schmales Gesicht mit einem kleinen Bart und auffällig lange und schöne Hände, an denen er zwei oder drei offenbar kostbare Ringe trug.

Die Beine in, wie es schien, außerordentlich gut gearbeiteten Stiefeln hatte er übereinandergeschlagen und sah zu den Bauern hinüber, bis der Kellner, bei dem er eine Bestellung gemacht, zurückkam und eine Flasche Schnaps und ein Glas, das er sogleich anfüllte, vor ihm hinstellte.

Der Major trank das Glas aus. Dann zündete er eine Zigarette an, die er aus einer besonders großen Dose (denn die Zigarette hatte ein sehr langes Mundstück) genommen.

Die Bauern waren überzeugt, in dem Major wiederum einen jener Spione vor sich zu haben, die sie aushorchen sollten, sie wagten es aber, da er eine eigentümliche und ehrfurchtgebietende Art hatte, sie anzusehen, nicht, die gewohnten Späße zu machen, mit denen sie sonst solche Leute zu foppen pflegten.

Der Major entschloß sich nach einiger Zeit, die Bauern anzusprechen.

„Nun", sagte er, „ihr beiden!"

Die Bauern, als sie angeredet wurden, nahmen eine respektvolle Haltung ein.

„Seid ihr", fuhr der Major fort, „auch einmal in der Stadt?"

Timofej nickte, und Pawel sagte: „Jawohl".

„Jawohl, Euer Wohlgeboren", sagte nun auch Timofej.

„Nun", meinte der Major, „und wie stehts mit dem Winteranbau? Seid ihr damit schon fertig?"

„Nein," erwiderte Pawel.

„Nicht?" fragte der Major.

„Das heißt", setzte Timofej hinzu, „wir konnten in diesem Jahr überhaupt nicht anbauen."

„Wieso nicht?" fragte der Major.

„Weil wir", sagte Timofej, „in die Stadt mußten."

„So?" meinte der Major. „Warum? Zu welchem Zweck?"

„Wir sind ja doch", sagte Pawel, der damit andeuten wollte, daß der Major es ohnedies schon wußte, „Geschworene."

„Ach!" rief der Major, „sieh an! Geschworene! Offenbar im Beilis-Prozeß! Da seid ihr ja was! Da könnt ihr freilich nicht anbauen! — Nun", fuhr er fort, „wenn ihr so importante Persönlichkeiten seid, da muß man ja den Hut vor euch ziehen. Kommt her und trinkt ein Glas Schnaps mit mir!"

Damit gab er dem Kellner einen Wink. Die Bauern sahen einander an.

„Na, kommt nur", befahl der Major.

Die Bauern erhoben sich und traten, sich verbeugend, an den Tisch des Majors, und der Kellner brachte zwei weitere Gläser.

„Wollt ihr vielleicht", fragte der Major, „Brötchen haben oder Ikra?" Ikra ist eine Art billigen Kaviars. Die Bauern jedoch dankten, und der Kellner stellte einen Teller mit Sonnenblumenkernen auf den Tisch. Sich zu bedienen vom Major aufgefordert, sagten die Bauern: „Auf Ihr Wohl, Herr Major!" und tranken, und dann begannen sie, wie sie sichs während der Gerichtsverhandlung angewöhnt, die Sonnenblumenkerne zu kauen, wie es in Südrußland Brauch ist; Timofej aber, der immer noch an den Anbau dachte und die Sache erklären wollte, sagte:

„Angebaut wird bei uns inzwischen von den Husaren."

„Von wem?" fragte der Major.

„Er meint", sagte Pawel, „es sind Husaren zu uns auf das Dorf kommandiert worden, die Feldarbeit zu leisten, weil wir selbst sie doch nicht besorgen können."

„Meine Frau", sagte Timofej, „war gestern herinnen in der Stadt und hats uns erzählt."

„Auf alle Felder von Bauern, die Geschworene sind", sagte Pawel, „ist nämlich Kavallerie kommandiert, zu einem jeden von uns drei oder vier Reiter."

„Und auch Saatgut", sagte Timofej, „haben sie mitgebracht, wo es gefehlt hat. Denn wir waren damit schon knapp dran. Und auch sonst, sagt meine Frau, bauen sie gut an, die Husaren, weil wir doch jetzt nicht selbst anbauen können."

„Na, seht ihr", rief der Major, „dafür seid ihr aber auch verpflichtet, als Geschworene eure Pflicht zu tun, wenn für euch schon so gesorgt wird! Oder nicht?"

„Freilich", sagte Timofej. „Freilich."

„Ganz Rußland", fuhr der Major fort, „blickt ja jetzt auf euch und rechnet damit, daß ihr diesen Kerl schuldig sprechen werdet!" Und damit sah er sie befehlend an.

Es entstand sogleich eine Pause, dann aber sagte Timofej: „Ja, das ist nicht so einfach."

„Was ist nicht so einfach?" rief der Major.

„Nun ja, Herr", sagte Pawel, „wie können wir denn über Beilis urteilen, wenn sie im Gericht gar nicht über ihn sprechen?"

„Wieso nicht über ihn sprechen?"

„Sehen Sie, Herr", sagte Pawel, „wir Bauern, Timofej und

ich und die andern, wir sitzen nun schon fast zehn Tage als Geschworene im Gericht, aber über den Beilis haben wir im ganzen kaum zehn Worte zu hören bekommen, immer nur über andre Juden ist geredet worden, von denen einer in Astrachan ein Kind umgebracht haben soll, und ein andrer eines in Pskow, und ein dritter eines in Lublin, sagt der Staatsanwalt. Aber Zeugen sind keine da. Und auch gegen den Beilis sind keine Zeugen da. Wie sollen wir nun, wo gegen die andern keine Zeugen da sind, den Beilis schuldig sprechen, gegen den überhaupt keine Zeugen da sind?"

„Ah, glaubt ihr vielleicht", rief der Major, „daß er unschuldig ist!"

„Wir wissen es eben nicht," meinte Timofej.

„Es sind keine wirklichen Beweise gegen ihn da," sagte Pawel.

„Dann müßt ihr eben", rief der Major, „besser auf das achtgeben, was der Priester vorbringt, und euch dahin äußern, daß zwar dem Beilis persönlich, weil er ein so schlauer Hund ist, der Mord nicht nachgewiesen werden kann, daß aber andre Fälle von solchen Morden bewiesen worden sind!"

„Die sind eben nicht bewiesen worden," sagte Pawel.

„Das glaubt ihr aber nur", schnauzte der Major ihn an, „weil ihr die Beweise nicht kapieren könnt!"

„Dann hätte man eben", meinte Pawel, „andre Leute zu Geschworenen machen sollen, die klüger sind als wir Bauern. Denn die Schuld des Beilis zu erkennen, sind wir jedenfalls zu dumm."

„Zu dumm wohl nicht", schrie der Major, „wahrscheinlich aber verschlagen genug, mit den Juden zu sympathisieren, während sie doch allen andern Leuten zuwider sind!"

„Sehen Sie", meinte Pawel, „warum sollten sie uns Bauern so zuwider sein wie den vornehmen Leuten, den Offizieren und den Gutsbesitzern, die an sie verschuldet sind! Wir Bauern sind ja nicht an sie verschuldet, denn wir besitzen zu wenig, um Schulden zu machen, und ein Bauer ist nicht geachteter als ein Jude, und ein Jude nicht geachteter als ein Bauer, warum sollten wir also die Juden verachten und was sollten wir gegen sie haben?"

„Das, was auch", fuhr der Major ihn an, „die andern, die eure Obrigkeit sind, gegen sie haben, zum Beispiel sogar Seine Majestät der Zar selber, der, wie ich selbst es gesehen habe, einem Juden nicht die Hand gäbe, und wenn er hundert Millionen Rubel besäße! Es ist im Interesse der Majestät und des Landes, daß ihr den Beilis schuldig sprecht. Ihr seid jetzt die Vertreter Rußlands und des ganzen russischen Volkes, und ihr habt zu tun, was der Zar von euch wünscht! Denn der Zar ist sehr mächtig. Er trägt nicht nur die Krone von Moskau, sondern auch die Kronen von Wladimir, Nowgorod, Kasan und Astrachan, von Polen und Sibirien, er befiehlt über tausend Bataillone, seine Flotte bedeckt das Meer von Kronstadt bis Sankt Petersburg, ihm gehorchen die Kubankosaken und die Orenburger Kosaken, die vom Don und vom Ural, er gebietet über die Völker, die im Norden im Eise leben, und er ist der oberste Herr der südlichen Cirkassier, der Gebirgsfürsten, der

Georgier und der Emire der Turkmenen, die seidene Banner haben und alle im Bügelschuh stehn!"

„Ach Gott, ach Gott", meinte Timofej bewundernd, Pawel aber sagte: „Wenn der Zar so mächtig ist, warum braucht er dann uns arme Bauern, um einen Juden aus dem Weg zu schaffen?"

„Wie, ihr Schweine", schrie der Major, ganz im Gegensatz zu seiner frühern, poetischen Ausdrucksweise, „ihr wollt Seine Majestät kritisieren! Morgen schon werdet ihr tun, was er euch befiehlt, und jenen Menschen schuldig sprechen!"

„Wir können es nicht," sagte Pawel.

„Nein, es wäre eine Sünde," sagte Timofej.

„Was, Sünde!" schrie der Major. „Glaubt ihr, es käme noch auf eure Sünde an, wenn es sich um das Wohl und Wehe des Staates handelt? Ihr müßt den Beilis schuldig sprechen! Ihr begreift es nicht, aber ich sage euch: es geht um das Glück von Rußland!"

Timofej aber zitierte:

„Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele!"

Der Major, mit einem Fluch, stand auf, warf ein Geldstück auf den Tisch und verließ, ohne die Bauern auch nur noch einmal anzusehn, den Pavillon, indem er die Glastür zuschlug, daß es klirrte. Die Bauern aber waren nicht so dumm, wie sie es von sich selber zu sein behauptet hatten, sie standen ebenfalls sogleich auf und gingen heimlich hinter dem Major drein. Der bog nur um die nächste Ecke, da stand schon ein für die damalige Zeit schwerer Wagen und vier Kosaken warteten abgesessen daneben. Aus dem Wagen sprang sogleich ein Adjutant, riß den Schlag auf und der angebliche Major stieg ein.

Die Kosaken warfen fich auf die Pferde, das Automobil fuhr davon und die Kosaken jagten im Galopp nach.

Die beiden Bauern sahen einander an.

„Das war", sagte Pawel, „möglicherweise ein Großfürst."

Trotzdem sprachen sie und die andern den Beilis am nächsten Tage frei.

Kritik als Berufsstörung von Peter Panter

Auf meinem Nachttisch lag einmal ein Buch von O. Henry, das hatte Paul Baudisch übersetzt. Mir gefiel die Übersetzung nicht, ich tadelte sie, und Baudisch erwiderte. Von zwei Seiten kam ihm Rekurs, beide Male von Schriftstellern, deren fachliche Kenntnis sie dazu berechtigten. Stephan Ehrenzweig erwiderte im ‚Tagebuch', mein Rat an die Verleger, sich hinfürder einen andern Übersetzer auszusuchen, ginge etwas weit, „weil dieser Rat sozusagen aus der jeder Erörterung zugänglichen beruflichen in die keiner Erörterung zugängliche geschäftliche Sphäre" vorstieße; zum andern protestierte brieflich ein von mir sehr geschätzter Dichter, Hans Reisiger aus München, der schrieb, es ginge doch nicht an, einem hochbegabten und gewissenhaften Übersetzer mit ein paar allgemeinen Worten so von oben her das Geschäft zu verderben.

Über Paul Baudisch läßt sich diskutieren: ich glaube, damals an Beispielen gezeigt zu haben, daß er seine Sache nicht gut gemacht hat, doch lasse ich mich da gern eines Bessern belehren; auch weiß ich, daß es wesentlich schlechtere Übersetzer als Baudisch gibt. Worüber sich aber gar nicht streiten läßt, das ist die Auffassung, Kritik dürfe keine Berufsschädigung hervorrufen. Das ist ein ernstes Kapitel.

*

Die Industrialisierung der Literatur ist wie die aller Künste nahezu vollkommen — Außenseiter haben es sehr, sehr schwer. Was die deutsche Buchkritik anlangt, so ist sie auf einem Tiefstand angelangt, der kaum unterboten werden kann. Das Lobgehudel, das sich über die meisten der angekündigten Bücher ergeußt, hat denn auch zur Folge gehabt, daß die Buchkritik kaum noch irgend eine Wirkung hervorruft: das Publikum liest diese dürftig verhüllten Waschzettel überhaupt nicht mehr, und wenn es sie liest, so orientiert es sich nicht an ihnen. Die einzige sichtbare Wirkung, die wir noch ausüben, ist die Wirkung auf den Kommissionär: auf den Verleger. Der wiederum beachtet die Kritik, von der er doch weiß, wie sie in den meisten Fällen zustande kommt, viel zu sehr, er läuft den gelobten Autoren nach und den getadelten aus dem Wege. Die unmittelbare Wirkung dieser Kritiken auf den Absatz der Bücher veranschlage ich nach meinen Erfahrungen als sehr gering: ein Reisebuch von mir hat eine sehr gute Aufnahme bei den Kritikern gefunden und geht nicht, und das Buch, über das die meisten meiner Kritiker wie die Wilden hergefallen sind, ist einer meiner größten Erfolge.

Ich glaube aber, daß, wenn sich Absatzwirkungen zeigen, sie dann eben Wirkungen der Kritik sind, die mit der Besprechung auf das innigste zusammenhängen und von leidenschaftlichen Kritikern mit vollem Recht beabsichtigt werden. Der Kritiker will eine bestimmte Literaturgattung fördern, also bearbeitet er Publikum und Verleger; er will eine andre Gattung schädigen, dann tadelt er sie. Warum also soll es einem Kritiker verwehrt sein, sich auch unmittelbar an denjenigen zu wenden, der erfahrungsgemäß seine Kritiken am meisten zu beachten pflegt? Ich kann darin nichts Unerlaubtes sehn.

Doch sind wir leider soweit gediehn, daß Kritik nur noch als Berufsförderung oder Berufsstörung angesehn wird, und so wird denn auch der Kritiker gewertet. Lobt er, ist er für den Belobten ein großer und bedeutender Kritiker; tadelt er, so ist er für den Getadelten ein Ignorant und taugt nichts. Besonders die Schauspieler haben es in dieser Kritik der Kritik zu einer großen Virtuosität gebracht: derselbe Kritiker gilt ihnen heute als allererster Meister und morgen, weil er getadelt hat, als letzter Murks.

Die Verfilzung in der Literatur ist schon groß genug; wir wollen wenigstens ein paar Inseln beibehalten. Die Literaturkritik ist sehr oft korrupt, bestechlich ist sie nicht. Sie gibt das billiger.

Die Herren Tadler sind noch Lichtblicke im literarischen Leben. Aber die Hudler des Lobes ... Ich habe mich oft ge-

fragt, was denn diese Leute bewegen mag, jeden Quark mit dem Prädikat „bestes Buch der letzten siebenundfünfzig Jahre" auszuzeichnen. Ich glaube, einige Gründe gefunden zu haben.

Es ist bei den meisten eine Art Geltungstrieb, der sich da bemerkbar macht. Fast jeder Kritiker hält sich in der Viertelstunde, wo er seine Kritik aufpinselt, für einen kleinen Herrgott. Ein besonders übles Exemplar dieser Gattung hat einmal gesagt: „Ich wollte ja die Buchkritik längst aufgeben. Aber —" er sprach Dialekt „aber man gibt doch nicht gern 's Peitscherl aus der Hand!" Es ist der Machttrieb. Ich habe ihn nie begriffen. Was ist denn das für ein Caesarentum, das sich darin sonnt, wie hundert junger Autoren gelaufen kommen und um eine Besprechung bitten; wie sie den großen Meister, dessen Werke man so bewundere, anflehen . . . und die ganze türkische Musik. Und dann also setzt sich jener hin und verleiht kleine Nobelpreise, sehr von oben herunter — er nennt das: fördern.

Der Geltungstrieb hat auch gesellschaftliche Ursachen.

Es gibt eine Menge von Literatur-Kritikern, die mit den in Frage kommenden Autoren gesellschaftlich verkehren; es ist ja so schwer, jemand zu verreißen, mit dem man öfter zu Abend gegessen hat. Man trifft ihn doch wieder . . . Und diese Kritiker wollen sich durch einen Verriß ihre Salonkarriere nicht verderben — sie möchten nun einmal dazu gehören, sie wollen dabei sein, eingeladen, umschmeichelt werden . . . und so loben sie denn den gewaltigsten Quark, wenn ihn eine wohlhabende Frau geschrieben hat; wenn der Autor ein Auto hat; und vor allem: wenn er Beziehungen hat. Und hier sitzt das Grundübel der literarischen Verfilzung.

Neulich hat sich in der ‚Frankfurter Zeitung' ein Verleger über den Typus des Mittelsmanns beklagt, der durch seine Hin- und Herträgerei zwischen Autor und Verlag Geld schlucke, die Autoren verdreht mache und überhaupt viel Unheil anrichte. Tatsächlich ist die industrialisierte Literatur ein großer Klub, und es liegt im Geschäftsinteresse fast jedes Autors, dazu zu gehören, dabei zu sein, mitgezählt zu werden. Dem kann man sich nur sehr, sehr schwer entziehen, dazu gehört viel Unabhängigkeitssinn. Die meisten haben ihn nicht. Ich will gar nicht einmal von den Wanzen des literarischen Hotels sprechen; von den Leuten, die eine Idee haben („Ich sage bloß: Lindbergh"), und die nachher furchtbar kreischen, wenn irgendwo irgendwann von irgendwem ein Buch über Lindbergh erscheint. An dieser Börse will keiner fehlen. Und um sich zu legitimieren, lobt er — wahllos, unterschiedslos, alles durcheinander, und es ist ein Jammer, wie selbst tüchtige Schriftsteller dieser Seuche zum Opfer fallen. Wobei der freundliche, kleine Trick erwähnt sein mag, die Freunde der nähern literarischen Umgebung oder den Autor des sonst zu lobenden Buchs als bereits anerkannte und wichtige Größen so zu zitieren, daß sich der geängstigte Leser denken muß: Und diesen offenbar doch weit bekannten Mann kenne ich noch nicht? Eine unmittelbare Korruption ist in solchen Fällen niemals nachzuweisen; beweisen Sie einmal, daß der Kritiker anders geurteilt hätte, wenn er auf seine Beziehungen nicht solchen Wert legte. Das kann man nicht beweisen.

Und da meine ich: wenn getadelt wird, dann mag jedes Argument gegen den Tadler gelten: du hast den Autor nicht verstanden; du hast den Übersetzer unterschätzt; du bist nicht legitimiert, zu tadeln — alles, alles. Aber ein einziges Argument gilt nun mal bestimmt nicht: deine Kritik kann dem Getadelten wirtschaftlich schaden, ja, du hast gradezu seine Auftraggeber aufgefordert, ihn nicht mehr zu beschäftigen — er hat aber Frau und Kind . . . Also das geht nicht. Ich will dem Mann schaden, wenn ich ihn tadele. Ich will die Leser vor ihm warnen und die Verleger auch — ich will aus politischen, aus ästhetischen, aus andern offen anzugebenden Gründen diese Sorte Literatur mit den Mitteln unterdrücken, die einem Kritiker angemessen sind. Das heißt: ich habe die Leistung zu kritisieren und weiter nichts. Aber die mit aller Schärfe.

Hätte mein Lob unmittelbare wirtschaftlich erfreuliche Folgen für den Gelobten: es wäre mir gleichgültig. Das ist eine für jenen angenehme Folgeerscheinung. Aber schließlich ist ja der Kritiker nicht dazu da, der Frau des Romanverfassers Piepenbringk die Anschaffung neuer Schlafzimmervorhänge zu ermöglichen. Lasset uns denn weiterhin unbeeinflußt von der Klüngelei kleiner Gruppen, die den Salon reicher Börseaner für einen Salon halten, und außerhalb jener Lobesversicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit das sagen, was wir über die Bücher zu sagen haben.

Filmoptimisten von Rudolf Leonhard

Wenn die Kunst wirklich Spiegel und konzentriertes Abbild ihrer Zeit ist, und wenn der Film eine Kunstform ist, dann leben wir in einer überaus lustigen Zeit. So was von tierischer Heiterkeit wie in den letzten Gipfelwerken der europäischen Filmkunst ist noch nicht dagewesen. Wie überaus belustigend ist es, zum Beispiel, wenn in einem eben herausgekommnen Film, in dem überhaupt das Leben der Matrosen gemäß der allgemein bekannten Wirklichkeit als eitel Gesang dargezeigt wird — wenn in diesem Film auf die Ankündigung, daß eine Stadt bombardiert werden soll, alle Leute nicht bombardiert zu werden wünschen und aus der Stadt fliehn, wie hochkomisch, wie zwerchfellerschütternd! An dieser — als der einzigen — Stelle lachten einige Zuschauer; obschon doch das vorgebliche und vorgegebne Publikum sogar immer desto mehr und desto alberner lacht, je weniger es zu lachen hat.

Ich habe selbst wirklich sehr herzlich über einen Film gelacht, den ich nicht gesehn habe und nun wohl auch nie sehn werde; denn so erheitern kann mich der Film doch nicht, wie mich ein vor der Uraufführung gegebnes Interview seines Regisseurs erheitert hat. Der Film heißt übrigens „Der Kongreß tanzt", und der Regisseur Erik Charell.

Charell, von dem mir Freunde versichert haben, daß er ein geschmackvoller Mann sei, hat, laut Zeitungstext, gesagt: „So wie mich am ‚Weißen Rößl' nicht das Stück so sehr wie die Idee: zurück zur Natur! besonders gereizt hat . . ." Das hat er gesagt, und die ganze Literaturgeschichte kriegt mit einem Male ein ganz andres Aussehn. Ich habe das ‚Weiße Rößl' vor vielen Jahren in irgend einer Provinz gesehn, und erinnere mich nur noch, daß ich mich entsetzlich gelangweilt habe. Aber das muß, sehe ich nun, an mir gelegen haben; ich muß zu dumm, zu unreif, zu ungebildet oder infolge Verbildung zu naturfern gewesen sein, um zu bemerken, daß in diesem bedeutenden Drama eine kongruente Darstellung Rousseauscher Ideen vorlag. Die

ganze Kunstgeschichte sieht anders aus; „Doktor Klaus" ist eine Verherrlichung des Familiengefühls, das „Dreimäderlhaus" bringt einem erschütterten Publikum die Dämonie der Kunst nahe, die „Dollarprinzessin" offenbart geheime wirtschaftliche Zusammenhänge, und in den „Memoiren einer Sängerin" überwältigt den Leser die Idee der Liebe.

Spaß beiseite — meinen und den des Herrn Charell beiseite: niemand verargt ihm, daß er Geld verdienen will, und niemand ist ihm böse, wenn er sogar viel Geld verdienen will. Um so besser, wenn er es wirklich mit Geschmack zu verdienen versteht. Seine Sache, wenn er sich dann mit dem „Weißen Rößl" abfinden kann. Aber uns erzählen, daß er das aus ideelichem Drange getan hat — ist das noch seinem Geschmack erträglich? Unserm nicht.

Ich hatte gedacht, das „Weiße Rößl" und das große Schauspielhaus vereinigten sich nicht in geistiger Ehe, sondern nach den Regeln des Handelsrechts; und siehe da, es handelt sich nicht nur um die Kunst, sondern sogar um zentrale Ideen.

Der königliche Kaufmann sagt, in seinem Film habe ihn die Idee gepackt (er sagt wirklich „Idee" und „gepackt"!), „Glauben an das Glück" ins Publikum zu tragen. Da sehn wir wieder, wie problematisch das mit den Ideen ist. Wir hatten gedacht, sie seien Sprengstoff; und es zeigt sich, daß sie eine Sachertorte sind. „Wenn ich die Fahrt eines kleinen glücklichen wiener Mädchens zeigen konnte", sagt der von der Idee getriebne Künstler, „so glaube ich, daß dies wieder so und so viele Menschen beglücken kann". Ach, Herr Künstler — Sie brauchen gar nicht den Wiener Kongreß zu bemühn. Den Leuten fehlt nicht das Glück sondern die Voraussetzung zum Glück. Im Augenblick liegt ihnen an einer Scheibe Kalbsbraten oder sogar einer Schnitte Brot mehr als an den Tänzen andrer, und grade von diesen Voraussetzungen wollen Sie sie ablenken! Der künstlerische Kaufmann ist vor lauter Ideenbesessenheit zum Historiker geworden. Hat er, als er bei der Vorbereitung des Films doch wohl einiges las, nichts davon erfahren, daß, während der Kongreß tanzte, Europa von gräßlichem Elend — das doch nur eine schwache Ahnung des heutigen Elends war — erfüllt war? Daß der Kongreß grade auf Kosten der gar nicht glücklichen kleinen Handschuhmacherinnen tanzte? Man kann auf dem Standpunkt stehn, daß ein sinnloser Rausch wie der des Wiener Kongresses, dessen tanzende Füße wunderbare Hoffnungen zertraten, schön und böse war; man kann, von einer bösen Philosophie aus, glauben, daß er schön und gut war; und wenn man schon das blutige Schicksal der hungernden Handschuhmacher wegläßt, soll man wenigstens nicht von ihrem Glück faseln.

Metternich und Gentz wußten, daß auf dem Kongreß, der für mehr als fünfzig Jahre Europa in Eisen legte, nicht das Tanzen das Wichtige war. Ich glaube gern, daß Charell, so klug er sein soll, nicht weiß, wessen kaufmännische Geschäfte er künstlerisch führt, und daß ihm der bedeutende Satz „man kann durch den Tonfilm unzählige Menschen beeinflussen" entschlüpft ist, ohne daß er seine Tragweite ermaß.

Auch seine Richtung, seine Tendenz erkannte er wohl selbst dann nicht, als er sagte: „man kann sie zum Optimismus erziehn". Indem man ihnen zeigt, wie die andern tanzen! Da haben wir den Grundsinn, da haben wir die Funktion des heutigen Films.

Und hier sehn wir wieder die wissenschaftlich festgestellte tiefe Zeitverbundenheit der Kunst. Hier berührt sich Charell mit Brüning — der in einem Atem sagte, wir würden im Winter sieben Millionen Arbeitslose haben, und er sei optimistisch.

Was muß wohl geschehn, damit Herr Brüning und Herr Charell den Optimismus verlieren, zu dem sie uns erziehn wollen?

Man kann durch den Tonfilm dazu erziehn, Herr Charell; man kann, aber soll nicht.

Die Welt von unten oder Zweierlei Oel

von Adolf Behne

Magdeburger Straße 5, im Hof, im Keller, hat Nierendorf eine Ausstellung aufgemacht. „Die Welt von unten" steht auf einem Bogen Packpapier geschrieben. Bilder und Zeichnungen von Dix, Grosz, Ringelnatz, Masereel, Scholtz-Grötzingen, Werner Scholz; Bettler, Zuhälter, Dirnen, Krüppel, Selbstmörder. Es sind starke erschütternde Sachen dabei, und wer mit seinen Nerven so weit in Ordnung ist, sollte unbedingt hingehen. Die Stimmung ist ein bißchen romantisch. Aufmachung sozusagen nicht in Perserteppichen, sondern in Mäusen. „Bringen Sie Ihrer Familie ein Blatt von Dix mit" lesen wir an der Wand. Diese Blätter von Dix sind meist Leichen im Schützengraben und Huren. Ich mußte an den Apachenkeller „La Bollé" in Paris denken... bekannt als eine Sache zum Gruseln für ein zahlungskräftiges Publikum.

Zille, Kollwitz, Nagel fehlen... ich sage das nicht aus Nörgelei. Aber ich hätte sie gern hier gesehen, weil ihre Anwesenheit in dieser etwas dumpfen Kellerluft sozusagen ein Fenster aufgerissen hätte.

Es ist nämlich so: ich bin gegen Kellerwohnungen. Es ist ein Jammer um jedes Proletarierkind, das in so einem Kellerloch aufwachsen muß, und eine Schande, daß es solche Wohnlöcher unter Tage noch bei uns gibt. Aber auch für die Kunst halte ich Kellerlöcher nicht für wünschenswert. Wenn diese herrliche Gegenwart einen Kunsthändler zwingt, in einen Keller zu flüchten, dann sollte er es mit Protest tun. Nierendorf aber — und das gefällt mir eben nicht ganz... paßt sich dem „Milieu" an, mit dem Erfolge, daß die bürgerliche Presse die Abwechslung mal ganz reizend findet. Ich zitiere das ‚B. T.': „Die Dixschen Späße verderben uns nicht den Appetit, die Ausgelassenheit eines George Grosz ergötzt... Sonst aber (bis auf Werner Scholz nämlich) hat der Nierendorf-Keller einen so heitern Anstrich, daß man sich in solchem Kreis von gemalten Zuhältern und Matrosendirnen, Lustmördern und Kupplerinnen schon ein Stündchen vergönnen darf". La Bollé, la Bollé! Apachenkunst für Solche, „die mit ihrer Zeit nichts anzufangen wissen". Mitternachts könnte ein Chorus steigen: „Liegt eine Leiche im Landwehrkanal, reich sie mir mal her..." Aber es liegen jetzt ziemlich oft richtige Leichen drin. Er fließt übrigens wirklich hier vorbei.

Vor zwei Jahren noch war Nierendorf kein Keller, sondern ein Salon. Am Magdeburger Platz hochparterre sehr nett vom Bauhaus eingerichtet. Nierendorf hat dort manche couragierte Ausstellung gemacht. Aber er mußte umsiedeln in einen kleinen, doch sehr hübschen Laden zu ebener Erde — und jetzt in den Keller dicht beim Kanal.

Gegenüber, am andern Ufer des Kanals, steigt ein heller Wolkenkratzer in die Höhe: „Ossag-Rhenania" — Palast eines Öl-Trusts.

Öl ist seit fünfhundert Jahren das Farben-Bindemittel der Malersleute. Mit seiner Einführung war eine künstlerische

Revolution verbunden: der Durchbruch des Naturalismus in der europäischen Malerei. Die Besten waren nach dieser Revolution dieselben armen Teufel wie vorher.

Öl hat in zwanzig Jahren die Technik revolutioniert und einige Bankiers ungeheuerlich bereichert. Öl mit Kunst wird tief in den Keller gedrückt. Öl mit Aktie türmt helle Wolkenkratzer. (Nebenbei: dieser Ossag-Mammut ist künstlerisch von erschreckender Dürftigkeit und städtebaulich ein Malheur. Was hat ausgerechnet hier ein Wolkenkratzer zu suchen?)

Wir denken gar nicht daran, die Kunst in Löchern unter Tage vegetieren, sie zu einer Kellerpflanze verkümmern zu lassen. Die in Kellern wohnen, sind immer wieder, immer mehr, immer leidenschaftlicher Gegenstand der Kunst. Aber diese Bilder, wenn sie revolutionär wirken sollen, müssen aus den Kellerlöchern heraus genau so wie die Menschen. Es gibt hier keine Anpassung, nur Protest.

Legende von den Himmelsplagen

von Alice Ekert-Rothholz

Gott der Herr bekam manchmal die ganz große Wut
in den frühen Regierungstagen
Und gefiel ihm ein König nicht so gut
sandte Gott dementsprechende Plagen.

König Pharao saß auf gepolstertem Thron
und aß grad belegtes Brot...
Da meinte er plötzlich, er sähe nicht gut
wo er hinsah, war alles rot in rot!
Doch das war nicht etwa die Revolution —
Das war die Verwandlung des Wassers in Blut.

Gott der Herr sandte Strafe um Strafe.
Er entwarf eine Anzahl Biester
die sandte er über Rinder und Schafe
sowie über die Minister.

Gott strafte die Landwirtschaft hinten und vorn
Er behagelte Feld und Wiese.
Und Ägypten hatte an Stelle von Korn
eine wachsende Wirtschaftskrise.

Doch die Regierung wollt nicht verstehn...
Sie forderte das Gericht raus...
Plötzlich konnten die Herrn von der Steuer nichts sehn
In Ägypten ging das Licht aus!

Kurz: der technische Teil des Sündengerichts
war I a in den alten Tagen.
Doch geändert hat sich dadurch fast nichts
Was sich ändert, sind höchstens die Plagen!

Gott verwandelte damals das Wasser in Blut...
Doch unsere Herrn Staatsverfasser
Die meinen es mit dem Volke so gut:
Sie verwandeln den Armen das blutarme Blut
in schönes, klares Wasser.

Geschichten aus dem Wiener Wald

von Alfred Polgar

Ein Volksstück und die Parodie dazu. Aber es kann bei der Herstellung auch umgekehrt zugegangen sein, nämlich so, daß zuerst der Ulk war, und daß der Dichter, Ödön Horvath, ihn erst später, im Zug der Arbeit, verernstete. Weiß man denn, wohin die Feder rennt, wenn sie einmal im Laufen ist? Und in was für geistige Abenteuer man beim Dichten, das eine hazardeuse Beschäftigung ist und bleibt, verstrickt werden kann? Horvath (denke ich) ging im Wienerwald so für sich hin. Auf diesem Spaziergang, nichts Tragisches zu suchen war sein Sinn, fand er allerlei Lustiges; dann aber auch, daß es gut oder erforderlich oder aus literarischen Prestigegründen angezeigt wäre, sich über das Lustige ernst zu machen.

Wie dem auch gewesen sei: es entstand eine bedeutsam umdunkelte Groteske, deren Schatten über das Oesterreichische hinaus in das sogenannte allgemein Menschliche fallen.

Wienerisch an den „Geschichten aus dem Wienerwald" ist außer dem Dialekt, den die Figuren sprechen, die viele Zeit, welche sie haben, und daß sie bei ihrem Tun und Lassen mehr lassen als tun. Deshalb kann häufiger Schauplatz der Vorgänge die Straße sein, wo die dort angesiedelten Geschäftsleute, zum Zweck des Dialogs, öfter draußen vor, als drinnen hinter ihrem Laden stehen. Viennophobe mögen auch die Vermanschung von Roheit und Gutmütigkeit im Inwendigen des vom Dichter beschäftigten komödischen Personals als echt lokalfarben ansehen. Zweifellos wienerisch an den Menschen des Spiels ist ihr, so böse wie gut gesehenes, Gegeneinander-Miteinander, ihre Eintracht auf Basis boshafter Geringschätzung, ihre enge, liebevolle Verbundenheit durch den Kitt wechselseitiger Mißachtung. Was sich sonst im Stück begibt, könnte auch anderswo als im österreichischen Seelen-Klima vorkommen, Geschlechts- und Geldgier sprechen in jeder Mundart ziemlich denselben Text, daß der Mensch aus Gemeinem gemacht ist, ist keine Besonderheit der wienerischen Küche, und im skurrilen Affentanz dreht sich das Leben nicht nur nach der Musik von Johann Strauß.

Horvaths mit satirischem Speck dick durchwachsenes Volksstück zerfällt in eine lange Reihe von Bildern. Er hätte sie nach Belieben vermehren können. Es sind Querschnitte durch die Wechselbeziehungen der von ihm auf die Beine gestellten Menschengruppe, und solche Schnitte lassen sich in jeder Zahl und Richtung nach Gutdünken legen. Es geht, wie im Kabarett, ernst und heiter gemischt zu, manche Szene hat reinen Sketch-Charakter, manche tut (zu tragen peinlich) dichterisch, manche ist es; wie etwa die Szene zwischen der bösen Großmutter und dem Strolch von Enkel, dem sie ans Leben möchte wie er ihr, und dem sie zwischen aller Haß-Eruption doch, es ist stärker als sie, den abgerissenen Knopf an den Rock näht. Die Alte, von Frida Richard großartig, im saftigsten Märchenhexen-Stil, verkörpert, ist dämonisch. Er-

staunlich für Kenner der Landschaft, daß in der Wachau, an Burgen und Besoffenen reich, so gruselige Großmütterchen wachsen. Der Strolch von Enkel (Peter Lorre) hat eine faule, weichliche Brutalität, mit der man, wie das Stück zeigt, in Wien arglose Vorstadtmädchen und reifere Tabakfabrikantinnen fesselt.

Das ganze, bizarre Spiel ist von einer eiskalten Witzigkeit, in der auch das bißchen warmer Atem, das gelegentlich eine oder die andre Figur von sich gibt, sofort als frostiger Dampf niederschlägt. Die dramatische Begabung Ödön Horvaths erweisen seine „Geschichten aus dem Wienerwald" zwingend. Er sieht scharf und gestaltet mit knappster Ökonomie der Mittel. Seine Figuren lösen sich deutlich ab von ihrem menschlichen, sozialen Hintergrund, ohne daß dieser jemals aus dem Spiel verschwände. Jeder ist Spiegel für die Art des andern, Wechsel der Belichtung erzeugt drollige und spukhafte Schattenspiele. Daß in solcher, aus Bildern locker gefügten, hinter vielerlei Ironien verschanzten Theaterarbeit großes künstlerisches Bemühen stecke, ist kaum anzunehmen. Vieles hat die Leichtigkeit der Improvisation, und manchmal ist es so, als wäre erst von den Einfällen das dramatische Ziel bestimmt worden, das noch nicht gesetzt war, als der Dichter jene hatte.

Eine bezaubernd bunte, von Heinz Hilpert mit sicherstem Dreiviertel-Taktgefühl geformte, in vielen Angeln höchst bewegliche Aufführung. Hans Moser, Paul Hörbiger, Lucie Höflich in erster Reihe. Und Carola Neher, die Leidtragende des Spiels, die von Niedrigen Erniedrigte, über die das lächerliche Getümmel hinweggeht, und mit der ihr Dichter, soweit er das über sich bringt, rührende Geschichten aus dem Wienerwald macht. Wunderschön das feine Pathos der Einfachheit, die strenge, stille Selbstverständlichkeit, mit der die Neher, ohne jeden theatralischen Aufwand, Gefühl bekennt. Ein Heiligenschein aus zartestem Messing — anderes Material kam bei solchem, nie das Parodistische verleugnenden Spiel nicht in Frage — schimmert um das Haupt dieser Madonna aus dem achten wiener Bezirk.

Gelehrte

Ein großes Licht war der Mann freilich nicht, wohl aber ein großer Leuchter für andrer Leute Meinungen.

Er hing noch auf der dortigen Universität wie ein schöner Kronleuchter, auf dem aber seit zwanzig Jahren kein Licht mehr gebrannt hatte.

Diese ganze Lehre taugt zu nichts, als darüber zu disputieren.

Er sagte, der Teufel hole alle Gelehrsamkeit, und dachte und lernte und studierte beständig und war vermutlich ein größerer Gelehrter als viele von den Leuten, die er und die ganze Welt so nannte.

Mit größerer Majorität hat noch nie ein Verstand stillgestanden.

Lichtenberg

Bemerkungen

Alsberg

Bonn 1902. Wir scharen uns um Zitelmann, den berühmten Rechtslehrer. Der Andrang der Studenten ist so groß, daß er nicht alle unsre Arbeiten selbst korrigieren kann. Er bedient sich eines jungen Assistenten, den wir mit staunender Ehrfurcht betrachten. Das war der Referendarius Max Alsberg, von dem man sich Wunderdinge erzählte. Er sei ein Polyhistor, hieß es, bewandert in allen Geisteswissenschaften, gleichbedeutend als Theoretiker und Praktiker des Rechts. Der alte Eccius, der Prüfungsleiter der Assessorenkommission, publizierte sogar Alsbergs wissenschaftliche Examenarbeit wegen ihrer besondern Qualitäten. Bonn bot ihm einen Lehrstuhl an, er zog es aber vor, Anwalt in Berlin zu werden. Er hatte sogleich eine gutgehende Zivilpraxis, lugte aber immer nach der kriminalistischen Seite, da seine Künstlernatur die psychologischen Fragen, vor allem die Rhetorik des Strafprozesses, reizten. Er brillierte bald im göttinger Bankprozeß, im kölner Korfu-Fall und in einigen großen Mordverfahren. Während des Krieges baute er das Preistreiberei-Strafrecht aus, wie er wohl recht eigentlich als der Schöpfer des Wirtschaftsstrafrechts betrachtet werden kann, dessen Systematik und Ideen hauptsächlich auf seinen Schriften beruhen. Die Krönung seiner wissenschaftlichen Leistungen ist das Standardwerk „Der Beweisantrag im Strafprozeß", das ihm die berliner Professur eintrug.

Unter seltsamen Umständen feiert dieser Mann sein fünfundzwanzigjähriges Anwaltsjubiläum. Auf der Höhe seines Ruhmes wurde er über Nacht in das skandalöse Nachspiel des Stinnesprozesses hineingezogen. Ich bin der festen Überzeugung, daß die Untersuchung mit einer glänzenden Rehabilitierung Alsbergs enden wird. Es ist damit zu rechnen, daß binnen kürzester Frist erwiesen sein wird, daß Alsberg das Opfer eines Erpressungsmanövers werden sollte. Es wird ein toller Kriminalroman sein, den man demnächst darbieten kann. Man wird daraus ersehen, daß Behörden, Presse und selbst Wohlmeinende wochenlang von ein paar skrupellosen Menschen dupiert worden sind. Ich selbst und hochangesehene journalistische Freunde gehörten auch dazu. Um so mehr fühle ich mich verpflichtet, nunmehr für Alsberg zu zeugen und befinde mich hierbei in der Gesellschaft wohl aller Kenner der Tatbestände.

Das Groteske aber ist, daß Alsberg am eignen Leibe erfahren mußte, wie alles, was er eindringlich in Wort und Schrift gelehrt, bei der Behandlung seines eignen Falles außer Acht gelassen wurde.

Denn grade Alsberg ist es gewesen, der stets die Notwendigkeit betont hat, die kriminalistischen Methoden, nach denen bei uns verfahren wird, von Grund auf zu ändern. Immer wieder wies er darauf hin, daß es abwegig sei, das Übel unsrer kriminalistischen Tatbestandsfeststellung in einem Mangel an wissenschaftlich-psychologischer Vorbildung unsrer Richter, Staatsanwälte und Verteidiger zu erblicken, daß im Gegenteil das, was von der wissen-

schaftlichen Psychologie für den Kriminalisten von praktischem Wert sein könne, eine Kleinigkeit sei neben einem andern, vernachlässigten Grundelement juristischer Arbeit. Juristen müssen, so meint er, nach Methoden arbeiten, die man nicht erst zu erfinden braucht, sondern die jedem jungen Historiker bekannt sind. Sie müssen sich daran gewöhnen, nicht nur mit der Intuition, nicht nur mit vorhandener oder eingebildeter Genialität an die Fälle heranzugehen, sondern zunächst einmal die Quellen zu sichten, zu vergleichen, die Zusammenhänge zu durchdenken und sich von den oft falschen Umrissen und leuchtenden Nebensächlichkeiten eines Tatbestandes freizumachen.

Alsberg ist, und meiner Ansicht nach mit vollem Recht, davon überzeugt, daß bei Anwendung seiner Methoden sich binnen weniger Tage die gegen ihn erhobenen Vorwürfe als unbegründet herausgestellt hätten. Gewiß wird man bald nach Abschluß des Verfahrens den „Fall Alsberg", von ihm selbst geschildert, lesen und diese These haarscharf nachgewiesen bekommen. Aus Anlaß des magdeburger Falles Haas rief Alsberg aus: „Das ist das Schreckliche. Daß ein jeder, um den ein echter oder falscher Sherlock-Holmes seine Netze spannt, von einer Stunde zur andern aus einem Subjekt des Lebens zu einem Objekt der Strafrechtspflege wird. Daß es keine Konstruktion einer Täterschaft gibt, die weltenfern und geistesverblödet genug wäre, um nicht darauf einen ‚sichern Schuldbeweis' aufzubauen. Daß die Männer, die eine solche Untersuchung leiten, von einem Phantom, dem sie nachgehen, oft so geblendet sind, daß alles und jedes, was sie auf die richtige Fährte bringen könnte, ihrem Blick verschlossen bleibt."

Alsberg wird hoffentlich durch das Erlebnis der letzten Wochen darin bestärkt werden, seinen Kampf gegen die Institution der Voruntersuchung mit noch größerer Leidenschaft fortzuführen. Niemand hat wuchtiger als er betont, daß der Angeklagte ein hilfloses Objekt der Strafrechtspflege bleiben wird, solange man ihm nicht die Möglichkeit gibt, kontradiktorisch auch schon im Vorverfahren zu verhandeln.

Nach meiner Überzeugung könnte in wenigstens der Hälfte aller politischen Prozesse ein Freispruch erfolgen, wenn die Verteidigung juristisch exakter geführt würde. Die Zahl der Richter und Staatsanwälte, die nach juristischen Brücken zum Freispruch in ihnen widerwärtigen politischen Prozessen Ausschau halten, ist größer als man gemeinhin annimmt. Wenn die kleine Phalanx der durchgebildeten Verteidiger, die unermüdlich gegen die Hochverratsjudikatur des Reichsgerichts und gegen die mißbräuchliche Benutzung der Strafgesetze zur Unterdrückung mißliebiger Gedanken durch die Kapazität eines Alsberg erweitert werden würde, könnten viele Niederlagen mutiger Politiker vermieden werden. Es steht fest, daß sich in den meisten Ländern die großen Verteidiger vom politischen Prozeß, zumal wenn er gegen links ge-

richtet ist, ängstlich fernhalten. Das wird den dei minorum gentium überlassen. Wenn sich Alsberg mit dem Glanz seines internationalen Ansehens in die Phalanx der politischen Verteidiger einreihte, so würde dies beispielgebend wirken.

Alfred Apfel

Leben der Autos und polnische Diplomaten

In letzter Zeit wird die polnische Öffentlichkeit durch Nachrichten über eigenartige Automobilunfälle gradezu elektrisiert. Hohe Beamte des gegenwärtigen und vormaligen Regimes werden Opfer solcher Autokatastrophen. So verunglückte vor einigen Wochen der ehemalige polnische Außenminister, Graf Skrzinski, ein in Polen sehr populärer Diplomat. Das Auto, von der Hand des polnischen Militärattachés in Berlin gelenkt, wurde zertrümmert aufgefunden. Graf Skrzinski ist seinen tödlichen Verletzungen erlegen, noch bevor er ins Krankenhaus eingeliefert wurde; der Herr Militärattaché dagegen blieb völlig unverletzt und hat kürzlich die Absicht geäußert, sich in ein Kloster zurckzuziehen. So sehr hat ihn dieser furchtbare Autounfall erschüttert, daß er nur noch zwischen Klostermauern sein seelisches Gleichgewicht wiedererlangen kann. Das war der Sinn der Erklärung, die er der polnischen Presse übergab.

Es ist kaum ein Jahr her, daß der Hauptmann Zacwilichowski, der Adjutant und Sekretär des frühern polnischen Ministerpräsidenten Bartel, ebenfalls das Opfer eines Autounfalls wurde. Der Lenker des Unglückwagens war Oberst Tatara, das Mitglied einer Sekte der fanatischen Anhänger Pilsudskis. Jede Funktion hat ihre Bedeutung.

Anno 1926 glückte der Militärputsch Pilsudskis. Zwei Monate später ist General Zagurski spurlos verschwunden. Unmittelbar vor seinem Verschwinden wurde er verhaftet und in dem Auto des Hauptmanns Zacwilichowski ins Belvedere, den Wohnsitz von Pilsudski, transportiert. Er traf dort ein und wurde seitdem nicht mehr gesehen. Hauptmann Zacwilichowski aber ist, wie schon erwähnt, vor einem Jahr das Opfer eines ebenso seltsamen wie bedauerlichen Autounglücks geworden.

In Belvedere, in dem eine ebenso strenge Kontrolle herrscht wie einst in dem Winterpalais des Zaren, in demselben Belvedere, in dem jede Tür und jede Treppe von schwerbewaffneten Soldaten bewacht wird, konnte ein Häftling von der Bedeutung eines General Zagurski spurlos verschwinden. Offenbar befand sich zu jener Zeit Aladins Wunderteppich im Belvedere, und der General benützte ihn, um zu fliehen. In dieser Residenz Pilsudskis wurde fünf Tage nach der „Flucht" des Generals der Gendarmerie-Wachtmeister Korysma erschossen aufgefunden. Ein Zufall wollte es, daß er grade an demselben Tage im Palais Dienst tat, an dem der General verschwand. Die Täter, die den Mord an dem Wachtmeister auf dem Gewissen haben, sind bis jetzt noch nicht ermittelt worden.

Nun setzte gradezu eine Hausse in Automobilunfällen ein. Der Chauffeur des Hauptmann Zac-

wilichowski erlitt das gleiche Schicksal wie sein Herr. Er war auch der Lenker jenes Autos gewesen, das den General Zagurski ins Belvedere beförderte. Die Bremsen des Autos, das dieser Chauffeur an seinem Unglückstage steuerte, waren von unbekannten Tätern zerstört worden. Die Untersuchung verlief negativ.

Ein gewisser Siectzko, Mitglied des Regierungsblocks, Zeuge der Einlieferung des Generals Zagurski ins Belvedere, wurde in seinem Auto erschossen aufgefunden. Leute, die in irgendeiner Weise in die Vorgänge von Belvedere eingeweiht waren, verunglückten. Doch die Zahl der lästigen Mitwisser schien ins Unendliche zu gehen. Der namhafte fascistische Dichter Or-Ot wurde in der Tatra das Opfer eines Autounglücks. Er hatte eine große Zukunft vor sich, sein Pech war nur, daß er „etwas" wußte. Die Ärztin Doktor Lewicka, eine hohe Beamtin des polnischen Innenministeriums, wurde leblos aufgefunden. Aber diesmal nicht im Auto sondern in der eignen Wohnung. Todesursache: Herzschlag.

Bei den Beisetzungsfeierlichkeiten aller dieser Unglücklichen hat sich die Regierung nicht lumpen lassen. Zur Beerdigung stiftete sie wahre Berge von Kränzen, Regierungsvertreter sprachen vor dem offenen Grabe, mit militärischen Ehren wurden diese Opfer seltsamer Unglücksfälle beerdigt.

Eins möchte ich zum Schluß nicht unerwähnt lassen. Das Opfer des letzten Autounglücks, Graf Skrzinski, war nicht nur ein Freund des verschwundenen Generals Zagurski sondern auch ein geschworener Feind von Pilsudski.

Man kann es nunmehr verstehen, daß heute selbst beherzte polnische Diplomaten beim Anblick eines Autos die Flucht ergreifen.

T. N. Hudes

Deutsch von Norbert Reich

Unsre fidelen Gefängnisse

Ein veritabler Ministerialdirektor hat uns, am Mikrophon, neulich mit munterer Bonhomie erzählt, Festungshaft sei gar keine richtige Strafe sondern eine Art billiger Sommerfrische. Aus diesem Grunde würden in Zukunft literarische Hochverräter und ähnliche Elemente in richtige Gefängnisse gesteckt werden.

Darüber erhob sich gedämpftes Murren bei den geistigen Arbeitern. Warum eigentlich? Es ist doch durch zahlreiche Veröffentlichungen bekannt, daß es auch in unsern Gefängnissen überaus neuzeitlich und bequem hergeht. Kein gequälter Alltagsmensch kann sich in diesem unseligen Herbst so viel Radio, Bücher, Unterhaltungsstunden, kurzum: Heitern Müßiggang gestatten, wie er dort offenbar gang und gäbe ist. Hinein in diese erholsamen Häuser!

Daß unsre geschlossenen Anstalten allesamt dem aus der Fledermaus bekannten fidelen Käfig ähneln, das ist nicht etwa bösartiger Hohn verstockter reaktionärer Bosnickel. Grade in den großen Blättern der Linken findet man seit einiger Zeit in auffälliger Menge Artikel und saubre Bildberichte über das sonnige Dasein der Gefangenen. Wie trefflich ist das Essen dort, wie hygienisch die Pflege, wie prompt sogar, man denke, die Zahnbehandlung.

Wenn das alles stimmt, — um so besser. Und das Propagandageschrei über diese, eigentlich selbstverständlichen, Dinge wäre dann ganz unnötig.

Aber stimmt es, immer und überall?

Es ist doch immerhin sehr merkwürdig, daß alle Diejenigen andrer Meinung sind, die es wissen müssen: Die ehemaligen Insassen der Gefängnisse und Zuchthäuser. Der Kommunist Hölz, der Nationalist von Salomon, der biedere alte Professor Fuchs („Wir Zuchthäusler"), — das sind doch wohl unverdächtige, weil grundverschiedene Zeugen. Und sie alle erzählen so ganz, ganz andre Dinge: Von Ungeziefer, schlechtem Essen, von Kellerzellen, von seelischen und leiblichen Torturen, von den tausendfachen Formen, in denen arme, kleine Teufel von Beamten ihren kümmerlichen Machtdünkel ausleben.

Ist das nun alles Schwindel? Oder haben grade Diese alle zufällig das Pech gehabt, nicht in einer der gern besichtigten und oft photographierten Anstalten zu sitzen?

Iedenfalls macht sich der nachdenkliche Laie so seine Gedanken. Vielleicht, so vermutet er, ist der Fortschritt unsres Gefängniswesens ein so außerordentlicher, daß man bereits dazu übergegangen ist, die Sträflinge auf Dörfern anzusiedeln, die den Namen eines populären alten russischen Organisators tragen.

Axel Eggebrecht

Stefan Rott

Stefan Rott oder Das Jahr der „Entscheidung", Max Brods soeben bei Zsolnay erschienener Roman spielt in Prag in den letzten Monaten vor Kriegsbeginn. Ein siebzehnjähriger Gymnasiast ist der Held des Romans. Ein komisches Wort übrigens: „Romanheld". In den meisten deutschen Romanen steht entweder ein Unheld oder ein Unhold im Mittelpunkt; trotzdem heißen alle bedingungslos: Romanheld. Brods Gymnasiast ist ausnahmsweise wirklich ein Held. Er schlägt sich tapfer und fanatisch mit Gott und der Welt herum, er ringt erbittert mit den Mächten des Himmels und der Unterwelt, beziehungsweise des Unterleibs, und der Leser, in atemloser Spannung, fragt sich unaufhörlich: Wer wird stärker sein? Es ist wichtig, daß dieser Roman vor dem Krieg in Prag spielt, denn die heute schon ausgeräucherte Dämonie dieser Stadt, in der seit 1918 statt der Dämonen elegante französische Militärattachés und dicke amerikanische Geschäftemacher den Ton angeben, erklärt die Absonderlichkeit der Menschen, die Brods Buch bevölkern. Absonderlich sind sie alle: der siebzehnjährige Stefan Rott, der im verfrühten Kampf um eine Weltanschauung auf dem Umweg über Thomas von Aquino zu Platons letzten Weisheiten gelangt; der Religionsprofessor Werder, der seinen Lieblingsschüler allem Irdischen abspenstig zu machen

trachtet, ein finsterer Mensch aus dem Mittelalter, dessen strenge und eingeengte Weisheit mehr als einen Ausweg aus dem selbstgemauerten Kerker des Verneinungsgeistes kennt und verwirft; die schöne Frau Phyllis, die dem jungen Stefan den ersten Unterricht in den Künsten der Liebe erteilt; Stefans Vater, der sich bei einem im Salon aufgestellten Fernrohr von den Anstrengungen des Bankgeschäfts und der Ehe erholt; der verkrüppelte Advokat Doktor Urban, der Stefans Geliebten Phyllis hörig ist und den Siebzehnjährigen auf den Knien um Mitleid anfleht; der Gymnasiast Anton, Stefans Freund und Sohn der schönen Frau Phyllis, der mit Leib und Seele Anarchist ist. Nicht nur Stefan Rott — alle diese Menschen erleben Ungeheures. Zwei, drei, vier Monate vor dem Krieg. Obwohl damals „tiefer Friede" war, eine Zeit der angenehmen Langeweile, der faden Sorglosigkeit, der ahnungslosen Wurstigkeit in allen Bezirken des Lebens und Denkens.

Es ist eben doch alles anders gewesen als man sichs heute vorstellt. Wenigstens in Prag, dessen Mysterien keinem tschechischen Dichter, sondern Max Brod aufgegangen sind. Was er schildert, ist die merkwürdigste Vorahnung der Ereignisse, die den von ihm dargestellten Spannungen folgen mußten. Traumhaft, spukhaft bricht der Krieg in die bewegte Stille der heimlich längst aufgewühlten Stadt ein. Großartig schildert Brod das Unwirkliche, Unglaubhafte des brutalen Einbruchs der realen Mächte, die den Krieg zutage fördern. Ohne Signal, ohne Voranmeldung brechen sie ein. Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers wird unbesorgt, beinahe gleichgültig, mit leiser Schadenfreude, zur Kenntnis genommen; niemand ahnt, daß nach diesem Attentat die Erde ins Wanken geraten soll. Und eines Tags ist der Krieg da und zerschneidet alle Entwicklungen, bricht alle Kämpfe des Geistes mit einem Schlag ab.

Die Kämpfe des Geistes, die der Romanheld besteht, sind Brod das Wichtigste. Ihretwegen hat er diesen Roman geschrieben. Die großen bedeutenden Kapitel, die er ihnen widmet, sind ebenso spannend wie tief, sie zeigen den Dichter auf der Höhe seiner Gestaltungskraft. Es darf freilich nicht verschwiegen werden, daß es manchen Leserinnen der „Frau, nach der man sich sehnt" nicht ganz leicht fallen wird, sich mit den schwierigen Gedankengängen der philosophischen Duelle zwischen Werder und Stefan zu befreunden. Diese Leserinnen können sich aber an die sehr ungewöhnliche Liebesgeschichte halten, die von Zeit zu Zeit die „schweren" Kapitel unterbricht; sie werden auf ihre Rechnung kommen.

Ludwig Winder

Lyonel Feininger: Zwanzigtausend

Die Zahl dürfte bis zum Erscheinen dieser Zeilen bereits erheblich überschritten sein.

So viele Menschen haben die Ausstellung Lyonel Feiningers im Kronprinzenpalais in den ersten paar Wochen besucht. An Sonntagen sind die Räume drangvoll von einem Publikum, das zu den verschiedensten Klassen, Berufs- und Einkommensschichten gehört. Man sieht Arbeiter, kleinbürgerliche Typen, Intellektuelle und Mondäne mit der gleichen Konzentration in die Betrachtung dieser Landschafts- und Architekturvisionen vertieft. Ein Publikum von der guten Mischung „Volk", die man sonst nur in Kinos, bei Sportereignissen und allenfalls in der Volksbühne antrifft, ist ein Herz und eine Seele vor Bildern, die zu den reinsten geistigen Erscheinungen der deutschen Kunst gezählt werden müssen. Gewiß hat die romantische Stimmung dieser Malerei viel Bestechendes an sich. Ihre monumentalen Lichträume sind von der ewig deutschen Sehnsucht nach dem Unendlichen erfüllt. Feininger malt eine zauberhafte Verklärung der Wirklichkeit, ein idealistisches Labsal für empfindsame Gemüter, die von der Wirklichkeit der Notverordnungen nichts weniger als sanft angefaßt werden. Realkunstpolitiker mögen über diese Empfindsamkeit erhaben sein oder sie vor andern und sogar vor sich selbst als unzeitgemäße Schwäche verleugnen. Die Gewißheit einer höhern geistigen Ordnung im Dasein, die in den Bildern von Feininger ihren gesteigerten Wiederhall erlebt, dieser von Rationalisten, Materialisten und Militaristen so herabgewürdigte menschliche, wenn Ihr wollt: allzumenschliche Trieb ist auch aus dem Helden und Opfer unsrer guten neuen Zeit nicht wegzuoperieren. Er mag heute halb und halb verschüttet, er mag seines Gottesglaubens verlustig, an Substanz ärmer und dünner geworden sein. Eben: stimmungshaft und romantisch. Aber Feininger kommt dieser Romantik keineswegs auf der Linie des geringsten geistigen Widerstandes entgegen. Beweis: Nicht allein das grobe Mißverständnis, mit dem seine Kunst von der nationalsozialistischen Kunstpolitik behandelt wird. Die kristallklare Baugesetzlichkeit seiner Bilder ist für die impressionistische Kritik noch heute ein Buch mit sieben Siegeln. Auch wäre sie von dem gleichen Publikum, das dem Sechzigjährigen heute huldigt, vor zehn Jahren noch zumindest ratlos angestarrt worden.

Der Erfolg der Ausstellung von Feininger ist die glänzende Rechtfertigung eines Künstlers, der zu den viel gelästerten „Ismen" gehört. Expressionismus — Kubismus: Was vor zehn und fünfzehn Jahren Bürger- und Impressionistenschreck war, wird heute mit Liebe und Bewunderung angenommen. Wie so oft schon, hat wieder einmal das vielumstrittene Neue in der Kunst recht behalten. Wieder einmal ein Außenseiter, ein „asozialer Formalist" etcetera, der Auge und Herz des großen Publikums für sich bekehrt hat. Tröstlich für jene jungen Maler und Bildhauer, die den ewigen Phantasievorsprung der Kunst vor neuem zu wahren wissen und dafür schief angesehn werden — gewiß auch von Augen,

die heute Feininger folgen, nachdem sie gestern bis Cézanne und keinen Schritt weiter reichten. Darüber hinaus aber darf die ungewöhnliche Anziehungskraft der Ausstellung im Kronprinzenpalais vielleicht als Symptom gelten für eine neue geistige Selbstbesinnung, die vielfach auch dort einkehren mag, wo die grellen Sensationseffekte von Technik, Sport, Film und Reportage alles andre überblendet haben. Auf jeden Fall ist das stumpfsinnige und böswillige Schlagwort von der Kunst, „die unsre Zeit nichts mehr angehe", durch die stille Demonstration der zwanzigtausend und mehr Besucher Feiningers aufs gründlichste widerlegt. Und hinter diesen zwanzigtausend stehen bestimmt noch Hunderttausende, denen die ganze zeitgemäße Betriebsamkeit unsrer tüchtigen Zivilisationspraktiker und Weltkonfusionsräte längst zum Halse heraushängt. Hunderttausende, die jenseits von der Kirche aber auch vom Freidenkertum, jenseits von mondsüchtiger Lebensuntauglichkeit, aber auch von verkrampften Aktivismen zu einer tiefern Lebensorientierung drängen. Die Menschen brauchen Kunst. Man muß es nur verstehen, die Kunst an sie heranzubringen. Man darf sich nur nicht einschüchtern und entmutigen lassen von dem geistfeindlichen Geschrei jener, die sich als einzig autorisierte Vertreter von — je nach dem — „Massen-" oder „Volksinteressen" aufspielen.

Ernst Kállai

Ja, warum denn?

Vorsitzender: Warum haben Sie aber zum Beispiel Gelder für politische Zwecke gegeben?

Leo Sklarek: Das haben alle gemacht. Warum gibt zum Beispiel die Behala mit ihrem sozialdemokratischen Direktor Schüning Gelder an die Deutschnationalen?

Vorsitzender: Ja, warum denn?

Leo Sklarek: Weil es ein eingeführtes System war, das unter Oberbürgermeister Böß entstanden ist.

Aus dem Sklarekprozeß

Wenn das so weiter geht

Die Stadt Berlin neigt mehr und mehr
Zu provinziellen Sitten,
Nun wird uns schon der Nahverkehr
Ab 12 Uhr nachts beschnitten:
Wenn das so weiter geht,
O jeh, O jeh,
Kann uns die B.V.G. am Po—
(Nicht an der Spree!)

Den großen Brüdern Saß gelang
Der Druck von Zehnmarkscheinen.
Und man versteht das, denn die Bank
Versagt schon bei uns Kleinen.
Wenn das so weiter geht,
O jeh, O jeh,
Dann bin ich auch für das
Import-monney.

An Halle kann man wieder sehn
Wie Adolf Rex sein Heer lenkt.
Dort rebelliert man gegen dehn,
Der etwas mehr als der denkt.
Wenn das so weiter geht,
O jeh, O jeh,
Dann wird die Wissenschaft
Zum Kabaret!

Werner Finck

Hinweise der Redaktion

Bücher

Lion Feuchtwanger: Erfolg. (Sonderausgabe) Gustav Kiepenheuer, Berlin.
Jean Giono: Ernte. S. Fischer, Berlin.
Arthur Holitscher: Ein Mensch ganz frei. S. Fischer, Berlin.
Anton Kuh: Physiognomik. R. Piper & Co., München.
Albert Londres: Jude wohin? Phaidon-Verlag, Wien.
Adam Müller: Vom Geiste der Gemeinschaft. Alfred Kröner, Leipzig.
Demokratie und Partei. Herausgeber P. R. Rohden. L. W. Seidel & Sohn, Wien.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 19.40: Spuk in der Villa Stern von Friedrich Holländer — **Mittwoch.** Langenberg 11.00: Franz Werfel liest. — Berlin 14.00: Totengespräche von Fritz Mauthner. — Königsberg 14.00: Verse und Prosa von Walter Bauer. — Königswusterhausen 14.00: Pablo Picasso, Adolf Behne. — Breslau 1930: Ernst Glaeser liest. — Mühlacker 21.15: Werden — Sein — Vergehen. — **Donnerstag.** Breslau 18.30: Kann eine moderne Kunsbetrachtung die Hegelschen Grundbegriffe entbehren? Herbert Bahlinger und Werner Milch. — **Freitag.** Berlin 18.10: Robert Musil liest. — Leipzig 20.40: Der Weiberkrieg, nach Aristophanes. — Berlin 21.10: Gottfried Benn liest. — **Sonnabend.** Berlin 18.00: Die Erzählung der Woche, Arthur Eloesser.

Antworten

Arbeitsloser Ausländer. Die Stadtverwaltung von Gladbeck hat deinen dort ansässigen Leidensgenossen einen blauen Brief geschickt, in dem sie ihnen mitteilt, daß sie leider gezwungen ist, die Zahlung der Erwerbslosenunterstützung an sie ab 1. November einzustellen. Dreihundert liegen so ohne jegliche Mittel auf der Straße, die Stadtväter „ersuchen" sie in ihrem „eignen Interesse", sich in ihre Heimat zu verfügen. Diese freundliche Aufforderung kommt einer Ausweisung gleich, die durch nichts berechtigt ist. Und davon abgesehn haben die Betroffenen doch Jahre hindurch aus ihrer Tasche Beiträge zur Erwerbslosenunterstützung gezahlt, und nicht nur diese, denn sie sind wie alle andern Arbeitenden der Steuerpflicht unterworfen etcetera. Hier gibt es doch nur zwei Möglichkeiten, entweder befreit man alle Ausländer von jeglicher Zahlungspflicht, dann ist man ihnen gegenüber auch zu nichts verpflichtet; oder man steckt das Geld ein und läßt ihnen die durch das Geld erworbenen Rechte. Eine andre Möglichkeit gibt es nicht, und kein Hinweis auf die drückende Notlage verfängt. Es verstößt einfach gegen die primitivsten Gesetze der öffentlichen Moral, einem Menschen jahrelang Beiträge zur Arbeitslosenversicherung abzuknöpfen und ihm dann, wenn er selber in die traurige Lage versetzt ist, Erwerbslosenunterstützung beziehen zu müssen, zum Teufel zu schicken mit dem Hinweis, wir haben nicht mal Geld für unsre deutschen Erwerbslosen.

Neugieriger. Der Landesverratsprozeß gegen die ‚Weltbühne' (Rubrum: Kreiser und Ossietzky) findet am 17. November vor dem IV. Strafsenat des Reichsgerichts statt.

Walther Victor. Sie haben sich nun bereits das vierte Mal vor den Gerichten wegen einer angeblichen Gotteslästerung zu verantworten gehabt. Wir referierten bereits mehrmals darüber. Die jetzigen Richter waren so gnädig, Ihnen statt der zuletzt zudiktierten vier Monate Gefängnis nur noch zwei Wochen aufzubrummen. Sie haben Revision eingelegt. Wann wird sich endlich auch für Sie das Gericht finden, das so weise ist wie die Siegert-Kammer im Grosz-Prozeß?

Wirtschaftskorrespondenz für Polen. Ihre Beilage „Buch- und Kunstrevue" feierte in diesen Tagen ihr fünfjähriges Bestehen. Von Kattowitz aus Verständigungspolitik zwischen Polen und Deutschland zu propagieren, dürfte keine leichte Arbeit sein, und wir gratulieren Ihnen, daß Sie mit Erfolg versucht haben, Polen mit den geistigen Produkten Deutschlands bekannt zu machen. Wir wünschen Ihnen weiterhin viel Glück.

Danziger. Wenn Sie Interesse an regelmäßigen Zusammenkünften der dortigen Weltbühnenleser haben, so geben Sie Ihre Adresse an unter: Danzig 1, Schließfach 150.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Axia-Verlages, Berlin, bei, der über das Schaffen von Salomon Dembitzer unterrichtet. Wir empfehlen den Prospekt der besonderen Aufmerksamkeit unsrer Leser.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Nach Redaktionsschluß dieser Nummer ist das nachfolgende

Urteil

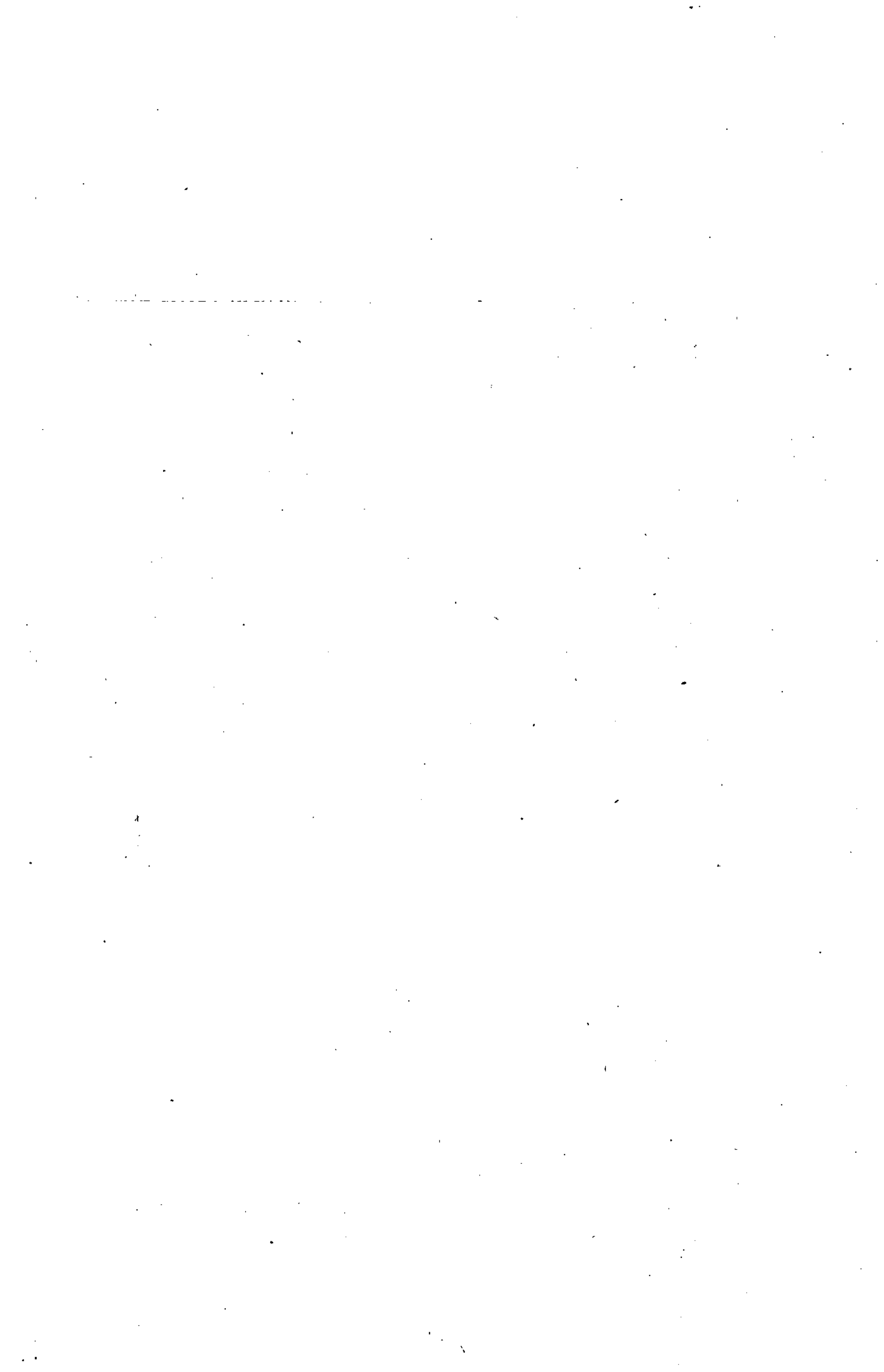
des Reichsgerichts gegen den Herausgeber der ‚Weltbühne', Carl von Ossietzky, und den Schriftsteller Walter Kreiser ergangen:

Die Angeklagten werden wegen Verbrechen gegen § 1 Absatz 2 des Gesetzes über Verrat militärischer Geheimnisse vom 3. Juni 1914 ein jeder zu 1 Jahr und 6 Monaten Gefängnis und zur Tragung der Kosten des Verfahrens verurteilt. Die Nr. 11 der ‚Weltbühne', Jahrgang 1929, ebenso wie die zu ihrer Herstellung notwendigen Platten und Formen sind unbrauchbar zu machen.

Für die Verkündung der Urteilsbegründung hat der Senat des Reichsgerichts die Öffentlichkeit ausgeschlossen, „da die tatsächliche und rechtliche Würdigung des inkriminierten Artikels durch das Gericht naturgemäß nicht erfolgen konnte, ohne die in Rede stehenden geheimen Nachrichten zu erwägen und zu beleuchten".

Dazu haben wir im Augenblick nur zu sagen: Die Arbeit der ‚Weltbühne' wird fortgesetzt.

Anläßlich dieses Urteils veranstaltet die Deutsche Liga für Menschenrechte am Freitag, dem 27. November, um 8 Uhr abends, im Langenbeck-Virchow-Haus, Luisenstr. 58, eine Protestkundgebung.



Wer gegen wen? von Carl v. Ossietzky

Die Nationalsozialisten haben nun auch in Hessen die bürgerlichen Parteien überrannt und die Sozialdemokratie stark ins Hintertreffen gebracht. Die Kommunisten haben viel erobert, und die neue Sozialistische Arbeiterpartei hat trotz ungünstigsten Verhältnissen ein Mandat gewinnen können. Von den alten Bürgerparteien hat sich nur das Zentrum mit bestem Anstand behauptet. Die Gruppen Hugenberg, Dingeldey, Dietrich und einige andre liegen zerschlagen da. Die Massen der enteigneten Bürger flüchten hinter die Palisaden der Nationalsozialistischen Partei. Angesichts des ungeheuren Anwachsens dieser Partei, die noch vor ein paar Jahren eine etwas zweifelhafte Sekte war, verliert die Frage fast an Bedeutung, ob und wann sie regieren wird. Schon lange kommt die Regierung Brüning ihr auf allen Wegen entgegen. Die Notverordnungen, die Militarisierung des Innenministeriums, alles das sind Maßnahmen, die den Zustand von morgen oder übermorgen vorwegnehmen. Hitler regiert nicht, aber er herrscht.

Das deutsche Bürgertum schwindet politisch in dem Maße, wie es sozial an Boden verliert. Es begreift nicht das über seine Klasse hereingebrochene wirtschaftliche Schicksal. Es steht einer Revolution gegenüber, die es mit unbarmherziger Schnelle aus seinen Vorrechten jagt, und die doch weder Gestalt noch Gesicht trägt. Die französischen Adligen sahen doch die rote Mütze ihrer Gegner, die Spottverse der Ohnehosen heulten ihnen in die Ohren, Ça ira, ça ira, les aristocrats on les pendra. Die deutsche Besitzerschicht hat es nicht mit Bürger Samson zu tun, ihr Nachrichter ist der höchst korrekte Gerichtsvollzieher. Was Generationen erworben haben, wandert eines Morgens auf den kleinen klapprigen Wagen vor der Tür, der nachher so melancholisch durch die Straßen rumpelt wie Wilhelm Raabes Schüdderump. Ça ira, ça ira, celui qui s'élève, on l'abaissera.

Dieses Millionenheer, das sich dem Fascismus in die Arme wirft, fragt nicht, weil ihm nichts mehr zu fragen übrig geblieben ist. Desperat und kritiklos folgt es einer bunten und lärmenden Jahrmarktsgaukelei, weil nichts schlimmer werden kann als es bereits ist, so wie ein von den besten Ärzten aufgegebener Patient schließlich den Weg zum Kurpfuscher findet, der dem Krebskranken empfiehlt, eine Walnuß in der Tasche zu tragen. Jeder hofft, niemand fragt. Darin liegt das Glück des Nationalsozialismus, das Geheimnis seiner Siege, darin liegt aber auch seine Ohnmacht. Seine verschiedenartigen Bestandteile wachsen nicht zusammen, die Partei bleibt und bleibt eine kolossale Anschwemmung gebrochener Existenzen, leidlich gebunden nur durch den Glauben, daß der Heilige aus Braunau im Ernstfalle doch funktionieren wird. Aber der

Heilige denkt nicht ans Funktionieren, dieser Prophet der German Science — man muß seinen Mumpitz so nennen — macht sich im Braunen Haus wichtig; kein Gestalter, jeder Zoll ein Dekorateur, heute Wilhelm II., morgen vielleicht schon Ludwig II. Zweimal hätte die Partei marschieren können. Am 14. September 1930 und am Abend von Harzburg war Deutschland sturmreif. Aber Hitler marschiert nicht; denn wenn er auch nicht viel weiß, so doch eines: daß er nur ein paar seiner Mobilgarden ausschwärmen lassen kann, daß aber das Gros keine Bewegung verträgt. Und im Grunde kalkuliert er nicht so unrichtig. Denn was Brüning und Groener für ihn tun, braucht er selbst nicht zu leisten. Nochmals: er regiert nicht, aber er herrscht. Er tut nichts, aber andre laufen für ihn.

Auf die Dauer kann es sich aber eine noch immer wachsende Partei nicht so bequem machen. An dieser Partei ist nichts originell, nichts schöpferisch, es ist alles entlehnt. Sie hat kein eignes geistiges Inventar, keine Idee; ihr Programm ist in aller Welt zusammengestoppelter Unsinn. Ihr äußerer Habitus und ihr Wortschatz stammt teils von den Linksradikalen, teils von Mussolini, teils von den Erwachenden Ungarn. Nur die Vereinsparole „Juda verrecke!" ist wohl in eigner Kultur gezogen. Diese Millionenpartei mit den fetten Industriegeldern hat bei ihren Ausflügen in den Geist immer nur die ärgsten und ältesten Klamotten aufgekauft. Was ihre Theoretiker Feder und Rosenberg angeht, so ist jede Unterhaltung mit ihnen unmöglich, während man mit einem vifen Praktiker wie Goebbels immerhin noch mit den Stiefelspitzen diskutieren kann. Alles an dieser Partei ist Nachahmung, alles was sie unternimmt schlechtes Plagiat. Selbst ihre Zeitungen sind im Format und in der graphischen Aufmachung aufs engste an eingeführte Blätter angelehnt, ihnen zum Verwechseln ähnlich gemacht. Alles in und an der Nationalsozialistischen Partei ist zusammengeklaut, alles Diebesgut, alles Sore; Material für stupide Köpfe aber fertige Finger. Dennoch waltet auch hier so etwas wie eine metaphysische Gerechtigkeit: die Herren Führer haben sich ein Stück zu viel gelangt. Sie haben sich von ganz links her auch die soziale Revolution geholt und unter ihre Leute geworfen. Damit hantieren sie nun wie der Affe mit dem Rasiermesser, und damit werden sie sich am Ende selbst die Gurgel abschneiden.

Hugenberg hat bekanntlich gesagt, wir müßten alle Proletarier werden, ehe es wieder besser wird, und im Grunde hat auch Karl Marx dasselbe gesagt. Heute ist dieser Tatbestand so ziemlich erreicht, es kommt nur darauf an, was für Schlüsse man daraus zieht. Die soziale Differenzierung wird schwächer und schwächer, man kann es sich beinahe ausrechnen, wann Deutschland von einer einzigen verelendeten Masse bewohnt wird. Bald wird es nur noch eine einzige proletarische Klasse geben, und selbst wer heute noch arbeitet, sich heute noch mit Vermögensresten in etwas Wohlhäbigkeit sonnt, tut es mit schlechtem Gewissen, fühlt sich im Innern doch nur als einstweilen zurückgestellte Reserve der großen Armee unter der einen grauen Fahne. Damit werden aber

auch die innern Fraktionszwiste schattenhaft, die historischen Parteien selbst gespenstisch, weil sie nicht der wirklichen Sachlage entsprechen, weil dahinter nicht mehr die natürlichen Gruppeninteressen stehen, weil Deutschland anfängt, eine einzige Klasse zu werden. Die Parteien raufen sich wie sonst. Warum? Sie sind leer gewordene Hülsen. Die verschiedenen Kokarden fallen auf der Straße übereinander her und zerschlagen sich die dahinter befindlichen Stirnen. Warum? Wer steht gegen wen? Prolet gegen Prolet. Habenichts gegen Habenichts. Deutschland gegen Deutschland.

*

Es ist also eine Situation zum Handeln wie geschaffen. Selten stellt das Schicksal der Völker das Bild einer Nation so einheitlich. Die bürgerlichen Mittelparteien sind erledigt, das zwar immer noch intakte Zentrum ist nur eine Partei der taktischen Defensive, die vor jedem Entscheidungskampf einschwenkt und sich mit dem wahrscheinlichen Sieger zu vertragen sucht. Seine Leute gehn nur in die Wahlzelle, nicht auf die Straße. Die Entscheidung kann nur von den Fascisten kommen oder von den Sozialisten.

Unter diesen Umständen liegt der Gedanke der sozialistischen Einigung wieder in der Luft. Die Gewerkschaften schrumpfen in der allgemeinen Pauperisierung. Die Sozialdemokratie verliert überall, wo gewählt wird. Die Kommunisten gewinnen zwar, aber zugleich geraten sie mehr und mehr in Isolierung; ihre Radikalität geht auf zu viel und muß im tiefsten Defaitismus enden. Ihr Wachstum zwingt ihnen Aufgaben und Entschlüsse auf, die ihnen nicht nur aus innern Gründen gefährlich werden können. Eine so große Partei, die ständig unter dem Schwerte des Verbots lebt, kann leicht unsicher werden. Außerdem ist die KPD durch Programm und Doktrin an eine starre Linientreue gefesselt, die sie an der Entfaltung ihrer wahren Kraft hindert; sie kann davon nicht abweichen, ohne in schweren innern Zwiespalt zu kommen. Es ist mir einmal bei der Partei bitter vermerkt worden, daß ich mich über Heinz Neumanns chinesische Vergangenheit mokierte. Heute will ich mich gern rektifizieren. Es wäre ein namenloser Segen für die ganze KPD, wenn der moskauer Großherr, der für Herrn Neumann viel übrig haben soll, ihm möglichst bald eine neue ehrenvolle Mission in China übertragen möchte. Auch unter den deutschen Kommunisten gibt es zahllose, die die Auffassung vertreten, daß Herrn Neumanns nicht unbeträchtliche Begabung für chinesische Verhältnisse wie geschaffen ist.

Der Bürgerkrieg der deutschen Sozialisten untereinander wird immer naturwidriger. Der Fundus, um den sie sich schlagen, wird immer kleiner. Dieser Fundus ist die deutsche Republik. Hat der Fascismus einmal gesiegt, so werden die Sozialdemokraten ebenso wenig zu melden haben wie die Kommunisten. Auch hier lautet die Frage: Wer gegen wen? Pro-

letarier gegen Proletarier. Arbeiter gegen Arbeiter. Dabei werden die Anhänger beider Parteien immer ähnlicher im Denken. Die kommunistischen Arbeiter verlieren die Geduld, auf eine Weltrevolution zu warten, die nicht kommt, obgleich die ökonomischen Zustände dafür reif zu sein scheinen. Die sozialdemokratischen Arbeiter dagegen verlieren den Glauben an den Opportunismus ihrer Führer.

Die Sozialdemokratie hat durch Rudolf Breitscheid die Möglichkeit operativen Zusammengehens mit den Kommunisten zur Erörterung gestellt. Das war vernünftig, aber das schlechte Echo bei der ‚Roten Fahne' dürfte sich wohl auch durch die Wahl dieses Friedensbotens etwas erklären lassen. Es gibt noch genug Sozialdemokraten, die dafür besser geeignet sind. Herr Breitscheid ist eine Bettschönheit, er verliert, wenn er aufsteht. Es heißt auch, eine Diskussion schon im Anfang abdrosseln, wenn der ‚Vorwärts' schreibt, die Kommunisten müßten es sich abgewöhnen, Brüning—Groener gleich Hugenberg—Hitler zu setzen. Es kommt nicht auf die besondere politisch-moralische Einschätzung dieser Herren an, nicht auf ihre Absichten sondern auf ihre Wirkung. Und hier muß man die Unterschiede schon mit dem Mikroskop suchen.

Es wäre eine Utopie und würde der Sache nur schaden, heute bereits die gemeinsame revolutionäre Front aller sozialistischen Parteien und ihrer Sezessionen zu fordern. Das ist ein Wunschbild, das augenblicklich an den sachlichen und personalen Differenzen zerbricht. Wenn zunächst nur ein taktisches Notprogramm fruchtbar gemacht werden könnte, so wäre das schon ungeheuer viel. Ein Programm der produktiven Abwehr: Verteidigung der sozialen Arbeiterrechte und der politischen Bürgerrechte gegen das System der Notverordnungen und den Fascismus, gegen Brüning und Groener, Hugenberg und Hitler. Was aber für alle Fälle verhindert werden muß, das ist die gleiche abscheuliche Gruppierung wie beim preußischen Volksentscheid. Dieses traurige Schauspiel darf sich nicht wiederholen, sonst erhalten wir im nächsten Frühjahr mit linksradikaler Hilfe einen Reichspräsidenten Hitler. Es ist ein Unglück, daß den sozialistischen Parteien wirkliche Mittler fehlen, daß die Bureaugenerale der Zentralen selbst Tuchfühlung suchen müssen und daß sie dabei leicht an Widerständen scheitern können, die sie selbst geschaffen haben. Wie viele Minuten oder Sekunden vor zwölf es schon ist, läßt sich nicht sagen. Periculum in mora. Die Herrschaften müssen sich beeilen.

Bei alledem ist es dennoch ein Fortschritt, daß heute wieder über Derartiges laut gesprochen werden kann, ohne daß die Ketzerrichter solche Stimmen gleich mit dicken Wollknebeln zu ersticken trachten. Möglich, daß wenig dabei herauskommt, aber die Zuversicht wird doch wieder rege, daß der Fascismus den letzten Gang verlieren wird. Er mag Deutschland überrumpeln, er wird es niemals besitzen. Er wird vielleicht noch höher steigen, aber zu keinem andern Zweck, als um so tiefer zu fallen.

Rußland in der Wirtschaftskrise

von K. L. Gerstorff

Die Produktion in den entscheidenden Industriestaaten ist in der Weltwirtschaftskrise um ungefähr ein Drittel zurückgegangen; und auch der Weltaußenhandel hat sich in seinem Volumen außerordentlich verringert. Im ersten Halbjahr 1931 ist er gegenüber dem ersten Halbjahr 1930 wertmäßig um etwa 28 Prozent zurückgegangen. Diese Abnahme ist doppelt so hoch wie die im ersten Halbjahr 1930 gegenüber dem ersten Halbjahr 1929. Zur Hälfte ungefähr fällt die Abnahme im Weltaußenhandel auf den Rückgang der Umsatzmengen, zur Hälfte auf den Rückgang der Preise. Wenn man den Weltaußenhandel im ersten Halbjahr 1928 mit 100 ansetzt, so stand er im ersten Halbjahr 1931 auf 69,2. Mengenmäßig ist der Rückgang geringer; betrug der Weltaußenhandel in der ersten Hälfte 1928 100, so 1931: 85,4. Der Weltaußenhandel steht daher, wenn man berücksichtigt, daß durch die vielen neuen Grenzen vielfach als Außenhandel erscheint, was früher Binnenhandel war, nicht mehr über dem Friedensniveau.

Es ist selbstverständlich, daß dieser gigantische Rückgang von sehr wichtigen Konsequenzen für die Verbundenheit der Wirtschaft Sowjetrußlands mit der Weltwirtschaft sein mußte. Wir stehen im dritten Jahr des Fünfjahrplans, und es ist schon heute festzustellen, daß grade durch die Weltkrise auch der große Plan stark in Mitleidenschaft gezogen wird. Als die Russen den Plan aufstellten, und in diesen Plan natürlich die Entwicklung ihres Außenhandels einfügten, da hatten sie mit einer verhältnismäßigen Stabilität der Weltwirtschaft gerechnet und damit auch mit einer Stabilität der Preise der entscheidenden Produkte. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß in demselben Jahre 1929, in dem die Russen das Zentral-Komitee der deutschen kommunistischen Partei beschließen ließen, daß eine revolutionäre Situation unmittelbar bevorstehe, die Russen in ihrem Plan die herannahende Weltwirtschaftskrise nicht berücksichtigten. Kein Wunder, daß die Entwicklung ihres Außenhandels völlig von den Voranschlägen abwich. Für das Jahr 1930 hatte man mit einer weitern Exportsteigerung von etwa 40 Prozent gerechnet und hatte auch dementsprechend einen Importplan angesetzt. Das Jahr 1930 brachte aber nicht eine Exportsteigerung von 40 Prozent sondern nur von 14 Prozent. Es war das an sich noch eine erstaunliche Leistung. Denn verkennen wir nicht, daß im selben Jahr 1930, in dem die Russen ihren Export auch wertmäßig noch um ein Siebentel steigerten, der Weltaußenhandel einen wertmäßigen Rückgang um mehr als 15 Prozent hatte. Die wertmäßige Steigerung der russischen Ausfuhr um etwa ein Siebentel war begleitet von einer viel größern Steigerung der russischen Ausfuhrmengen. Aber es zeigte sich in der Weltwirtschaftskrise, daß die Preisgestaltung auf den Weltmärkten sich sehr zuungunsten Sowjetrußlands auswirkte. Warum?

Sowjetrußland führt im wesentlichen industrielle Rohstoffe und Agrarprodukte aus: Holz, Öl, Getreide, Lebensmittel, Felle etcetera. In manchen Jahren dominierten in der russischen

Ausfuhr die industriellen Rohstoffe stärker, in manchen Jahren die Agrarprodukte. Die Fertigwarenausfuhr dagegen bildet innerhalb der gesamten russischen Ausfuhr nur einen minimalen Prozentsatz. Nun ist in dieser Weltwirtschaftskrise ein Preisfall eingetreten, der insgesamt bereits größer ist als der Preisfall in frühern Krisen. Aber die Kartell- und Monopolpolitik wirkt sich darin aus, daß der Preisfall der kartellierten Produkte und damit eines großen Teiles der Fertigfabrikate verhältnismäßig geringfügig war, während umgekehrt der Preisfall der nichtkartellierten Produkte, der Preisfall der industriellen Rohstoffe und Agrarprodukte vielfach ein gradezu katastrophaler war. Selbst im Jahre 1930 also, in dem Sowjetrußland in seiner Ausfuhr mengenmäßig den Voranschlag des Plans erreichte, war der Erlös durch diese Ausfuhr weit geringer, als man angenommen hatte, so daß der Importplan nicht völlig innegehalten werden konnte. 1931 aber ist noch weit ungünstiger verlaufen. Der Exporterlös, der von 1929 auf 1930 noch gestiegen war, ist von 1930 auf 1931 gefallen. Auch dieses Mal ist zwar wieder festzustellen, daß in der Weltkrise die Entwicklung des russischen Außenhandels weit günstiger verläuft als die Entwicklung des Außenhandels in den hochkapitalistischen Staaten, aber Sowjetrußland ist von der Krise doch so stark in seinem Außenhandel betroffen, daß wertmäßig die Ausfuhr gegenüber 1930 zurückgegangen ist, so daß in den ersten acht Monaten dieses Jahres ein Importüberschuß festzustellen ist, der die für die Russen verhältnismäßig hohe Summe von etwa 100 Millionen Dollar ausmacht. Ein Importüberschuß in dieser Höhe hat aber für die Wirtschaft Sowjetrußlands sehr bedeutsame Konsequenzen. Das beruht darauf, daß Rußland über keine Posten der sogenannten unsichtbaren Zahlungsbilanz verfügt, daß es vom Ausland keine Zinsen zu erhalten hat, daß die Bilanz des Frachtenverkehrs eher negativ als positiv ist, daß der Touristenverkehr bisher keine erheblichen Gelder ins Land bringt. Rußland kann daher nur soviel importieren wie es exportiert, und wenn die Importe größer sind als die Exporte, so geht dies nur auf dem Kreditwege. Bisher sind aber langfristige Kapitalanlagen in ökonomisch relevantem Umfange in Rußland nicht investiert worden, so daß die Importüberschüsse im wesentlichen durch verhältnismäßig kurzfristige Warenkredite ermöglicht wurden. Und zwar ist, wie bekannt, an diesen Warenkrediten vor allem der deutsche Kapitalismus beteiligt. Wie prekär die Situation Deutschlands auf den internationalen Kapitalmärkten ist, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Die Kredite an Rußland wurden nicht durch eine aktive Bilanz Deutschlands auf den internationalen Kapitalmärkten ermöglicht sondern nur dadurch, daß der deutsche Kapitalismus einen Teil des vom Ausland aufgenommenen Kapitals seinerseits für Exportkredite nach Rußland verwandte. Es ist hier ein analoger Vorgang zu konstatieren wie im Verhältnis Japans zu China und der Mandschurei. Die Kapitalien, die Japan dort investierte, stammten zu einem sehr erheblichen Bruchteil aus Amerika, an das Japan nicht unbeträchtlich verschuldet ist. Die Exportkredite, die von Deutschland an Rußland gegeben wurden,

haben sich für die deutsche Ausfuhr sehr günstig ausgewirkt. Im Gegensatz zu der gesamten deutschen Exportentwicklung zeigt die Ausfuhr nach Rußland 1931 eine stark nach oben gehende Kurve. Ob aber von deutscher Seite in absehbarer Zeit über das bisherige Kreditvolumen hinaus noch weitere Kredite an Rußland gegeben werden können, ist sehr fraglich. Bei den vielen Fragen, die zwischen Laval und Brüning erörtert wurden, scheint die Frage der deutschen Kredite nach Rußland eine nicht unerhebliche Rolle gespielt zu haben. Eine Einigung ist bisher nicht erfolgt. Den Fall gesetzt, daß Sowjetrußland keine weitern größern Kredite mehr erhält, müßten die russischen Importe stark eingeschränkt werden, und es ist selbstverständlich, daß diese Einschränkung erhebliche Konsequenzen für die weitere Durchführung des Fünfjahrplans haben wird. Es soll ausdrücklich betont werden: Der Plan wird dadurch nicht vereitelt, aber seine Durchführung wird sicher verlangsamt werden. Daraus ergeben sich sehr wichtige Konsequenzen für die Politik Rußlands.

Man hatte sich drüben bei der Aufstellung des Plans die Dinge etwas zu einfach vorgestellt. Man hatte ungefähr folgendermaßen argumentiert: „Wir bauen in amerikanischem Tempo in fünf Jahren die russische Industrie auf, wir entwickeln dabei nicht nur die Produktion sondern auch den Konsum. Wir werden in den fünf Jahren den Lebensstandard der Arbeitermassen in Rußland um 75 Prozent steigern. Damit wird der russische Arbeiter nicht nur weit besser leben, als er im Frieden gelebt hat, damit wird er so gut leben wie der westeuropäische Arbeiter, und wir werden am Ende der fünf Jahre den westeuropäischen Arbeitern sagen können: Wir haben in einem zurückgebliebenen Lande, ohne Kapitalisten und Unternehmer die Industrie neu aufgebaut und weit über den Friedensstandard gebracht. Wir haben einen ständig steigenden Lebensstandard der Arbeiterschaft, wir haben dazu keine Arbeitslosenziffern. Man hatte gehofft, daß Sowjetrußland einfach durch seinen realen Bestand ein solch demonstrativer Agitationsfaktor auch für die gesamte westeuropäische Arbeiterschaft sein würde, daß man um die Entwicklung zum Sozialismus dort nicht mehr besorgt zu sein brauchte. Auf dieser Gedankenbasis wurde alles dem Aufbauwerk untergeordnet, und die taktischen Differenzen, die Stalin über die Methoden des Aufbaus in der russischen Partei hatte, wurden auf die übrigen kommunistischen Parteien übertragen. Was schadete es schließlich, wenn beim Gelingen des Aufbauwerks die kommunistischen Parteien kein selbständiges Leben mehr hatten sondern bureaukratisch von Moskau her geleitet wurden? Nun hat diese ganze Rechnung, wie wir heute deutlich sehen, ein beträchtliches Loch. Die Krise hat nicht gewartet, bis Moskau den Plan beendet hatte, sondern sie ist vorher gekommen. Auf die weltwirtschaftlichen Konsequenzen, die sie für Rußland hat, sind wir bereits eingegangen. Binnenwirtschaftlich aber hat sie die Folgen, daß von steigenden Reallöhnen in Rußland in letzter Zeit nicht mehr die Rede sein kann, daß also der Abstand zwischen dem Standard des russischen und des westeuropäischen Arbeiters nicht mehr viel

geringer wurde. Der kommunistische Funktionar begreift diese Schwierigkeiten für den russischen Aufbau, begreift, daß sie nichts gegen den sozialistischen Aufbau an sich besagen. Für die Millionenmassen der westeuropäischen Arbeiterschaft aber ist der einfache reale Tatbestand maßgebend, daß der russische Arbeiter heute noch schlechter lebt als sie.

Da so der sozialistische Aufbau Rußlands durch die Weltwirtschaftskrise verlangsamt wurde und infolgedessen seine Wirkungen auf die westeuropäischen Arbeitermassen grade in der Krise nicht so stark sind wie seinerzeit beim Beginn des Plans von den Russen angenommen wurde, so ist die bureaukratische Entartung der kommunistischen Partei in Deutschland auf der andern Seite eine viel schwerere Belastung. In Rußland konnte man 1929 oft genug hören: ein gelungener sozialistischer Aufbau in Rußland bei einer schlecht geführten KPD ist noch weit besser als ein mißlungener Aufbau in Rußland bei einer gut geführten Partei in Deutschland. Der Aufbau Rußlands ist durch die Krise schwer in Mitleidenschaft gezogen worden, und dazu hat man eine bureaukratisch entartete, außerordentlich schlecht geführte KPD, die durch ihre Taktik keinen größern Einfluß mehr in den Betrieben besitzt. Der Leitartikler des ‚Berliner Tageblatts' über russische Fragen, Herr Z., hat jüngst geschrieben, daß die russische Außenpolitik immer auf zwei Gleisen gefahren sei, auf dem Fünfjahrplan und auf der Komintern. Wenn durch die Krise, so meinte er, der Plan stark gefährdet sei, dann könnte es leicht kommen, daß die russische Politik stärker auf dem andern Gleise fahre.

Das ist denn doch etwas zu mechanisch gesehen. Eine kommunistische Partei, die so bureaukratisch entartet ist wie die deutsche, kann nicht allein durch eine Wendung in der Exekutive wieder aktiviert werden, und es ist durchaus bezeichnend, daß Russen, die die deutschen Verhältnisse kennen, wie zum Beispiel Karl Radek in der ‚Prawda', die Kampfkraft der deutschen Arbeiter zur Zeit nicht sehr hoch einschätzen.

Auf der andern Seite wächst in unsrer deutschen Arbeiterklasse die Erkenntnis, daß ihr keine Macht der Welt die historische Aufgabe abnehmen kann, den Ausweg aus der Krise in Deutschland selbst zu organisieren.

Spielzeug Mensch von Walther Karsch

Was einem Mediziner in Deutschland passiert, wenn er nicht am gleichen Strange zieht wie die Einflußreichen unter seinen Kollegen sondern diesen ein paar unangenehme Wahrheiten sagt, das bekam vor kurzem der Nervenarzt Doktor Joseph aus Bochum recht drastisch zu spüren.

Im ‚Korrespondent', dem Funktionärorgan des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen, hatte Joseph die Kriegsbeschädigten davor gewarnt, sich „zu wissenschaftlichen Forschungen, die häufig zu sadistischen Spielereien ausarten", mißbrauchen zu lassen. Er belegt seine nicht grade schmeichelhaften Worte über die Experimentierwut gewisser Ärzte mit authentischem Material:

In der ‚Berliner klinischen Wochenschrift' des Jahres 1927 berichtet ein Dr. Z., daß er, trotzdem ihm die Gefährlichkeit eines Mittels bekannt war, dennoch ohne jeden Grund das Mittel anwandte und dadurch das Leben seiner Patienten in Gefahr brachte. In Nr. 33 desselben Jahrgangs berichtet ein Arzt, daß er die Rückenmarkflüssigkeit von schwangeren und nichtschwangeren Frauen nahm, um sie bei Ratten einzuspritzen. Ganz abgesehen davon, daß dieses Verfahren ohne Erlaubnis verboten ist, fragt man sich, zu welchem wissenschaftlichen Zweck diese Spielerei diente. Ein andrer Arzt veröffentlicht in der ‚Medizinischen Wochenschrift' vom 10. Dezember 1927 seine angeblich wissenschaftlichen Heldentaten. Er nahm das Rachen-Waschwasser frisch erkrankter Kinder, filtrierte es durch Filter und pinselte es anderen Personen auf. In der ‚Deutschen medizinischen Wochenschrift' von 1927 berichtet ein andrer, daß er Tuberkulosebazillen in die Haut von Patienten eingeimpft und dabei Todesfälle gehabt hätte. Er gab an, daß er nicht heilen sondern nur experimentieren wollte.

In den wissenschaftlichen Streit um die Richtigkeit einer bestimmten Heilmethode wollen wir Laien uns gewiß nicht mischen, aber im Fall Joseph geht es ja um den berechtigten Vorwurf, daß Patienten, besonders wenn sie kriegsbeschädigt und mittellos sind, gewissermaßen zu Experimentierkunststücken gepreßt werden, deren Ausgang mehr als zweifelhaft ist. Lübeck bietet ein grausiges Exempel dafür. Wenn dort die Mediziner wirklich einem „wissenschaftlichen Irrtum" zum Opfer gefallen sind, dann wird man ihnen noch immer zum Vorwurf machen müssen, daß sie ihre Versuche mit Calmette gleich auf eine so große Zahl von Kindern ausdehnten. Und als Einer die Kühnheit besaß, dorthin zu fahren, um mit seinem Mittel meist schon aufgegebene Kinder zu retten, da mußte er erfahren, was es heißt, andrer Meinung zu sein als seine Zunftgenossen, die keine Rettung mehr für möglich hielten. Wie ihm die Clique die Arbeit erschwerte, darüber hat der Bericht von Doktor Genters Tätigkeit in Lübeck (‚Weltbühne' Nr. 42) Aufschluß gegeben. Und nun wieder das Scharmützel zwischen Doktor Joseph und seiner bochumer Konkurrenz —: zu den vielen Fällen ein neuer Beweis, daß die Majorität der Ärzteschaft von einem unerträglichen und gefährlichen Kastengeist beherrscht ist, der eifersüchtig darüber wacht, daß keiner die ausgetretenen Bahnen verläßt und vielleicht auf eigne Faust Neuland sucht und gar findet oder auch nur wagt, die Methoden seiner Kollegen ein wenig zu kritisieren.

Schon erhebt sich einmütig die ganze Gesellschaft, und der Apparat beginnt zu spielen: Rausschmiß aus dem bochumer Ärzteverein, aus dem Hartmann-Bund, dem Verband der Ärzte Deutschlands, was den Verlust seiner Kassenpraxis und damit eine schwere Beeinträchtigung seiner wirtschaftlichen Existenz zur Folge hat. Die rasenden Medizinmänner appellieren an das „Ehrengericht", dieses ebenso ehrwürdige wie unnütze Fossil aus der Zeit längst illusorisch gewordenen Standesbewußtseins: dem Sünder wird ein Verweis und eine Geldstrafe von 1500 Mark zudiktiert. Joseph habe den Ärztestand verächtlich machen und herabsetzen wollen und seine Kollegen „in ihren beruflichen und wirtschaftlichen Interessen schwer geschädigt". Und das, obwohl er sich nur gegen Auswüchse gewandt und ausdrücklich betont hat, das Experiment

an sich sei natürlich notwendig. Das kümmert die Meute der Gekränkten aber nicht im geringsten, ihr klettenhaftes Zusammenhalten versteigt sich sogar dazu, die Motive des Anklägers zu verdächtigen. Es heißt da in dem Urteil des „Ehrengerichts":

Wenn es dem Angeschuldigten wirklich darum zu tun war, bestehende Mißstände zu rügen und auf deren Abstellung hinzuwirken, so hatte er die Möglichkeit, sich zu diesem Zwecke der Fachpresse zu bedienen. Statt dessen wendet er sich aber an eine Leserschaft, die in ihrer Mehrzahl jedenfalls von minderer Urteilskraft und geringerer Auffassung ist, an eine leichtgläubige und leicht zu beeinflussende Menge. Der Angeschuldigte hat gar nicht den Versuch gemacht, die Fachblätter für seine Veröffentlichungen zu gewinnen. Der Angeschuldigte hat deshalb verdächtigt und beleidigt, um im Bereiche des Bundes der Kriegsbeschädigten seinen Patientenkreis zu erweitern.

Doktor Joseph wird gewußt haben, daß ihm die Fachpresse einen solchen Beitrag nie abnehmen würde. Und des weitern dokumentiert dieser Erguß ein erkleckliches Maß von Standeshochmut, der um alles in der Welt dem Laien keinen Einblick in die Geheimnisse seiner Wissenschaft gewähren möchte. Was aber den üblen Vorwurf angeht, Doktor Joseph habe sich bereichern wollen, so erscheint mir die Ansicht des Korrespondenzblattes, der ganze Feldzug gegen ihn sei nur aus Konkurrenzneid geführt worden, durchaus berechtigt: dem zu Unrecht Angegriffenen Motive zu unterschieben, die den Angreifer selbst leiten, ist eine beliebte Methode, das schlechte Gewissen zu beruhigen.

Wie zur Bestätigung seiner Warnung an die Versuchskaninchen erscheinen grade in diesem Augenblick die amtlichen „Richtlinien für neuartige Heilbehandlung und für die Vornahme wissenschaftlicher Versuche am Menschen". Sie reden eine deutliche Sprache, der Redaktor des Entwurfs wird gewußt haben, warum. Vielleicht ist ihm gar bekannt gewesen, was mir just vor ein paar Tagen ein besonders günstiger Umstand zugetragen hat. Da erscheint bei Barth in Leipzig ein ‚Journal für Psychologie und Neurologie', in dessen 39. Band, Heft 3, ein Hans Stauß aus Frankfurt am Main einen Aufsatz veröffentlicht hat, der den gewichtigen Titel führt: „Das Zusammenschrecken. Experimental-kinematographische Studie zur Physiologie und Pathophysiologie der Reaktivbewegungen". Seite 113 schildert Stauß seine Methodik:

Als Versuchspersonen dienten außer Normalen Kranke mit Bewegungsstörungen, Kranke mit verschiedenen psycho-pathologischen Symptomen, Schlafende und endlich Säuglinge.

Als Reiz diente stets das Abfeuern eines Schusses mit Hilfe eines Schreckschuß-Trommelrevolvers. Die Versuchspersonen waren durchweg Patienten der Klinik, deren verschiedenartige Krankheit und somatopsychische Konstitution natürlich bei Auswertung der Ergebnisse berücksichtigt werden mußte. Bei allen Versuchen, die in der Arbeit verwertet sind, wurde für den ersten Schuß die Bedingung eingehalten, daß die Vp. vor dem Schuß nichts davon wußte, daß ein solcher überhaupt erfolgen würde. Wir überzeugten uns stets nach dem Versuch davon, daß dies auch zutraf.

Praktisch wurde so verfahren, daß die Vp. in das Filmzimmer der Klinik gebracht wurde. Sie wurde, nur mit Badehose bzw. Bade-

anzug bekleidet, in das Aufnahmefeld des Apparates gestellt, das durch zwei zweipaarige Jupiter-Bogenlampen erhellt war. Es wurde der Vp. dann gesagt, man wolle eine Filmaufnahme von ihr machen, sie möge die ihr erteilte Ausgangsstellung so lange beibehalten, bis sie eine Aufforderung zu den Bewegungen bekomme, die wir filmen wollten. Dann wurde dem Aufnahmeoperateur ein Zeichen gegeben, daß er mit dem Kurbeln beginnen solle und anschließend, während die Vp. noch auf die Aufforderung zu der Bewegung wartete, der Schuß für sie unsichtbar gelöst. Dabei mußte stets noch so vorgegangen werden, daß der Revolver selbst mit aufgenommen wurde, damit später mit Hilfe des auf dem Film sichtbaren, aus dem Revolver austretenden Lichtblitzes eine zeitliche Fixierung des Augenblicks des Schusses möglich wurde.

Entfernt man die ganze Wichtigtuerei, dann bleibt als einziges eine sinnlose, völlig unverständliche Spielerei mit wehrlosen Objekten übrig, mit Kranken, die man dreist und zynisch beschwindelt. Redet uns doch nicht ein, dieser ganze Humbug sei notwendig, wir Laien verstünden nur nichts davon. Hinter den hochtrabenden Worten steht doch wirklich kein so erschütterndes Ergebnis. Ich wette, es ist sicher schon an die tausendmal erreicht worden. Diese Ärzte, die sich nicht scheuen, schwer kranke Menschen und Säuglinge einem durchdringenden Schreck auszusetzen, nur um ein tausendmal bestätigtes Resultat noch einmal bestätigen zu können, kommen mir vor wie die kleinen Kinder, die erst selber am Schalter drehen müssen, ehe sie glauben, daß er Licht spendet. Das Ganze sieht verdammt nach den berüchtigten Simulanten-Untersuchungen der Kriegszeit aus, die häufig genug sadistischen Quälereien glichen.

Macht endlich Schluß damit! Es wäre wirklich mutiger, man kümmerte sich in den Gremien der Mediziner etwas um die Anklagen, die von Joseph, von andern Ärzten und von vielen Opfern oft gänzlich zweckloser Experimentiererei erhoben werden, statt das Richtschwert zu ziehen und den Angreifer höchst unfair wirtschaftlich und moralisch zu schädigen. Die Clique hat wieder einmal gesiegt. Ob zu ihrem Vorteil, scheint zweifelhaft. Die Kluft zwischen „Medizin und Publikum", die schon tief genug ist, wird der Fall Joseph gewiß nicht verkleinern.

Werkspionage von Johannes Bückler

Eines der wichtigsten Themen des 36. Deutschen Juristentags, der im September dieses Jahres in Lübeck stattgefunden hat, war der sogenannten Werkspionage gewidmet. Den Beratungen und Vorschlägen lag der „Regierungsentwurf eines Gesetzes zum Schutz von Geschäfts- und Betriebsgeheimnissen" zugrunde. Dieser Entwurf sieht im wesentlichen eine Verschärfung der bisher geltenden Gesetze vor und sagt in seiner Begründung ausdrücklich: „Die Erfahrungen, namentlich des letzten Jahrzehnts, haben gezeigt, daß die bisherigen Strafvorschriften... nicht genügen. Die bisher vorgesehene Höhe der Strafdrohungen reicht daher nicht aus, um der Wirt-

schaftsspionage wirksam entgegenzuwirken. Namentlich der Verrat von Geschäftsgeheimnissen an das Ausland..."

Zu diesem Gesetzesvorschlag lagen dem Juristentag zahlreiche Gutachten und Gegen- respektive Ergänzungsvorschläge namhaftester deutscher Juristen (Isay, Kohlrausch, Eberhard Schmidt etcetera) vor, die sich alle darin einig sind, daß eine Verschärfung dringend notwendig ist. Nur über das Ausmaß dieser Verschärfung schwanken die verschiedenen Ansichten. Und auch darüber, ob und wie lange ein Betriebsgeheimnis auch nach dem Ausscheiden eines Angestellten aus einem Betrieb noch zu schützen und seine Verletzung strafbar sein soll. Schließlich hat man sich dann zu dieser Frage auf ein Kompromiß geeinigt, das immerhin über das geltende Recht weit hinausgehende Erschwerungen vorsieht.

Es ist ganz selbstverständlich, daß dem in Wahrheit schutzwürdigen Betriebsgeheimnis durch das Gesetz der Schutz gegeben werden muß, den es haben soll. Wie aber dieser Schutz schon nach den jetzt geltenden Bestimmungen, die von fachmännischer Seite ja als ungenügend angesehen werden, in der Praxis der Gerichte aussieht und nach welcher Richtung sie ausgelegt und gehandhabt werden, dafür sollen hier einige Beispiele gegeben werden. Wir sehen davon ab, den Fall Norma/Riebe anzuführen, bei dem die Angestellten bestraft wurden, die beiden Firmen sich jedoch schmunzelnd einigten.

Die hier aufgeführten Urteile entnehmen wir im wesentlichen den Veröffentlichungen des berliner Rechtsanwalts Doktor Arno Blum, der zu den wenigen deutschen Juristen zu gehören scheint, die sich aktiv mit der Bekämpfung der Überspannung des Geheimnisschutzes befassen, und der mit seinen Ausführungen in Fachzeitschriften und auf Tagungen — zuletzt bei der Hauptversammlung deutscher Chemiker in Wien im Mai dieses Jahres — hervorgetreten ist.

Das Gesetz kennt eine Definition des Begriffes „Geschäfts- oder Betriebsgeheimnis" nicht. Die Auslegung und Abgrenzung des Begriffs ist daher völlig der Rechtsprechung überlassen. Man sollte meinen, daß das ziemlich einfach ist. Es muß ein Geschäftsbetrieb da sein und ein damit unmittelbar zusammenhängendes Geheimnis. O nein! Es braucht sich weder um geschäftliche Tatsachen zu handeln, noch müssen sie wirklich geheim sein. Ist zum Beispiel Krankheit des Geschäftsinhabers oder die Vorstrafe eines leitenden Angestellten eine geschäftliche Tatsache? Die Gerichte sehen so etwas als Geschäftsgeheimnis an.

Ebenso ist es mit dem Schutz des Betriebsgeheimnisses. Man sollte meinen, daß das Gesetz in erster Linie dazu da ist, eine Firma davor zu schützen, daß ihre Geschäftsgeheimnisse von der Konkurrenz ausgenutzt werden. Aber da sind zwei noch nicht alte Entscheidungen des Reichsgerichts, die folgendes besagen:

Fall 1: Ein Unternehmer, der die Betriebsgeheimnisse einer Konkurrenzfabrik herausbekommen wollte, hatte sich an einen frühern Angestellten dieser Firma gewandt und ihm für

vieles Geld ein Geheimnis abgekauft. Als man gegen diesen Unternehmer vorging, mit der Begründung, sein Verhalten verstieße doch gegen die guten Sitten und die Grundsätze des lautern Geschäftsverkehrs, da verneinte das Reichsgericht die Sittenwidrigkeit.

Dieser krasse Fall von Werkspionage genießt also nicht den Schutz des Gesetzes.

Wohingegen Fall 2: Ein Optiker, der siebenunddreißig Jahre bei einer Firma gearbeitet hat, macht sich selbständig und benutzt nun in seinem Geschäft die Erfahrungen und Aufzeichnungen, die er sich in den langen Jahren angeeignet hat. Obwohl hier von einer Werkspionage nicht die Rede sein kann, verurteilte ihn das Reichsgericht wegen Verletzung des Betriebsgeheimnisses.

Der Schutz richtet sich also gar nicht gegen die unlautere Konkurrenz sondern gegen die eignen Angestellten.

Was betrachtet die Rechtsprechung bisher als schutzwürdiges Betriebsgeheimnis? Hier die Liste:

Warenabsatz; Einkaufsquellen; Lieferanten-, Kunden-, Agentenverzeichnisse; Fälligkeiten von Versicherungen; Rabatte, Verfahrensvorschriften; Rezeptbücher; Modelle; Muster; Kataloge; Methoden und Systeme; Bilanzen; geschäftliche Vorverhandlungen; daß zur Herstellung einer Ware nur bekannte und nicht wie vermutet auch wertvolle Stoffe benutzt werden; daß ein Medikament ekelerregende Bestandteile enthält; Geld- und Freiheitsstrafen des Geschäftsinhabers oder leitender Angestellter; Vorbereitung von Reklamefeldzügen; Krankheit des Geschäftsinhabers; technische Versuche; Brandunglück; Zahlungsschwierigkeit; Vorbereitungen zu saisonmäßiger Überraschung; eine Liste der Handelsbezeichnungen, welcher die Patentnummern gegenübergestellt sind; Patentanmeldungen vor ihrer Auslegung; Skizzenhefte mit besondern Maßen und technischen Einzelheiten; Akkordlöhne und ihre Berechnungsgrundlage; Musterkarten; Anzahl der hergestellten Maschinen und die dabei gezogenen Reingewinne.

In dieser bunten Liste sind sehr viele Dinge, die zweifellos wichtige Geschäftsgeheimnisse darstellen und die auf Schutz Anspruch haben. Aber wozu die laxe Handhabung des Begriffes führt, sei noch an einem besonders eklatanten Beispiel der letzten Zeit demonstriert. Es handelt sich um das Geschäftsgeheimnis eines Milchhändlers, dessen Prozeß vor dem Reichsarbeitsgericht entschieden wurde:

Der Angestellte eines Milchhändlers erstattete Anzeige bei der Gesundheitspolizei. Daran schloß sich ein Prozeß, in welchem nun in drei Instanzen allen Ernstes behauptet und schließlich mit scharfsinnigen Argumenten im Urteil widerlegt wurde, daß dieser Angestellte sich mit der Anzeige eines strafbaren Geheimverrats schuldig gemacht habe. Das fragliche Geheimnis bestand aber — und das setzt wohl allem die Krone auf — in der Beimengung von Wasser.

Die Frechheit des Milchpanschers wird hier bei weitem übertroffen von der hanebüchenen Wirklichkeitsfremdheit und dem vollkommenen Fehlen gesunden Menschenverstandes bei einem weisen Gericht.

Man sieht also, wie nötig es ist, die Begriffsbestimmung des Betriebsgeheimnisses genau festzulegen. Nach der bisherigen Praxis ist tatsächlich jede Auslegung möglich. Wenn zum Beispiel, wie oben zitiert, Kundenlisten Geschäftsgeheimnisse sind, so kann kein „gut eingeführter Reisender" sich um eine neue Stellung bewerben. Denn die neue Firma nimmt ihn nur auf Grund seiner Geschäftsverbindung mit einem festen Kundenkreis.

Mit Recht verlangt daher Professor Eberhard Schmidt, daß „das Gesetz das Unternehmen nur mit einer strafrechtlich geschützten Geheimnissphäre umgeben darf, ohne dadurch den Angestellten des Unternehmens die für ihr Fortkommen und ihre Weiterbildung notwendige Benutzung der in dem Unternehmen erlangten beruflichen Kenntnisse, Fertigkeiten und Erfahrungen zu beeinträchtigen". Er verlangt, daß „die Angestellten nicht der Willkür der Unternehmer preisgegeben" sind. Er stellt fest, daß „Betriebsgeheimnisse" und „Branchenkenntnisse" verschiedene Dinge sind, die sich von einander unterscheiden wie „fremde Sachen" und „eigne Sachen".

Auf dem lübecker Juristentag hat auch eine besondere Rolle die Öffentlichkeit des Verfahrens gespielt. Man hat sich vom juristischen Standpunkt logischerweise für Ausschließung der Öffentlichkeit bei Werkspionageprozessen ausgesprochen. Denn: wenn es sich in der Tat um ein schutzbedürftiges Betriebsgeheimnis handelt, so würde dies bei der Öffentlichkeit der Verhandlungen ja der gesamten interessierten Konkurrenz preisgegeben. Dieser Standpunkt ist durchaus zu verstehen. Und es wäre hiergegen nichts einzuwenden, wenn man nicht wüßte, wie schon jetzt versucht wird, sofern es sich nämlich um den Verrat eines Betriebsgeheimnisses an eine ausländische Firma handelt, das Delikt als „wirtschaftlichen Landesverrat" zu frisieren. Wie ein solcher Prozeß hinter verschlossenen Reichsgerichtstüren aussehen würde, das können wir uns ganz gut ausmalen, wenn wir an den Verlauf politischer Landesverratsprozesse denken. Natürlich immer nur, so lange es sich um einen Angestellten handelt. Betrifft die Angelegenheit den Unternehmer, sieht die Sache so aus:

In dem soeben erschienenen Buch „Charakter eines neuen Krieges" (Verlag Orell Füssli, Zürich) führt der englische Major Victor Lefebure folgendes aus:

Wenn wir die Geschichte des Hauses Krupp oder andrer großer Rüstungsfirmen studieren, stoßen wir auch da wieder auf dasselbe allgemeine Bestreben, Neuerungen international zu verbreiten, statt sie für das eigne Land geheimzuhalten. Eine einzige merkwürdige Tatsache aus der Geschichte der Firma Krupp genügt zur Erläuterung der ganzen Angelegenheit. Ein kritischer, wenn nicht der kritischste Zeitpunkt in der Entstehungsgeschichte eines neuen Geschützes oder schweren Kampfmittels ist seine Prüfung auf ungeheuren Versuchsgeländen. In Ermangelung von Versuchen im Kriege müssen sich die Generalstäbe an solche Versuche halten. Vom dringenden Wunsche getrieben, die verschiedenen Arten seines Spezialstahls auf dem Wege der Herstellung von Kriegsmaterial geschäftlich auszunützen, brachte Krupp die deutsche Regierung dazu, ihm das gewaltige Versuchs-

gelände von Meppen zu überlassen. Wären die Versuche in Meppen ausschließlich auf preußische oder deutsche Kampfmittel beschränkt worden, so hätte Deutschland artilleristisch bald ausschlaggebende Vorteile besessen und sich damit die Überlegenheit als Angreifer so gut wie sichern können. Aber in Wirklichkeit war es anders. Krupp lud die Generalstäbe und die Artilleriefachleute der ganzen Welt nach Meppen ein, führte dort seine Geschütze zum Verkauf vor und machte sich sogar erbötig, besondere Fabriken zu errichten und auf diese Weise seine teuersten Geheimnisse gegebenenfalls auch einem künftigen Gegner preiszugeben. Um uns anders auszudrücken, sagen wir, daß bei dieser Art privatgeschäftlichen Gebarens und kaufmännischer Ausnutzung alle Länder bezüglich des Besitzes und der Erwerbung neuer Kriegsmittel einander gleichgestellt waren. — (Zitiert aus Otto Lehmann-Rußbüldt „Die Revolution des Friedens", Laubsche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1931.)

Dies Verhalten von Krupp ist natürlich kein „wirtschaftlicher Landesverrat". Und Richter und Staatsanwälte werden sich hierfür viel weniger interessieren als für das verratene Betriebsgeheimnis eines Milchpanschers.

Der Troubadour der großen Dame

von Hanns-Erich Kaminski

In Mecklenburg-Strelitz residiert als Staatsminister der Sozialdemokrat Freiherr Kurt von Reibnitz. Der ist nicht nur ein aktiver Staatsmann, er ist auch Schriftsteller. Ganz wie Thiers, Disraeli und Trotzki.

Worüber schreibt wohl ein sozialdemokratischer Minister in den Stunden, in denen er nicht am Regierungstisch oder auf der Tribüne für die Befreiung des Proletariats kämpft? Verteidigt er, Handelnder und Schilderer zugleich, seine politische Leistung? Äußert er sich mit den Kenntnissen, die ihm sein Amt vermittelt, und mit der Menschlichkeit, die ihn zweifellos zum Sozialisten gemacht hat, über die Zustände in Mecklenburg-Strelitz, Zustände, bei denen die Zeitgenossen automatisch an Jakubowsky denken? Nimmt er Stellung zu den Problemen der Gegenwart, zu der Krise, die wir um uns und in uns als Riß zwischen zwei Welten empfinden? Oder ist er vielleicht ein Dichter, der, jenseits der Tagesfragen, Tiefen enthüllt, die wir andern nicht sehen?... Der Freiherr von Reibnitz schreibt über Frauen.

Aha, denkt der Leser, der immer noch unbefangen genug ist, an die Bedeutung jedes Staatsministers und den Sozialismus jedes Sozialdemokraten zu glauben, also ein Buch über Frauen, die für die Emanzipation ihres Geschlechts und aller Unterdrückten stritten. Ja, es wäre verdienstvoll und lohnend, die Verleumdeten und Verspotteten von Minna Cauer bis Rosa Luxemburg von dem Schmutz zu reinigen, mit dem ihr Andenken noch befleckt ist. Aber der Herr Baron — oder hört er die Anrede „Herr Staatsminister" lieber? — interessiert

sich nicht für Frauen aus dem Volke. Seine Heldinnen gehen nicht zu Zahlabenden und gar ins Gefängnis.

Dieser Sozialdemokrat interessiert sich nur für Damen. Nicht für Damen der guten oder der besten Gesellschaft, denn es gibt nur eine, die, zu der ein Freiherr durch Geburt gehört, auch wenn er einen Ausflug in die SPD gemacht hat. Das Buch dieses Genossen — wessen? — heißt denn auch „Die große Dame", mit dem reizvollen Untertitel „Von Rahel bis Kathinka". Um Einwänden vorzubeugen: es ist im Jahr 1931 (bei Reißner) erschienen. Den Waschzettel können alle Gegner der Sozialdemokratie in Mecklenburg-Strelitz für ihre Wahlplakate verwenden. „... ein Kenner, der in der Gesellschaft vor dem Krieg eine bedeutsame Rolle nicht minder spielte als heute ... Vergangene Jahrzehnte erstehen hier ... als die großen Damen Hofwelt und Bürgertum gesellschaftlich beherrschten ... alles, was Frauen feingeistiger Kultur erlebten und fühlten ... Ein Baedeker durch die berliner Gesellschaft ..."

Der Verfasser zitiert Bismarck, der das Salonleben „einen Zeitvertreib für ein Zeitalter ohne Handlung" nannte, aber der Staatsminister von Mecklenburg-Strelitz ist andrer Meinung als sein Kollege. Er weint bittere Tränen vor den Photographien der großen Damen, die aussterben. „Beschwingtheit, Anmut, Lächeln sind für die große Dame unerläßlich. Im neuen Deutschland ist kein Platz für sie", klagt er.

„Untrennbar von der großen Dame war ihr Salon, die Basis ihrer gesellschaftlichen Macht." Der Freiherr von Reibnitz sieht sich mit dem Blick eines Mannes, der wehmütig Abschied nimmt, noch einmal um in diesen Salons. Und sein Blick, der die Wände entlang gleitet, bleibt an einer Tür haften. Es ist die Tür zum Schlafzimmer. Der freiherrliche Rücken krümmt sich, der Baron verbeugt sich vor seinen Göttinnen, die alle adlig sind oder wenigstens adlige Männer geheiratet haben, und gleichzeitig sieht er durchs Schlüsselloch.

Wir erfahren, wie die Liebhaber der Fürstin Bülow hießen und daß ihre Mutter die Jungfräulichkeit der Neunzehnjährigen mit einem Meineid beschwor. „Sie war in Deutschland große Dame, zwölf Jahre lang des Reiches erste Frau, deutsch, Deutsche ist sie nie gewesen", rügt das Mitglied der zweiten Internationale. Wir erfahren, an wen Frau von Heyking ihre „Briefe, die ihn nicht erreichten" richtete, mit wem die Fürstin Lichnowsky ihren Mann betrog und daß die Fürstin Metternich sagte: „Mein Mann wird mir nicht davonfliegen, ich breche ihm jeden Abend und jeden Morgen den Flügel". Auch das Telegramm, das Wilhelm II. der Greisin zum Geburtstag schickte, dürfen wir im Wortlaut lesen. Weiter. Man höre und staune! Die Kaiserin Friedrich konnte nicht Cercle halten. „Die Leichtigkeit, jedem etwas Liebenswürdiges zu sagen, — die Schwiegermutter Kaiserin Augusta besaß die Eigenschaft in hohem Grade — war ihr nicht gegeben. Eine unüberwindliche Schüchternheit lähmte sie und machte sie, die königliche, unköniglich — verlegen." Bewunderung verdient dagegen die Gräfin Brockdorff, die als Oberhofmeisterin der Kaiserin Auguste Viktoria auf Hofbällen

kontrollierte, ob jede Dame auch richtig dekolletiert war und die Kaiserin veranlaßte, geschiedene Frauen nicht zu empfangen. Für sie hatte der Hof nur die Bedeutung „eines Ringes edler Treue".

Frau von Lebbin, die Freundin Holsteins, verehrt der Freiherr von Reibnitz besonders. Von der Homosexualität Holsteins soll sie nichts gewußt haben. Dafür war sie über die Börsenspekulationen, mit denen sich seine Politik verwob, unterrichtet, behauptet ihr Verehrer. Wir hören dann, wie sie, krank und arm, auf ihrem Totenbett Besuche empfing. „Gewiß, es kamen manche wohl aus Furcht. Sie wußten, daß Holsteins Nachlaß, den Helene aufbewahrte, Briefe enthielt, deren Veröffentlichung schaden konnte." So ein Freund ist der Freiherr von Reibnitz! Aber man nennt das ja wohl „médisance" unter großen Damen. Und fast hätte ich es vergessen: Auch die Païva begleiten wir „von Moskaus Ghetto bis zum Fürstenschloß in Neudeck, welch weiter, steiler Weg! ... Ihr erster Mann war François Villoing, ein Schneider, ihr letzter Guido Graf Henckel, Fürst von Donnersmarck, Preußens reichster Magnat, der Freund des großen Kanzlers und des letzten deutschen Kaisers".

Einmal trifft Reibnitz die Fürstin Mechthilde Lichnowsky in der Eisenbahn. „Tapfer und treu verteidigte sie heftig des Fürsten Taktik in London in den letzten Friedensjahren." Sie verteidigte sie, der sozialdemokratische Staatsminister griff sie also an! Kein Wunder, daß ihm von allen großen Damen am schlechtesten Lilly Braun gefällt. Ihre „Memoiren einer Sozialistin" nennt der harte Kritiker „Kitsch". Und von ihren Kriegsvorträgen sagt er: „Wundervoll angezogen, entzündete Lilly durch Leidenschaftlichkeit und Feuer alle Herzen. Sie konnte wirken, sich plakatieren, war restlos glücklich." Wer schimpft nun hier? Der Sozialdemokrat über die Eleganz oder der Aristokrat über das Glück, sich plakatieren zu können?

Der sozialdemokratische Freiherr bleibt mißtrauisch gegen alle großen Damen, die sich schon der Linken anschlossen, als Sozialdemokraten noch nicht Minister werden konnten. Keine von ihnen vermochte seiner Meinung nach, die Sehnsucht nach der Gesellschaft völlig zu überwinden. Freilich, die Verschmelzung von Gesellschaft und proletarischem Klassenkampf, die der Freiherr von Reibnitz darstellt, gibt es noch nicht lange. Zum Glück braucht er sich jedoch nicht ganz dem Klassenkampf zu widmen, auch in der Republik hat die Gesellschaft noch eine Säule: „die große Dame der Republik", Katharina von Kardorff, die bis vor einigen Jahren von Oheimb hieß, kurz „Kathinka" genannt.

In ihrem Salon werden Minister gemacht. Etwa so:

„Auch Stresemann hat diesen feinen klugen Grafen gern, dazu ein Kanitz, Reichsminister in seinem Kabinett. Blitzschnell durchrast sein Hirn das Für und Wider. Dann sagt er ruhig zu Kathinka: „Sehr einfach, Frau von Oheimb, Graf Kanitz legt sein Reichstagsmandat nieder und tritt aus der Deutschnationalen Partei aus. Dann wird er Fachminister —". Kathinka: „Fachminister, wird die SPD das tun?" Die Antwort Stresemanns: „Wenn Ebert will, natürlich, er hat die Autorität,

es in seiner Fraktion durchzusetzen." Kathinka wendet sich zum Grafen. „Würden Sie das tun, was Stresemann uns vorschlägt, lieber Graf, dann telephoniere ich mit Ebert." Der Graf nickt, Kathinka hebt den Hörer vom Telephon, das auf einem kleinen Tischchen vor ihr steht.

Ein Hin und Her mit Ebert, dann ist er einverstanden. Bald danach sagt Stresemann Adieu, nur Siegfried Kardorff und Gerti Kanitz bleiben. Kathinka läßt Champagner bringen und trinkt mit Kardorff auf das Wohl des neuen Reichsministers.

Die beiden gehen, Kathinka, vom Erfolg berauscht, todmüde, legt sich nieder und überfliegt noch schnell die Abendzeitung. Die Tochter huscht ins Zimmer, setzt sich aufs Bett, umarmt die Mutter, flüstert: „Ist Gerti nun Minister?" — „Morgen, mein Kind."

Der junge hübsche Graf hatte auch sie bezaubert."

Und das ist nun wohl wirklich ein Kulturdokument.

Genug! Auch das ‚Kleine Journal' findet seine Leser. Wenn es sich nur darum handelte, daß einer ein Buch über große Damen und ihren Unterleib geschrieben hätte, es lohnte sich nicht, ein Wort darüber zu verlieren, auch dann nicht, wenn der Verfasser die Weltmacht Mecklenburg-Strelitz regierte. Aber daß dieser Mann Sozialdemokrat ist — das macht sein Buch zu einem Fall.

Nicht zu einem Fall des Freiherrn von Reibnitz. Dessen Seele haben wir kennen gelernt, und wenn er nicht an den Nordlandreisen des Kaisers teilnahm, so vermutlich nur, weil er nicht eingeladen war. Er hätte gut in den Kreis hineingepaßt, der sich alljährlich auf der „Hohenzollern" zusammenfand. Aber wie kommt er zur Sozialdemokratie, und welche große Dame hat ihn als Vertreter der Partei zum Staatsminister gemacht?

Hier wird der Fall erst ernst. Denn der Freiherr von Reibnitz ist kein Einzelgänger. In dem November, der den Boden neuer Tatsachen schuf, kamen viele Mitglieder der Gesellschaft zu den Gewinnern. Die Grützner, Sölling, Waentig, der ebenfalls Minister war, haben sich inzwischen schon wieder auf den Boden neuerer Tatsachen begeben, und andre werden ihnen folgen. Nach diesen leuchtenden Vorbildern aber richteten sich die weniger Arrivierten. Wenn die ganz oben für Salons schwärmten, wollten die Kleineren wenigstens aus Freundschaftspokalen trinken und gute Zigarren rauchen.

Es ist nicht die Zeit, eine Partei anzugreifen, die im Konkurs der Republik der letzte Aktivposten ist. Aber wenn es so weit gekommen ist, so liegt die Schuld nicht nur an den Verhältnissen, sie liegt auch an den Menschen! Die Salonsozialisten und ihre Nachahmer haben viele Niederlagen, viele Verluste, viele Enttäuschungen verursacht. Es ist kein Heldenstück, das heute auszusprechen, doch es muß gesagt werden. Können denn Leute wie der Freiherr von Reibnitz das deutsche Proletariat überhaupt gegen den Fascismus führen? Sicher, sie können es nicht. Das ist die Tragik der Sozialdemokratie, an deren Wiege Männer standen, die sich „Soldaten der Revolution" nannten und es auch waren.

Werthers Leiden 1931 von Erich Ebermayer

Nie wird es eine Zeit geben, wie auch die Welt sich wandeln mag, die ohne Liebe auskommen kann. Nie vor allem wird Jugend leben, die nicht irgendwann zum ersten Male das Wunder, zu lieben und geliebt zu werden, erfährt und die nicht davon besessen wäre, dieses Wunder im Wort zu gestalten, das Verschwommene zu bannen, das Dunkle ans Licht zu holen, durch Aussprechen, durch den Versuch also, zu „schreiben". Mögen Jahrzehnte des Chaos noch vor uns liegen, ehe Neues ungeahnt sich entfalten wird — Lieben und Geliebtwerden junger Menschen wird bleiben trotz Hunger und Angst, Not, Verwirrung und Verhetzung. Und ebenso wird bleiben das Liebesgedicht des Jünglings, die erste Beichte einer ersten Liebe, also das Rührende, Komische, Gewaltige, das wir später zu belächeln und zu verleugnen pflegen, während es uns in der Stunde der Entstehung zum Mittelpunkt der Schöpfung macht, um den der Kosmos strahlend kreist.

Mit diesem schönen, sicheren Gefühl, daß es immer Bezirke geben wird, wohin die Politik nicht dringt, wo die Phrase keine Geltung hat, beendete ich gestern das Telephonat mit dem Gymnasiasten X. Der junge X, mir flüchtig bekannt als Jüngling mit offenem Blick und guten Manieren, hatte mich ans Telephon gebeten, um mir, stockend, zu sagen, er habe eine Novelle geschrieben, eine Liebesgeschichte, sicher kein Meisterwerk, aber — ob er sie mir schicken dürfe, ob ich sie vielleicht lesen und ihm sagen könne, was ich davon halte...

Warum nicht? Ich wußte, es handelt sich um keinen Schwätzer und Ignoranten sondern um einen sympathischen Jungen, der im Leben seinen Mann stehen wird. Also gut... Wie er sprach und stockte, hatte er verraten, wessen Liebesgeschichte es sei, die er da erzählt hatte. Heute kam das Manuskript. Sauber geschrieben, mit der Hand, zehn Seiten. Wie vorauszusehen: Die Geschichte seiner ersten großen Liebe. Die Lektüre hat mich erschüttert. Ich bin überzeugt, daß fast alle, die diese Novelle des jungen sympathischen Mannes lesen würden, erschüttert davon wären gleich mir. Und ich trage keine Bedenken, ja ich halte es für meine Pflicht, obwohl es indiskret scheinen mag, von dieser Novelle zu berichten, aus ihr zu zitieren, freilich unter Veränderung der Namen.

Der Stil ist nicht bemerkenswert. Ein klarer, sauberer Primanerstil, man spürt die „gute" Familie, das humanistische Gymnasium, die geordnete Lektüre. Kleine Plumpheiten fallen eher angenehm auf, als daß sie stören. Was also dann? Der Inhalt? Lassen Sie mich erzählen:

„Carlos, ein großer schlanker Mensch von noch nicht achtzehn Jahren" — wer wohl? — ist über die Ferien zu Freunden seiner Eltern in die Nachbarstadt eingeladen, zu reichen Leuten, die ein Haus in der Vorstadt bewohnen, mit Park und Wagen: Vater, Mutter, Tochter. Der junge Mann nähert sich im Zuge der Stadt, damit setzt die Novelle ein.

Er weiß, Mutter und Tochter werden ihn am Bahnhof erwarten. Wie wird er sie vorfinden, von der ihm soviel erzählt wurde, Rebekka, diese Tochter? Sie soll sehr schön und klug sein (er kennt nur die Mutter bisher) — wird sie ihm gefallen? Er freut sich, er ist in gespannter Erwartung, in natürlicher, selbstverständlicher Bereitschaft zum „großen" Erlebnis. Der Zug fährt in die Halle ein. Und da steht schon der erste Satz, den ich, aus wohlwollend-flüchtiger Lektüre gerissen, mehrmals las, ohne daß er sich verändert hätte: „Um keinen Preis ihr freundschaftlich irgendwie nähertreten! Ein Christ und eine Jüdin! Wäre ja völlig undenkbar."

Es kommt, wie es kommen muß. Den Jungen packt eine stürmische Liebe, die erste seines Lebens, zu dem schönen Mädel. Er ringt mit dieser Liebe, ernst, leidenschaftlich, ja großartig. Das ist der Inhalt der Novelle. Er quält sich unsagbar ab. Er rennt nachts allein durch den Park, sinkt schließlich verzweifelt auf eine Bank: „Ich bin ein Christ, sie ist eine Jüdin. Die semitische Rasse ist verpönt, infolgedessen wäre keine Liebe zwischen uns möglich. Aber ist die Liebe nicht etwas Übermenschliches, Völkerfeindschaft Überbrückendes? ... Meine Zuneigung zu ihr ist energisch abzulehnen und die Liebe zu unterbinden..." (Die Liebe ist abzulehnen und zu unterbinden...! Das können die! So alt sind wir schon, daß wir uns darüber aufregen, daß die Siebzehnjährigen von heute das können...)

Der junge Mann quält sich noch eine Weile. Er träumt nachts von seiner kleinen Rebekka: „Plötzlich aber sah er seine Vorfahren an sich vorbeiziehen, in feierlicher Prozession, mit allem Traditionsschmuck, Orden und Ehrenbezeugungen versehen, drohend schwangen die Ahnen ihre Schwerter, näher und näher kamen sie, mächtig, wie eine ungeheure Meerflut, begannen sie ihn zu stechen und zu stoßen..."

An einem schwülen Sommerabend, in der Hängematte, kommt es zur Katastrophe. Sie hat ein Buch unterm Arm. Was liest Du? Sie gesteht, daß sie Feuchtwanger liest; er wendet sich angeekelt ab und ist eine Weile nicht fähig, zu sprechen. Dann muß er aufs Neue in das geliebte Gesicht blicken. „Als er seinen Mund mit dem ihren vereinen wollte, erfaßt ihm noch einmal ein gewisser Rasseabscheu." Dann tut ers doch. „Der erste innige, wollüstige Kuß seines Lebens." Aber nur einmal und nur das. Gleich darauf flieht er bei Nacht und Nebel von der Gezeichneten hinweg, fort aus dem verruchten Haus, in dem er wochenlang glücklich gewesen. Als Landstreicher schlägt er sich durch bis nach Haus. Er hat sein Schicksal gemeistert. Ein deutscher Mann. „Meine Zuneigung zu ihr ist energisch abzulehnen und die Liebe zu unterbinden."

So erlebt und geschrieben von deutscher Jugend im Weinmond des Jahres 1931. Sollen wir lachen oder weinen? Sollen wir stolz sein oder — uns schämen? (Wir „Christen", meine ich...)

Moralische Prosa von Rudolf Arnheim

Erich Kästners Begabung ist nicht an Verse gebunden. Ja sein Gefühl für Wirksamkeit und Klang der Sprache zeigt sich fast deutlicher in der schwereren Kunst der Prosa, wo kein Reimkorsett ihn zur Form zwingt. Er läßt sich nicht gehen. Mit derselben Disziplin wie in seinen Gedichten macht er die Sätze durchsichtig, damit sie das Skelett des Gedankens zeigen. Und ohne die Naivität des Erzählens zu verletzen, streut er Hunderte seiner antithetischen, ironischen Formulierungen ein, mit denen er sich gegen die Dummheit der Welt wie mit einem Schlagring verteidigt. In seinem Roman „Fabian, die Geschichte eines Moralisten" (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) herrscht eine ausgezeichnete Einheit zwischen den abstrakten Thesen und dem rein Anekdotischen der Handlung. Denn alle diese Handlungsmotive sind so geklärt, es haftet ihnen so wenig der zeitgemäße Juchtengeruch des bloß Wirklichen an, daß sie sich wie Fabeln lesen — anschauliche Beispiele für die wohlklingenden Sprichwörter, die wir aus dem Munde des Autors und seiner Figuren zu hören bekommen.

Und doch hat das, was er erzählt, nirgends die Ärmlichkeit konstruierter Schulbeispiele. Vielmehr sind die Situationen, die er zeichnet, mit einem erstaunlichen Blick für die Tiefenwirkung des Oberflächlichen erfunden; oft chaplinhaft, so in der Episode des Blinden im Café, dessen Frau zugleich mit ihm und dem Mann am Nebentisch kokettiert. Daß sich alle die Einzelgeschichten, aus denen der Roman zusammengesetzt ist, dem Leser so zwanglos als Symbole enthüllen, liegt nicht nur am Gegenständlichen. Sondern auch daran, daß alle Figuren nicht sprechen wie auf der Straße sondern wie der Autor. Man glaube nicht, daß Kästner nur unfähig sei, unsern Alltagsjargon festzuhalten. Vielmehr ist die stilisierte, gleichförmige Sprechweise, in der sich hier Nutte und Justizrat, Kellner und Kästner zusammenfinden, grade das, was wir Stil nennen und was wir bei den meisten zeitgenössischen Schriftstellern so heftig vermissen. In keinem Werk der großen Literatur haben die Menschen jemals so gesprochen „wie im Leben", und „Papierdeutsch" entsteht nicht da, wo einer unnaturalistisch ist, sondern da, wo der Sprachschatz aus der Zeitung stammt, statt aus einem originellen Kopf. Die nirgends aussetzende, strenge Besonderheit von Kästners Sprache ist gerade das sicherste Zeichen für seine Begabung.

Es ist schwer, sich selbst ins Gesicht zu sehen, und so ist denn auch Fabian, der Zentralheld des Romans, nicht recht Fleisch geworden. Dies liegt vor allem daran, daß ihm keine Funktion zuteil wird. Er sitzt neben dem Leser im Publikum. Er dient dazu, die Teilgeschichten des Buches durch das lose Band der Personalunion miteinander zu verknüpfen. Fabian, hilfsbereit und jung, sieht mit Erstaunen eine Welt, die er nicht versteht und in der er also nicht arbeiten kann. Eine Welt, in der die Irrsinnigen in stattlichen Wohnungen hausen, während man die Klugen ins Irrenhaus sperrt. Eine Welt der

Betrunkenen und der Träume. Eine Welt, in der das Unzusammengehörige ineinanderfließt: aus Mann und Weib formen sich groteske Zwittergestalten, Vater und Tochter treffen sich unversehens im Absteigequartier, die Greisin schminkt sich in die Jugend zurück. Eine Welt, in der das Zusammengehörige durch Ozeane getrennt ist: das Getreide, das in Amerika verbrannt wird, während in Europa die Leute hungern; Fabians Freundin Cornelia, die sich an einen Filmdirektor „wie an die Anatomie" verkauft, weil der Freund abgebaut worden ist und kein Geld hat. Mit enzyklopädischer Vollständigkeit beschreibt Kästner alle Stationen des Unsinns: Stempelstellen, möblierte Zimmer, Männerbordelle, Bars, Ateliers, Familien, Kabaretts, Schulen, Sprechzimmer. Das alles trägt er zusammen. Zu einem Scheiterhaufen — aber das muß nicht jeder Leser merken. Denn Kästner schwenkt weder eine rote Fahne noch trägt er das Kreuz der Bahnhofsmission sichtbar an der Brust.

Es ist daher nicht sicher, ob etwa die Sittenwächter, die ja Erich Kästner für eine Art Volkskommissar des Kulturbolschewismus halten, merken werden, mit welcher Strenge er gegen die Scheußlichkeiten kämpft, die er schildert. Indem er sie schildert; denn er ist von temperamentswegen kein Umstürzler, aber Erklären und Aufzeigen bringen ja den wichtigen Auftakt zum Umsturz. Die Sittenwächter mögen, schon weil er ihrem „Intelligenzalter" — wie die Kinderpsychologen sagen — besser entspricht, als Ergänzung zum „Fabian" Kästners neuen Kinderroman zuziehen. „Pünktchen und Anton", erschienen im Verlag Williams & Co., Berlin-Grunewald, dürfte selbst den organisierten Erynnien der Keuschheit ein Lächeln auf die fleischlosen Lippen zaubern. Denn hier hat Kästner mit seiner ganzen liebenswürdigen Verspieltheit, Narrheit und Wärme eine schlichte Geschichte für die Acht- bis Zehnjährigen erzählt, die nach „Emil und die Detektive" schon auf das neue Buch warteten. Wieder macht er Berlin zum Märchenland. Den Teufel gibt ein Einbrecher, die böse Fee ein bösartiges Kinderfräulein, und wieder bringen zwei mutige kleine Kinder die unartige Welt zur Raison. Das Buch funkelt von Lustigkeiten, die nicht nur für das Kind sondern vom Kinde aus erdacht sind, und so ist „Pünktchen und Anton" nicht nur ein Buch für Kinder sondern über Kinder. Aber nicht deshalb empfehlen wir es den nationalen Frauenvereinen.

Sondern weil dies Buch handgreiflicher als der „Fabian" das Moralische in Erich Kästner zeigt. In kleinen Zwischenbetrachtungen, mit denen er die spannende Räubergeschichte geschickt durchsetzt, spricht er über Pflicht, gegenseitige Hilfe, echten und unechten Mut, Mitleid, Rücksicht und Ehrlichkeit. Ohne das anarchische Lächeln des Zynikers setzt er sich für diese einfachen Forderungen ein; es ist derselbe Ton, in dem Fabian zu der Freundin sagt: „Ich glaube, ich warte nur auf die Gelegenheit zur Treue, und dabei dachte ich bis gestern, ich wäre dafür verdorben." Wenn er das Bürgertum so bitter verspottet, so eigentlich nur als Anwalt dieser Forderungen, die gerade dort in den Staub des möblierten Zimmers gezogen,

verdorben und sinnlos gemacht werden, wo man sie gepachtet zu haben glaubt. Aber er bringt gegen das Schlechte nicht die malerische Beschwörergeste der Leute auf, für die das Laster zugleich das Objekt lüsterner Wunschträume ist. Er braucht nicht zu träumen, er hat alles gesehen und es, ohne viel Lärm zu machen, als zu leicht befunden. Bei ihm tritt nicht die babylonische Hure auf, mit prachtvollem Busen und heißem Mund, sondern die korpulente Rechtsanwaltsgattin, die sich fremden Männern im Hechtsprung an den Hals wirft. Er lehnt das Unmoralische nur deshalb ab, weil es dürftig und verbogen ist und niemanden glücklich macht. „Sein Sinn für Moral war eine Konsequenz der Ordnungsliebe", und: „Moral war die beste Körperpflege". Ein Kosmetikum, ohne Vibrato angeboten, aber unentbehrlich.

„Pünktchen und Anton", das Kinderbuch, hat eine kräftige Handlung. Denn hier greift Kästner aus dem großen Chaos einen kleinen Kosmos heraus: den Schicksalskreis von ein paar Einzelmenschen, in dem trotz aller Wirtschafts- und Vernunftkrise der Gute und Tapfere sich nützlich betätigen und das Böse besiegen kann. Das Fabian-Buch hingegen hat keine Handlung, weil sein Held zu klarsichtig oder — wie man will — zu temperamentlos ist, um gegen die mächtigen Instanzen der Dummheit anzurennen. „Wir sitzen im Wartesaal", sagt er und: „Ich möchte helfen, die Menschen anständig und vernünftig zu machen. Vorläufig bin ich damit beschäftigt, sie auf ihre diesbezügliche Eignung hin anzuschauen." Dies ist eine kluge, sympathische Haltung, nur leider kein Romanthema. „Wissen Sie was, kommen Sie mit! Sehen Sie sich mal unsern Zirkus an!" sagte der Redakteur zu Fabian, und er geht mit, und das gibt Anlaß zu einer prachtvollen, konzentrierten Schilderung des Zeitungsbetriebes. Und so geht Fabian von Zirkus zu Zirkus und sieht sich alles an. Mit blanken Augen; nur eben: ein Roman ist kein Rundfahrtauto. Fabian schwingt sich, auf der letzten Seite seines Romans, in plötzlichem Entschluß, obwohl er nicht schwimmen kann, über ein Brückengeländer, um einen kleinen Jungen zu retten; die auf dreihundert Druckseiten zerdehnte Zeitlupenaufnahme dieses Entschlusses wäre ein Romanstoff.

Daß man im Film den Kameramann, der gedreht hat, nicht zu sehen bekommt, ist in Ordnung, denn er spielt nicht mit. Und aus diesem Grunde ist es nicht ganz in Ordnung, daß Kästner uns mit Fabian bekannt macht. Denn Fabian spielt nicht mit, er steht an der Kamera. Damit hängt zusammen der andre, noch näherliegende Einwand gegen die Form dieses Buches: daß nämlich die einzelnen Episoden nur in systematischer, nicht in historischer Beziehung zueinander stehen. Kästner selbst, der theoriekundig ist, wie sich das für einen Künstler gehört, hat das gesehen und wie folgt verteidigt:

Dieses Buch hat keine Handlung. Außer einer mit zweihundertsiebzig Mark im Monat dotierten Anstellung geht nichts verloren. Keine Brieftasche, kein Perlenkollier, kein Gedächtnis, oder was sonst im Anfang von Geschichten verloren geht und im letzten Kapitel, zur allgemeinen Befriedigung, wiedergefunden wird. Es wird nichts wiedergefunden. Der Autor hält den Roman keineswegs für eine amorphe

Kunstgattung, und trotzdem hat er, hier und dieses Mal, die Steine nicht zum Bauen verwandt.

Man könnte beinahe vermuten, es handle sich um eine Absicht.

Es treten wichtige Personen auf und verschwinden vor der Zeit. Es kommen unwichtige Leute daher und kehren mit einer Heftigkeit, die ihnen gar nicht zukommt, immer wieder. Ein junger Mann erschießt sich. Ein andrer junger Mann ertrinkt. Und beide Todesfälle sind äußerlich so wenig gerechtfertigt, beide Herren kommen derartig aus Versehen ums Leben, daß man fragen könnte: Gab es denn keine zwingenderen Anlässe? Warum versagte der Autor ihrem Tod die Notwendigkeit?

Man könnte beinahe vermuten, es handle sich um eine Absicht.

Die Zahl der Dachziegel, die dem Menschen aufs Barhaupt fallen können, wächst von Tag zu Tag. Die Dummheit dessen, was geschieht, nimmt, vom zunehmenden Tempo des Geschehens angeregt, imposante Ausmaße an. Der Zufall regiert, daß sämtliche verfügbaren Balken knistern. Das Leben ist interessant, das ist das einzige gute Haar in der Suppe, die wir auszulöffeln die Ehre haben.

Der Zustand lebt mehr denn je vom Zufall. Wovon, so fragte sich der Autor, soll die Darstellung des Zustands leben? Jeder Tag ist für den, der ihn erlebt, eine Reise im verkehrten Zug ans falsche Ziel. Weil es viele Möglichkeiten gibt, und nur eine davon kann Tatsache werden, verwirklicht sich das Unwahrscheinliche. Die Vernunft ging ins Exil. Der verworrene Zustand und der ratlose Mensch blieben zurück. Wie ließ sich beides am treffendsten auf den Leser übertragen? Wie konnte es, wenn überhaupt, gelingen, den Leser so zu mobilisieren, daß er nach der Lektüre womöglich aufsprang und auf den Tisch schlug und ausrief: Dieser Zustand muß anders werden!

Das Buch hat keine Handlung und keinen architektonischen Aufbau und keine sinngemäß verteilten Akzente und keinen befriedigenden Schluß.

Man vermutet richtig, ob man es nun für richtig hält oder nicht: Es war so die Absicht!

Das klingt bestechend, ist aber doch wohl ein Trugschluß. Und: Absicht schützt vor Fehlern nicht. Kästner verwechselt die Darstellung des Zufalls mit der Zufälligkeit der Darstellung. Er selbst zeigt im „Fabian" an hundert glänzenden Beispielen, wie man den Zufall dadurch darstellt, daß man das Zufällige mit Notwendigkeit nebeneinander montiert. Er zeigt, wie Kausalverbindungen auftreten, wo keine hingehören, und wie sie fehlen, wo sie unentbehrlich wären — und nur das kann tragischer Zufall heißen. Innerhalb jeder Handlungszelle ist die Sinnlosigkeit und Zufälligkeit unsrer Welt mit vorbildlicher Strenge geformt; aber die Zellen schließen sich zu keinem Körper zusammen sondern ordnen sich nur zur Tabelle.

Es gibt nur einen einzigen in unsrer Generation, der einen besseren Roman hätte schreiben können — und das ist Erich Kästner. Er hat aufs Neue belegt, was wir schon wußten: die glückliche Vollständigkeit seiner Anlagen. Er ist nicht nur scharfsinnig sondern zugleich scharfsichtig. Sachlich und verspielt. Derb und zierlich. Ernst und lustig. Gut und böse. Diese Mischung gelingt dem lieben Gott nicht oft.

Das Riesenspielzeug von Erich Kästner

Es gibt eine Million jugendliche Erwerbslose

Eins habt ihr leider nicht bedacht:
daß Kinderhaben auch verpflichtet.
Ihr wart auf uns nicht eingerichtet,
ihr habt uns nur zur Welt gebracht.

Ihr habt uns mancherlei gelehrt,
Latein und Griechisch, bestenfalles,
nun sind wir groß, doch das ist alles.
Und was ihr lehrtet, ist nichts wert.

Ihr habt uns in die Welt gesetzt.
Wer hatte euch dazu ermächtigt?
Wir sind nicht existenzberechtigt
und fragen euch: Und was wird jetzt?

Schon sind wir eine Million!
Wir waren fleißig und gelehrig.
Und ihr? Ihr schickt uns, minderjährig,
fürs ganze Leben in Pension.

Wir leben wie im Krankenhaus
und lassen uns von euch verwalten.
Wir werden von euch ausgehalten
und halten das nicht länger aus!

Sind wir denn da, um nichts zu tun?
Wir, die gebornen Arbeitslosen,
verlangen Arbeit, statt Almosen
und fragen euch: Und was wird nun?

Einst wußtet ihr noch euren Text,
als ihr uns noch für Puppen hieltet
und wie mit Spielzeug mit uns spieltet.
Doch wir sind Spielzeug, welches wächst!

Auf eigne Rechnung und Gefahr
will jeder, was er lernte, nützen.
Die Tage regnen in die Pfützen,
und jede Pfütze wird ein Jahr.

Die Zeit ist blind und blickt uns an.
Die Sterne ziehn uns an den Haaren.
Das ganze Leben ist verfahren,
noch ehe es für uns begann.

Vernehmt den Spruch des Weltgerichts:
Ihr gabt uns seinerzeit das Leben,
jetzt sollt ihr ihm auch Inhalt geben!

Daß ihr uns liebt, das nützt uns nichts.

Dezentralisation von Bernhard Citron

Als Marx und Engels ihr Kommunistisches Manifest schrieben, also vor dreiundachtzig Jahren, rechneten sie nicht mehr mit der Feudalwirtschaft als ernsthaftem Zukunftsfaktor, sie kämpften gegen den industriellen und finanziellen Hochkapitalismus. Sein Gipfel und damit auch der Abstieg zur Ebene des Sozialismus erschien den ersten Sozialisten nicht mehr fern. Indessen war der Feudalismus weder politisch noch ökonomisch erledigt, und der moderne Kapitalismus stak noch in seinen Anfängen. Die älteste deutsche Großbank im Gegenwartssinne ist die Direktion der Discontogesellschaft, die als Aktiengesellschaft vor fünfundsiebzig Jahren gegründet wurde. In den Jahren zwischen 1850 und 1890 wurde der Grundstein zur heutigen Montanindustrie gelegt. 1872 entstand das erste gemischte Kohlen- und Erzunternehmen, die Dortmunder Union, die den Kern der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft und damit später auch einen der Grundsteine der Vereinigten Stahlwerke bildete. Vor kaum sechzig Jahren begann die Konzentrationsbewegung in der Industrie, aber erst seit den neunziger Jahren bekam sie ihren großen Auftrieb, der immer stärker wurde, bis er seinen Höhepunkt in der Gründung der I. G. Farben-Industrie, der Vereinigten Stahlwerke und der Hapag-Lloyd-Union erreichte.

Langsam stellten sich die Gegentendenzen ein. Die Konzerndämmerung zog nicht erst in der Krise dieses Jahres herauf. Hundertprozentig gelang noch der chemischen Industrie, die im Farbentrust vereinigt ist, die Fusion. Aber schon die Holdinggesellschaften der Vereinigten Stahlwerke, die kaum mehr über nennenswerten Eigenbesitz verfügen, behielten — als Mantelunternehmungen wenigstens — ein Eigenleben. Bestrebungen, die zu einer Vollfusion führen sollten, waren vorhanden; jedoch scheute man diese letzte Konsequenz. Heute sind die führenden Leute des Stahlvereins stolz darauf, daß in ihrem Konzern eine gewisse Dezentralisation herrscht, die den einzelnen Betrieben eine beschränkte Selbständigkeit unter der Verantwortung der Werkdirektoren bewahrt hat. Die kürzliche Zusammenfassung der Eisen- und Stahlerzeugung bei der Thyssenhütte in Hamborn ist als vorübergehende Sparmaßnahme infolge der radikalen Einschränkung der übrigen Betriebe anzusehen. Die Hapag-Lloyd-Union, der letzte große Wurf Jacob Goldschmidts, der auch die Entstehung des Stahlvereins gefördert hat, gedieh nicht bis zum tatsächlichen Zusammenschluß. So wird es ganz deutlich, daß die Konzentrationssucht in den letzten Jahren an Intensität nachgelassen hat.

Die Banken haben sich die Fusionsneigung am längsten bewahrt. Sie waren es, die in der Industrie die Konzentrationsbewegung forcierten und die sich selbst noch bis in die letzte Zeit hinein zusammenschlossen. Commerz- und Privatbank - Mitteldeutsche Creditbank, Deutsche Bank - Discontogesellschaft, Gebrüder Arnhold - S. Bleichröder sind derartige Zusammenschlüsse. Allerdings war es in den letzten beiden Fällen keine Vereinigung gleich starker Kräfte, sondern die Aufsaugung des schwächeren Teiles durch den stärkeren.

Trotzdem ist übrigens im Falle Deutsche Bank-Discontogesellschaft der Einfluß der ehemaligen Discontoverwaltung sehr bedeutend.

Der Ruf nach Dezentralisation, nach Zerschlagung der Giganten ist laut geworden. Wenn jetzt geschieden werden soll, dann ist manchmal eheliche Untreue der Grund oder unüberwindliche Abneigung, meist die Unmöglichkeit des Zusammenlebens. Reichsfinanzminister Dietrich soll sich in diesen Wochen für den Gedanken einer Dezentralisation im Bankgewerbe interessiert haben. Den Filialen der Dresdner Bank und der Darmstädter und Nationalbank wollte man ihre Selbständigkeit wiedergeben. Anscheinend ist dieser Gedanke vorläufig wieder zurückgestellt worden. Es ist sogar möglich, daß sich Großbanken auch noch fusionieren. Der Block Commerzbank-Dresdner Bank-Danatbank könnte heute aus einer gewissen Zwangslage heraus erwachsen. Aber hier handelt es sich nicht mehr um eine freiwillige Aktion der kapitalistischen Wirtschaft sondern um eine zweckmäßige Zusammenfassung von Reichsinteressen. Genau so wenig ist die Gründung der beiden Autoblocks, des sächsischen unter Führung der Sächsischen Staatsbank und des süddeutschen, den die Deutsche Bank zusammenbekommen hat, eine freiwillige Vereinigung; das sind „gemachte Partien", die neuen Gebilde sind Kinder der Not und nicht der Liebe. Die Tendenz ist Rückkehr zu kleinen, von der Leitung ganz übersehbaren Gebilden. Noch mögen neue Interessengemeinschaften in der Bildung begriffen sein, aber innerhalb der Konzerne wird zweifellos bald ein Auflockerungsprozeß vor sich gehen.

Die Auflösung der Latifundien in viele kleine Bauerngüter ist ein nicht grade neuer Gedanke. Schon vor hundertzwanzig Jahren suchte der Freiherr vom Stein ähnliche Pläne zu verwirklichen. Was die Steinschen Reformen und die Revolutionen von 1848 und 1918 nicht vermochten, beginnt jetzt erst in Erfüllung zu gehen — die Aufteilung des Großgrundbesitzes. Kein demokratisches, kein sozialistisches Regime läßt den Grund und Boden für gemeinwirtschaftliche Zwecke vermessen. Vielmehr werden durch die Überschuldung zahlreiche Gutsbesitzer gezwungen, ihr Besitztum versteigern zu lassen. Alte Familiengüter gehen so in die Brüche. Aber hatte man das nicht schon vor hundert Jahren erwartet, ist es nicht erstaunlich, daß sich die Finanzkraft des Feudalismus noch bis vor kurzem ausgezeichnet konserviert hatte, so daß das Durchschnittsvermögen des Industriellen und Finanzmannes vom Agrarkapital übertroffen wurde? Wahrscheinlich wird der landwirtschaftliche Besitz, der die Krise überdauert, immer noch größer sein als das Industrie- und Bankenkapital, das von der Katastrophe verschont bleibt. Vernichtet ist in erster Linie die Existenz jener hochadligen Grundbesitzer, die sich zu Industriegeschäften verleiten ließen, Reichsfreiherren und Erbgrafen, die seit dem Wiener Kongreß mediatisiert sind, suchten an Stelle der entschwundenen Herrschgewalt über ihre kleinen Territorien die wirtschaftliche Beherrschung größerer Gebiete. Aber das Zeitalter der Stahlkönige und Kohlenbarone, der Linoleum- und Kunstseiden-

Monarchen ging vorüber wie das der wirklichen Kaiser, Könige und Grafen.

Im Interesse einer neuen kapitalistischen oder sozialistischen Aera liegt es nicht, die Industrie- und Finanzkonzerne aufzulösen, die Phase des Hochkapitalismus ungeschehen zu machen. Das wird nie möglich sein. Zurück zum ehrbaren Handwerk, zum selbständigen Mittelbetrieb wäre eine romantische, undurchführbare Forderung. Die Dezentralisation, die erstrebt wird, muß anders aussehen. Überlebt sind die großen Kartelle, die solange die Preise hielten, bis das Inland ausgehungert und nicht mehr zahlungskräftig war. Die Konzerne aber, die technisch und finanziell geschlossenen Großbezirke der Wirtschaft, haben sich, wie an vielen Beispielen bewiesen werden kann, technisch bewährt, während sie finanziell völlig versagten. Im Rahmen der Konzerne sollte die Selbständigkeit der Einzelbetriebe gefördert werden. Der Einkauf mag gemeinsam vorgenommen werden, auch die technischen Erfahrungen dürften weiter auszutauschen sein, aber die Finanzgebarung muß unter eigner Verantwortung der Werkleitungen bleiben, die Konzerngesellschaften tragen nur die gegenseitige Haftung.

In dezentralisierten Konzernen würden die gesunden Teile die kranken nicht dauernd alimentieren. Auch die Beteiligungen müßten nach den verschiedenen technischen Bedürfnissen auf die einzelnen Betriebe des Konzerns verteilt werden. Die reinen Finanzbeteiligungen sollten in eine besondere Holdinggesellschaft eingebracht werden, jedoch mit der Auflage, diese Beteiligungen möglichst bald zu liquidieren. Es ließe sich auch denken, daß jedes Werk den an die Aktionäre des Gesamtunternehmens zu verteilenden Reingewinn auf ein gemeinsames Erträgniskonto überweist, aus dem eine einheitliche Dividendenausschüttung an die Aktionäre vorgenommen wird. Besonders wertvoll wäre es aber, wenn die einzelnen Konzerngesellschaften wenigstens auszugsweise ihre Betriebsbilanz veröffentlichen würden, da sich auf diese Weise der Betriebswert der einzelnen Werke am deutlichsten erkennen läßt. Diese Form des dezentralisierten Konzerns könnte natürlich auch auf Kreditinstitute Anwendung finden. Wenn allerdings der angebliche Plan des Reichsfinanzministers, der auf ein Zusammengehen der Großbankfilialen mit Provinzbanken hinzielt, in die Tat umgesetzt werden sollte, dann müßte nicht nur die Möglichkeit geschaffen werden, daß die Filiale eine fremde Firma in ihre eigne Interessenphäre zieht, sondern auch das Provinzbankhaus müßte sich seinerseits an der Großbankfiliale beteiligen können. Hier wäre ein Umbau unsres Aktienrechts, das den dezentralisierten Konzern nicht kennt, von Nöten. Vielleicht wird man einwenden, daß der Ruf nach Dezentralisation nur aus einer vorübergehenden Verärgerung weiter Kreise über das zeitweilige Versagen der Konzerne erhoben werde. Das Ende des zentralisierten, überkapitalisierten Industrie- und Bankentrusts ist aber nicht nur die Forderung der kommenden sondern auch die Konsequenz der vergangenen Jahrzehnte.

Politische Prozesse von Jonathan Swift

Ein andrer Gelehrter zeigte mir ein großes Werk über Vorschriften zur Entdeckung von Verschwörungen und Anzettelungen gegen die Regierung. Er riet bedeutenden Staatsmännern, sich um die Lebensweise aller verdächtigen Leute zu kümmern; ihre Essenszeit, auf welcher Seite sie im Bette lägen, mit welcher Hand sie sich den Hintern wischten, ferner ihren Auswurf ganz genau zu untersuchen und aus Farbe, Geruch, Geschmack, Festigkeit, Langsamkeit oder Beschleunigung der Verdauung sich ein Urteil über ihre Gedanken und Pläne zu bilden; denn die Menschen wären nie so ernst, gedankenvoll und aufmerksam wie beim Stuhlgang, wie er durch Erfahrung herausgefunden habe; denn wenn er bei solchen Anlässen, lediglich zu Versuchszwecken, darüber nachgedacht habe, welches der beste Weg sei, den König umzubringen, dann hätte sein Kot jedesmal eine grüne Farbe angenommen, eine ganz andre aber, wenn er nur an Erregung von Aufständen oder Einäscherung der Hauptstadt gedacht habe.

*

Diese Papiere werden einer Gesellschaft von Künstlern überwiesen, die große Geschicklichkeit im Auffinden geheimer Bedeutungen von Worten, Silben und Buchstaben besitzen. Sie sind imstande zu entdecken, daß ein Nachtstuhl einen geheimen Rat bedeutet; eine Herde Gänse einen Senat; die Pest ein stehendes Heer; die Gicht einen Hohenpriester; ein Galgen einen Staatssekretär; ein Nachttopf einen Ausschuß hoher Würdenträger; ein Besen den Umsturz; eine grundlose Tiefe einen Staatsschatz; ein gebrochenes Rohr einen Gerichtshof; ein leeres Faß einen Feldherrn; eine schwärende Wunde die Verwaltung.

Jonathan Swift: Gullivers Reisen, III, 6

Betriebsunfall von Theobald Tiger

Hat eine Katze Ellenbogen?
Nein.
Hat jemals ein Bankier betrogen?
Nein.
Und wenn er mal und hat er mal und fällt er schon mal rein:
dann kann das kein Bankier gewesen sein.

Liest du das gern, nachmittags aufm Sofa?
Nein.
Entschädigt einer Schultheiß-Patzenhofa?
Nein.
Und setzt auch dem der Staatsanwalt in seinen Pelz ne Laus:
dann holn ihn die Verteidiger wieder raus.

Ist das nun für die Börse sehr betrüblich?
Nein.
Ist das auch bei den andern üblich?
Ja.
Ich lese still den Handelsteil, und seh ich so den Mist:
man weiß nie, was noch Tüchtigkeit und was schon Schiebung ist.

Bemerkungen

Wer ist beleidigt worden?

In Schöneberg lebt uns ein Theologiestudent, der, wie es den Idealen der christlichen Kirche entspricht, Mitglied der NSDAP. ist. Der junge Mann heißt Prochnow und ist auf die echtnordischen Namen Hans Joachim getauft. Leider hat er mehr von dem um eine Generation alttestamentarischeren und demzufolge kriegerischeren Jojakim abgekriegt als vom Geist seines sanften Sohnes, des Propheten Jochanaan. Weswegen er denn am 1. Februar in Drewitz bei Potsdam gelegentlich einer nationalsozialistischen Versammlung einem Zwischenrufer antwortete, Herr Grzesinski sei seiner Abstammung nach Jude; denn seine Mutter, eine Hausangestellte, sei seinerzeit von ihrem jüdischen Dienstherrn verführt worden.

Man muß schon zugeben, daß unser berliner Polizeipräsident es nicht leicht hat; zwischen der unbeliebtesten Rasse der Erde und der mißliebigsten Nation Europas schwankt sein Charakterbild in der Versammlung. Er hat es satt und klagt, und das schöneberger Schöffengericht versteht die Situation und verurteilt den Studiosus der Theologie Prochnow wegen Beleidigung und übler Nachrede zu 300 Reichsmark Geldstrafe. Soweit gut. Aber: wer ist nun eigentlich beleidigt worden?

Es grassiert bei uns, mehr als anderwärts, die Krankheit der Standesehre. Aus den Zeiten des Rittertums ist sie herabgesunken in den Bezirk der Bäckergesellen oder Gartenarchitekten oder Scheuerfrauen, die sich bei jeder Gelegenheit insgesamt, als Stand und Corporation, einer für alle, alle für einen beleidigt fühlen. Oder geschädigt. Wenn eine Zeitung schreibt, Herr Lustmörder Haarmann habe einige Jahre in der Stadt Hannover unentdeckt sein Handwerk treiben können, so fühlt sich nicht die Polizei beleidigt, sondern die Stadt Hannover geschädigt; und wenn eine andre erwähnt, Salzburg habe einen großen Prozentsatz an Regentagen, so schreit, zu schweigen von der Festspielleitung, ganz Deutsch-Oesterreich. Dies sei eingeschaltet, um darzutun, daß hier durchaus nicht den ewig Gekränkten das Wort geredet werden soll. Denn das einzige Wort, das gemeinhin an sie gerichtet zu werden verdient, ist der leise freundliche berliner Zweisilber: „... Schnauze ...!"

Im vorliegenden Fall aber hätte ein rundes Prozent der deutschen Volksgenossenschaft, ein Interessenverband von 600 000 Mitgliedern Grund und Ursache, sich beleidigt zu fühlen und zum Kadi zu laufen; nämlich die gesamte deutsche Judenschaft. Denn wenn die Behauptung, einer sei Jude, als Beleidigung betrachtet und geahndet wird; wer, so schließt man messerscharf, ist dann beleidigt, wenn nicht die Juden? Dieb, Betrüger, Mörder sind Schimpfworte, weil sie Gesetzesverletzung involvieren. Bei Feigling, Ehrabschneider und Ähn-

lichem liegt der Fall schon schwieriger; es muß auf das so beliebte allgemeine Volksempfinden zurückgegriffen werden, um die Beleidigung zu konstruieren. Aber Jude?

Jude ist leider ein Schimpfwort, da das allgemeine Volksempfinden es dafür hält. Damit wird man nicht heute und nicht morgen fertig, vielleicht läßt es sich langsam ausrotten, vielleicht niemals. Aber solange die Reichsverfassung die Bürger jeder Rasse und Religion als gleich betrachtet, solange muß auch etwas geschehen, um die formalen Ungeheuerlichkeiten solcher Urteile auszugleichen. Kein einziges solches Urteil dürfte gefällt werden, ohne die ausdrückliche Feststellung, daß die in Frage kommende Behauptung keine Beleidigung enthalte und daß nichts gestraft werde als die Absicht der Beleidigung und — die Volksverhetzung. Keine Veröffentlichung des Urteils, kein Kommentar und kein Auszug dürfte erscheinen ohne diesen Zusatz.

Also noch eine Presse-Notverordnung? Ach ja; wir könnten schon noch einige gebrauchen. Bloß müßten es die richtigen sein.

Hans Glenk

Revolutionsmusik

Das Funkbild des berliner Senders ist aus tausend reizlosen und hundert reizvollen Veranstaltungen zusammengesetzt, in denen Musik noch immer das Wertvollste ist. Die Bach-Kantaten jeden Sonntag machen die Schande wett, daß ihr größter Teil noch nie öffentlich gehört wurde, der Bruckner-, der Haydn-Zyklus setzen ein Werk musikalischen Aufbaus glücklich fort. Auch der Plan, das große Vierteljahrhundert von 1789 bis 1815 von allen Seiten mit dem Mikrophon aufzunehmen, hatte einen Wurf — oder schien ihn zu haben. Von einigen geistvollen aber isolierten Bemerkungen der Redner abgesehen, bleibt zunächst nur die Bekanntschaft mit der Musik dieser Zeit übrig, die einige erstaunliche und eindrucksvolle Begegnungen vermittelt hat. Auf die Hoffnung, daß das außenpolitische Vermächtnis Napoleons: die Einigung des Kontinents, die Hörer durch den Rundfunk aufrütteln würde, werden wir wohl verzichten müssen.

Aber die Musik! Sie ist eine wahrhafte Entdeckung, deswegen so stark, weil sie ganz auf der Linie der Wiedergeburt des melodischen klassischen Musikstils liegt. Die Annahme, daß die Musik dieser Zeit nur aus der deutschen Klassik bestand, ist zweifellos zu streichen. Wir wußten zwar stets, daß der französische Einfluß auf die deutsche Musik sehr groß ist. Daher auch die deutsche Musik der einzige Teil des Deutschtums ist, dem sich Frankreich ohne Hemmung hingibt. Weder Bach noch Mozart, weder Gluck noch Wagner sind ohne entscheidende französische Einwirkungen ganz zu verstehen. Hier liegt einmal der Fall vor, daß die Anregung groß, das Angeregte größer ist. Aber zwischen Mozart und dem späten Beethoven liegt eine breite Periode, in der der klassische Formwille die Musik des Alltags, ja sogar die Gebrauchsmusik der Revolution geprägt hat. Durch die drei Konzerte dieses Rundfunkzyklus ging eine ergreifend

geschlossene Formlinie, von der man weiß, wie weit sie ins 19. Jahrhundert reichen und wie sie schließlich in der Klassizität Strawinskys wieder auftauchen wird. Hier merkte man wieder, wie französisch Gluck ist, dessen deutsche Musik auf seinen französischen Urtexten so viel besser klingt als auf den übersetzten. Die Klassizität dieser getragenen Musik ist eine Übersetzung von Racine in Tönen und eine Vorwegnahme von Ingres. Namen wie Kreutzer, Rode, Baillot, Gaveaux, Grétry, noch mehr aber Méhul und Cherubini (übrigens für Beethoven einer der größten Komponisten) müssen durch diese Konzerte zu einer Wiedergeburt gelangen. Die lähmende Eintönigkeit unsrer Musikprogramme verträgt solche Bereicherung.

Wie schön das alles ästhetisch wirkte, der sonderbarste Eindruck war dabei doch die Vorstellung, daß diese gemessene, gebändigte Musik die Musik der französischen Revolution sein sollte. Besser als durch alle Kommentierungen hat sie uns den strengen, römischen Stil dieses Vierteljahrhunderts enthüllt. Wir wußten ja, daß aus dem Jakobinertum der große napoleonische — Fascismus logisch hervorgegangen ist. Aber wie diese Strenge einer Zeit, deren Vermächtnis noch lange nicht erfüllt ist, selbst der Gebrauchsmusik einverleibt ist, das war für mich eine Entdeckung, eine musikalische und zugleich eine geistige.

Felix Stössinger

Die Währung tanzt

Im Jahre 2031 wird die Premiere eines plastischen Farbengroßtonfilms stattfinden, dessen Thema der historische Besuch der französischen Minister Laval und Briand in Berlin im Jahre 1931 ist. Unter dem Titel „Die Währung tanzt" wird hier in leichter, gefälliger Form, aber doch unter Wahrung strengster historischer Treue eine Operette geboten, die dem Geschmack des großen Publikums weitgehend entgegenkommt. Ein Film, unter ungeheuren Kosten hergestellt, mit den berühmtesten Darstellern besetzt und wohl geeignet, im reizvoll geschürzten Gewand einer anspruchslosen Abendunterhaltung weitesten Kreisen einen volksbildenden Einblick in historische Zusammenhänge zu gewähren. Durch gütiges Entgegenkommen der rührigen Produktionsfirma, die auf dem Standpunkt steht, daß eine gute Vorreklame der halbe Erfolg ist, sind wir schon heute in der Lage, unsern Lesern einen Eindruck in dies Monumentalwerk deutschen Kunstschaffens zu gewähren:

Berlin 1931. Durch die Notverordnungen des listigen Kanzlers Brüning angeregt, nimmt die Arbeitslosigkeit rapide ab. Das Volk erfreut sich steigenden Wohlstandes. In den Straßen der Reichshauptstadt ergehen sich lachende, singende, fröhliche Menschen. Eine Anzahl besonders Übermütiger umtanzt, Hand in Hand, im Reigen die Gedächtniskirche und singt in immer tollerem Wirbel das reizvolle Schlagerlied: „Die deutsche Mark bleibt unerschüttert, solang uns Lieb im Herzen zittert." Aus Autos, Untergrundbahn und Stadtbahn, Luftschiffen und Flugzeugen singen und winken fröhliche Menschen. Dennoch ein Mißklang: infolge der Machenschaften des galizischen Wucherers Karfunkel muß eine Großbank ihre Schalter schließen. In hei-

liger Aufwallung erstürmt daraufhin eine aufrechte Schar nationalgesinnter Jünglinge ein Vergnügungslokal, in dem die schuldigen Fremdstämmigen ihre wüsten Prassereien abhalten. Die bei dieser Gelegenheit sich entwickelnden urkomischen Prügelszenen versetzen gleich zu Anfang des Films durch ihren derben aber gesunden Humor das Publikum in ausgelassene Stimmung.

Unterdes treffen Laval und Briand in Berlin ein, um die schaukelnde Mark zu stützen. Ungeheurer Empfang in Berlin. An den Fenstern scharen sich die jubelnden Menschen, auf den Dächern wimmelt es. Musik, Fahnen, Gesang, Händeklatschen, Uniformen, Militärmärsche, Blumen und Fröhlichkeit. Für diese Szenen wird sich die gesamte berliner Bevölkerung in uneigennütziger Weise zur Verfügung stellen. Laval, unter der berliner Mädchenjugend längst als gefährlicher Don Juan verschrien, macht noch am selben Abend einen Bummel durch die City, verkleidet als Besucher der Grünen Woche, mit Jägerhütchen und Gamsbart verführerisch geschmückt. Nach kurzem Aufenthalt bei Steinmeyer landet er auf der Rheinterrasse des Hauses Vaterland. Während dort gerade ein kostspieliges Gewitter sich entlädt, sieht Laval in einer Ecke ein ebenso bildschönes wie trauriges junges Mädchen sitzen. Er setzt sich zu ihr und auf sein gütiges Fragen verrät sie, daß ihr das durch die schwankende Währung so ungewisse Schicksal ihres Vaterlandes immer stärker zu Herzen gehe. Er tröstet sie, indem er erklärt, er sei durch gute Beziehungen bestens über die Lage informiert und könne ihr gradezu versprechen, daß noch alles gut auslaufen werde. Auf ihre schalkhafte Frage: „Sie sind wohl ein mächtig hohes Tier?" antwortet er mit einem vielsagenden Räuspern: „Ei, das mag wohl sein." Erna, die tagsüber als schlichte Verkäuferin in einem Warenhause tätig ist, wird daraufhin wieder fröhlich. Unter Absingung von Rheinliedern vergeht für Laval und Erna der Abend im Fluge. Die übrigen Besucher fallen ein, ebenso die Kellner, der Geschäftsführer und schließlich der ganze Potsdamer Platz.

Dem listigen Kanzler Brüning, dessen in einem verschließbaren Geheimtresor untergebrachtes Arbeitszimmer mit zehn Lautsprechern ausgestattet ist, kommt der Besuch der französischen Minister ungelegen. Daher arrangiert er für den folgenden Nachmittag in einer geräumigen Zimmerflucht des Hotels Adlon ein zwangloses Stelldichein zwischen dem gefährlichen Laval und der verführerischen Darstellerin Marlene Dietrich, die allen männlichen Berlinern die Köpfe verdreht. Es gelingt Marlene durch den ihr eignen schamlosen Vortrag ebenso sinnlich wie sonor dargebotener und auf Wunsch französischer Lieder den Minister derart zu bestricken, daß er ihr verspricht, die deutsche Währung ungestützt zu lassen. Mit dämonischem Lächeln beobachtet Brüning auf dem Hotelkorridor diese Szene durch das Schlüsselloch. Um ihn drängen sich die Geheimräte Duisberg und Hugenberg, sowie andre prominente Persönlichkeiten der Industrie und

Finanz, und fechten einen heitern Kampf um den besten Platz am Schlüsselloch aus.

Am gleichen Abend finden wir Laval und Erna wieder bei Kempinski. Als der tägliche Fernseh-Bildbericht das Porträt Lavals sendet, erkennt Erna jäh ihren Kavalier. Nach anfänglicher Schüchternheit weiß sie ihn so zu nehmen, daß er ihr trotz des Marlene gegebenen Versprechens zusagt, die deutsche Mark endgültig zu retten. Sie eilt in das Gebäude der Reichsbank, um den dort Tag und Nacht tagenden Reichsbankpräsidenten von ihrem Erfolg in Kenntnis zu setzen. Laval folgt ihrem Wagen atemlos auf dem Motorrad. Auf das nunmehr üppig schwellende Devisenpolster hingestreckt, erwartet sie ihren Laval. Während Brüning mit einer schwarzen Maske vor den Augen ins Ausland flieht und Marlene sich mit einer leichten Migräne zu Bett legt, erschallt auf der Straße allerorten das Lied: „Wenn die Frühlingswinde flüstern, dann passiert es auch Ministern ..." Beifall.

Oktavius Hill

Allgemeinbildung

Beim juristischen Staatsexamen werden auch Fragen vorgelegt, die ein Bild von dem allgemeinen Bildungsniveau des Prüflings vermitteln sollen. Der Examinator: „Aus welchem Anlaß spricht man zur Zeit ständig von Hegel, Herr Kandidat?" Der Kandidat: „Hegel wurde in diesen Tagen hundert Jahre alt." Der Examinator: „Dann müßte ich ihn also noch gekannt haben." Er wendet sich zu einem andern Prüfling, der, dadurch gewarnt, prompt antwortet: „Hegel war ein Naturforscher aus dem Mittelalter."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Montag 20.30. Reichswirtschaftsrat, Bellevuestr. 15: Nationaler Sozialismus. Es sprechen: Kurt Caro, Hanns Erich Kaminski, Leo Lania und Erik Reger.

Akademische Vereinigung zum Studium sowjetrussischer Probleme. Dienstag 20.15: Deutsche Hochschule für Politik. Richard Oehring: Weltdumping und Sowjethandel.

Deutscher Republikanischer Studentenbund. Dienstag 20.00, Herrenhaus, Leipziger Str. 3. Sturm über Deutschland. Aufbruch oder Verderben? Es sprechen: Kurt Bley, Walter Kolb, Hans Muhle und Karl Severing.

Jugendheim Charlottenburg, Goethestr. 22. Dienstag 20.00. Hat soziale Arbeit heute noch einen Sinn? Es sprechen: Justus Ehrhardt und Vertreter der Arbeitsgemeinschaft marxistischer Sozialarbeiter.

Rote Studentengruppe. Mittwoch 20. Haverlands Festsäle, Neue Friedrichstr. 35: Wofür kämpfen die Nationalsozialisten? K. A. Wittfogel.

Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte. Montag (30) 20.00. Reichswirtschaftsrat, Bellevuestr. 5: Der Weg aus der Krise. Kontradiktorische Diskussion zwischen Vertretern aller Parteien.

Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit Montag (30.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27 Geld und Gold, Annie H. Friedländer — **Hamburg-Altona:** Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Dienstag (1. 12.) 20.00. Volksheim Eichenstr. 61: Revolutionäre Kunst, Hans Römer.

Antworten

Freund der Weltbühne. Da in dem Prozeß, der zurzeit in Leipzig gegen unsern Mitarbeiter Kreiser und mich stattfindet, zur Stunde eine Entscheidung noch nicht gefallen ist und ich auch sonst aus einem bestimmten Grunde noch nicht in der Lage bin, Ihnen etwas Neues mitzuteilen, muß ich Sie einstweilen mit einem Artikel vertrösten, der am 17. November in den ‚Bremer Nachrichten' erschienen ist und zu dem Fall in höchst patriotischer Eindringlichkeit Stellung nimmt. Leider bin ich nicht in der Lage alles abzudrucken, was der Verfasser, Herr René Kraus, sagt. Was ist die Weltbühne? „Außerhalb eines engen Literaturklüngels dürfte man diese Gazette, die sich nicht genieret, kaum dem Namen nach kennen." Wenn das Reichswehrministerium dennoch gegen die ‚Weltbühne' vorgeht, „so hat das seinen guten Grund: die Nichtigkeit ihrer Verhetzung und Verleumdung wird im gegnerischen Ausland maßlos aufgebauscht und als Material gegen Deutschland verwendet!" Wer bin ich? „Gentleman-Verbrecher? Ach, der kleine Herr von Ossietzky, Herausgeber der ‚Weltbühne' — der sich übrigens um keinen revolutionären Preis der Welt von seinem Adelstitel trennen würde — hat so wenig Ähnlichkeit mit den unwiderstehlichen Filmhochstaplern, die einer an Kitsch und Fritsch geschulten Phantasie als Gentleman-Verbrecher erscheinen mögen! Von der Verräterromantik, mit der dieser Typ sich gar zu gern umgeben möchte, bleibt schließlich doch nur das entschleierte Bild des Denunzianten, von dem die alte Spruchweisheit sagt: Der größte Schuft im ganzen Land, das ist und bleibt der Denunziant..." Also was, in Dreiteufelsnamen, ist nun denunziert worden? „Diesmal haben sie die deutsche Luftfahrt denunziert, und das ist die ‚kleine' Unachtsamkeit, die sie vor das Reichsgericht bringt." Wer hat denunziert? „Heinz Jäger nannte sich der Schwächling. Daß ein ‚wackerer' Mann, unerschrockener Vorkämpfer des Vaterlandsverrats, sich hinter einem Pseudonym verbirgt und erst durch das Ergebnis polizeilicher Haussuchungen zum Bekenntnis zu seinem eignen Werk gezwungen werden kann, ist — nebenbei bemerkt, selbstverständlich! Dieser angebliche Heinz Jäger... heißt, wie die Vorermittlungen ergaben, Walter Kreiser. Er gilt in seinen Kreisen als Flugsachverständiger, nachdem er eine Zeitlang in Johannistal gearbeitet hat. Er selbst, der Denunziant, nennt sich: Etatskritiker." Was hat dieser Mensch nur getan: „Dieser Walter Kreiser also unternimmt es, die deutsche Luftfahrt zu verzinken, um bei der Ausdrucksweise der „Gentleman-Verbrecher" zu bleiben. Seine Verleumdungen strotzen von Ignoranz und sachlichem Unwissen. Das nebenbei. Von keinerlei Kenntnissen der wirklichen Vorgänge und Verhältnisse belastet, wirft er der Deutschen Lufthansa eine Art Prestige-Wahn und Verkehrs-Imperialismus vor, Anwürfe, die zu grotesk sind, als daß sie überhaupt einer Entgegnung bedürften. Jeder Kundige weiß, selbst wenn er nicht grade Finanzsachverständiger und Etatskritiker von Berufung ist, daß die Lufthansa mit ihren viel zu knapp bemessenen Mitteln in Wahrheit äußerste Sparsamkeit zu pflegen gezwungen ist. Wenn sie trotzdem im engen Rahmen ihrer Möglichkeiten außerdeutschen Luftverkehr unterhält, so erfüllt sie damit nur ihre Pflicht, sich in den Dienst der deutschen Weltwirtschaft zu stellen. Der Pamphletist wirft ihr vor, sie verzettele ihre Subventionen (also deutsche Steuergelder) im Ausland, lediglich, um die deutsche Flagge in der Welt zeigen zu können. Abgesehen von der hundertfach erwiesenen Tatsache, daß die deutsche Flagge in der Welt — in der Luft wie auf dem Wasser — die wirksamste deutsche Industriepropaganda bedeutet, bleibt sachlich festzuhalten, daß die deutsche Luftflagge sich nur dort zeigt, wo sie den Bedürfnissen des deutschen Außenhandels praktisch dient." Die wirksamste deutsche Industriepropaganda bleibt die Qualität, Tinneff mit der Handels-

Gösch wird nicht begehrt; doch das nebenbei. „Solche Schmähungen, die sich der Pamphletist leistet, stellen aber nur eine Art Einleitung zu jenem literarischen Landesverrat dar, dessentwegen er und seine Spießgesellen von der ‚Weltbühne' sich nun vor dem Reichsgericht zu verantworten haben. Sie behaupteten ein Zusammenwirken zwischen der Lufthansa und gewissen militärischen Stellen, das gegen das Diktat von Versailles verstieße. Man würde den ‚Gentleman-Verbrechern' ruhig den Ruhm der Gralshüter von Versailles gönnen — um den sie mit Herrn Poincaré, wenn auch durchaus verschiedenen Charakters, konkurrieren —, wäre nicht die Gesamtheit ihrer angeblichen Enthüllungen pure Verleumdung im Dienste des Feindes. Über diesen Komplex soll aus begreiflichen Gründen öffentlich nicht gesprochen werden, bevor das Reichsgericht geurteilt hat." Und da schließlich nicht Alldeutschland aus Lesern der ‚Bremer Nachrichten' besteht, so muß vorbeugend bemerkt werden: „Eine Feststellung aber darf sich die Öffentlichkeit in diesem Zusammenhang nicht versagen: die Landesverräter nehmen nicht allein ein vorgetäuschtes Recht auf Etatskritik, sondern auch ihr Recht auf Meinungs- und Pressefreiheit in Anspruch ... Die Zumutung, uns mit den Subjekten von Versailles, mit unsauberen Spitzeln und ‚Gentleman-Verbrechern' des Vaterlandsverrats zu solidarisieren, weisen wir mit Ekel und Entrüstung zurück. Wer es ernst meint mit der Presse- und Meinungsfreiheit, kann nur wünschen, daß den Gesellen, die diese hohen Kulturgüter kompromittieren, das schmutzige Handwerk endgültig gelegt werde ..." Ich meine, daß dieser lesenswerte Artikel eine außerbremensische Publizität verdient. Zugleich benutze ich die Gelegenheit, um dem Herrn Vertreter der Anklage zu diesem Sekundanten aufrichtig zu gratulieren.

Weltbühnenleser Köln. Am 27. November, um 20 Uhr, spricht in der Bücherstube am Dom, Domhof 1 (Domhotel), Ottwin Rabe über Villon und Rimbaud.

Weltbühnenleser in Bremen. Geben Sie Ihre Adresse an die Soziologische Studiengemeinschaft, Wiesenstraße 13, die regelmäßige Vortrags- und Diskussionsabende veranstaltet.

Danziger. Wenn Sie Interesse an regelmäßigen Zusammenkünften der dortigen Weltbühnenleser haben, so geben Sie Ihre Adresse an unter: Danzig I, Schließfach 150.

Es sei besonders darauf hingewiesen, daß dieser Nummer ein Prospekt der Zeitschrift „Die Auslese" beiliegt, die laufend Artikel aus den Zeitschriften der ganzen Welt bringt.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto Berlin 119 58.
Bankkonto Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Der Weltbühnen-Prozeß von Carl v. Ossietzky

An einem solchen Nachmittag sitzt der Lord-Oberkanzler da mit einer Nebelglorie um das Haupt, eingehüllt und umgeben von Scharlachtuch . . .

Charles Dickens, Bleakhouse

Der IV. Strafsenat des Reichsgerichts hat am 23. November den Schriftsteller Walter Kreiser und mich als verantwortlichen Leiter der ‚Weltbühne' zu einer Gefängnisstrafe von anderthalb Jahren verurteilt wegen Verbrechens gegen § 1 Absatz 2 des Gesetzes über den Verrat militärischer Geheimnisse. Gegenstand der Anklage war der Artikel Kreisers vom 12. März 1929 „Windiges aus der deutschen Luftfahrt". Zwischen dem Verbrechen und der Sühne liegt also ein Zeitraum von zweieinhalb Jahren. In dieser Zeit ist das Heft mit dem landesverräterischen Artikel nicht einen Tag beschlagnahmt gewesen. In dieser Zeit hielt sich Kreiser, gelernter Flugzeugtechniker und Konstrukteur, beinahe ein Jahr in Amerika auf, um in Philadelphia für das Pennsylvania Airdraft Syndicate zu arbeiten. In dieser Zeit hat Kreiser unserm Anwalt Alfred Apfel jede Adressenänderung mitgeteilt und ist schließlich in dem heitern aber unangebrachten Vertrauen zurückgekehrt, daß vor der Sagazität des höchsten Gerichtes die Anklage wie eine Seifenblase zerplatzen würde.

Diese frohe Gewißheit habe ich niemals geteilt, wenn ich auch diesen Ausgang nicht für denkbar halten konnte. Ich weiß, daß jeder Journalist, der sich kritisch mit der Reichswehr beschäftigt, ein Landesverratsverfahren zu gewärtigen hat; das ist ein natürliches Berufsrisiko. Dennoch war diesmal für eine reizvolle Abwechslung gesorgt: wir verließen den Saal nicht als Landesverräter sondern als Spione.

Aus begreiflichen Gründen muß ich davon absehen, auf das innere Thema des Prozesses einzugehen. Vor den Lesern der ‚Weltbühne' ist es gewiß unnötig, Kreiser und mich zu rechtfertigen, aber vor jenem Publikum, das uns nicht kennt und seine Meinungen aus den Reservoiren der nationalistischen Presse empfängt, sind wir diffamiert, ohne uns zur Wehr setzen zu können. Hinter verschlossenen Türen sind wir abgeurteilt worden, militärische Geheimnisse Deutschlands an auswärtige Regierungen weitergeleitet zu haben. Mit Recht schreibt die ‚Frankfurter Zeitung', daß ärger als Gefängnis ein solches Odium ist.

Ich weiß mich in bester Übereinstimmung mit Kreiser, wenn ich hier erkläre, daß Anklage und Urteil an unsern Absichten glatt vorbeitreffen, daß wir noch heute zu ihnen stehen und nichts zu widerrufen haben. Der Artikel Kreisers befaßte sich mit Bedenklichem aus dem Luftfahrtetat, er behandelte Tariffragen der Piloten und Facharbeiter auf den Flugplätzen, er geißelte die Vergeudung von Steuergeldern in einem schlecht kontrollierten Subventionswesen, er streifte zum Schluß ganz episodisch eine militärische Spielerei, die bereits durch eine

Reichstagsdrucksache den politisch Interessierten zugänglich war. Kreiser, damals stellvertretender Abteilungsleiter im Deutschen Verkehrsbund, ist in diesen Fragen sehr sachverständig. Den Spion möchte ich sehen, der seinen Auftraggebern eine Information zu bringen wagt, die bereits seit einem Jahr im Druck vorliegt. Er würde im Gleitflug vor der Tür landen. Außerdem hat die ‚Weltbühne' im Laufe der Jahre genügend militärpolitische Artikel gebracht und dabei auf Tarnung verzichtet. Die ‚Frankfurter Zeitung' meint zwar, daß wir uns häufig im Tone zu vergreifen pflegten. Eh bien, aber Hinterhältigkeit ist uns noch niemals vorgeworfen worden.

Nur mit einiger Mühe bin ich von unsern Verteidigern zurückgehalten worden, einen Ablehnungsantrag zu stellen. Ich hatte zu diesem Senat nach seiner bestens bekannten Judikatur gegen Pazifisten und Kommunisten nur ein herabgemindertes Vertrauen. Jahrelang hatte ich geschrieben, daß der IV. Strafsenat nicht das Recht der Deutschen Republik spricht, sondern durchaus die Gepflogenheiten eines Standgerichts angenommen hat. Sollte der Mann von der ‚Weltbühne' dort Objektivität erwarten? Im Herbst 1930 hatte im gleichen Saal und vor dem gleichen Vorsitzenden, Herrn Reichsgerichtsrat Baumgarten, Adolf Hitler das berühmte Wort von den „rollenden Köpfen" gesprochen, und damals hatte ich geschrieben (‚Weltbühne' 1930, Nr. 40): „Man vergleiche die trockene Abfertigung des Staatssekretärs Zweigert, des Mannes der Reichsregierung, mit der entgegenkommenden Geste für Hitler ... Das Reichsgericht ahnt den Herrn von morgen ... Was Hitler mit einem spinnwebdünnen Tuch von Legalität umkleidet vor dem höchsten Gericht verkündete, hieße bei Politikern, die nicht Koalitionsfreunde des Reichsjustizministers sind: Vorbereitung zum Mord. Max Hölz soll neulich im Sportpalast gesagt haben, daß man auch in Deutschland eine G.P.U. brauche, und flugs war der Arm der Gerechtigkeit lang ausgestreckt. Wenn ein Gericht einen hochverräterischen Plan, wie es in Leipzig geschah, mit Achtung anhört, anstatt den Mann in eine Heilanstalt zu stecken oder als Verbrecher in Eisen zu legen, so ist dies ein recht deutliches Zeichen, daß die Vertreter der Staatsautorität entweder arg erschöpft sind oder daß sie schon mit schüchternen Fußspitzen den Boden neuer Tatsachen zu suchen beginnen."

Ich wollte also einen Ablehnungsantrag stellen. Unsre Anwälte jedoch rieten dringend ab. Nicht nur der formalen Schwierigkeiten halber, nein, wir hätten reiches Material zur Verfügung, um den Tatbestand der Anklage zu erschüttern, genug Rechtsgründe, um ihren Geist niederzuzwingen. Wir wollten argumentieren, nicht demonstrieren. So zogen wir denn aus zur Hermannsschlacht: — zwei Angeklagte, vier Advokaten. Max Alsberg, Alfred Apfel, Rudolf Olden, Kurt Rosenfeld, vier Juristenköpfe, die eine schwer berechenbare Summe von Qualität verkörpern. Als wir am 23. November, nachmittags 13 Uhr 30 aus dem Gerichtssaale kamen, da wußten wirs: der Angriff der Jurisprudenz auf den IV. Strafsenat war siegreich abgeschlagen. Und als wir etwas verdattert über den scheußlichen steinernen Korridor gingen, da trafen wir im

muntern Plaudern mit unserm Ankläger einen leicht ergrauten, frisch aussehenden Herrn von untersetzter Statur, der sich, nach seiner frohen Miene zu schließen, in bestem Einklang mit Gott und der Justiz zu befinden schien. Das war jener Prokurator des Reichs, der das Dezernat für Hochverrat und Spionage innehat. Das war Herr Jorns.

Anderthalb Jahre Freiheitsstrafe? Es ist nicht so schlimm, denn es ist mit der Freiheit in Deutschland nicht weit her. Mählich verblassen die Unterschiede zwischen Eingesperrten und Nichteingesperrten. Jeder Publizist, der in bewegter Zeit seinem Gewissen folgt, weiß, daß er gefährdet lebt. Die beste politische Publizistik wurde stets heimlich in Dunkelkammern geschrieben. nächtlich an Mauern geklebt, während Denunzianten durch die Straßen schlichen und auf den großen Plätzen die Soldaten in Karrees standen. Wer, wie der Schriftsteller, an die immaterielle Kraft des in die Welt hinausgeschleuderten Wortes glaubt, der wird also nicht jammern, wenn dieses, Körper geworden, als Gummiknüppel oder Stahlmantel oder Gefängnishaft wieder auf ihn zurückprallt.

Gewiß, die Zeiten sind bewegt, aber die Justiz ist es gar nicht. Die politische Justiz namentlich trottet hinter der Zeit her, so weit sie nicht mit kühnem Sprung über die Gegenwart sich mit den Machthabern von morgen gut zu stehen sucht. Hoher Senat, Herr Vorsitzender —! Wenn das vor Jahr und Tag in Deutschland ausgegebene Schlagwort von der Justizkrise nicht verstummen will, so liegt die Verantwortung dafür vornehmlich bei Ihnen, meine Herren Reichsgerichtsräte! Justizkrise, damit will niemand das Amtsgericht von Kuhschnappel anprangern, das sich redlich mit seinen Aktenstößen herumquält, auch nicht das Kammergericht zu Berlin, von dem kaum jemand spricht und gegen das keine Broschüren geschrieben werden. Justizkrise, die findet ihre Verkörperung in der leipziger Reichsanwaltschaft und in dem politischen Gerichtshof, im IV. Strafsenat. Dort ist jene unselige Staatsraison entstanden, die alle Gefahr ausschließlich links sucht, die jeden roten Funktionär mit Zuchthaus bedroht, die den literarischen Hochverrat erfunden hat und ihn bis auf Kolporteure und Setzerjungen ausdehnt. Dort hat die Reaktion, als Rechtsprechung der Republik maskiert, ihr Hauptquartier aufgetan. Wenn heute die Kommunisten der demokratischen Republik in so erbitterter Feindschaft gegenüberstehen, daß ihnen der offene Fascismus manchmal passabler scheint als der Staat der Weimarer Verfassung, so ist das nicht allein parteipolitische Verwirrung, so ist das zu einem großen und schlimmen Teil Ihr Werk, meine Herren Reichsrichter! Ihr Senat ist der Staatsgerichtshof der Republik, aber Ihre Tätigkeit hat sich im ganzen darauf beschränkt, dem Reichswehrministerium gelegentliche Unannehmlichkeiten zu ersparen; was Sie sonst zur Rettung von Sicherheit und Ordnung unternommen haben, Gott verzeih es Ihnen!

Vor diesem Tribunal hatten wir uns also zu verantworten. Der Reichsanwalt ist kein Torquemada sondern ein höflicher jüngerer Herr, der angenehmerweise nicht emphatisch wird und seine schwerkalibrigsten Argumente so leger vorträgt wie

eine Einladung ins Café Felsche. (Ich hoffe, damit die Schweigepflicht nicht zu verletzen.) Der Ankläger bleibt übrigens durchweg sehr reserviert. Seine Rolle übernimmt, wie so oft bei deutschen Gerichten, der Herr Präsident. Nichts gegen Herrn Baumgarten! Er besitzt vollendete Manieren, er hat eine sehr cavalière Art, die unvermeidlichen Zwischenfälle zu behandeln. Aber sehr bald merken wir, daß wir bei diesem so liebenswürdigen Herrn recht arg ins Hintertreffen kommen. Er holt, zum Beispiel, zu meiner Kennzeichnung das lange durch Amnestie getilgte Urteil des Femeprozesses von 1927 heraus. Ein politischer Tendenzprozeß, der in erster Instanz mit einer Gefängnisstrafe endete, die in der Berufung in Geldstrafe umgewandelt wurde. Jetzt erfahren wir auf Grund eines höchstgerichtlichen Entscheides, daß auch Amnestie keinen Strich unter Vergangenes bedeutet. Jetzt werden die Konklusionen eines offensichtlich nationalistisch und militaristisch denkenden Richters verlesen, aus denen sich ergeben muß, daß ich mit der Ehre von Offizieren höchst leichtfertig umgehe. So kehrt ein in einem politischen Prozeß ausgesprochenes Urteil in ganz andrer Zeit und unter andern Voraussetzungen wieder. Eigentlich existiert es nicht mehr, weil die Epoche, in der es gefällt wurde, vorüber ist, weil alle politischen Strafen an bestimmte Zeitläufte und Entwicklungsphasen gebunden sind. So dachten wir bisher, aber das gilt nicht beim Reichsgericht.

Mit einigem Schrecken denke ich daran, wie es in der gefährlich höflichen Luft dieses Gerichtshofes wohl einem unbeholfenen Proletarier ergehen mag, der so viel Verbindlichkeit gegenüber doch den Haß, der ihm auf der Zunge brennt, nicht bändigen kann, und in dessen Herzen trotzdem eine kleine Hoffnung auf Gerechtigkeit zitternd atmet. Wir haben ihm gegenüber den Vorzug der Illusionslosigkeit. Wir haben Distanz. Wir regen uns ebenso wenig auf wie die Herren jenseits des grünen Tuchs. Hier werden verschiedene Sprachen gesprochen, hier hilft kein Toussaint-Langenscheidt, kein Esperanto. Hier gilt, was Rudyard Kipling von Europa und Asien dichtete: „Osten ist Osten und Westen Westen, und niemals werden sie sich treffen."

Neben mir sitzt mein Mitangeklagter Kreiser. Ich sehe sein gutes gebräuntes Schwabengesicht; ein prachtvoller Kerl, mit dem man Pferde stehlen kann, aber keine militärischen Geheimnisse. Von dem würde man in jeder andern Umgebung wissen, daß er sein innerstes Wesen in den offen blickenden Augen trägt, während er hier in grotesker Transfiguration ein ertappter Spion, Mitglied einer höchst ehrenrührigen Branche wird. Wie unwirklich ist überhaupt dies Ganze! Der große Saal mit zwei Emporen liegt leer da und verdämmert langsam. Die paar Mitspieler sitzen vorn zusammengedrängt, die Stimmen verhallen hohl im Riesenraum. Unheimlich, so ein Theater ohne Publikum. Durch die hohen bunten Glasscheiben, die mit allegorischen Damen mehr als besetzt sind, fällt mit dem sinkenden Tag ein grünliches Licht und liegt wie Patina auf den roten Talaren. Das ist die Grundfarbe von Hoffmanns Erzählungen. Da dringt plötzlich lautes Kinderlachen in den Spuk. Draußen, nur durch etwas Stein und Glas von

uns getrennt, spielen Kinder und tanzen juchzend über die breite Auffahrtrampe. Es gibt also doch noch etwas andres. Es hat nur ein Stümper an der Zeitmaschine hantiert und uns in spaßhafter Anwandlung in ein Stück aus der Aera Metternich oder dem Sozialistengesetz hineingeworfen. Gleich wird ein verständiger Mensch kommen und die Geschichte wieder regulieren. Denn ein paar Schritte weiter lachen Kinder, rasseln Autos vorüber. Dort draußen ist 1931.

Kehren wir also in dieses deutsche Jubeljahr zurück, in dem man zwei Schriftsteller wegen Verrates militärischer Geheimnisse verurteilt, weil sie vor zweieinhalb Jahren auf ein paar kostspielige budgetäre Kunststücke hingewiesen haben, die zu Lasten des auch damals schon genug geplagten deutschen Steuerzahlers gefingert worden sind. Ausspionieren kann man nur ein Geheimnis, nur etwas Verborgenes, und hier war höchstens etwas öffentlich Unbekanntes. Hier ruhte die Sensation, die wir verbrecherischerweise an fremde Regierungen gelangen ließen, schon ein Jahr in einer Reichstagsdrucksache. Das große Geheimnis war auf den Flugplätzen Deutschlands — und also auch des Auslands — wohlbekannt. Im Frühjahr 1929 lebten wir noch unter den Nachwehen des Lohmannskandals, und bald darauf brach im Reichstag das Unwetter über den Luftfahrtetat des Herrn Ministerialdirigenten Brandenburg herein. Eine ungewöhnliche Etatskürzung war die Folge. In dieser Zeit ist der Artikel Kreisers geschrieben worden. Er wandte sich gegen die düstere Betriebsamkeit kommerziell begabter Offiziere, die Millionen von Reichsmitteln in hoffnungslose Unternehmungen gesteckt hatten. In den Zeiten der verblichenen Schwarzen Reichswehr wurden militärische Institutionen zivil getarnt. Daran zu tippen, war Landesverrat, bis schließlich das große Unglück von Küstrin passierte, Herr Geßler seine heimlichen Heerscharen öffentlich als „nationalbolschewistische Haufen" denunzieren mußte und seine legalen Bataillone gegen seine illegalen vorschickte. In der Aera Lohmann lagen die Dinge umgekehrt. Damals wurden höchst zivile, höchst merkantile Unternehmungen militärisch getarnt, und als vaterländische Heiligtümer erklärt, weil darin erwerbstüchtige Offiziere ihr Wesen trieben.

Man darf sich von Prozessen dieser Art, so infamierend die Anklage auch sein mag, nicht bluffen lassen. Das Ausland ist, wie jeder Kundige weiß und jeder Unkundige durch Zeitungsstudium erfahren kann, bestens unterrichtet, und zwar nicht aus der deutschen Presse, die sich musterhaft diskret verhält, sondern durchweg aus dem Geschwätz von intim Beteiligten, die das Maul nicht halten können. Auch unsre chauvinistische und militärfromme Presse packt oft in renommistischer Laune die tollsten Dinge aus, ohne daß es der Reichsanwaltschaft einfiele, hier ein Wort der Ordnung zu sprechen. Es ist überhaupt die Frage, welchem Zweck diese Landesverratsprozesse dienen: sollen sie das Wissen des Auslandes oder das des Inlandes verhindern? In all den Jahren, wo um solche und ähnliche Dinge gestritten worden ist,

hat es sich gezeigt, daß bestimmte Stellen in der Reichswehr die Neugier des deutschen Steuerzahlers mindestens in gleichem Maße fürchten wie den Geheimdienst des französischen oder englischen Generalstabs. Der Feind, vor dem etwas versteckt werden soll, sitzt meistens nicht in Paris oder Genf sondern im Haushaltsauschuß des Deutschen Reichstags.

Es fehlt in Deutschland sehr an jener Budgetredlichkeit, die das englische Regierungssystem auszeichnet. Es fehlt der Sinn für demokratische Kontrolle, für die unbedingte Hochachtung vor dem aus Steuergroschen zusammengeflossenen Staatsgeld. Begreift man nicht heute nach dem Zusammenbruch der deutschen Finanzen, daß es nicht nur politisch richtig war sondern auch von moralischer Gewissenhaftigkeit zeugte, schon im März 1929 auf fehlgeleitete, schlecht angewandte Subventionen zu verweisen? Wo mit Reichsmitteln heimliche Gründungen stattgefunden haben, die sich der Beaufsichtigung entziehen, da muß eine Sphäre von Korruption entstehen, in die hineinzuleuchten nicht Landesverrat, nicht Spionage bedeutet sondern Verdienst um die Öffentlichkeit.

Es steht in unserm Falle nicht zur Debatte, ob es im wohlverstandenen Interesse der Allgemeinheit liegt, auch wirklich vorhandene militärische Rüstungen, die den Friedensverträgen widersprechen, offen aufzudecken, weil eine vernünftige Gesamtpolitik durch eine geldfressende und in der Praxis nutzlose Soldatenspielerei immer wieder durchkreuzt wird. Das steht hier, wie gesagt, nicht zur Debatte. Hier handelt es sich nur um die Frage, ob der Ressortpatriotismus des Reichswehrministeriums zum nationalen Schibboleth werden soll. Wir haben nur ein kleines Heer aber einen großen Militarismus. Wir sind allzu sehr gewohnt, uns vor Generalen zu ducken, die mit der Faust auf den Tisch schlagen. Über die Stellung der Militärs im demokratisch-republikanischen Staat hat Georges Clemenceau, der letzte große Jakobiner Frankreichs, in seiner Verteidigungsrede für Emile Zola Endgültiges gesagt: „Das Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft ist das Recht, die Freiheit, die Gerechtigkeit. Das Prinzip der militärischen Gesellschaft ist die Disziplin, der Befehl, der Gehorsam ... Die Soldaten haben nur Daseinsberechtigung, weil sie das Prinzip verteidigen, das die bürgerliche Gesellschaft darstellt." Diese Grundsätze, die nach Auffassung deutscher Offiziere gewiß an Hochverrat grenzen, hat Clemenceau in Frankreich zur Anwendung gebracht, mit ihnen hat er den Krieg gewonnen.

Immer wieder ist in diesen Tagen von deutschen und ausländischen Blättern gefragt worden, wie es denn möglich gewesen sei, daß die Reichsregierung diesen Prozeß überhaupt stattfinden lassen konnte. Nicht der Artikel Kreisers ist dem Wohle des Reichs abträglich gewesen, sondern dieser leipziger Prozeß und sein Ausgang. Wenn im Dritten Reich erst einmal nach der Plattform von Boxheim regiert werden wird, dann werden Verräter wie Kreiser und ich ohne Aufhebens füsiliert. Wir sind noch nicht ins SA.-Paradies eingegangen, wir wahren noch das Dekorum des Rechtsverfahrens, wenn auch nicht völlig seinen Geist. Da man in Leipzig gegen uns hinter verschlossenen Türen verhandelt hat, wäre es nur kon-

sequent gewesen, nicht nur die Urteilsbegründung, sondern auch den Urteilsspruch selbst geheimzuhalten, damit nichts davon in die Welt dringe. So aber steht die deutsche Außenpolitik jetzt, kurz vor der Eröffnung der Abrüstungskonferenz, vor arger Schädigung und lästigem Verdacht. Und was selbst im Lande verhindert werden sollte, die öffentliche Erörterung, sie ist da. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat soeben die folgende Interpellation eingebracht. Sie ist in vielen Blättern abgedruckt worden:

„Am 23. November 1931 hat das Reichsgericht zwei Schriftsteller wegen Verbrechens gegen § 1 Absatz 2 des Gesetzes über Verrat militärischer Geheimnisse zu je 1 Jahr 6 Monaten Gefängnis verurteilt.

Dem Verfahren, das zu dieser Verurteilung geführt hat, liegt ein Aufsatz mit der Überschrift „Windiges aus der deutschen Luftfahrt" zugrunde, der in Nummer 11 der Zeitschrift ‚Die Weltbühne' vom 12. März 1929 erschienen war. In diesem Aufsatz sind keine Geheimnisse enthalten, sondern nur Dinge erwähnt worden, die entweder in einer breitern Öffentlichkeit bekannt oder sogar im Protokoll der 312. Sitzung des Ausschusses für den Reichshaushalt vom 3. Februar 1928 gedruckt zu lesen waren. Nicht nur in dem Prozeß, der zu der Verurteilung der beiden Angeklagten geführt hat, sondern auch für die Verkündung der Urteilsbegründung war die Öffentlichkeit ausgeschlossen, da angeblich eine Gefährdung der Staatssicherheit zu besorgen war. Darüber hinaus hat der zuständige Senat des Reichsgerichts es für notwendig gehalten, allen Beteiligten unbedingte Schweigepflicht über alle während des Prozesses zu ihrer Kenntnis gelangenden Umstände aufzuerlegen.

Wir fragen die Reichsregierung:

1. Ist sie bereit, über die nähern Umstände, die zur Einleitung des Verfahrens geführt haben, Auskunft zu geben und insbesondere darüber, weshalb der Prozeß erst zweieinhalb Jahre nach dem Erscheinen des betreffenden Artikels stattgefunden hat?

2. Ist es wahr, daß die Bearbeitung der Anklage in diesem Prozeß in dem Referat des Reichsanwalts Jorns erfolgt ist?

3. Ist die Reichsregierung bereit, die Urteilsbegründung bekanntzugeben?

4. Hält die Reichsregierung ein Geheimverfahren, wie es bei diesem Prozeß vom Reichsgericht geübt wurde, für geeignet, das Vertrauen des deutschen Volkes in die deutsche Rechtsprechung zu stärken?

5. Ist die Reichsregierung der Meinung, daß durch die Art, in der der Prozeß vor dem Reichsgericht geführt worden ist, im Ausland nicht viel falschere Auffassungen wegen angeblicher deutscher Geheimrüstungen entstehen können, als sie vor der Durchführung des Prozesses bestanden haben? Ist dies vielleicht die Meinung des Auswärtigen Amtes gewesen? War die Verzögerung des Prozesses darauf zurückzuführen, daß das Auswärtige Amt aus außenpolitischen Gründen die Durchführung des Verfahrens für falsch hielt?

6. Ist die Reichsregierung bereit, alle Schritte zu tun, um die Vollstreckung dieses Urteils des Reichsgerichts zu verhindern?"

Die sozialistische Interpellation präzisiert die Fragen durchaus richtig. Findet das Weltbühnen-Urteil Nachfolge, so wird der Rest der Pressefreiheit in Deutschland der schnellen Vernichtung ausgesetzt sein. Wenn die Prüfung eines dunklen Etatpostens als zuchthauswürdiges Verbrechen bewertet werden kann, dann ist die akute Gefahr vorhanden, daß jede kritische Äußerung und daß schließlich auch das gesamte Nachrichtenwesen unter die Tyrannei des Spionageparagraphen gerät. Diese sehr gefährliche Möglichkeit hat unser Prozeß deutlich aufgezeigt.

Er bietet aber auch einen hellern Aspekt. Seit Jahren hat sich die Judikatur des IV. Strafsenats auf die Parteigänger des Linksradikalismus beschränkt, gelegentlich wurden zur Belebung des gleichförmigen Bildes auch ein paar Pazifisten hinzugezogen. Die Protestbewegung arbeitete ausschließlich links von der Sozialdemokratie, von einigen Außenseitern abgesehen. Der Protest ist ebenso Parteisache geworden, wie es die Pflicht jedes Kommunisten ist, mutig in sein Schicksal zu gehen. Der Weltbühnen-Prozeß deutet auf eine hoffnungsvolle Erweiterung der Arbeitsphäre des Reichsgerichts hin. Die Öffentlichkeit ist aufgescheucht, die Blicke richten sich wieder nach Leipzig. Es wächst die Erkenntnis für das vom Reichsgericht in langen Jahren angestellte Unglück. Ich spreche den heißen Wunsch aus, daß die Empörung, die unser Prozeß verursacht hat, auch den frühern Opfern der leipziger reichsgerichtlichen Justiz zugute kommen möge, daß sie sich vor allem den proletarischen Opfern zuwenden möge, die unbeachtet in den Gefängnissen verschwunden sind, daß eine Volksbewegung daraus wachse, die dieser politisierten Justiz, die mit Politik noch weniger zu tun hat als mit Justiz, endlich den Abschied gebe. So schön und ehrenvoll die Sympathiekundgebungen für Kreiser und mich sind, sie dürfen nicht in der individuellen Sphäre bleiben. Die Protestationen müssen in den Bereich des politischen Kampfes gegen die machtvoll organisierte Konterrevolution getragen werden.

Wir stehen an einem schicksalsvollen Wendepunkt. In absehbarer Zeit schon kann der offene Fascismus ans Ruder kommen. Dabei ist ganz gleichgültig, ob er sich seinen Weg mit sozusagen legalen Mitteln freimacht oder mit solchen, wie sie der Henkerphantasie eines hessischen Gerichtsassessors entstiegen sind. Das Wahrscheinliche dürfte eine Zusammenfassung von beiden Methoden sein: eine Regierung, die beide Augen zudrückt, während die Straße der Hooligan- und Halsabschneiderarmee der SA.-Kommandeure ausgeliefert bleibt, die jede Opposition als „Kommune" blutig unterdrücken. Noch ist die Möglichkeit der Zusammenfassung aller anti-fascistischen Kräfte vorhanden. Noch! Republikaner, Sozialisten nud Kommunisten, in den großen Parteien Organisierte und Versprengte — lange werdet ihr nicht mehr die Chance haben, eure Entschlüsse in Freiheit zu fassen und

nicht vor der Spitze der Bajonette! Die Zeit der isolierten Aktionen geht zu Ende, der Bürgerkrieg der Sozialisten wird seinen eifrigsten Kombattanten plötzlich fragwürdig. In diesen ganz großen Dingen spielt der Weltbühnen-Prozeß nur eine bescheidene Rolle, aber die Bewegung, die er im Gefolge hat, gibt doch wieder eine ferne Vision von der Macht kameradschaftlichen Abwehrwillens, der sich nicht nur schützend vor einzelne Personen stellt, sondern eine Sache groß auf die Fahne schreibt. Wir wollen mit dem starken Wort von der Roten Einheitsfront keinen vorschnellen, die natürliche Entwicklung schädigenden Unfug treiben. Es ist noch lange nicht so weit, noch sind die Hemmnisse zu groß. Noch kämpft die deutsche Arbeiterschaft gegen Wind und Sonne. Aber es ist heute die beglückende Tatsache zu verzeichnen, daß der Sinn für das wieder wächst, was der größte deutsche Freiheitsdichter etwas zu pathetisch aber doch mit einem Feuer ausgedrückt hat, das auch in unsrer härter und sachlicher gewordenen Zeit noch brennt: „Es ist ein Feind, vor dem wir alle zittern, und eine Freiheit macht uns alle frei!"

Fragen und Meinungen

Der Weltbühnen-Prozeß hat in der ausländischen Presse ein Echo gefunden, das den verantwortlichen Leitern unsrer Außenpolitik zu denken geben sollte. Wir lassen hier zwei angelsächsische Stimmen folgen, die um so bemerkenswerter sind, weil sich die englische und amerikanische Presse in solchen Dingen oft von der französischen Beurteilung distanziert.

‚The Times', vom 25. November

In den letzten Tagen haben deutsche Gerichte zwei beunruhigende Urteile gefällt. Am Freitag verurteilte das Oberlandesgericht Breslau einen Ausländer, gegen den unter Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt wurde, zu sechs Monaten Gefängnis wegen versuchten Landesverrats. Name und Nationalität des Angeklagten wurden öffentlich nicht bekanntgegeben, aber das gut informierte ‚Berliner Tageblatt' hat festgestellt, daß er Pole ist und angeklagt war, seiner Regierung von den Vorgängen bei der großen Stahlhelmparade berichtet zu haben, die vor dem frühern Kronprinzen von Preußen in Breslau, nahe der polnischen Grenze, am 31. Mai 1931 abgehalten wurde . . . Die Ziele des Stahlhelms sind: Wiederbelebung des kriegerischen Geistes in Deutschland und Aufhebung, mehr als Revision, des Versailler Vertrages. Aber der Stahlhelm ist in keinem Sinne eine offizielle Körperschaft. Die Reichsregierung, welche die Stahlhelmbewegung im Jahre 1922 zu unterdrücken versuchte und gewußt haben muß, daß die Preußische Regierung sie im Jahre 1929 zeitweise im Rheinland und in Westfalen unterdrückt hat, begegnete einem polnischen Protest gegen den breslauer Aufmarsch und gegen die provozierenden Reden, die dort gehalten wurden, mit der Antwort, daß der Stahlhelm eine private Vereinigung von ehemaligen Soldaten ohne „militärische Ziele" sei. Unser berliner Korrespondent weist darauf hin,

wenn die durch die Reichsregierung gegebene Erklärung über den Stahlhelm korrekt ist, daß dann die Lage eines Ausländers, der seinen Aufmärschen zusah, derjenigen eines deutschen Besuchers in England gleich käme, der einem Aufmarsch der Britischen Legion beiwohnte. Die breslauer Polizei ... und der Gerichtshof ... nehmen offensichtlich eine andre Stellung zu der Wichtigkeit dieser militärischen Organisation ein, und ihre Handlungen stärken unausbleiblich die durch die heftigen Widersprüche in der deutschen Politik hervorgerufenen Befürchtungen andrer Länder.

Diese Mißstimmung wird verstärkt durch den Spruch von achtzehn Monaten Gefängnis, den das Reichsgericht in Leipzig gegen den Herausgeber einer deutschen radikalen Zeitschrift und den Autor eines Artikels über deutsche Luftschiffahrt, den er in dieser Zeitschrift veröffentlicht hatte, fällte. Man sprach sie des Verrats militärischer Geheimnisse schuldig. Vor Begründung des Urteils schloß das Reichsgericht die Öffentlichkeit aus, da die Bezugnahmen auf den inkriminierten Artikel und die amtlichen Geheimnisse, die, wie man fand, in ihm enthalten sind, öffentlich nicht verlesen werden konnten, ohne die nationale Sicherheit zu gefährden. Wiederum stehen hier fremde Mächte einer seltsamen Divergenz zwischen den offiziellen deutschen Erklärungen und dem Urteil eines deutschen Gerichts gegenüber. Der Vertrag von Versailles verbietet Deutschland, militärische Luftstreitkräfte zu unterhalten. Der Autor des beanstandeten Artikels, der selbst Pilot war, hat die enorme Aufwendung öffentlicher Gelder für die Aviatik kritisiert und darauf hingewiesen, daß ein Teil dieser Ausgaben eher zu militärischen als zu zivilen Zwecken verwandt würde. Die demokratische Presse Deutschlands ist durch den Angriff auf die Pressefreiheit außerordentlich überrascht und bestürzt über die unausbleibliche Wirkung dieses Urteils auf die Meinung des Auslandes. Die ‚Vossische Zeitung' und andre einflußreiche Zeitungen meinen, daß diese schwere Verurteilung im Auslande die Vorstellung erwecken muß, das Reich habe wichtige militärische Geheimnisse zu verbergen. Ihre Kritik ist durchaus berechtigt. Nach dem breslauer Spruch, der den Eindruck aufkommen läßt, als sei der Stahlhelm eine Art von Hilfsarmee, die sich der geheimen Unterstützung durch die Regierung des entwaffneten Reiches erfreut, kommt nun dieses Urteil mit seiner Andeutung, daß das deutsche Zivilflugwesen, wenn es auch nicht eine camouflierte Luftflotte ist, doch wenigstens zu einer schnellen Umwandlung für militärische Zwecke bestimmt ist. Zweifellos gibt der Kontrast zwischen diesen Urteilen und der ständigen allzu sehr aufgebauschten Klage, daß Deutschland durch seine Treue zu dem Entwaffnungsvertrag jetzt unverteidigt zwischen den bewaffneten Nationen stehe, viel zu denken. Aber dieser Kontrast versieht andre Mächte mit dem, was ihre Freunde gute Gründe und ihre Kritiker gute Entschuldigungen für die Aufrechterhaltung ihrer gegenwärtigen Rüstungen nennen werden.

Die Abrüstungskonferenz nähert sich. Ihr Erfolg wird größtenteils von dem Vertrauen abhängen, das die Nachbarn in

Deutschlands guten Willen setzen. In einem von den ,Times' am 11. Juli veröffentlichten Brief Sir Austen Chamberlains bittet dieser, die deutsche Regierung und das deutsche Volk „damit aufzuhören, Hindernisse in den Weg der Friedensmacher zu werfen, und ernsthaft bemüht zu bleiben, die agents provocateurs, die in Deutschlands Mitte tätig gewesen sind, zu entmutigen und in Europa das Vertrauen zu ihrem guten Willen und ihrer Treue wieder herzustellen, das Ereignisse der letzten Zeit so sehr zerstört haben".

Die Urteile von Breslau und Leipzig können seine Bitte nur verstärken.

*

,New York Evening Post', vom 24. November

Deutschland hat durch das heutige Reichsgerichtsurteil seine Stellung auf der bevorstehenden Abrüstungskonferenz erheblich geschwächt. Denn das Urteil bestätigt, daß die Organisation der Zivilflotte eine Umgehung des Versailler Vertrages ist und die Basis für eine schnelle Umwandlung in eine Militärflotte bildet. Das Vergehen des Landesverrats wird in einem Artikel der liberalen Wochenschrift ,Die Weltbühne' vom März 1929 erblickt. Nichts hat sich seitdem an den Tatsachen geändert, die ohnehin jedem ausländischen Beobachter in Deutschland bekannt waren. Das Gericht verurteilte den Herausgeber der ,Weltbühne', Carl von Ossietzky, und den Verfasser des Artikels, Walter Kreiser, zu achtzehn Monaten Gefängnis wegen Landesverrats und gibt so stillschweigend zu, daß der Artikel auf Wahrheit beruht. Denn wenn keine Geheimnisse da wären, konnte auch keines verraten werden. In zweierlei Hinsicht ist das Urteil außerordentlich bemerkenswert.

Erstens: es ist das härteste Urteil, das jemals über einen nicht-kommunistischen Publizisten verhängt wurde, und es ist typisch für die rigorose Behandlung, die deutsche Gerichte jetzt jedem zuteil werden lassen, der mit einer Rückkehr zum Vorkriegsmilitarismus in Deutschland nicht einverstanden ist. Zweitens sollte man annehmen, daß die Regierung oder wenigstens das Auswärtige Amt dieses Urteil nicht billige, denn es lenkt die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf Vorgänge, die sonst vielleicht längst vergessen oder übersehen worden wären. Deutschland, dessen Argumentation vor der Abrüstungskommission immer darauf hinaus ging, daß der Versailler Vertrag erfüllt sei und es gänzlich abgerüstet habe, wird sich jetzt erneut gegen den Vorwurf verteidigen müssen, daß es eine verbotene Luftflotte unterhalte. Kritiker werden sich in Zukunft weniger auf den Weltbühnen-Artikel berufen als auf das Reichsgericht, das diesen Artikel für so gefährlich hielt, daß es ihn mit achtzehn Monaten Gefängnis bestrafte. Es gibt keine Berufung und Ossietzky... muß diese lange Strafe antreten. Charakteristisch für die Tendenz deutscher Gerichte ist, daß nationalsozialistische Verräter immer milder, meistens mit Festung verurteilt werden, während ein liberaler Kritiker des Militarismus mit gemeinen Verbrechern zusammen eingesperrt wird.

Hitlers Vorläufer von Hellmut v. Gerlach

Die überwältigenden Wahlerfolge der Nationalsozialisten finden natürlich ihre Erklärung nicht nur negativ in dem Versagen andrer Parteien und in den wirtschaftlichen Verhältnissen Deutschlands. Sie müssen auch sozusagen positive Gründe haben.

Zwei mächtige, einander widerstreitende Strömungen durchziehen die Welt: Nationalismus und Sozialismus. Adolf Hitler hatte die jeden nüchternen Menschen phantastisch anmutende Idee, beide in einer Synthese zusammenzufassen.

Das ist natürlich ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Sozialismus und Nationalismus sind eine Antinomie. Der Sozialismus ist, wenn überhaupt, nur international zu verwirklichen. Darum ist jeder Versuch einer Realisierung des sogenannten Programms der Nationalsozialisten von vornherein zum Scheitern verdammt.

Jeder logisch denkende Mensch sieht das ein. Aber die Logiker sind nicht in der Mehrheit. Darum bekam Hitler im September 1930 sechseinhalb Millionen Stimmen.

Die Patentlösung Adolf Hitlers ist übrigens kein Originalprodukt seines Geistes. Auch dieser Messias hat seine Vorläufer gehabt.

In gewissem Sinn kann sogar Friedrich Naumann als solcher bezeichnet werden. Naumann begründete 1896 den Nationalsozialen Verein, um die Versöhnung von Demokratie und Kaisertum anzustreben. Er glaubte, die Arbeiter für den bestehenden Staat gewinnen zu können, wenn er Wilhelm II. für radikale Sozialpolitik und konsequente Demokratie gewönne.

Trotzdem tut man dem Andenken Naumanns Unrecht, wenn man ihn mit Hitler in einem Atem nennt. Hitler ist unkritischer Demagoge. Naumann war kritischer Denker und darum gefeit gegen Demagogie. Er war so wenig Demagoge, daß er nie Massen für sich gewann, sondern nur eine Oberschicht ihm allerdings leidenschaftlich ergebener Intellektueller. Als er 1903 den Nationalsozialen Verein zur Auflösung brachte, hatten die Wahlen seiner Partei ein einziges Mandat erbracht.

Der wahre Vorläufer Adolf Hitlers war der Hofprediger Adolf Stöcker, ein Demagoge ganz großen Formats.

Als Stöcker Ende der siebziger Jahre mit seiner christlichsozialen Propaganda an die Öffentlichkeit trat, leitete ihn sicher im Unterbewußtsein ehrgeiziger Machtwille. Aber niemand, der ihm nahgestanden hat, wird ihm stärkste sachliche Beweggründe absprechen können.

Er war ein leidenschaftlicher Vertreter der ecclesia militans. Als protestantischen Orthodoxen schmerzte es ihn brennend, daß die katholische Kirche ungeschwächt die Massen des katholischen Volksteils beherrschte, während die breiten Schichten der evangelisch getauften Arbeiter sich vom Evangelium Christi lossagten und zu dem von Karl Marx bekehrten. Er war klug genug, zu wissen, daß man diese Entwick-

lung nicht mit Predigten sondern nur mit sozialen Taten bremsen könne.

Darum wollte er dem Marxismus die christliche Sozialpolitik entgegenstellen. Ihn berauschte der Gedanke: dem Kaiser, dessen Hofprediger er war, ein von der Sozialdemokratie befreites und der Kirche Christi wiedergewonnenes Berlin zu Füßen legen zu können.

Um die Arbeiter ging es ihm, darum nannte er seine Partei zunächst Christlich-Soziale Arbeiterpartei. Darum behandelte er in seinen ersten Vorträgen fast ausschließlich Arbeiterfragen.

Aber die Arbeiter trauten ihm nicht. Sie hatten mit der evangelischen Staatskirche, dem geistlichen Leibregiment der Hohenzollern, zu üble Erfahrungen gemacht. Sie witterten unter dem Staatsbrot, das Stöcker zu beschaffen versprach, einen Angelhaken. Er bekam in seine Christlich-Soziale Arbeiterpartei keine Arbeiter. Wenn doch ein paar kamen, so waren es entweder verdächtige „Gelbe" oder geistig träge Pietisten oder gar Leute so wurmstichiger Art wie jener Schneider Grüneberg, der ein paar Monate von Stöcker als die erste Arbeiterschwalbe gefeiert wurde, bis er unter peinlichen Begleitumständen von der Bildfläche verschwinden mußte.

Was Stöckers Versammlungen füllte, das waren die Massen desselben Mittelstandes, der heute zu Hitler strömt. Das waren Studenten, die unter dem Banne der in der Tat außergewöhnlichen Redegabe des Hofpredigers standen. Das waren ältere junge Mädchen, zum großen Teil adligen Geblüts, die für ihn als Seelenarzt schwärmten. Alle möglichen Elemente waren vertreten. Nur die Arbeiter — vacat!

Kurz entschlossen taufte Stöcker seine Christlich-Soziale Arbeiterpartei in Christlich-Soziale Partei um. Und paßte sich seinem Publikum an. Wenn die Arbeiter nicht zum Propheten kommen, dann geht der Prophet zu den Bürgern.

Diese Kleinbürger aber, die das Gros der Stöckerschen Anhängerschaft bildeten, reagierten auf nichts lebhafter als auf antisemitische Redensarten. Die sozialen Nöte der breiten Masse, die Stöcker in die politische Arena getrieben hatten, waren dem politisch ungebildeten Mittelstande ganz gleichgültig. Wenn Stöcker sie noch hie und da behandelte, so hörten die Stöckerianer respektvoll, aber gelangweilt zu. Lebendig wurden sie erst, wenn antisemitische Witze kamen. Geistig zu träge, um über die wirtschaftlichen Gründe der Notlage des selbständigen Mittelstandes nachzudenken, waren sie heilfroh, einen Sündenbock gefunden zu haben. Der Jude ist schuld! Das ist eine so bequeme Formel. Da braucht man das eigne Köpfchen nicht weiter anzustrengen.

Stöcker war durchaus kein Antisemit im völkischen Sinne. Das verbot ihm seine Bibelgläubigkeit. Dazu war er auch zu klug. Aber er hatte keine sittlichen Bedenken, sich die antisemitischen Instinkte weiter Volkskreise nutzbar zu machen. Wie er denn überhaupt sehr oft den Zweck das Mittel heiligen ließ. Er wollte rednerische Erfolge haben. Und weil sie

am sichersten bei antisemitischen Mätzchen sich einstellten, so wurde er immer mehr aus einem ernsthaften Sozialpolitiker zu einem seichten Nichts-als-Rhetoriker.

Übrigens ging es ihm auch in einem andern Punkt ähnlich wie Hitler: Die Rücksicht auf die Geldgeber spielte eine überragende Rolle.

Nicht etwa, daß er Geld für seine Person angenommen oder auch nur gebraucht hätte. Er stand sich pekuniär glänzend, da seine Frau aus reicher Familie stammte. Wohl aber brauchte er sehr viel Geld für seine kirchliche Tätigkeit, besonders seine Stadtmission. Die Geldgeber dafür waren streng kirchliche Kreise mit konservativer und darum durchaus antisozialer Grundhaltung. Diese Kreise waren gewohnt, Almosen geben als christliche Pflicht anzusehen. Ihnen widerstrebte aber jede Behandlung der Arbeiter als eines gleichberechtigten Faktors und darum jede Gesetzgebung, die Rechte für die Arbeiter statuierte.

So dämpfte Stöcker seine ursprünglich sozial-radikalen Forderungen, genau wie Hitler das auch getan hat — man braucht sich darüber nur bei seinem frühern Kampfgenossen Otto Straßer zu erkundigen. Nur daß Stöcker sich seine Geldgeber für die Stadtmission erhalten wollte, während Hitler sich seine Geldquellen für seine Partei nicht verstopfen möchte. Die fließen aber natürlich nicht für irgendeinen Sozialismus, auch nicht für einen sogenannten nationalen, sondern nur für eine Bewegung, von der sich die Hintermänner Spaltung der Arbeiterschaft und damit Lahmlegung der Arbeiterbewegung versprechen.

Hitler hat seit September 1930 ungeheure Wahlerfolge zu verzeichnen gehabt. Stöcker sind auch nur annähernd ähnliche Erfolge nie beschieden gewesen. Warum dieser auffällige Unterschied, obwohl doch Stöcker der weitaus bedeutendere Redner war?

Weil Hitler ein organisatorisches Genie ist, während Stökker für Organisationsfragen überhaupt kein Verständnis und kein Interesse hatte.

Stöcker hat nie begriffen, daß tausend applaudierende Versammlungsbesucher für eine Bewegung viel weniger bedeuten als zehn organisierte Mitglieder. Wo er sprach, und er sprach fast täglich, hatte er überfüllte Versammlungen. Aber ihn beschäftigte nur die Saat, nicht die Ernte. Ihm genügte die Zustimmung. Die Mitgliederbewegung war ihm gleichgültig.

So blieb seine Christlich-Soziale Partei immer eine Unbeträchtlichkeit, während Hitler den Kern erfaßt hat: der Beifall ist Nebensache, die Bildung von straff organisierten Cadres und Zellen ist die Hauptsache.

Man täte Stöcker unrecht, wenn man zum Vergleich mit Hitler nur ihn herausgriffe. Der Gesamtkomplex der antisemitischen Bewegung der achtziger und neunziger Jahre muß mit dem Nationalsozialismus in Parallele gestellt werden.

In diesem Gesamtkomplex war Stöcker nicht bloß der begabteste sondern auch der relativ anständigste Vertreter. Als sein Gegenpol kann jener Rektor Ahlwardt genannt werden,

der es mit seiner skrupellosen Demagogie sogar fertig brachte, bei der Reichstagswahl in Neustettin über Stöcker als seinen Gegenkandidaten zu siegen.

Ahlwardt war Rektor a. D., was seine Anhänger deuteten: Rektor aller Deutschen! Er war nur Demagoge und deshalb reiner Antisemit, ohne jedes hemmende Beiwerk eines positiven oder wenigstens scheinpositiven Programms.

Als er Neustettin, so ziemlich den rückständigsten hinterpommerschen Wahlkreis, erobern wollte, hielt er abends immer Volksversammlungen ab. Am Tage aber besuchte er mit seinem Sekretär die einzelnen Bauerngehöfte. Von jedem Bauern ließ er sich die Größe seines Besitzes und die Ziffer seines Viehbestandes nennen. Dann diktierte er in Gegenwart des Bauern seinem Sekretär: „Bauer A. hat hundert Morgen, zwei Pferde, sechs Stück Rindvieh, acht Schweine. Muß haben: vier Pferde, zehn Stück Rindvieh, zwanzig Schweine." Und die Bauern glaubten, wenn sie Ahlwardt wählten, würde er dafür sorgen, daß ihr Viehstand durch Gesetzgebungsakt entsprechend aufgefüllt werde.

Ahlwardt war berühmt geworden durch zwei Broschüren. Die eine hieß „Judenflinten" und stellte die Behauptung auf, Isidor Löwe haben einen Teil der deutschen Armee mit unbrauchbaren Flinten beliefert. Die andre behandelte den angeblichen „Meineid eines Juden". Der angegriffene Jude war Bleichröder, der Bankier Bismarcks.

Natürlich enthielten beide Schriften nur erlogenen Unsinn. Aber sie wirkten zunächst. Ein paar Jahre hindurch war Ahlwardt der zugkräftigste Volksredner Deutschlands, dem es gelang, in zwei Wahlkreisen zugleich gewählt zu werden.

Als ein gemäßigter Antisemit, der Doktor v. Dallwitz, einmal Ahlwardt aufsuchte, um sich von ihm sein Material vorlegen zu lassen, fand er dies Material durchaus unzureichend. Er machte Ahlwardt darauf aufmerksam. Dieser entgegnete lächelnd: „Wenn ich etwas nicht beweisen kann, behaupte ich es eben."

Hitler ist eine Mischung von Stöcker und Ahlwardt. Nur eins kommt bei ihm und seiner Bewegung dem Vorkriegsantisemitismus gegenüber als völlig neu hinzu: die Propaganda der Gewalttätigkeit. Stöcker kämpfte gegen die angeblichen Auswüchse des Judentums. Ahlwardt forderte Ausnahmegesetze gegen die Juden. Selbst der extremste Antisemit hätte vor dem Kriege nicht die Parole auszugeben gewagt: „Köpfe müssen rollen!"

Das ist das schauerliche Neue an dem Antisemitismus von heute. Der Krieg hat das Menschenleben um seinen Wert gebracht. Man begnügt sich nicht mehr, den politischen Gegner zu widerlegen. Man versucht, ihn niederzulegen. Früher beschränkte sich der Demagoge auf Schimpfen und Verleumden. Heute bereitet er planmäßig die physische Vernichtung derer vor, die anders wollen oder anders denken als er.

„Der Mensch ist dumm," überschrieb Charles Richet ein denkwürdiges Büchlein.

Durch den Krieg ist die Dummheit der Menschen nicht kleiner, ihre Gemeinheit aber erheblich größer geworden.

Über den Schutzverband von Robert Breuer

Wir geben hier aus Gründen der Loyalität die Ansicht Robert Breuers über den Konflikt im Schutzverband wieder, ohne uns mit seinen Ausführungen zu identifizieren.

Es ist Zeit, daß der Schutzverband Deutscher Schriftsteller wieder Raum und Kraft bekommt, die Interessen der deutschen Schriftsteller gegenüber den Arbeitgebern wahrzunehmen. Die wirtschaftliche Lage der deutschen Schriftsteller hat sich derartig verschlechtert, daß kein Augenblick mehr gezögert werden darf, um durch sofortiges Einsetzen aller organisatorischen Kraft des SDS einer weitern Schrumpfung des Arbeitsmarktes, einem weitern Sturz der Honorare, nicht zuletzt auch dem ständig zunehmenden Verfall der Arbeitsbedingungen entgegenzutreten. Die immer schlimmer werdenden Folgen der Wirtschaftskrise müssen dazu dienen, die Bagatelle einer Verbandskrise zu überwinden. Hierbei dürfen weder Sentiments noch Personenfragen irgendeine Rolle spielen. Aber ebensowenig dürfen künftighin abseitige Interessen, deren sinnlose Wahrnehmung zu den Konflikten innerhalb des Verbandes geführt hat, noch geduldet werden. Wenn die unerfreulichen Ereignisse der letzten Monate dazu beigetragen haben sollten, zu zeigen, daß der SDS nicht in Gruppen zerfallen darf, sondern geschlossen seine gewerkschaftliche Aufgabe zu erfüllen hat, wird auch all der Lärm, der verursacht worden ist, wird all die Verwirrung, die angerichtet wurde, schließlich Klärung und Festigung bedeuten.

Zwei Legenden sind auszuräumen, eine nebensächliche und eine beachtliche. Nebensächlich ist die Breuer-Legende; aber es muß einmal festgestellt werden, daß die „geheime Diktatur" dieses einen Mannes schlechthin nicht vorstellbar ist. Der Hauptvorstand besteht aus mehr als zwei Dutzend Schriftstellern und Schriftstellerinnen, aus selbständigen Köpfen, die den verschiedensten Weltanschauungen und politischen Lagern angehören, die auch keineswegs gewillt sind, sich vergewaltigen zu lassen. Die Mehrheitsbildung innerhalb dieses Vorstandes ist keineswegs leicht; es geschieht selbstverständlich nichts und es kann auch nichts geschehen, was nicht durch Mehrheitsbeschluß geschieht. Die beachtliche Legende ist die, daß Kommunisten im SDS nicht geduldet seien. Das war niemals die Meinung der Mehrheit und war im besonderen nie die meine. Richtig ist nur, daß die Mehrheit den Standpunkt vertritt: es sei keine kommunistische Sondergruppe, überhaupt keine politisch oder weltanschaulich gekennzeichnete Sondergruppe innerhalb des SDS berechtigt. Es hat auch nie eine andre als eben die kommunistische Gruppe gegeben.

Unbegreiflich ist, was diese kommunistische Sondergruppe eigentlich erstrebt; man sollte meinen, daß es ein leichtes sein müßte, ihr klarzumachen, wie wenig es sich verlohne, den SDS zu erobern. Das war vielleicht eine Aufgabe von vorgestern; aber das ist doch unmöglich noch heute sinnvoll.

Tatsache bleibt, daß jene kommunistische Sondergruppe es verstanden hat, sich zum Kern einer Opposition zu machen; es haben sich ihr mannigfache, berechtigt oder unberechtigt un-

zufriedene Gruppen, Grüppchen und auch Einzelpersonen angeschlossen. Diese Vereinigung aber lebt nur vom Negativen; sie beharrt nicht im Positiven. Sehr viele Kollegen und Kolleginnen, die sich zur Opposition rechnen, vertreten keine kommunistischen Forderungen; das weiß die zahlenmäßig nur geringe kommunistische Zelle. Und so ergibt sich die Möglichkeit, daß die spezifisch kommunistischen Forderungen schlechthin verdunsten; vollzieht sich diese Wandlung, dann haben die Kommunisten zwar nicht das erreicht, was sie gern möchten, aber sie haben sich vielleicht davon überzeugt, daß für ihre Spezialwünsche keinerlei Mehrheit zu finden ist.

Es kann im SDS nur eine Opposition geben, nämlich die, die dem Vorstand und dem Geschäftsführer zu geringe Aktivität bei der Wahrnehmung der Wirtschaftsinteressen der Mitglieder vorwirft. Eine solche Opposition muß und wird es immer geben; ihr Einfluß wird um so größer sein, je besonnener ihre Forderungen sind und je klarer sie erkennt, was möglich und was unmöglich ist.

Der Ausschluß von achtzehn Mitgliedern sollte also nicht Kommunisten treffen, noch sonst irgendwelche Weltanschauung, sondern allein die Unfähigkeit, sich in eine Organisation einzugliedern, zugleich die Unfähigkeit, im Geiste der Organisation fruchtbare Opposition zu sein. Man kann mit dem SDS nicht die Notverordnungspolitik der Regierung Brüning bekämpfen; dazu reicht weder die Macht noch die Bedeutung des Verbandes aus. Man kann selbstverständlich protestieren, aber man muß sich darüber klar sein, daß es sich bei diesen Protesten nur um dekorative Gesten handelt. Jedenfalls, alles, was in dieses Kapitel gehört, ist verhältnismäßig nebensächlich. Entscheidend bleibt der Wirtschaftskampf, den der SDS für den Einzelnen und zugleich für die Gesamtheit führen muß. Wobei die Erkenntnis nottut, daß die beste wirtschaftliche Sicherung des Schriftstellers zugleich die beste Sicherung seiner geistigen Freiheit ist.

Das war der Standpunkt des SDS vom Tage seiner Gründung an; auch ich habe nie einen andern Standpunkt vertreten, darüber lese, wer sich dafür interessiert, die Rede, die ich im Jahre 1913 in der noch nicht ganz vergessenen Nachtversammlung gehalten habe und die in der letzten Nummer des ‚Schriftstellers' noch einmal abgedruckt ist.

Wer zwanzig Jahre lang in der gewerkschaftlichen Arbeit steht — oder in etwas, was dem immerhin ähnlich sieht: denn der SDS ist keine vollkommene Gewerkschaft und kann keine sein —, hat keine besonderen Ehrgeize mehr, hat vielmehr längst die Grenzen, die durch die harte Welt der Tatsachen gesetzt sind, erkannt, auch die der persönlichen Widerstände. Solch Zwanzigjähriger, im Bewußtsein nichts als ein Funktionär, hat nur eine Sorge, nämlich die, daß die Organisation gefährdet oder gar zerstört werden könnte. Hat er die Gewißheit, daß die Organisation gesichert ist, wird er keinen Augenblick zögern, den Weg für neue und jüngere Ideen freizugeben. So denke nicht nur ich, so denken alle unsre Zwanzigjährigen, und deren gibt es unter den Funktionären und Vorstandsmitgliedern nicht wenige. Schutzverband... vorwärts!

Der Flieger kommt! von Hermann Kesser

Ort: Keller-Kaschemme

Gastwirt (hinter dem Büfett; beteuernd): Der Flieger kommt an! Euch beeden jesagt!

Chauffeur: Auch bei die schlechte Witterung?

Monteur (mürrisch für sich).

Gastwirt: In der internationalen Metropol-Zeitung steht, die neuen Viktoria-Motoren können alles!

Chauffeur: Wat sagt denn der Rundfunk?

Gastwirt: Is alle. Jeht nich mehr. Haben heute direkte Belieferung aus die Luft.

Monteur: Is auch jescheiter, Du besiehst Dir den Zimmt aus der Nähe!

Chauffeur: Wir haben schon vor ner halben Stunde absitzen müssen! Nirgends keen Durchkommen nich mehr! Alle machen sie blau! Alle wollen dabei sein! Kost ja keen Eintritt nich!

Gastwirt: Will eben jeder sein Teil fürs Jemüt!

Chauffeur: Wenn son Luftschiff oder sone eiserne Fliege am Himmel steht, da hab ich eenfach meine Freude im Bauch!

Gastwirt: Jawoll! Det streicht mir warm übers Herz. Da is man 'n Anderer. Da kommt mer raus ausm Keller. *(Auf den Monteur):* Un da kann mir keener dagegen nischt anhaben!

Monteur (zum Wirt; höhnisch, trinkend): Auf deine Bejeistrung und auf deinen Verstehste!

Chauffeur: Ne halbe Stunde von Kopenhagen bis da — da is man doch platt! Det is doch wirklich ne Sache! Da möchts eenem ordentlich feucht in die Oogen kommen! *(Zum Gastwirt):* Jehn mer noch immer nich rauf?

Gastwirt: Die Alte is oben! Die kommt uns holen!

Monteur: Steht seit Stunden uff'm Pflaster mit die Weiber vom janzen Quartier und guckt in die Wolken!

Chauffeur: Dreihundertzwanzig Kilometer in die Stunde machts aus, wenn mans jenau rechnet —

Gastwirt (leise; ergriffene Stimme): Dreihundertzwanzig Kilometer —

Chauffeur: Det schreibt sich mit Buchstaben aus 'm großen Alphabet in die Jeschichte. *(Zum Monteur):* Und da stehste mit 'm Rücken dazu?

Monteur: Nu sei schon endlich still du Dusel! Wat meenste — wirste dir besser stehn, wenn de nächstens dreihundertzwanzig Kilometer in der Stunde fährst?

Chauffeur: Ick? Ick — besser stehn? Wees ick nich.

Gastwirt (auf die IMZ. klopfend; vorlesend): „‚Gala-Vorstellung' der nationalen Flugtechnik in den Lüften, auf die alle Volksgenossen Anlaß haben stolz zu sein" — steht jeschrieben!

Monteur: Et steht jeschrieben: Als Jesus die Löhne der Fahrer und Beifahrer sah, jing er hinaus und weinte bitterlich! Und von seiner Begeisterung über die Jeschwindigkeit steht nischt! Und es steht jeschrieben: Sie fuhren auf einer Rutschbahn immer jeschwinder in Arbeitslosigkeit, Pleite und Hunger hinein — und wußten es nich!

Chauffeur: Besser steh ick mir nich, seit wir immer jeschwinder fahren. Det is wahr! Morjen stehn sie noch mit der Stoppuhr und rechnen uns die Sekunden. Heute jehts schon nach halben Minuten. Wenn de krumm jefahren bist, mußt dus holen! Von fünf Minuten an is Abzug an freie Zeit!

Gastwirt: Det jibt sich schon.

Monteur: Nischt jibt sich!

Gastwirt: Du bist eenfach jejen Maschinen!

Monteur (brüllend): Ick bin für Maschinen! Bin selber von die Maschine!

Exmittierter (stürzt die Kellertreppe herunter; kracht ein Bündel mit Habseligkeiten zu Boden; legt sich über den Tisch; verbirgt das Gesicht).

Gastwirt und Monteur: Magdeburger!

Monteur (tritt zu ihm; rüttelt ihn hoch): Hamse dir rausgesetzt?

Exmittierter (verkrampft; erbittert): Sone Jemeinheit ...

Gastwirt (stellt ein Glas Bier vor ihn hin): Nimm erst mal eenen druff!

Exmittierter: Jemeinheit! Jemeinheit!

Chauffeur: Nu schrei doch nich so! Wat is denn jewesen?

Monteur: Mensch! Zieh deine Schrauben zusammen! *(Ironisch):* Se haben dir rausjesetzt! Det muß doch so sin. Un da wunderst du dir?

Exmittierter: Det is nich alles!

Alle: Nu red schon!

Exmittierter: Die Frau war schon weg. Seit drei Tagen! Is mitm Kind zur Schwester jejangen. Ick hab ja gewußt, daß es heut sein mußte. Die Klamotten waren noch da. 'N Bett, ne Komode, drei Stühle und ne Wiege. Der Gerichtsvollzieher kommt mit seinem Fetzen Papier. Ick sag, ick hab keen Geld nich fürn Möbelwagen. Er jeht raus. Jeht auf die Straße. Kommt mit zwei Burschen. Sie jrinsen mir an und tragen mir die Klamotten raus — uf'n Hof. Un wie sie jehn sagen se: Dank ooch, Herr Kollege! Ick: Wat heeßt det? Sie sagen: Wir sind ja im gleichen Spital krank. Wir sind ooch nur zwei Arbeitslose un rausgesetzt. Jetzt jehn mer sehn, wo 'n Gerichtsvollzieher ins Haus jeht und helfen mitraussetzen —

Chauffeur: So weit sin mer glücklich, daß die Arbeitslosen von die andern Arbeitslosen Arbeit kriejen müssen!

Exmittierter (wirft sich wieder über den Tisch und schaut nicht mehr auf).

Chauffeur: Det verstehste nich. Det is eben die neue Rationalisierung. Det is das laufende rutschende Band.

Gastwirt: Mit dem laufenden Band hat das nischt zu tun un ooch nischt mit die Rationalisierung. Ihr habt nur nich jelesen, wat der Mister Mangan aus die vereinigten Staaten von Nordamerika auf dem internationalen Kongreß zur Untersuchung gegen die Arbeitslosigkeit alles Scheenes jesagt hat! Ihr könnt det alles nich begreifen.

Monteur (schlägt ihm die Zeitung aus der Hand): Aber du hastn Begriff! Wo du dir durch das Zeug aus der Quasselmaschine immerweg anschwindeln läßt!

Gastwirt: Un du hast en Vogel mit deinem Jehetz gegen Maschinen un alles, was mit die Maschinen is!

Monteur: Ick bin schon für die Maschinen! Aber nich für die Maschinen, die uns weiter ins Pech fahren! Un nich für neue Maschinen zum Geldabknöppen! Un nich für Maschinen zum Schrauben und Pressen! Soll uns doch besser jehn, je mehr erfunden, je mehr Zeit erspart und je schneller jefahren wird! Sonst pfeif ick auf alle Maschinen!

Chauffeur: Det is wahr! Dagegen kann keiner nischt sagen!

Monteur: Die nageln uns noch 'n Rollschemel unter die Füße, den wer nich mal in der Klappe abnehmen dürfen! Un wers nich aushält, wird abjebaut!

Gastwirt: Hat alles nischt mit dem Flieger zu schaffen!

Dieb (tritt ein; Stimmung; Begeisterung): N'en Helles! Man zu! So en Augenblick, der muß doch jefeiert werden!

Gastwirt (schenkt ein): Det sag ick ooch!

Monteur: Jefeiert, daß de aus der Haut fährst!

Dieb (schluckweise trinkend): Wenn ick bei sowat dabei bin, dann bin ick einfach stolz darauf, jeboren zu sein! Da geht mer 'n Feuer in' Hals! Dat darf dann wat kosten! Da kommts mer ooch uff en zweites Helles nich an! *(Er reicht dem Gastwirt das Glas; läßt sich nochmals einschenken).*

Gastwirt (einschenkend): So hab ichs jern. Man wird sich doch noch über was freuen dürfen!

Gastwirtsfrau (Papierfähnchen in der Hand; mit dem sie fortwährend winkt; auf der obersten Stufe der Kellertreppe; ohne herunterzukommen; schreit entzückt): Er ist da! Sie läuten die Glocken! Sie singen! Überall spielt die Musike! *(Einfällt Lindbergh-Platte; Grammophon-Aufnahme von Lindberghs Ankunft in New York)* Hurra! Hurra! Hurra! *(Sie stürzt wieder hinauf auf die Straße).*

Alle sehen sich an.

Gastwirt (läuft ihr zuerst nach).

Lärm schwillt an.

Monteur (will den Chauffeur am Arm festhalten).

Lärm schwillt weiter an.

Chauffeur (schüttelt den Monteur ab; läuft nach oben).

Monteur (ein paar Schritte hinter ihm her, um ihn zurückzuhalten; bleibt unter der Türe wütend und wegwerfend stehen).

Außen maßloser Begeisterungslärm.

Dieb (hat inzwischen nur darauf gelauert, ob der Exmittierte den Kopf hebt; ist am Büfett, seitlich im Schatten, stehen geblieben).

Exmittierter (hebt langsam den Kopf; hört auf den Lärm).

Monteur (ist vor die Tür getreten; schaut zu Boden; mit beiden Armen den Beifall niederwinkend).

Exmittierter (steht auf; geht langsam zur Türe; rasch am Monteur vorbei; zieht ein schmutziges Tuch, und läuft mit dem Tuch winkend, nach oben hinaus).

Monteur (zuerst starr; kopfschüttelnd; setzt sich geschlagen mit dem Rücken zur Kaschemme nieder).

Dieb (stürzt sich auf die Kasse im Büfett; leert die Kasse aus; steckt sich die Taschen voll und verschwindet, während der Lärm auf der Straße immer noch wächst, durch eine Seitentüre).

Marathon-Tanz von Hans Reimann

Jutta sagte, wir müßten Mäntel anziehen, und Stefan fügte hinzu, letzte Nacht seien unten im Garten sämtliche Dahlien erfroren. Ich erwiderte, so arg werde es nicht sein, denn Hagenbeck habe bestimmt geheizt. Aber es war trotzdem ziemlich kalt im Zirkus. Nachmittagsvorstellung, beängstigende Fülle. Wir großmoglig in eine Loge ganz vorn. Allerdings am Eingang. Dicht neben uns ein armseliges Wesen ohne Hände und Beine im Rollstuhl. Überhaupt merkwürdig viele Krüppel auf den teueren Plätzen. Offenbar Freikarten. Sehr nett von Hagenbeck. Ausgezeichnete Dressuren. Eine atemraubende Luftnummer. Römische Gladiatoren. Stefan barst vor Lachen, als sie auftauchten. Stefan ist vierzehn. Gymnasiast. Jutta und ich wurden angesteckt von seiner Heiterkeit. Na, sowas von Gladiatoren. Bestimmt aus Plauen. Der eine Gladiator wurde böse und schoß immerzu giftige Blicke nach uns. Unser Gekicher steckte rundum die Zuschauer an. Die Nummer versandete in einer Lachwelle. Der Rumpf neben uns im Rollstuhl war begeistert und schrie bravo. Applaudieren konnte er ja leider nicht. Dann eine Clown-

Szene. Unter den Clowns war ein Mißgetüm: halb Kopf, halb Mensch, genau fifty zu fifty. Ich kann bei dergleichen keine Miene verziehen. Aber das arme Wesen im Rollstuhl schrie sich kaputt über den verunglückten Zwerg. Andre Clowns kamen dazu. Mit Eiern. Mit richtigen Eiern. Die klatschten sie sich gegenseitig auf die Schädel, und das sollte nun toll komisch sein. Manchen schien es zu gefallen. Jutta sagte mit sozialem Ton in ihrer elfjährigen Kehle: „Die sind doch zum Essen!" Natürlich sind sie zum Essen; Eier sind immer zum Essen. Mit Dingen, die zum Essen sind, darf man heutzutage nicht Schindluder treiben. Na ja, die Eier verschwanden, und das Mißgetüm verschwand ebenfalls mit seinen Kollegen. Wir froren wie die Schneider. Jutta bibberte in ihrem dünnen Mäntelchen. Auf einmal fragt mich Stefan: „Ob der noch auf der Fahnenstange sitzt?" Ich frage zurück: „Wer auf der Fahnenstange sitzt?" Stefan und Jutta, gleichzeitig: „Der an der Festhalle!" Ich: „Wer an der Festhalle?" Also, kurz und gut: an der Festhalle sitzt einer auf der Fahnenstange, und in der Festhalle ist Marathontanz.

Abends war ich dort, selbstverständlich. Gegen neun.

Tatsächlich, da saß einer auf der Fahnenstange. Ted Stanley nennt er sich. Es regnete, und kalt wars obendrein. Ted saß den zehnten Tag auf der Fahnenstange gegen eine Gage von fünfzig Mark pro Tag. Von grellen Scheinwerfern bestrahlt. Und durch ein Telephon mit der Welt verbunden. Mit der Welt? Nur mit Frankfurt am Main. (Vision. Stanley junior kommt zur Schule. Der Lehrer: „Nun, mein Junge, was ist denn dein Vater?" Der Kleine, schwärmerisch: „Fahnenstangensitzer, Herr Lehrer!" Großaufnahme: der Lehrer sinkt in Ohnmacht. Abblenden.) Kein Mensch kümmert sich um den Marathonsitzer. Er sitzt so für sich dahin. Im Regengeniesel. Vermittels einer Miniaturdrahtseilbahn wird ihm des Leibes Notdurft hinaufgeleiert. Hornhaut umwuchert ihn. Zehnmal fünfzig macht fünfhundert abzüglich Agenturprovision und Steuer.

Ich löse eine Karte. Für den Marathontanz, veranstaltet von der Ross Amusement Co. und betrete die Festhalle. Totenstille. Wie im Grabeloch. Kein Laut. Ich schleiche auf Zehenspitzen näher. Wo sonst die Rennfahrer strampeln, haben sie ein Podium errichtet. Dutzende von Töpfen knallen ihr Licht auf die erhöhte Tanzfläche. Die liegt leer. Bis auf vier Matratzengrüfte. In den vier Matratzengrüften schnarchen vier Menschen, zu Klumpen geballt. Ich halte Umschau. Am Kopfende des Podiums: ein Mikrophon, eine Kapelle; weiter unten zwei Zelte, eins für Herren, eins für Damen. Darüber eine riesige Uhr. Und immer noch Totenstille. Ich erwerbe ein Programm. Und lese: „Internationale Dauer-Marathon-Tanz-Meisterschaft. Sieger der Meisterschaft ist das Paar, das zuletzt auf dem Tanzparkett verbleibt. Die 24 Teilnehmer tanzen schon über 250 Stunden. Jeder Besucher ist erstaunt über die Ausgelassenheit und den Humor der Paare, die allabendlich durch ihre Solovorträge das Haus zu Lachstürmen hinreißen... Wie lange werden sie noch tanzen? Es kann jetzt

jeden Tag enden, da die meisten Tänzer sehr ermüdet sind. Kommen Sie, und spornen Sie unsre Paare zu Großleistungen an!" Alles schläft, einsam wacht. Totenstille. Unheimlich. Ich lese weiter. Die offiziellen Regeln: „1. Die Teilnehmer müssen sich 45 Minuten in der Stunde in Tanzbewegung halten, während die übrigen 15 Minuten zum Ausruhen oder Schlafen bestimmt sind. 2. Sämtliche Teilnehmer sollen stets ein gesellschaftlich würdiges Aussehen bewahren. Die Herren müssen stets rasiert sein. 3. Die konkurrierenden Paare müssen die Füße während der ganzen Tanzdauer in Bewegung haben, und eine Hand des einen Partners muß immer auf dem Andern ruhen. 4. Tänzer, die während der Tanzzeit die Toiletten aufsuchen müssen, erhalten 3 Minuten Freizeit, wofür sie jedoch während der Ruhepause 5 Minuten weiter zu tanzen haben. The Ross Amusement Co." Ich muß mich setzen, um mein gesellschaftlich würdiges Aussehen zu bewahren. Mit andern Worten: ich trinke einen doppelten Kirsch. Das Fräulein, das mir den Schnaps reicht, sieht aus wie die Tochter von Grieneisen. Ich fühle mich elend, so mutterseelenallein und verlassen. Ich hocke mich hin und sinne. Währenddem geht die Pause zu Ende. Eine schrille Pfeife ertönt, aus zahllosen Lautsprechern quäkt eine Stimme, um mich herum johlts und lärmt es, ich höre Schreie und gellendes Gequiek, ich starre ins Dunkel über mir: Tausende hocken da, Kopf an Kopf, die Ränge gepflastert mit Publikum, halbdunkel und verschwommen, ein Albdruck. Ich tappe eine Treppe hinauf. Da hocken sie. Sie haben sich häuslich niedergelassen und dem schäbigen Leben Valet gesagt. Sie glupschen wie wilde Tiere und grunzen vor Wollust. Meinesgleichen, deinesgleichen. Ich schäme mich. Bekannte winken. Ich tue keß und winke fidel zurück. Die Kapelle schmettert. Der Conférencier quatscht. Und auf dem Podium?

Auf dem Podium schleichen Lemuren, ineinander verhakt, zermürbte Gestalten — in grauenerregendem Widerspruch zur übermütig aufpeitschenden Musik. Sie schieben, taumeln, glotzen apoplektisch, kleben schleimig zusammen, die Weiber in wollenen Jumpern und mit nackten, dürren Beinen und schwappenden Busen, die Herren wie gedemütigte Strizzis, in der freien Hand eine Zigarette, die hin und wieder zu einem Lungenzug herhalten muß ... so schlurfen sie, Blasen an den Füßen und keimenden Wahnsinn im Hirn, schlapp und matschig, elend, siech, verfallen, aus dem Leim gegangene Ebenbilder Gottes ... so wanken sie numeriert dahin und sind vor Abgespanntheit dermaßen blöd, daß sie gar nicht auf den Einfall kommen, einen Tanzschritt zu tun. Was sind das für welche? Das Programm gibt Auskunft: „264. Stunde. Sartoris, Italien — Sartoris, England — beide Tänzer sind wieder sehr müde. Farrudgia, Spanien — Moulis, Spanien — die Form dieses Paares ist nicht gut. Neidhart, Deutschland — Irma Warzelhan, Deutschland — bei Fräulein Warzelhan haben sich die Fußbeschwerden gebessert. René Ray, Belgien — Loulon Ryckewaert, Frankreich — die Tänzerin leidet an Fußbeschwerden. Max, Rußland—Nina, Rußland — die Form dieses Paares bleibt gut. Kaledjian, Armenien—Erna, Deutschland — Erna war in

letzter Nacht sehr matt infolge der öfteren Stützung ihres Tänzers. Bill Mc Daniel, Amerika—Zette, Frankreich — die schlechte Form des Tänzers hält an. Henri César, Belgien—Trocmé, Frankreich — das Paar bleibt eine Überraschung infolge des steten Durchhaltens. Kurt Blündauer, Deutschland—Lydia Rosselet, Deutschland — der Tänzer ist sehr müde geworden. Leon Lee, Rußland—Sainte-Marie, Frankreich — die Tänzerin zeigt Ermüdungserscheinungen. Rostaing, Frankreich—Hamlet, Frankreich — das Paar scheint auf ein gutes Endergebnis hinzuarbeiten. Danille, Belgien—Keyta Pütz, Deutschland — Danille ist in den frühen Morgenstunden äußerst müde, und seine Partnerin muß ihn sehr aufmuntern." Achtzehn Paare sind bereits ausgeschieden, die meisten mit dem Zusatz „Deutschland". Harold J. Roß fungiert als Hauptrichter, Hans Broich als Conférencier Verheißen werden als erster Preis zweitausend, als zweiter tausend und als sechster hundertfünfundzwanzig Mark. Unversehens flammt ein Blitzlicht auf, und der Conférencier verkündet, die Firma Ickelsheimer in der Goethestraße habe der besten Tänzerin einen Kodak gestiftet. Daraufhin reißen sich zwei, drei Paare hoch und tanzen wie verzweifelt, um sich aus ihrer Starre zu befreien. Und auch wegen der Prämie. Eine Dame spendet fünf Mark. Das Sporthaus Knödelmann, Neue Mainzer Landstraße, beteiligt sich mit einer Rodelausrüstung. Fräulein Zette legt einen Solotanz hin und geizt nicht mit Temperament. Die restlichen dreiundzwanzig Marathonisten setzen der Zeitlupe die Krone auf. Fräulein Zette wird geknipst. Es folgt ein Rumba, immer noch vorteilhafter als Weltkrieg, aber idiotisch genug. Aus den Lautsprechern quackert die Stimme des Conférenciers. Elf Paare schwanken im Schneckentempo vorüber, das zwölfte hupft herum, als gelte es die Seligkeit. Von Rang und Galerie hagelt der Beifall. Trillerpfeife. Fünfzehn Minuten Pause. Der Conférencier bittet um äußerste Ruhe. Vier vorher ausgewählte Tänzerinnen dürfen droben bleiben, die übrigen verschwinden in ihre Zelte wie ins Mausoleum.

Die vier jedoch sinken auf die Matratze, eine mit dem Gesicht in die Kissen, eine verquer, die dritte mit den Beinen übers Kopfende, die vierte halb daneben. Pflegerinnen befreien die sofort Eingeschlafenen von Schuhen und Söckchen, mummen sie ein in dicke Decken und legen kalte Kompressen auf ihre Stirn. Die Kapelle schweigt, der Conférencier schweigt, das Publikum schweigt. Nur in der Ferne schimpft Harold J. Roß auf echt Amerikanisch. Langsam rückt der Uhrzeiger. Niemand rührt sich. Dreizehn Minuten. Vierzehn Minuten. Fünfzehn Minuten. Trillerpfeife.

Und nun der Clou, die Sensation, der Gipfel. Das Publikum stiert mit freßlüsternen Augen. Rang und Galerie knistern vor Genußsucht. Tausende halten erwartungsgeil den Atem an. Die vier armseligen Geschöpfe werden geweckt. Sie sind nicht zu wecken. Aber sie müssen geweckt werden. Also werden sie geweckt, geknufft, vom Lager gezerrt, auf die saueren Beine gestellt — und schmelzen im Nu zu kläglichen Haufen zusammen. Die Menge wiehert vor Wonne. Die Häufchen werden aufgerichtet und wie Säcke geschüttelt. Die Menge

trampelt und rast vor Begeisterung. Die Pflegerinnen stieben davon. Drei von den Frauenzimmern liegen wie hingehext auf ihren Betten. Gott mag wissen, wie sie dahin gelangt sind. Eben noch standen sie startbereit am Rande der Tanzmanege. Schon träumen sie wieder. Die übrigen Herrschaften werden hereingetrieben. Wie Vieh, das Opium genascht hat. Rang und Galerie johlen und gröhlen. Etliche Zeitgenossen fühlen sich erfolgreich in ihre Militärzeit zurückversetzt und kommandieren wie Feldwebel das Aufstehn. Der Conférencier mischt sich hinein. Von der Kapelle wird ein Foxtrott heruntergefetzt. Lakaien der Amusement-Gesellschaft räumen die Lagerstätten fort. Drei Weiber, mißratene Briefbeschwerer, schlummern hingestreckt am Boden. Die Partner treten in Tätigkeit, winden die Damen hoch und schrauben sie am eigenen Körper fest. Eine verliert den Halt und plumpst längelang hin. Eine Orgie von Höllengelächter brandet durchs Haus. Hutsalon Löbl schickt eine Pelzkappe als Prämie. Es wird weiter geschlichen, geschwitzt, gefroren, gedöst, getanzt.

454 Stunden dauerte die Veranstaltung. Erster Preis: Rostaing—Hamlet; zweiter: Sartoris—Sartoris; dritter: César—Trocmé. Wunschgemäß sanken die Paare zu Boden, und dann schritt die Polizei dazwischen. Hundertzehntausend Personen haben dem Marathonfest beigewohnt und haben Beifall gezollt und Prämien geopfert, haben gewiehert und gehöhnt.

Denn der Mensch stammt keineswegs vom unrasierten und dennoch gesellschaftlich würdigen Affen ab, sondern von der Hyäne.

Sie, zu ihm von Theobald Tiger

Ich hab dir alles hingegeben:
mich, meine Seele, Zeit und Geld.
Du bist ein Mann — du bist mein Leben,
du meine kleine Unterwelt.
Doch habe ich mein Glück gefunden,
seh ich dir manchmal ins Gesicht:
Ich kenn dich in so vielen Stunden —
nein, zärtlich bist du nicht.

Du küßt recht gut. Auf manche Weise
zeigst du mir, was das ist: Genuß.
Du hörst gern Klatsch. Du sagst mir leise,
wann ich die Lippen nachziehn muß.
Du bleibst sogar vor andern Frauen
in gut gespieltem Gleichgewicht;
man kann dir manchmal sogar trauen...
aber zärtlich bist du nicht.

O wärst du zärtlich!
Meinetwegen
kannst du sogar gefühlvoll sein.
Mensch, wie ein warmer Frühlingsregen
so hüllte Zärtlichkeit mich ein!
Wärst du der Weiche von uns beiden,
wärst du der Dumme. Bube sticht.
Denn wer mehr liebt, der muß mehr leiden.
Nein, zärtlich bist du nicht.

Einer muß geschlachtet werden! von Jan Bargenhusen

Der Reichskanzler hat eine Bataille verloren. Das ist, nach dem dürftigen Ergebnis der Arbeiten des von hoher Hand feierlich eingesetzten Wirtschaftsbeirats, nicht im geringsten mehr strittig. Fraglich bleibt nur: ist auch heute wieder Ruhe die erste Bürgerpflicht —?

Ganz so schlecht, wie es die Historie gemacht hat, ist jenes Wort von der ersten Pflicht — der Pflicht, die Nerven in Zucht zu halten — ja nicht. Aber es gibt Zeiten, es gibt Augenblicke, in denen es die höhere Vernunft erfordert, in Zorn und Eifer aufzubegehren und dazwischen zu schlagen; es gibt Konstellationen, in denen nur jener den Kopf nicht verliert, der nie einen besessen hat. Gäbe es in Deutschland ein Bürgertum, das das Bild seiner Zukunft aus dem seiner Vergangenheit gewinnen könnte, gäbe es noch Leute, die ehrlich an die Dauer der privatkapitalistischen Wirtschaftsorganisation glaubten, so müßten sie heute voller Empörung gegen das nichtssagende und obendrein schlecht stilisierte Dokument protestieren, das sich „Leitsätze des Beirats" nennt.

Aber es gibt keine solchen Proteste. Es gibt nur eine „schlechte Presse". Das Bürgertum, der Träger und Nutznießer der siech gewordenen Wirtschaftsform, empört sich nicht über die miserable Art, in der seine Beauftragten die Geschäfte führen. Es sieht noch nicht einmal, welch ungeheure Chance hier gegeben war: daß in einer Stunde, in der alle gegnerischen Kräfte unschlüssig und planlos den Gegenstoß verzögern, die höchste Autorität der Republik zur Verteidigung des bestehenden Zustandes in tatkräftiger Reformarbeit aufgerufen hat. Welche Kräfte will man denn noch mobilisieren, um den Verfall, das Absinken in abenteuerliche Experimente, Autokratie und Inflation, zu verhüten — auf welche Wunder wartet man denn noch? War es denn wirklich so ganz unmöglich, den braven Männern des Beirats ein paar schlagkräftige Formulierungen in den Mund zu legen, die den Willen zur Wiederherstellung von Treu und Glauben zugleich dokumentierten und stärkten?

Nichts davon ist geschehen. Trocken und ohne Überzeugungskraft sind diese „Leitsätze". Den nationalsozialistischen Schaumschlägern überläßt man das Feld. Sie können beides, sie schmeicheln der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, wenn auch nur mit den vagen Konstruktionen einer neuen „Planung", und sie kommen gleichzeitig den im Volke versteckten Sehnsüchten entgegen, die eine Rückkehr zur Rechtschaffenheit, zu gerechtern und anständigeren Formen der Wirtschaft wünschen.

*

Es ist wirklich schwer verständlich, warum die Arbeiten des Beirats nur ein solch dürftiges Ergebnis gebracht haben. Die Vertreter der Gewerkschaften waren zu wirklichen Opfern bereit. Sie hätten einer Rekonstruktion des „freien" kapitalwirtschaftlichen Mechanismus zugestimmt, einer völligen Ausschaltung des staatlichen Eingreifens, selbst durch Verzicht auf den „politischen Lohn", auf die staatliche Schlichtertätig-

keit bei der Festsetzung des Arbeitsverdienstes. Unter einer Voraussetzung freilich nur: daß dann auch die politischen Preise fallen müßten, nämlich der Rechtsschutz für die großen Kartelle und der Zollschutz für die kartellgebundenen Preise.

Aber hier widersprach die Schwerindustrie, das Monopolkapital. Speziell die Herren von Kohle und Eisen. Sie wollen das System der politisch geschützten Preise nicht aufgeben, auch nicht um den Preis der freien Lohngestaltung. (Vielleicht mit dem Hintergedanken, daß mit der geforderten und zugestandenen „größern Elastizität in der Tariflohnpolitik" ein Lohnabbau bis zur Grenze des politisch überhaupt Möglichen auch ohne Gegenleistung erreicht werden könne.) So wird der einzig mögliche und sinnvolle Preisabbau auf industriellem Gebiet (von den Lebensmittelpreisen wird gleich noch zu reden sein) ein halber Kram bleiben, nämlich der Abbau der kartellierten Eisen- und Kohlenpreise. Für die übrigen Industriewaren — ein paar ausgenommen: Zement, Ziegel, Glas, Kali, Stickstoff, Phosphorsäure, Benzol, Papier — lohnt sich eine Preisabbauaktion nicht, höchstens eine Zollsenkung ist nötig, denn dort herrscht mehr oder weniger doch der freie Markt, und nicht der Kartellpreis.

Nun wird also der Druck der wirtschaftswidrig überhöhten Kohlen- und Eisenpreise weiter lähmend auf der gesamten Wirtschaft lasten. Warum eigentlich? Nicht, damit die Gewinne des Kapitals, die Dividenden, weiter fließen — über diesen Zustand sind wir lange hinaus. Sondern nur deshalb, damit ein paar Montankonzerne, die innerlich längst kaputt sind, in ihrer Scheinexistenz weiter bestehen — damit die Großbanken nicht gezwungen sind, die aus der Überschuldung jener Konzerne resultierenden Verluste offenzulegen — damit die Beherrscher jener Konzerne noch eine Weile geschont werden können. Vielleicht, daß sie doch noch ein paar Millionen mehr ins Ausland verschieben können, ehe der Bankrott offensichtlich wird. Vielleicht, daß neben dem bereits geschäftlich interessierten amerikanischen nun doch noch, in letzter Minute, auch das politisch interessierte französische Kapital herangezogen werden kann, damit sich so ein völliges Debakel vermeiden läßt... Auch in den Burgen an der Ruhr hofft man auf Wirtschaftswunder.

*

Weil es korrupte Elemente in der deutschen Handelsjournalistik gibt, die sich nicht — was allenfalls vertretbar ist — damit begnügen, die schlimmsten Wahrheiten vorläufig noch vor der großen Öffentlichkeit zu verschweigen, um so eine Panik zu vermeiden — weil es solche Elemente gibt, die wider besseres Wissen Schönfärberei betreiben: deshalb ist es nötig, einmal Fraktur zu reden. Es muß gesagt werden, daß Friedrich Flick, der Beherrscher des Stahlvereins — trotz seinem angeblich „krisenfesten" Besitz im Siegerland — in einer völlig überschuldeten Position sitzt (was Bernhard Citron neulich hier schon im Einzelnen ausgeführt hat) und daß die Angst der Banken, bei seinem Sturze zu viel zu verlieren, heute sein wichtigstes Aktivum ist. Es muß weiter gesagt werden, daß

derselbe Friedrich Flick für die langfristigen Erzlieferungsverträge verantwortlich ist, die von den deutschen Eisenproduzenten mit der schwedischen Grängesberj-Gesellschaft abgeschlossen worden sind — und daß diese Verträge es sind, die, mehr als die stets beklagten „hohen Lohn- und Sozialkosten", die Eisenerzeugung zur Unrentabilität verdammen. Diese Verträge, die den Schweden für die Mehrzahl der Lieferungen einen völlig ungerechtfertigten Gewinn aus der Entwertung des englischen Pfundes und der schwedischen Krone (oder, anders ausgedrückt, aus der relativen Überbewertung der hochvalutarisch und „goldwertig" gebliebenen Mark) in den Schoß werfen, weil sie keine vernünftige Preissenkungs- oder Valutaklausel enthalten, verdammen uns zur Aufrechterhaltung der überhöhten Eisenpreise.

Will man wirklich den Preisabbau — der notwendig ist, im bittersten, wörtlichen Sinne des Wortes — und will man ihn nicht über den Ausweg der Inflation, der praktisch nicht gangbar ist, und auch nicht mit Hilfe des riskanten Kunstgriffs der Devalvation, dann muß man sich darüber klar sein, daß es ohne eine radikale Abwertung der in der Schwerindustrie investierten Kapitalien nicht abgeht. Dieser Kapitalschnitt wird eine Operation auf Tod und Leben sein — ein Kaiserschnitt, um neue, lebensfähige Wirtschaftsgebilde aus dem von Krisenwehen geschüttelten Korpus der Montanindustrie zu entbinden. Und um so besser, wenn bei dieser Operation gleichzeitig ein paar der recht bösartig gewordenen Generaldirektoren-Tumore mit herausgeschnitten werden!

*

Wie man eine Kapitalabwertung in der Praxis durchführt — nämlich durch Abschreibung ertragloser Kapitalien, durch Beseitigung nicht mehr einzutreibender Schuldforderungen — dafür bietet die letzte Osthilfe-Notverordnung ein ganz hübsches Beispiel. Ihr Vater, der letzternannte Reichsminister und Ostkommissar Schlange-Schöningen, ist zwar, bei aller Fixigkeit des Handelns, ein überlegsamer Mann, er wird sich aber doch schwerlich im Moment seiner Aktion bereits klar darüber gewesen sein, was er nun eigentlich angerichtet hat.

Der Prozeß der Abwertung fiktiver Kapitalien, einmal begonnen, läßt sich weder beim Gutsbesitzer noch an der Elb-Linie abstoppen; er muß weiterlaufen, sein Beispiel muß, ganz von selbst, anderswo nachgeahmt werden: beim Handel, bei den Banken, den Genossenschaften und Sparkassen, schließlich bei der Industrie. Das wird im Osten anfangen und an der französischen Grenze aufhören — vielleicht geht es auch über die deutschen Grenzen hinaus: in dem Zwang, auch die deutschen Auslandsverpflichtungen teilweise abzuwerten. Mit neuen Schatzanweisungen des Reichs und mit Erleichterung der Kreditfazilitäten durch die Reichsbank läßt sich, wenn es jetzt mit der Offenlegung der Kapitalverluste Ernst wird, die Geschichte diesmal nicht verkleistern, die Illiquidität nicht beheben. Denn wenn man damit anfangen wollte, die Verpflichtungen bankrotter Schuldner auf die öffentliche Hand und auf

die Reichsbank zu übertragen, dann würde man bald sehen, was das bedeutet. Inflation nämlich.

Der Haushaltsausschuß des Reichstags, der die Osthilfe-Verordnung durchberaten und ein wenig korrigiert hat, ist freilich nicht soweit gekommen, von den Konsequenzen zu reden. Es wurde da zumeist leeres Stroh gedroschen; der Reichsfinanzminister a. D. Doktor Hilferding beispielsweise hielt eine Rede, in der er, ungemein geistreich, die „entschädigungslose Enteignung" der Gläubiger beklagte und die Osthilfe-Regelung mit sowjetrussischen Methoden verglich. Wobei er nur dem Hansabund-Fischer das Stichwort zu einem auf den gleichen Ton gestimmten „Protest" gegen Schlange-Schöningens Werk gab. Daß das Osthilfeverfahren der kapitalistischen Logik entspricht, auch grade darin, daß es die bloß noch formalen Rechtsbindungen zwischen Gläubiger und Schuldner als quantité négligeable beiseite schiebt („germanisches Rechtsempfinden gegen starres römisches Schuldrecht" — wer sagte doch das noch?). Davon wissen die Troubadoure des Kapitalismus kein Lied zu singen. Und sie sehen gleichfalls nicht, daß mit der Befreiung von den „überhängenden" und nicht mehr von der „Substanz" und der Rente gedeckten Kapital- und Schuldverpflichtungen der Weg zur Preissenkung auch in der Landwirtschaft frei wird. Die Überkapitalisierung und Überschuldung war das Korrelat künstlicher, politisch überhöhter Preise. Mit der Abwertung kommt die vernünftige Preisentwicklung, und mit dem Preiszusammenbruch kommt die Abwertung. Das sind nur zwei Seiten einer Sache.

Der Schmelzprozeß, dem die Preise in aller Welt unterworfen sind, hat ebenso die Rente und die Substanz, die Inkarnation der Rente, erfaßt. Die auf feste Nominalbeträge lautende kapitalmäßige Bewertung der Substanz wird in diesen Prozeß mit hineingezogen; auch das Kapital schmilzt zusammen, gleichgültig, ob es als Fremdkapital oder als Eigenkapital in den Unternehmungen steckt. Dieser Prozeß tut schrecklich weh, und besonders schmerzlich ist er für die Mittelsleute der Kapitalwirtschaft, die Banken aller Art. Daß da guter Rat teuer ist, hat auch der Wirtschaftsbeirat der Reichsregierung zu verspüren bekommen.

Aber schließlich hat der Kapitalismus schon mehr solcher Tänze durchgemacht. Was ein rechter Kapitalist ist, der weiß sich schon zu helfen; noch immer hat sich irgendeiner gefunden, der den Löwenanteil der Zeche für ihn bezahlte. Diesmal geht es hart auf hart: Einer muß geschlachtet werden! Der Arbeiter? Der ist zu mager, und außerdem ist das angesichts der Macht der Massenparteien zu riskant; schlachten kann man ihn nicht, wenn er auch Haare lassen muß. Der Bankier, der Sparer, der Industrielle, der Landwirt — überall ist es die gleiche dumme Sache; fett ist keiner mehr von ihnen, und der Erfolg bleibt immer unsicher. Ich bin dafür, diesmal den Schwerindustriellen zu schlachten. Der wirtschaftliche Luxus, in überdimensionierten Anlagen viel zu viel und viel zu teuer Eisen und Stahl zu produzieren, ist noch am ehesten entbehrlich

Bemerkungen

Ein kleiner Volksschullehrer

Wenn sich die Schwäche auf die Stärke stürzt, um von ihr zu profitieren, also auf deutsch: wenn sie Biographien schreiben, dann fängt die Lebensbeschreibung oft so an: „X. war damals ein kleiner Volksschullehrer ..." Halt.

Warum klein —? Ist ein Volksschullehrer allemal klein —? Es gibt doch unter diesen, wie unter den „kleinen Angestellten", solche und solche; so wenig etwa jeder Volksschullehrer ein großer Mann ist, was ja wohl auch die unerbittlichste Interessenvertretung dieser Männer nicht wird behaupten wollen, so wenig schmeckt uns das Attribut klein. Ein kleiner Angestellter ...? Hat Gott den Mann auf diesen Platz geweht? Arbeitet sich vielleicht jeder empor, der es verdiente, oben zu sein? Davon ist doch bei der tiefen Illoyalität dieses Lebenskampfes keine Rede. Polgar hat einmal so formuliert: wenn schon das Leben ein Rennen sein soll, dann macht wenigstens den Start für alle gleich. Na, und ist er das vielleicht —?

Er ist so ungleich wie möglich. Der eine hat eine kleine Rente oder die Unterstützung seiner Familie, um über die entscheidenden Jahre jedes Menschenlebens glatt hinwegzukommen: er kann also in Ruhe etwas für seine Ausbildung tun, ohne sie durch eine Nebenarbeit gefährden zu müssen. Solche Nebenarbeit kann fördern, sie kann aber, je nach dem Beruf, erheblich ablenken. Nichts ist manchmal so wichtig, wie in Ruhe aufnehmen zu können, ohne dabei geben zu müssen. Hat diese Ruhe jeder? Die hat nicht jeder.

Und wenn der Volksschullehrer klein ist: ist der Ministerialrat groß? Ich kenne der Ministerialräte manche, die dumm sind wie das Monokel Fritz Langs, und groß sind sie gar nicht. Sie sind nur routiniert; reißt man sie aus ihrer Routine, so versagen sie kläglich. Zum Beispiel allemal im Ausland, wo man ihren Titel kaum aussprechen kann, und wo sie nur das gelten, was sie wert sind.

Und die Kapitäne der Wirtschaft —? Das ist doch wohl nicht euer Ernst.

Es scheint mir nun aber allerhöchste Zeit, eine Sache nicht mit denen zu verwechseln, die von ihr profitieren. Sehr viel dümmer als diese Wirtschaftskapitäne kann man sich nicht gut anstellen. Seit 1914 Niederlage auf Niederlage, Blamage auf Blamage, falsche Voraussage auf falsche Voraussage — alles dummes Zeug. Und die sollen uns etwa als groß hingestellt werden? Ausverkauf! Ausverkauf!

Nein, es wäre hübscher, wenn sich die Biographiker und ähnliche Leute dieses Ausdrucks vom kleinen Volksschullehrer enthalten wollten — es ist ein schlechtes Klischeewort. Denn es gibt törichte und innerlich verwachsene Volksschullehrer, und es gibt

große Pädagogen; es gibt weitschauende Verwaltungsbeamte, und es gibt hochbesoldete Esel. Denn man kommt ja nicht immer von unten her zu den großen Stellungen — man kann auch hineingesetzt werden, man kann hineinheiraten, man kann erben. Und diese guten Partien und diese Erben wollen uns nachher erzählen, sie seien bedeutend, weil alles vor ihnen, die Stellen zu vergeben haben, katzbuckelt?

Sagen wir nicht mehr: er war zu Beginn seiner Laufbahn ein — kleiner Volksschullehrer. Sagen wir: Volksschullehrer.

Ignaz Wrobel

Imaginäre Schönheitskonkurrenz

Unlängst, bei leichter Grippe, tat ich was folgt:

Ich nahm mir Kürschners Handbüchlein ‚Deutscher Reichstag' vor und durchblätterte es von Seite 26 bis Seite 636; das sind die wesentlichen, die Photo-Seiten. Jeden Abgeordnetenkopf betrachtete ich ohne Ansehung der Partei, im wahrsten Sinne des Worts „ohne Ansehung": ich vermied nämlich geflissentlich und mit Erfolg, die unter dem Bild befindlichen Angaben zu lesen. Von verschwindenden Ausnahmen abgesehen (berühmt sind unter den 577 Gesichtern ja nur wenige), wußte ich also im Blättern Seite für Seite zunächst nicht, wen ich vor mir hatte — mein Gefühls-Urteil über die Physiognomien, meine charakterologische Diagnose blieb unbefangen, von Voreingenommenheiten ungetrübt, denkbar sachlich. Ich prüfte kühl vor jedem Bilde, ob Züge besondern Seelen- und Geistesadels sichtbar wurden oder Züge besondrer Roheit, Gemeinheit, Subalternität, Dummheit. Ein zu subjektives Verfahren? Wir Skeptiker wissen, was von den „objektiven" Methoden zu halten ist; in welchem Grade sie Umsetzung von Subjektivitäten, von Irrationalitäten sind. Und die Irreführung durch ein mißlungnes Konterfei, durch üble Reproduktion? Eine Fehlerquelle, gewiß; aber sie fließt schmal. Ich machte mir alle diese Einwendungen, sie hinderten mich nicht, das Experiment durchzuführen. Hatte ich von jedem Bilde mein Resultat, dann erst ergründete ich Namen und Partei ... und notierte. In drei Kolonnen: Wert-Typen, Durchschnitts-Typen und Unwert-Typen. Zuletzt brachte ich die Ziffern, die sich ergaben, in ein Verhältnis zur Mitgliederzahl der Fraktionen: ich rechnete alles in Prozent um. Das Ende dieser Schönheitskonkurrenz war nicht völlig ohne Staunen ...

Heraus stellte sich, daß mit dem dicksten Prozentsatz an Durchschnittsgesichtern die Fraktion der Wirtschaftspartei gesegnet war: mit 70 Prozent ihrer Mitgliedschaft; der dünnste fand sich bei der Staatspartei: 43 Prozent; dazwischen lagen mit 57 bis 61 Prozent die andern Parteien.

Die relativ größte Anzahl „Unwert-Typen", also intellektuell-charakterlich minderwertige Visagen, wies die Deutschnationale Partei auf (41 Prozent), während die Bayerische Volkspartei (37 Prozent), die Sozialdemokraten (32 Prozent), die Deutsche Volkspartei (30 Prozent), das Zentrum (29 Prozent), die Wirtschaftspartei (26 Prozent) und die gemäßigt-nationalen Gruppen

(21 Prozent) ein freundlicheres Ergebnis erzielten, das freundlichste: Nationalsozialisten, Staatspartei und Kommunisten (je 19 Prozent). Ich stelle das ohne Ironie und Hintergedanken rein sachlich-experimenttreu fest.

Am verhältnismäßig meisten hochwertige Köpfe zeigte die Staatspartei (38 Prozent), es folgten die Kommunisten (22 Prozent), die Nationalsozialisten (21 Prozent), die gemäßigt-nationalen Gruppen (18 Prozent), Zentrum und Volkspartei (je 13 Prozent), SPD (10 Prozent), Bayerische Volkspartei (5 Prozent), Wirtschaftspartei (4 Prozent), zuletzt die Deutschnationalen (2 Prozent).

Am besten schnitten im Ganzen mithin Staatspartei, Kommunisten, Nationalsozialisten ab; am schlechtesten: Deutschnationale, Wirtschaftspartei, Bayern und SPD. Die Minus-Resultate leuchten sofort ein; die Plus-Resultate erzeugen Nachdenklichkeit. Kommunisten und Nationalsozialisten: Parteien der Unbedingtheit, der Jugend, des extremistischen Pathos, des Opfermuts (Charakteristika, die zumindest auf Einen Typ zutreffen, auf einen in beiden Lagern stark vertretenen, einen urgesunden, kernhaften) — daß hier die Philistrositätsquote am niedrigsten, die Qualitätsquote am höchsten sei: dieser Meinung, unbeschadet aller programmatischen und Denkstildifferenzen, war ich längst. Jener Scharfmacher-Stumpfsinn, der in den Kommunisten den „Pöbel", jener ‚Dialektiker'-Kretinismus, der in den Hakenkreuzlern nichts als „Lumpenproletariat" vermutet, hat ja wohl kaum noch Hörer.

Aber die Staatspartei, die Staatspartei! Eine Partei, die unsereiner doch nur von der Witzseite zu nehmen gewohnt war — wie kommt sie zu diesem ehrlichen Punktsieg? Seinetwegen schämt man sich fast, über das Experiment zu berichten. Doch grade! Keinem Vorurteil, keinem publizistischen Komment zuliebe soll hier das Walten des Irrationalen verfälscht werden. Schon aus Mitleid gönne ich der Staatspartei diesen Triumph, und ich erkläre ihn mir so: Immerhin bleibt sie, objektiv, die Vertretung der verhältnismäßig humansten, verhältnismäßig freiheitlichsten, verhältnismäßig intellektuellsten Teile des Bürgertums, das Asyl seiner verhältnismäßig kultiviertesten Köpfe; nein wirklich, so ists doch; und je schärfer die Substanz dieser Partei schmolz, desto strenger ward natürlich in ihr die Auslese. Unser Hohn ... grade hier wird er sich zwanglos als enttäuschte Liebe deuten lassen: zu einer Partei, deren Mission war und deren Funktion hätte sein können, das heilige Feuer des Personalismus, des ewigen revolutionären Individualismus, den rebellischen Freisinn des Zeitalters zwischen Voltaire, Börne und Ibsen hinüberzuretten in eine Aera, die

nur noch säuerlichen Kollektivismus kennt: den säuerlich-völkischen, den säuerlich-kirchlichen und den als Organisationsprinzip heilsamen, nötigen, durchzusetzenden, dennoch (und wenn ihr mich steinigt!) gleichfalls nicht unsäuerlichen proletarischen Kollektivismus, welcher, zum Beispiel, aus dem Kultusminister Grimme sprach, als er unlängst den Geist als „Privatintellekt" verächtlich machte und ihm jene Wirklichkeit gegenüberstellte, die nach Hegel vernünftig ist.

Mein Experiment: ein halbfiebriger Grippe-Einfall; ihn auszuführen, gewiß palmströmhaft; sein Effekt gleichwohl mir lehrreich — gewohnte Meinungen teils bestätigend, teils zurechtrückend; deutlich weisend auf das Morsche, deutlich auch auf das Lebensträchtige.

Kurt Hiller

Eloessers zweiter Band

Je bewegter eine Zeit ist, um so gewalttätiger pflegt sie mit der Geschichte umzugehen. Der Wissenstrieb verkümmert, wo der Selbsterhaltungstrieb herrscht. Und so benutzt man die Vergangenheit als Beweismaterial; sucht sie ab nach Beispiel und Gegenbeispiel, nach Vorbild und Warnung.

Diese tendenziöse Methode läßt die historischen Gestalten sehr schnell zu Plakatfiguren gerinnen. Die Jugend, stets eine gelehrige Schülerin ihrer Zeit, bewertet und klassifiziert die Menschen und die Geschehnisse der Vergangenheit, noch ehe sie sie kennenlernt. Dies ist in der Literaturgeschichte ebenso arg wie in der Weltgeschichte. Und deshalb ist es gut, daß Arthur Eloesser in seinem Werk „Die deutsche Literatur vom Barock bis zur Gegenwart", dessen zweiter, letzter Band soeben bei Bruno Cassirer, Berlin, erschienen ist, uns einmal wieder ganz unbefangen vor die Originale führt.

Es ist wie bei den Röntgendurchleuchtungen, die man neuerdings an klassischen Gemälden vornimmt. Alle täuschenden Übermalungen fallen weg. Wo jahrzehntelang vor aller Augen eine malerische Figur gestanden hat, ist plötzlich keine mehr zu sehen, und dafür taucht irgendwo im Hintergrund, von Meisterhand gezeichnet, eine ganz neue auf. Dabei spielt Eloesser weder den Richter noch den Konstrukteur. Sein Buch ist zu gut, als daß man daraus entnehmen könnte, ob ein berühmter Schriftsteller „gut" oder „schlecht" sei. Was in diesen sechshundert Seiten schwarz auf weiß steht, das enthält in Wirklichkeit alle Nuancen zwischen schwarz und weiß; sowohl der Beschreibung wie der Bewertung. Dies beweist sich besonders an schwankenden Gestalten wie Heine, Hebbel, Freytag. Eloesser hält sich ganz an die Erscheinung, und ohne viel Sorge um den Hauptnenner zeichnet er Charakterbilder von erstaunlicher, manchmal verwirrender Lebendigkeit.

Nach Eloessers Buch kann man also nicht pauken. Es eignet sich nicht für Leute, die aus gesellschaftlichen Gründen im Schnellkurs nachholen wollen, was sie in der Deutschstunde verschlafen haben. Eloesser gibt keine Formeln. Aber er gibt Formulierun-

gen. Vierzig Jahre Tagesschriftstellerei haben seine Hand so leicht gemacht, daß er einen Wälzer von Lexikonformat bis an den Rand anfüllen kann mit zierlichen, kräftigen, weltklugen, ironischen Sätzen und mit einem Humor, der nur ein andres Wort ist für Weisheit. Von Fontane sagt er einmal: „Er machte mit außerordentlichem Assoziationsvermögen von dem schönen Recht des Theaterkritikers Gebrauch, vom Hundertsten auf das Tausendste kommend Salzkörner der Erfahrung auszustreuen." Diese Salzkörner der Erfahrung sind es, diese erstaunlichen Kenntnisse über die Menschenseele, die Eloesser befähigen, auch den seltsamsten Gesellen gerecht zu werden, und seine schriftstellerischen Fähigkeiten erlauben ihm, das — wenn nötig — in ein paar Zeilen zu tun. Statt vollständig zu sein, erpickt er im Fluge das charakteristische Körnchen, beleuchtet durch eine knappe Briefstelle, eine Äußerung von Zeitgenossen, eine biographische Episode die ganze Figur.

Dem Fachgelehrten vom Hamstertyp ist das Historische Selbstzweck. Bei Eloesser steckt in jedem „So war dieser Mensch!" das „So sind die Menschen!" — „Sein Vater war der Kaufmann Samson Heine, dem es wie vielen Juden an der kaufmännischen Veranlagung mangelte." Oder: „Wedekinds Gläubige schauderten, wenn er die schwarze Messe aller Perversitäten zelebrierte, aber Teufelsdienst ist nicht interessanter als Gottesdienst, und er war Gott gewiß näher, als sie ihm zutrauten." Wenn unter Weisheit zu verstehen ist, daß jemand die ungeschriebenen Naturgesetze des Lebens kennt, so hat Eloesser ein weises Buch geschrieben. Er kennt die Zusammenhänge, er weiß, was Ärzte, Schlesier, Trilogien generaliter für Eigenschaften zu haben pflegen.

Eloessers Sprache ist trotz ihres schönen Bilderreichtums schlicht und ganz sachdienlich. Niemals prunkt er als Stilist. Die großen Schriftsteller, von denen er berichtet, sind seine Lehrer, seine Genossen. Er spricht, in jedem Sinne, ihre Sprache. Er lebt mit ihnen. Er tut ihnen die Ehre, sie für lebendig zu nehmen; sie sind ihm zu gut für einen Kult, bei dem der Opferrauch das Altarbild vernebelt. Er nennt das Kind der Muse beim Namen. Es ist jene anschauliche, handwerkliche, manchmal burschikose Art, über Kunst zu reden, wie man sie in den Briefen und Unterhaltungen von Künstlern findet. Oft schwer verständlich, denn auch ohne Fachjargon wird hier ein zünftiger Schatz von Erfahrungen vorausgesetzt, über den der primitive Leser nicht verfügt. Man erwarte von Eloesser, trotz Plauderkunst und Humor, kein leichtes Buch. Er ist nicht aus Wien, wo die Behendigkeit der Hand das Hirn anzustecken pflegt. Er hat genug Respekt und Verständnis, um dem Schweren seine Schwere zu lassen. Und die Kunst ist ihm keine Hetz.

Eloesser wird sich die jungen Menschen, die er sich vor allen zu Lesern wünscht, durch seine sachliche Nüchternheit erobern. Er, der Berliner, hat eine sehr feine Nase für falsche Pracht. Er hebt nicht die Faust, aber er lächelt und gibt in einem Nebensatz zu verstehen, daß es alles nicht so doll sei. Weil er alles unwahre Pathos wegjätet, bleibt

das wahre um so eindringlicher stehen. Das Urgestein. Da klopft er an; das bringt er zum Tönen.

Zumal den jungen Schriftstellern sei dies Buch empfohlen. Nicht nur weil sie darin — als ein Gegengewicht gegen das immer gefährlicher werdende Geschwätz der Buchkritiker — Maßstäbe und saubere Begriffe finden sondern auch weil es, wie ein lebendiges Fachgespräch, zum Schreiben anregt. Und das muß nicht immer ein Schaden sein.

Rudolf Arnheim

Das Wort der Stunde

„Dieser Säbel ist der schönste Tag meines Lebens. Ich nehme ihn an — und wenn ich jemals an der Spitze eurer Schlachtreihen stehe, so werde ich mich desselben bedienen, um unsre Errungenschaften zu verteidigen und — wenn nötig — sie abzuschaffen."

Henry Monnier
„Joseph Prudhomme"

Justiz

Bei den Verhandlungen gegen Leute, die eines Verbrechens wider den Staat angeklagt sind, ist das Verfahren viel kürzer und löblicher: der Richter schickt erst zu denen, die im Besitz der Macht sind, um sie zu sondieren, und dann kann er den Verbrecher leicht unter strenger Beobachtung aller gehörigen Rechtsformen hängen oder retten.

Jonathan Swift
„Gullivers Reisen"

Prima Zeugnisse

Inmitten dieses Getriebes bemerken wir eine derbe, einfache Gestalt, ein sozialistischer Arbeiter und Gewerkschafter — Noske. Von der sozialistischen Regierung zum Landesverteidigungsminister ernannt und von ihr mit diktatorischer Gewalt ausgerüstet, enttäuschte er das deutsche Volk keineswegs. Eine ausländische Ansicht über deutsches Heldentum muß notwendigerweise sehr abstrakt bleiben und kann nur schüchtern vorgebracht werden: aber in der langen Reihe von Königen, Staatsmännern und Kriegshelden, die sich von Friedrich dem Großen bis Hindenburg erstreckt, mag auch Noske seinen Platz finden — ein Sohn des Volkes, der inmitten allgemeiner Wirrnis furchtlos für die Sache seines Volkes eintrat.

„Nach dem Kriege"
Churchill

Liebe Weltbühne!

Der Herrscher eines exotischen Landes weilte zur Kolonialausstellung in Paris. Von den europäischen Gepflogenheiten interessierten ihn vor allem die Methoden der Rechtspflege, besonders der Strafvollzug. Da die französische Regierung auf gute Beziehungen mit ihm Wert legte, wurden ihm die verschiedenen Institutionen gezeigt, und als ein Todesurteil vollstreckt werden sollte, wurde Seine Majestät eingeladen, der Hinrichtung beizuwohnen. Der Herrscher, der alle Vorbereitungen genau beobachten wollte, stellte sich in der Nähe des Fallbeils auf.

Als der Verurteilte erschien und die Gehilfen des Henkers ihn ergriffen, um seine Hände auf den Rücken zu binden und ihn unter das Fallbeil zu legen, rief plötzlich der Herrscher aus: „Nein, nein, nicht diesen. Ich möchte den andern hingerichtet sehen."

Der andre war Deibler, der Henker von Paris.

Der Arbeitsmann

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
mein Weib!
Wir haben auch Arbeit und gar zu zweit,
und haben die Sonne und Regen und Wind
und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn,
mein Kind
und über die Aehren weit und breit
das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn:
oh, dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,
um so schön zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

Nur Zeit! wir wittern Gewitterwind,
wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit;
uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
als all das, was durch uns gedeiht,
um so kühn zu sein, wie die Vögel sind,
nur Zeit!

Richard Dehmel

Adaptierung für heute

Wir haben kein Geld, wir haben ein Kind,
mein Weib.
Wir müssen feiern und gar zu zweit,
und müßig sehn, wie der Tag verrinnt
und haben nur eine Kleinigkeit,
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
nur Zeit.

Wenn wir Sonn- oder Werktags spazieren gehn,
mein Kind.
(denn Arbeit gibt's keine weit und breit),
dann wollen wir nicht nach den Schwalben sehn:
Oh, wir haben ja nicht mal das bißchen Kleid,
um so schön zu sein wie die Vögel sind:
nur Zeit.

Nur Zeit! Die haben wir übergenug,
wir Volk.
Schon eine kleine Ewigkeit;
Sonst haben wir nichts, mein Weib, mein Kind
und nichts, das uns vom Nichts befreit
und uns tröstet, daß wir am Leben sind:
nur Zeit!

Hinweise der Redaktion

Berlin

Gruppe Revolutionärer Pazifisten und Gruppe Sozialrevolutionärer Nationalisten. Freitag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz: Oeffentliche Diskussion: Friede und Nation. Es sprechen: Eugen Brehm und Karl O. Paetel. Vorsitz: Kurt Hiller.

Bücher

Rudolf Arnheim: Film als Kunst. Ernst Rowohlt, Berlin.
Ernst Fischer: Krise der Jugend. Heß & Co., Wien.
Marieluise Fleisser: Mehlreisende Frieda Geier. Gustav Kiepenheuer, Berlin.
Leonhard Frank: Von drei Millionen drei. S. Fischer, Berlin.
André Gide: Europäische Betrachtungen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Ernst Glaeser und F. C. Weiskopf: Der Staat ohne Arbeitslose. Gustav Kiepenheuer, Berlin.
Walther von Hollander: Komödie der Liebe. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Oedön Horvath: Geschichten aus dem Wiener Wald. Propyläen-Verlag, Berlin.
Ludwig Marcuse: Heinrich Heine. Ernst Rowohlt, Berlin.
Axel Munthe: Das Buch von San Michele. Paul List, Leipzig.
Ernst Ottwalt: Deutschland erwache! Heß & Co., Wien.
Wolfgang Petzet: Verbotene Filme. Societäts-Verlag, Frankfurt-Main.
Carlo Sforza: Europäische Diktaturen. S. Fischer, Berlin.
Adam Scharrer: Der große Betrug. Agis-Verlag, Berlin.
Lytton Strachey: Geist und Abenteuer. S. Fischer, Berlin.
Kurt Tucholsky: Rheinsberg. (Mit einem neuen Vorwort zum 100. Tausend.) Josef Singer, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Langenberg 18.20: Gegenwartsfragen der Kunst, Paul Westheim. — Berlin 18.30: Karl Jakob Hirsch spricht über seinen Roman „Kaiserwetter". — Mühlacker 20.45: Frankreich in seiner Kunst, Querschnitt. — Berlin 21.10: Ein Mensch mit Büchern und Schallplatten, Armin T. Wegner. — Mittwoch. Langenberg 18.20: s. Dienstag. — 20.00: Kleists Friedrich von Homburg. — Donnerstag. Langenberg 18.20: s. Dienstag. — Freitag. Berlin 21.10: Anabasis von Ernst Glaeser und Wolfgang Weyrauch.

Antworten

Das leipziger Urteil gegen Walter Kreiser und mich hat uns beiden und der ,Weltbühne' nicht weniger eine Fülle von Sympathie und Bereitschaft zu tätiger Hilfe gebracht. Wenn ich an dieser Stelle Allen, die sich mit uns solidarisch erklärt haben, den Kampf für die Meinungsfreiheit weiterzukämpfen, unsern herzlichsten Dank ausspreche, so bin ich mir bewußt, daß darin ein Versprechen an die Zukunft liegt, das gehalten werden muß. Wir werden unsre Tribüne, das von Siegfried Jacobsohn übernommene Erbe, nicht zerschlagen und noch weniger durch Konzessionen entwerten lassen. In dieser Woche vor fünf Jahren, am 3. Dezember 1926, starb S. J. Die heutigen Herausgeber der ,Weltbühne' haben die schwere Erbschaft unter Gefühlen des Schwankens und des Zweifels in die eigne Berufung übernommen. Seitdem sind fünf Jahre dahingegangen, von denen mindestens die letzten beiden Kriegsjahre gewesen sind. Wir haben eine Idee und eine Linie übernommen, und da die ,Weltbühne' heute wieder gehaßt und verfolgt wird, so wissen wir, daß wir ihrem Geist nicht untreu geworden sind. Die ,Weltbühne' steht wieder im Kampfe wie einst. Sie lebt also.

Nationaler Mann. Sie haben in der ,Deutschen Corpszeitung' die folgende Geburtsanzeige veröffentlicht: „Zwanzig Millionen Deutsche zuviel" (Clemenceau). Die glückliche Geburt ihres achten Kindes und vierten Knaben Horst Richard zeigen stolz und hocherfreut an Dr. phil. Richard Grün, Saxoniae Jena, und Frau Atti, geb Pasow, Düsseldorf. „Siegreich wolln wir Frankreich schlagen!" — Wahrscheinlich haben Sie gedacht, die französische Presse wird zerplatzen ob Ihrer heldenhaften Ankündigung. Sie irren. Übergeschnappte Nationalisten von der Gegenseite behandelt man dort anders als man es bei uns tut. Der ,Matin' vom 20. November bemerkt zu Ihrer „reizenden und kriegerischen Geburtsanzeige": „Der Vorname des Neugeborenen ist besonders anmutig und bestechend, denn Horst heißt ,Nest der Raubvögel'. Atti hinwiederum ist wohl die Abkürzung von Attila." Da können unsre Nationalisten noch was lernen. Wie würden die in einem solchen Fall das Maul aufreißen und prompt sich lächerlich machen statt den, der es verdient.

Neugieriger. Die in dieser Nummer abgedruckte Szene von Hermann Kesser stammt aus dem Drama „Rotation". Sie ist in die bei Zsolnay in Wien erschiene Buchausgabe nicht aufgenommen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten es wird gebeten. ihnen Rückporto beizulegen. da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Offener Brief an Reichswehrminister Groener

von Carl v. Ossietzky

Hochverehrter Herr Minister! Sie haben am 29. November unter dem Titel „Staatsverleumdung" in der ‚D.A.Z.' einen Artikel veröffentlicht, in dem Sie Ihre alte Forderung nach einem Sondergesetz gegen Pazifisten neu entwickeln. In diesem Artikel erwähnen Sie auch den Weltbühnen-Prozeß, und da Sie Ihr Verlangen nach einem Antipazifisten-Gesetz vornehmlich auf unsern Prozeß stützen, so muß ich Ihre mißlaunige und gereizte und aus diesem Grunde nicht sehr überzeugende Publikation gradezu als Antwort auf die Proteste empfinden, die unsre Verurteilung hervorgerufen hat. Sie werden es daher verstehen, wenn ich Ihnen an dieser Stelle und im Rahmen meiner zurzeit gesetzlich beengten Möglichkeiten entgegne.

Erlauben Sie zunächst, Herr Minister, Ihnen mein Erstaunen auszudrücken, daß Sie als Tribüne ein Blatt gewählt haben, dessen vollfascistischer Charakter auch durch einige Tupfen wirtschaftlichen Liberalismus nicht geschwächt wird. Kurz vorher hatte dies Ihr Publikationsorgan noch versucht, die hessischen Terroristen weißzuwaschen und unter der heitern Überschrift „Der Oberreichsanwalt und Hitler gegen Severing" gegen diejenigen scharf zu machen, die gegen das Arrangement einer deutschen Bartholomäusnacht einige amtliche Einwendungen erhoben haben. In der gleichen Nummer, in der Sie die Staatsverleumder infamieren, macht sich der Hausdichter der Zeitung in Versen, deren Niedertracht nicht durch eine schöne Form artistisch geadelt wird, über die Erregung lustig, die durch die Blutphantasien der politischen Freunde seines Chefredakteurs hervorgerufen wurde.

> Wer insgeheim durch faule Zicken
> versucht die Menschheit zu beglücken,
> der seh' sich seinen Nachbar an,
> ob er den Schnabel halten kann.

In der ‚D.A.Z.' ist man nur unangenehm berührt, daß einer gepetzt hat. Alles andre ist Bagatelle:

> Daß sich zwei Jungens anvertrauten,
> daß sie den Dritten gern verhauten,
> und einer dann die Lust verlor,
> das kam schon in der Sexta vor.

Ich fürchte, Herr Reichswehrminister, Ihr Kollege, der Herr Reichsinnenminister, der Hüter der Verfassung und des republikanischen Zeremoniells, wird über Ihre falsch ausgesuchte Plattform recht ungehalten gewesen sein.

Ich weiß nicht, ob Ihr Wunsch, eine „Lex Groener" zu erreichen, inzwischen in Erfüllung gegangen ist. Während diese Zeilen geschrieben werden, sind im Reichsjustizministerium noch einige Widerstände vorhanden, die gesamte Meinungsfreiheit in Deutschland dem diskretionären Ermessen der Militärs zu unterstellen. Diese Widerstände haben Sie sehr verärgert, und nicht zum mindesten daraus erklärt sich der

gereizte Ton Ihres Artikels. Sie reden von „sogenannten Pazifisten", Sie setzen ohne Versuch einer Graduierung „Pazifist" gleich „Denunziant". Sie nehmen sogar Stresemanns unglückliches Wort von den „Lumpen" wieder auf und gebrauchen es so, daß sich jeder Friedensfreund davon betroffen fühlen kann. Es ist, nach Ihrer Meinung, bisher noch lange nicht oft genug, nicht hart genug bestraft worden. „Und wenn heute einmal eine solche Verleumdungstat ihre Sühne gefunden hat, so zeigt schon die Tatsache, daß es 2¾ Jahre gedauert hat, bis sie endlich zur Verhandlung kam, daß die alten Bestimmungen der heutigen Lage nicht mehr entsprechen." Wenn unser Prozeß beinahe drei Jahre gedauert hat, so lag das nicht an den Angeklagten, die Herren Ihres Ressorts können Ihnen über die Gründe der Verzögerung bündige Auskunft geben. Aber auch sonst scheint mir hier ein ernstes deutsches Manneswort am Platze zu sein, Herr Minister.

Zu meinem Bedauern kann ich nicht verhehlen, daß Ihre Bezugnahme auf unsern Prozeß von herzlich wenig Noblesse zeugt. Ein kämpfender Skribent meiner Sorte hat ein sehr ausgeprägtes Ehrgefühl, das dem eines alten Soldaten nicht nachsteht. Der leipziger Prozeß hat im Dunkeln stattgefunden. Deshalb nicht zum geringsten die Sensation, die er überall erregt hat. Die Öffentlichkeit weiß nur das Faktum der Verurteilung, die Begründung bleibt ihr vorenthalten, von dem Gegenstand des Verfahrens kennt sie kaum verschwommene Umrisse. Und diesen in der Dunkelkammer exekutierten Prozeß nehmen Sie zum besondern Anlaß, nicht nur um ein Gesetz zu fordern, das die gesamte Presse unter Kuratel bringt, sondern auch um die Verurteilten, die schweigen müssen, die kaum mit der linken Hand fechten können, als höchst dubiose Figuren hinzustellen. Sehen Sie, Herr Minister, ich bin im Laufe dieser Woche auf verschiedene Ihnen gesinnungsmäßig Nahestehende gestoßen, die sich beim Lesen Ihres Artikels aufrichtig für Sie geschämt haben. Ist schon dieser hochnotpeinliche Geheimprozeß kein politisch wichtiges Argument, sondern ein Mißtrauen erregendes Kunstgebilde aus Juristerei und Politik, so wird vollends in einem unpolitischen Bezirk kein gerecht Denkender Ihren öffentlichen Fingerzeig auf die Verurteilten, denen selbst der IV. Strafsenat nicht die Ehre der Überzeugungstäterschaft abzusprechen gewagt hat, als gentlemanlike empfinden. Ich beklage es, Herr Minister, mich hier bei solchen Selbstverständlichkeiten aufhalten zu müssen. Ich beklage es, daß man grade einen alten Offizier, also einen traditionellen Spezialisten des point d'honneur, erst am Portepee fassen muß, um ihn auf ein so natürliches Gebot menschlichen Zusammenlebens aufmerksam zu machen.

Ihre Art der Polemik ist überhaupt etwas zu primitiv. Um Ihre pazifistischen Gegner zu kennzeichnen, zitieren Sie selbst Ihre Reichstagsrede vom 19. März, worin Sie behaupten, daß das Ausland sein Material zum größten Teil von Deutschen bezieht, „deren Triebfeder entweder fanatischer Haß gegen alles Militärische oder Gewinnsucht ist". Was mich angeht, so bin ich weder fanatisch noch gewinnsüchtig und nenne den einen schlechten Friedensfreund, der einem

fremden Militarismus einen Gefallen tut. Aber, generell gesprochen, ich habe noch keinen Antimilitaristen gesehn, der dabei fett geworden wäre. Der Krieg ist ein besseres Geschäft als der Friede. Ich habe noch niemanden gekannt, der sich zur Stillung seiner Geldgier auf Erhaltung und Förderung des Friedens geworfen hätte. Die beutegierige Canaille hat von eh und je auf Krieg spekuliert.

Sie haben es sich zu einfach gemacht, Herr Minister, sie setzen Pazifismus gleich Vaterlandsverrat. Aber etwas andres als der Pazifismus steht hier zur Debatte, nämlich die Frage, ob die Deutsche Republik bürgerlich oder militärisch regiert werden soll. In den engen Kreis seiner beschworenen Pflichten gebannt zu sein, das ist das besondere berufliche Schicksal des Soldaten, der Verzicht auf bestimmte bürgerliche Betätigung seine besondere Ehre. Bricht er dagegen aus diesem Kreise, dringt er selbst Subordination heischend in das zivile Regiment ein, erklärt er seine Kasteninteressen für die vornehmsten der ganzen Nation, so sieht es allemal um einen Staat übel aus. Es gibt kein größeres Unglück für die Allgemeinheit als den politisierenden Militär.

Brauche ich Sie an den Dreyfus-Prozeß zu erinnern? Oder an Zabern? Oder an die Tragikomödie des Generals Ludendorff? Oder an Primo de Rivera, den Totengräber der spanischen Monarchie? Ich wähle ein Beispiel, das näher liegt. Ich verweise Sie nur auf den mürrisch und neidisch hinter den Ereignissen herjagenden Greis, der noch gestern der überlegene, der sphinxhaft lächelnde General von Seeckt gewesen ist, um Ihnen nahezurücken, wieweit Politik einen begabten Soldaten demolieren kann. In all den Jahren, wo ich mich mit der Reichswehr kritisch befassen mußte, hat mich nicht nur ein pazifistisches Motiv geleitet, sondern mehr noch die staatsbürgerliche Einsicht, daß nichts verheerender für unser Land ist als ein dilettantisches Militärregiment, als die Omnipotenz der Generalität. Sehr gemäßigte Politiker haben nicht anders gedacht und gehandelt. Graf Bernstorff, zum Beispiel, hat einmal im Reichstag eine bittere Rede gehalten gegen die „unselige Soldatenspielerei", die den deutschen Diplomaten die Arbeit so erschwere. Und als Stresemann in Locarno verhandelte, da tat sich in Berlin eine kleine militärische Nebenregierung auf, die auf eigne Faust Außenpolitik trieb und die Schritte der verantwortlichen Regierung zu konterkarieren suchte. Stresemann ist wiederholt aufs härteste der Generalität über Pläne und Mundwerk gefahren. Wie wäre es mit einem Landesverratsverfahren post mortem?

„Staatsverleumdung!" rufen Sie, Herr Minister, und dieser Begriff ist so weit gefaßt, daß jede Kritik damit getroffen werden kann, jede Bemühung, eine Dummheit subalterner Wichtigmacher und blindwütiger Organisierhengste zu bremsen. Sogar die Wahrheit kann als „Verleumdung" verfolgt werden, wenn sie militärischen Ressortgeheimnissen widerspricht, deren Aufdeckung der außenpolitischen Vernunft dienlicher sein kann als ihre Vertuschung. Und was schließlich die alljährlichen Schlägereien um das Reichswehr-Budget anbelangt — — L'etat c'est moi! sagen Sie und übersetzen

das, vom Brauch etwas abweichend: Der Etat bin ich! Was diese kleine Abweichung bedeutet, hat unser Prozeß gezeigt.

„Staatsverleumdung —"? Es ließe sich darüber mit Ihnen diskutieren, Herr Minister, wenn nicht unglücklicherweise der Staat für Sie und Ihre Herren identisch wäre mit den Interessen Ihres Ressorts. Sie schreiben: „Der Gesetzgeber, der vor Jahren den strafrechtlichen Schutz des Staates gegen Angriffe auf seine Stellung nach außen zu schaffen hatte, konnte noch nicht die Bedeutung kennen, die die öffentliche Propaganda für die außenpolitische Stellung eines Staates erlangen würde, und er konnte allerdings auch nicht glauben, daß eines Tages ein organisiertes Denunziantentum einen so unheilvollen Einfluß auf die Entwicklung wichtiger politischer Fragen nehmen würde." Und diese fürchterliche Charakteristik soll auf die armen versprengten Haufen der Pazifisten zutreffen? Wie sind Sie schlecht unterrichtet, Herr Minister! Wenn Sie eine Ahnung etwa von der Deutschen Friedensgesellschaft hätten, so würden Sie wissen, daß in Deutschland Organisation und Pazifismus diametrale Gegensätze sind. Nein, es gibt ein andres organisiertes Denunziantentum, das nichts mit den Friedensfreunden zu tun hat. Seit zwölf Jahren treiben die Rechtsparteien nichts andres als Staatsverleumdung. Seit zwölf Jahren lassen sie keine Gelegenheit vorübergehen, ohne in der ganzen Welt die Deutsche Republik als korrupt, als verlottert, als einen Staat, in dem die Arbeiterschaft auf Kosten der Gesamtheit faulenzt, zu denunzieren. Hat nicht Herr Schacht in Harzburg die deutsche Währung ruinieren wollen? Hat nicht der hypernationalistische Industriemagnat Fritz Thyssen vor Wochen erst mit falschen Zahlen die amerikanische Öffentlichkeit über den wirklichen Stand der deutschen Sozialpolitik zu dupieren versucht? Hat nicht Herr Hugenberg einmal in Amerika einen gewissen Brief verbreitet, der auch von Leuten, die ihm politisch nahestehen, als landesverräterisch bezeichnet wurde? Und muß ich Ihnen wirklich ins Gedächtnis zurückrufen, unter was für einem Trommelfeuer von Verleumdung alle deutschen Außenminister, von Simons bis Curtius, zu leiden hatten, wenn sie Deutschland draußen zu vertreten hatten? Auch das war Staatsverleumdung tausendfach und hat trotzdem nicht die bescheidenste Kanzlistenfeder bei der Reichsanwaltschaft in Bewegung gebracht.

Ich verstehe nicht, daß ein so erfahrener Politiker wie Sie sich selbst zu so viel Simplizität verurteilen kann, ganz Deutschland in zwei Gruppen zu teilen: in die Guten, das sind die „Wehrfreudigen", die alles bewilligen, was der Herr Kriegsminister wünscht, und die Andern, die Bösen, die zu seinen Wünschen nein sagen. Der aktuelle Schnitt durch Deutschland läuft anders!

Es hat eine Zeit gegeben, Herr Minister, wo Sie bei den Leuten, die Ihnen heute verdächtig laut zujubeln, noch nicht so beliebt gewesen sind. Sie haben seit 1918 wiederholt in das deutsche Schicksal entscheidend eingegriffen. Nicht immer glücklich, aber Sie haben zweimal in tragischen Situationen die Partei der Vernunft gegen die Partei eines sinnlosen Mili-

tarismus zum Siege geführt. Sie haben 1918 als Nachfolger Ludendorffs dessen Kurs liquidiert, Sie haben das zu einer Zeit getan, als der Pazifist Rathenau noch hoffnungslos verwirrt das verhungerte und ausgeblutete Land zur levée en masse aufrief. Und Sie haben im Juni 1919, als die Nationalversammlung zögerte, die Zustimmung zur Unterzeichnung des Versailler Vertrags zu erteilen, als Offiziere des alten Heeres stürmisch den letzten Verzweiflungskampf forderten, mit Aufgebot aller Überzeugungskraft den Herren deutlich gemacht, warum es ein Wahnsinn sei, zur angeblichen Rettung der Waffenehre einen hoffnungslosen Gang zu wagen. Das war in jenen Tagen, als Scheidemanns Hand verdorren wollte, als altgediente Pazifisten Widerstand bis zum Letzten predigten. Es ist das historische Verdienst des Generals Groener, in diesen Schicksalsstunden „Defaitist" gewesen zu sein. Sie blieben mitten in allgemeiner Kopflosigkeit Realist, Sie wurden damals und später von der militaristischen Reaktion mit Ausdrücken bedacht, die sich nicht viel von jenen unterscheiden, mit denen sie heute die Pazifisten bedenken, deren Nero oder Diocletian Sie leider werden möchten. Es ist keine schöne Aussicht, als Vater einer Zuchthausvorlage in die Geschichte einzugehen, als Unterdrücker des freien Worts der Presse. Ich bin Ihr Gegner, aber kein ungerechter, und deshalb drängt es mich, angesichts der gefährlichen Entscheidung, die Sie auf sich genommen haben, ein Stück aus Ihrer Vergangenheit lebendig zu machen, das Ihren Namen freundlicher strahlen läßt als Ihre neuern Taten es vermögen.

Es ist eine etwas komische Vorstellung, daß in dieser Zeit, wo in Deutschland alles mit Messer oder Knüppel gemacht wird, die paar Männer, die noch eine Ehre darin sehen, mit der Feder zu kämpfen, zuerst unschädlich gemacht werden sollen. „Epargnez la tête!", rief jener pariser Aristokrat, der den jungen Voltaire von seinem Lakaien verbleuen ließ. Schont den Kopf! In Deutschland gibt es nur auf den Kopf, das scheint hierzulande Gesetz zu sein, und es stimmt nicht tröstlicher, daß diesmal das Gesetz von einem Manne verhängt wird, der sich als guter Republikaner vorstellt. „Die Freiheit, die wir besingen und erstreben, ist Opfer wert." So schreiben Sie. Wir sind beide Republikaner, Herr Minister, aber ich fürchte, wir meinen nicht die gleiche Freiheit, und wir singen auch nicht in der gleichen Stimmlage. Wahrscheinlich singen wir auch alle beide nicht sehr schön, wobei Sie allerdings den Vorzug haben, von einem Militärorchester begleitet zu sein.

Ich glaube nicht, daß wir uns leicht einigen werden, Herr Reichswehrminister. Als loyaler Gegner möchte ich Ihnen indessen anbieten, auf diesen offenen Brief ebenso offen an dieser Stelle zu antworten. Da Sie die Vollblutfascisten der ‚D. A. Z.' nicht gestört haben, dort Ihre Meinung zu vertreten, glaube ich hoffen zu dürfen, daß Sie auch an den liebenswürdigen Petroleuren der ‚Weltbühne' keinen Anstoß nehmen werden.

Genehmigen Sie, Herr Minister, den Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung . . .

Zentrum und Fascismus von K. L. Gerstorff

Die Koalitionsgespräche zwischen dem Zentrum und den Nazis werden an den verschiedensten Stellen geführt; bisher ist noch keine endgültige Entscheidung getroffen worden. Das hat nicht zum wenigsten seinen Grund in der Lage des Zentrums selbst. Wenn wir uns die Ergebnisse der letzten Wahlen ansehen, so ist festzustellen, daß das Zentrum bisher die einzige bürgerliche Partei gewesen ist, die sich gegenüber dem Ansturm der Nazis voll behauptet hat. Es hat sogar in Hessen einige Tausend neuer Wähler gewonnen, das heißt, es hat seinen prozentualen Anteil an den Wählern behaupten können. Die bürgerlichen Parteien rechts und links vom Zentrum sind durch den Nationalsozialismus fast völlig zermürbt worden. Die Arbeiterparteien zusammengenommen behaupten sich im Kern; ein wenig ist allerdings ihr prozentualer Anteil gesunken, was unter anderm auch daher kommen mag, daß ein Teil der jungen Wähler, die noch nie im Produktionsprozeß gestanden haben, den Nazis seine Stimmen gibt. Wenn wir heute in Preußen Wahlen hätten, so würden die Ergebnisse voraussichtlich denen in Hessen entsprechen. Die Nazis allein hätten sicherlich keine Majorität, dagegen möglicherweise eine mit dem Zentrum. Die Nazis allein werden nicht stärker sein als die Arbeiterparteien zusammen.

Es sind sehr entscheidende Erwägungen, die das Zentrum bisher von einer Koalition mit Hitler abgehalten haben, entscheidende Erwägungen, von denen aber ausdrücklich gesagt werden muß, daß sie taktischer Natur sind und bereits in der nächsten Zeit bei dem augenblicklichen Tempo der Entwicklung überholt sein können. Die Situation auf den internationalen Kapitalmärkten hat sich in letzter Zeit nicht sehr verändert; in den nächsten Monaten wird man versuchen, die Verhandlungen über die Regelung der Younglasten und über die der kurzfristigen deutschen Verschuldung zu einem, wenn auch nur vorläufigen Abschluß zu bringen. Der entscheidende Partner, mit dem der deutsche Kapitalismus dabei zu tun hat, ist Frankreich. Und der Kanzler Brüning hat im Reichstag mit Recht betont, daß die Bedingungen des französischen Kapitalismus bei einer nationalsozialistischen Regierungsbeteiligung wahrscheinlich noch schwerer sein werden als sie es ohnehin schon sind. Das Monopolkapital hat daher, was die außenpolitische Situation Deutschlands anbelangt, kein Interesse daran, vor dem Abschluß dieser Verhandlungen den Eintritt Hitlers in die Regierung zu beschleunigen. Und es ist charakteristisch, daß bei all den Ministerlisten, die bis heute zirkulierten, die Nationalsozialisten niemals auf den Posten des Außenministers Anspruch erhoben haben; den wollen sie gern dem Zentrum überlassen. Aber es ist natürlich, daß die Nazis sich vor der außenpolitischen Verantwortung nicht werden drücken können; und das ist eine nicht unbeträchtliche Sorge für sie. Hitler fällt eine „Umstellung" auch in diesem Punkte nicht sehr schwer. Wie er einst die Befreiung Südtirols glatt aus dem Programm gestrichen hat, als Mussolini etwas ungnädig wurde, so werden er und sein

engerer Stab sich auch mit den französischen Nationalisten verständigen. Aber damit Hitler für das Monopolkapital ein wesentlicher Bundesgenosse werden konnte, mußte er eine große Bewegung entfachen. Er hat sie entfacht. Er hat hunderttausende von deklassierten Kleinbürgern, die durch das Monopolkapital proletarisiert wurden, politisiert, er hat sie auf die Straße gebracht unter der Parole: Gegen den Marxismus — Für den Nationalismus. Aber grade bei diesen Massen genügte ein abstrakter Nationalismus nicht; er mußte vielmehr konkretisiert werden, und der konkrete Gegner war in allen nationalsozialistischen Reden und Schriften immer Frankreich. Den Hunderttausenden am Tage vor der Machtergreifung zu erklären: siegreich wollen wir Frankreich schlagen, um ihnen am Tage danach auseinanderzusetzen: Wir müssen Kredite von Frankreich haben — das ist eine Frage, die für die Nationalsozialisten nicht ganz einfach zu lösen sein wird. Und wenn Hitler bei allen Widerständen in der eignen Partei diese Schwenkung vollziehen wird, so muß und wird er dafür von Brüning ein Aequivalent verlangen, ein Ventil für seine aktivsten Anhänger: und dieses Ventil kann nur der schärfste Terror im Innern sein. Man soll sich da keinen Illusionen hingeben und nicht etwa glauben, daß die Nationalsozialisten hier sehr bescheiden sein werden; sie können sich doch beim Regierungseintritt nicht mit dem Postministerium begnügen, sondern müssen versuchen, die realen Machtpositionen zu besetzen. Sie werden sich nicht mit dem Verbot der KPD und einiger linksradikaler Zeitschriften bescheiden, sie werden die Zerschlagung der Sozialdemokratie, die Zerschlagung der Gewerkschaften, die Zerschlagung sämtlicher Arbeiterorganisationen verlangen. Also ist es eine groteske Illusion, die leider noch in vielen Arbeiterhirnen spukt, daß man die Nationalsozialisten nur ans Ruder lassen solle, sie würden schon in kurzer Zeit abwirtschaften. Gewiß werden sie abwirtschaften, wenn damit gesagt wird, daß sie die ökonomische Krise nicht liquidieren werden; aber grade weil sie so die großen Massen der Bauern, der Kleinhändler, Handwerker und Angestellten enttäuschen werden und enttäuschen müssen, so werden sie zum schärfsten Terror greifen, um die wirkliche Front der Gegner, die Arbeiterschaft, zu zermürben, ja, wenn möglich, zu zertrümmern.

Und hier stockt das Zentrum, stockt wenigstens bisher. Das Zentrum und die Bayrische Volkspartei haben im deutschen Nachkriegskapitalismus bisher außerordentlich starke Machtpositionen gehabt. Und doch waren es nur ungefähr 16 Prozent der deutschen Wähler, die Zentrum wählten. Die Machtpositionen des Zentrums basierten darauf, daß es eine Partei der Mitte war, daß es je nach Bedarf nach rechts zu den Deutschnationalen optieren konnte und nach links zu den Sozialdemokraten, daß es, solange die Deutschnationalen existierten, sogar gleichzeitig mit rechts im Reichstag und mit links in Preußen regieren konnte. Wenn das Zentrum mit den Nationalsozialisten eine Koalition bildet und dabei duldet, daß sie die Arbeiterorganisationen zerschlagen, dann ist das Zentrum eben nicht mehr eine Partei der Mitte, sondern der linke Schwanz einer nationalsozialistischen Regierung, und das Zen-

trum hat in letzter Zeit Erfahrungen genug gemacht, wie die Nazis mit ihren frühern Bundesgenossen umgehen. Hatten in Harzburg Hugenberg und Hitler noch gemeinsam ein Manifest erlassen und erklärt, daß die nationale Opposition zusammen bis zum Sieg und nach dem Sieg kämpfen werde, so war wenige Wochen nach Harzburg die nationale Opposition zerfallen, und Hitler hatte nicht die mindesten Bedenken, bei den Verhandlungen mit Brüning Hugenberg zu opfern. Ist das Zentrum also der linke Schwanz einer nationalsozialistischen Regierung, so befürchtet Brüning, daß es ihm in der Regierung mit Hitler bald so ergehen könnte, wie Hugenberg vorher, und daß der Zentrumspartei als Ganzem das Schicksal bereitet werden würde, das Mussolini den katholischen Popolari in Italien bereitet hat.

Das Zentrum ist bisher die einzige bürgerliche Partei gewesen, die sich gegenüber dem Ansturm von rechts gehalten hat, die den bürgerlichen, den bäuerlichen und den Arbeiterflügel zusammengehalten hat. Das Zentrum befürchtet grade bei einer Koalition mit den Nazis als Partei zerschlagen zu werden. Und es ist in diesem Zusammenhang nicht unwesentlich, daß der Führer der Christlichen Gewerkschaften im Rheinlande jüngst erklärte: wenn es hart auf hart ginge, würden die Christlichen Gewerkschaften gemeinsam mit den Freien Gewerkschaften gegen die Nazis kämpfen.

Man soll die taktischen Gegensätze, die zwischen den Nazis und dem Zentrum heute noch vorhanden sind, nicht unterschätzen. Man soll sie aber auch nicht überschätzen. Die Nazis und das Zentrum agieren ja nicht im Himmel sondern auf der platten Erde, sie sind beide letzthin ausführende Organe des Kapitals. Und die internationale Situation des Kapitalismus hat sich in der letzten Zeit gewiß nicht verbessert. International ist von einer Besserung jedenfalls nichts zu spüren. Alle, die von der Erhöhung der Getreidepreise in Chicago die Erholung der Rohstoffmärkte erwarteten, einen Anstieg der amerikanischen Wirtschaftsbelebung, einen Silberstreifen auch für den europäischen Kapitalismus, alle diese Illusionisten sind wieder um eine Hoffnung ärmer geworden. Die amerikanische Produktion ist in der letzten Zeit wieder zurückgegangen, und kein Mensch in USA. erwartet für absehbare Zeit einen Anstieg. Zugleich wird die Situation auf den internationalen Kapitalmärkten immer unsicherer, die Entwertung des englischen Pfundes schreitet fort, es zeigt sich selbst bei einem Kapitalismus, der solche Reserven hat wie der englische, mit aller Deutlichkeit, daß man den Anfang einer Inflation in der Hand hat, aber nicht mehr das Ende. In Frankreich ist die Krise tiefer geworden, es ist nicht mehr das Land ohne Arbeitslose, und der Sieg der Tories mit der Verwirklichung der englischen Schutzzollpläne hat die Deroutierung der Weltwirtschaft noch weiter verstärkt. In der ganzen Welt steigen die Zollmauern, und so werden auch die Schwierigkeiten für die deutsche Exportindustrie, deren günstige Bilanz bisher noch der einzige Lichtpunkt war, immer größer. Die neue Notverordnung wird wahrscheinlich einen weitern rigorosen Abbau der Beamtengehälter und der Sozialversicherung bringen, wir stehen vor einem neuen, riesenhaften konzentrischen Angriff des Mo-

nopolkapitals auf den Lebensstandard der deutschen Arbeiterschaft; vor einem Angriff, dessen Brutalität selbst für die Gewerkschaftsvertreter so schwer zu verteidigen ist, daß der ‚Freie Angestellte', das Organ des Zentralverbandes der Angestellten, gezwungen ist zu schreiben: „Die Wirtschaftspolitik dieses Unternehmerprogramms der Regierung Brüning tolerieren — hieße einen neuen Schritt zum Fascismus tun."

Zentrum und Fascismus agieren nicht im Himmel sondern auf der platten Erde. Das Monopolkapital hat es bei der bisherigen Situation für taktisch opportun gehalten, getrennt zu marschieren, um vereint zu schlagen und durch die Drohung mit Hitler die sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaften zu allen Konzessionen zu nötigen. Wenn das Tempo der Krise noch zunimmt, so kann es das Monopolkapital bald für opportun halten, nicht mehr getrennt zu marschieren und vereint zu schlagen, sondern bereits vereint zu marschieren. Die gesamte Arbeiterschaft muß das wissen. Sie muß weiter wissen, daß man den Eintritt Hitlers in die Regierung nicht durch parlamentarische Abstimmungen verhindert; die Atempause, die die Tolerierung der Brüningregierung seiner Zeit geschaffen hat, hat nicht, wie wohl heute keiner bestreiten kann, dazu beigetragen, die Positionen der Arbeiterschaft zu stärken, sondern allein die Hitlers. Was heute nottut, ist also, angesichts des Fascismus einen außerparlamentarischen Kampf der Arbeiterklasse an allen Frontabschnitten zu organisieren, sowohl gegenüber der direkten Kapitaloffensive und den brutalen Lohnabbauplänen der Unternehmer, wie gegenüber den immer schärfer werdenden Terroraktionen der Nationalsozialisten. In der Arbeiterschaft wächst spontan der Abwehrwille, und notwendig ist, daß dieser Abwehrwille rechtzeitig organisiert wird, das heißt nicht erst dann, wenn die Fascisten, unabhängig vom Parteibuch, sämtliche Arbeiter terrorisieren — sondern heute muß ihrem konzentrischen Angriff die konzentrische Abwehrfront gegenübergestellt werden.

Coudenhove blamiert Europa

von Felix Stössinger

Ein europäisches Komitee der besten Namen hat im norwegischen Storthing den Organisator der paneuropäischen Bewegung, Coudenhove-Kalergi, für den Friedenspreis der Nobelstiftung vorgeschlagen. Wenn damit der Idee des Vereinigten Europäischen Kontinents eine Reverenz erwiesen werden soll, dann können sich über diese Kandidatur auch die Kontinentalpolitiker der ‚Sozialistischen Monatshefte' freuen, die die Konzeption der fünf Weltimperien bereits geprägt und propagiert haben, als Coudenhove noch auf der Schulbank saß. Trotzdem ist es nicht wenig erheiternd, die Namen der Antragsteller zu lesen. Mit Ausnahme von Benesch, der länger als Coudenhove Kontinentalpolitik kennt und treibt, und mit vielleicht noch zwei oder drei Ausnahmen, gehören die meisten Antragsteller zu den Gruppen, die den Zusammenschluß Europas bisher nicht gefördert sondern sabotiert haben und deshalb die wirklichen Kontinentalpolitiker nicht gern Unter den Linden oder in der Wilhelm-Straße grüßen. Auch bei

dieser Aktion ist es Coudenhove wieder gelungen, ohne Sinn für geistige und politische Distanz ein Komitee zu bilden, ein richtiges Abbild des Krethi und Plethi, das sich in der deutschen Sektion Paneuropas eingenistet hat und sie als Asyl benutzt, in dem deutsche Revisionspolitik gegen Frankreich und englische Schiedsrichterpolitik gegen Europa unter jener falschen Flagge geschmuggelt wird, die Coudenhove wohl nicht erfunden hat, um Konterbande gegen Europa zu exportieren.

In der Praxis ist das aber leider der Fall. Und zwar nur durch Coudenhoves eigne Schuld. Es ist deshalb im Interesse des europäischen Zusammenschlusses nicht länger möglich, Coudenhove ungeschoren zu lassen. Er gilt im Ausland als deutscher Exponent der Idee Europa; der Mißbrauch, den er mit ihr in seinem Buch Stalin & Co getrieben hat, fällt auf uns alle zurück.

Es gibt Ideen, deren Größe eine klare Aussprache notwendig macht, und die ein diplomatisches Getuschel ausschließen. Keine Politik ist ohne Taktik, ja nicht einmal ohne Kompromisse denkbar. Aber man muß auch wissen, welchen Teil des Ganzen man dem Kompromiß vorübergehend opfern kann, ohne damit sich selbst zu opfern. Coudenhove weiß genau, daß Europa ein Imperium für sich selbst ist und England ein Teil des britischen. Er veröffentlicht ja selbst in jedem Heft seiner Zeitschrift eine Landkarte, in der genau nach den Angaben der Kontinentalpolitik der ‚Sozialistischen Monatshefte‘ die beiläufigen Abgrenzungen der fünf Imperien eingezeichnet sind. Mit dieser kartographischen Deklarierung hält Coudenhove seine Pflicht für getan. Im täglichen Kampf die englischen Störungen der deutsch-französischen Zusammenarbeit, die Sabotage des Europakomitees durch MacDonald, die Zerreißung des Genfer Pakts durch Chamberlain als Schläge gegen Europa entlarven, — dieses Vergnügen überläßt er uns. Coudenhove glaubt nämlich ganz im Ernst, die Engländer werden mit der Zeit „einsehen", daß sie nicht zu Europa gehören, und dann ist alles in Butter. Dieses Kind! Als ob die Engländer nicht schon länger als Coudenhove wüßten, daß sie nicht zu Europa gehören. Deswegen geben sie ihre Schiedsrichter- und Ausbeuterstellung in Europa ebensowenig auf wie Kapitalisten auf die Wegnahme des Mehrwerts verzichten, weil sie „einsehen", daß er nicht ihnen gehört. Über Englands Stellung zum Kontinent ist eben nicht England, sondern Deutschland aufzuklären. Diese Aufklärungspflicht hat Coudenhove gröblich verletzt, und alle Reaktionäre der Außenpolitik, die die Kontinentalpolitik fliehen, weil sie mit Europa ernst macht und daher Front nimmt gegen die Störer Europas, flüchten sich zu ihm, ohne einen Blick auf seine Landkarte zu werfen, von der sie wissen, daß sie niemanden stört. Taktiker wie Coudenhove vergessen mit der Zeit, was sie einmal gewußt haben, und durch eine solche Fehlleistung verriet sich Coudenhove, als er einmal als zukünftige Verkehrssprache Europas ausgerechnet englisch vorschlug.

Coudenhoves Schweigen über England war immer schlimm. Sein Aufruf an Europa, sich gegen Rußland zusammenzuschließen, ist aber der Verfall.

Stalin & Co. ist das erfolgreichste deutsche Buch gegen die Bolschewisten. Nach Angabe des Verlages werden täglich tausend Exemplare verkauft. Das sind täglich tausend Bücher gegen Paneuropa, gegen Kontinentalpolitik, gegen die Reinheit der Idee des imperialen Zusammenschlusses und für die Verhetzung der Imperien. Wenn das auch praktisch überhaupt nicht möglich ist, so bedeutet es doch eine solche Kompromittierung der Idee, daß kein Wort dagegen zu schade ist.

Es war die Spezialität der dümmsten Gegner der Kontinentalpolitik, uns vorzuwerfen, wir „verhinderten" die Einigung der Welt (die offenbar vor der Tür stand), indem wir eine neue Bündnispolitik „gegen" jemand, nämlich gegen England, richteten. Das war vor allem der Vorwurf von Politikern, die eine Politik gegen Frankreich damals wie heute selbstverständlich finden. Inzwischen ist wohl schon bekannt geworden, daß die Kontinentalpolitik gegen kein Volk, kein Land, keine Staats- und keine Wirtschaftsform gerichtet ist (deren Änderung niemals Sache der Außenpolitik sein kann) und daß unsre Außenpolitik nur imperialistische Ansprüche einer jeden Macht gegen eine andre, eines Imperiums gegen das andre zurückweist, das allerdings gründlich, weswegen unsre Gegner behaupten, wir wären „manisch" gegen England, wo es doch in Deutschland nur gestattet ist, manisch gegen Versailles, Frankreich, Polen oder für Rußland, England, Amerika zu sein. Die Kontinentalpolitik ist eben überhaupt keine Politik anti, sondern nur eine Politik pro, und begrüßt daher in allen Ländern der Welt jede Kraft, welcher Partei auch immer, die drüben für den eignen imperialen Ausbau wirkt. Die Kontinentalpolitik will allen Völkern und Ländern die ungestörte Entwicklung ihrer eignen Produktionskräfte sichern und alle Hindernisse, imperialistische und kapitalistische, beseitigen, die diese unveräußerlichen Menschenrechte schmälern. Deswegen ist die Kontinentalpolitik sozialistische Politik, und deswegen ist es ihre völlige Umkehrung, wenn ein Coudenhove Europa aufruft, sich zu einer defensiven Intervention gegen die russische Überproduktion zusammenzuschließen. Coudenhove zeigt damit, daß er den schöpferischen Gedanken der Imperienbildung überhaupt nicht begriffen hat, da sie nicht die Produktivkräfte der andern unterbinden, sondern befreien will.

Gegen diesen Antibolschewismus Coudenhoves, der die Hysterie verkrachter europäischer Kapitalisten in Dienst stellt, müssen vor allem wir als Vertreter eines sozialistischen integralen Antibolschewismus Stellung nehmen. Nur weil wir überzeugt sind, daß der Bolschewismus die wirkliche Produktionskraft unterbindet, bekämpfen wir ihn.

Wie aber die verängstigten Kapitalisten Europas bei der Ankunft eines jeden Schiffes des roten Handels über den Untergang des Kapitalismus klönen, so ist für Coudenhove der Stalinismus jetzt schon eine Macht, größer als Papst plus Hoover plus Morgan. (Der Vergleich ist übrigens durch die Drucklegung überholt, da ja auch amerikanische Firmen einen Beigeschmack von Kreditanstalt auf der Zunge hinterlassen.) An Stelle des Gespensts vom bolschewistischen Elend, das

nach meiner Ansicht real ist, setzt Coudenhove das Gespenst von der bolschewistischen Prosperität! Unter dieser Parole Europa zur Einigkeit aufzurufen, ist freilich ein unfreiwillig komisches da capo der Präambel zum Kommunistischen Manifest. Unser Europa steht unter der Idee des Schaffens; trotzdem liegt uns jeder Versuch fern, außenpolitisch die Wirtschaftsform eines andern Landes zu bekämpfen. Europa aber zu mobilisieren gegen die Schaffenskraft irgend eines Teiles der Welt — an dessen Prosperität man glaubt —, das heißt die europäische Idee in Trümmer schlagen.

Coudenhove begann jung und war schön durch seinen Enthusiasmus. Er schloß sich spontan einer Idee an, die er fand und die ihm gefiel. Für diese Idee hat er seitdem so viel getan, daß er keine Zeit mehr fand, sie zu verstehn. Über das Formale ist er nie hinausgekommen. Alle seine Fehler sind nicht böser Wille, sondern eine Wesensfremdheit der Sache gegenüber. Das mag ihn persönlich entschuldigen aber nicht politisch. Ein Hindernis mehr für den Aufbau des Vereinigten Europäischen Kontinents — das ist sein Paneuropa.

Manabendra Nath Roy von Asiaticus

Am 21. Juli um 5 Uhr morgens hat die Polizei in Bombay ein jahrelang vergeblich verfolgtes und gehetztes Wild zur Strecke gebracht. Es ist Manabendra Nath Roy, nach dem Polizeibericht „the notorious Indian revolutionary and communist of international fame".

Am gleichen Tage sind in Bombay zehn Inder unter der Anklage der Beherbergung M. N. Roys verhaftet worden. Es sind dies die Führer des Allindischen Gewerkschafts-Kongresses, des linken Flügels im National-Kongreß, der revolutionären Jugend- und Studentenorganisationen. Eine Riesenversammlung, einberufen vom Allindischen Gewerkschafts-Kongreß und von den Gewerkschaften der Textilarbeiter, Eisenbahner, Straßenbahner, Lederarbeiter und der Arbeitslosen-Assoziation, erklärte in ihrer Entschließung, daß die Verhaftungen „eine groß angelegte Offensive gegen die revolutionäre Bewegung der Massen Indiens für nationale Freiheit und einen Angriff auf die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung" darstellen. Von den genannten Organisationen wurde auch ein Verteidigungskomitee für M. N. Roy gebildet, dem sich namhafte Rechtsanwälte und Führer des Indischen National-Kongresses freiwillig anschlossen. Dies Komitee hat zu solidarischen Protestaktionen in Indien und der Internationale aufgerufen. Dank seiner Initiative, die auch in Europa und Amerika einen starken Widerhall gefunden hat, ist gegenwärtig in Indien eine stetig wachsende Massenbewegung unter der Losung „Save Roy!" im Gange, die von der Kolonialjustiz mit dem hermetischen Abschluß Roys von der Außenwelt und zuletzt auch mit der Verhaftung seines Verteidigers beantwortet wurde.

Nach den Berichten der englischen Presse lautet die Anklage gegen M. N. Roy auf „waging war against the King" (Kriegführung gegen den König). Nach dem indischen Strafgesetzbuch steht darauf Todesstrafe oder lebenslängliche Deportation. Die Verhaftung erfolgte indessen unter Berufung auf Artikel 121 A „wegen Verschwörung und Verbrechens gegen den Staat", begangen durch die angebliche Urheberschaft am Aufstand in Cawnpore 1924. Auf Grund des Steckbriefes ist M. N. Roy nach der Verhaftung in das Gefängnis von Cawnpore eingeliefert worden, wo seit dem 12. November sein Prozeß stattfindet, für den eine einmonatliche Dauer vorgesehen ist. Schuldig in die-

sem Falle bedeutet die Verurteilung zu lebenslänglicher Deportation oder zu Gefängnis nicht unter zehn Jahren. Die Untersuchung wird aber auch noch auf andre Fälle ausgedehnt. So soll nach englischen Pressemeldungen M. N. Roy „als leitendes Mitglied der moskauer Internationale verantwortlich für die kommunistische Propaganda und Agitation in Indien" sein. Ferner soll er im Auslande „Verschwörungen gegen die Integrität des Britischen Reiches" angezettelt haben. Nach der ‚North China Daily News' soll er im Jahre 1927 als Vertreter der Kommunistischen Internationale in China „indische Soldaten und Polizisten zur Meuterei veranlaßt und gemeinsam mit Borodin die Propaganda gegen die britische Regierung geleitet haben."

Das Niveau der Polizeiberichte in den kolonialen Ländern ist noch viel tiefer als in Europa. Es ist nur plumpe Polizeiabsicht oder Stupidität, wenn sie M. N. Roy als Verschwörer hinstellen. Sein wirklicher „Krieg gegen den König" bestand und besteht darin, daß er ein Vorkämpfer der Unabhängigkeit Indiens und der markanteste Führer der jungen indischen Arbeiterbewegung ist. Als solcher ist er auch zu größerm Einfluß innerhalb der kolonial-revolutionären und der internationalen Arbeiterbewegung gelangt.

Das Dynamit dieses „Verschwörers" gegen die britische Herrschaft über Indien konnte fast ein Jahrzehnt lang nur aus seiner politischen und literarischen Arbeit in der Emigration bestehen. Wenn nun der britische Imperialismus M. N. Roy als den Verantwortlichen für „Verschwörungen und Aufstände" zur Richtstätte führen will, so muß sich dagegen gemeinsam mit der Kampffront für die indische Befreiung, mit den indischen Gewerkschaften und der revolutionären Jugend die ganze internationale Welt der Arbeit und des wirklichen Fortschritts erheben.

*

In Heft 41 der ‚Weltbühne' hat Alfons Goldschmidt das zehnjährige Bestehen der Internationalen Arbeiterhilfe gewürdigt und besonders ihr großes Werk der internationalen und überparteilichen Solidarität gefeiert. In engster Verbindung mit dieser Organisation steht bekanntlich auch die Liga gegen Imperialismus und für nationale Unabhängigkeit. Wie ist es zu erklären, daß diese beiden Organisationen bisher mit keinem Wort öffentlich zu der Verhaftung Roys Stellung genommen haben? Die Internationale Rote Hilfe, die vorzugsweise eine Organisation zum Schutze der proletarischen politischen Gefangenen und Verfolgten ist, schweigt ebenfalls und schließt kurzerhand die Mitglieder aus, die nicht schweigen wollen. Noch mehr. Die Organisationen wie auch die Presse der Kommunistischen Internationale stehen mit in dieser Front des Schweigens, obwohl die Anklage gegen M. N. Roy wegen „Kriegführung gegen den König" sich zum größten Teil auf sein Wirken im Auftrage derselben Kommunistischen Internationale stützt. Warum wird M. N. Roy die elementarste proletarische Solidarität versagt?

M. N. Roy ist vor etwa drei Jahren wegen taktischer Streitfragen, wegen seiner Kritik an den Fehlern, die von der gegenwärtigen kommunistischen Führung während der chinesischen Revolution begangen wurden, sowie wegen der Kritik an ihrer Politik in Indien und in der gesamten Internationale ausgeschlossen worden. Der britische Imperialismus richtet aber M. N. Roy nicht, um diese Führung von einem unbequemen Kritiker zu befreien, sondern um den indischen Freiheitskampf, um den Emanzipationskampf der Werktätigen in den Kolonien zu treffen. Selbst wenn die Führung der Kommunistischen Internationale in dem Streit mit M. N. Roy recht hätte, selbst dann müßte sie alles, was in ihrer Kraft steht, aufbieten, um den Anschlag der britischen Reaktion zu vereiteln. Denn hier geht es nicht allein um eine Person sondern um den Kampf des britischen Imperialismus gegen die indische Revolution.

Und die Internationale Arbeiterhilfe, die Anti-Imperialistische Liga, die Internationale Rote Hilfe — beginnt für diese Organisationen die Pflicht zur Hilfe und Solidarität erst mit der restlosen Zustimmung zu den Beschlüssen der Kommunistischen Internationale, mit der Anerkennung der Unfehlbarkeit der heutigen Führung? Wir richten die offene Anfrage an Alfons Goldschmidt, den Vorsitzenden der Internationalen Arbeiterhilfe, und an Klara Zetkin, die Vorsitzende der Internationalen Roten Hilfe: Soll das Schweigen Ihrer Organisationen um den Prozeß gegen M. N. Roy auch weiterhin ein beschämendes Beispiel bureaukratischer Mißachtung der unbedingt vorliegenden Pflicht zur Solidarität bieten? Soll der Hilfeschrei aus Indien hier ungehört verhallen? Sollen sich Ihre Organisationen in diesem Konflikt zwischen dem britischen Imperialismus und der indischen Revolution durch Schweigen auf die Seite des ersteren stellen?

Diese Anfragen sollen nichts andres sein als ein Appell an die wirkliche internationale proletarische Solidarität. Wie sich einst die Welt aufbäumte, als der Dollarimperialismus Saccos und Vanzettis Leben forderte, so soll die Solidarität der Ausgebeuteten und Unterdrückten den Opfern des britischen Imperialismus in Indien, so soll sie auch M. N. Roy beistehen. Nach den letzten Nachrichten droht Roy die Deportation für 10 Jahre, wenn nicht lebenslänglich nach der Andaman-Insel im Indischen Ozean. Muß man dann noch beweisen, daß hier taktischer Streit verstummen muß, daß antiimperialistische und proletarisch-revolutionäre Organisationen den Kampf um die Rettung von M. N. Roy vor der ihm drohenden physischen Vernichtung führen müssen?

Das Dritte Reich im Bild von Ernst Kállai

Man ist keineswegs nur auf die nationalsozialistischen Darbietungen in der Hedemannstraße angewiesen, wenn man erfahren will, wie das Konterfei des völkischen Heils aussieht. Alle deutschen Kunstausstellungen und -zeitschriften wimmeln von dieser nicht nur der Reichsnumerierung gemäß dritten Sorte Kunst. Die Ideologie der Hitlerpartei hat von der Seele der deutschen Malerei und ihrer Kritik im weiten Umfang Besitz ergriffen — schon zu einer Zeit, als die Nazi-Bewegung sich noch in schwachen Anfängen befand.

Freilich darf man die künstlerischen Äußerungen der Hitlerei nicht etwa nur in realistischen oder allegorischen Darstellungen ihres politischen Vormarsches vermuten. Käme es nur auf diese undiskutabel kitschige direkte Tendenzmalerei an, so brauchte von einer Nationalsozialisierung der deutschen Kunst keine Rede zu sein. Gegen diesen Kitsch ist sie selbstverständlich gefeit. Es gibt aber auch eine unpolitisch getarnte Ansteckung durch den Hitlerbazill, eine Gemütsinfektion, deren malerischer Ausschlag weder Hakenkreuze noch Braunjacken oder sonstige drohende Symptome sehen läßt. Ihre Träger sind an allen Wirkungsstätten des künstlerischen Schaffens und seiner Kritik anzutreffen. Selbst an jenen, die politisch zur Demokratie oder zum Linksradikalismus gehören. Es sind die Maler und kunstschriftstellerischen Beisitzer der perspektivischen Restauration, der Rückkehr zu altväterlichen Eingrenzungen und impressionistischen Umschmeichelungen des Gegenstandes im Bilde, mögen diese nun empfindsamen Heim-

und Heimatkult, Idyllen der Selbstgenügsamkeit oder pathetische Heldenverehrung und verschwommene Gottesanbetung bedeuten. Sie sind vom selben kleinbürgerlichen Weltempfinden bestimmt wie die politischen und sozialen Ideale der Hitlerpartei. Daß sie noch keine eigne künstlerische Front unter dem Protektorat dieser Partei bilden, sondern einstweilen noch mit der (in der ‚Weltbühne' schon einmal geschilderten) großen Kunstkoalition aller Richtungen, Vereinigungen und Institute verfilzt sind, hat seinen einfachen Grund. Es geht auf die typisch kleinbürgerliche und obendrein noch sehr deutsche Anschauung zurück, daß Kunst nur in die gute Seelenstube gehöre und mit Politik nichts zu schaffen habe. Wobei allerdings der politische, wie jeder andre Sinn der Kunst auch, nur im Motiv erblickt und gewertet wird, nicht in der Gesamtverfassung, in der geistig-formalen Haltung des Kunstwerks. Selbst Künstler, die sich der Inhalt-Form-Einheit ihres Schaffens im übrigen doch ohne weiteres bewußt sind, pflegen in der Selbstanalyse nur selten bis zu den realen Wurzeln und Bindungen ihres Stils vorzudringen. Am seltensten grade zu seinen politischen Ordnern; denn diese treten zumeist nur in äußerst verfeinerten, vielfachen Umdeutungen zutage. Es gibt nicht nur verdrängte Erotik, auch verdrängte und sublimierte Politik im Stil. Der Stil symbolisiert die Stellung des Künstlers zu allen nackten Tatsachen der Wirklichkeit, also auch zu ihrer Politik. Die kraftmeierische Hitlerpolitik hat die durchaus biedermeierlichen Ziele eines braven Kleinbürgertums auf eigner Scholle, mit eigner Werkstatt und eignem Laden. Und, versteht sich, mit eignem Herd goldeswert, mit dem schmukken Heim Glück allein. Es genügt, die Inserate der völkischen Zeitungen zu lesen, die allerlei parteisinnfällig geschmückten Gemütskleinkram für Sofa und Vertiko feilbieten. Der gleiche Gemütskleinkram, nur in andrer Form und gehobener Qualität, erscheint auf den Bildern der neuen herzlichen Gegenstandsfreunde, wie man sie als Massengut unsrer Kunstausstellungen und -zeitschriften allenthalben antreffen kann, freundlich-anheimelnd, besinnlich-beschaulich.

Dieses Massengut ist zahlenmäßig so überlegen, daß seine kompakte Zusammengehörigkeit trotz der noch bestehenden organisatorischen Verfilzung mit andern Erscheinungen der großen eklektischen Kunstkoalition schon heute deutlich zu erkennen ist. Die eigne organisatorische Zusammenfassung seiner Hersteller und Propagandisten, seine Abgrenzung gegen jeglichen „Kunstbolschewismus" kann nur Frage kurzer Zeit sein. Das Gemunkel von der Gründung eines neuen Künstlerbundes, das vor einiger Zeit durch interessierte Kreise ging, wird schon stichhaltig sein.

Die Gründung eines solchen hitlerisch-nationaldeutsch „leuchtenden" Künstlerbundes wäre nur zu begrüßen. Sie könnte den Anstoß zu einer klaren, weltanschaulich-geistespolitischen Gliederung der deutschen Kunst ergeben und dem leipziger Allerlei ihrer Veranstaltungen und ihrer Presse ein längst überfälliges Ende bereiten. Freilich bliebe immer noch eine ansehnliche Menge von Eigenbrötlern und Außenseitern zurück, die lieber zwischen den Stühlen sitzen. Aber es wäre

doch eine heilsame Ernüchterung für viele Künstler und Kritiker, die, den Grundsatz befolgend, daß alle Wege der Kunst recht seien, die zur Qualität führen, in ihrer Koalitionsfreudigkeit allzu weitherzig geworden sind. Es würde sich damit so manche reinliche Trennung vollziehen — vor allem grade im Lager und im Geiste jener, die, obwohl mit der künstlerischen Vorhut marschierend, in den letzten Jahren sich dennoch zu mehr oder minder tiefgehenden und offenen Sympathien mit reaktionären Erscheinungen verleiten ließen. Ich weiß aus eigner Erfahrung, wie nahe solche Sympathien liegen können — aus Gründen der Entspannung, der Trägheit und Kleinmut des Herzens, denen man so leicht verfällt, wenn geistige Selbstprüfung und Selbstdisziplin nachlassen.

Mit dem Katzenjammer der verpfuschten deutschen Revolution und der Inflation dazu, kam eine Welle beschränkter Ordnungsgelüste hoch, eine empfindsam-pedantische Sucht nach Geborgenheit und Sammlung im Gemüt. Die ganze kleinbürgerliche Reaktion, das ganze Dritte Reich in der Kunst geht auf diese Einkapselung zurück. Das ist ihre gefährliche Verlockung, der auch heute noch viele erliegen, die solche Anbiederungen an das kleine Glück Seite an Seite mit den Kühnheiten und Härten der neuen Form gelten lassen. Ergebnis: ein Durcheinander — so heillos im Geist, menschlich so leicht zu begreifen. Denn wer unter uns ist über alle Versuchungen des Opportunismus und über alle Irrungen des künstlerischen Instinkts erhaben, in einer Zeit wie diese, so verwickelt und zerspannt durch innere Gegensätze wie selten eine andre in der Weltgeschichte. Es mag in diesem grellen Chaos zunächst so bestechend sein, wenn Erscheinungen der Kunst mit der Gebärde schlichter Menschlichkeit und Natürlichkeit auf uns zukommen, wie gute alte Bekannte gleichsam, die man geistig ungewappnet, in jovialster Gemütsnachlässigkeit empfangen kann, in einer seelischen Hausjacke sozusagen — frei von allen Spannungen neuer Bewußtseins- und Formprobleme. Man genießt die natürliche Gegenstandsnähe der reaktionären Malerei mit dem leicht verdaulich-erbaulichen Wohlbehagen eines sonntäglichen Spazierganges oder eines Ferienaufenthaltes auf dem Lande. Es ist nichts gegen Erholung zu sagen, wenn man ihr die nötige Grenze setzt. In der deutschen Kunst- und Kunstkritik wird sie entschieden zu weit getrieben.

In solchen Bezirken der Abgeschiedenheit, „fern vom Getriebe der Großstadt", der bösen, fern auch von allen schöpferischen Grenzerweiterungen des Geistes, erfüllt sich das völkische Ideal der Rassen- und Bodenständigkeit. Alles was über diese Grenze geht, bleibt landfremder, internationalistischer Unfug. Dabei ist die moderne Kunst der letzten dreißig Jahre in ihren wesentlichen Erscheinungen so deutsch, so französisch, so holländisch und russisch, wie sie von Rassen- und Heimatfanatikern nur irgend gewünscht werden könnte. Aber die beschränkte Ideologie der NS-Kleinbürger vermag nicht über eine Nasenlänge hinaus zu sehen. Ihre Perspektive ist ihre Welt. Das Dritte Reich im Bild — es hat hübsch daheim zu bleiben. Klein, aber mein ...

Jeden Tag: Auktion! von Alice Ekert-Rothholz

Wer früher sehn wollte, wie sehr große Leute wohnen
mußte sie besuchen und sich mit ihnen langweilen —
Heut besucht man ganz einfach ihre Auktionen.

Auf den großen Auktionen versteigert man heute
(Bitte nicht alles mit Fettfingern ansehen!)
den Glanz und die Möbel zehnzimmriger Leute.
Jeden Tag: Auktion!
Der Hausherr ganz in Mahagoni befindet sich im ersten Stock.
In der Halle: Öldruck Wilhelms und andre Scherzartikel.
Darunter feldgrauer Soldatenrock.

Und das Publikum tobt wie zivile Dragoner
durch die Wigwams der Kurfürstendamm-Bewohner.
(. . : „Mensch, sieh mal: seidenes Klosettpapier!")
Was hier so steht zur Auktion und zur Beute
sind die Wachträume viel zu reicher Leute . . .
Die Welt in Bronze und Goldbrokat schwimmt hier davon —
Jeden Tag: Auktion! — Jeden Tag: Auktion!

Ferner landen auf diesen großen Auktionen
jene Speiseservice für 180 Personen . . .
Aus der Gästemasse werden ausgeboten: 1 General, 1 Industriebaron.
Jeden Tag: Auktion!
Freitag: Versteigerung des außergewöhnlich schönen und wertvollen
Theaterdirektors Claus (alias Cohn)
In der Masse: ein Hausaltar und ein Grammophon.

Und das Publikum streift wie die Polizisten
durchs Revier dieser sterbenden Kapitalisten.
Jeden Tag: Auktion!
Und keiner merkt, wenn die Auktion dann beginnt,
daß hier Schlachtfelder ohne Soldaten sind.
Klubsessel, Schoßhunde, Teppichläufer —
Alles ist da. Bloß keine Käufer.

Denn die Brüder, die solche Sachen erwerben,
liegen selber schief oder selber im Sterben.
Jeden Tag: Auktion!
Publikum! Hut ab zum Massengebet!
Merkt Ihr nicht, was hier vor sich geht?
Auf diesen Auktionen verkloppt die Zeit unversöhnlich
Nicht die Möbel —
Sondern den Bürger persönlich.

Babys, Jungen und Mädchen von Rudolf Arnheim

Kinder sind bessere Schauspieler als die Erwachsenen, solange sie noch unbefangen sind wie die Tiere. Sobald sie „spielen", werden sie meist stocksteif. Aber zwischen dem völlig ungehemmten Singsangmonolog des Säuglings vor der Kamera und dem rührenden Pathos, mit dem eine Sextanerin in der Schulaula die Weihnachtsgeschichte herbetet, gibt es alle Stufen der Natürlichkeit. Kinder als Schauspieler werden immer und auf jedes Publikum wirken.

Mit einer List und Mühe, wie sie sonst nur zur Belauerung von Raubtieren aufgewendet werden, haben Professor Kurt Lewin und seine Mitarbeiter ungestellte Bilder aus den ersten sechs Lebensjahren des Kindes festgehalten: „Das Kind und die Welt", uraufgeführt auf des rührigen Doktor Eckardt Kulturfilmbühne „Kamera Unter den Linden". Da der Wert dieses Films ganz im Dokumentarischen liegt, ist er dort am besten, wo ohne viel Einstellungs- und Schnittkunst lange Passagen vorgeführt werden, in denen man die Kinder ruhig beobachten kann. Sehr lohnend, das zu tun, denn vor diesen erstaunlichen Aufnahmen wird einem zumute, als sähe man zum erstenmal in seinem Leben Kinder. Erschreckend, fast schamlos wirkt beim Säugling die Hemmungslosigkeit des Ausdrucks: Müdigkeit und Unlust, gieriges, hingegebenes, gewalttätiges Saugen, Räkeln, Sattheit, Milchrausch — die Seele liegt noch außen, der ganze Körper bis hinunter zu den gestikulierenden Zehen ist noch Gesicht. Eine erstaunliche Ähnlichkeit mit guten amerikanischen Grotesken — beileibe nicht mit den widerwärtigen Kindergrotesken: Sommersprossenkind, Fettkind und Negerkind — drängt sich auf. Da ist die große Chaplinszene der Zweijährigen, die auf allen Vieren die Treppe heraufkrabbeln und zugleich den Ball festhalten will. Dieser schlicht anschauliche Kampf mit dem Objekt, dies Denken mit den Gliedern, dies ernsthafte Herumbeißen an einem Rätsel, dessen Lösung für die überragende Weisheit des Zuschauers so simpel ist — das ist ebenso lustig wie Chaplin und ebenso unheimlich gleichnishaft. Sehr geschickt hat man versucht, nicht nur das Kind sondern auch seine Welt zu zeigen. Das noch ungegenständliche Lichterzucken, das den Säugling aufregt, die herrlich dunkle Höhle unter den Sprungfedern des Sofas, der Hinterhof der Mietskaserne, voller Schmutz und Gefahr, aber auch voller Herrlichkeiten: Katzen, Leierkästen, glühendes Eisen in der Schmiede, Briefträger, Teppichstange, Kellerloch und, oh!, nasser Mörtel in einem Maurertrog. Es ist schade, daß die Produktionsfirma, der das Zustandekommen dieses sehr sehenswerten Films zu danken ist, es sich nicht hat verkneifen können, ihn „dem Geschmack des großen Publikums näher zu bringen" durch kostümierte Wiegenliedersängerinnen, einen jäh durch die Zweige brechenden Vollmond und eine salbungsvoll deklamierende Unsichtbare, die dem Publikum unbekannterweise mißfiel.

Ähnliches durfte man befürchten für die Verfilmung von Erich Kästners Kinderroman „Emil und die Detektive". Würde sich der Dieb Grundeis nicht als der ehemals im Zuchthaus verschollene Vater Emils entpuppen und von dem Sohn auf den Weg des Gerechten geführt werden? Würde nicht die Großmutter in eine unerwiderte Leidenschaft zu dem Portier des Hotels Biedermann verfallen? Nichts dergleichen geschah. Die Ufa, der Produktionsleiter Stapenhorst, der Regisseur Lamprecht und der Autor Wilder haben einen sauberen, lustigen Film gemacht. Emil und Pony Hütchen, ganz nach Maß gearbeitet, werden keinen der jugendlichen Leser enttäuschen. Die kleinen Detektive scheinen sich unter den Lampen des

Onkel Lamprecht wie zu Hause gefühlt zu haben. Und dies Wohlbehagen springt über.

Die Jungen haben hübsch und vergnügt gespielt. Der Mädchenfilm „Mädchen in Uniform", hergestellt vom Fröhlichstudio, gehört zu den großen Ausnahmeleistungen des deutschen Films. Ohne zu verniedlichen, ohne durch billige Tendenzeffekte zu verschärfen, hat man die heikle Geschichte aus dem potsdamer Mädchenstift verfilmt. Mit unglaublichem Geschick sind die Rollen besetzt, die Figuren herausgearbeitet (Regie: Leontine Sagan). Dorothea Wieck, eine wundervolle Erzieherinnenmischung: warmes Herz und kalte Aussprache, schön und leise verkitscht, preußisch mit einem Schuß Wyneken und hinreißend in der Bewegung. Der Lehrkörper, pädagogische Riesenechsen aus der Steinzeit, dürre Gespenster und doch nicht ohne jene wichtigen Augenblicke, in denen erschreckend und peinlich der Gefühlston aus der Jungfer bricht. Aufgeweicht von Tränen und Schwärmerei und in ihren potsdamer Treibhausgefühlen doch keinen Augenblick unecht — Hertha Thiele. Einen kleinen Blumenstrauß für das Mädchen Edelgard. Aber man muß sie alle loben. Dieser Film heißt nicht nur im Programm ein „Gemeinschaftsfilm". Noch im kleinsten Detail wird die Solidarität aller Beteiligten, der kultivierte Geist dieser hoffnungsvollen Gruppe deutlich. Ein Film ohne Männer. Vor allem ohne Männer aus der Friedrichstraße. Ein Film, in den man vermittels Notverordnung alle Filmgegner treiben sollte.

Drei Kinderfilme. Drei schöne Abende.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Herr Pietsch, eines von Glasbrenners himmlischen Geschöpfen, geht außerordentlich besoffen Unter den Linden spazieren. Und rasselt mit seinem Stock eine Ladenjalousie an. „Det kann ick", sagt Pietsch. „Dafor bin ick Mutter."

Louise Diel „Ich werde Mutter" (bei Carl Reißner in Dresden erschienen). Ja... Es hat also eine Frau die Gefühle ihrer Mutterschaft beschrieben. Vierhundert Seiten; es steht alles drin, was einer gebildeten Frau durch den Kopf geht, wenn das Kapitel „Schwangerschaft" angeschlagen wird. Ich habe mich bei der Lektüre immerzu geschämt. Kennen Sie das, wenn man sich schämt, weil einer auf dem Podium stecken bleibt? Frau Diel bleibt nicht stecken.

Das Buch ist in der Empfindung sauber, an keiner Stelle kokett. (Die Frau ist verheiratet. Wäre sie es nicht, nie hätte sie den Mut besessen, dieses Buch zu schreiben.) Die dargestellten Gefühle sind wahr, genau so hat die Frau sicherlich gefühlt. Das Buch ist durchaus anständig gemeint. Und es ist von einer so erschütternden Durchschnittlichkeit, daß das Wort Strindbergs als Motto davorstehn sollte: „Wahres Muttergefühl kann nur ein Mann empfinden." Was wiederum Frau Diel nicht verstehen wird, denn sie liebt doch ihren kleinen Jungen.

Wir werden uns rasch klar machen, welche Schicht hier spricht, wenn wir das Buch da betrachten, wo es lustig sein möchte. Es ist Geschmackssache: mir versucht dieser neckische Familienhumor, der den Arzt durch vierhundert Seiten hindurch „Doktorchen" oder „Doktor" ohne Artikel nennt, etwa jene Gefühle, über die Schwangere mitunter klagen. Ich habe immerzu nachgedacht, warum es beim Zusammenklang meines Nachttisches und dieser Mama einen Mißklang gibt. Jetzt weiß ich es.

Muttergefühle mögen restlos gut sein. Die Beziehung der Geschlechter zueinander ist es mitnichten. Der Partner, sagt ein viel gelesener Kitschfranzose in einem Augenblick der Erleuchtung, der Partner in der Liebe ist immer auch der Feind. Nun waren zum Beispiel die Untertanen der deutschen Landesmutter aus dem Jahre 1910 gewiß keine restlose Freude — sie bekamen ihre Kinder durch Zustellung der Geburtsurkunde oder durch Blütenstaub, jedenfalls nicht auf natürlichem Wege, was man, wenn man sie sah, auch gut verstehn konnte. Doch Gott bewahre uns vor der neuen Ausgabe, für die das alles frei, natürlich, erlaubt, göttlich, menschlich und sonst noch allerhand ist! Das ist ganz furchtbar. Fühlen diese Frauen nicht, wie schamlos sie sind? Sie fühlen es nicht. Es stehen in diesem Buch Dinge, wie zum Beispiel die behaglich angeschnittene Frage, ob man auch während der Schwangerschaft Geschlechtsverkehr pflegen dürfe ... was sagt eigentlich Herr Diel dazu? Findet er das schön, daß seine Frau dergleichen drucken läßt? Ich weiß schon: dem Reinen ist alles rein. Sicherlich. Und dem Flanellnen ist alles Flanell, was gewiß nicht auf die polizeilich gemeldete Frau Louise Diel bezogen werden soll. Eine, die nichts wäre als Hure, wenn die ein Kind bekäme, das ginge nicht gut. Eine, die nichts ist als Mutter, wenn die liebt ... das geht auch nicht gut. Es ist, wie wenn jemand mit Dynamit backe, backe Kuchen macht. Ein Amor, dem seine Mama einen Wickel um den Hals getan hat, damit er sich nicht erkältet.

Eines hat mir einen kleinen Schlag gegeben, das sind die Bildbeigaben des Buches. Sie stammen von Kaethe Kollwitz. Ich kann gar nicht verstehn, daß sie da mitgetan hat. Immerhin: das Buch wird ein beliebtes Weihnachtsgeschenk gebildeter, aber schwangerer Mittelstandsfrauen abgeben.

Über „Berlin, Wandlungen einer Stadt" von Karl Scheffler (erschienen bei Bruno Cassirer in Berlin) wollen wir rasch hinweggleiten. Sein wunderschönes „Berlin, ein Stadtschicksal", das im Jahre 1910 erschienen ist, hat er neu bearbeitet, aber alles, was in dem alten Buch zu Ende formuliert und mit bester Eindringlichkeit gesagt wurde, ist nicht mehr da. Geblieben ist ein Buch über die Museen der Stadt, über ihre Architektur ... nirgendwo aber wirken diese Dinge so aufgeklebt wie in Berlin. Ich habe nie verstanden, daß es von Wichtigkeit sein kann, zu untersuchen, wieviel Cézannes dieses Museum hat und wie wenig Liebermänner jenes — das Schefflersche Buch wirkt unendlich vorgestrig, was der Autor keineswegs ist. Es geht allem, was den Berliner von heute brennend interessiert, sorgfältig aus dem Wege und wandelt auf Boskettwegen, die mir auf dem Mond zu liegen scheinen. Mit Berlin hat das Buch nicht viel zu tun.

Drei Kriegsbücher, ein ganzes und zwei halbe.

Das ganze heißt „Im Sturm ums Niemandsland" von dem irischen General Crozier (erschienen bei Paul Zsolnay in Wien). Bereute Rohheit, oder: Nächstes Mal machen wir es grade so.

Der Herr General macht sich und uns wenigstens nichts vor. „Auf dem Grunde liegen die zwei toten Deutschen im Stahlhelm, noch immer unbegraben, während zehn Yard entfernt in einem saubern Grab mit grobem Kreuz und frischer Inschrift die menschlichen Überreste des letzten britischen Soldaten der 119. Infanteriebrigade ruhen, der ‚im Kriege gefallen ist, den Krieg zu enden'. Wir lesen die Inschrift: Er starb für sein Vaterland. ‚Was soll mit den zwei Kerlen in dem Loch da geschehen?' fragt Andrews leichthin, ‚ich nehme an, sie starben auch für ihr Vaterland.' — ‚Das schon', antworte ich, ‚aber unglücklicherweise auf der falschen Seite'." Das ist Europa, und wir haben dem nichts hinzuzufügen.

Höchstens, daß die britische Nation ihren frühern Welterfolg einem schrankenlosen Nationalismus verdankt, der besonders peinlich schmeckt.

Das Buch hat alle kriegerischen Eigenschaften: es ist stellenweise hochmütig, ungebildet und im Grunde ein bißchen dumm. Wo der Verfasser Ironie gibt, fühlt er das nicht einmal. Wenn er Douglas Haig beschreibt, wie er vorbeireitet, „aufrecht auf seinem Offiziers-pferd, einen Stahlhelm und eine Gasmaske zur Vorsicht mit sich führend", weil man ja nie wissen kann... so ahnt er nicht, daß er hier die Karikatur dieser sogenannten Generale aufgemalt hat. Übrigens ist das Buch schlecht übersetzt.

Zwei halbe Kriegsbücher: eines von einem schweizerischen Soldaten, zu lesen braucht man es nicht, aber anblättern und lachen kann man schon. „Marsch im Jura 1916/17" von Max Oederlin (erschienen bei Grethlein & Co. in Zürich). Das Buch ist deshalb so unwiderstehlich komisch, weil dieser Herr Soldat gar nicht gefühlt hat, wie nichtig seine Manöver und Biwakabenteuer neben dem Krieg gewesen sind. Wenn er noch gute Grenzschilderungen gegeben hätte! Nichts davon. Die harten Krieger, die natürlich im Ernstfall genau so gute Soldaten wie die Deutschen gewesen wären, spielen hier schweißgebadet Billard und trinken manches Glas Bier.

Wenn schon von der Schweiz im Kriege die Rede ist, dann halte man sich an andre Zeitdokumente.

„Grenzwachkompagnie 58/III. Lieber Freund! Vier Wochen lang lag ich bei der Ruine Landskron. Es ist in der Nähe von Basel. Von dort aus kam ich ins erste Treffen, weil Franzosen durch das Leimental nach Basel und weiter durch die Schweiz marschieren wollten. Es kam ihnen böse zu stehn. Du kennst meine Ansicht wie ich die Deine. Leider war ich grade auf Patrouille und war der erste, der die roten Hosen bemerkte. Ich hatte nur vier Mann bei mir, was tun? Ich sträubte mich zu schießen, so rief ich die Kerle an, zurückzugehen. Erst verstand die Bande nicht deutsch, dann kamen sie näher und plötzlich stoßen sie auf uns. Zwei Kameraden fielen, mich selbst wollte die Gesellschaft lebendig haben. Ich hatte aber keine Lust zum Mitgehen und Du weißt, ich habe manche Auszeichnung im Schießen geholt. Es ist allerdings ein bitteres Gefühl, schießen zu müssen. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, daß die ersten Schüsse treffen können, so besudelt ist man. Zudem kommt man in kalten Schweiß und erst nach und nach überlegt man genau."

Das ist zitiert nach den „Kriegsdokumenten", die Eberhard Buchner gesammelt hat (erschienen bei Albert Langen in München, zu einer Zeit, als der Verlag noch nicht nationalistisch war). Diese Bände zu durchblättern, das ist eine sehr nachdenkliche Lektüre. Es wäre möglich, beinah neben jede Meldung die Wahrheit zu setzen; das Ganze wirkt wie das mißtönende Geschrei aus einem Irrenhaus. Eine Fundgrube für Zeitungsleute, die ihre Sache ernst nehmen.

Das zweite halbe Kriegsbuch spielt im sogenannten Frieden und behandelt die „Affäre Zabern". Verfasser ist einer der Beteiligten: der Sergeant Höflich (erschienen im Verlag für Kulturpolitik in Berlin).

Zabern — ist das lange her! Im Jahre 1913 erlaubten sich einige Offiziere Übergriffe gegen die elsässische Bevölkerung, und es ging hoch her: die Presse schäumte, der Reichstag dröhnte, und die Offiziere machten Karriere. Dann zogen alle in den Krieg und hatten Zabern vergessen. Nicht so die Elsässer.

Was der Sergeant in durchaus gemäßigtem Tonfall berichtet, wohlgeschult an kaiserlichen und republikanischen oder sagen wir besser nachkaiserlichen Zeitungen, das zeigt, wie der Apparat immer stärker ist als alle Vernunft. Hier war nun nicht viel Vernunft: so, wenn der Oberst von Reuter, sicherlich nicht einer der schlimmsten, einen Verhafteten anbrüllt: „Wollen Sie gefälligst die Mütze abnehmen vor einem preußischen Oberst!" — wie der Leutnant von Forst-

ner in der Instruktionsstunde sagt ... aber das war schon schwachsinnig, denn grade ein patriotischer Offizier dürfte so etwas nicht sagen: Der Leutnant hatte gelegentlich einer Instruktion über Deserteure geäußert, daß solchen Leuten nichts weiter übrig bleibe, als in der Fremdenlegion Unterschlupf zu suchen. Sie haben dann keine andre Ehre mehr als unter der französischen Fahne zu dienen. Dann: „Auf diese Fahne könnt ihr scheißen." Man sollte das auf Fahnen nicht tun.

Der Verfasser, Sergeant Höflich, hatte die Soldaten aufgehetzt, „im Falle der Notwehr" sofort von der Waffe Gebrauch zu machen, als sei geschlagen zu werden für einen Soldaten schimpflicher als für einen andern Menschen — und Forstner hatte hinzugesetzt: „Wenn ihr dabei einen solchen Wackes über den Haufen stecht, schadet das auch nichts, ich gebe euch dann noch zehn Mark Belohnung!" Und Schersant Höflich hinterher: „Und von mir noch drei Mark dazu!" Soweit die kaiserliche Instruktion.

Man kann sich denken, was das im Elsaß, wo die moralischen Eroberungen der Preußen sowieso etwas dünn aussahen, für einen Eindruck machte. „Boche" hörten sie dann nicht gern, aber einen Elsässer „Wackes" nennen — das ist ganz etwas andres. Dann gab es den üblichen großen politischen Klamauk, aber es war ein deutscher Klamauk, und so hatte er keine Folgen. Schant Höflich drückt das in unnachahmlicher Selbstverspottung, deren er sich bestimmt nicht bewußt ist, so aus: „Daß Reichskanzler und Kriegsminister — trotz des mit überwältigender Mehrheit ausgesprochenen Mißtrauensvotums — auf ihrem Posten bleiben durften, ging uns nichts an und war Sache des deutschen Volkes und des Reichstages." Und so war es denn auch.

Was ist uns das heute noch? Der ahnungsvolle Verleger merkte an, es seien alle Rechte vorbehalten, „auch die der Übersetzung, der Verfilmung und Verwendung für den Tonfilm ..." Das ist es uns heute.

Ludwig Bauer „Morgen wieder Krieg" (erschienen bei Ernst Rowohlt in Berlin).

Das Buch hat ein merkwürdiges Schicksal: soweit ich das übersehen kann, ist es fast ganz totgeschwiegen worden. Warum wohl —? „Emil", sagt ein altes berliner Lied, „Emil mit dem Doppelkinn, du paßt in keene Wieje nich mehr rin!" Dieses außerordentlich gescheite Buch paßt in keine der heute geltenden Kategorien, es ist nämlich mit dem gesunden Menschenverstand geschrieben worden.

Der kommt nicht nur in Sachen Deutschland zu Folgerungen, die nur in Deutschland als fürchterliche Ketzerein gelten. Ich wünschte, eine Hitlerregierung erfüllte wenigstens eine ihrer dreitausend Versprechungen, wenigstens diese eine. Sie rolle die Kriegsschuldfrage noch einmal auf. Was wird sie ernten? Empörung? Grimmigen Widerstand? Innere Einkehr der Feinde, wie diese Nazis glauben, die von Europa nichts kennen? Sie werden auf völlige Verständnislosigkeit stoßen — es wird niemals zu ernsten Verhandlungen kommen, weil es diese Frage nicht mehr gibt. Bauer sagt: „Nehmen wir an, es geschähe ein Wunder, es würden heute zwei Briefe vom Zaren und Poincaré aufgefunden, Anfang Juli 1914 geschrieben, darin stände schwarz auf weiß: wir fallen jetzt über Deutschland her, wir sind glücklich, daß endlich diese Gelegenheit gekommen ist, wir schieben Deutschland die Verantwortlichkeit zu und werden so erreichen, daß alle Welt unser Bundesgenosse wird — nun wohl, was würde dann geschehn? Nichts. Es gäbe eine Sensation, unendlichen Lärm, aber die Mächte würden nicht wieder in Paris zusammenkommen, die alten Grenzen neuerdings herstellen, die Wiedergutmachungen zurückerstatten, die Verträge zerreißen ... Denn die Staaten sind nun so, wie sie geschaffen wurden, sie tragen in sich das Recht des Be-

stehenden. Der deutsche Unschuldsbeweis ist undenkbar, weil es eben keine deutsche Unschuld 1914 gibt; aber sogar wenn er unwiderleglich erbracht werden könnte, würde er nicht mehr bewirken als ein Achselzucken."

Die Vorschläge, die das Buch macht, um diesen wahnwitzig gewordenen Kontinent zu retten, diese Vorschläge erscheinen mir unzureichend. Eine Propagandastelle etwa gegen die nationale Lüge... das halte ich nicht für durchführbar. Es ist alles viel zu spät, und man wird das auch niemals tun. Aber die Schilderung des Bestehenden, die Schilderung Europas, so, wie es nun einmal ist, die ist gut gelungen. Es gibt einige deutsche Diplomaten, die wissen Bescheid — sehr intelligent ist der adlige Durchschnitt nicht, aber so dumm ist er wieder nicht, um nicht einigermaßen die deutschen Chancen zu sehn. Sie wissen es. Es gibt Referenten im Auswärtigen Amt, die kennen ihre Verhandlungspartner. Aber gestoßen, geknufft und umbrüllt von den tobenden Stammtischen in Prenzlau und Sangershausen, in Greiz, Gera und Weimar, stehn die Vertreter des Deutschen Reiches im Ausland da wie die Hanswurste: sie sollen etwas erreichen, was niemand erreichen kann. Ludwig Bauer sieht, was kommen wird, erbarmungslos klar — für wen hat er das geschrieben?

Für die Majorität der Deutschen einmal sicherlich nicht.

Für die haben die stärkern Bataillone recht, so sehen sie auch den chinesisch-japanischen Konflikt an — immer feste druff! Doch gilt die Theorie von den starken Bataillonen dann nicht, wenn Deutschland besiegt wird — dann ist Krieg bitterstes Unrecht. Krieg muß sein, aber nur, wenn Deutschland siegt. Wie die dummen Jungen. Und sie freuen sich so, wenn dieser Völkerbund versagt!

Er muß versagen, denn es gibt ihn gar nicht. Bauer setzt auseinander, wie gefährlich die genfer Komödie ist: sie kompromittiert eine gute Idee. Gibt es einen Völkerbund? Es gibt keinen. Das glauben nur noch so brave Pazifisten wie Hans Wehberg — aber die gibt es auch nicht, und so gleicht sich alles im Leben aus. Wir werden uns im nächsten Krieg wiedersprechen.

Der Völkerbund existiert nicht, weil kein Staat auch nur auf ein Partikelchen seiner absoluten Souveränität verzichtet hat — und nur so könnte er entstehen und bestehn. Deutschland hat am allerwenigsten das Recht, ihn zu kritisieren. Wer einen so barbarischen Nationalismus will und bejaht, der mache seinen Krieg und schweige, wenn von Pazifismus die Rede ist.

Ludwig Bauer aber sei allen empfohlen, die sich noch ein Restchen jenes Menschenverstandes bewahrt haben, der heute als Rationalismus und Liberalismus von wild gewordenen Analphabeten angeprangert wird.

Wenden wir uns zum Schluß freundlicheren Dingen zu.

Wenn einer den Schnupfen hat und nicht ausgehn kann oder die Grippe und nicht ausgehn will oder er ist Mutter und kann nicht ausgehn, dann lese er den „Prager Pitaval" von Egon Erwin Kisch (erschienen im Verlag Erich Reiß in Berlin). Das ist ein herrlicher Schmöker! Aus alten Scharteken, aus dem Pitaval, aus eignen Erlebnissen tut Kisch hier das, was er am besten kann: er erzählt. „Verzähl uns was!" sagen die Kinder, wenn sie sich langweilen. Es ist zu schön. Pracht- und Mittelstück die klassische Darstellung des Falles Redl. Sehr gut, daß er das aufgenommen hat — der Band ist einst bei der seligen „Schmiede" erschienen, deren Inhaber übrigens Schule machen, denn es gibt allerhand Verleger, deren Abrechnungen zu wünschen übrig lassen. Was tut der Schutzverband? Er ist uneins miteinander, und so vergeht allen Beteiligten auf das schönste die Zeit. Nein, wir sind keine gefährlichen Arbeitnehmer.

Auf dem Nachttisch liegt noch vielerlei. Aber der Inhaber hat sich in die Kissen zurückgezogen und tut was —? Er schmökert. Er liest E. E. Kisch.

Hoffmanns Erzählungen von Alfred Polgar

Offenbachs phantastische Oper, durch Kulissenzauber, Ballett, musikalische Zutaten, wie auch durch das harte Mittel des Dialogs zu einem pompösen Schaustück gestreckt. Mächtig aufgeblasenes Theater (Reinhardt hat großen Atem). Dem Zuschauer bangt, wie beim Straffblasen eines Luftballons, der kritische Punkt könnte überschritten werden, an dem die Sache platzen müßte.

In den Absichten Reinhardts lag es wohl, ein Theaterwerk herzustellen, das breitestem wie auch sogenanntem besseren Publikum behagen, das Massenabsatz finden und doch hohem Anspruch genügen soll. Praktische Erwägungen, gebrochen durch künstlerische. Oder umgekehrt.

Sehr schön sind die Dekorationen von Professor Strnad, bewegliches Riesenspielzeug, an dem die Erwachsenen ihre kindliche Freude haben. Den Weinkeller von Lutter und Wegner, der Intimität und Enge verlangt, in die furchtbare Breite der Großen Schauspielhaus-Bühne einzupflanzen, war nicht leicht: links wird deshalb der Keller von einer Schankstätte flankiert, die nur da ist, um lästigen Leerraum zu füllen, rechts von einer schrägen Schmal-Treppe, über die im bauschigen Monstrekostüm hinab- und hinanzuschweben selbst der Grazie von Fräulein Schuster Schwierigkeiten macht. Nach jeder Erzählung Hoffmanns taucht das Kellerlokal obstinat wieder auf. Studenten in buntem Wichs beleben es, nach alter Operettenweise, mit Gesang, mit Humpen verschiedener Form, welche gehoben werden, und überhaupt mit rauher Burschenherrlichkeit. Regelmäßig erscheint im Keller die neu ausgedichtete Figur der Stella, eben Fräulein Schuster, und spricht italisch gebrochenen deutschen Text, der für den Ablauf des Operngeschehens ohne Bedeutung ist. Einmal trägt sie auch, bezaubernd liebenswürdig, ein Liedchen von Offenbach vor (ich glaube, aus dem „Mädchen von Elizondo"), dessen süße, zwischen Wehmut und Übermut schwingende Zartheit sich ins Herz schmeichelt. Gleichfalls hartnäckig anwesend bei Lutter und Wegner ist Peter Schlemihl, der hier auch im dramatischen Sinn keinen Schatten wirft, und in der Kneipe immer nach dem Schlüssel verlangt, von Mal zu Mal drängender. Die dekorativen Großüberraschungen des Abends bringt die Giulietta-Szene. Hier entfaltet sich, magisch belichtet und bedunkelt, Venedig („wie wirklich"), alles, nicht nur die Lagune, fließt, Häuser und Brücken wandern stumm, der Palazzo inmitten, Architektur in Lebensgröße, kreist um seine eigne Achse, und die Prunkgondel, umrauscht von den sanften Wellen der Barcarole, windet sich sachte zwischendurch, wie tags darauf die Kritik, leis, leis, mein Gondolier, durch ihre künstlerischen Einwände, um die mit unbeschädigtem Enthusiasmus herumzukommen wohl schwer gewesen sein mag. Ein feiner Anblick ist Spalanzanis Haus, schimmernd im matten Dunstlicht vieler illusionärer Kerzen, und glänzend von Strnad hinphantasiert ist auch das letzte Bild, die Bühne der alten berliner Oper mit Ausblick auf bzw. Einblick in den Zuschauerraum, in dessen Logen, vier Etagen hoch gebaut, Publikum Publikum agiert. Es ver-

läßt, da Hoffmann seiner geliebten Stella auf der Szene eine solche macht, panikartig das Theater. Dieses Bild ist zur Oper neu hinzuerfunden, ein üppiger letzter Gang des üppigen Schmauses, zu dem im Großen Schauspielhaus, das mit Gästen verschiedenen, auch unersättlichen Geschmacks rechnet, gedeckt wurde. Noch ein allerletzter Gang hätte, wie aus dem Programm ersichtlich ist, folgen sollen, eine Schluß-Szene auf dem Opernplatz. Dort spielt auch die erste Szene. Sie kam durch den Wegfall der letzten eigentlich um ihren dramaturgischen Sinn, steht jetzt da wie ein: Klammer geöffnet, dem das zugehörige: Klammer geschlossen nicht folgt. Statt jener frappanten Nummer, Krach im Opernhaus, hätte natürlich auch etwas andres zur szenisch-dekorativen Bereicherung des Werkes diesem aufgesetzt werden können, etwa ein Erdbeben, ein Feuerwerk, ein Empfang Hoffmanns in der Dichterakademie, eventuell auch sein Ausschluß aus dieser, oder sonst was Erregendes. Aber Theater im Theater, Theater zum Quadrat, ist nun einmal ein Lieblingsspiel des potenzierten und potenzierenden Theatermannes Reinhardt.

Über Offenbachs noch im Schweren geisterhaft leichte, hier auch dunkle Fittiche regende Hoffmann-Musik, die Lebensfreude nicht verneint, aber Lebensangst bekennt, hält Leo Blech die schützende, abwehrende Hand. Er macht den besonderen Absichten der Neuinszenierung ein Mindestmaß an Zugeständnissen: fast hat man den Eindruck, als wäre manchmal, um der Oper zu sichern, was der Oper ist, sein Taktstock dem viel zitierten Zauberstab Reinhardts in die Quere gekommen. Zur Gipfelhöhe gelangt das Musikalische der Aufführung in der Antonia-Szene, da, wo es auch im Oeuvre selbst an die Bezirke des Ekstatischen und Tragischen rührt. Hier hat auch Reinhardt seine beste halbe Stunde. Hier sind seine Sänger schauspielerisch gelockert, die dramatische Bewegung groß, in steter Steigerung, und aus dem Geist der Musik vollzieht sich Geburt der Tragödie. Schaden erleidet die Unheimlichkeit der Szene durch das hell belichtete Porträt von Antonias verstorbener Mutter, das sich, im Rahmen seines Rahmens, am Terzett beteiligt. Ein Porträt, dessen Busen im Gesange wogt, verscheucht die Spukgeister, die es rufen sollte. Überzeugende Wirkung erzielt die Regie auch im Giulietta-Bild, mit dem Gestalten-Zug, der an Hoffmann vorüber gespenstert und so unwirklich schreitet, daß der Eindruck geweckt wird, dieser Zug könnte wie durch Luft auch durch Mauern gehen.

Zweimal tobt sich, die Sache und der genius loci wollen es, Ballett aus. Einmal sehr apart, im wilden Puppentanz bei Spalanzani; das andre Mal bei Giulietta in einem gequälten Bacchanal, wo es, sowohl was Hüpfen als auch was Springen anlangt, entschieden hoch hergeht und von dem man also rechtens sagen darf: gehupft wie gesprungen.

Hans Fidesser, mit seinem weichen, warmen Tenor, ist ein Hoffmann, wie er in den Noten, aber nicht wie er, als von Gesichten heimgesuchter, phantasiegequälter Dichter, im Buche steht. Baklanoff kommt erst als Doktor Mirakel recht zu Stimme und Teufelei. Dem Zauber von Jarmila Nowotnas noblem, empfindungssattem, des lyrisch-zarten wie des hoch-

dramatischen Ausdrucks gleich fähigem Singen muß unterliegen, wer Musik hat in ihm selbst. Ihre Erscheinung ist Wohllaut dem Auge, wie eine zweite melodische Stimme schmiegen Bewegung und Gebärdenspiel der Linie des Gesangs sich an. Paul Graetz erscheint in mannigfacher Gestalt. Als altberliner Theaterdiener gefällt er mir am besten. Sein bittres Puppenlied sitzt gut in jeder Nuance, und als kastrierter Zwerg (kaum verständlich die Schwäche Giuliettas für diesen) treibt er es sehr unheimlich. Aber, wie man in jüdisch-Wien sagt: ich hab' schon einen größeren Zwerg gesehen. Niklaus, Hoffmanns Freund, wurde, daß die Figur sich ründe, mit Text-Stroh ausgestopft. Niklaus hat immer wieder nur bestürzt zu sein über des Freundes Marotten und immer wieder ungeduldig zu rufen: „Komm schon!" Es ist zu bewundern, wie menschlich liebenswert, fein und humorig Hermann Thimig diese elende Rolle durchführt, mit welchem Takt er da ist, ohne doch eigentlich da zu sein.

Das Gespenstische, Dämonische, Phantastische, kurz, die „Hoffmanns Erzählungen" zugehörigen Attribute kommen in Reinhardts Aufführung zu kurz. Aber sie selbst hat, in Zeitläuften wie den heutigen, schon ihr Gespenstisches!

Formel dieses erstaunlichen Theater-Abends, dieser bis zur Verfettung gefüllten Oper: Qualität, gemindert durch Quantität.

Banken der Zukunft von Bernhard Citron

Nicht die politische Absicht einer herrschenden Regierung, sondern die ökonomische Tendenz einer herrschenden Konjunktur bestimmt im allgemeinen die Entwicklung des Wirtschaftssystems. Die politische Haltung der ersten Nachkriegsregierung war zwar keine ausgesprochen antikapitalistische, aber doch auf eine Einschränkung der Machtstellung der Privatwirtschaft gerichtet; dennoch eilte der Hochkapitalismus seinem Kulminationspunkt entgegen. Die gegenwärtige Regierung ist zweifellos über jeden Vorwurf der Kapitalfeindlichkeit erhaben, aber unter Brünings Kanzlerschaft hat die Sozialisierung der Banken begonnen. Selbst der allmächtige Diktator Italiens hat nicht die Wirtschaft nach seinem Plan geformt, sondern seine Pläne wurden durch die wirtschaftliche Entwicklung beeinflußt. Die Gründung einer halbstaatlichen Holding-Gesellschaft der italienischen Industrie durch die Umbildung der Banca Commerciale Italiana wurde unprogrammmäßig nur durch die konjunkturelle Entwicklung diktiert.

Von den fünf berliner Großbanken, den „Big five" der Behrenstraße, verdienen heute nur noch zwei diesen Namen: die Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft sowie die Commerz- und Privatbank. Darmstädter & Nationalbank und Dresdner Bank sind Reichsinstitute, und die Berliner Handels-Gesellschaft ist nach ihren eignen Angaben überhaupt keine Großbank, da sie weder Filialen noch Depositenkassen unterhält, sondern eine große Privatbank. Aber auch die beiden äußerlich noch ganz selbständigen Großbanken haben ihr Ge-

sicht verändert. Sie besitzen keine verbriefte, aber eine tatsächliche Reichsgarantie, von der Gebrauch zu machen ihnen sicherlich erspart bleiben wird. Aber diese auch nach Ansicht des breiten Publikums vorhandene stille Garantie des Reiches für sämtliche Großbanken hat bewirkt, daß der Kreditorenschwund nicht so rapide Fortschritte gemacht hat wie in den sieben Monaten vom 14. September 1930 bis zum 13. Juli 1931. Betrachtet man die Monatsbilanzen der Banken vom 31. Oktober, so wird man bei allen Instituten — mit und ohne unmittelbare Reichsinteressen — Parallelerscheinungen sowohl auf der Aktiv- als auch auf der Passivseite feststellen. Das Vertrauen der Öffentlichkeit zu den Banken ist eben so groß oder gering wie das Vertrauen zum Reich. Bei dieser engen Verbundenheit zwischen öffentlicher Hand und privaten Kreditinstituten ist es ganz natürlich, daß die Regierung auch dort Einfluß besitzt, wo sie bisher weder als Garant noch als Majoritätsbesitzer offiziell zur Erscheinung gekommen ist. Bei der Commerz- und Privatbank ist dieser Einfluß noch vertieft worden durch das persönliche Vertrauen, das Direktor Friedrich Reinhart beim Reichskanzler genoß. Diese Sympathien mögen durch die Vorgänge bei Schultheiß-Patzenhofer, die Herrn Reinhart so kompromittiert haben, daß er sein Mandat im Wirtschaftsbeirat niederlegen mußte, etwas abgekühlt worden sein. Aber die Fäden, die zwischen Wilhelm-Straße und Commerzbank laufen, sind bereits so eng, daß man sie nicht mehr lösen kann. Der Übergang einiger Herren der Commerz- und Privatbank in die Verwaltung der Dresdner Bank wurde bereits vor einem Vierteljahr als Vorstufe zu einer Vereinigung beider Institute angesehen. Man zögerte wieder, da die Darmstädter Bank, deren Veräußerung an die Industrie als gescheitert angesehen werden muß, in die Kombination einbezogen werden sollte. Fast jeder Tag bringt einen neuen Plan. Einmal sollen alle drei Institute miteinander verschmolzen werden, das andre Mal soll die Genossenschaftsabteilung aus der Dresdner Bank herausgenommen und der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse angegliedert werden, dann wieder ist von einer Fusion Dresdner Bank-Commerzbank die Rede ohne Einbeziehung der Danatbank, die ganz zerschlagen werden soll. Umgekehrt verlautet plötzlich, Danat- und Commerzbank gehen zusammen, die Dresdner Bank bleibt in ihrer gegenwärtigen Verfassung bestehen. Dann wird weiter kombiniert, indem man die Reichs-Kredit-Gesellschaft in eine der genannten Möglichkeiten einbezieht. Man weist darauf hin, daß Samuel Ritscher, das Vorstandsmitglied der Reichs-Kredit-Gesellschaft, sich in letzter Zeit sehr aktiv als Mitglied des Kreditausschusses der Dresdner Bank betätigt. Schließlich sprach man eine Zeitlang sogar davon, daß eine Zusammenlegung der Filialen stattfinden sollte, an der sich auch die Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft beteiligen würde. Vorläufig liegt gerade diese Lösung noch in weitester Ferne, die Deutsche Bank sieht die Bildung eines neuen Blocks neben sich gar nicht gern, sie wird freiwillig kaum bereit sein, diese Gründung auch noch zu fördern. Die letzte Entscheidung über jede Art des Zusammenschlusses oder auch nur kartelläh-

licher Bindungen liegt beim Reich. Es ist selbstverständlich, daß jede Regierung, auch wenn sie der Privatwirtschaft noch so wohlwollend gesinnt ist, Einfluß auf die Banken behalten will, die sie garantiert und subventioniert hat.

Es fragt sich nun, welche Aufgaben den Banken künftig zufallen sollen. Da sie vom Reich in einer mehr oder weniger bestimmten Form garantiert sind, müssen sie die sichersten Geschäftszweige, die im Interesse einer normalen Verkehrswirtschaft liegen, in erster Linie pflegen. Dahin gehört das Wechsel-, Rembourse- sowie das reguläre Konto-Korrent- und Depositengeschäft. Da für die privaten Bankgeschäfte, die für die Allgemeinheit keine so große Bedeutung wie die Großbanken haben, das Reich naturgemäß niemals garantieren würde, haben diese überhaupt kaum noch Kundenkreditoren. Solche Firmen brauchen zwar einen Run auf ihre Schalter nicht zu fürchten, sie haben aber auch nicht die Möglichkeit, Geschäfte, die Kapital erfordern, zu pflegen. Ganz von selbst ist das private Bankgeschäft von jenen Sparten, die wir als die eigentlichen Geschäftszweige der Banken bezeichneten, abgedrängt. Also ergibt sich auf sehr natürliche Weise, daß den Bankiers eine andre Aufgabe zufallen muß, die für die halbstaatlichen Institute nicht mehr in Betracht kommen kann — das eigentliche Börsengeschäft. Die Unterschiede zwischen kleinern Bankiers, denen wenig Kundschaft geblieben ist, und großen Maklerfirmen, die sich grade in der gegenwärtigen börsenlosen Zeit Privatkunden zugelegt haben, sind verwischt. Sollte — was doch schließlich anzunehmen ist — die Börse wieder einmal ihre Pforten öffnen, so wird sich an diesem Zustand wenig ändern. Es ist nicht anzunehmen, daß die Makler, die Kundschaft haben, auf diesen Geschäftszweig wegen gewisser bestehender Verträge mit der Bedingungsgemeinschaft des Bankgewerbes verzichten werden. Ebensowenig darf man erwarten, daß die Kunden in hellen Haufen zum Bankier zurückkehren. Es entsteht auf diese Weise eine neue, aus Maklern und Bankiers zusammengesetzte Schicht reiner Börsenfirmen, die das Eigengeschäft betreiben und in beschränktem Maße auch Börsenkundschaft haben. Vergleichbar wären diese Firmen mit den englischen Brokers. Daneben wird der Makler, der im Markt steht, Geld- und Briefkurse nennt, und dessen eigentlicher Erwerb im Courtageverdienst besteht, erhalten bleiben. Dieser Makler ist mit dem Jobber der englischen Börse wesensverwandt.

Welche Rolle werden nun die Großbanken an der Börse spielen. Bleiben wir weiter bei dem englischen Vorbild, so müssen wir sagen — keine. Ginge es nach dem Willen mancher Bankiers, dann würde den Banken der Eintritt in die Börse auf ewige Zeiten verboten sein. So rasch wird die Entwicklung in Deutschland nicht vor sich gehen. Die Nischen in der Burgstraße, in denen die Großbanken ihre Plätze haben, werden ihnen vorläufig bleiben. Aber man wird bald sehen, daß nicht mehr die erste Garnitur der Bankdirektoren zur Börse kommt. Da die vom Reich kontrollierten Institute keine gewagten Spekulationen machen dürfen, wird der Besuch der Börse für die leitenden Persönlichkeiten uninteressant sein.

Bemerkungen

Wenigstens die Schreibmaschine

„Der Oberreichsanwalt gab den guten Rat, als Beweismittel wenigstens die Schreibmaschine des Doktor Best zu beschlagnahmen, mit der das Putsch-Dokument hergestellt wurde."

Es war einmal eine Schreibmaschine. Sie stand im Herrenzimmer eines hessischen Gutshofes. Gerichtsassessor Best machte auf ihr allerlei lustige Schreibübungen. Einige Herren standen herum nud sahen interessiert zu. Es war ein netter Herrenabend.

Als die Schreibübungen des Herrn Gerichtsassessors Best beendet waren, verschloß man das harmlose Schriftstück in einem Geheimfach. Dort lag das Papier eine gute Weile und wartete auf den Sieg des Dritten Reichs.

Aber statt dessen kam die böse Polizei und nahm die unschuldigen Schreibübungen mit. Die Regierung untersuchte den Inhalt und fand, daß dieser Herrenabend eine staatspolitische Verschwörung sei, eine unleugbare Offenbarung des Schreckensregiments. Das Dokument zeigt die Chaotiker in voller Tätigkeit. Es war die Enthüllung eines Wunschbildes: So werden wir handeln, egal ob legal oder illegal, wenn die Stunde kommt. Wer nicht dem Hakenkreuz pariert, wird erschossen.

Die Regierung trägt die kleine Schriftprobe brav zum obersten Gericht. Der Mann im roten Talar setzt die Brille auf, besieht die Eingabe von allen Seiten, dreht sie um und um, die Brille läuft an, und er sagt: Ich kann nichts finden, aber man beschlagnahme sofort die Schreibmaschine.

Dokument hin — Dokument her: die Schreibmaschine, die Schreibmaschine! Der Geist des Dokuments ist egal: die Schreibmaschine, die Schreibmaschine! Der Verfasser ist legal, aber die Schreibmaschine, die Schreibmaschine ist sofort zu verhaften!

Ein hübsches, rundes Beweismittel erfreut des Juristen Herz. Die Schrift ist deutbar; sie unterliegt den Auslegekünsten des Formalrechts. Aber der Mensch ist ein Je-nachdem-Fall des Gerichts. An Stelle des Menschen wird die Maschine beschlagnahmt. Natürlich, die sechsundzwanzig Buchstaben ihres Alphabets sind schuldig! O diese böse Schreibmaschine! Was läßt sich aus ihren sechsundzwanzig Buchstaben nicht alles machen!

Die politische Linke allerdings schreibt alles mit der Hand (zum Beispiel so verruchte Dinge wie eine Kritik am Heeresetat); und in Ermangelung der Schreibmaschine wird formal-logischerweise diese Hand selbst gepackt und gefesselt ...

*

Einige Jahrzehnte später. Schauplatz: ein kulturhistorisches Museum.

„Zur Rechten sehen Sie, meine Damen und Herren, die spanische Jungfrau und andre Marterwerkzeuge des dunklen Mittelalters. Nunmehr kommen wir in die Abteilung des Dritten Reichs. Da sehen Sie zunächst eine Schreibmaschine; äußerlich wenig auffallend, ist sie als Leihgabe des

Reichsgerichts dennoch bemerkenswert. Unter dem Rost und Aktenstaub, den sie in den letzten Jahren angesetzt hat, erkennen Sie noch die gotische Fraktur der Schriftzeichen. Es ist die berühmte Schreibmaschine, auf der die Diktatur des Totschlags gehämmert worden ist. Dank der sinnigen Vorsorge des Reichsgerichts ist der Nachwelt dieses Beweisstück aus Deutschlands dunkelster Zeit erhalten geblieben ..."

Nek

Potentiel de guerre

Der liebe Gott ist immer bei den stärksten Bataillonen, hat schon Friedrich der Große gesagt und hat damit das gleiche gemeint, was der Franzose Paul-Boncour mit dem vielumstrittenen Begriff „Potentiel de Guerre" bezeichnet. Nur daß mit dem Kriegspotential heute nicht mehr die Stärke der vorhandenen Bataillone sondern die Fähigkeit, einen Krieg auszuhalten, gemeint ist. Also die Stärke eines Landes an Eisen, Kohle, Petroleum, Gold, Chemikalien, Transportmitteln, Lebensmitteln und andrem. Man braucht also nur eine genaue Aufstellung dieser Kriegskräfte für alle Länder zu haben, um im voraus den Ausgang jedes kriegerischen Konflikts in der Welt berechnen zu können.

Den sozusagen mathematischen Beweis hierfür finden wir in der soeben erschienenen neuen Schrift von Otto Lehmann-Rußbüldt: „Die Revolution des Friedens" (Laubsche Verlagsbuchhandlung). Nach den dort zum ersten Mal veröffentlichten ausgezeichneten Conradschen Tabellen können wir uns zum Beispiel den chinesisch-japanischen Konflikt zahlenmäßig vorstellen und je nach Ausgang die neue Konstellation der Mächte und die daraus drohenden Folgen im voraus ausrechnen. Das Kriegspotential Chinas ist zur Zeit 75,5, während das Japans 38,4 beträgt. Aber grade in der Mandschurei liegen die Bodenschätze, die das Verhältnis im Falle eines japanischen Sieges umkehren würden. Japan benutzt also den für seine Interessen günstigsten Augenblick der europäischen Zerklüftung, um seine Position im Fernen Osten in Hinsicht auf eine zukünftige große Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten zu verbessern. Da aber das Potentiel de guerre von U.S.A. nach Lehmann-Rußbüldt 509,8 beträgt, so wird diese kriegerische Auseinandersetzung erst dann stattfinden, wenn Japan nicht allein gegen Amerika steht. Aber „da dämmert im Rot von Blut und Grauschwarz von Giftgasen aus riesengroßen Seeflugzeugen die Auseinandersetzung England und Amerika herauf".

Alle drohenden Kriegsmöglichkeiten für Europa und die übrige Welt schälen sich klar und plastisch aus dem Lehmannschen Buch heraus. Sind wir gezwungen, sie fatalistisch hinzunehmen? Nein! Und das ist das Beste an dem Buch, daß es den Kriegsmächten die „Revolution des Friedens", der Kriegsfront einen „Dreijahresplan der Friedensfront" gegenüberstellt.

Bei einem geringen Aufwand von Verstand, Vernunft und gutem Willen sollte es nach den Lehmannschen Rezepten möglich sein, daß die Menschheit sich selbst vor einer grauenvollen Zerfleischung bewahrt. Wenn sie sich aber dazu nicht mehr aufraffen

kann und will, so hätte allerdings „die menschliche Dummheit die Elementargewalt angenommen, die mörderischer einherschreitet als das, was wir von Erdbeben, Feuersbrünsten, Seuchen, Meeresfluten, Wirbelstürmen kennen."

Johannes Bückler

Anmerkung

In der vorletzten Nummer der ‚Neuen Montagszeitung' wendet sich Ernst Glaeser, sicherlich mit Recht, gegen einen Vortrag, der in der berliner Funkstunde gehalten worden ist. Inhaltlich ist alles in Ordnung. Aber sein Artikel enthält diesen Satz: „Ihre Ideologie stammt aus den Kasematten längst geschleifter Forts. Aber die Distel, die zwischen den gesprengten Betonklötzen tugendgeil emporwächst, hat das Gift einer bösen Überredungskunst in sich und den Weihrauch einer seelischen Verschmutzung in ihren ausgetrockneten Kelchen." Und dann diesen: „Wenn der Rundfunk der unfreien Reichsstadt weiterhin solche Stimmen zu senden das Bedürfnis hat, dann müssen alle Hörer, soweit sie noch Menschen von Fleisch und Blut und von geistigem Anstand sind, vergessen, ihre Antennen zu erden, damit die Blitze der empörten und beleidigten Natur die tugendblaue Zunge dieser nicht von ungefähr kommenden Schwätzerin auslösche wegen Menschenlästerung." Es handelt sich hier nicht um stilistische Kinkerlitzchen. Es handelt sich um eine Verschlammung der Sprache, des Geschmacks und des Denkens, die ein geschulter Schriftsteller und ein Mensch von Fleisch und Blut und geistigem Anstand nicht an sich dulden darf. Noch niemals hat in der Literatur der Zweck das Mittel geheiligt. Keiner der großen Polemiker der Vergangenheit liest sich wie ein geharnischtes Wippchen. Ernst Glaeser hat nicht nur eine Sache sondern auch einen Namen zu verteidigen. Und: wenn das Salz dumm wird ...

Rudolf Arnheim

Reisen mit Doktor Ueberall

Eine der erfreulichsten Tatsachen im berliner Rundfunkprogramm ist die tägliche Jugendstunde. Und es gibt Leute — jeden Alters — die diese Jugendstunden lieber hören als das übrige Programm. Und einmal fast in jeder Woche ist der Radioapparat von der ganzen Familie umlagert, von der Großmutter bis zum Enkel hören alle zu, denn dann spricht der Doktor Überall. Dieser Doktor Überall ist nun auch wirklich ein Erzähler, wie es wenige gibt. Man kann ihm einen Brief schreiben: Bitte erzählen Sie doch mal von Raketenautos oder von Unterseebooten, und dann dauert es nicht lange und Doktor Überall erzählt wirklich, wie ein Raketenauto aussieht, wie seine Maschinen gebaut sind, ob es praktisch ist oder unpraktisch, ob es viel Geld kostet oder billig ist, ob es Zukunftsaussichten hat oder

wertloser Kram ist. Und all das wird so selbstverständlich, so absolut klar und ohne alles fachmännische Getue vorgebracht, daß man es wirklich versteht. Doktor Überall schildert, wie er sich selbst hat belehren lassen. Er behauptet gar nicht, so viel mehr zu wissen als wir; aber er hat sich eben erkundigt und hat sich alles genau angesehen, und nachdem er es verstanden hat, kann er es uns jetzt erklären. Wenn er berichtet und erzählt, so merkt man ihm ein ganz junges Staunen an, was es alles für sonderbare Dinge in der Welt gibt, gute und schlechte, großartige und bedauerliche. Und weil dieses Staunen, diese Freude an der Vielfältigkeit der Welt und ihrer Bewohner so echt ist, überträgt sich dieses Staunen auch auf uns. Wie kompliziert, wie fabelhaft durchdacht ist ein Auto, wie düster und unheimlich muß ein Bergwerk sein, wie appetitlich ein Mittagessen bei den Samoanern und wie aufregend eine Eskimojagd! Aber wenn man gut zugehört hat, — und man kann niemals aufhören zuzuhören, wenn man erst angefangen hat, — dann weiß man nachher immer wirklich über ein paar Dinge Bescheid, die man vorher nicht gewußt oder sich wenigstens nicht richtig überlegt hatte. Klarzumachen, deutlich und einfach, das versteht der Doktor Überall, und doch werden bei ihm die Dinge nie schematisch oder gleichgültig. Sie behalten ihre Frische und ihren Glanz und werden nur noch interessanter, seitdem wir sie ein bißchen besser verstehn. Deshalb lieben die Kinder diesen Doktor Überall auch so wie keinen andern Rundfunkredner. Und er besitzt die dankbarsten, aufmerksamsten und regelmäßigsten Zuhörer, die nur je ein Erzähler haben konnte. Wenn aber die Kinder doch nicht immer Gelegenheit hatten, dem Doktor Überall zuzuhören, wenn sie fragen: wie ist das mit den Autos, warum qualmt ein Schornstein, wie kommt ein Erdbeben zustande?, dann schenke man ihnen zu Weihnachten das Buch „Reisen mit Doktor Überall", erschienen im Verlage Williams & Co., Grunewald, in dem all diese Fragen und noch sehr viele mehr auf eine ebenso einfache wie bezaubernde Art beantwortet sind.

Wolf Zucker

Das Unaufhörliche

Wenn Hindemith sein neuestes von Klemperer und dem philharmonischen Chor uraufgeführtes Werk ein Oratorium nennt, darf man das nicht allzu wörtlich nehmen oder gar Maßstäbe für die Beurteilung daraus ableiten wollen; es ist eine großangelegte Komposition für Soli, Chor und Orchester, die diese Bezeichnung mehr äußerlichen Gesichtspunkten verdankt und durchaus nach eignen Gesetzen zu werten sein wird, mag sie nun einen konventionellen oder aparten, historisch belasteten oder frei erfundenen Namen erhalten haben. Gottfried Benns Text ist voll Abwechslung im Formalen und reich gegliedert, ein glückliches Komplement für die Arbeit des Musikers; inhaltlich

allerdings ein eigentümliches Stück. Wenn es zunächst durch sprunghafte Bilderfolgen verblüfft, voll verwirrender Kontraste und philosophischen Tiefsinns zu sein scheint, ist die lapidar konzentrierte, (von Nietzsche beeinflußte) Sprache viel daran schuld; eine Sprache, die für Leute, denen nicht jede Partikel heilig ist, die nicht jede Copula als ihr gutes Recht zu vindizieren gesonnen sind, immerhin viel Schönes birgt. Sieht man etwas näher zu (hinter das pathetische Schleiergewebe sozusagen), verkehrt sich der erste Eindruck allerdings fast in sein Gegenteil: die inhaltlichen Kontraste scheinen zu gering, die Bilder sehr gleichförmig (wenn auch im einzelnen voll dichterischer Kraft) — und die gedankliche Belastung ist eigentlich gar nicht vorhanden. Ein Gefühl ist es, das hier gestaltet ist, das sterbenstraurige, fast nihilistische Gefühl: alle Kreatur ist todgeweiht. Uralte Rätselfragen — wie immer ohne Antwort. „Eine sehr großartige Lösung wird sich wohl nicht finden lassen" . . . so Benn in seinem Vorwort. Wahrscheinlich hat er Recht: hier jedenfalls, hier findet sie sich nicht. Das pantheistische Brimborium der letzten Chöre, das „Ringende", das hier das „immer strebend sich bemühen" vertritt, es löscht das Frühere mit keiner Silbe aus. Das „Unaufhörliche", das abschiednehmende Bewußtsein unaufhaltsamer Vergänglichkeit, es ist keine Philosophie, und durchaus kein „universelles Prinzip" (wie es der Dichter verstanden wissen will) — es ist das pessimistische Weltgefühl untergangssehnsüchtiger Kulturmenschheit, müder Rassen und Klassen, ist etwas andres, ist weniger und mehr als das zu allen Zeiten lebendige Bewußtsein: alles Fleisch sei wie Gras und des Menschen Herrlichkeit wie des Grases Blume — es ist narzistische Freude an kostbarer Vereinzelung, dekadenter Individualismus, echt romantische Resignation. Fazit der Perspektiven: Hier ist die Atmosphäre von neunzehnhundertzehn . . .

Die Musik ist sehr selbstherrlich und geht ihre eignen Wege; da ihr Wert, ja ihr Sinn überhaupt in der heterophonen und polyphonen Bezogenheit der Stimmen aufeinander, im Architektonischen zu suchen ist, überbaut sie den Text in musikeignen Formen. Daß Hindemith sich (wie immer) der linearen Polyphonie bedient, daß er die harmonischen Verhältnisse als Resultate der Stimmführung sich entwickeln läßt, besagt an sich nichts. Nicht der Stil, die im Rahmen dieses Stils geprägte Form nur ist entscheidend. Hier ist nun zu sagen, daß uns das Unaufhörliche Hindemiths reifstes Werk zu sein scheint: er hat Vieles in gleicher Meisterschaft der Faktur geschrieben, nichts aber von solcher Kraft der Einfallskomplexe (nicht etwa des einzelnen melodischen Einfalls, obzwar auch die hier stärker sind als sonst). Text und Musik allerdings laufen sozusagen parallel, ohne jemals anders eins werden zu können als auf dem Umweg über irgendeine Konstruktion, ohne es eigentlich ganz zu werden, da ja (wenn wir vom Rhythmus absehen wollen) alle unmittelbaren Faktoren ausgeschaltet und durch einen mittelbaren Faktor ersetzt sind: die Polyphonie.

Es ist machtvoll klingende, grandiose, aber eiskalte Architektur, durch die an wenigen Stellen nur Reflexe des Lebens zittern. Wir müssen uns darüber klar sein, daß auch Hindemith kein Anfang ist, kein Begründer neuen Stils oder gar Pfadfinder neuer Entwicklung, wie man es einst erhoffte: auch er ist ein Ende, vermag sich nur über den Umweg einer Artistik mitzuteilen, die von den naiven Kraftquellen seiner Kunst weltenfern ist; und so ist die Verquickung dieses Textes und dieser Musik trotz interessanter Überschneidung objektiven und subjektiven Stils nicht so unerklärlich, wie es im ersten Augenblick scheinen mußte; und durchaus auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Arnold Walter

Der M-Stil

Der M-Stil ist die vom V-Stil her beeinflußte Synthese von G-Stil und H-Stil. Oder falls ihr das nicht genau versteht: der Morgen-Stil ist die vom Vorgestern-Stil her beeinflußte Synthese von Gestern- und Heute-Stil. Versteht ihr immer noch nicht? Also das ist Aesthetik.

Broder Christiansen betreibt diese Luftballonästhetik in dem Buch „Das Gesicht unsrer Zeit" (Felsen-Verlag in Baden). Er liest aus dem Impressionismus, Expressionismus und der neuen Sachlichkeit „stilfolgelogisch" den Stil von morgen ab, den er, damit wir das Wort für alle Fälle gleich zur Hand haben, die „neue Dynamik" nennt. Ich würde stattdessen „Dynamismus" empfehlen, schon deshalb, weil wir so lange nichts mehr auf -ismus gehabt haben. Dynamik kann ja auch jedes einzelne stilbeliebige Werk haben, erst Dynamismus ist der richtige Anfasser, die neue Schlagwortfanfare, auf die alle Verleger seit der Abnutzung der neuen Sachlichkeit sehnsüchtig warten

Broder Christiansen ist in den einzelnen ästhetischen Überlegungen durchaus nicht schlecht (zum Beispiel die Wertneutralität von Stilen oder der Zweifrontenkampf jedes neuen Stils gegen den vorhergehenden Stil und gegen das Philistertum). Aber er gehört zu jener Sorte von Terminologen, die erst dann zufrieden sind, wenn jedes Ding in seinem zugewiesenen Schubfach liegt, wenn das Schubfach seine Chiffre und die Chiffre ihren Katalog hat. Die Sorte scheint auf den ersten Blick beamtenhaft und ungefährlich; in Wirklichkeit arbeitet sie den Waschzettelverfertigern direkt in die Hände, schafft sie die zweifelhafte Basis für Kunstschwätzereien, bei denen das Ende genau wie der Anfang aussieht. Wer stilistische „Verwandtschaftsgleichungen" und „Stildiagramme" ausarbeitet, kommt in die Nähe dessen, was Liliencron einen Aesthetikax nannte, und wer schon den Stil von morgen mit einer Etikette beklebt, muß sich nicht wundern, wenn er grade denen zum Evangelium wird, die in Sachen der Kunst schnell und billig mitreden wollen.

Nein, solange wir nicht wissen, ob und wie wir morgen existieren, solange kann uns Herr Christiansen mit seinen amtlichen Stilvoraussagen im Traume begegnen.

Gattamelata

Ornament Redslob DRP.

Reichskunstwart Doktor Redslob antwortet auf unsre Umfrage: „Mit oder ohne Ornament — Was halten Sie von der neuen Sachlichkeit?"

Sachlichkeit, ein klares Wort
Lehrt: laß allen Schnickschnack fort!
Jeder Bau und jedes Ding
Ohne Schnörkel und Klingling!
Weil die Zeit kein Zierat kennt:
JEDER SELBST SEIN ORNAMENT!

‚Kultur des Heims'

Entwelscht

Zur Uraufführung gelangt: Der Herzog von Reichstadt. Nach „L'Aiglon" von Edmond Rotland.

Einladungskarte

Die moralische Anstalt

Theater in der Klosterstraße
„Die Gartenlaube"
Für Jugendliche verboten!
„Was natürlich ist, ist keine Schweinerei" 8-Uhr-Abendblatt.
4 Uhr: Hänsel und Gretel.

Zeitungsanzeige

Liebe Weltbühne!

Durch den Festtrubel eines berliner Balls wandelt mit einer riesigen Aktenmappe eine hohe Gestalt. Ein Neuling aus der Provinz fragt, wer das sei, und erfährt, es sei der Zeichner B. F. Dolbin. „Und was hat er in der komischen Mappe?" Darauf Harry Kahn: „Darin hat er das Skizzenbuch, in dem die sämtlichen berliner Prominenten verzeichnet stehen."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Montag 20.30. Herrenhaus, Leipziger Str. 3: Die Probleme in der Fürsorgeerziehung. Es sprechen: Kurt Beck, Wilhelm Ehlers, Justus Ehrhardt, H. Jacobi, Georg Loewenthal, Karl Wilker.

Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte. Montag 20.00. Deutsche Gesellschaft, Schadowstr. 7. Kontradiktatorische Aussprache: Sozialistischer Aktivismus, Bruno Neumann.

Sozialistische Arbeiter-Partei. Montag 19.30: Haverlands Festsäle, Neue Friedrichstraße 35: Die Aufgaben der Gewerkschaften in der Krise, Fritz Sternberg — Die Lehren des breslauer Metallarbeiterstreiks, MdR Ziegler.

Internationale Arbeiter-Hilfe. Dienstag 20.00. Nationalhof-Festsäle, Bülowstr. 37: Kopfarbeiter, was bringt euch das Dritte Reich? Es sprechen: Alfred Apfel, Alfons Goldschmidt, Leo Lania, Klaus Neukrantz, Hein Pol, Stadtarzt Schminke, Manes Sperber, Stadtbaurat Wagner und Helene Weigel.

Abend junger berliner Autoren. Mittwoch 20.15: Herrenhaus, Leipziger Str. 2. Es lesen: Hermann W. Anders, Klaus Hermann, Erich Kästner, Hermann Kesten und Gerhart Pohl.

Internationale Verlagsanstalt. Freitag 20.00. Spichernsäle: Der Untergang des Judentums, Otto Heller. Karten in der Buchhandlung Weidinger Str. 9.

Rote Studentengruppe. Sonntag 11.00. Mozartsaal am Nollendorfplatz: Rote Kabarettmatinee. Ernst Busch, Hans Deppe, Blandine Ebinger, Hans Eisler, Paul Grätz, Trude Hesterberg, Kate Kühl, Lotte Lenja, Agnes Straub, Kurt Weill.

Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit. Montag (14.) Clubhaus am Knie. Berliner Str. 27: Frauenfrage und Arbeitslosigkeit und Bodenreform, Adolf Damaschke.

Hamburg-Altona

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Dienstag (15.) 20.00. Volksheim, Eichenstraße: Kriegsdienstverweigerung, eine der Waffen zur Verhinderung des Krieges.

Bücher

Carl Dietrich Carls: Ernst Barlach — das plastische, graphische und dichterische Werk. Rembrandt-Verlag, Berlin.

Gabriele Tergit: Käsebier erobert den Kurfürstendamm. Ernst Rowohlt, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Mühlacker 18.40: Nationale Wirtschaft oder Weltwirtschaft, Arthur Feiler. — Berlin 18,55: Alfred Wolfenstein liest. — Leipzig 20.15: Das Lear-Motiv in der Weltliteratur. — **Mittwoch.** Berlin 18.30: Von der Französischen Revolution bis zum Wiener Kongreß, Valeriu Marcu. — Langenberg 18 40: Peter Scher liest. — Frankfurt 19.45: Ein Interview mit dem Maschinenmenschen, Arno Schirokauer. — Mühlacker 20.05: Zwei Szenen von Puschkin. — 21.05: Karl Röstlin spricht über Roda Roda. — **Freitag.** Breslau 17.15: Die Zeit in der jungen Dichtung. — 18.10: Geschichtsschreibung in der Gegenwart, Erich Landsberg. — Berlin 21.15: Paris um 1800, Leo Matthias und Edlef Köppen.

Antworten

Nobelpreiskomitee. Mangels zur Prämiierung geeigneter Pazifisten schlagen wir Ihnen einen begabten militärischen Fachmann und wirkungsvollen Publizisten wie den General Ludendorff vor, der nicht nur den Krieg vorzeitig verloren und sich dadurch um den Völkerfrieden verdient gemacht hat, sondern der auch kürzlich mit einer ausgezeichneten Broschüre über die Unmöglichkeit eines deutschen Revanchekrieges gegen Frankreich hervorgetreten ist. Nehmen Sie bitte diesen Vorschlag so ernst, wie er gemeint ist. Ludendorff ist noch immer ein besserer Kandidat als Coudenhove, und welchem Frieden der andre Anwärter, Adolf Damaschke, gedient hat, das vermag überhaupt niemand zu verraten — vielleicht dem häuslichen, aber das wird doch im allgemeinen nicht prämiiert.

Greta Garbo. Deutsche Schauspieler, die eine Weile in Hollywood gearbeitet haben, machen sich das Vergnügen, unwahre Klatschgeschichten über Sie zu verbreiten. Nun, Hollywood ist weit, und Sie werden die Herrschaften, um die es sich da handelt, schneller aus dem Gedächtnis verloren haben als umgekehrt. Aber wenn es schon Sie nicht ärgert, so ärgert es uns. Denn so groß ist die Auswahl an unantastbaren Figuren in der Filmproduktion nicht. Unsre weitgereisten Plauderer seien also gebeten, sich, schon im eignen Interesse, ein bißchen vorsichtiger auszudrücken.

Rundfunkhörerin. Das Titelblatt der ‚Funkstunde', das bekanntlich in zwangloser Folge Darstellungen aus dem intimen Privatleben Alfred Brauns bringt, bereitet den Freunden des Meisters eine besondre Überraschung, die in ihrer Art nicht zu übertreffen sein dürfte. Wir sehen gewissermaßen eine Apotheose Alfred Brauns. Umgeben von Barden und Hellebarden sowie von verschleierten Orientalinnen jeden Alters liegt in passendem Abstande vom Mikrophon auf einem geblümten Ruhebette der göttliche Meister. Neben ihm hat in einem verführerischen Morgenkleide eine Dame Platz genommen, die ihm, einen starken Quartband in den Händen, aus seinen gesammelten Rundfunkreportagen vorliest. Der Meister ist infolge dessen entschlummert. Das liebliche Bild ist wie immer in bestem Kupfertiefdruck ausgeführt und wird, geschmackvoll gerahmt, in jedem berliner Heim zur Gemütlichkeit des Empfangs beitragen, zumal es gegen Vorlage der Rundfunkquittung zum halben Preise erhältlich ist.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das I. Vierteljahr 1932

einzuzahlen, da am 10. Januar 1932 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1. Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Kommt Hitler doch? von Carl v. Ossietzky

Das waren vier Tage, die die Nerven der Welt erschütterten. Hitler erläßt Botschaften an Alle, apostrophiert die ausländische Presse; sein Herold Rosenberg aus Riga unternimmt vordatierte außenpolitische Schritte. Die Reichsregierung wird nicht sichtbar, sie scheint schweigend und hastig die Koffer zu packen. Endlich am vierten Tag abends erscheint der schlichte Star des Kabinetts am Mikrophon, teils um ein paar beschwichtigende Worte zu sprechen, teils um seine Vierte Notverordnung dem Volke menschlich näher zu bringen.

Und jetzt geschieht ein wirkliches Wunder. Die allgemeine Panik weicht kritikloser Vertrauensseligkeit. Jetzt nimmt der staatsparteiliche Deputierte wieder aufatmend sein Reisebesteck heraus, Kommerzienrats Rasierpinsel steht wieder auf dem gewohnten Platz. Was hat sich denn ereignet? Sind die Nazis zersprengt? Wächst der Regierung ein Kornfeld auf der flachen Hand, oder, wichtiger noch, hat sie einen Abnehmer dafür gefunden? Nichts von alledem. Der Herr Reichskanzler hat nur eine wenig sagende, farblose Rede gehalten, und alles erklärt sich beruhigt. Der von Oben verordnete Weihnachtsfriede kann ausbrechen, und im übrigen gab es in Berlin allein in der ersten Nacht unter dem Gesetze zum Schutze des innern Friedens einen Toten, vier Blessierte.

Diese neue Notverordnung hat eine viel bessere Aufnahme gefunden als die vorangegangenen, weil sie dem allgemeinen Wunsch nach „etwas Durchgreifendem" entgegenkommt. Die Vierte Notverordnung, von den Vielen, die nach der befreienden Tat rufen, enthusiastisch begrüßt, ist in größerm Zusammenhange gesehn nur ein besonderes Stück der heutigen deutschen Zerstörungsspychose. Sie ist ein grobes und dilettantisches Opus, das demolierend durch die noch intakt gebliebenen Teile der kapitalistischen Apparatur fegt, ohne ein sozialistisches oder auch nur soziales Äquivalent zu bieten. Sie verteilt nicht das Brot sondern reglementiert den Hunger; nicht Planwirtschaft wird geschaffen sondern Zwangswirtschaft. Was nützt der Zwang, wo es nicht ein Überquellen zu bändigen heißt sondern die Schrumpfung? Hält man die fressende Energie der Auszehrung auf, indem man den Patienten in eine eiserne Corsage steckt? Nicht ordnend und befruchtend werden diese Dekrete wirken sondern keimtötend und lähmend, und ihre einzelnen Paragraphen werden bald als Grabkreuze auf dem nächsten Massenfriedhof der Wirtschaft ragen.

Zinssenkung, Mietsenkung, Preissenkung, Fluchtsteuer — das hört sich alles kraftvoll und wohlbedacht an und bleibt doch höchst problematisch. Und auch der Herr Preisdiktator ist da — Pfüat di Gott! — und erklärt sofort mit der Anmut der Bescheidenheit, daß er kein Wunderdoktor sei. Wieviele Diktatoren solcher Art hat es nicht seit Batocki sel. schon gegeben? Sie brüten Beglückungspläne aus, und wenn sie aus

dem Amtszimmer kommen, sind sie nirgendwo zuständig und kehren traurig zu ihrer Sekretärin zurück. Doch da ist noch die Lohnsenkung, und jetzt verstärkt sich allerdings der Eindruck, daß dies das einzig Reale an dem ausgedehnten Kunstbau der dekretierten Wirtschaft ist. Das ist der feste Kern, der kleine aber betonierte Keller inmitten von haushohen Fortifikationen aus Pappe, die schnell zusammenfallen. Doch halt, nicht nur die Arbeiterschaft wird berührt, so einseitig, so klasseneng geht die Regierung nicht vor. Durch die Umsatzsteuer wird auch der noch mobile Teil der Produktion angezapft, auch hier wird das Leben tropfenweis versickern. Von hier droht neuer Bankrott, neue Deroute. Was für ein System regiert bei uns? Kein Liberalismus, kein Sozialismus, aber ein Fiskalismus, der ohne Plan, ohne Idee blindwütig drauflos verfügt. Der Reichskanzler verwahrt sich ausdrücklich dagegen, „Staatskapitalismus" zu treiben. Wenn ers nur täte! Statt dessen wird eine Fiktion von freier Wirtschaft aufrechterhalten, die unter dem nächsten Druck zerplatzen muß. Was dann? Fascismus, Kommunismus? Für beides muß Masse vorhanden sein, ein Streitobjekt, etwas, das es zu erobern gilt. Es ist zu fürchten, daß grade dies unter den Händen der regulierenden und registrierenden Bureaukratie hinschwinden wird, und dann bleibt nur noch Vegetieren, langsames Hinsterben. Vielleicht sind wir darin schon weiter, als wir selbst wissen, und die Begeisterung, mit der diese Verordnungen begrüßt werden, bezeichnet schon die Euphorie.

So fährt Deutschland weiter, gebannt an den Magnetberg der Weltkrise. Ein Haufen armer desperater Seelen auf morschen Planken gefangen; morgen ein Totenschiff.

*

Die gleiche Not, die alle schwächt, ist Hitlers Stärke. Der Nationalsozialismus bringt wenigstens die letzte Hoffnung von Verhungernden: den Kannibalismus. Man kann sich schließlich noch gegenseitig fressen. Das ist die fürchterliche Anziehungskraft dieser Heilslehre. Sie entspricht nicht nur den wachsenden barbarischen Instinkten einer Verelendungszeit, sie entspricht vor allem der Geistessturheit und politischen Ahnungslosigkeit jener versackenden Kleinbürgerklasse, die hinter Hitler marschiert. Diese Menschen haben auch in bessern Zeitläuften nie gefragt, immer nur gegafft. Für das Schauspiel ist gesorgt, ebenso für ihr Muschkotenbedürfnis, die Knochen zusammenzureißen, vor irgend einem Obermotzen zu „melden".

Vor einer Woche schien es für Hitler keine Hindernisse mehr zu geben. „An der Schwelle der Macht", schrieben ‚Times'. Rosenberg fuhrwerkte in England als Diplomat herum; eine Straßenaufnahme zeigt den Botschafter des Dritten Reichs freundlich lächelnd im Gespräch mit einem londoner Bobby, der im Zweifel scheint, ob sein Hebräisch für die Unterhaltung auslangt. Auf die Tories hat Rosenberg aber ohne Zweifel mehr Eindruck gemacht. England suchte schon nach einer Formel, sich mit einem nationalsozialistischen Deutschland abzufinden. Es ist schwer zu glauben, daß das

alles erledigt sein soll, nur weil Herr Brüning wieder einmal gesprochen hat, nur weil ein Bündel frischer Verordnungen herausgekommen ist.

Der neue Reichsminister Schlange-Schöningen hat kürzlich in einem Rundfunkvortrag ein paar beachtliche Gedanken geäußert: „Wer hat heute noch das Recht, die absolute Unantastbarkeit, die Heiligkeit des Privateigentums zu predigen? Wer unternimmt es, diesen Begriff heute auch nur klar zu definieren? Wird nicht auf allen Gebieten der Wirtschaft Tag für Tag am Privateigentum gerüttelt?" Das ist sehr richtig gesehen. Enteignet wird auf alle Fälle, es fragt sich nur: zu wessen Gunsten?

Es gibt in dieser Epoche eines beinahe mechanisch berstenden Privatbesitzes zwei Lösungen: eine sozialistische, die das Privateigentum überhaupt aufhebt, auf neuer Grundlage neu beginnt, ohne zu warten, bis die letzten Stücke, gleichfalls angekränkelt, auseinanderfallen. Und es gibt eine zweite Lösung, indem das ganze Volk einem alles aufsaugenden Industriekapitalismus tribut- und arbeitspflichtig wird. Für die Lebenshaltung des Einzelnen mag das zu Zeiten durchaus dasselbe sein, aber für das Bewußtsein ist es nicht gleichgültig, wer das Opfer fordert. Man vergleiche die heroische Haltung, die Rußland in seinen Entbehrungsjahren gezeigt hat, mit dem deutschen Marasmus, mit diesem verzweifelten Lazzaronitum, das sich, grotesk genug, nach außen hin noch zu nationalistischen Gebärden aufreckt.

Diese zwei Lösungen gibt es nur. Die der Regierung Brüning ist keine. Sie nimmt die verwegensten Operationen vor, sie stutzt die Wirtschaft wie eine Taxushecke, aber sie hält noch immer die Illusion hoch, als handle es sich hier um etwas Vorübergehendes, um einen unangenehmen Rückweg in „normale Zustände", worunter die frühern vollkapitalistischen zu verstehen sind. Um die Folgen des unerhörten Drucks einer ex cathedra diktierten Wirtschaft zu überwinden, dazu ist diese Regierung zu schwach. Und der Staat ist auch nicht kräftig, nicht geschlossen genug, um die Gegenstöße eines allgemeinen Auflösungsprozesses, der sehr rebellische Formen annehmen kann, zu ertragen. Dann aber kommt die Stunde des Fascismus, dann wird die Hitlerarmee endlich etwas zu tun haben. Dann wird auch der Sieg des monopolisierten Kapitalismus vollkommen sein. Dann wird der S. A.-Landsknecht die Manneszucht in den Betrieben schon übernehmen. Dann werden die Gewerkschaften zertrümmert werden, und der deutsche Mann wird, befreit von dem unwürdigen Pariageist der gewerkschaftlichen Koalition und ihrem judäisch-marxistischen Tarifrecht, rank und schlank, hei, vor seinen Industrieherzog treten und ihm hochgemut seine Dienste als Kaufmann, Techniker oder Lampenputzer anbieten. Unter einer alten knorrigen westfälischen Eiche wird er seinem Lehnsherrn den Eid leisten, ihm allzeit treu, hold und gewärtig zu sein, und wer dann noch Geld sehen will, der wird erschossen.

*

Kommt Hitler also doch? Vor acht Tagen war der Schreckensruf „Fascismus ante portas!" Brünings Rede hat ihn nicht verscheucht, er ist nur einstweilen stehen geblieben. Gewiß will Brüning vor Hitler weder ruhmlos abtreten noch als minderberechtigter Partner vor ihm kuschen. Der Reichskanzler mag sich seine eigne Methode ausgedacht haben, mit dem Fascismus fertig zu werden. Aber um eine Methode, die man nicht kennt, zu tolerieren, dazu gehört Vertrauen, und dieses Vertrauen haben wir zu Herrn Brüning nicht, wie wir das hier vom ersten Tage seiner Kanzlerschaft an betont haben. Brüning will nur die Anmaßung des Fascismus, seinen Anspruch auf Alleinherrschaft brechen, nicht ihn selbst.

Neben den wirtschaftlichen Bestimmungen der Notverordnung sind die politischen in der öffentlichen Diskussion vernachlässigt worden. Und doch verdienen sie nicht mindere Beachtung. Sie geben einen wertvollen Einblick, wie sich die Regierenden die Abwehr des umstürzlerischen Nationalsozialismus vorstellen. Zunächst: die Herren wollen die Republik retten, indem sie sich Unterstützung durch republikanische Kräfte verbitten und diese unerwünschte Unterstützung unter Strafe stellen. Das undifferenzierte Versammlungsverbot, das Verbot, Uniformen und Abzeichen zu tragen, trifft ja nicht nur die Nazis sondern viel ärger die von links. Ist es der Regierung ernst damit, den Verfassungsstaat zu verteidigen, so kann sie auf die Mobilisation aller demokratisch-republikanischen Kräfte nicht verzichten. Die res publica ist die öffentliche Sache. Der Staat, den Brüning und die Andern verteidigen, ein Homunculus, ein Retortengeschöpf. Die vorgebliche Parität wird in der Praxis zum schreiendsten Unrecht. Denn die Organisation des Staates selbst, Militär, Exekutive, Beamtentum steckt voll von unzuverlässigen Elementen. So wie die Justiz durchweg jeden Rotfrontmann bisher härter anfaßte als einen Nationalsozialisten, so wird der Mann aus dem republikanischen Verband in Zukunft schlechter dran sein als der vom Stahlhelm oder von Hitler. Aber es ist schon grotesk genug, daß Loyalität ebenso bestraft werden soll wie Auflehnung.

„Es ist schlimm um einen Staat bestellt, der seinen Bürgern verbietet, Abzeichen in seinen Farben zu tragen," ruft der Bundesvorstand des Reichsbanners. Richtig, richtig, richtig. Doch dann heißt es: „Über ein kurzes, dann wird auch diese Regierung einsehen müssen..." Nein, meine Herren, diese Regierung wird gar nicht einsehen. Diese Hoffnung ist ebenso töricht wie die Parole: Staat greif zu! Wenn dieser Staat zugreift, so nimmt er, wie er es immer getan hat, die Republikaner zuerst. Wäre die Regierung wirklich gewillt, gegenüber dem Nationalsozialismus Autorität zu zeigen, so hätte sie Hitler an dem Tage, wo er wie der Chef einer Nebenregierung im Kaiserhof Parade abhielt, als Hochverräter verhaften lassen müssen, ebenso wie Rosenberg bei seiner Rückkehr aus London. Dann dürfte auch Herr Gregor Straßer nicht mehr frei herumlaufen, der soeben wieder in Stuttgart gedonnert hat: „Und wenn wir bis an die Knöchel im Blut stehen müssen um Deutschlands willen, so haben wir es haben

wollen." Dann dürfte dieser Oberreichsanwalt sich nicht mehr auf seinem Posten befinden, der — nach den Worten des ‚Berliner Tageblatts' — für die Verfasser der boxheimer Mordpläne eine Entlastungsaktion vorgenommen hat. Und dieser Herr Werner, der längste Arm des Staates, soll zupacken? Armes Reichsbanner, er wird dich zuerst haben und dich nicht so glimpflich behandeln wie Best und seine Bluthunde.

Eine Konzession an die Linke befindet sich allerdings in der Notverordnung: Herrn Groeners Lieblingskind, von seinem Carlowitz gepäppelt und gewiegt, die „Staatsverleumdung" fehlt. Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß das Kapitel „Verstärkung des Ehrenschutzes" den einstweiligen Ersatz darstellt, um der lästigen Kritik den Mund zu stopfen. In diesen fünf Paragraphen blasen die Herren Geheimräte des Reichsjustizministeriums die Schicksalshörner der deutschen Pressefreiheit:

§ 1. Steht im Falle der üblen Nachrede (§ 186 des Strafgesetzbuchs) der Verletzte im öffentlichen Leben und ist die ehrenrührige Tatsache öffentlich behauptet oder verbreitet worden und geeignet, den Verletzten des Vertrauens unwürdig erscheinen zu lassen, dessen er für sein öffentliches Wirken bedarf, so ist die Strafe Gefängnis nicht unter drei Monaten, wenn der Täter sich nicht erweislich in entschuldbarem gutem Glauben an die Wahrheit der Äußerung befunden hat.

§ 2. Steht im Falle der Verleumdung (§ 187 des Strafgesetzbuchs) der Verletzte im öffentlichen Leben und ist die ehrenrührige Tatsache öffentlich behauptet oder verbreitet worden und geeignet, den Verletzten des Vertrauens unwürdig erscheinen zu lassen, dessen er für sein öffentliches Wirken bedarf, so ist die Strafe Gefängnis nicht unter sechs Monaten.

§ 3. In den Fällen der §§ 1, 2 kann das Gericht neben der Strafe und unabhängig von einer nach § 188 des Strafgesetzbuchs zu verhängenden Buße auf eine an die Staatskasse zu entrichtende Buße bis zu einhunderttausend Reichsmark erkennen.

§ 4. In Strafverfahren wegen Beleidigung bestimmt das Gericht, auch wenn die Tat auf erhobene öffentliche Klage verfolgt wird, den Umfang der Beweisaufnahme, ohne hierbei durch Anträge, Verzichte oder frühere Beschlüsse gebunden zu sein.

§ 5. In allen Strafverfahren wegen Beleidigung, in denen die Staatsanwaltschaft die Verfolgung übernimmt, ist das Schnellverfahren (§ 212 der Strafprozeßordnung) auch dann zulässig, wenn der Beschuldigte sich weder freiwillig stellt noch infolge einer vorläufigen Festnahme dem Gericht zugeführt wird.

Ist diese grobe, unnuancierte Fassung Unzulänglichkeit oder Absicht? Auch Adolf Hitler „steht im öffentlichen Leben", auch jene seiner Granden, die zur Nacht der langen Messer die Eisen wetzen lassen und vor fanatisierten Versammlungen zur Belebung der Hanfseilindustrie praktische Vorschläge machen. Gelingt es dem „Verletzten", einem Richter, der durchaus kein braunschweigischer zu sein braucht, klar zu machen, daß alles legal gemeint sei, natürlich nur zur Abwehr irgendeiner „Kommune", die die streng verfassungsmäßige Naziregierung bedroht, so ist der staatsloyale, der republikanische Redakteur geklappt. Gefängnis läßt sich ertragen, aber eine hohe Geldbuße ruiniert heute jedes Presse-

unternehmen. Großer Manitou, was bleibt dem Publizisten übrig, als von der Politik zu lassen und etwa über die Liebe zu schreiben, falls das nicht unter das Schund- und Schmutzgesetz fällt! Nachdem hundert Jahre um die Meinungsfreiheit gekämpft worden ist, genügen ein paar Paragraphen, um sie still zu beseitigen. So treibt Deutschland in Dunkelheit dahin, Verwesungsdünste steigen auf. Die eine Hälfte der Nation bettelt um Almosen, die andre muß es verweigern, weil sie selbst nichts hat. Das ist der deutsche Status Weihnachten 1931. Ein paar Menschen wird es noch geben, die in diesem mephitischen Gestank verfaulender Geister nach besserer Luft verlangen. Schlagt sie tot, das Reichsgericht fragt euch nach den Gründen nicht!

Aktive Abwehr von Erich Mühsam

Die einzige Kraft, die imstande wäre, Hitlers Machtergreifung zu verhindern, ist der verbundene Wille der vom Nationalismus nicht verwirrten deutschen Arbeiterschaft. Darüber sind sich alle Arbeiter, die sich überhaupt Gedanken machen, einig. Sie wissen auch, daß das Mittel, über das sie verfügen, der Generalstreik ist. Die Abwehr des Kapp-Putsches durch Anwendung dieses Mittels ist nirgends vergessen.

Fragt einen Arbeiter, gleichviel welcher politischen Partei er angehört, sei er gewerkschaftlich organisiert bei den Zentralverbänden, bei den Christen, bei den Hirschen, bei der RGO, bei den Syndikalisten oder gar nicht, ihr werdet immer dieselbe Antwort bekommen: ja, wenn die Einigkeit zu erreichen wäre! Und das Ende solcher Unterhaltungen ist immer das, daß die Sozialdemokraten auf die kommunistische Führerschaft, die Kommunisten auf die sozialdemokratische Führerschaft schimpfen und ihnen die Schuld geben, daß das Proletariat nicht zu gemeinsamen Entschlüssen zu bringen ist.

Wahr ist, daß die Einigkeit der Arbeiterschaft „unter Führung" dieser oder jener Partei, Gewerkschaft, Programmverpflichtung überhaupt nicht erreicht werden kann. Wahr ist leider auch, daß keine Führerorganisation den Willen hat, eine Einigung anders herbeizuführen als unter Knebelung jeder Meinung, die nicht dem eignen Ladenvorteil untergeordnet ist. Wahr ist endlich, und das ist das Traurigste, daß die deutsche Arbeiterschaft so sehr auf „Vertrauen zu den bewährten Führern" und auf „proletarische Disziplin" in der Bedeutung von Drill und Gehorsam erzogen ist, daß jede selbständige Initiative von unten herauf gelähmt ist.

Die Frage, was denn eigentlich geschehen soll, wenn der Tanz des Dritten Reiches losgeht, wenn die Auflösung aller Arbeiterkoalitionen von irgend einem Hitler, Frick oder anderm Best verhängt wird, wenn die standrechtlichen Erschießungen, die Pogrome, Plünderungen, Massenverhaftungen das Recht in Deutschland darstellen, wird nirgends erörtert, es sei denn in den Klüngelverhandlungen unbeaufsichtigter Funktionäre. Die Arbeiter trösten sich damit, daß sie schon zur rechten Zeit zum Handeln aufgerufen werden.

Sie werden nicht. Schlagen die Fascisten zu, dann ist das erste, daß nach längst fertigen Listen alle organisatorisch und rednerisch tätigen Kräfte, alle der Führerschaft verdächtigen Personen verhaftet oder noch wirksamer beiseite geschafft werden. Dann steht das Proletariat da, angewiesen auf eigne Entschlüsse, aber vollends verhindert, sich noch zur Abwehr zu verständigen.

Notwendig ist die unmittelbare Verständigung der Werktätigen an den Arbeitsstätten, die unverzügliche Schaffung von Aktionsausschüssen innerhalb der Betriebe und deren föderative Verbindung zu dauernd wachsamen und kampfbereiten Klassenorganen. Diese Ausschüsse und Föderationen dürfen nicht „paritätisch" nach Parteizugehörigkeit zusammengesetzt sein, sonst käme wieder Führergewäsch, Parolenschusterei, Resolutionskram und Vereinsmeierei heraus, sonst ginge vor allem die Initiative wieder an die im Dunkeln wirkenden Zentralen zurück, von denen die Arbeiter nicht wissen, welche vor dem Proletariat verborgenen Hintergrundinteressen die Beschlüsse beeinflussen. Die aktiven Kräfte der Belegschaften, zumal in den „lebenswichtigen" Betrieben, sowie ihnen von den Arbeitskollegen unter Zurückstellung alles Organisationsegoismus Umsicht, Tatkraft, Werkkenntnis, Kameradschaftsgeist und das Bewußtsein der Bedeutung des Augenblicks zugetraut wird, müssen bestimmt werden, unter ständiger Kontrolle ihrer Auftraggeber alle Vorbereitungen zum Generalstreik zu treffen.

An dem Tage, an dem die Hakenkreuzfahne über den öffentlichen Gebäuden erscheint, läßt sich nicht das geringste mehr organisieren oder anordnen. Jeder Arbeiter muß vorher wissen, was er dann zu tun und zu unterlassen hat. Sollten aber wirklich die Parteien und Gewerkschaften ihren Anhängern vorher Weisungen zugehn lassen, so werden sie einander widersprechen und dadurch die einheitliche Abwehr der Gefahr erst recht durchkreuzen. Nur der rechtzeitig gefaßte und bis ins Kleinste vorbereitete Entschluß, dem Verfassungsbruch und Staatsstreich die Lahmlegung der gesamten Versorgung mit Wasser, Gas, Elektrizität, die Drosselung des Marktes und des Verkehrs entgegenzustellen, kann den Massenmord und die vollständige Versklavung der deutschen Arbeiterschaft verhindern.

Die Arbeiter haben jetzt andres zu tun als sich gegenseitig zu beschimpfen und zu verprügeln oder schöne Reden anzuhören und wohlklingende Resolutionen zu fassen. Es ist Zeit, höchste Zeit zu handeln!

Der Vorschlag des Verfassers umfaßt nur Maßnahmen gegen die offenbar illegale Machtergreifung durch die Nationalsozialisten. Nach dem boxheimer Dokument bedeutet das die „Kommune", nach der heutigen Staatsauffassung Verteidigung der verfassungsmäßigen Grundlage, Unterstützung der gesetzmäßigen Abwehr. In Übereinstimmung mit dem Verfasser betone ich gern, daß diese Mobilisierung der Abwehr nicht geheim bleiben, sondern den verantwortlichen Regierungsstellen in jedem Einzelfalle mitgeteilt werden soll.

Ohnmächtiger Pazifismus von Kurt Hiller

Der von Walter Dirks klug und lebendig geleitete ‚Friedenskämpfer', das Organ jener Katholischen Friedensbewegung, als deren interessantester Kopf der Dominikanerpater Franziskus M. Stratmann anzusprechen ist, ein oft virtuoser Polemiker, von dem mancher Heide lernen kann (Vitus Heller steht uns als Antikapitalist wohl sachlich näher, aber ist gröberes Garn), berichtet in seinem vorigen Monatsheft über eine Friedenswoche Marc Sangniers in Baden. Der Führer der „Internationalen Demokratischen Friedensaktion" hat mit Gesinnungsgenossen aus Frankreich, England, Spanien, Deutschland (darunter Ludwig Quidde), herzlich unterstützt durch die Badische Regierung, auch durch die Stadtoberhäupter von Freiburg und Konstanz, „unter breitester Anteilnahme der Bevölkerung" gemeetingt und Kongreß gemacht. Baden, zeigt sich, ist nicht Braunschweig; der gute Ton in Baden bleibt demokratisch ... mit klerikalem Tüpfel auf dem i. Marc Sangnier und die badische Offizialwelt passen vorzüglich zueinander; es ist in der Ordnung, solche Harmonie für die Propaganda des Friedens auszunutzen.

Blieb diese Propaganda im üblichen Lyrismus, im vielgeliebten „Verständigungs"schlamm stecken? Nein. Die Gerechtigkeit gebietet anzuerkennen, daß nicht Rapprochement geschwafelt, sondern daß ein Katalog klarer Forderungen ausgearbeitet wurde, klarer und guter (— abgesehn von einer einzigen unklaren und bösen, über die noch zu sprechen sein wird).

Man forderte, als Endziel der Arbeiten für die Abrüstungskonferenz (im Februar; oder am St. Nimmerleinstag?): Vollständige Abrüstung. Auf dem Wege zu diesem Endziel:

Sofortiges allgemeines Verbot aller in den Friedensverträgen verbotenen Kampfmittel und Kriegsvorbereitungen, einschließlich der militärischen Jugendausbildung;

ernsthafte Herabsetzung der Rüstungen, teils direkt durch Beschränkung der Kontingente, der Dienstzeit und des Kriegsmaterials aller Art, teils indirekt auf budgetärem Wege;

sofortige Unterdrückung der gesamten privaten Rüstungsindustrien, einschließlich des Waffenhandels, und internationale Kontrolle über die dann noch gestatteten staatlichen Industrien;

dauernde Kontrolle über die Durchführung der Abrüstung durch eine mit allen Vollmachten ausgestattete ständige internationale Kommission;

Ausbau des Systems der obligatorischen internationalen Friedenssicherung, der in Verbindung mit einem echten Geist internationaler Zusammenarbeit die entscheidende Voraussetzung für die Abrüstung ist.

Von der letzten abgesehn, vortreffliche Thesen! Aber glaubt ein Mensch, außerhalb und innerhalb der „Internationalen Demokratischen Friedensaktion", daß die Abrüstungskonferenz sie zum Beschluß erheben wird? Daß, täte sies, auch nur Eine Militärmacht ihn redlich vollzöge? Der Pazifismus fordert diese Dinge nicht seit gestern; und der Imperialismus beweist durch seine Haltung bis heute, daß er an derlei Maßnahmen nicht im Traume denkt. Man kann einen

Tiger durch Predigen vielleicht überreden, auf den Gebrauch seiner Pranken und seines Gebisses zu verzichten; das menschliche Raubzeug nicht. Das menschliche Raubzeug muß aus der Macht gestoßen werden; die menschliche Species, die das Abschlachten der Völker ernstlich nicht will, muß sich zur Macht aufschwingen; ohne Vernichtung des internationalen Kapitalismus gibt es keine Vernichtung des Krieges. Darum bedeutet, was die Marc Sangnier und die Quidde und all die andern edlen Evolutionisten des Friedens seit Jahren treiben, eine Oper der Ohnmacht. Wie alt werdet Ihr wohl werden müssen, um zu begreifen, daß Ihr nicht in die geschichtliche Realität eingreift, sondern neben der geschichtlichen Realität handelt, wenn Ihr den Räubern, denen Ihr Ethisches zumutet, ihren Machtbesitz schützen helft? Ihr ruft dem Feuer zu: Hör auf zu brennen! und gießt statt Wassers Benzin hinein. Kirche und bürgerliche Demokratie — die stützen, was ist; noch mit ihrem theoretischen Nein zu Einigem, was ist, stützen sies praktisch; denn zum Prinzip Dessen, was ist, sagen sie Ja, handeln sie Ja. Es gibt keinen innerhalb prinzipieller Konservativität isolierten Kampf gegen den Krieg; es gibt nur den Kampf gegen das Organisationsprinzip der bürgerlichen Gesellschaft — er enthält den Kampf gegen den Krieg. Prokirchlicher, prokapitalistischer Pazifismus: Belcanto der Ohnmacht.

Oder Schlimmeres. Man schaue sich die letzte These an; die, von der ich anfangs absah. Ist sie klar? Kaum. Sie spricht von „obligatorischer Friedenssicherung", während tatsächlich nicht die Sicherung obligatorisch sein kann, sondern nur dieses oder jenes Mittel, durch das man den Frieden glaubt sichern zu können. Welches Mittel mögen sie meinen? Das obligatorische Schiedsgericht? Gewiß, und rechtens. Aber seine Urteilssprüche wollen exekutiert sein. Wie macht man das unter gerüsteten Staaten? Was heißt da „Ausbau des Systems"? Exekutiert, exekutiert sein wollen die Sprüche. So spukt hinter der schönen Wortkulisse von der „obligatorischen internationalen Friedenssicherung" der obligatorische internationale Exekutionskrieg. Nicht mehr Krieg zwischen Staat und Staat, sondern Krieg aller Staaten gegen den Einen — den Friedensbrecher. Falls er Verbündete hat: Krieg zwischen Staatenblock und Staatenblock — wie einst im Mai. Das ist offenbar unter dem „echten Geist internationaler Zusammenarbeit" verstanden; ein Geist, der diese Gattung Krieg als genau so grauenhaft wie die andre verwürfe, wäre anscheinend „unecht".

Also ein völkerrechtlicher Vertrag, der jedem Partner die Teilnahme an Exekutions-, an Sanktionskriegen zur Pflicht macht, soll „die entscheidende Voraussetzung für die Abrüstung" sein. Das ist die These Paul-Boncours und aller andern pazifistelnden Demo-Imperialisten. Sie führt nicht vom Kriege fort, sie führt zu ihm hin. Sie ist die ideologische Grundlage noch gräulicherer Gemetzel, als es das 1914 begonnene war. Statt die alte Schande zu tilgen, gibt sie ihr einen neuen Namen. Man wende die These auf eine aktuelle Situation an: Mandschurei. Weltkrieg gegen den Friedens-

brecher! Bleibt Japan isoliert, dann wird es die Dinge nicht so weit treiben lassen. Weiß es sich aber eines oder einiger mächtigen Bundesgenossen sicher, dann haben wir den Weltkrieg II, zwischen zwei Koalitionen, als „Sanktion" etikettiert, als Feldzug der Gerechtigkeit — ähnlich dem ersten! Nimmt dies Etikett dem Abwurf der Brandbomben, der Brisanzbomben, der Giftgasbomben, der Bakterienbomben auch nur ein Quentchen seines apokalyptischen Schreckens? Haben wir unsre Erfahrungen gemacht, unser Denken gedacht, um in solchem Kriege eine ... „Friedenssicherung" zu sehn?

Die böse These steht nicht auf dem Papier, aber sie steht hinter den salbungsvollen Vokabeln, die auf dem Papiere stehn — diesen geflissentlich unklaren, dabei durchaus eindeutigen Wendungen. Wer in Europa will denn heute den Krieg der Völker Europas gegen Japan und seine Verbündeten? Wer, so ehrlich er den japanischen Militaristen flucht, will ihn? Den Chemiekrieg; den Krieg mit allen Schikanen dieser Zivilisation? Wer will, daß in grüner Wolke der Millionenmord über die Städte des Gestirns rast?

Wer diesen Krieg nicht will; wessen Phantasie ausreicht, sich dessen Greuel halbwegs vorzustellen — der schule gefälligst sein Denken, daß es aufhöre, ihn zu „Lösungen" zu verführen, die nichts sind als Ohnmacht vor der Naturkraft, die er bändigen möchte; „Lösungen", deren Praktizierung den herabschauenden Bewohner eines andern Sterns zwänge, unsre Erde für eine Hölle rhythmisch sich wiederholenden Kollektivselbstmords zu halten oder für ein kosmisches Irrenhaus.

Nicht jenes Protokoll oder jener Pakt, der den Sanktionskrieg stipulieren würde, wäre „die entscheidende Voraussetzung für die Abrüstung"; sondern die allgemeine Abrüstung ist die entscheidende Voraussetzung für die Sicherheit der Nationen, weil, ist sie beendet, kein Volk mehr dem andern den Krieg ins Land tragen kann. Ein Kind begreifts, ein „Friedensfreund" nicht allemal. Für manchen gilt: Der gebrannte Pazifist schürt das Feuer.

Weltecho des leipziger Prozesses

‚Volkszeitung' (Innsbruck) vom 27. November.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat eine Interpellation wegen des Urteils des Reichsgerichts gegen die ‚Weltbühne' eingebracht. Die Untersuchung hat kein andrer geführt als der bekannte Reichsanwalt Jorns. Dieser hatte bekanntlich den Journalisten Bornstein verklagt, der ihm nachgesagt hatte, er habe als Untersuchungsführer des Kriegsgerichtes die Mörder von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg begünstigt und dadurch der gebührenden Strafe entzogen. Der Angeklagte — von Paul Levi glänzend verteidigt — war wegen erbrachten Wahrheitsbeweises freigesprochen worden. Das Reichsgericht, das von Jorns angerufen wurde, hat sich gegen die sonstige Übung nicht damit begnügt, das Verfahren nachzuprüfen, sondern sich mit der Sache selbst befaßt, und bei der Rückverweisung eine solche Marschroute gegeben, daß der Angeklagte in der neuen Verhandlung verurteilt werden mußte. Jetzt ist Jorns, der während der langen Dauer seiner Prozesse suspendiert worden war, wieder in Amt und Würden.

'Der Wiener Tag' vom 24. November

Jetzt horchen sicher alle diejenigen auf die hungrig sind nach deutschen militärischen Geheimnissen. Was Kreiser in seinem Artikel geschrieben hatte, das haben die Militärattachés der in Berlin akkreditierten Mächte alle gewußt. Was — so müssen sie sich angesichts der leipziger Geheimniskrämerei fragen — mochte alles hinter den Kreiserschen Harmlosigkeiten doch stecken. Wenn jemand die deutsche Staatssicherheit gefährdet hatte, so ist das vielleicht das leipziger Gericht... Vor einigen Tagen hat man in Breslau einen Menschen als Spion abgeurteilt, weil er dem Auslande Nachrichten über den letzten Stahlhelmaufmarsch liefern wollte. Der frühere englische Außenminister Chamberlain hat in einem Brief an die 'Times' darüber geschrieben: Dies und andres könnte nicht besser ausgedacht werden, wenn der ausgesprochene Zweck dabei wäre, das Vertrauen zu Deutschlands Ehrlichkeit zu zerstören. Was wird er jetzt nach diesem leipziger Gerichtsurteil sagen?

Das Gesetz verlangt ausdrücklich die Feststellung der Vorsätzlichkeit als Grundlage für die Verurteilung. Ossietzky und Kreiser sind die dümmsten Spione, die die Erde getragen hat. In einem Zeitungsartikel machen sie dem Feinde ihre gefährlichen Mitteilungen. Kreiser spricht von 40 Flugzeugen, die von der Abteilung M unterhalten werden. Frankreich hat 7500 Flugzeuge. Deutschlands Sicherheit ist gefährdet, weil die Franzosen erfahren haben, daß ihre 7500 nicht ohne Gegner sind...

'Neue Züricher Zeitung' vom 25. November

Es ist um so schwieriger, dieses Urteil zu verstehen, als das Reichsgericht die Begründung verheimlicht. Aber die Frage liegt nahe: Wie können kritische Ausführungen über Material aus dem allgemein zugänglichen Etat eines Reichsministeriums als Nachrichten bewertet werden, deren Geheimhaltung im Interesse der Landesverteidigung erforderlich ist? Inwiefern wird die Sicherheit des Reiches durch eine derartige Abhandlung gefährdet? Da die Urteilsbegründung nicht veröffentlicht wurde, so kann man nur Vermutungen anstellen, und die Vermutung erscheint nicht abwegig, daß das Reichsgericht ähnlich argumentierte wie die 'Deutsche Allgemeine Zeitung', die erklärt: „Das Bedenkliche und Gefährliche des Artikels lag darin, daß er eine Zusammenstellung der alten, wiederholt zurückgewiesenen Behauptungen in einer Form anstrebte, die im Ausland eine entsprechende deutschfeindliche Propagandawirkung zu erzielen beabsichtigte."

Wie aus der obenerwähnten Anregung des Abgeordneten Krüger hervorgeht, war unter Etatskennern die Ansicht verbreitet, daß die Etatsposten der „Abteilung M" militärischen Zwecken dienten. Die Reichsanwaltschaft, das Reichsgericht, das Reichswehrministerium und andre deutsche Behörden und Patrioten glauben also, daß durch eine öffentliche Bekundung oder Andeutung dieser Ansicht die Sicherheit des Reiches gefährdet werde. Als ob die militärischen Berater fremder Mächte auf Grund ihrer eignen Etatsstudien nicht schon lange zu ganz konkreten Schlüssen gekommen wären! Sicherlich können jene Fachleute durch nichts überrascht oder belehrt werden, was der verwegendste deutsche Etatskritiker herausfindet, auch wenn es sich andeutungsweise um Militärluftfahrt handelt, die Deutschland durch den Versailler Vertrag verwehrt ist.

Dieser Artikel enthält eine Nachschrift, in der angebliche Interna aus der geschlossenen Hauptverhandlung mitgeteilt werden.

'Volksrecht' (Zürich) vom 3. Dezember

Das Urteil gegen Ossietzky, Herausgeber der Wochenschrift 'Weltbühne', und seinen Mitarbeiter Kreiser ist nicht nur aus Rechts- und Gerechtigkeitssinn heraus eine Blamage. Auch die außenpolitische

Wirkung, mag sie noch so verheerend sein, steht weit zurück hinter dem Beweis einer bis in die höchsten Kreise hineinreichenden sonderbaren deutschen Kultur. Wenn es für die Gegner Deutschlands eine Möglichkeit gab, den während des Krieges so oft erhobenen und bestrittenen Vorwurf, die Mentalität des Deutschen sei die des „boche", postfestum zu rechtfertigen, so hat der Oberreichsanwalt Jorns diese Möglichkeit durch seine Stellungnahme den jüngsten Ereignissen gegenüber geschaffen.

Friedrich Bill im ‚Prager Tagblatt' vom 24. November

Carl v. Ossietzky, der Leiter der ‚Weltbühne', und der Schriftsteller Walter Kreiser wurden gestern vom Reichsgericht zu je einem Jahr und sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Tatbestand: Mitteilung verhältnismäßig harmloser und sicherlich jeder Regierung bekannter Tatsachen über die deutsche Luftschiffahrt. Landesverrat ist, nach der famosen Judikatur des leipziger Reichsgerichts, die Mitteilung über internationale Vertragsverletzungen des Deutschen Reichs. Zu den Übeln der deutschen Rechtspflege gehören allem Anschein nach wie bei uns und andern zehn Ländern die Militärsachverständigen, die vom heldischen Standpunkt der Kadettenschule zu beurteilen haben, was dem jeweiligen Vaterland frommt und was ihm schadet. Nach dieser Militärpfeife tanzt auch die deutsche Justiz. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß Ossietzky vom ersten politischen Satz, den er schrieb, das „Wohl des Deutschen Reichs", das er geschädigt haben soll, sinnvoller, klüger und konsequenter beschützt hat als die sachverständigen Vaterlandsverteidiger und leipziger Gerechtigkeitsbeamten. Die Menschen sind nicht mehr sicher vor den schutzbedürftigen Vaterländern!

‚Prager Presse' vom 25. November

Es ist eine Lust, ein linksstehender Publizist in der deutschen Republik zu sein. Während ein Hitler ungestraft verkünden darf, wenn er zur Macht gelange, würden die „Köpfe rollen", wird ein Maximilian Harden von zwei nationalistischen Mordbuben — die notabene nie eine Zeile von ihm gelesen hatten — überfallen und so zugerichtet, daß der geschwächte Organismus in kurzer Zeit einer Krankheit erliegt. Nun ist die Reihe an Carl v. Ossietzky, den weit über die Grenzen Deutschlands geschätzten, unerschrockenen Herausgeber der berliner ‚Weltbühne'. Ossietzky hatte die Kühnheit besessen, einen Artikel zu veröffentlichen, der einiges über die Reichswehrsubventionen an private Luftfahrtgesellschaften enthielt. Wieso durch die Aufdeckung der Zuwendungen militärische Geheimnisse verletzt worden sein sollen, bleibt dem Uneingeweihten ein Rätsel. Das leipziger Reichsgericht hat allerdings — nach geheimer Verhandlung — den Angeklagten schuldig befunden. Und um vorwitzigen republikanischen Journalisten die Lust an derartigen Indiskretionen ein für allemal zu benehmen, hat es über Ossietzky gleich die drakonische Strafe von 18 Monaten Kerker verhängt. Eine ganz nette Zeitspanne, um über die Entwicklung der republikanischen Justiz in Deutschland nachzudenken. Dem Ausland liegt es fern, sich in Angelegenheiten der deutschen Rechtspflege einzumengen; jedes Land hat schließlich die Justiz, die es verdient. Was das Ausland interessiert, ist die Tatsache, daß augenscheinlich eine Kritik am Reichswehretat in Deutschland nunmehr unter die strafbaren Handlungen fällt und daß pazifistische Bestrebungen an Landesverrat grenzen. Das Ausland quittiert diese Entwicklung, die in der Verurteilung Ossietzkys ein so drastisches Symbol gefunden hat, mit aufrichtiger Besorgnis. Nicht aus Furcht, denn man weiß, wieviel Unsicherheit und Ratlosigkeit im Grunde hinter den Kraftphrasen Hitlers steckt, sondern aus Besorgnis um die Gestaltung der innerdeutschen Verhältnisse. Das Urteil über Ossietzky zeigt, wie nahe Deutschland vor dem Hineingleiten in den

Hakenkreuzsumpf steht. Für die deutsche Linke ist es ein Alarmsignal, das sie endlich zu geschlossener Abwehr zusammenführen sollte.

,Manchester Guardian' vom 24. November

Der inkriminierte Artikel war eine Kritik der deutschen Wehrausgaben, besonders der militärischen Luftfahrt. Da der Prozeß sich im geschlossenen Raum abspielte, weiß niemand, was für Geheimnisse enthüllt wurden. Aber wieder erhebt sich die Frage — was in Deutschland verborgen ist, besonders im Hinblick auf die militärische Luftfahrt: was ist durch den Friedensvertrag verboten?

,The Times' vom 24. November

Die Urteile, die nach deutschem Brauch ungewöhnlich streng sind, haben viel Aufmerksamkeit erregt, und der Fall ist heftig kritisiert worden in der demokratischen Presse, weil sie das zunehmende Hinschwinden der deutschen Meinungsfreiheit in diesen Tagen zu repräsentieren scheinen.

,L'Echo de Paris' vom 24. November

Vom deutschen Standpunkt gesehen ist es unentschuldbar, daß die Akten der deutschen Rüstungen, die, wie wir hoffen, in Genf in vollem Umfang geöffnet werden, jetzt in Leipzig zur Diskussion gestellt worden sind.

,Monde' vom 5. Dezember

Die Proteste der Intellektuellen gegen die Verurteilung von Redakteuren der ,Weltbühne' häufen sich in Deutschland und in der ganzen Welt... Unter dem Vorwand des Verrats will man töten, was von der Freiheit der Presse in der deutschen Republik noch übrig geblieben ist.

,Le Temps' vom 25. November

Nicht Interpretation sondern Vergewaltigung dieses Paragraphen (des Gesetzes gegen den Verrat militärischer Geheimnisse) ist es, ihn auf einen Zeitungsartikel anzuwenden. Und kann ein in einer deutschen Zeitung erschienener Artikel den Verrat eines Geheimnisses an eine fremde Regierung bedeuten?

Das Tribunal hat auch noch entschieden, daß die Nummer 11 der ,Weltbühne' von 1929 unschädlich zu machen ist.

Einen Artikel unschädlich zu machen, der vor zweieinhalb Jahren erschienen ist, den alle Welt gelesen hat, und der übrigens unsres Wissens vergriffen ist, das heißt, der Bösartigkeit die Groteske hinzufügen.

,Le Journal' vom 24. November

Das Urteil des Reichsgerichts provoziert eine tiefgehende Bewegung in allen Kreisen der deutschen Linken.

L'Action Française' vom 26. November

Die Bestrafung erscheint der Presse der Rechten natürlich gerechtfertigt und der der Linken allzu hart. Wir können das beiseite lassen. Aber als interessantes Faktum ist zu notieren, daß der Gerichtshof vor der Verkündung seines Verdikts den Ausschluß der Öffentlichkeit für die Urteilsbegründung ausgesprochen hat, die der Präsident nicht ohne Gefährdung der nationalen Sicherheit verlesen könnte.

,Le Matin' vom 24. November

Der Prozeß und selbst die Verlesung des Urteils haben hinter verschlossenen Türen stattgefunden.

,La République vom 24. November

Diese brutale Verurteilung macht glauben, daß ihre (der Verfasser) Enthüllungen wahr sind.

,La Gauche' vom 26. November

Gibt es ein Recht, die Reichswehr zu kritisieren —? ... die erschreckende Verurteilung zu achtzehn Monaten Gefängnis ... wegen eines Artikels über die Subventionen im Etat der zivilen Luftfahrt ist ein Beispiel der gefährlichen Lage, in der sich das Reich befindet.

,Le Progrès de Lyon'

Die Art, wie der Prozeß geführt wurde und die Brutalität des Spruchs erscheinen liberalen Kreisen als die beste Rechtfertigung der Kampagne der beiden verurteilten Journalisten.

,Loire Républicaine' (St. Etienne) vom 26. November

Man muß bemerken, daß die Herren v. Ossietzky und Kreiser nicht wegen „versuchten Landesverrates" sondern wegen „vollendeten Landesverrates" verurteilt worden sind, was darauf schließen läßt, daß die in dem inkriminierten Artikel der ,Weltbühne' enthaltenen Tatsachen wahr sind.

,Le Petit Marseillais' (Marseille) vom 24. November

Der Gerichtshof hat absolutes Schweigen verhängt ...

,La Métropole' (Antwerpen)

... und die Entscheidung des Gerichtshofs, selbst die Veröffentlichung des Wichtigsten zu untersagen, läßt auf eine ernste Schädigung der internationalen Beziehungen zu Deutschland schließen.

,Niuve Rotterdamsche Courant' vom 23. November

Die Urteilsbegründung wurde hinter verschlossenen Türen verlesen.

,New York Times' vom 24. November

... andrerseits ist zu sagen, daß der in Frage stehende Artikel ausschließlich die Behandlung öffentlicher Mittel durch die Regierung angriff und sich innerhalb des Rechtes öffentlicher Kritik hielt. Es ist absurd zu denken, daß es dabei Geheimnisse gibt, die wert sind, verraten zu werden, diese Tatsache erklärt, was immer die Richter für Gründe gehabt haben mögen, die Angeklagten des Verrats schuldig zu finden, daß dies Urteil konfus befunden wird und in der Praxis geeignet, den Eindruck zu erwecken, daß die Minister der Reichswehr und des Verkehrs etwas zu verdecken haben.

Ein Protest-Telegramm aus New York

Acht Redakteure ,New Republik' ,Survey' ,Nation' heute Protest an Brüning gekabelt gegen unglaubliche Bestrafung Verletzung des Gemeinrechtes der Presse überall auf Freiheit und Unabhängigkeit stop Ausdrücke Ihnen herzlichste Sympathie.

Oswald Villard

Telegramme an die Deutsche Liga für Menschenrechte

Romain Rolland als Ehrenpräsident, Georges Pioch als Präsident, Victor Méric als Generalsrekretär der Internationalen Liga der Friedenskämpfer und Marcelle Capy sprechen Ossietzky ihre Sympathie aus, protestieren schärfstens gegen unhaltbares Urteil. Es lebe die Völkerversöhnung, nieder mit der Willkür.

Überzeugt von Einheitlichkeit allen Fortschrittstrebens und Vorkämpfer geistiger Unabhängigkeit in allen Ländern erklären tiefe Enttäuschung aller wahren Freunde Deutschlands und Sympathie für Ossietzky. *Henri Barbusse*

Polizeiberichte von W. Franke

„Der Dienststelle D 5 der berliner Kriminalpolizei unter Leitung von Kriminalrat Seinemüller gelang es gestern..." Immer gelingt es der Kriminalpolizei. Jede Woche dreimal mindestens ist von ihr in den Zeitungen zu lesen, wie tüchtig sie ist und mit welch verblüffender Geschicklichkeit sie wieder den Schwerverbrecher Schießegleich zur Strecke gebracht hat. Mit genauer Vorgeschichte des Falles ist das zu lesen und mit detailliertesten Angaben darüber, wie die Beamten der Dienststelle D 5 es fertig bekommen haben, Schießegleich festzunehmen, nachdem er schon dreimal aus den verschiedensten Gefängnissen ausgebrochen war. Ja, unsre Kriminalpolizei! Wenn wir die nicht hätten! Und vor allem, wenn wir die eingehenden Berichte über ihre Tüchtigkeit nicht hätten!

Das Merkwürdigste an den berliner Polizeiberichten ist, daß sie gar nicht von der Polizei stammen. Im Präsidium gibt es zwar eine Pressestelle, aber die ist mit der Anregung von Zeitungsverboten derart beschäftigt, daß sie allen Kriminalfällen ahnungslos gegenübersteht, und ein Reporter, der sich auf die Auskünfte dieser Stelle verließe, wäre längst Versicherungsagent oder Inseratenakquisiteur. Woher aber stammen die überaus liebenswürdigen und gradezu verdächtig lobenden Berichte über die Tätigkeit unsrer Kommissare? Sie stammen von einem Manne, der alle Kriminalräte, Kommissare und Assistenten kennt, der in jedem Winkel am Alexander-Platz Bescheid weiß, an jedem Tatort weilt und trotzdem ein beinahe unbekannter Privatmann ist: Paul Steinberg.

Paul Steinberg ist ein tüchtiger Mann. Niemand hat eine Ahnung, wie er es fertig bekommen hat, sich ein fast undurchbrechbares Monopol für Kriminalnachrichten zu sichern. Ob ein Mord begangen wurde, ob ein Betrüger Kautionen verlangt, ein Klingelfahrer gefaßt wird oder Scotland Yard die berliner Polizei um Fahndung nach einem Bilderfälscher ersucht — Paul Steinberg weiß es und veröffentlicht es in seiner Korrespondenz, die sämtliche Zeitungen mit Eifer drucken oder doch wenigstens abschreiben. Paul Steinberg steht sich nicht schlecht dabei. Er lebt von dem, was er im Polizeipräsidium erfährt, recht anständig. Und eine Liebe ist natürlich der andern wert.

Die berliner Kriminalpolizei verdankt es Paul Steinberg, wenn sie ebenso populär ist wie die Schutzpolizei unpopulär. Obwohl ja auch bei der Kripo nicht alles Gold ist, was Paul Steinberg glänzend reibt. Zum Beispiel sind zwei wichtige Kriminalfälle der letzten Zeit: Mädchenleiche im Wasser, Bankraub in Schöneberg — bisher nicht aufgeklärt, von dem etwas zurückliegenden, aber noch unvergessenen Einbruch bei der Disconto-Gesellschaft am Wittenbergplatz und von den Gebrüdern Saß ganz zu schweigen. Aber wer denkt an derartige Mißerfolge, wenn immer und immer wieder in den Zeitungen aller Richtungen — denn die Kriminalpolizei gilt ja als sozusagen unpolitisch — berichtet wird, mit welcher Umsicht Kriminalkommissar Wissigkeit und seine Beamten die Ermittlungen nach dem Täter geführt haben, „bis derselbe sich auf dem Polizei-

revier 67 selber stellte und sich unter der Last des von den Kriminalisten zusammengetragenen Beweismaterials in soviel Widersprüche verwickelte, daß an seiner Schuld kein Zweifel mehr bestehen kann." Klassisches Deutsch ist es nicht, das Steinberg liefert, aber den Berlinern wird täglich unter die Nase gerieben, wie tüchtig ihre Kriminalpolizei ist. Zum Schluß glauben sie es, Steinberg hat nicht umsonst gearbeitet.

Das nämlich ist sein Geheimnis: als „unabhängiger" Herausgeber einer Korrespondenz Diener der Polizei zu sein. Diener auch der Eitelkeit der Kommissare, die sich beinahe so gern gedruckt sehen wie die Rechtsanwälte. Steinberg tut ihnen den Gefallen. Und wenn die Redakteure dreimal den Namen des Kommissars streichen — aber wieso eigentlich, der Mann ist doch so tüchtig! — das vierte Mal lassen sie ihn aus Versehen stehn. Und so wird von Zeit zu Zeit ein großer Kriminalist geboren, erzeugt von Paul Steinberg, gesäugt und aufgepäppelt von Paul Steinberg, dem er zum Dank für diese Dienste natürlich ab und zu ein paar nette Sachen erzählen muß. Selbstverständlich streng privat, so streng, daß es frühestens in den Abendblättern stehen kann.

Die Wirkung des Steinbergschen Nachrichtenmonopols ist, daß die Kriminalnachrichten der Zeitungen alle gefärbt sind. Fortgesetzt kommt es vor, daß Verhaftete als ganz große Verbrecher dargestellt werden, denn je gefährlicher der Festgenommene, um so größer der Ruhm der Polizei. Wehren können sich die Opfer nicht, sie sitzen ja. Und bis zur Gerichtsverhandlung vergeht viel Zeit, dafür sorgt schon die Voruntersuchung. In dem Prozeß stellt sich dann häufig heraus, daß der Täter gar kein so großer Übeltäter sondern ein armer Mensch ist, der unter dem Druck von seelischen oder materiellen Gewalten zu seiner Tat gekommen ist. Es stellt sich heraus, daß die Polizeiberichte falsch oder zumindest stark übertrieben waren. Warum waren sie es? Weil die Nachrichten aus der Steinbergschen Korrespondenz stammen und es kaum eine Kontrolle dieser Meldungen gibt. Denn was die Kriminalkommissare den Reportern, wenn es schon gar nicht anders mehr geht, sagen, das ist immer viel weniger als Steinberg von ihnen erfahren hat, und da alles, was Steinberg tut, für die Polizei wohlgetan ist, sind amtlich fundierte Dementis gegen die Steinbergschen Berichte ausgeschlossen. Nur manchmal, wenn eine Zeitung doch irgend einen Zweifel hegt und die Quelle angibt, aus der die Nachricht stammt — was meist mit der Bezeichnung geschieht: „wie eine offiziöse Polizeikorrespondenz berichtet" — regt sichs im Polizeipräsidium und man legt Wert darauf, zu erklären, daß Steinberg keineswegs offiziös sei. Nein, er ist ein Privatmann, und die Polizei ernährt ihn seit Jahren um seiner schönen Augen willen.

Sie ernährt ihn um so sicherer, als der große Sturm, der über Paul Steinberg kürzlich hereinzubrechen drohte, von ihm mit Erfolg abgeschlagen wurde. Die Wolken zogen auf, als Doktor Haubach Pressechef am Alex wurde. Haubach stellte mit Erstaunen fest, daß die Pressestelle der Polizei ein Amt ohne Funktionen war. Man schlief in ihr den Schlaf des Unin-

formierten, wußte außer einigen Straßenunfällen meist von gar nichts. Wenn ein in diesen Dingen noch unbewanderter Reporter eine Auskunft verlangte, wurde ihm nicht selten geantwortet: „Wenden Sie sich doch an Herrn Steinberg." Das war erstens bequemer, zweitens aber auch ungefährlicher, denn ein „Privatmann" kann natürlich sagen, was er will, es braucht nicht zu stimmen. Diesen Zustand also fand Haubach vor und begann, mit eisernem Besen zu kehren. Der Privatmann Steinberg, der bis dahin sogar ein Zimmer im Präsidium besessen hatte, verlor diesen Raum, und ein Kriminalkommissar sollte eingesetzt werden, um den Reportern alle Auskünfte zu erteilen. Inzwischen hat sich Haubach mehr auf die politischen Angelegenheiten geworfen, die er nicht immer grade glücklich erledigt. So stammt, zum Beispiel, die Nachricht, daß die festgenommenen Mörder vom Bülow-Platz zu 99 Prozent überführt seien, von ihm. Dem Untersuchungsrichter hat dann bekanntlich das eine fehlende Prozent zur Entlassung der Inhaftierten ausgereicht. Jedenfalls hat der Pressechef des Präsidiums keine Zeit mehr gefunden, den Fall Steinberg weiter zu bereinigen, und so geht der Privatmann Steinberg weiter im Präsidium umher, tritt bei den Kommissaren ein, klopft den Assistenten auf die Schulter und studiert die Akten. Aus ihrem schlechten Deutsch macht er dann kein gutes, aber es steht etwas drin, und so drucken es die Zeitungen eifrigst.

Auf diese Weise kommt es, daß die berliner Kriminalpolizei im Rufe größter Tüchtigkeit steht. Auf diese Weise kommt es, daß tagtäglich über wehrlose Verhaftete schlimme Dinge gesagt werden, die sich nachher nicht bestätigen. Auf diese Weise kommt es, daß es eine Kritik an den Methoden der Kriminalpolizei in Berlin bis weit in die kommunistische Presse hinein überhaupt nicht gibt. Die Kriminalkommissare sind alle so prächtig wie Sherlock Holmes, die Zeitungen haben eingehende Berichte darüber, und ein Mann, der Bescheid weiß, wird reich dabei. Es ist also alles in schönster Ordnung.

Stimme des Besiegten von Georges Sand

Wir werden die Deutschen um ihrer Siege willen ebenso beklagen müssen, wie uns um unsrer Niederlage willen, denn für sie ist es der Anfang ihrer moralischen Entwertung. Die Tragödie ihres Niederganges hat begonnen, und da sie mit eigner Hand daran arbeiten, wird er schnell fortschreiten. All diese großen, materiell gerichteten Organisationen, in denen Recht, Gesetz und Ehrfurcht vor der Menschheit verleugnet werden, sind tönerne Kolosse, wir haben diese Erfahrung teuer bezahlt. Aber der moralische Niedergang Deutschlands bedeutet nicht das künftige Heil Frankreichs, und wenn wir an der Reihe sein werden, wird uns seine Vernichtung kein neues Leben schenken. Ströme von Leben können noch aus der Leiche Frankreichs entstehen, aber die Leiche Deutschlands wird der Pestherd Europas werden. Ein Volk, das sein Ideal verloren hat, kann sich nicht selber erneuen. Sein Tod wirkt nicht befruchtend; alle, die seine giftigen Ausdünstungen atmen, werden von dem tödlichen Übel mitbetroffen. Armes Deutschland, Gott schüttet über dich wie über uns die Schale seines Zornes aus, und der denkende Geist beweint dich und bereitet deinen Grabspruch vor, während du frohlockst.

Erschienen am 3. Oktober 1871 in ‚Le Temps'.

Mixed Grill von Rudolf Arnheim

Ein Aerztebuch

Wer sich, in die Abenteuer des Ungeistes unfreiwillig hineingezogen, noch die Lust an den Abenteuern des Geistes bewahrt hat, lese Rudolf Thiels Buch „Männer gegen Tod und Teufel" (Paul Neff Verlag, Berlin). Es enthält die Lebensgeschichten berühmter Ärzte, von Vesalius bis Ernst von Bergmann. Nicht der friedliche, stille Onkel Doktor am Krankenbett wird hier gezeigt, sondern eine Phalanx gewalttätiger Besessener lärmt durch die Jahrhunderte, Landsknechte der Ketzerei, die den Staub aus den Universitätsperücken klopfen, jeder mit einer verlachten Schrulle behaftet, die dann nach Jahrhunderten ein solides Instrument der Schulmedizin wird. In keinem Fach wirkt der Kampf um These und Antithese dramatischer, anschaulicher; denn hier fließt für jeden Irrtum Blut, und jeder gute Gedanke bannt den Tod. Wissenschaft auf höchster Alarmstufe: Pettenkofer schluckt Cholerabazillen, um eine falsche Theorie zu belegen, Bergmann kämpft mit Mackenzie um den Kehlkopfkrebs Friedrichs III., Semmelweis sucht — spannendstes Kapitel! — in tragischer Blindheit nach der Ursache des Kindbettfiebers, bis er erkennt, daß er durch den eignen Forschungstrieb Hunderte von Wöchnerinnen getötet hat, indem er mit seinen Händen das Gift sezierter Leichen übertrug. Auenbrugger trommelt unter dem Spott der Kollegen auf den Patientenkörpern herum und schreibt dann das grundlegende Werk über den Perkussionsschall. Und wenn Albrecht von Haller die Pulsschläge zählt, so erscheint das den Zeitgenossen nicht sinnvoller, als wenn heute ein Briefträger die Treppenstufen jedes Hauses zählen wollte. Sehr seltsam verwischt sich für uns späte Beobachter der Unterschied zwischen gelerntem und ungelerntem Arzt: Vesalius studiert an der gelehrten Universität Padua die falsche Anatomie des Galenos, und es kostet ihn dann heftige Kämpfe, auch mit sich selbst, bis er sich gegen die heilige Autorität zu dem bekennt, was er am Sektionstisch auf den ersten Blick gesehen hat; umgekehrt steckt der ungebildete Bauer Prießnitz, unbekümmert um die Anfeindungen der Zünftigen, seine Patienten in kaltes Wasser, gründet eine Anstalt, die in allen Einzelheiten verdächtige Ähnlichkeit mit dem Zeileis-Institut hat, und schafft der Medizin trotzdem eine brauchbare Heilmethode.

Rudolf Thiel erzählt sehr lebhaft und mit einem geschickten Sinn für die charakteristische Anekdote. Er hätte es nicht nötig, auf eine etwas altmodische, an Studentenlieder und Studienrathumor gemahnende Art malerisch und forsch zu plaudern. Wir schätzen für solche Darstellungen heute eine kühlere, mehr dokumentarische Erzählungsform. Und so scheint uns besonders packend etwa die einfache und ziemlich ausführliche Schilderung der Experimente, die im Jahre 1628 William Harvey zu der tollkühnen Überzeugung brachten, daß die Arterien nicht Luftgefäße sondern Blutgefäße seien und daß das Blut in einem geschlossenen Kreislauf durch den Körper pulsiere.

Ein Photobuch

Siebzigtausend Photographien sind bei den Herausgebern des Jahrbuchs „Das Deutsche Lichtbild" (Verlag Robert & Bruno Schulz, Berlin W 9) diesmal eingegangen. „Etwa zweitausend photographisch einander gleichwertige Spitzenleistungen kamen in die Endrunde, so daß aus räumlichen Gründen nur knapp ein Zehntel des ausgesiebten Materials Aufnahme finden konnte." In diese Verlegenheit wäre die Jury eines Gemäldewettbewerbs sicherlich nicht gekommen. Ein Zeichen dafür, daß es in der Photographie nicht wie in den übrigen

Künsten eine Wertpyramide mit sehr schmaler Spitze gibt sondern ein breites Plateau unübertreffbarer Qualitätsarbeit; was nicht so sehr für die Photographen als gegen die Entwicklungsmöglichkeiten der Bildphotographie spricht. Zweitausend Spitzenleistungen ergeben, im aristokratischen Reich der Kunst, keine Spitze. Dazu paßt, daß man schon jetzt von Fortschritten auf diesem Gebiet kaum noch sprechen kann, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß die Photographen eben dabei sind, die Farbe zu erobern. Schon für den nächsten Jahrgang kündigt das „Deutsche Lichtbild" Farbenphotos an, und wir haben erst dieser Tage an einem farbigen Tierfilm der Ufa gesehen, daß man jetzt Farben mechanisch reproduzieren kann, ohne daß ein giftiger Regenbogen, eine aufdringliche Apfelbäckigkeit, entsteht. Innerhalb des Schwarz-Weiß aber gibt es — in der Bildphotographie! — wenig Überraschungen mehr, wenn auch viel Freude. Der Hang zu exzentrischen Bildeinstellungen und -ausschnitten hat sich gelegt. Die Kamera ist nicht mehr so nervös, und der Gegenstand regiert. Vorbildlich Cami Stones Rastelli-Aufnahme, bei der die Einstellung von oben gar nicht als solche auffällt, weil sie eine sehr übersichtliche und bezeichnende Ansicht des graziösen Ballspielers bringt. So findet man auf den besten Blättern den Gegenstand mit photographischen Mitteln gedeutet, ohne daß das Mittel unbescheiden als Zweck aufträte. Man vergleiche zwei Aufnahmen mit ähnlichem Motiv: Doktor Heck photographiert eine afrikanische Landschaft mit Leuten, die, wie man ohne viel Anteil erkennt, Neger sind; daneben ein Bild von Martin Munkacsi, das die Schwärze und die federnde Schlankheit nackter Negerjungen mit plakathafter Einfachheit vor den weißen Hintergrund schäumender Meereswellen stellt. Die Photographie kann heute nicht mehr sehr stark mit dem Reiz fremdartiger Motive rechnen: die märchenhaftesten Morgenländer haben wir in hundert billigen Magazinen abgebildet gesehen; und andrerseits sind wir abgestumpft gegen die Verblüffung, die Oberflächen alltäglicher Dinge täuschend reproduziert zu finden — wir kennen das von Renger-Patzsch, der aber, wie sein schönes, nicht sehr bekanntes Werk über die nordische Backsteingotik (ein Tip für Weihnachten!) beweist, stets mehr als die Oberfläche gibt; wir kennen das von Helmar Lerskis Riesenporträts („Köpfe des Alltags", Verlag Reckendorf, Berlin), die allerdings als Haupteindruck die Erkenntnis hinterlassen, wie schlecht doch durchschnittlich der menschliche Teint ist. Und so gefallen diesmal im „Deutschen Lichtbild" am besten einige Blätter, die nicht einen bestimmten Typus des Photographierens repräsentieren sondern gelungene — teils dem Photographen, teils dem Zufall gelungene Einzelleistungen darstellen: verschlungene Olivenbäume von Joachim Fuß, die kraftvolle, vom Rahmen gut aufgefangene Bewegung von Werner Riehls Porträtkopf, Paul Ungers gemordeter Frosch, der dem Beschauer wie in symbolischer Absicht die leichenhaft bleiche Bauchseite weist, und Hugo Erfurths Wigman-Kopf, so unmittelbar aufschlußreich, daß man mit einem „Pardon!" zuklappen möchte, als sei man in ein fremdes Badezimmer getreten. Schade, daß, wie die Herausgeber mitteilen, die Aktaufnahmen aussterben; einmal, weil nackte Mädchen das Leben verschönen, und zum andern, weil der sehr formenreiche Menschenkörper, der in sich kaum Tonakzente bietet und daher rein vom Licht modelliert werden muß, für den Photographen ebenso wie für den Maler eine hohe Schule abgeben kann. Es sei noch hingewiesen auf die lehrreichen technischen Anmerkungen zu jeder Photographie, die genaue Auskunft über das Plattenmaterial, die Belichtung, den Entwickler etcetera geben. Nicht sehr einladend hingegen ist das einleitende Zwiegespräch zwischen Bildredakteur und Kunstkritiker, das dem zwischen Faust und Wagner weniger ähnelt als der Verfasser, Hugo Sieker, anzunehmen scheint.

Ein Kinderbuch

„Das richtige Himmelblau", so heißt ein Band Kindergeschichten, den Béla Balázs bei Williams & Co., Berlin-Grunewald, erscheinen läßt. Das richtige Himmelblau ist gar nicht das richtige sondern ein Farbstoff für den Tuschkasten, aber ein wunderbarer; denn er bewirkt, daß über der gemalten Landschaft auf dem Blatt Papier Mond und Sonne leuchten und Wolken ziehen. Der Filmmann Balázs sieht das Wunderbare da, wo ein Abbild Leben gewinnt und in die Wirklichkeit eingreift: die gemalte Sonne wärmt, der Maschinenknabe Peter kämpft gegen den wirklichen Knaben Peter, der kleine Warenhauseinbrecher erstarrt, um sich vor Entdeckung zu schützen, zur Schaufensterpuppe, und die Schaufensterpuppe verscheucht mit erhobenem Knüppel den Feind. Man kann nicht wissen, wie sich die Kinder zu diesem Einbruch des Märchens in die Wirklichkeit stellen werden; sie staunen über Andersen, sie staunen auch über eine sehr irdische Verbrechergeschichte, aber wenn der Schuldiener ein Feld romantischer blauer Blumen aus der Erde stampft, aus denen das Himmelblau destilliert wird, so könnte das den Beckmesser im Kinde provozieren. Balázs zaubert bezaubernd, mit einem erstaunlichen Aufwand an bunten, blitzenden Requisiten, aber vielleicht ein bißchen zu fingerfertig. Vielleicht werden die kleinen Leser, die ja viel Ernst verlangen, ihn lehrerhaft ermahnen: „Eben hast du wieder gespielt. Ich hab es wohl gemerkt. Ich sehe alles." Zweifellos werden sie es billigen, daß im Zylinder des Lehrers bei feierlicher Gelegenheit ein Gewitter losbricht, so daß ihm Regenströme übers Gesicht laufen. Aber wenn sie hören, daß in der Fliegenschule das kleine Einmaleins nicht gelehrt zu werden braucht, weil die Fliegen durch ihre Facettenaugen jedes Ding vervielfacht sehen, so werden sie nachdenken und sich erkundigen und dem Autor seinen wunderhübschen Einfall als üble Nachrede ankreiden. Kinder sind streng. Wo übrigens werden sie sich erkundigen? Am besten bei Professor Richard Goldschmidt, der eine „Einführung in die Wissenschaft vom Leben" für Kinder geschrieben hat, erschienen 1927 bei Julius Springer — bilderreich, lebhaft, fesselnd. Ein Buch, das geweckten Kindern heiße Köpfe machen muß. Denn die Natur ist der größte Zauberer, und das richtige Himmelblau befindet sich halt — am Himmel.

Ein Rußlandbuch

Immer wichtiger wird uns Rußland. Immer nötiger brauchen wir die trostreiche Überzeugung, daß wenigstens in einem der Weltzentren die Vernunft kämpft. Und so schauen wir in den schönen Bilderatlas „Der Staat ohne Arbeitslose" (Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin), den Ernst Glaeser und F. C. Weiskopf zusammengestellt haben, wie in das gelobte Land. 265 gute Photographien sind zu einem systematischen Bericht vereinigt. Es hat etwas vom Wunder der Schöpfungsgeschichte, wenn man da ein beschriebenes Blatt Papier sieht: Lenins Entwurf eines Elektrifizierungsplans, und umblättert, und schon rauscht das Wasser über die neuen Staudämme, schon drehen sich Riesenturbinen, die Gerippe der Autofabriken und des moskauer Funkturms ragen in die Luft, und ein unendliches Rohr, eine Rohölleitung, verbindet das Kaspische mit dem Schwarzen Meer. Auf so vielen dieser Photographien reicht der abgebildete Gegenstand über die Bildgrenzen hinaus: Fabrikstädte ohne Ende, neue Eisenbahnlinien, Siedlungsblocks. Das neue Stadtbild bestimmen die Repräsentationsgebäude der Arbeiterschaft; in den großfürstlichen Parks der Krim erholen sich Arbeiter zwischen Marmordenkmälern. Die sportliche Freude am Wettbewerb fördert das Aufbauwerk: wie auf dem Turfplatz notiert man auf großen Tafeln die Leistungen der wetteifernden Betriebe. Das anschauliche Symbol, der Personenkult,

die Freude an Gleichmaß, Marsch und Rhythmus — bei uns für die kapitalistischen Zwecke der Kirchenreligion und des Militarismus mißbraucht, dienen dort dem neuen Staat. Roter Militarismus, rote Religion — die Lebensformen sind überall dieselben, aber auf den Inhalt und das Ziel kommt es an. Wenn Lenins Standbild auf der Moschee von Samarkand steht, so hat ein Gott den andern abgelöst. Gewiß, aber die Gesetzestafeln, die er bringt, sind andre! Wir wissen, daß es in Rußland nicht nur das gibt, was in diesem Atlas gezeigt wird. Aber wir wissen, daß es auch das gibt. Und wir haben nicht den leisesten Grund, irgendwie anspruchsvoll zu sein.

Hégésippe Simon von Ignaz Wrobel

> In allen Städten glaubt man, die allgemeinen Laster und Übel der Menschen und der menschlichen Gesellschaft seien grade diesem Ort eigentümlich. Ich bin niemals irgendwo gewesen, wo ich nicht gehört hätte: hier sind die Weiber eitel und treulos, sie lesen wenig und sind schlecht unterrichtet; hier sind die Leute neugierig auf alles, was einer tut, sie schwätzen und klatschen; hier vermögen Geld, Gunst und Laster alles; hier herrscht der Neid, und die Freundschaften sind hier wenig aufrichtig. In dieser Art geht es weiter, als ob anderswo diese Dinge anders wären. Die Menschen sind erbärmlich aus Notwendigkeit und glauben hartnäckig, sie seien nur aus Zufall so erbärmlich.
> *Leopardi*

Die menschliche Dummheit ist international.

Waren die Dummen früher konfessionslos gefärbt, so schimmern sie heute in allen Farben der Nationalfahnen, die den Kontinent bis zur Geistesschwachheit verdummen. Französische Dummheit schmeckt anders als englische. Zum Beispiel so:

Wer einen einzelnen Redakteur mit einer falschen Einsendung hineinlegt, macht sich einen Spaß, überschätzt aber die Zeitung, weil er sie ernst nimmt. Aber eine ganze Gruppe hineinzulegen... Das hat im Jahre 1913 der inzwischen verstorbene Journalist Paul Birault gemacht. Er schrieb an die Abgeordneten der radikalen Partei Frankreichs folgenden Zirkularbrief:

„Sehr geehrter Herr Abgeordneter!

Dank der Freigebigkeit eines großherzigen Spenders sind die Anhänger Hégésippe Simons endlich in die Lage versetzt, über die Mittel zu verfügen, die für die Errichtung eines Denkmals benötigt werden. Das Denkmal wird diesen Mann, der seiner Zeit vorangeeilt ist, der Vergessenheit entreißen.

Von dem Wunsch beseelt, die Jahrhundertfeier dieses echt demokratischen Erziehers mit allem bürgerlichen Glanz zu begehen (Einfügung Ignaz Wrobels: entschuldigen Sie, „civique" gibts im Deutschen nicht), bitten wir Sie ergebenst um die Erlaubnis, Ihren Namen in die Liste der Ehrenmitglieder des Comités einzusetzen.

Sollten Sie bei der Einweihungsfeier das Wort ergreifen wollen, werden wir Ihnen das gesamte Material zugänglich machen, das für Ihre Rede vonnöten ist.

Mit den besten Empfehlungen

Ihr sehr ergebener..."

Die Antworten strömten zu Hauf.

Ehrenmitglieder? Das wollten sie sein. Eine Rede halten? Aber mit Wonne. Ein Abgeordneter aus den Pyrenäen bat sofort um das Material für einen Speech; viele andre taten desgleichen.

Nur hatte die Sache einen kleinen Haken. Herrn Hégésippe Simon hat es nie gegeben.

Der Journalist hat sicherlich monatelang an diesem Namen geknobelt, und für ein französisches Ohr ist er ihm gradezu herrlich gelungen. Simon, das kann man leicht behalten, und Hégésippe, das klingt etwas altmodisch, aber nicht zu altmodisch ... und das ganze war recht vertrauenerweckend, etwa: fortgeschrittner Schüler der Ecole Normale Supérieure. Und so fielen sie denn in Scharen auf diesen Scherz hinein. Der Spaß wurde noch ein wenig fortgesetzt, Ort und Zeit der Feier wurden bekanntgegeben, und es strichen denn auch richtig eine ganze Menge Leute zu dieser Stunde in jenem Park umher...

Geltungsbedürfnis, Eitelkeit und die menschliche Dummheit der Abgeordneten hatten sich um diesen Kern kristallisiert, den Birault ihnen vorgeworfen hatte.

Dieser Hégésippe Simon ist in Frankreich sehr bekannt; Sie können ihn überall zitieren, den verdienten Mann. Und das ließ nun einen andern Journalisten nicht schlafen.

Man unterschätzt in Deutschland die Intelligenz der Action Française, und man überschätzt ihren Einfluß. Die Franzosen haben einen geistigen Nationalismus, der nicht in Mystizismus verschwimmt, etwas bei uns ganz und gar Unvorstellbares. Der französische Nationalismus ist auch nicht offensiv; die deutsche Provinzpresse lügt systematisch, wenn sie das behauptet, was ihr diesbezüglich diktiert wird. Dieser Nationalismus ist auch nicht so einflußreich, wie die jungen Franzosen, die mit von der Partie sind, gern behaupten; wäre es so, wie sie es schildern, dann müßten wirklich die gesamte Intelligenz und die Majorität der Studenten Anhänger dieser Gruppe sein, in der Maurras den Kopf und Daudet das Maul repräsentieren, und dann gäbe es heute in Frankreich keine demokratischen Verwaltungsbeamten und keine links gerichteten Lehrer und Richter mehr. Nun ist aber ein erheblicher Teil der Lehrer auf den höhern Schulen demokratisch und die Majorität der Volksschullehrer steht einem integralen Sozialismus nahe, der in Frankreich gern als kommunistisch verschrien wird, was allerdings eine sanfte Täuschung darstellt. Soweit gut.

Nun hatte die Action Française da einen Mann sitzen, Alain Mellet. Der dachte sich im Jahre 1929 etwas aus.

Es dürfte vielleicht bekannt sein, daß der Durchschnittsfranzose, den stammelnde Übersetzer gern den „mittlern Franzosen" nennen, keine blasse Ahnung von Geographie hat. Oslo, Koserow und Rio de Janeiro ... so genau kommt das bei ihm nicht drauf an. Diese Schwäche wohl kennend, schickte Herr Mellet seinerseits ein Zirkular in die Welt, und zwar wandte er sich wieder an die Abgeordneten der Linken. (Daß ihm die

Rechten ebenso auf den Leim gegangen wären, ist sicher; er hätte dann nur eine andre Leimsorte wählen müssen.) Der Brief lautet ein wenig gekürzt so:

„Hochverehrter Herr Abgeordneter!

Wir rufen Ihr Mitleid und Ihr Gerechtigkeitsgefühl an, wenn wir Sie bitten, das Folgende mit Aufmerksamkeit zu lesen:

In diesem unserm zwanzigsten Jahrhundert, das von der lichtvollen Idee des Rechts erfüllt ist, seufzen mehr als hunderttausend unglückliche Poldevianer wie die Sklaven unter dem Joch von ein paar Dutzend Großgrundbesitzern.

Während die Männer in den Fabriken und landwirtschaftlichen Betrieben des Auslands arbeiten, führen die Frauen, die alten Leute und die unmündigen Kinder ein Leben wie die Tiere. Wir sehn keine Hilfe für sie, es sei denn, das Weltgewissen nehme sich ihrer an, jenes Gewissen, das wir in Ihrem Herzen, verehrter Herr Abgeordneter, anrufen.

Wir sind natürlich keine Freunde der Sowjetrepublik, keine Freunde der Ukraine, durch die wir zu viel gelitten haben, aber das muß doch gesagt werden: solche Greuel wären selbst dort, heute, nach der Revolution, nicht mehr möglich.

Und darum bitten wir Sie, sehr geehrter Herr Abgeordneter: helfen Sie uns! Wir wollen von Ihnen keinen Pfennig Geld, sondern etwas viel Wesentlicheres: Ihre moralische Unterstützung, etwa durch ein Schreiben, das wir dann im nächsten Monat der dritten Unterkommission der Generalkommission beim Völkerbund für den Schutz der nationalen Minderheiten unterbreiten können.

Wir danken Ihnen im voraus, sehr geehrter Herr Abgeordneter, für Ihre Antwort, die wir gleichzeitig mit den Äußerungen Ihrer Parlamentskollegen aus dem großen Frankreich der Revolution nach Genf schicken werden!

Für das poldevianische Comité:

Lyneczi Stantoff. Lamidaëff."

Nun hätten die Herren Abgeordneten nur die Unterschriften dieses Hilfschreis richtig zu lesen brauchen: die Action Française wird in Frankreich kurz ‚L'A.F.' genannt, und der zweite Mann wäre also nichts als ‚L'ami d'A.F.', der Freund der Action Française. Der erste aber heißt, wenn man vorsichtig buchstabiert: Herr Inexistantoff, also etwa: Herr Nichtvorhandowski. Außerdem gibts keine Poldevianer.

Doch wußten die Abgeordneten dieses alles mitnichten, und es gab einen Hereinfall, über den sich Paris monatelang amüsierte.

Sie antworteten, und ob sie antworteten!

Ein sozialistischer Abgeordneter aus den Ardennen:

„Ich antworte auf Ihren so schmerzlich bewegten Appell, indem ich Ihnen sage, daß ich als Sozialist auf Seiten der Opfer der Unterdrückung stehe. Mein Herz blutet bei dem Gedanken, daß sich Menschen, die frei und glücklich sein sollten, unter dem Joch der Junker krümmen und seelisch und körperlich leiden."

„Es ist eine Schande", schrieb ein andrer, „daß in unserm Jahrhundert wiederum Verbrechen begangen werden, die die Idee der Menschheit besudeln." Dergleichen fiel ihnen fix und fertig aus dem Mund; politische Gedanken, und nun gar erst politische Phrasen, werden ja in Serien hergestellt, und man hat sie jederzeit zur Verfügung. Einer für alle, und alle für keinen.

Nun klingt doch das im Französischen so schön, es rollt und es dröhnt, da muß man hineingetreten sein:

„Votre cri d'alarme ne peut laisser indifférent un membre du Parlement français, ancien combattant de la grande guerre, descendant de ces glorieux ancêtres de la Révolution qui ont proclamé à la face du monde les droits imprescriptibles de l'homme et du citoyen."

Worüber wieder jeder seine Witze machen darf, jeder, nur kein deutscher Nationalist. Weil er nicht begreift, was denn hier so dumm karikiert erscheint.

Auch ein Kommunist fehlt nicht: der Genosse Béron:

„... erlaube ich mir, Ihnen in Erinnerung zu bringen, daß die kommunistische Partei der Kammer sich mehr als einmal gegen die Unterdrückung der nationalen Minderheiten ausgesprochen hat." Gut. Aber:

„Mit allem Nachdruck unterstreiche ich die Stelle in Ihrem Brief, in der Sie sagen: So etwas wäre bei den Russen nach der Revolution nicht möglich." Wo er recht hat, hat er recht.

*

Fix und fertig. Fix und fertig liegen die Phrasen in den Gehirnfächern, ein kleiner Anlaß, ein Kurzschluß der Gedanken, und heraus flitzt der Funke der Dummheit.

Wobei noch zu bemerken wäre, daß man vor dem Kriege für ein Individuum mobil machen konnte. Heute muß es schon ein ganzes Volk sein.

Die Action Française hat aus diesem Spaß den Schluß gezogen: Da seht ihr es — der Parlamentarismus! Nein, sie hat gar nicht verstanden, was sie da angerichtet hat.

Es ist wohl so, daß die Triebe im Menschen schlummern, eine dösende Wache. Anonym sind sie. Wenn sie aber ans Licht treten, nehmen sie einen Namen an. Sehr beliebt ist heute: Nationalismus.

Der Nationalismus setzt sich aus Motiven zusammen, die mit ihm nichts zu tun haben. Er heißt so. Er ist keiner.

Das Vierte Reich von Bernhard Citron

Drei fundamentale Widersprüche enthält diese Notverordnung: Sie ist, trotz ihren unpopulären Maßnahmen in gewissem Sinne populär; sie soll Schäden einer furchtbaren Deflationskrise heilen und bedient sich dabei schärfster deflationistischer Mittel; sie ist der letzte Rettungsanker des kapitalistischen Systems und hebt die wichtigsten privatwirtschaftlichen Grundsätze auf.

Die „Vierte" ist zum Begriff geworden wie Beethovens „Neunte" — von Symphonie kann hier allerdings keine Rede

sein. Welches Raunen und Raten ging durch das ganze Volk, bevor die einschneidenden Bestimmungen erschienen. Hier gab es Spannungsmomente, die ein in langwierigen Parlamentsberatungen durchgesprochenes Gesetz nicht hervorrufen kann. Als der Kanzler ans Mikrophon trat, die Notverordnung zu erläutern, da lauschte gespannt das ganze Volk, als hörte man die Schlußrunden des Sechs-Tage-Rennens.

Die Krise, unter der die Welt, vornehmlich aber die deutsche Wirtschaft, leidet, ist Schrumpfung der Warenpreise und Verminderung des Arbeitseinkommens. Täglich tauchen neue Patentlösungen auf. Industrielle Kreise wünschen die deutsche Inflation, andre die internationale. Da wird eine neue Renten- oder Binnenmark empfohlen, die angeblich nicht inflationistisch wirken soll, die Deflation aber beseitigen will. Ein Mann vom Rufe Felix Pinners schlägt Devalvation vor und stößt auf den Widerstand aller derjenigen, von denen die Formel Mark gleich Mark zum Dogma erhoben wurde. Vor wenigen Tagen entwickelte ein Mann von Geist, der bekannte Rechtsanwalt Doktor Alfred Friedmann, seine Abwertungstheorie. Er möchte die Mark an den amerikanischen Weizenpreis anhängen, ein Plan, der sich von der Helfferichschen Roggenmark nur wenig — aber noch nicht einmal vorteilhaft unterscheidet. Der Mensch denkt und Brüning lenkt. Er versucht den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben, die Deflation mit der Deflation. Merkwürdigerweise klagt zwar der Hausbesitzer über die Mitsenkung, der Rentner über die Zinskonversion, der Arbeitnehmer über Lohnkürzung und der Unternehmer über Preisabbau — aber von den Millionen, denen die Deflationskrise Quelle alles Unheils zu sein scheint, führen die Wenigsten prinzipiell Beschwerde über die Fortsetzung und Vollendung der Deflationspolitik. Warum erschöpft sich die Kritik zumeist in Einzelheiten, warum geht sie nicht aufs Ganze? Man hat wohl erkannt, daß nicht der Deflationskurs an sich, sondern nur sein unregelmäßiger Weg die schweren wirtschaftlichen Verheerungen angerichtet hat. Die Vierte Notverordnung spielt die ausgleichende Gerechtigkeit. Ob sie es ist und sein kann, wird vorläufig eine offene Frage bleiben.

Das Sonderbarste aber ist, daß eine mit diktatorischen Vollmachten ausgestattete Regierung, die das letzte Häuflein des alten privatwirtschaftlich denkenden Bürgertums vertritt, ihre Macht nicht anders zu brauchen weiß als durch Anwendung eines sozialrevolutionären Programms, das alle kapitalistischen Grundbegriffe über den Haufen wirft. Überblicken wir kurz die ausgesprochen antikapitalistischen Teile der Notverordnung. Erster Teil, Kapitel 1, enthält die Bestimmungen über „Anpassung gebundener Preise an die veränderte Wirtschaftslage". Die Preiskonventionen werden nicht gebrochen aber gelockert. Die gebundenen Preise sind Erzeugnisse des Hochkapitalismus, dessen Kartellwesen gegen die Grundsätze des Urkapitalismus, gegen das Gesetz von Angebot und Nachfrage verstößt. Hier also ist nur der Versuch gemacht worden, die Folgen dieses Pseudokapitalismus zu mildern, ohne allerdings zu dem echten frühkapitalistischen System zurück-

zukehren. Kapitel 2 soll die Bevölkerung vor Überteuerung schützen. Der Preis-Diktator, Oberbürgermeister Doktor Gördeler aus Leipzig, soll am freien Markt eingreifen, die Preisfestsetzung lenken, und somit eine unkapitalistische Zwangswirtschaft einführen. Kapitel 3 behandelt die Zinssenkung. Im ersten Abschnitt werden die Bestimmungen über den Kapitalmarkt getroffen, die Rechtsverträge einseitig zugunsten der Schuldner aufheben. Am 10. November schrieb ich in der ‚Weltbühne': „Das Verlangen nach einem stabilen Höchstzins ist heute mehr als die romantische Forderung einer radikalen Gruppe, die volkswirtschaftliche Überlegungen nicht anzustellen vermag. Einflußreiche Kreise der Wirtschaft wünschen Zinsherabsetzung, die Gegenstand ernsthafter Erwägungen im noch nazireinen Kabinett bildet. Grundsätzlich ist es gleichgültig, ob als Höchstzins 4 Prozent (programmatische Forderung der NSDAP.) oder 6 Prozent (Verlangen der Wirtschaft) ins Auge gefaßt ist." Einen Monat später ist dem nur hinzuzufügen, daß den Forderungen der Nazis, und den Wünschen der Wirtschaft der Beschluß der Regierung gefolgt ist, die Herrschaft des stabilen Zinsfußes zu brechen. Könnte nicht kraft des gleichen Rechtes eines Tages überhaupt jeder Zinsendienst abgeschafft werden oder gleich das Kapital selbst enteignet werden? Diese durch Notverordnung zum Gesetz erhobene Zinsenteignung schielt schon über das „Dritte Reich" hinweg ins „Vierte" hinein. Der zweite Abschnitt des dritten Kapitels über den Geldmarkt stellt einen verhältnismäßig sanften Eingriff in die Privatwirtschaft dar. Das Reich errichtet ein Zwangskartell für Kreditinstitute, das Soll- und Habenzinsen festsetzt, um einerseits den Schuldner vor Übervorteilung zu schützen und andrerseits die Gefährdung der Einleger durch überhohe Zinsofferten zu verhindern.

Im Zweiten Teil der Notverordnung, der von der Wohnungswirtschaft handelt, wird bereits im ersten Kapitel eine wichtige privatwirtschaftliche Bindung aufgehoben. Eine zur Ablösung der Hauszinssteuer neu aufgenommene Hypothek rangiert vor allen andern. Gewiß bessert sich der Wert des Besitzes durch die Beseitigung der Hauszinssteuer, immerhin stellt die Bevorrechtigung einer zuletzt hinzutretenden Hypothek einen sehr bedeutsamen Eingriff in das Privatrecht dar. Mietsenkung und Mietskündigung, die in den Kapiteln 3 und 4 vorzeitig verfügt werden, sind nichts andres als Aufhebung gültiger Rechtsverträge. Was dem Zweiten Reich recht ist, mag dem Dritten bis Vierten billig sein. Vom Mietzins gilt das Gleiche, was vom Kapitalzins gesagt wurde: zwischen Zinsenteignung und Kapitalbeschlagnahme besteht kein grundsätzlicher Unterschied. Unter Punkt 4 des Agrarprogramms der NSDAP. vom März 1930 findet sich auch der Satz: „Verpfändung von Grund und Boden an private Geldgeber ist verboten." Hitler will nicht, daß der „Geldwucherer" auf dem Wege der Subhastation in den Besitz des deutschen Bodens, der „keinen Gegenstand für Finanzspekulationen bilden darf", gelangen kann. Die Kautelen, die auf Einschränkung und Aussetzung der Zwangsvollstreckung hinzielen, finden sich im Drit-

ten Teil der Notverordnung. Das ist also eher hitlerisch als marxisch gedacht. Diese nicht neue Idee findet sich bereits im 3. Buch Mose, Kapitel 25, wo von dem Jubeljahr die Rede ist. Es wird dem Volke dort aufgegeben, sich zu unterstützen bei der Auslösung verpfändeten Grundeigentums. „Wenn aber jemand keinen Löser hat, und kann mit seiner Hand so viel zuwege bringen, daß ers löse, so soll er rechnen von dem Jahre da ers hat verkauft, und was noch übrig ist, dem Käufer wieder geben, und also wieder zu seiner Habe kommen." Nicht ganz so radikal, aber ähnlich wird im Dritten Teil der Notverordnung bei der „Einstweiligen Einstellung von Zwangsversteigerungen" verfahren, indem die Zwangsversteigerung eines Grundstücks sechs Monate ausgesetzt werden kann, wenn die Nichterfüllung durch die wirtschaftliche Gesamtlage begründet ist. Es ist jetzt halt ein Jubeljahr für den Schuldner.

Man mag durch unpopuläres Zupacken populär werden, auch ließe sich denken, daß eine Deflationskrise durch die Deflation selbst heilbar ist, aber die Privatwirtschaft mit antikapitalistischen Methoden retten zu wollen, das ist ein Unterfangen, bei dem jede Homöopathie ein Ende hat. Aus dem Untergang des kaiserlichen Deutschlands wurde jene politische Scheinrevolution von 1918 geboren, aber aus dem Untergang des Kapitalismus von 1931 erwächst eine soziale Umwälzung, die sich unabhängig zu machen beginnt von bestimmten politischen Tendenzen. Brünings Politik hat nicht spontan, sondern zwangsläufig das Privatrecht gebrochen. Der deutsche Mensch ist der reine Tor, der auf dem Gipfel der Not den heiligen Gral des Sozialismus erblickt, ohne zu fragen, was er bedeutet. Erst wenn ihm diese Erkenntnis kommt, wenn er die soziale Revolution, in der er lebt, zu erfassen beginnt, dann wird sich der furchtbare Zauber des Irrtums lösen, der ein Volk in Not und Haß versinken läßt.

Media in vita von Theobald Tiger

Die läuft rum, die mir die Augen zudrückt:
eine Krankenpflegerin.
Ordnet noch die Fläschchen auf dem Nachttisch,
wenn ich schon hinüber bin.
Leise kreuzt sie meine Hände übern Bauch.
Das ist ein Beruf wie andre auch.

Jeden Morgen, wenn ich mich rasiere,
denk ich in dem Glanz des Lampenscheins,
während ich mich voller Seife schmiere:
jetzt sinds nur noch x Mal minus eins.
Und da steh ich voller Schaum und Frömmigkeit,
und ich tu mir außerordentlich leid.

Da, wo sich die Parallelen
schneiden, fliege ich dann hin.
Ach, ich werde mir doch mächtig fehlen,
wenn ich einst gestorben bin.
Andern auch —? Wer seine Augen aufmacht, sieht:
Sterben ist, wie wenn man einen Löffel aus dem Kleister zieht.

Bemerkungen

Im Gefängnis begreift man

„Ja, liebe Genossen und Genossinnen, hier im Gefängnis begreift man besser als draußen, wie notwendig die Rote Hilfe ist... Aber die Ihr draußen seid, Ihr habt noch die Freiheit — und mancher kann nicht sagen, wie lange noch... Euch möchte ich bitten..."

Da möchte ich mitbitten.

Die zitierten Sätze stammen aus dem rührenden Brief eines Arbeiters, Georg Keisinger; die „Rote Hilfe" hat ihn veröffentlicht.

Über meinem Schreibtisch hängt ein Bild. Drei Sträflinge sind darauf zu sehn. Und darunter steht: „Wir erwarten, daß ihr für uns kämpft, wie wir für euch gekämpft haben."

Sechstausend sprechen heute so — mehr als sechstausend. Ich halte es einfach für eine Dankesschuld an diese Männer und Frauen, daß wir helfen, so gut wir können. Hier hilft vor allem Geld.

Die Rote Hilfe stellt den Leuten Anwälte, wenn es noch nicht zu spät ist. Sie sendet ihnen Liebesgaben ins Gefängnis. Sie hilft den Familien weiter, die von diesen juristischen Verwaltungsmaßnahmen am schlimmsten getroffen werden. Über manches wäre vielleicht zu streiten. Aber ich meine, man sollte aus einer Solidarität helfen, die da bekundet:

Was ein deutscher Richter an sogenannten entehrenden Strafen verhängt, ist für uns nicht einmal eine Ehre — es ist gleichgültig. Gleichgültig seine Meinung über Landesverrat; gleichgültig seine feinen Unterschiede zwischen Überzeugungsattentätern und gemeinen Verbrechern —: was hier ausgefochten wird, ist ein Teil jenes großen Kampfes, der heute quer durch die Völker geht. Und zum Kriegführen gehört Geld.

Reich sind wir alle zusammen nicht. Aber hier zehn Mark und da zehn Mark, es summiert sich. Und es macht die besten Vorkämpfer unsrer Sache stark. Die Geber sind in Freiheit. Wie lange noch, hat der Arbeiter gefragt. Er hat ganz recht: wie lange noch? Bis zur nächsten Notverordnung?

Man kann für etwas geben. Man kann aber auch gegen etwas geben. Gebt bitte Mann für Mann und Frau für Frau ein paar Mark gegen diese Richter und für unsre Gesinnungsfreunde!

Die Postschecknummer der Roten Hilfe ist: Berlin 109 676.

Kurt Tucholsky

Wunder der Wochenschau

In den alten „Fliegenden Blättern" gab es das Bild vom Maler Pinsel, wie er den Maler Pinsel malt, wie er den Maler Pinsel malt. Es war also ein Selbstporträt des Malers Pinsel, das ihn zeigte, wie er sich, der eben sein Selbstporträt malte, malte. Diesen dreimal ineinander geschachtelten Maler Pinsel, diesen Pinsel zur dritten Potenz sich vorzustellen, ist nicht einfach. Es erzeugt leichtes Schwindelgefühl.

In der letzten tönenden Wochenschau gibt es die Reportage einer Reportage. Da ist Alfred Braun zu sehen, wie er, als Funk-Reporter, eine Probe von „Hoffmanns Erzählungen" sieht. In tönenden Bildern wird berichtet, wie er berichtete, wir können ihm zuschaun zuschaun, werden Zeuge, wie er Zeuge der Vorgänge ist, zu deren Zeugen er die Radiohörer machte, und dürfen miterleben, wie er, daß (und was) er sie da miterleben ließ, miterlebt. Unter anderm hören wir auch Max Reinhardt vor dem Mikrophon und, was eine besondre Pikanterie ist, doch nicht durch dieses.

Es wird hier also, ähnlich wie beim Maler Pinsel, die Spiegelung der Spiegelung eines Vorgangs gegeben.

Aber wenn schon, denn schon. Warum macht man bei solcher Wiedergabe der Wiedergabe eines Ereignisses Halt und geht nicht einen interessanten Schritt weiter, nämlich den zur Wiedergabe jener Wiedergabe einer Wiedergabe? Wie kommen der Tonfilmoperateur und seine Helfer, welche die Reportage über die Funkreportage für die Wochenschau drehten, dazu, unsichtbar und unhörbar zu bleiben? Man könnte doch, damit keiner zu kurz komme, die gewiß sehenswerten Hantierungen des Operateurs, der den Funksprecher aufnimmt, aufnehmen und zeigen, wie er, indeß er tonfilmt, selbst getonfilmt (oder sagt man: tongefilmt?) wird, über welchen Vorgang dann wieder eine Funkreportage zu vernehmen, ebenfalls nicht schlecht wäre.

Der Mensch ist unersättlich und die Technik groß. Da sie imstande ist, alles, was geschieht, inbegriffen seine Reproduktion, zu reproduzieren, da sie es ermöglicht, jedes Ereignis mitsamt allen Vorgängen, die zu seiner Festhaltung in Ton und Bild dienen, wie eine Zwiebel abzuhäuten: warum nicht bis zum innersten Kern der Zwiebel vordringen? Daß es, an diesem Punkt angelangt, eine fürchterliche Enttäuschung geben könnte, diese Möglichkeit besteht allerdings. Aber sie besteht schließlich bei jedem innersten Kern. Deshalb hütet sich auch ängstlich, wer leben, lieben, den Nebenmenschen ertragen und ins Kino gehen will, den Dingen auf den Grund zu kommen.

Alfred Polgar

Hannoverscher Roman

Zur Zeit der Römer soll man die Wahrheit lachend gesagt haben. Wer hätte gedacht, diese gute Eigenschaft heute bei einem Hannoveraner anzutreffen? Karl Jakob Hirsch, früher Bühnenbildner der Volksbühne, stellt in seinem ersten Roman („Kaiserwetter", Verlag S. Fischer) in heiterster Haltung und ernsthaftester Meinung den Inbegriff einer wilhelminischen Stadt vor uns hin. Da rührt sich das ganze Theater eines aufgeregten Mittelstands in der Mitte Europas, der seine Völkerwanderungszeiten noch nicht vergessen hat. Nun wollen sie andern herrlichen Zeiten entgegengeführt werden. Und der Kaiser kommt; strahlend von Hohenzollernwetter nimmt er die

Front der Strammen und der Gebückten ab. Auch ein geistigerer Bürger der Stadt, jüdischer Rechtsanwalt, wartet lange genug, bis Majestät vor ihm stehen bleibt und an den Mann die Frage aller Fragen richtet: — Gedient? Hirsch gibt Szenen von köstlicher, auch trauriger Komik. Allerhand großer Kausalzusammenhang wird im Kleinen dargestellt. Ein Ameisenhaufen norddeutscher provinzieller Schicksale. Liebe und Haß wechseln rasch, Unzucht und Betrug flüstern hinter dem welfisch scharfen Dialekt. Dennoch wird hier mit Interesse noch aus dem letzten Dummkopf ein Mensch gemacht. Die unheroischen Helden sind ein alternder wollüstiger Briefträger und sein auf eine gleichmütigere Generation vorbereitender Sohn, ein schwermütiger Rechtsanwalt und sein von vererbter Musikalität unsicherer Sohn. Daß Hirsch den christlichen wie den jüdischen, den proletarischen wie den bürgerlichen Kreis gleich gut darstellen kann, beweist eine nicht gewöhnliche Begabung. Die Schnittpunkte seiner Kreise wählt er mit volkstümlicher Einfachheit. Zahllose Liebesleute erfüllen diese Stätten von der Glockseestraße bis zu den Maschwiesen, denen man schon am Namen die spröde Wildheit anhört; Greise flüchten aus ihrem Altersheim ins Freudenhaus zu Kaffee und Kuchen; ein mörderisches Paar steckt seine in ein Kabarett verwandelte alte Mühle in Brand; das Leben eines Grundstückmaklers ergötzt sich zwischen Humor und Angst an der Schlechtigkeit einer Umwelt, inmitten deren er sich selbst bedauern kann. Die vielen vergnügten oder dunklen Wellen dieser Bewohnerschaft fangen sich schließlich in einem großen Strudelloch ihrer Stadt, — das ist Haarmann. Er bildet den geheimen Anziehungspunkt einer Sedanfeier auf dem Fluß, in dessen Tiefe bald die Skelette seiner Opfer entdeckt werden. Nicht nur ein erlaubter sondern ein guter Gedanke des Verfassers ist es, daß er die Zeit des Massenmörders schon vor dem Kriege ansetzt. Jener gepflegte Anwalt verteidigt den Haarmann, er erkennt die Schuld der Gesellschaft an ihren Früchten, sie geht unaufhaltsam ihrem Massengrabe in Gasnebeln entgegen. Mit fast unmerklicher Absicht wird an den meisten der braven Bürger und Beamten ein drohendes Kainszeichen aufgedeckt, sie kommen nur um Haarbreite an irgendeinem Verbrechen in ihrem Leben vorbei. Hirsch erzählt das Mannigfaltige, das er zu sagen hat, in einer reizvollen Mosaikform. Die Kapitel, jedes ein kleiner Stein für sich in wiederkehrenden Farben, haben manchmal am Ende zuviel Abschluß, in einer umrandenden Pointe. Jedenfalls ist dies ein besonders witziges, die Vorkriegszeit sichtbar machendes Buch. Es stellt bildhaft stark das Heitere ins Wüste, wie in dem bezeichnenden Bilde der hübschen Birke, die über die Gefängnismauer zu Hannover ragt und den Standort des Schafotts drüben im Hofe angibt.

Alfred Wolfenstein

Passionsmusik

Mit der Zeit kommt alles, selbst das, was man sich wünscht. Dazu gehört, seitdem es eine Bachrenaissance gibt, also seit fünfzehn Jahren, eine Aufführung der Matthäus-Passion in der kleinen Besetzung, die unter Bach bei der Enge der alten Thomaskirche

selbstverständlich war. Wir kennen die Zahl der Kopien für die Sänger Bachs und wissen, daß höchstens zwölf bis sechzehn Stimmen seine Chöre gesungen haben, die wir seit Ochs, Schumann, Mengelberg von zweihundert bis sechshundert Stimmen zu hören gewohnt sind. Welche gotische Schönheit müßte eine Aufführung der Matthäuspassion enthüllen, die mit wenigen erlesenen Stimmen das herrliche Linienspiel der Passionspolyphonie mit Ton erfüllt. Die Johannes-Passion ist zwar bereits vom alten Stockhausen mit seinem Schülerchor in so kleiner Besetzung aufgeführt worden, aber grade sie empfinden wir heute massenhafter: als das große Drama eines religiösen Aufruhrs, wie es Klemperer voriges Jahr großartig, — man muß schon sagen: in Szene gesetzt hat.

Ganz anders ist dagegen die Passion nach Matthäus. Der alte Streit, welche der beiden Passionen größer ist, war musikalisch niemals zu lösen, denn wo gibt es in der einen Passion ein Stück, für das es kein gleichwertiges Gegenstück in der andern gäbe. Dagegen ist es möglich, die Werke nach ihrer Auffassung zu unterscheiden, und da ist allmählich die Johannes-Passion in den Vordergrund gerückt. Sie ist das Drama eines alttestamentarischen Prophetensturms, wogegen die nach Matthäus Bachs größte Kantate ist, eine protestantisch-pietistische Musik lyrischer Verbundenheit mit dem Schicksal eines milden Märtyrers. Dagegen ist die H-moll-Messe, wo sie am größten ist, katholisch. In Bachs Christentum war noch einmal diese ungeheure Welt alten, neuen und germanisierten Christentums ganz vorhanden, die sonst nur noch geteilt möglich ist.

Von der Aufführung der Matthäus-Passion als Kammermusikwerk erwartete ich außer der Reinheit und Individualbeseelung einer jeden Stimme eben dadurch die Enthüllung aller jener herrlichen Wundmale der Harmonik, an der grade dieses Bachwerk überreich ist. Warum war nun die Aufführung am Totensonntag doch eine Enttäuschung? Sie in die berliner Petrikirche gebracht zu haben, war gewiß ein Verdienst mehr der Gemeinnützigen Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst; ihren zweiten Teil auf den berliner Sender zu leiten, war gewiß das eine von den beiden Verdiensten der Funkstunde um den Totensonntag. Die Enttäuschung trat aber bereits ein, als der magdeburger Madrigal-Chor in der Stärke von achtundzwanzig Stimmen einsetzte, statt sich mit den sechzehn Stimmen Bachs zu begnügen. Achtundzwanzig Stimmen — das ist nicht entfernt das Verhältnis zwischen großem Chorwerk und Kammerchorwerk, wie wir es erwarteten. Im Geiste der alten Thomaskirche war der Verzicht auf Solisten eines der Verdienste der Aufführung. Man hätte aber noch einen Schritt weitergehen, und, wie es mit großer Wahrscheinlichkeit der Fall war, einzelne Soli von zwei oder drei Chorstimmen singen lassen können. Auch dadurch käme noch

mehr zum Ausdruck, daß die Matthäus-Passion den Charakter der Totenfeier einer pietistischen Katakombengemeinde hat.

Das schmerzlichste bei den meisten Bachaufführungen ist aber doch immer wieder, wie wenig religiöser Inbrunst diese norddeutschen Chöre fähig sind. Das singt vom Haupt voll Blut und Wunden, aber weder spürt man, daß Blut in dem Gesange vergossen wird, noch daß die Wundmale brennen. Niemals fühle ich so stark wie bei solchen Aufführungen, was doch das deutsche Volk im Grunde für ein ungetauftes Volk geblieben ist. Wirklich kein Wunder, daß einmal in Deutschland eine politische Partei Abstimmungstriumphe erlebt, die, wenn sie konsequent wäre, am Tage ihres Sieges am Pariser Platz den ersten Altar für Thor wieder herstellen müßte. Getauft sein: das heißt nicht Kirchenchrist sein, das heißt Sinn für Humanität, für das Leid der Welt, für die Aufopferung haben. Wahrlich, es wird noch viel Wasser aus dem Jordan in die Elbe fließen, bis die verfehlte Aktion Karls des Großen zum Abschluß kommt, aus magdeburger Sachsen Christen zu machen.

Felix Stössinger

Tekla auf der Tour

Der Glanz ihrer Augen verriet, daß der Motor ihres Gehirns auf hohen Touren war.

Tekla v. Bodo

Gepäckschein No. 1983

‚Funkstunde', 11. November 1931.

Der wahre Grund

Gestatten Sie einem ehemaligen aktiven Offizier, das Wort zu einer Unsitte zu ergreifen, welche schon zahllose Lächerlichkeit im Ausland in bezug auf gewisse Deutsche der Nachkriegszeit erregt hat, nämlich des kahlgeschorenen Kopfes, welchen ganz oben ein, ich möchte sagen, völlig mannbarer Scheitel ziert, welcher sozusagen übergangslos und ohne tiefere Begründung dem millimeterkurzen Haar entwächst. Diese Unsitte, soweit es sich um Zivilisten handelt, hatte einst einen tieferen Sinn, und zwar war es uns Offizieren verboten, das Haar anders zu tragen als nur wenige Millimeter, was uns ein gewisses Problem auferlegte, denn man war ja auch nur ein Mensch und wollte hier und da die Freuden des Daseins im schlichten, bürgerlichen Rock genießen. Was also tun, spricht Zeus? Man beließ seinen Scheitel in vorhandener Fülle und sorgte dafür, daß unterhalb der Kopfbedeckung (Helm, Mütze) die vorschriftsmäßige Kürze des Haares zum Vorschein trat, eine Frisur also, die mehr der Not gehorchte als dem innern Triebe. Man war jederzeit Offizier und dennoch, ohne Kopfbedeckung, nicht total kahl geschoren. Dies der wahre Sachverhalt, den ich Sie Ihren Lesern mitzuteilen bitte. Daß diese unsre aktive Haartracht heutzutage ohne tiefere Berechtigung von Bürgerlichen nachgeäfft wird, fällt unserseits, die wir das alte Panier nach wie vor hochhalten, auf den Boden der Verachtung und wird allseits abgelehnt.

Hans Reimann

Christen unter sich

Bekanntlich hatte für Mittwoch abend beim Weißbräu der Penzberger Redner Sommer eine Versammlung einberufen, die offensichtlich den Bibelforscherbestrebungen galt. Im Nebenzimmer des Gasthofes, das zugleich auch Vereinslokal der Fußballabteilung des Sportvereins ist, konnte aber die Versammlung nicht stattfinden, da die Fußballer mit Absicht das Lokal für sich in Anspruch genommen hatten. In der Gaststube war ebenfalls die Abhaltung der Versammlung durch die demonstrative Anwesenheit von etwa 30 Mann, die sich aus Mitgliedern aller katholischen Männer- und Jungmännervereine zusammensetzten, unmöglich. So entschloß sich der Redner, ein Fremdenzimmer zu mieten und dort seinen „Jüngern" zu predigen. Er erwartete sich ihrer etwa 60. Aber die Mitglieder der katholischen Vereine ruhten nicht eher, bis die Zahl der Wissensdurstigen auf 4 in Tölz seit Jahren als solche bekannte Bibelforscher und 2 Neugierige zusammengeschmolzen war. Alle anderen Interessenten zogen wieder ab. Es war somit gelungen, den Erfolg dieser Bibelforscherattacke rundweg zu vereiteln. Bei künftigen Gelegenheiten muß die Beteiligung der katholischen Männer an solchen Abwehraktionen noch durchschlagender sein. *‚Tölzer Kurier' 20. 11. 31*

Ein bis zwei Stunden nach dem Tode

S. O. S.! — Dieser internationale Hilferuf bittet um Rettung der Seelen. Wie steht es nun mit der Seelenhilfe bei Rettungsaktionen für Verunglückte und Hilfebedürftige? Das ‚Korrespondenzblatt für den kathol. Klerus' (Wien) bemerkt richtig, daß z. B. bei dem furchtbaren Eisenbahnunglück bei Göß alle möglichen Rettungsbeflissenen zu Hilfe gerufen wurden, Rettungswagen, Feuerwehr, Polizei, Ärzte; nur von einem Priester hörte man nichts! Könnten nicht auch bei uns, wie es kürzlich aus Amerika gemeldet wurde, die Rettungsanstalten mit den Pfarren und Klöstern telephonisch verbunden werden, damit bei Unglücksfällen auch Priester verständigt würden? Wie mancher Sterbende könnte noch die heiligen Sakramente empfangen, wie mancher, der schon für tot gehalten wird, noch bedingt absolviert werden, da doch nach ärztlichem Urteil bei gewaltsam Getöteten noch nach ein bis zwei Stunden die Anwesenheit der Seele angenommen werden kann, besonders bei Stromverunglückten oft noch nach Stunden das Leben wieder erwacht. Könnten nicht auch — natürlich gutgesinnte — Rettungsmannschaften angeleitet werden, mit Sterbenden die vollkommene Reue zu erwecken? Wäre es nicht auch gut, öfters über das Verhalten bei Unglücksfällen zu predigen?

‚Das Neue Reich'

Liebe Weltbühne!

Der ehemalige Kronprinz, von Frau Dodo aufgeregt befragt, wie es denn mit den Juden im Dritten Reich werden und ob man sie wirklich gänzlich kalt stellen würde, antwortete begütigend: „Aber nein, in der Musik dürfen sie bleiben!"

Hinweise der Redaktion

Bücher

Walter Bauer: Ein Mann zog in die Stadt. Bruno Cassirer, Berlin.
Ernst Ottwalt: Denn sie wissen, was sie tun. Malik-Verlag, Berlin.
Arnold Zweig Junge Frau von 1914. Gustav Kiepenheuer, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 15.20: Jakob Haringer liest. — Langenberg 18.00: Der Kriminalroman. Hans Reimann — Berlin 19.40: Heutige Dramaturgie, Alfred Kerr. — 20.30: Worte in Versen, Karl Kraus — **Mittwoch.** Langenberg 20.00: Gestohlene Musik, Hans Reimann. — 20.45: Zeitgenössische Dichtung. — **Donnerstag.** Mühlacker 21.00: Romantische Improvisationen, Willy Haas und Hanna Haas. — München 15.40: Begegnung mit Hamburg, Carl Zuckmayer. — **Freitag.** Breslau 17.20: Die Zeit in der jungen Dichtung. — Berlin 21.00: So spricht die Zeit. — **Sonnabend.** Berlin 19.35: Ich komme soeben aus der Türkei, Hellmut v. Gerlach.

Antworten

Das leipziger Urteil hat uns neben den vielen persönlichen Schreiben eine Unzahl Protestresolutionen linker Organisationen eingebracht, für die wir auch an dieser Stelle unsern Dank aussprechen. Zwei dieser Resolutionen mögen hier folgen: „Die Ortsgruppe Breslau der Deutschen Friedensgesellschaft spricht den Schriftstellern Carl von Ossietzky und Walter Kreiser, die für die Erfüllung ihrer journalistischen Pflicht mit Gefängnisstrafe belegt worden sind, ihre Hochachtung und ihr Vertrauen aus. Sie ist der Ansicht, daß das Wohl des deutschen Volkes am besten dadurch gefördert wird, daß der in Art. 148 der Reichsverfassung ausgesprochene Grundsatz der Völkerversöhnung von den maßgebenden Stellen unter allen Umständen vertreten wird." — „Die in Haverlands Festsälen am Dienstag, dem 1. Dezember 1931, tagende öffentliche Versammlung der KPD-Opposition sieht in der Verurteilung Ossietzkys und Kreisers von der ‚Weltbühne' einen neuen Vorstoß gegen die Meinungsfreiheit. Die Verfolgung der kommunistischen Presse ist in Deutschland zu einer alltäglichen Erscheinung geworden. Die Verurteilung der Herausgeber der ‚Weltbühne' und das ergangene Redeverbot ist ein Beweis für die Fascisierung der Justiz. Die Versammelten sprechen den Verurteilten ihre Sympathie aus und verlangen die sofortige Zurücknahme des Redeverbots und Nichtvollstreckung des Urteils." Von den Reden, die auf der berliner Protestversammlung der Deutschen Liga für Menschenrechte gehalten wurden, ist die von Alfred Apfel in der Nr. 11 der ‚Menschenrechte', des Organs der Liga, und die von Manfred Georg in der Nr. 88 der ‚Chronik der Menschheit', Schweidnitz in Schlesien, erschienen.

Ernst Toller. Die wiener Mitglieder der „Christian Science" haben das Burgtheater gebeten, Ihr Stück „Wunder in Amerika", das sich mit Mary Baker-Eddie befaßt, nicht zur Aufführung zu bringen. Ähnliche Proteste hat es in Berlin gegeben. Das hat uns eigentlich noch gefehlt; was der Kirche recht ist, ist dieser religiösen Baker-Innung billig. Jeder Mann sein eignes Himmelreich. Das Peinliche an diesen Diktaturversuchen, von Moskau über das päpstliche und fascistische Rom bis zum Nationalismus, ist die vorgetäuschte Ausschließlichkeit eines Weltbildes, dessen Entstehung man so erzwingen will. Jeder hält das seine für „richtig", und keiner duldet die kleinste Abweichung. Was eine richtige Ansicht ist, die wird heute sofort zur Religion. Schade, wir werden es nicht mehr erleben: Freiheit wird einmal sehr, sehr modern werden. Zur Zeit unterwirft sich jede Gruppe, vor Lust stöhnend, den Leitsätzen eines psychopathischen Führers und seiner Bureauvorsteher. Wie sieht ein Theaterstück aus, das nirgends mehr aneckt? Wie die zensurierten Filme.

Verlag Tradition, Berlin. Im ‚Buchhändler-Börsenblatt' vom 1. Dezember veröffentlicht ihr eine Ankündigung eures neuen Buches „Luftkrieg 1936" von Major Helders. Das Buch schildere die „kommende Auseinandersetzung zwischen den Mächten England und Frankreich", und es werde „packend und mitreißend vorgeführt", „wie durch die Tatkraft eines wirklichen Mannes — des Führers der englischen Luftflotte — Frankreich auf die Knie gezwungen, Paris in einen Trümmerhaufen verwandelt wird". Hier ist mal wieder der Wunsch der Vater des Gedanken, oder besser gesagt: der Haß gegen den bösen Erbfeind. England siegt und damit basta. Daß unter einem Luftkampf beide Länder gleich stark leiden, ist für einen deutschen Major pazifistische Phantasterei. Zu welch grotesken Formen sich dieser irre Haß versteigt, davon legen die besonders fett gedruckten Zeilen Zeugnis ab: „Jeder Deutsche aber wird dies Buch lesen, nachdenklich und ergriffen mit dem heißen Wunsch ‚auf den Tag' ". Das also wird der „Tag der Deutschen" sein, wenn England und Frankreich sich in die Haare kriegen, dieses am Boden liegt, und der Deutsche, lachender Dritter, dem Besiegten einen Fußtritt versetzt. Feine Helden seid ihr doch: ihr laßt den andern die Kastanien aus dem Feuer holen, das ihr vorher tüchtig geschürt habt.

Braunhäusler Hitler. Sie wollen nach Rom? Und auch andre Hauptstädte Europas wollen Sie besuchen? Das kann Ihnen gar nichts schaden. Wir fürchten nur, daß Sie auch da nur unter Ihresgleichen hocken werden... bleiben Sie zu Hause.

Strelitzer. Zu dem Artikel „Der Troubadour der großen Dame" von Hanns-Erich Kaminski in Nummer 47 der ‚Weltbühne' schreiben Sie uns eine längere Verteidigung des angegriffenen Herrn von Reibnitz. Sie betonen, daß sich Herr von Reibnitz in Mecklenburg große Verdienste erworben habe und daß es jetzt dort ganz finster werden würde, nachdem ihn die Reaktion zur Strecke gebracht hat. Aus Gründen der Gerechtigkeit nehme ich von Ihrem Einspruch gegen die harte Kritik an Herrn von Reibnitz gern Notiz. Aber von dem, was gegen sein Buch gesagt wurde, ist nichts zurückzunehmen. Es handelt sich hier nicht nur um eine politische Frage, sondern auch um eine solche des Geschmacks. Herr von Reibnitz hätte sich das Buch verkneifen sollen.

Leutnant Scheringer. Ihre Mitverurteilten befinden sich längst in Freiheit. Oberleutnant Wendt, der zur Straßer-Gruppe gestoßen ist, hat seine ganze Haft abgesessen, während der hitlertreue Ludin einige Zeit vor Ablauf seiner Strafe vom Reichspräsidenten begnadigt worden ist. Sie dagegen hat man von der Festung ins Untersuchungsgefängnis gebracht und Ihnen mehrere Verfahren angehängt. Aus dem Bericht, den Alexander Stenbock-Fermor und Eugen G. Wewes verfaßt haben, geht eindeutig hervor, daß Sie wegen nichts anderm bestraft werden sollen als wegen Ihres Übertritts zur KPD, denn die Anklagepunkte sind mehr als hinfällig. Wegen Fluchtverdachts und Verdunkelungsgefahr werden Sie nicht entlassen, obwohl Sie bewiesen haben, daß

Sie an Flucht nicht denken, und obwohl es gar nichts zu verdunkeln gibt. Die lächerlichsten Kleinigkeiten werden Ihnen als Ausbruchsversuche angekreidet, und so sitzen Sie denn jetzt in einer halbdunklen Zelle, bekamen sieben Tage Arrest mit „allen zulässigen Strafen", haben Besuchssperre undsofort. Man bestraft Sie also schon jetzt, obwohl man Sie wegen der angeblichen Delikte noch gar nicht abgeurteilt hat, man bestraft Sie also allein wegen Ihrer Gesinnung. Denn wenn Sie weiter dem Herrn des Braunen Hauses treu geblieben wären, hätte sich kein Staatsanwalt um Briefe gekümmert, die Sie an Freunde geschrieben haben, und sicher wären auch Sie begnadigt worden.

Theaterfreund. Die zur ständigen Einrichtung gewordene Krise im wiener Burgtheater ist wieder einmal „gelöst". Man hat Herrn Roebbeling, den Direktor des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, zum Burgtheaterdirektor gemacht. Geschäftstüchtig soll der neue Mann ja sein, aber über seine künstlerischen Qualitäten läßt sich zumindest streiten. Mercutio Desbini hat in der Nr. 12 des vorigen Jahres bei uns einige Aufklärungen darüber gegeben, die wir Ihrer nochmaligen Lektüre dringend empfehlen.

Palucca. Bestimmt wollten Sie in der Pauke, die zur Begleitung Ihrer Tänze dient, Handgranaten nach Polen schmuggeln. Oder aufrührerische Flugschriften. Oder der Beifall des moskauer Publikums, das Sie schon bei Ihrem ersten Auftreten so verdächtig beklatscht hat, hätte Ruhe und Ordnung gestört. Oder Pilsudski ist mehr für Wigman. Oder Ihr Name flößt den polnischen Behörden Mißtrauen ein, weil neulich auf Korsika bei dem Dorfe Palucca Banditenunruhen stattgefunden haben. Oder warum hat man Ihnen sonst trotz wochenlanger Verhandlungen und trotz der Bemühungen der polnischen und der deutschen Gesandtschaft in letzter Minute das Einreisevisum ohne Angabe von Gründen verweigert, so daß Sie die ganze polnische Tournee absagen mußten? Nicht nur in den großen Dingen regiert der Unsinn.

Asiaticus. In der ‚Woche' und in einer ebenso reaktionären Monatsschrift sind Artikel veröffentlicht worden, deren Verfasser sich „Asiaticus" nennt. Sie gebrauchen dieses Pseudonym nun schon seit etwa fünf Jahren und haben auch ein Buch unter diesem Namen verfaßt. Da Ihnen eine andre Möglichkeit, gegen den Mißbrauch Ihres Namens vorzugehn, nicht gegeben ist, stellen Sie hiermit fest, daß Sie nicht das geringste mit diesen Artikeln und dem Artikelschreiber zu tun haben.

Karlsruher. Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Theodor Clement, Ebertstr. 6, Telephon 120, der regelmäßige Zusammenkünfte der karlsruher Weltbühnenleser in die Wege leiten will.

Weltbühnenleser in New York und Umgebung, die Interesse für wirtschaftspolitische Fragen haben, wollen sich bitte in Verbindung setzen mit Hans R. L. Cohrssen, 4 West 90th Street New York, N. Y. Phone: Schuyler 4—8116.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Trotzki spricht aus Prinkipo

von Carl v. Ossietzky

Der dicke Chesterton hat einmal in bezug auf den Rundfunk den herrlichen Satz geschrieben, daß Herr Soundso, wenn er vom Nordpol her spricht, nicht weniger trivial wirkt, als wenn man ihm aus dem Nebenzimmer hört. Da die höchst entwickelte Technik sich vornehmlich darauf beschränkt, uns gesprochene, gedudelte oder gesungene Idiotismen zu vermitteln, so ist es also nur in der Ordnung, daß der Geist den alten Weg über das Druckpapier nehmen und ein Genie wie Leo Trotzki sich in einer schmächtigen Groschenbroschüre, fernab von den Bütten- und Halbfranz-Snobs des Weihnachtsmarkts, verständlich machen muß. Diese Broschüre von einem Druckbogen ist die wichtigste und aktuellste Schrift dieser Tage. (Leo Trotzki: „Soll der Fascismus wirklich siegen?" zu beziehen durch A. Grylewicz, Berlin-Neukölln, Brusendorfer Straße 23.)

Der Verbannte von Prinkipo hat auch heute, wo ihm keine Suite von Politikern und Militärs, kein Panzerzug mehr zur Verfügung steht, seine alte Sprungkraft nicht eingebüßt. Dieser Stil blitzt, wettert, reißt Wolkendecken ein, fährt zitternd Ungeduld über eine aufgepeitschte Welt, um mit pamphletistischem Elan irgendwo krachend niederzusausen. Trotzki wollte eine knappe, skizzenhafte Instruktion für seine engern Anhänger in aller Welt schreiben — es ist ein kleines Weltgericht daraus geworden.

In zwanzig kurzen thesenhaften Abschnitten mustert Trotzki die politische Weltlage. Nirgends findet er die Arbeiterschaft ihrer historischen Aufgabe entsprechend gerüstet. Der morbide Kapitalismus rafft sich im Fascismus noch einmal zu einer letzten blutigen Abwehr auf. Es steht nicht gut um die Sache des Kommunismus. Da ist Spanien, das Land der jüngsten Revolution, aber die Kommunistische Partei ist machtlos und bezieht in allen Grundfragen falsche Position. „Die bürgerliche Revolution wird mehr, als sie gegeben hat, nicht geben können. In bezug auf die proletarische Revolution hingegen kann die gegenwärtige innere Lage in Spanien vorrevolutionär genannt werden, aber nicht mehr als das." Dann eine glänzende Auseinandersetzung mit England, dessen politischer Überbau hinter den Veränderungen der ökonomischen Basis zurückbleibt, das bis jetzt weder eine revolutionäre noch eine fascistische Partei kennt, und mit Frankreich, dem „konservativsten Lande nicht nur Europas, sondern wohl der ganzen Welt". Die verhältnismäßige Beständigkeit des französischen Kapitalismus erklärt Trotzki aus dessen Rückständigkeit, aber: „Der Widerspruch zwischen Frankreichs zweitrangiger Rolle in der Weltwirtschaft und seinen ungeheuerlichen Vorrechten und Ansprüchen in der Weltpolitik wird sich mit jedem Monat immer deutlicher offenbaren." Doch für den Kommunismus sieht Trotzki einstweilen keine Chancen, ebensowenig wie in den Vereinigten Staaten. China befindet sich in einem lan-

gen Umwandlungsprozeß, und nur Japan kann durch sein mandschurisches Abenteuer in eine Revolution gerissen werden. Die Ereignisse im Fernen Osten binden Japan, sichern die Sowjetunion vor akuten Gefahren.

Die konkreten Voraussetzungen für große Umwälzungen findet Trotzki nur in Europa. Vor allem in Deutschland liegt der Schlüssel zur internationalen Lage. „Die ökonomischen und politischen Widersprüche haben hier eine unerhörte Schärfe erreicht. Die Lösung rückt heran. Es nähert sich der Moment, wo die vorrevolutionäre Situation umschlagen muß in die revolutionäre oder — die konterrevolutionäre." Von dem Ausgang wird das Schicksal Europas, ja der ganzen Welt abhängen. Der Fascismus hat seinen Kulminationspunkt noch nicht erreicht; er ist ein Produkt der sozialen Krise und der revolutionären Schwäche des Proletariats, die sich aus zwei Elementen zusammensetzt: „Aus der besondern historischen Rolle der Sozialdemokratie, dieser allmächtigen kapitalistischen Agentur in den Reihen des Proletariats und aus der Unfähigkeit der zentristischen Leitung der Kommunistischen Partei, die Arbeiter unter dem Banner der Revolution zu vereinigen." Nun beginnt ein polemisches Ungewitter.

Auf die KPD. und die Komintern, ihre Patronin, fallen dabei die Hiebe hageldicht. Die KPD. hat mit dem Chauvinismus gespielt, den echten Fascismus zum Zwecke marktschreierischer Konkurrenz nachgeahmt. „Die Kominternführung hat weder etwas vorauszusehen noch zu hindern vermocht. Sie reguliert bloß die Niederlagen. Ihre Resolutionen und übrigen Dokumente sind, leider, nur Photographien des Hinterteils des geschichtlichen Prozesses." Welche Stellung gedenkt die Komintern angesichts der heranrückenden Entscheidung einzunehmen? Gar keine. Sie will erst abwarten. Denn Konterrevolution ist bekanntlich nicht das, „was den Weltimperialismus befestigt, sondern das, was die Verdauung der kommunistischen Beamten stört". So kommt man mit Warten und Aufschieben allgemach der Kapitulation näher. Schon jetzt wird die Formel vorbereitet: „Rechtzeitig zurückweichen, die revolutionären Truppen aus der Gefechtzone herausführen, dem Fascismus eine Falle stellen, in Form... der Staatsmacht." Und jetzt folgen diese gewaltigen Sätze, wie mit schrecklich spitzen Nägeln in das Gewissen der russischen Diktatoren getrieben: „Würde diese Theorie sich in der Deutschen Kommunistischen Partei befestigen, ihren Kurs in den nächsten Monaten bestimmen, so bedeutete dies seitens der Komintern einen Verrat nicht geringern historischen Ausmaßes als der Verrat der Sozialdemokratie vom 4. August 1914, dabei mit schrecklichern Folgen." Moskau wäre das größte Opfer.

Denn der Sieg des Fascismus in Deutschland bedeutet den Krieg gegen die Sowjetunion. Die Niederringung des Proletariats wird dem Fascismus außenpolitisch die Hände binden, er wird an der französischen Reaktion Halt suchen müssen. „Hitler wird Pilsudski ebenso brauchen wie Pilsudski Hitler." Und der deutsche Bürgerkrieg selbst? Neben dem deutschen würde sich der italienische Fascismus „wahrschein-

lich als blasses und humanes Experiment ausnehmen". Deshalb darf es kein Zurückweichen geben. „Führer und Institutionen können zurückweichen. Einzelne Personen können sich verbergen. Aber die Arbeiterklasse wird angesichts des Fascismus nirgends zurückweichen und nirgends sich verbergen können."

Noch ist Widerstand möglich. Noch hat der Fascismus nicht die Macht, noch hat sich ihm der Weg zur Macht nicht geöffnet. Deshalb sind alle, die das „strategische Zurückweichen" predigen, „unbewußte Agenten des Feindes in den Reihen des Proletariats". Was hat der Fascismus hinter sich? „Das kleine Handwerks- und Handelsvolk der Stadt, Beamten, Angestellte und technisches Personal. Intelligenz und heruntergekommene Bauern." Doch Trotzki warnt vor der Überschätzung des Stimmzettels, denn: „Auf der Wage des revolutionären Kampfes stellen tausend Arbeiter eines Großunternehmens eine hundertmal größere Kraft dar als tausend Beamte, Kanzlisten, ihre Frauen und Schwiegermütter. Die Hauptmasse der Fascisten besteht aus menschlichem Staub." Hitler versteht sich gewiß aufs Prahlen. „Aber seine Aufschneiderei wird zu einem militärischen Faktor erst im Moment, wo die Kommunisten ihm Glauben schenken. Mehr als alles ist augenblicklich eine reale Kräfteberechnung notwendig. Worüber verfügen die Nationalsozialisten in den Betrieben, bei den Eisenbahnen, in der Armee, über wieviel organisierte und bewaffnete Offiziere? Eine klare soziale Analyse des Bestandes beider Lager, ständiges und wachsames Überrechnen der Kräfte — das sind die unfehlbaren Quellen des revolutionären Optimismus." Also auch in der innern Politik gibt es das potentiel de guerre.

So zeichnet Trotzki mit schneidenster Schärfe die Situation vor dem Entscheidungskampf mit dem Fascismus. So spricht er dem Proletariat und seinen Parteien Mut ein. Und an Moskau selbst richtet er zum Schluß die stärkste Beschwörung, daß es bei einer Machtergreifung des Nationalsozialismus keine Neutralität geben kann: „Für den proletarischen Staat wird es hier im direktesten und mittelbarsten Sinn um die revolutionäre Selbstverteidigung gehen. Deutschland ist nicht bloß Deutschland. Es ist das Herz Europas. Hitler ist nicht bloß Hitler... Aber auch die Rote Armee ist nicht bloß die Rote Armee. Sie ist — die Waffe der proletarischen Weltrevolution."

Die Sprache Leo Trotzkis ist hart und klar, seine Forderungen sind unerbittlich. Dieser alte Theoretiker und Techniker sozialistischer Machtpolitik bringt für nahende Entscheidungen gradezu den sechsten Sinn mit. Dabei ist es leicht genug, das Bild von der Komintern und ihren Leuten, das die Haßliebe dieses Verstoßenen ins Maßlose verzerrt, zu korrigieren. Es wäre nicht weniger leicht, die Tatsache, daß Rußland heute durch seinen industriellen Aufbau weltpolitisch gehemmt ist, als Gegenargument ins Treffen zu führen. Es soll nicht versucht werden. Wer Leo Trotzki heißt und diese historische Leistung hinter sich hat, der hat auch das Recht zu hassen. Und es wäre auch lächerlich, in diese brennende

Leidenschaft, die zur Tat aufruft, wo alles zur Waffenstrekkung ziemlich bereit ist, einen Fingerhut kalten Wassers gießen zu wollen. Die deutschen Sozialisten leben in der Panik. Die Einen haben sich im Opportunismus verrannt, die Andern in der Radikalität. Die Stimme aus Prinkipo weist ihnen den Weg in die Handlungsfreiheit. Gewiß ist dieser Prophet nicht bequem, seine böse kritische Veranlagung bei dem politischen Kindervergnügen, das unsre Parteihäuptlinge aufführen, nicht erwünscht. Seine Polemik ist schrecklich, aber sie kommt von sehr hoch. Diese Hiebe sind die Schnabelhiebe eines zornigen Adlers.

Paul-Boncour hat Recht! von Hellmut v. Gerlach

Am 6. Dezember 1925 erklärte in der dritten Sitzung der vorbereitenden Abrüstungskommission des Völkerbundes der Vorsitzende dieser Kommission, der französische Abgeordnete Paul-Boncour, im Namen seiner Regierung:

> Man muß auch in Betracht ziehen das Potentiel de Guerre, das heißt die Macht, die irgend ein Staat in die Wagschale werfen kann an dem Tage, an dem er sich des internationalen Verbrechens schuldig macht, das heute der Angriff darstellt. Um dies Potentiel de Guerre zu berechnen, muß man in Rechnung stellen gewisse geographische, wirtschaftliche und soziale Elemente.

Es ist bisher historisch noch nicht festgestellt, ob Paul-Boncour der Vater oder nur der Adoptivvater des inzwischen historisch gewordenen Wortes vom Potentiel de Guerre ist. In Deutschland gilt er jedenfalls als sein Vater und wird deshalb von allen deutschen Militaristen mit dem Hasse verfolgt, mit dem sie jeden beehren, der sie zur Lüftung ihrer Tarnkappe nötigt. Natürlich erstreckt sich dieser Haß auch auf jeden Deutschen, der Paul-Boncours These auch nur für diskutabel erklärt.

Wer in Deutschland vom Potentiel de Guerre im positiven Sinne zu sprechen wagt, wird wie ein kleiner Landesverräter angesehn.

Das wird den Herren Militärs und Militaristen dadurch erleichtert, daß es sich um einen schwer übersetzbaren französischen Ausdruck handelt. Wer ihn anwendet, erscheint schon um deswillen als „Französling".

Da das Potentiel de Guerre auf der bevorstehenden Abrüstungskonferenz eine hervorragende Rolle spielen wird, wäre es zweckmäßig, wenn die Deutschen sich zu ihrem nationalen Gebrauch auf den gemeinverständlichen Ausdruck „Kriegspotenz" einigten. Puristen könnten freilich auch diese Verdeutschung beanstanden. Aber das Volk weiß, was es unter Potenz zu verstehen hat. Die männliche Potenz ist der Inbegriff der Manneskraft. Die Kriegspotenz ist der Inbegriff der Kraft, die ein Volk in die Wagschale des Krieges zu werfen hat.

Eine Binsenwahrheit ist es natürlich, daß die Kriegsentscheidung nicht bloß durch die bei Kriegsausbruch vorhandenen Truppen und Waffen herbeigeführt wird. Zur Kriegsmacht

im engern Sinne tritt die Kriegskraft des gesamten Volkes und Staates. Die Verbindung von Kriegsmacht und Kriegskraft ist die Kriegspotenz.

Den ungeheuren Unterschied zwischen Kriegsmacht und Kriegspotenz haben die Deutschen 1914 bis 1918 sehr schmerzhaft kennen lernen müssen.

Sie mißachteten das „Krämervolk" der Engländer, weil es nur ein minimales Söldnerheer besaß. Selbst Bismarck hatte einst auf die Frage, was er bei einer Landung der Engländer in Schleswig-Holstein machen würde, spöttisch erwidert: „Dann lasse ich sie verhaften." Im Laufe weniger Monate stellte sich heraus, daß die Kriegspotenz Englands groß genug war, um auch zu Lande den Deutschen recht viel zu schaffen zu machen. Das Söldnerheer war eben binnen kurzem in ein Volksheer umgewandelt worden.

Trotz dieser Erfahrung mißachteten die Deutschen sogar die Amerikaner. Als die Gefahr des Eingreifens der Vereinigten Staaten infolge der deutschen Kriegsmethoden akut wurde, höhnte Minister Hergt: „Sie können nicht schwimmen, sie können nicht fliegen, sie kommen nicht herüber." Bald darauf wurde das Schicksal des Krieges durch die Amerikaner entschieden, von denen zum Schluß jeden Monat eine Viertelmillion herüberkam. Die Kriegsmacht Amerikas in Friedenszeiten war lächerlich klein gewesen. Die Kriegspotenz seiner hundertzwanzig Millionen Einwohner, seiner Industrie und seiner Finanzen war ungeheuer.

Die deutschen Abrüstungs- und Rüstungsinteressenten — was manchmal auf dasselbe herauskommt — würden es am liebsten sehen, wenn die Genfer Abrüstungskonferenz nach dem System des kleinen Einmaleins verführe und den Siegerstaaten kurzerhand eine Verminderung ihrer Heeresstärke und ihrer Waffen auferlegte, die sie möglichst nahe an den Deutschland in Versailles auferlegten Rüstungsstand heranbrächte. Jedes andre Ergebnis nennen so manche von ihnen schon im voraus kühnlich einen Vertragsbruch. Und sie behaupten, daß ein in ihrem Sinne negatives Resultat Deutschland die Rüstungsfreiheit wiedergebe.

Mit andern Worten: sie meinen, daß dann unter intensiver Beteiligung Deutschlands der Rüstungswettkampf wieder beginnen könne, der 1914 sich so segensvoll für die Menschheit ausgewirkt hat.

Natürlich ist das nicht etwa die „deutsche These". Aber leider ist es die These recht vieler und recht einflußreicher Deutscher.

Ihr gegenüber steht die fast von der Gesamtheit der Franzosen geteilte These Paul-Boncours: Rüstungsminderung darf nur erfolgen unter Berücksichtigung der Kriegspotenz!

Nehmen wir den unmöglichen Fall an: Frankreich wäre bereit, sein Heer auch auf hunderttausend Mann herabzusetzen und auf die Deutschland verbotenen Waffenarten zu verzichten. Könnte dann der Unparteiische, wie es bei studentischen Mensuren üblich ist, die traditionelle Formel aussprechen: die Waffen sind gut und gleich?

Nein, die Waffen wären ungleich. Deutschland wäre Frankreich weit überlegen. Zu dieser Feststellung bedürfte es gar keiner Untersuchung. Die bloße Tatsache, daß Deutschland 64, Frankreich nur 40 Millionen Einwohner hat, spräche schon deutlich genug.

Das weiß auch der einfachste Franzose. Er ist unbedingt friedliebend. Aber er hat Angst vor einer neuen Invasion, zumal er die von vielen Deutschen anscheinend vergessene Kleinigkeit noch nicht vergessen hat, daß Deutschland es war, das 1914 unter einer lügenhaften Begründung an Frankreich den Krieg erklärte.

Darum schwärmt der Durchschnittsfranzose zwar für die „Egalité", er erblickt sie aber nicht in der mechanischen Gleichmacherei der Heerespräsenz und der Waffen, sondern höchstens in dem Ausgleich der Kriegspotenzen.

Die Abrüstungskonferenz kann auf keinen Fall um die Berücksichtigung der Kriegspotenz herumkommen.

Technisch wird es freilich ungemein schwer sein, den Begriff Kriegspotenz zahlenmäßig zu erfassen. Otto Lehmann-Russbüldt hat in seinem verdienstvollen Buche „Die Revolution des Friedens" den Versuch gemacht, einen Index für die Kriegspotenz aufzubauen. Jeder solche Versuch ist nützlich. Aber vorläufig wird man sich mit der Aufstellung dreier grundsätzlicher Forderungen begnügen müssen:

Anerkennung der Notwendigkeit, die Kriegspotenz bei der rein technischen Rüstungsminderung zu berücksichtigen;

Anerkennung der Notwendigkeit, trotz der noch ungeklärten Frage der Bemessung der Kriegspotenz schon auf der Abrüstungskonferenz zu einer wesentlichen Verminderung der technischen Rüstung (der Kriegsmacht an Mann und Material) zu gelangen;

Anerkennung der Notwendigkeit, zunächst einen bestimmten Prozentsatz für die Minderung der Heeresbudgets festzusetzen.

Die Einigung auf diese drei Grundsätze würde eine Synthese der deutschen und der französischen These bedeuten.

Die Abrüstungskonferenz kann nur einen Anfang für die Weltabrüstung bringen. Die Fortsetzung mit dem Endziel der Abschaffung aller nationalen Heere und ihrem Ersatz durch eine internationale Polizeimacht hat zur Voraussetzung, daß inzwischen eine internationale Verständigung über Begriff und Inhalt der Kriegspotenz erfolgt ist.

Die gewaltigen Schwierigkeiten einer solchen Verständigung werden jedem klar, der die Protokolle der vorbereitenden Abrüstungskonferenz durchmustert. Schon den Wortlaut des Fragebogens über die Kriegspotenz festzulegen, machte erhebliche Mühe. Schließlich einigte man sich auf folgende Fassung:

> Nach welchen Grundsätzen wird es möglich sein, einen Vergleichsmaßstab für die Rüstungsstärke der einzelnen Länder zu finden, wenn man Rechnung trägt:
>
> der Einwohnerzahl;
> den Hilfsmitteln;
> der geographischen Lage;

der Länge und Art der Seeverbindungen;
der Dichtigkeit und Natur der Eisenbahnlinien;
den angreifbaren Grenzen und den lebenswichtigen Zentren in der Nähe der Grenzen?

In den Unterkommissionen A und B sind diese Fragen gründlich geprüft worden. Das Ergebnis war insofern betrüblich, als sich bei jedem einzelnen Punkt die Relativität aller irdischen Dinge als das Haupthindernis für einen brauchbaren Vergleichsmaßstab herausstellte.

Man braucht nur eine einzige Unterfrage herauszugreifen: bedeuten Kolonien eine Vermehrung oder Verminderung der Kriegspotenz?

Die Antwort hängt ganz von der weitern Frage ab, wie die Kolonie im Augenblick des Kriegsausbruchs zum Mutterlande steht. Steht sie gut, so steigert sie seine Kriegspotenz, indem sie unter anderm auch Hilfstruppen stellt. Steht sie dagegen schlecht, so bedeutet sie eine Minderung der Kriegspotenz, weil sie das Mutterland zwingt, einen Teil seiner eignen Truppen in der Kolonie zu lassen.

Schon für die materiellen Elemente der Kriegspotenz ist ein Index nur unter Zurechnung einer sehr großen Summe von Fehlerquellen zu begründen. Wie steht es erst mit den immateriellen, vor allem mit der Psyche der Völker? Wie will man das Gewicht von Imponderabilien feststellen? Die Kriegspotenz von einer Million Albaniern ist wahrscheinlich der von zehn Millionen Chinesen noch stark überlegen.

Alle Schwierigkeiten der Verwirklichung der These Paul-Boncours zugegeben — grundsätzlich ist sie mit Recht aufgestellt worden.

Deutschland würde sich vor der Welt ins Unrecht setzen, wenn es das hartnäckig bestreiten wollte.

Frankreich seinerseits würde sich ins Unrecht setzen, wenn es demnächst in Genf jede Rüstungsminderung unter Bezugnahme auf die noch fehlende Definition und Berücksichtigung der Kriegspotenz ablehnte. Daß seine heutige Rüstung übermäßig ist und durch ihr Übermaß der Agitation der deutschen Nationalisten Vorschub leistet, sehen auch in Frankreich weiteste Kreise der Linken ein.

Die erste Abrüstungskonferenz muß eine fühlbare Herabsetzung der Kriegsmacht und damit der Rüstungskosten bringen.

Bis zur zweiten Abrüstungskonferenz muß ein Index für die Kriegspotenz unter der Autorität des Völkerbundes vereinbart werden. Er wird jeder mathematischen Genauigkeit entbehren, er wird nur Annäherungswerte vergleichen können. Aber er ist unentbehrlich.

Es gibt keine Abrüstungsfrage, über die sich nicht ehrliche Freunde der Abrüstung einigen könnten.

Die Frage ist nur: Wer wird in Genf den Ausschlag geben, die ehrlichen Abrüstungsfreunde oder die als Abrüstungsfreunde getarnten Militaristen, Imperialisten und Interessenten der Rüstungsindustrie?

Hitlers Fliegerei von Hans Wieland

Die alarmierende Nachricht über die Nazi-Luftflotte hat bei vielen der Luftfahrt fernstehenden Zeitungslesern zunächst ungläubiges Staunen oder Heiterkeit hervorgerufen. Wer die technischen Möglichkeiten der Luftfahrt prüft und wer gleichzeitig ein wenig Bescheid weiß, wie es um die Gesinnung der meisten maßgeblichen deutschen Luftfahrer bestellt ist, der wird das, was seit einiger Zeit im deutschen Luftreich betrieben wird, der größten Aufmerksamkeit für wert halten.

Alle „mit der Flugwaffe ausgebildeten" Mitglieder der NSDAP haben Hitlers Befehl, sich für die „nationalsozialistischen Fliegerkorps" bereit zu halten. Das ist auch von der Parteileitung unbestritten und nur nachträglich als harmlose Sportpropaganda bagatellisiert worden. Also Flugwaffensport, der statt in Vereinen sich in Korps gliedert!

Wenn Du denkst, hier müßte doch Vorbereitung zum Hochverrat gegeben sein, so irrst Du. Wer hier Landesverrat treibt, das sagt Dir zur Warnung Hugenbergs Luftkämpe, Herr Wentscher, der sich unheildräuend im ‚Lokal-Anzeiger' zu der peinlichen Enthüllung äußert:

> Aber die Sache hat ihre ernstere Seite. Ist zwischen der ‚Weltbühne' und ihrer „Etatskritik" und diesen Linksschlagzeilen noch ein großer Unterschied? Dort wie hier werden keine „Geheimnisse" verraten, aber das Herausposaunen einer nicht vorhandenen Nazi-„Luftflotte", eines in Bildung begriffenen „Fliegerkorps" ist in unsrer heutigen Lage dicht am Landesverrat. Die Form ist maßgebend — und daß wir alle den Schwindel in Genf bei den Abrüstungsverhandlungen vorgesetzt bekommen werden.

Hier wird also mit zynischer Dreistigkeit gefordert, die gegen die ‚Weltbühne' so wirksam bewährte Reichsgerichtspraxis zu erweitern und jeden Kritiker, der unangenehme Wahrheiten festzustellen hat, zum Landesverräter zu stempeln. Der alte Gaunertrick, „Haltet den Dieb!" zu rufen, wenn man auf frischer Tat ertappt wird, wird uns nicht hindern, die Frage zu stellen, was in Hitlers Fliegerlager vorgeht.

Hitlers Adjutant ist bekanntlich der frühere Fliegerhauptmann Goering, übrigens guter Freund des oben zitierten Landesverrats-Sachverständigen Wentscher. Goering strebt bereits seit einer Reihe von Jahren nach einer eignen hakenkreuzgeschmückten Fliegertruppe. Da das Volumen seines Organisationstalents im umgekehrten Verhältnis zu dem seiner wohlgenährten Erscheinung steht, die für diesen Luftadmiral ein eignes schweres und nach Maß gemachtes Flugzeug erfordert, so hat er bisher wenig erfolgreich herumdilettiert. In diesem Jahr ist ihm jedoch in Herrn Doktor Ziegler ein sehr zielbewußter Helfer entstanden. Doktor Ziegler hat sich seine Sporen bereits als Geschäftsführer bei der vom Reich finanzierten Deutschen Verkehrs-Fliegerschule in Braunschweig und früher in Berlin verdient. Seine vormärzliche Arbeitgeberpraxis prädestiniert ihn für das Dritte Reich.

Dieser Doktor Ziegler hat vor einigen Monaten den „Nationalen Deutschen Luftfahrtverband" gegründet, ein ausschließlich nationalsozialistisches Parteiinstrument. Wenn man

weiß, daß bereits ein Deutscher Luftfahrtverband aus der Vorkriegszeit besteht, der zumindest so „neutral“ ist, daß sich Deutschnationale und nicht allzu aktivistische Hakenkreuzler darin noch sehr wohl fühlen können, so wundert man sich nicht, daß seitens der fliegenden neuen Volksbeglücker von „Flugwaffe“ und von „Fliegerkorps“ geredet wird. Denn nur unter diesem Motto hat die Neugründung überhaupt einen Sinn.

Die Herren verfügen über reichliche Mittel und sind in der Lage, sich in kurzer Zeit mit modernen Motorflugzeugen zu versorgen. Da man sich offenbar doch noch nicht so ganz sicher vor etwaigem Behördenzugriff fühlt, so kommen die Maschinen nicht als Verbandseigentum sondern als Privatbesitz zuverlässiger Hakenkreuzler zur Erscheinung. Aus der öffentlich geführten amtlichen Flugzeugstammrolle stellt man mit Erstaunen die Zunahme der privaten Flugzeughalter fest, deren Vermögenslage den Ankauf und die Unterhaltung eines Flugzeugs aus privaten Mitteln höchst unwahrscheinlich macht. Wenn man weiter konstatiert, daß die in Frage kommenden Apparate überwiegend von einheitlichem Typ sind, was für Geschwaderflüge wichtig ist, daß es sogar Privatbesitzer von drei Flugzeugen gibt, so hat man genug Anhaltspunkte.

Demgegenüber fällt das Dementi der großen Flugzeug-Serienbestellung bei Albatros wenig ins Gewicht. Ob Albatros oder Focke-Wulf — was übrigens infolge der Fusion beider Firmen dasselbe ist —, ob BFW oder Klemm, ob Serienbestellung oder einzelne Privataufträge — für die Öffentlichkeit ist allein ausschlaggebend, daß sich hier etwas vollzieht, was weit über propagandistische Zwecke hinausreicht. Wenn man bedenkt, was selbst nur ein Sportflugzeug in der Hand eines entschlossenen Terroristen bedeutet, so wird man diese bedrohlichen Provokationen nicht leicht nehmen.

Liegt hier wirklich kein Anlaß zum Eingreifen vor? Das zuständige Ministerium verlautbart:

> Das Ministerium hat nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, daß die nationalsozialistischen Zusammenschlußpläne militärischen Zwecken dienen sollen. Die Reichsregierung würde gegen derartige Pläne selbstverständlich sofort einschreiten.

Gott sei Dank, du liebes treues Ministerium. Wir wissen, wie sehr Du um den Schutz der Republik und ihrer Verfassung bangst. Zwei Beispiele sollen das illustrieren.

Der republikanische Flugverband „Sturmvogel“, der sich an die werktätigen Kreise wendet und eine betont staatstreue Linie hält, ist vom Reichswehrminister für politisch erklärt worden. Er ist bekannt durch seine eindrucksvollen und volkstümlichen Verfassungsfeiern. Das Tragen seines Sportabzeichens ist deshalb nach der Notverordnung verboten.

Der Ring der Flieger, eine dem Deutschen Luftfahrtverband zugehörige Organisation, die von Herrn Goerings Freund Loerzer geleitet wird, darf mit dem Stahlhelm aufs engste zusammengehen, mit Herrn Düsterberg politische Kundgebungen veranstalten, bei seinen Abenden, die von der Reichswehr besucht und gefördert werden, antirepublikanische Machwerke verkaufen, die sich übrigens auch teilweise gegen den Reichswehrminister selbst richten. Derselbe Herr Loerzer dient auch

im Deutschen Luftfahrtverband als vertrauter Verbindungsmann zum Hakenkreuz-Fliegerkorps, das ja die edle Absicht verfolgt, die nicht unbeträchtlichen fliegerischen Mittel des Deutschen Luftfahrtverbandes durch Majorisierung, also wiederum ganz legal, in eignen Besitz zu bringen. Dieser Ring der Flieger, der keine Verfassungsfeiern veranstaltet, dafür aber Feste zu Exkaisers Geburtstag, ist infolgedessen gänzlich unpolitisch. Seine Abzeichen dürfen getragen werden.

Es lebe die Republik!

Der Irrtum der Gewerkschaften von Thomas Tarn

Im deutschen Kapitalismus, der in der Kette der hochkapitalistischen Staaten das schwächste Glied darstellt, ist in den letzten Wochen nicht nur eine weitere Vertiefung der Krise eingetreten, sondern auch das Tempo in der weitern Zuspitzung hat sich noch verstärkt. Das Unternehmertum hat die einzige Sorge, daß der Lohnabbau etwas zurückbleiben könnte hinter der weitern Vertiefung der Krise; es begnügt sich daher nicht mehr damit, einmal die Löhne der Metallarbeiter, der Gemeindearbeiter, der Textil- und Kohlenarbeiter abzubauen, sondern es verlangt, daß mit einem Schlag die Löhne der gesamten Arbeiterschaft gemindert werden sollen. Die neue Notverordnung sieht demgemäß einen Lohnabbau vor, der die Löhne auf den Stand von Anfang 1927 bringen soll. Da die Löhne von Anfang 1925 bis Anfang 1927 nicht gestiegen sind, so bedeutet das einen Rückgang auf den Stand von Anfang 1925. Und da zur Zeit noch eine Reihe von Tarifverträgen laufen, so bedeutet die neue Notverordnung in Wirklichkeit einen Bruch des Tarifrechts.

Wenn aber die Löhne auf den Stand von Anfang 1925 zurückgesetzt werden, so heißt das nicht etwa, daß die gesamte deutsche Arbeiterschaft soviel verdient wie zu diesem Zeitpunkt. Denn damals waren Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit minimal; es wurden übertarifliche Akkordlöhne gezahlt. Heute aber müssen die Gewerkschaften feststellen, daß nur noch die knappe Hälfte ihrer Mitglieder voll beschäftigt ist, daß zirka 55 Prozent arbeitslos oder Kurzarbeiter sind. Das heißt, der Lohn der gesamten deutschen Arbeiterklasse wird nach der neuen Notverordnung weit unter dem Niveau von 1925 stehen. Und wenn das Institut für Konjunkturforschung jüngst einmal feststellte, daß die gesamte deutsche Produktion nicht mehr größer ist als die Produktion um die Jahrhundertwende, so ist nach dieser Notverordnung von den gesamten Lohnsummen, die an die Arbeiterschaft gezahlt werden, zu sagen, daß der deutsche Arbeiter weniger verdient als um 1900.

Angesichts dieser entsetzlichen Lage der deutschen Arbeiterschaft hätten die Gewerkschaften schärfste Aktionen gegen eine Methode, den Weg aus der Krise monopolkapitalistisch zu organisieren, einleiten müssen. Was aber taten sie in Wirklichkeit? Die Freien Gewerkschaften bemühten sich bereits im Wirtschaftsbeirat, eine gemeinsame Erklärung der gesamten Gewerkschaften gegenüber den Unternehmerforderungen

durchzusetzen. Das glückte ihnen nicht. Kurz vor der Notverordnung aber brachten sie eine gemeinsame Erklärung der Freien Gewerkschaften, der Christlichen und der Hirsch-Dunckerschen fertig. Diese gemeinsame Erklärung ist ein völliger Bankrott. Sie wagt nicht, zu den wirklichen Ursachen der Krise Stellung zu nehmen, und gefällt sich in Erklärungen, die genau so gut in der ‚D.A.Z.' stehen könnten. Das Monopolkapital hat ein entscheidendes Interesse daran, die Arbeiterschaft darüber hinwegzutäuschen, daß das kapitalistische System der wirkliche Schuldige an der heutigen Krise ist. Und es täuscht die Arbeiter darüber hinweg, indem es ihnen erklärt, nicht der Kapitalismus sei an der Krise schuld sondern der Krieg und seine direkten und indirekten Folgen, vor allem die Reparationen. Sind erst einmal die „Tribute" beseitigt, braucht Deutschland keine Reparationen mehr zu zahlen; wird es von der „Young-Sklaverei" befreit, dann würde man auch zu einem Wiederanstieg der Wirtschaft kommen und dann würde es auch den Arbeitern besser gehen. Daß der Degen des Monopolkapitalismus, die nationalsozialistische Bewegung, so argumentiert, ist klar. Denn diese Verschleierung der wirklichen Krisenursachen ist die einzige ideologische Waffe gegen die Arbeiterklasse, wenn diese das kapitalistische System verantwortlich macht.

Was tun aber die Gewerkschaften? Sie nehmen in ihrer Kundgebung zu den wirklichen Ursachen der Krise überhaupt nicht Stellung, sondern erwähnen nur die Reparationsfrage. Es heißt wörtlich: „In wenigen Tagen tritt in Basel der Sonderausschuß zur Begutachtung der wirtschaftlichen Lage Deutschlands zusammen. Seine Pflicht ist, die Folgerung aus der Erkenntnis zu ziehen, daß die Deutschland auferlegten Reparationsverpflichtungen eine der wesentlichsten Ursachen für die weltwirtschaftlichen Störungen der Nachkriegszeit geworden sind. Die Wiederherstellung des Vertrauens und der Wiederaufbau des internationalen Kredits ist die zentrale wirtschaftliche und politische Aufgabe." Damit wird der Arbeiterschaft Sand in die Augen gestreut und die Illusion erweckt, daß nach Erledigung dieser „zentralen Aufgabe", das heißt nach Regelung des Reparationsproblems, ein Wiederanstieg der deutschen Wirtschaft erfolgen würde. Und diese Illusion ist um so gefährlicher, als sie den Nazis Wasser auf die Mühle gibt. Denn in der Parole „Beseitigung der Young-Sklaverei" können die Gewerkschaften natürlich nicht mit ihnen konkurrieren.

Und was hat die Gewerkschaftserklärung sonst noch zu sagen? Sie wendet sich gegen den volkszersetzenden Bruderkampf und verlangt von der Regierung, die ganze Autorität des Staates einzusetzen, um zu erreichen, „daß die innenpolitischen Auseinandersetzungen ausschließlich mit geistigen Waffen geführt werden".

Es ist charakteristisch, daß in dieser ganzen Erklärung von der Lohnsenkung nicht die Rede ist, und daß der Vorsitzende der Freien Gewerkschaften, Leipart, in einem Brief an den Reichskanzler, der unmittelbar vor Erlaß der Notverordnung publiziert wurde, nichts andres zu sagen weiß, als daß die Ge-

werkschaften die Verantwortung dafür ablehnen. Mit dieser Redensart ist aber heute nichts mehr zu machen. Wenn die Gewerkschaftsführung zu keiner Aktion schreitet, dann wird das Monopolkapital durch seine Maßnahmen die Krise noch weiter vertiefen. Es ergibt sich aus der Notverordnung ganz eindeutig, daß sie eine Reallohnsenkung bringen wird, denn die Kartell- wie die Landwirtschaftspreise werden nicht in entscheidender Weise herabgesetzt werden. Wenn die Gewerkschaften sich nicht völlig von Innen heraus aushöhlen lassen wollen, so werden sie gegen diese Lohnsenkung kämpfen müssen. Die Gewerkschaften haben im letzten Jahr den geringsten Teil ihrer Einnahmen für den Kampf verwendet, den größten Teil für die Unterstützung ihrer arbeitslosen Mitglieder. Aber selbst dieses Band, das bisher noch einen erheblichen Teil der Gewerkschaftsmitglieder an ihre Organisationen fesselte, wird immer brüchiger. Die Gewerkschaften sind die Organisation der Arbeiterschaft, die dazu bestimmt ist, die Lohn- und Arbeitsbedingungen ihrer Mitgliedschaft zu verbessern und ihnen auch, wenn sie arbeitslos sind, eine gewisse Sicherung zu garantieren. Bisher haben die Gewerkschaften bei ihren Mitgliedern die Lohnherabsetzung damit zu rechtfertigen gesucht, daß es in der Krise nun einmal schlechter ginge und daß, wenn keine Gewerkschaften vorhanden wären, der Lohnabbau dann noch stärker wäre. Wenn sich die Gewerkschaften aber völlig aus den Lohnverhandlungen ausschalten lassen und auch an dieser Stelle nicht kämpfen, dann sanktionieren sie ihren eignen Tod.

In immer breitern Kreisen auch der Gewerkschaftsmitglieder wächst die Opposition gegen diese Führung. Es heißt nur, die Opposition in die richtigen Bahnen lenken. Es gilt nicht, wie die Kommunisten es tun, sinnlos Einzelstreiks zu machen, bei denen sich nur ein verschwindender Bruchteil der Arbeiterschaft beteiligt. Damit wird nicht die allgemeine Aktivität gefördert, sondern damit wird den Unternehmern die Möglichkeit geschaffen, die Betriebe kommunistenrein zu machen. Es gilt vielmehr, innerhalb der Gewerkschaften in der Richtung zu arbeiten, daß an Schlüsselstellungen der Industrie, das heißt an den Stellen, wo der gewerkschaftliche Kampf am ehesten in den politischen umschlagen kann, Aktionen unternommen werden. Dann würde das Monopolkapital spüren, daß die Arbeiterschaft sich nicht mehr mit Proklamationen, mit Briefen begnügt, sondern daß sie bereit ist, zu kämpfen. Und dann gibt es nur zwei Wege. Entweder der gewerkschaftliche Kampf gipfelt in den politischen; und die Zeit wird kommen, wo sich diese Konsequenz ergeben muß. Oder das Monopolkapital weicht zurück, und damit würde die Aktivität der Arbeiterklasse eine außerordentliche Steigerung erfahren. Die Gewerkschaften wandten sich in ihrer Erklärung gegen den Krieg im Innern. Sie wandten sich damit vor allem gegen den Fascismus. Aber es muß immer wieder betont werden, daß eine Passivität gegen den Lohnabbau dem Fascismus weiter die Wege ebnet. Eine wirklich durchgeführte Aktion gegen den Lohnraub, das ist der beste Kampf gegen den Fascismus.

Kunde von 1936 von Hanns-Erich Kaminski

Lieber Gesinnungsfreund, nachdem die nationale Diktatur nun bald fünf Jahre am Ruder ist, scheint es mir notwendig, die Lage einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Das Regime ist heute gesichert, seine Feinde sind zur Machtlosigkeit verurteilt. Nunmehr erhebt sich die Frage, was geschehen soll, damit Deutschland aus dem Terror heraus und wieder zu normalen Zuständen kommt. Daß unsre Pläne nicht den Bestand der Diktatur gefährden dürfen, versteht sich dabei von selbst.

Wir haben in den Tagen der nationalen Revolution gegen die damals vielleicht unvermeidlichen Gewaltakte protestiert und vor der gesamten Öffentlichkeit feierlich Verwahrung dagegen eingelegt. Daß unsre Resolution nicht verbreitet werden konnte, war nicht unsre Schuld; da wir alle illegalen Handlungen ablehnen, waren wir nicht imstande, unsre Auffassung außerhalb eines kleinen Kreises zur Geltung zu bringen. Später haben wir uns auf den Boden der Tatsachen gestellt und uns der Mehrheit gefügt, obgleich diese Mehrheit auf eine Art und Weise zustande kam, die nach der damals noch gültigen Verfassung von Weimar gesetzwidrig war. Ich darf also sagen, daß wir der alten Linken gegenüber unsre Pflicht getan und gleichzeitig als loyale Staatsbürger gehandelt haben.

Niemand kann uns nachsagen, der nationalen Diktatur jemals Opposition gemacht zu haben. Die Bedenken, die wir hatten, mußten wir im Interesse von Volk und Staat zurückstellen, getreu dem Wort: „Die Herzen der Demokratie sind immer da, wo die Fahnen des Landes wehen". Daß in dieser Fahne das Hakenkreuz steht, konnte uns in unsrer Überzeugung nicht wankend machen.

Wir haben die Leistungen der Partei, die jetzt mit dem Staat identisch ist, stets anerkannt, und wir blicken bewundernd zu dem genialen Führer auf, der Deutschlands Geschick mit starker Hand leitet. Soweit es uns unter den obwaltenden Umständen möglich war, sind wir den böswilligen Verleumdungen der Emigrantenpresse und des Auslandes entgegengetreten. Selbstverständlich sind wir uns darüber klar, daß die Diktatur an den außenpolitischen Verhältnissen und an den Folgen der Wirtschaftskrise nichts ändern konnte. Die Frage, ob es uns wenigstens etwas besser gehen würde, wenn manche Experimente vermieden worden wären, wollen wir dabei außer Acht lassen. Ein Verdienst des Regimes bleibt es in jedem Fall, das Nationalbewußtsein gehoben zu haben. Der Glaube an den alten deutschen Gott, die Verehrung des Führers, der Respekt vor der nationalen Miliz sind volkserzieherische Werte, die die Mängel unsrer Justiz und Verwaltung reichlich aufwiegen. In einer Zeit, in der die Ketten des Schandfriedens von Versailles immer noch auf uns lasten, ist ja die geistige Wehrhaftigkeit der Nation von allerhöchster Bedeutung. In diesem Sinn haben auch wir uns wiederholt zu der heroischen Weltanschauung bekannt, die heute offiziell ist.

Unzweifelhaft hat der Führer ein System von imponierender Größe und Geschlossenheit geschaffen. Wer sich mit offenen Augen umsieht, kann trotzdem nicht verkennen, daß

Deutschland gegenwärtig schwächer ist als je zuvor. Außenpolitisch sind wir isoliert, unsre Wirtschaft liegt darnieder. Das Schlimmste aber ist, daß es der Diktatur nicht gelungen ist, die Einheit der Nation herzustellen. Ein großer Teil der Intelligenz lebt außer Landes, und die herrschende Disziplin kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß Deutschland in zwei Lager zerrissen ist. Insbesondre die Arbeiterschaft steht dem neuen Staat ablehnend gegenüber, wenn sie auch zum Schweigen verurteilt ist. Die Diktatur hat die Opposition unterworfen. Jetzt kommt es darauf an, sie zu versöhnen.

So hoch ich auch die Fähigkeiten des Führers schätze: daß er dazu imstande ist, glaube ich nicht. Die Diktatur kann keine Zugeständnisse machen, denn dann würde sie sich selbst aufgeben, und übrigens würden auch ihre Gegner niemals in die zur Versöhnung ausgestreckte Hand einschlagen. Deutschland muß aber wieder in ein ruhigeres Fahrwasser gesteuert werden, die Gefängnisse müssen endlich geleert, die Zwangsmaßnahmen abgebaut werden.

Ein offener Kampf gegen das Regime kann für uns nicht in Frage kommen. Da er legal nicht möglich ist, müßten wir illegale Mittel anwenden. Das würde folgerichtig auf die Vorbereitung einer Revolution hinauslaufen, die von neuem namenloses Unglück über unser Land bringen und alle Errungenschaften der Diktatur zunichte machen würde. Aufgabe ist also, die Diktatur auf legalem Wege zu normalisieren. Das kann nur durch die Wiederherstellung der Monarchie geschehen.

Nur als Monarchie vermag Deutschland die Leistungen der Diktatur zu bewahren und weiter zu entwickeln und gleichzeitig ihre Gegner mit dem Staat zu versöhnen. Historisch gesehen, ist die Diktatur und erst recht die Person des Diktators im Leben der Völker doch immer etwas Vergängliches, die Monarchie dagegen etwas Bleibendes. Der Monarch wird stets an seine Dynastie denken; schon aus diesem Grunde muß er auf Popularität Wert legen und Maßnahmen vermeiden, die, wenn nicht gegen ihn selbst, so doch gegen seinen Sohn oder seinen Enkel ausschlagen könnten. Eine Monarchie ist ohne ein gewisses Gleichgewicht aller nationalen Kräfte überhaupt undenkbar, und grade das ist es, was Deutschland braucht.

Eine Agitation für die Wiedereinführung der Monarchie dürfte in den Kreisen, auf die es allein ankommt, verhältnismäßig geringe Widerstände hervorrufen. Viele bedeutende Mitglieder der nationalen Partei und sogar der nationalen Regierung sind Monarchisten oder wenigstens keine Gegner der monarchischen Staatsform. Andre könnte man durch die Pfründen und Ehren locken, die die Monarchie ihnen sichern würde. Emporkömmlinge atmen gern Hofluft, und außerdem wissen diese Leute ganz genau, daß sie bei einem gewaltsamen Ende der Diktatur alles zu verlieren haben. Vielleicht könnte man den Führer selbst dazu bringen, die Rolle zu übernehmen, die Monk in der glorreichen englischen Revolution spielte.

Wer soll nun Kaiser werden? Das Andenken der Hohenzollern ist unlösbar verknüpft mit der Niederlage Deutschlands im Weltkrieg, sie könnten nur durch einen siegreichen Krieg rehabilitiert werden, und einen Krieg können wir schon

aus innerpolitischen Gründen nicht riskieren. Die Rückkehr zu den Hohenzollern würde ferner ein Bekenntnis zum Legitimitätsprinzip bedeuten, man würde damit die Rechte aller ehemaligen Bundesfürsten anerkennen. Die Schwierigkeiten, auf die eine solche allgemeine Restauration stoßen müßte, liegen auf der Hand.

Über das Legitimitätsprinzip können wir jedoch hinweggehen. In den letzten Jahrzehnten ist so viel Legitimes zerstört worden, daß sich das deutsche Volk längst daran gewöhnt hat. Am besten wäre es, wenn der neue Kaiser wie ein Präsident gewählt werden würde. Das würde dem Volk schmeicheln und die Monarchie auf eine demokratische Basis stellen. Wie man es anstellt, damit ein Plebiszit den gewünschten Erfolg hat, haben wir ja unter der nationalen Diktatur gelernt.

Der geeignete Mann für den Thron nun ist meiner Meinung nach der ehemalige Kronprinz von Bayern. Er entstammt einem Hause, dessen Angehörige schon im heiligen römischen Reich die Kaiserkrone getragen haben, er ist mit sämtlichen Dynastien Europas verwandt, und da er katholisch ist, besitzt er die besten Beziehungen zum Vatikan und zu den französischen Klerikalen. Unter einem Wittelsbacher könnte Deutschland also auf die Unterstützung des Papstes rechnen und die Annäherung an Frankreich erreichen, die der nationalen Diktatur trotz allen Zugeständnissen nicht gelungen ist. Die Mainlinie würde durch diese Lösung endgültig aufgehoben werden, besonders Bayern würde enger als je ans Reich gebunden werden, selbst die Anschlußfrage Oesterreichs würde ein andres Gesicht erhalten, wenn Deutschland von einem Fürsten regiert werden würde, dessen Vorfahr als Mitglied des Rheinbundes Napoleons treuester Bundesgenosse war. Die preußischen Protestanten würden freilich Widerstände erheben, aber sie würden ihre Bedenken wohl zurückstellen, wenn ihre führende Schicht wieder die gleiche Stellung wie im Hohenzollernreich erhielte. Schlimmstenfalls müßte man eben auch die Wiederherstellung des Dreiklassenwahlrechts in Kauf nehmen. Was schließlich die bei den Wittelsbachern häufig auftretende Geisteskrankheit anbelangt, kann ich darin kein Hindernis für die Übernahme der Kaiserwürde sehen.

Ja, lieber Freund, wer hätte im Jahre 1931 gedacht, daß wir heute die Monarchie herbeisehnen würden! Damals glaubten wir noch an den Bestand der Republik oder waren doch überzeugt, daß eine Diktatur rasch abwirtschaften und dann von neuem der Demokratie oder gar dem Bolschewismus Platz machen müßte. Die Zeiten haben sich sehr geändert, und unsre ehemaligen Parteifreunde, die immer noch an den alten Ideen hängen, werden sagen: wir auch. Vielleicht haben sie nicht ganz unrecht. Wir wollen uns trotzdem nicht von unserm Wege abbringen lassen und mit unsrer ganzen Überzeugungskraft für die wittelsbachische Monarchie eintreten, die gleichzeitig national, demokratisch und sozial sein würde. In diesem Sinne: Hie gut Wittelsbach allerwege!

In alter Treue

(Die Unterschrift mag sich jeder Leser selbst ausdenken.)

Werfel theoretisiert von Walther Karsch

Am Bülowplatz, in der Volksbühne, hat bei der Schnitzlerfeier der Dichter Franz Werfel die Jugend der „Hordengesinnung" beschuldigt. Dieser Hordengesinnung rückt er in seiner Rede „Realismus und Innerlichkeit" zu Leibe. Sie liegt, bei Zsolnay in Wien erschienen, vor: Werfels Beitrag zur Krise unsrer Tage; eine Verteidigung der Innerlichkeit, die das wahrhaft Schöpferische im Menschen sei, gegen die verderbliche Realgesinnung, die an der Katastrophe dieser Zeit schuld habe.

Sich in den Werfelschen Denkprozeß einzuarbeiten, stößt auf Schwierigkeiten, weil dieser Denkprozeß ständig durch die Ausschweifungen der dichterischen Phantasie gestört wird. Was seiner Überzeugung nach kein Fehler sein mag, da es ja der unintellektuelle Mensch, der „musische" sein soll, der die neue Welt schaffen wird. Darum wird Werfel auch die Methode der kritischen Durchleuchtung seiner Gedanken mit dem Hinweis abtun: „Der Geist ist so beschaffen, daß es unmöglich ist, seine Wahrheiten intellektuell-deduktiv zu erfassen" — aber schließlich handelt es sich hier nicht um eine religiöse Offenbarung, sondern um den Versuch, das Gesicht dieser Zeit zu deuten und ihr den Weg in die Zukunft zu weisen, also um Philosophie, um Kulturphilosophie.

Ich habe gelernt, daß Philosophie da beginnt, wo, wie Simmel sagt, das Denken „versucht, sich jenseits von Voraussetzungen überhaupt zu stellen". Wohlgemerkt: „versucht", denn „die vollkommene Voraussetzungslosigkeit ist freilich unerreichbar". Werfel geht aber mit dieser Einschränkung etwas sehr souverän um: „Wenn das Leben ein uferloser Strom ist..." Wo steht geschrieben, daß das Leben wirklich ein uferloser Strom ist? Man macht sich die Argumentation etwas leicht, wenn man mit einer Behauptung beginnt, die anscheinend axiomatischen Charakter haben soll. Solange Werfel es also unterläßt, die Richtigkeit dieser Voraussetzung zu demonstrieren, muß es erlaubt sein, die Folgerung stark in Zweifel zu ziehn, wonach „selbst das erleuchtetste Atom dieses Bewußtseins" (des auf dem Strom tanzenden Gesamtbewußtseins der Menschen) „sich über alles Mögliche Meinungen bilden" kann, „nur nicht über die Richtung seines Weges, womit Begriffe wie Fortschritt, Evolution, Entwicklung usw. erkenntnismäßig erledigt sind". Ein typisches Beispiel für die ganze Rede Werfels. Er versagt, wo es sich nicht darum handelt, Erlebtes, Gefühltes und Visionelles umzuschmelzen zu einem dichterischen Gebilde, sondern darum, die Vorgänge in der Außenwelt, die Dinge und Menschen nicht nur in ihrer innern Realität zu erfassen, sondern diese Realität auch möglichst objektiv, ohne Einwirkung des dichterischen Umformungsprozesses wiederzugeben. Der Dichter überwindet den Philosophen. Der Vorsatz, philosophisch zu denken, scheitert an dem ständigen Einbruch der Eigenwilligkeit und Eigengesetzlichkeit der uneindämmbaren künstlerischen Phantasie.

„Das unmittelbare Verhalten der Menschen zu dem Dinge des Lebens, die vorurteilsloseste Art seiner Beziehung zur Natur, ungetrübt durch religiöse, politische und andre Abstraktionen" — diese Definition vom Realismus legt er seiner Betrachtung zugrunde, um festzustellen, daß wir trotz aller Realgesinnung in einer völlig irrealen Welt leben. So sei die Wanderung „die realste Art, ein Stück Welt kennenzulernen. Die Eisenbahnfahrt entrealisiert die Strecke und der Flug hebt die Wirklichkeit der überflogenen Gegend völlig zu einem filmhaften Schwarz-Weißeindruck auf" — eine geistreiche Assoziation, mehr nicht, denn um ein Stück Welt wirklich kennenzulernen, werden wir weiterhin wandern, während Eisenbahn und Flugzeug uns doch nur schnellstens von einem Ort zum andern bringen sollen, wobei uns das durchfahrene oder überflogene Stück Erde

nur sehr wenig interessiert; jedenfalls es kennenzulernen, ist nicht der Zweck einer solchen Reise.

Hier wie überall wehrt sich Werfel gegen den Vorwurf, ein Reaktionär zu sein, der etwa „der Postkutsche das Wort" redet. Aber was ist es denn andres als Reaktion, wenn man den politischen, wirtschaftlichen und geistigen Gesamtzustand der Zeit im Vergleich zu dem vergangener Epochen, etwa des Mittelalters, mit Minus bewertet? Wenn man zum Beispiel das Endergebnis der in Rußland und Amerika geplanten Ausschaltung der bäuerlichen Kleinwirtschaft nur unter der Perspektive sieht, daß damit „der letzte Rest der Erdverbundenheit" verschwände und „die Pan-Nomadisierung der Menschheit durchgeführt" sei, — der Frage aber, ob dies nicht eine Verbesserung der Produktion gewährleiste, mit dem Hinweis ausweicht: man könne das nicht „beurteilen"? Gewiß verlangt keiner von Werfel bis ins Einzelne gehende nationalökonomische Kenntnisse, aber die russischen Sozialisierungspläne sind keine Mystik, und man darf erwarten, daß jemand, der so scharfe Worte gegen dieses Rußland, gegen den Kommunismus, den „eingeborenen legitimen Sohn des Kapitalismus", findet, sich wenigstens die Mühe macht, den Sozialismus da zu ergründen, wo er sein eigentliches Betätigungsfeld hat: im Wirtschaftlichen. Statt dessen fällt Werfel über gewisse sehr unsympathische Begleiterscheinungen eines falsch angewandten Kollektivismus her, denen er den Stempel „bolschewistische Eschatologie" aufdrückt, um dann kühn zwischen der absoluten Gefühlsleere des Amerikanismus und diesen Kinderkrankheiten des Bolschewismus die Parallele zu ziehn. Er verwechselt die Gefahren des Kollektivismus mit seinem wirklichen Sinn. Auch der Gegner oder Halbgegner der materialistischen Doktrin muß sie vor falschen Deutungen in Schutz nehmen, wenn er sich mit den Vertretern dieser Doktrin im Ziel einig weiß. Werfel hängt dem Bolschewismus an, was dem Kapitalismus in seiner letzten Entwicklungsphase eignet, nur weil der Bolschewismus noch mit Schlacken aus der vorbolschewistischen Zeit behaftet ist. Er erschwert sich seinen berechtigten Kampf gegen die Seelenärmlichkeit, in die uns das wirtschaftliche Chaos geführt hat, indem er Denen, die erst einmal Ordnung in dieses Chaos bringen wollen und dabei leicht einer Überschätzung des Wirtschaftlichen verfallen, vorwirft, sie strebten ebenfalls die „Aufopferung des seelischen Individuums" an. Aber sogar die grauenhafte Anarchie unsres Wirtschaftszustandes fühlt man sich, paradoxer Weise, veranlaßt, in Schutz zu nehmen, wenn Werfel den Aufstieg der bürgerlichen Gesellschaft damit verunglimpft, daß er die Schaffung der allein gültigen „Leistungsmoral", der Moral, wonach nur die Arbeit einen Wert besitzt, und die Verneinung des „heroisch-ritterlichen" und des „asketisch-religiösen" Ideals als Abreagierung eines „invertierten Minderwertigkeitsgefühls" bezeichnet, das die bürgerliche Gesellschaft gegenüber den vergangenen Epochen empfand. Die Herren dieser Epochen arbeiteten nicht, dafür waren sie „Kapitalisten an Innerlichkeit", wie der „Lazzaroni, der auf dem Misthaufen liegt und pfeift": aber hat Werfel nie davon gehört, daß sie von der Arbeit der Andern, der Namenlosen lebten? Es läßt sich leicht den musischen Dingen nachgehn, wenn der Bauch keine Sorgen hat. Solange der aber knurrt, dürfte dies die einzige Musik seines Besitzers sein. Der Lazzaroni ist da kein sehr glückliches Beispiel. Diese falsche Vagabunden- und Arme-Leute-Romantik: mit dem Köder hat man schon immer versucht, die Besitzlosen zu locken. Wir sind froh, daß diese endlich zum Bewußtsein ihrer Lage gekommen sind und den Rattenfängern der Schicksalsergebenheit, gleich welcher Couleur, nicht mehr nachlaufen. Es zeugt von bedauerlicher Kurzsichtigkeit, den Sowjets vorzuwerfen, sie machten ihr ganzes Volk zu „Lohnsklaven" und böten zum Ersatz ihrer „Partei (einer Art Streikbrechergarde)

den Fusel einer Ideologie, die sich nicht von ihrer falschen Mathematik nährt, sondern vom abgestandenen Pathos längst verrauschter heroischer Revolutionsepochen". Daß uns vielleicht wirklich ein „Lebensmilitarismus" droht, wie Werfel sagt, ist nicht ganz von der Hand zu weisen, aber wir wollen doch nicht vergessen, welchem Ziel dieser Fanatismus „Nur Arbeit, Arbeit um jeden Preis" dient. Auf dieses Ziel kommt es an.

Werfel hat recht, wenn er den starren Oekonomismus angreift und zum Beispiel dagegen wettert, daß dieser die Entstehung des Christentums „auf die Verelendung der Massen im spätrömischen Orient" zurückführt. Aber er fällt in den entgegengesetzten Fehler, wenn er alle großen historischen Bewegungen allein aus dem Impuls der sie entfesselnden Menschen herleitet.

Was will denn nun Werfel an die Stelle des gelästerten Sachglaubens, der uns in die völlige Irrealität geführt habe, setzen? Eine Frage: ebenso berechtigt wie schwer zu beantworten. Er verkündet die „Revolution des Lebens", die von dem „musischen Menschen" getragen werde. Sie ist überhaupt die einzige Revolution, weil sie „ewig" ist, denn: „Wer sich damit zufrieden gibt, daß seine Gruppe zur Macht gelangt, und dann klassen- oder parteimäßig unterkriecht, der ist ein saturierbarer Interessent, aber kein Revolutionär". Das hört sich sehr heroisch an, aber es steckt doch etwas sehr Gefährliches dahinter. Hat es doch schon manche Revolution gegeben, die an ihrer eignen Maßlosigkeit zugrunde ging, weil sie nicht rechtzeitig liquidiert wurde. Rußland hat den gegebenen Zeitpunkt abgepaßt, das Frankreich von 1789 nicht, dort fraß die Revolution ihre eignen Kinder auf. Eine Werfel gegenüber nicht angebrachte Betrachtungsweise? Weil seine Revolution ja nicht zu äußerer Macht strebe? Falsch: jede Revolution will, ganz gleich von welchen Voraussetzungen sie ausgeht, etwas Neues an die Stelle des Alten setzen, und da jede Revolution alle Lebensgebiete umfaßt einschließlich des politischen, so ergibt sich notwendigerweise, daß sie auch im politischen Sinne die Macht erobert. Man kann deshalb Denen, die nach der Eroberung der Macht mit dem Aufbau beginnen, nicht Saturierbarkeit vorwerfen, und es ist Zeichen eines unerträglichen Hochmuts, diesen Willen zum Aufbau als „Unterkriechen" zu verdächtigen. Der „ewige" Revolutionär: welch billiges Ideal!

Was ist denn der greifbare Inhalt einer solchen Revolution des Lebens? Werfel sagt hierüber so gut wie nichts, wie ja überhaupt das Konkrete in erschreckender Weise zu kurz kommt. Nichts ist da, woran man sich halten, an dem man sich orientieren könnte. Hören wir seine Grundmaxime: „Das Leben ist ein Bewußtseinsphänomen und die Dinge, sofern sie von uns wirklich erlebt werden, sind extraprojizierte Innerlichkeiten". Das ist die genaue Umkehrung dessen, was der Materialismus sagt. Nicht die Dinge sind das Maß des Menschen, sondern der Mensch ist das Maß aller Dinge, nichts ist ohne den Menschen. Einen schlechten Dienst erweist da Werfel Denen, die mit aller philosophischen Leidenschaftlichkeit gegen den Oekonomismus der gültigen sozialistischen Theorie anrennen, die nachzuweisen bemüht sind, daß zwischen Mensch und Ding Wechselwirkungen bestehen, daß der Mensch mit seinem Wollen ebenso abhängig ist von den Zuständen wie die Weiterentwicklung dieser Zustände abhängig ist von dem sie vorwärtstreibenden Wollen des Menschen, daß die Einseitigkeit der materialistischen Theorie schuld ist an ihrem Versagen in der Praxis. Es ist sehr einfach, einer überspitzten These eine ebenso überspitzte Antithese entgegenzusetzen. Ist für den Vollblut-Materialisten Voraussetzung allen Glücks das ökonomische, so gibt es für Werfel „kein anderes Glück als das erotische, musische und geistige im weitesten Verstande"

In dem Kampf dieser Extreme wird Der noch zerrieben werden, der um die Richtigkeit der Synthese weiß.

Werfel wird es erleben, daß er durch seine eigne Schuld im reaktionären Lager endet. Er verkündet gegen Atheismus Metaphysik, und stützt sich dabei auf die katholische Kirche; er reitet wilde Attacken gegen die moderne Wissenschaft, gegen den Intellekt, zugunsten einer nur „ästhetischen Grundposition" des Menschen; er sieht als des Menschen eigentliches Lebensgebiet das „im weitesten Sinne" „Musikalische" an. Mit einem Wort: er will die Menschen von der gewiß zu bekämpfenden ausschließlichen Fixierung auf wirtschaftliche Fragen zu sich selbst zurückführen, er vergißt aber dabei, daß damit die Sphäre der Wirtschaft aus der Realität nicht entfernt ist. Sie ist da, sie will beherrscht sein.

Franz Werfel, die Mächtigen dieser Erde haben den Geistigen immer mit Vergnügen die Welt der Innerlichkeit überlassen; um so besser gelang es ihnen, sich die Welt der Wirtschaft unterzuordnen. Wir wollen in diese Welt einbrechen, sie umformen, mithelfen an der gerechten Güterverteilung. Die aesthetische Grundposition zu beziehen, heißt sich um den wilden Kampf, der die Welt in zwei Teile zerreißt, drücken. Sie haben es, neulich im Rundfunk, vorgezogen, Schreibtisch, Bücherschrank und Klavier des Hausherrn während der Zeit der Aufräumungsarbeiten im Haushalt bedeckt zu lassen. Es werde sich erweisen, daß die Küche um dieser Gegenstände willen da sei, nicht umgekehrt. Welch materialistische Denkweise! Ist doch damit gesagt, daß diese Gegenstände nur dann funktionieren, wenn die Umgebung in Ordnung ist. Das wollten Sie gewiß nicht behaupten. Was hindert Sie also, vom Schreibtisch, vom Bücherschrank, vom Klavier aus mitzuhelfen, daß der Haushalt bald in Ordnung gebracht werde? Die Kunst sei privat? Sie war es nie, sie war immer Ausdruck ihrer Zeit, auch die Ihre ist es. Die Zeit befruchtet die Kunst, und die Kunst befruchtet die Zeit. Daß der größte Teil unsrer Zeitproduktion einen erschreckenden Mangel an künstlerischer Gestalt aufweist, sagt dagegen gar nichts. Wer das benutzt, um sich auf das „Private" zurückzubegeben, entzieht sich selbst den Boden, auf dem er steht.

Kleiner Seitenhieb von Walter Mehring

Auch Literaten haben heute Sorgen!
Zum Beispiel solche:

Ein junger Mann aus gutem Hause, der es rasch vom Sport- zum Theaterkritiker, dann zu pekuniär einflußreicher Position in einer berliner Vormittagszeitung gebracht hatte, geriet durch eine schicksalsreiche Begegnung auf einen geistigen Standard, der ihn zwang, weit über seine kritischen Verhältnisse zu leben.

Karl Kraus, Schriftsteller, Nestroy- und Offenbachtext-Bearbeiter, Herausgeber der ‚Fackel', orthodoxer Bußprediger gegen die Presse, gegen jedes ihrer Erzeugnisse, gegen jeden ihrer Vertreter, empfand eine Schwäche für das junge Mitglied einer Zeitung, die bis in den Annoncenteil alle von der ‚Fackel' so fanatisch verdammten Schönheitsfehler zeigt.

Es ist nur menschlich, daß solche literarischen Mesalliancen seltsame Kritikfrüchte zeitigen müssen.

Nicht nur die Grundsätze des Bußpredigers, sich jeder Pressepropaganda zu enthalten, litten darunter. Auch der Jünger erlag der Versuchung.

In seinem blinden Eifer, seinem Meister zu nützen, begann er nun alles zu bekämpfen, was seinem Meister nicht in den Kram paßte — mit einer Voreingenommenheit, die der Meister andern Presse-Sterblichen als Todsünde angerechnet hätte.

*

Das war, traun! ein pathetischer Anfang! Nun wollen wir mal eine andre Tonart anschlagen! Die Offenbachische, wenns geht!

Karl Kraus hat zwei Monopole: Nestroy und Offenbach! Wehe jedem armen Schreiber ohne Jagdschein, der ihm da ins Gehege kommt! Auf dem Nestroyboden hat sich einmal der Anton Kuh getummelt! Da hat ihn der Krausjünger Nürnberg dabei betroffen und jämmerlich verrissen! Das war ein Zufall! Und als mich nun Karl Heinz Martin beauftragte, die „Großherzogin von Gerolstein" für die Volksbühne zu renovieren, da ... mit einem Wort: ich halte von Zufällen nichts, und deshalb teilte ich meine Zufallsbedenken dem ersten Kritiker der Zwölfuhrzeitung mit! „Aber nein!" sagte er, „Der Nürnberg wird nicht schreiben! Der ist befangen!" Und das fand ich sehr loyal!

Und bei der Premiere saß auch richtig der erste Kritiker im Parkett! Doch er schrieb nicht! Aber am zweiten Abend saßen in der ersten Reihe nebeneinander der Bußprediger und sein Jünger! Dem Bußprediger gefiel meine Bearbeitung nicht! Das war sein gutes Recht! Der Bußprediger störte die Vorstellung durch Zurufe auf die Bühne! Das war weniger fein, denn man spielte ja die Arbeit eines Konkurrenten!

Nun spielte der Zufall! Als die Schauspieler mir berichteten, daß dem Vor-Bearbeiter meine Bearbeitung zufällig auffällig mißfiele, da äußerte ich gleich: Eine dumpfe Ahnung sagt mir, daß die Vorstellung auch dem Jünger in der Morgenkritik mißfallen wird! Also geschah es!

Es geschah in einer fanatischen, ja man könnte fast meinen: unsachlichen Art, die mit dieser Verleumdung anhob:

Als Bert Brecht vor längerer Zeit nachgewiesen wurde, daß er in seiner prächtigen Bearbeitung der „Dreigroschenoper" einige Verse der eingelegten Balladen einer Übersetzung entnommen hatte, brach ein Sturm los, daß man annehmen mußte, die literarische Welt sei in ihren Grundfesten erschüttert. Mehring tut doch wohl nichts andres, wenn man in seiner Bearbeitung hier und da Verse der bewährten Übersetzung des Julius Hopp findet. Ihm dürfte weniger geschehen, da er bei weitem nicht so unbeliebt wie Bert Brecht ist, dessen hinreißendes neues Werk: Die heilige Johanna der Schlachthöfe viel eher auf die Bühne des Volkes gehörte als diese salz- und kraftlose Offenbachbearbeitung. Aber ein Mann wie Mehring, der doch sicherlich den Kreisen nahesteht, die damals Brecht so scharf verurteilten, sollte schleunigst dafür sorgen, daß der Name Hopp auf dem Theaterzettel erscheint, obwohl dann die Gefahr besteht, daß man den alten Hopp wiederum für einige der schlechten Verse des jungen Mehring verantwortlich macht.

Was nicht auszudenken wäre!

Zufällig schloß diese Kritik mit einer Hymne auf Karl Kraus.

*

Nun ist dem Jünger noch ein zweiter Freundschaftsdienst passiert, der wieder kein Freundschaftsdienst ist, nämlich: die Erwähnung Bert Brechts, dessen Fall er kurzweg einen Fall Mehring nachkonstruiert.

Was aber nicht zugunsten Bert Brechts ausfällt!

Brecht — vom Meister lange tief verachtet, doch kürzlich sanktioniert — Brecht hatte die Autoren Villon, Rimbaud, Verlaine und ihren Übersetzer, deren Arbeiten er in die eigenen eingefügt hatte, zu nennen vergessen.

Ich habe den Erst-Übersetzer der Offenbachoperette nicht genannt. Im Klavierauszug steht kein Name! Auf dem deutschen Libretto steht kein Name! Im Musikkatalog steht kein Name! Henseler, der die umfangreichste Biographie Offenbachs schrieb, nennt keinen Namen! Der deutsche Verleger Offenbachs erklärte, nach Durchsicht der Archive, der Name des ersten Übersetzers stehe nicht fest und könne nicht genannt werden!

Ich ließ fünfzehn Zeilen Chor und Duett, dreieinhalb Zeilen Rezitativ — die Halbzeilen zusammengerechnet — so, wie ich sie im Klavierauszug fand! Ich habe keine fremden Autoren bemüht! Fast alle Lieder schrieb ich neu — die andern übersetzte ich neu! Und formulierte auf dem Theaterzettel: „Nach dem Französischen der Halévy und Meilhac in freier Bearbeitung mit neuen Gesangstexten..." Daß ich der Handlung eine neue Wendung gab, werden mir Meister und Jünger zugestehen müssen! Daß ich neue Gesangstexte schrieb, werden sie nicht leugnen können!

Ihre Pietät hat mich herzlich gerührt! Sie haben zufällig nebeneinander gesessen, und da ist auf mythischem Wege der bewährte Hopp von dem Hirne des einen, der sich immer sehr anfechtbarer Medien bedient, in den Kopf des andern gedrungen. Und dann ist in diesem Kopf der Wunsch entstanden, mich Hopp zu nehmen.

Aber der bewährte Hopp hat sich gar nicht bewährt!

Weder als Übersetzer noch als Plagiatsvorwurf!

(Für Literarhistoriker: Hopp ist der Autor der wiener Bearbeitung, nicht der im Klavierauszug enthaltenen!)

*

Lieber Leser, sei mir nicht böse, daß ich Wichtigerem so viel Platz wegnahm! Ich wehrte nur einen Plagiatsvorwurf ab, der nichts ist als der Versuch einer frommen Gemeinschaft, unliebsame Konkurrenten madig zu machen. Einer ulkigen Sekte, die alleinseligmachende Stil-Traktätchen vertreibt und überall Verleumdungen verbreitet!

Und die mich einmal in die Verlegenheit bringt, die längst abgetane Affäre des Dichters Brecht, dessen Arbeiten ich aufrichtig schätze, einzubeziehen.

Wenden wir uns wieder gegen die wirklichen Feinde!

Stil und Stumpfsinn im Film von Rudolf Arnheim

Für die Beurteilung von Filmen, vielleicht von Kunstwerken überhaupt, gibt es eine merkwürdige Regel: schlechte Filme werden besser behandelt als gute. Vor dem schlechten Film sitzt der Besucher fröhlich und duldsam, mit einem imaginären Zigarrenstummel im Mundwinkel; er teilt seine Aufmerksamkeit zwischen der Leinwand und seiner Begleiterin, und, eingehakt in diese, verläßt er nach Schluß der Vorstellung, einen fadenscheinigen Schlager auf den Lippen, angeregt das Kino, um den angebrochenen Abend anderswo zu beenden. Über den guten Film hingegen sitzt der Besucher im Parkettsessel zu Gericht. Er lacht nur, wenn es unbedingt sein muß; er mißbilligt es, wenn die Nachbarin ins Taschentuch schluchzt — er mißt mit Jahrhundertmaßstäben. Auf der Leinwand erscheint der Angeklagte, um den Besten seiner Zeit genug zu tun, und wehe, wenn er den Weltrekord um ein Bruchteilchen unterbietet. Es ist, als schimpfte jemand vom Funkturm herunter, daß man da oben so bitter niedrig stände — nur weil der Eiffelturm noch höher ist.

Aber dies Auf- und Abschweben der Maßstäbe ist nicht der einzige Grund für das, wovon hier die Rede sein soll. Nämlich dafür, daß die gebildeten Leute, wenn sie aus einem neuen Chaplinfilm, Lubitschfilm, Russenfilm kommen, den Mund verziehen und sagen: „Ach, das kennt man ja nun schon! Immer dasselbe". Sie sagen das immer dann, wenn sich die seltene Gelegenheit bietet, so etwas wie einen Stil in der jungen Filmkunst zu konstatieren.

Dies berührt sehr merkwürdig, wenn man bedenkt, daß bei der Bewertung andrer Kunstwerke vor allem auf die Stileinheit geachtet wird. Was man an Rubens, Beethoven, Knut Hamsun so schätzt, ist die hervorstechende Eigenart, die Geschlossenheit des Oeuvres, die das Besondre jedes Einzelwerks stark überdeckt. Vergleicht man zwei Michelangelos, eine Madonna und einen Medizäer, so wird man die Ähnlichkeit der Form auffälliger finden als die Verschiedenheit des Gegenstandes. Geht einer ins Konzert, um eine ihm noch unbekannte Beethoven-Sinfonie zu hören, so wird er nichts erwarten als ein neues Beispiel einer ihm eng vertrauten Musikform. Geht er aber ins Kino zu einem neuen Chaplinfilm und findet er dort Chaplin, so ist er enttäuscht.

Nun darf man allerdings beim Film eine gewisse Einförmigkeit der Machart, die sich einfach aus den Materialbedingungen dieser Kunsttechnik herleitet, nicht mit schöpferischem Stil verwechseln. In allen, auch in schlechten Filmen findet man eine gewisse Art, eine Szene aus Total- und Großaufnahmen zusammenzusetzen, eine Liedstrophe durch Bildwandel aufzulockern, einen Schoßhund oder ein Telephon als episodisches Handlungsmotiv zu verwenden. Das geschieht, weil es bequem und praktisch ist. Es sind gängige Dolmetschermethoden für die Übersetzung von Wirklichkeit in Film. Aber diese Formmittel sind so blaß, inkonsequent und oberflächlich verwendet, daß sie keinen Stil ergeben. Nur ganz wenigen Filmkünstlern ist es bisher gelungen, die Gestaltungs-

möglichkeiten, die der Film bietet, zu einer eignen „Palette" zu verdichten. Nur dort finden wir, was der einzige Sinn jedes Kunstwerks ist: die Welt von einem bestimmten Gesichtswinkel aus gedeutet, gesichtet, vorgestellt.

Warum nun erregt das Ärgernis statt Freude? Nun eben, weil eine so stark und durchgängig formbetonte Arbeit in der Filmkunst noch etwas sensationell Seltenes, etwas ganz aus dem Rahmen Fallendes ist. In den übrigen Künsten pflegen auch schlechte und mittlere Werke bestimmten Formgruppen anzugehören. Man kann sie danach sortieren. „Eine mißverstandene Kokoschka-Landschaft mit Picasso-Figuren." — „Ein versüßter Chopin mit Richard-Strauß-Orchester." Die schlechten Werke sind blasse Abzüge, Promenadenmischungen der guten. Nicht so beim Film, teils weil er noch fast ganz ohne Formtradition, teils weil er eine so naturnahe Kunsttechnik ist. Eine Zeichnung, eine literarische Beschreibung oder gar ein Musikstück muß schon deshalb viel mehr Form zeigen, weil die Arbeit vom Material, nicht vom Gegenstand her ihren Ausgang nimmt. Die Photographie eines Hauses wird zumeist nicht viel mehr bieten, als eben das Gegenständliche; wer aber ein Haus zeichnen will, hat ein leeres Papier und einen Bleistift vor sich und muß das Haus mit Formmitteln, die er zu wählen hat, schaffen. Deshalb sind die meisten Durchschnittsfilme nichts als dürftig erzählte Geschichten, bei denen sich das Formale auf die geläufigen Handwerkskniffe beschränkt. Und deshalb heben sich die stilbetonten Filme so verdächtig, so penetrant heraus; als etwas der Art nach, nicht nur dem Grade nach Andres. Und man hält leicht für manieriert, was doch eine natürliche und notwendige Eigenart jedes Kunstwerks ist!

Grade in letzter Zeit haben wir übrigens auch manchmal typische Epigonenfilme gesehen. Und diese zeigen nun deutlich den Unterschied zwischen Manier und Stil. Die Stilmittel der Großen, die der Epigone übernimmt, wirken in seiner Arbeit oberflächlich und als Fremdkörper. So etwa in „Wer nimmt die Liebe ernst?" das Chaplinhütchen auf dem Kopf des ganz unchaplinhaften Schauspielers Max Hansen und einige streng stilisierte, fast choreographische Groteskszenen in diesem sonst naturalistischen Film. In „Der Kongreß tanzt" ist das Spalier der singenden Menschen von Lubitsch übernommen und derart ausgespielt, daß es seine Wirkung verliert. Hingegen finden wir im „Braven Sünder" ein Motiv, das aus Feyders „Neuen Herren" und letztlich aus der Traumszene in Chaplins „Kid" stammt: die fliegenden Engel. Jedoch steckt dieser Einfall in Kortners Film so organisch, er folgt so natürlich und richtig aus der Situation und paßt so in die „Palette", daß man hier nicht von manieristischer Nachahmung sprechen kann. Es läßt sich also auch im Film notwendige Form von bloß entlehnter Form gut unterscheiden.

Deshalb muß gefordert werden, daß man bei den wenigen wirklich formschaffenden Filmkünstlern, die wir haben, nicht für Monotonie halte, was Stil ist, nicht für Manier, was Eigenart ist. Auch bei Chaplin, auch bei den Russen gibt es

gelegentlich leere Wiederholungen. In einer jungen Kunst schläft Homer häufiger als in einer alten. Aber man halte sich nicht an solche Ausnahmen. Man sehe die Monotonie dort, wo sie wirklich ist: in der physiognomielos, stillos heruntergedrehten Durchschnittsware der Vergnügungsindustrie.

Schnipsel von Peter Panter

Wenns gut geht, wirft sich der Unternehmer in die Brust; sein Verdienst beruht auf seinem Verdienst, und weil er das Risiko getragen hat, will er auch den Hauptanteil des Gewinnes für sich.

Wenns schief geht, sind die Umstände daran schuld. Dann muß der Staat einspringen und das Defizit decken, denn Kohlengruben, Stahlwerke und die Landwirtschaft dürfen nicht Not leiden. Und sie leiden auch keine Not, weil sie notleidend sind.

Auf alle Fälle aber kann der Unternehmer nichts dafür, er trägt die Verantwortung, und wir tragen ihn.

*

Um wie viel stiller ginge es in manchen Familien zu, wenn sich alle Frauen Männer kaufen könnten!

*

Bei einem französischen Zeitungsartikel muß man sich immer fragen: „Was will der Mann?" und: „Wer hat ihn dafür bezahlt?"

Bei einem deutschen Zeitungsartikel muß man sich fragen: „Was verschweigt er?" und: „Wer hat ihn dafür auf die Schulter geklopft?"

*

Mit dem Tode ist alles aus. Auch der Tod —?

*

Neben manchem andern sondern die Menschen auch Gesprochnes ab. Man muß das nicht gar so wichtig nehmen.

*

Kleine Nachricht. Die Ausreisegebühr aus den hamburger Zuchthäusern ist um 40 Mark erhöht worden.

*

Ist es ein Zufall, daß die Vertreter der wildesten Gewaltlehren, Nietzsche, Barrès, Sorel, keine zwanzig Kniebeugen machen konnten? Es dürfte kein Zufall sein.

*

Schade, daß es nicht im Himmel einen Schalter gibt, bei dem man sich erkundigen kann, wie es unten nun wirklich gewesen ist.

*

„Er wußte um die Geheimnisse des Seins..." solche Wendungen sollte man auf Gummistempel schneiden und dann verbrennen.

*

Max Liebermann wäre auch ohne Hände ein großer Bankier geworden.

*

Wenn ein Mann weiß, daß die Epoche seiner stärksten Potenz nicht die ausschlaggebendste der Weltgeschichte ist —: das ist schon sehr viel.

*

Er war hochmütig wie der Sohn einer zweiten hamburger Familie, aber etwas gebildeter.

*

Dieses Mädchen ist höflich-sinnlich.

*

Der Schriftsteller Fülöp-Miller ist gründlich oberflächlich.

*

Was sagte wohl ein Wirtschaftsführer, wenn wir ihm seinen Betrieb so schilderten, wie er ihn zwei Jahre später im Prozeß schildern

wird? Wenn wir also sagten: „Du weißt gar nicht, was hier vorgeht, oder du willst es nicht wissen; um dich herum wird betrogen; du bist geistig nicht auf der Höhe, fast in der Nähe des Paragraphen einundfünfzig; um dich herum wird bestochen!" Das alles darf aber erst ausgesprochen werden, wenn der Kerl tausend Unschuldige in seine Pleite hineingezogen hat.

*

Es gibt skeptische Ärzte und Ärzte mit Bart. Darüber darf man aber nicht vergessen: es gibt auch skeptische Patienten und solche mit Bart. Zeileis ist unter anderm ein Wunschbild seiner Kranken. Bart will Bart.

Kurzer Hinweis auf Zehnsassa von Helmut Klaffke

Zehnsassa ist ein Fußball, dessen Hauptbeschäftigung darin besteht, sich auszuruhn, wenn nicht mit ihm gespielt wird. Man spielt jedoch unausgesetzt mit ihm. Er ist, obwohl Fußball von Geblüt, nicht ohne Zeichen verdrießender Entartung: sobald die Fußspitzen der Spieler in sein Leder knallen, empfindet er neben unvermitteltem körperlichem Schmerz bescheidenes Unbehagen des Verknäultseins, der richtunglosen Bewegung nach einem Gesetz, das sich aus dem Gegeneinander verschiedener Willens- und Kraftstärken für ihn ergibt; ja — sein Unbehagen steigert sich zu aufrichtiger Trauer, wenn er — vielleicht bei einem 11-Meter-Schuß — unverblümt ins Tor gezielt wird und nur — wie stets — mit plötzlich von seiner Oberfläche nach innen zusammenstürzenden Empfindungen hart auf die Kante des Torpfostens schmettert; er rollt dann blutleer still beiseite und fühlt aus übergroßer Entfernung, wie die Spieler mit gesenkten Köpfen zusammentreten und sich ernsthaft fragen, ob er eigentlich für das Spiel tauge, ob man nicht zuviel Hoffnung in ihn gelegt habe oder — diese Frage jedoch wird schon, ehe man sie stellt, durch entschiedenes Kopfschütteln verneint — ob er gar kein Fußball sei? Soviel ist sicher: man hat noch nie ein Tor mit ihm geschossen.

Sein Leder, ursprünglich adlig glänzend wie gelackt, ist weich und nur von matter Farbe: er wirkt im ganzen wie ein Saffianfußball, und da alle seine Nähte, soweit man das von außen beurteilen kann, fest sitzen und sogar, wenn man sie gegen das rechte Licht hält, wie frisch gewachst leuchten, gibt man alle Bedenken auf und spielt weiter.

Zehnsassa steht still mit eingebogenen Knien, damit er nicht nach Anpfiff unerwartet aus senkrechter Haltung gehoben werde — er ist entartet, aber gleichermaßen wie sein Leder weicher und empfindlicher wird und die Enden seines naturgemäß ungeahnten Nervensystems sich freilegen, erstarkt sein Wille und seine Klugheit im Kleinen: er weiß schließlich einen Unterschied zu machen, ob der Stiefel, welcher ihn schießt, frisch gewichst oder vernachlässigt ist, und an wiederholten Beobachtungen solcher Art wird er, da ihm die blankgeputzten Stiefel bisweilen in der Mehrzahl scheinen, infolge der sich daraus ergebenden moralischen Befriedigung zu einem erfreulichen Lebensbejaher.

Übrige Anmerkung: Zehnsassas Alter und Tod betreffend

Sie halten ihn für jung. Verglichen Sie aber die Entfernung jener von ihrem Tode, welche sich alt nennen, mit seiner Entfernung von seinem Tode, so könnte vielleicht gesagt werden: er ist der Ältesten einer. Es ist möglich, daß er sich einmal das Leben nehmen wird, und ich glaube nicht, daß er dazu sehr viel überwinden muß: was an Lebenshoffnungen verloren scheint, kehrt als Todeshoffnung wieder; er gleitet leise in einen Zustand hinein, aus dem heraus der Tod sein letztes Glück bedeutet.

Schultheiß-Kulissen von Rolf Horney

Wenn ein Kaufmann hunderttausend Mark verloren hat und seinem stillen Teilhaber oder Gläubiger gefälschte Bilanzen vorlegt, so bemüht man sich, diesen Tatbestand festzustellen, der Mann verschwindet auf einige Zeit hinter Schloß und Riegel, und die Sache ist erledigt. Geschieht genau dasselbe in der Preislage von zehn Millionen Mark aufwärts, in der die stillen Teilhaber Aktionäre heißen, so ist das eine Affäre. Eine Affäre aber ist längst nicht in erster Linie juristischer Tatbestand. Vor allem andern ist sie Kampfobjekt. Ein Akt des Wirtschaftskampfes oder auch der Politik ist schon ihre Aufdeckung, wenn es sich nicht grade um schlechterdings unvermeidlich gewordene Riesenzusammenbrüche handelt, wie bei der Frankfurter Allgemeinen Versicherung und beim Nordwolle-Konzern. In dem frankfurter Prozeß gegen die Favag-Direktoren bemüht man sich nun schon seit Wochen, mit einem Zeugenaufmarsch der Hereingefallenen und Blamierten die Jahre zurückliegenden Vorgänge zu durchleuchten, und das einzige Licht, das dem ermüdeten Zeitungsleser dabei aufgehen konnte, ist die Feststellung, daß offenbar alle Beteiligten bemüht sind, das Interesse in einer Wolke von Material und Langerweile zu ersticken. Ganz anders aber liegen die Dinge im Schultheiß-Fall.

Die Schultheiß-Brauerei ist nicht zusammengebrochen. Die Gläubiger, die bei den Krachs in Frankfurt und in Bremen um riesige Millionensummen geschädigt worden sind, verlieren bei Schultheiß nicht einen Pfennig. Die Aktionäre behalten ihr Unternehmen — ein Unternehmen, das um einen imposanten achtstelligen Betrag ärmer ist, als man ihnen in Bilanzen und Prospekten gesagt hat, das aber die phantastische Kraft und Rentabilität besitzt, diesen Aderlaß verhältnismäßig gesund zu überstehen. Die faulen Posten werden abgeschrieben, die Schulden langsam abgedeckt, kurz die Dinge gehen den Weg, den sie gehen mußten, und der im Oktober auch schon hätte beschritten werden können, wenn man die Bereinigung so schnell und entschlossen in die Hand genommen hätte wie in Fällen, die man nicht zur „Affäre" hat werden lassen. Aber nicht der Zusammenbruch der Frankfurter Allgemeinen, der erste große Aktienskandal in der Serie, nicht das betrügerische Debakel des bremer Nazi-Finanziers Lahusen, der größte und krasseste Fall, wird die Sensationsaffäre dieser Krise sondern Schultheiß, der am wenigsten folgenschwere Vorgang. Hier hat das Gegeneinander der Beteiligten für Spannung und Aufmachung gesorgt, und hier steht im Mittelpunkt ein Mann mit dem einprägsamen und des Nationalsozialismus nicht verdächtigen Namen Katzenellenbogen, der noch dazu mit einer Schauspielerin verheiratet ist und das Bolschewiken-Theater Piscators finanziert hat.

*

Was bei Schultheiß vor sich ging und noch vor sich geht, ist in Wahrheit eine Schlacht in dem großen Kampf unter den deutschen Großbanken, und nach dem Wunsche der Angreifer soll es die letzte und entscheidende Schlacht sein. Um die

Schultheiß-Affäre als das verstehen zu können, was sie ist — in erster Linie als ein Stück aus der Geschichte der deutschen Hochfinanz und erst in letzter als ein Kriminalfall — muß man etwas zurückgreifen. Jahrelang jagten die Deutsche Bank, schon in der Vorkriegszeit die größte der Großbanken, und die erst nach dem Kriege aus der Fusion der Darmstädter Bank mit der Nationalbank ebenbürtig gewordene Danatbank einander die Geschäfte ab. Manche Industrie-Kombination dankt ihr Zustandekommen oder ihr Scheitern dem Wettlauf der beiden Banken oder ihrer Unfähigkeit zur Zusammenarbeit. Als die Danatbank unter der ehrgeizigen und ideenreichen Führung des verhältnismäßig jungen Jacob Goldschmidt sich in den Vordergrund gespielt hatte, erfolgte der große Schlag der Deutschen Bank, die Fusion mit der Disconto-Gesellschaft, die ihr die Hegemonie in der deutschen Finanz sicherte.

Mit dem 13. Juni dieses Jahres wendete sich das Kriegsglück. Die Danatbank und Goldschmidt lagen am Boden, aber sie lebten noch und machten Versuche, sich wieder zu erheben. Mit Hilfe eines Industriekonsortiums suchte der zähe Goldschmidt ihr eine neue Arbeitsbasis zu geben, allerdings nicht ohne Vorfinanzierung durch das Reich. Endlich schien die rettende Aktion vor dem Abschluß, da kam ein neuer Stoß gegen das Prestige ihres Urhebers: die Schultheiß-Affäre.

*

Das schien noch einmal die große Gelegenheit. Es stellte sich heraus, daß die Schultheiß-Direktion an der Börse eigne Aktien hatte aufkaufen lassen und die Engagements in den Bilanzen und Berichten verschwiegen hatte. So etwas war anderwärts zwar auch schon vorgekommen, aber bei Schultheiß waren die Käufe besonders groß und besonders teuer gewesen. Es lag ein Verlust von runden dreißig Millionen auf dem Geschäft, und zudem hatte man es nicht nur der Öffentlichkeit sondern auch dem eignen Aufsichtsrat verheimlicht. Vor allem aber waren die Käufe durch die Danatbank und die Commerzbank erfolgt, während die Deutsche Bank unbeteiligt war. Die Vertreter der an den Käufen beteiligten Banken hatten gleichfalls im Aufsichtsrat geschwiegen, in dem anscheinend überhaupt nicht viel gesprochen worden ist, und nun konnte es losgehen. Die Pressestelle der Deutschen Bank, hier einmal Presseabwehrkanone genannt, bekam Offensivorder. Stückweise, über Tage verteilt, tauchten Informationen über die Vorgänge bei Schultheiß in der Presse auf. Die Handelspresse wurde zum Hilfsdienst gezwungen. Der Journalist muß bringen, was man ihm gibt, sonst hat es die Konkurrenz; macht er nicht mit, so schadet er sich, ohne Jemandem zu nützen. Als der Aufsichtsrat von Schultheiß zusammentrat, waren nicht nur aus Katzenellenbogen sondern auch aus den Vertretern der Danatbank und der Commerzbank im Aufsichtsrat schon Angeklagte, aus dem Fall die Affäre geworden. Der Weg zu einer schnellen sachlichen und personellen Bereinigung war verlegt, erst mußte untersucht werden, und unter dem Druck der allgemeinen Stimmung konnte Herr von Stauß, der Vertreter der Deutschen Bank, einen

Prüfungsausschuß durchsetzen, in dem unter drei Herren auch der Notar der meisten bei der Deutschen Bank abgehaltenen Generalversammlungen, Justizrat Meidinger, saß. Werden politische Wahlen auf ähnliche Weise gemacht, so nennt man sie seit Bülow Hottentottenwahlen. Wenn man bei Schultheiß vom Hottentotten-Ausschuß spricht, so soll damit also weder die Reinrassigkeit noch der Glaube der drei Herren an ihre eigne Objektivität angezweifelt werden.

Erst nach ihrer Wahl jedoch rundete sich das Bild der Affäre. Es stellte sich heraus, daß noch größere Verluste als auf den Aktiengeschäften mit der Danat- und der Commerz-Bank in der jahrelang falsch aufgestellten Bilanz der Ostwerke lagen, einer erst vor kurzem mit Schultheiß fusionierten Konzerngesellschaft; und im Aufsichtsrat der Ostwerke hat zwar nicht Herr Goldschmidt gesessen, wohl aber Herr von Stauß. In diese Bilanz hatte man rund 20 Millionen Mark Bankguthaben hineingefälscht, und der zweite Vorsitzende des Aufsichtsrates, der Bankdirektor von Stauß, scheint nie gefragt zu haben, wo diese Bankguthaben lagen, obwohl bei seiner Bank nur einige lumpige Hunderttausend Mark standen. Hat der Deutschen Bank an den Millionen nichts gelegen? Das ist mehr als die Polizei und jedenfalls mehr als eine Bankdirektion einem ihrer Mitglieder erlauben sollte. Herrn Goldschmidt wurde mit Recht vorgeworfen, daß er im Schultheiß-Aufsichtsrat nach der Fusion mit den Ostwerken nicht festgestellt habe, wie weit die durch seine Bank vorgenommenen Aktienkäufe die Gesellschaft belasten und wie weit sie auf Rechnung angeblich andrer Konsorten, also praktisch Katzenellenbogens, gingen. Über diese Käufe aber wurde laufend an der Börse gesprochen und in der Handelspresse berichtet. Bei der Deutschen Bank hat man sich jedoch gleichfalls nicht dafür interessiert, für wen gekauft wurde, obwohl bei ihr Katzenellenbogen schon mehrere Millionen Schulden hatte. Der Verdacht, daß die Gesellschaft mit Stützungen zu stark belastet werde, mußte hier also mindestens so nahe liegen wie bei der Konkurrenz. Diese Schulden Katzenellenbogens bei der Deutschen Bank sind dann auf eine Tochtergesellschaft von Schultheiß übertragen worden, und Herr von Stauß hat das Pech, daß die Staatsanwaltschaft grade diesen bei der Deutschen Bank durchgeführten und ihm als einzigem Mitglied des Aufsichtsrats bekannten Akt zum Hauptgegenstand der Anklage gegen Katzenellenbogen gemacht hat. Die Danat- und die Commerzbank haben versäumt, für die Aufnahme der von ihnen durchgeführten Aktiengeschäfte in einen Börsenprospekt zu sorgen, und werden für diese Schluderei vielleicht zahlen müssen. Von Herrn von Stauß aber liegt eine Aktennotiz vor, nach der ein Abkommen zwischen ihm und Katzenellenbogen mit der ausgesprochenen Absicht getroffen worden ist, eine Bürgschaft nicht in diesen Prospekt zu bringen. Es ist etwas viel Pech in einer Sache, die man als Triumphator begonnen hat.

Inzwischen hat der „Hottentotten-Ausschuß" berichtet. Er geht scharf zu Gericht mit Katzenellenbogen und der Direktion, und was er über die Art sagt, in der hier Geschäfte gemacht und bilanziert wurden, sollten sich eine ganze Reihe von In-

dustrieführern hinter die Ohren schreiben. Er sagt über die Danatbank dieses und jenes, darunter auch einiges Unsinnige. So heißt es, daß eine formale Umwandlung des Aktiengeschäfts zu Anfang des Jahres 1931 seiner Verheimlichung dienen sollte, obwohl die Bilanz, in der es verheimlicht worden ist, damals längst veröffentlicht war. Die Deutsche Bank dagegen wird entlastet. Das geht nicht ohne eine Exculpierung Katzenellenbogens wegen der Übertragung seiner Schulden bei der Deutschen Bank auf die Effektenkonsortium-G. m. b. H., in der Staatsanwaltschaft und Untersuchungsrichter eine aktienrechtliche Untreue sehen wollen. Der Prozeß wird entscheiden, aber der Ausschuß geht auch hier bis zum offenbaren Unsinn. Bei einem Aktienverkauf Katzenellenbogens an die Effektenkonsortium-G. m. b. H., der zu 200 Prozent erfolgt ist, als der Kurs 170 stand, macht man — das ist in dem veröffentlichten Auszug aus dem Bericht nicht enthalten — eine Übertragung unter dem Tageskurs. Wie das möglich ist? Man faßt den Verkauf einfach mit einer früheren Übertragung im Tausch gegen G. m. b. H.-Anteile zusammen, einen gar nicht vergleichbaren Vorgang, und rechnet so einen angeblichen „Durchschnittskurs" von 150 aus. Hätte man das in den Presseauszug aufgenommen, so wäre der Lacherfolg sicher gewesen.

Das ist heute der Stand der „Affäre". Der Prozeß Katzenellenbogen wird der nächste Kampfschauplatz sein.

Heiliger Abend von Erich Kästner

Sanft und leise
sinken die Preise.
Es tut kaum weh.

Es sinken die Löhne.
Nun sinkt auch der schöne
weiße Schnee.
Das Fallen der Preise und Löhne erzeugt
Geräusche, die etwas stören.
Und wer sich nachts aus dem Fenster beugt,
Kann die Miete fallen hören.

Die Schuldner schweigen.
Die Schulden steigen.
Das Geld wird alt.

Es kann kaum noch laufen.
Was soll ich dir kaufen
bei diesem Gehalt?

Kein Christbaum brennt im Hinterhaus.
Gib mir die Hand!
Mein liebes Kind, das Geld stirbt aus.
Vater hats noch gekannt.

Schau doch mal in die Kammer hinüber.
Der Junge schreit.
O du fröhliche, o du selige
schadenbringende Weihnachtszeit!

Bemerkungen

Basel

Das empfinde ich jedesmal, wenn ich durch Basel komme, aber es hat noch keiner geschrieben... keiner.

Der vollkommene Wahnwitz des Krieges muß doch jedem aufgegangen sein, der da etwa im Jahre 1917 auf diesem Bahnhof gestanden hat. Da klirrten die Fensterscheiben; da murrten die Kanonen des Krieges herüber; wenn du aber auf diesem Bahnhof einem Beamten auf den Fuß tratest, dann kamst du ins Kittchen. Hier durftest du nicht. Dort mußtest du. Und wer dieses Murren der Kanonen hörte, der wußte: da morden sie. Da schlagen sie sich tot. Ein halbes Stündchen weiter — da tobte der Mord. Hier nicht. Das hat keiner geschrieben, merkwürdig.

Ich weiß ja nicht, wie sie das gemacht haben, daß die Kugeln der beiderseitigen Vaterländer nicht auf schweizer Gebiet abgeirrt sind, und manchmal sind sie ja wohl, und wenn ich nicht irre, hat es auch dadurch auf schweizer Seite einen Toten gegeben oder zwei. Es steht da von dem großen englischen Groteskzeichner W. Heath Robinson in „Some Frightful War Pictures" ein grandioses Blatt: „Ein schweizer Schäfer sieht einer Schlacht an der Grenze zu." Da sitzt also der Schäfer inmitten seiner Bähbäh-Schafe und raucht eine Friedenspfeife, hinter sich hat er einen Topf mit schweizer Milch stehn, und auf dem benachbarten Berge steht eine Sennerin mit etwas Ziege, und ein kleiner Mann jodelt Noten in die Luft... Die Grenze aber ist ein scharfer, punktierter Strich. Und hinter dieser Grenze, da gehn sie aufeinander los, die Deutschen und die Engländer, immer ganz genau an der Grenze entlang, und selbst die heruntergefallenen Mützen bleiben artig im Kriegsgebiet liegen und oben am Himmel ist ein wildes Gewimmel von Zepps und Flugzeugen, aber immer hübsch an der Wand lang und keinen Millimeter drüber. Und der Schäfer raucht.

So ähnlich wird es ja wohl gewesen sein.

Schade, daß das keiner geschrieben hat. Dieses Grausen, dieses Herzklopfen auf der einen Seite — und die strenge Absperrung auf der andern... nichts ist ja schrecklicher, als eine Mordtat zu hören, die man nicht sehn kann. Und an diesen Wahnwitz denke ich immer, wenn ich auf dem Bahnhof zu Basel stehe.

Ignaz Wrobel

Der österreichische Remarque

Tinte vergießt das Volk
Stromweise noch immer umsonst,
Zahllos mehren sich Bücher,
Die schon im Druck sich erdrücken.

Diesen alten Vers braucht man nicht als Abwehr gegen die Flut bedruckten Papiers zu zitieren, wenn man wieder ein gutes Antikriegsbuch vor sich hat. Dieses hier heißt: Der Marsch ins Chaos (bei Hans Epstein und im Phädonverlag, Wien). Sein Verfasser ist Josef Hofbauer, der Heraus-

geber der ‚Tribüne', Prag, des Monatsorgans der deutschen Sozialdemokraten in der Tschechoslowakei. Dieser deutsch-österreichische Einschlag macht sich schon dadurch bemerkbar, daß der Verfasser nicht nach deutsch-preußischem Rezept alles, was deutsch heißt, über alles in der Welt stellt. So, wenn er lobend beim Einbruch in ein italienisches Dorf berichtet, daß fast in jedem Hause eine Danteausgabe zu finden war. Die Kameraden des Kaufmanns und Landsturmmannes Dorniger, der im Mittelpunkt der Geschehnisse steht, wunderten sich darüber, denn „Gab es ein deutsches Dorf, in dem jedes Haus Bücher der großen deutschen Dichter barg?"

Wenn man an Frontbücher den Maßstab anlegt, daß recht oft ein derbes Wort darin vorkommt, so genügt dieser österreichische Remarque nicht ganz allen in dieser Richtung verwöhnten Ansprüchen. Einmal, als dem Urlauber sein Turnvereins-Heimkrieger die übliche patriotische Predigt hält, schreit ihn der Gequälte an: Leckmiamarsch.

Es ist gut, daß das Buch jetzt nicht in Deutschland erschienen ist, denn sonst würde der so schwärmerisch gefeierte kulturelle Anschluß unter der Einwirkung der etwa tausendsten Notverordnung Brünings zu dem Kurzschluß eines Verbots geführt haben. So despektierlich spricht dieser Hofbauer über alles, was dem Deutschen Religion sein sollte: über den Patriotismus. Dornigers Frau sagt das kürzer: „Die Politik macht die Leute blöd".

Sonst ist alles so gediegen erzählt wie in andern erlebten Büchern gegen den Krieg. Hier noch kompliziert durch den Nationalitätensalat aus des verkrachten habsburger Kaisers „Ländergeschäft".

Bemerkenswert ist der Epilog, der einen Schriftsteller mit dichterischen Qualitäten verrät. Man sollte meinen, daß ein intellektueller Beamter einer Partei als sogenannten Helden eine Gestalt zeichnen würde, die in die Parteifarbe echt eingefärbt ist. Das tut Hofbauer nicht. Er zeichnet den Normalbürger. Sein Dorniger ist ein einfacher Mensch. Unter dem vielfachen Atmosphärendruck des Krieges wird er zwar wilder Antimilitarist und beinahe knallrot. Als er aber nach zehn Jahren wohlsituierter Prokurist geworden ist, denkt er mit steigender Genugtuung daran zurück, wie er die „Katzelmacher" besiegt hatte. Auf der Straße marschiert zwar tschechisches Militär „Grad so wie damals, nur die Gewehre tragen sie anders..."

Daß aber der Verfasser diesen so lebenswahren Schluß nicht aus seiner Seele geschrieben hat und doch dadurch seine Seele verrät, grade das macht ihn zum Künstler und nicht bloß zu einem Literaten, der Schriftsteller ist, weil er eine Schrift zusammenstellt.

Otto Lehmann-Rußbüldt

Die Attrappe

In den Schaufenstern der Konditoreien gedeiht die unverderbliche Ware. Der Strohhalm steckt tief bis zum Hals in der braunen Eisschokolade, und die Schlagsahne quillt weiß über den Rand. Man fürchtet, sie müßte am glitzernden Becher entlang ins Untertäßchen hinabträufeln, aber sie steht treu und fest wie die Wacht am Rhein in antiquarischen Schullesebüchern. Sie stürzt also nicht in den Abgrund. Und die von Feuchtigkeit und Frische strotzende Mandelcreme-

torte lockt schon seit vierzehn Tagen unter Glas in der Sonne, aber sie schmilzt nicht. Und auch der große Schokoladenberg mit dem ewigen Schnee glänzt fett, seine treue braune Haut lacht uns an, in der gefüllten Tasse funkelt der Milchkaffee, er zieht keine Haut, kräuselt sich nicht, die ewige Jugend ist im Schaufenster ausgebrochen. In der Ecke für unsre lieben Kleinen, sofern sie sauber und aus „gutem Hause" sind, glitzert das Knusperhäuschen vor lauter eitel Marzipan und Zucker, gelbe Creme schäumt im unverwelkbaren Blätterteig, die Phantasie zaubert Mokkaduft und Backstubenwärme in die Nase. Wir riechen die Attrappe nicht, der Tragant bleibt nicht in unsren Zähnen kleben, das Glyzerin, mit dem diese Konditorkunst uns prellt, träufelt echte Tränen der Rührung in unsre Augen. Grobe Täuschung mit Stearin ködert den Gaumen, die giftfreie Farbe, mit der zu einem imaginären Geburtstag ein „Herzlicher Glückwunsch" aufgespritzt ist, bleibt frisch und neu auf dem Papiermachéteig des Geburtstagskuchens.

*

Die republikanische Hofkonditorei hat in sinniger Weise zur Eröffnung der parlamentarischen Notsaison ein in Bäckerkreisen vielfach bewundertes Modell des Reichstagsgebäudes in ihrem Schaufenster ausgestellt. Die Aufschrift „Dem deutschen Volke" ist in der oben schon erwähnten giftfreien Farbe angebracht und macht einen durchaus würdigen Eindruck. Der Reichstag selbst ist ein mit Marzipan überzogenes, durch Draht zusammengehaltenes Gestell aus Pappe mit bengalischer Fensterbeleuchtung, und der republikanischen Hofkonditorei muß durchaus attestiert werden, daß ihre Imitation der Naturtreue verblüffend nahekommt. In- und ausländischen Fachmännern dürfte die Verwendung von Blechformen auf Wunsch gerne eingehender erläutert werden. Außerordentlich sinnig berühren auch die aus Gummi hergestellten Figuren der in den Reichstag strömenden Abgeordneten, kleine putzige Männchen, die ebenfalls einen täuschend echten Eindruck hervorrufen. Überhaupt der ganze Reichstag, bei dem auch noch an Stearin und Glyzerin in keiner Weise gespart wurde, bietet in dieser erschütternd lebensechten Wiedergabe eine für alle Zuckerbäcker erstrebenswerte Schaufensterauslage und dürfte bestimmt unter den Attrappen dieses Jahrhunderts eine europäische Sensation werden.

Friedrich Raff

Schmock definiert

Bewußt oder unbewußt, gewollt oder ungewollt, liegt allen repräsentativen Kämpfen deutscher und französischer Teams ein gewisses „Etwas" zugrunde, das jeder fühlt, ein Fluidum, dessen Charakteristikum eben sein Vorhandensein ist.

‚12-Uhr-Blatt', 12. November 1931

Staatenreigen vor dem Weihnachtsbaum

Deutschland:
Wir sind das klassische Land der Not.
Wir stehen auf Du und Du mit dem Tod.
Die Notverordnung ist unser Panier,
Denn die Not wie die Ordnung kennt keiner wie wir.

Deutsch-Oesterreich:
Stets beginnt bei uns der Rutsch,
Kriegerisch oder friedlich.
Ist der Anschluß heut auch futsch,
Stirbt sichs doch gemütlich.

Italien:
Wir sind der Schwachen Protektoren
Und kämpfen für der Armen Wohl,
Für die, die Geld und Land verloren!
Doch schweigt beim Thema: Südtirol.

Spanien:
Wir haben — ohne Krieg — gelernt,
Wie man die Monarchie entfernt.
Jetzt laßt uns schützen unser Land
Vor schlauer Jesuiten Hand.

Frankreich:
Gewonnener Krieg, gestapeltes Gold,
Wir stehn doch auf tönernen Füßen.
Abrüstung, welche wir immer gewollt,
Laßt nach „Sicherheit" erst uns beschließen.

England:
Ist die Währung nicht normal,
Dann regiert man national.
Und das Pfund wird sich nicht rücken,
Wenn die Arbeiter wir drücken.

Polen:
Juden, Deutsche, Korridor,
Machen viel Verdruß.
Nehmt den Friedenstext mal vor.
Drin steht: Deutschland muß!

Rußland:
Die kapitalistische Nachbarwelt
Ist heute völlig zerfahren,
Ihr fehlts an allem, sogar an Geld.
Wir schaffen es in fünf Jahren.

China:
O Völkerbund, o Völkerbund,
Schick nicht bloß Telegramme,
Wir winseln nach Dir wie ein Hund,
Wien Kind nach seiner Amme.

Japan:
Dem Völkerbunde wir restlos vertraun.
Wir sind ja mit ihm sehr liiert.
Doch müssen wir erst mal China verhaun,
Eh der Völkerbund interveniert.

U.S.A.:
Mächtig ist der Krise Lauf,
Und doch hört sie einmal auf.
Wenn jeder nämlich, der heute rumlungert,
Im eigenen billigen Auto verhungert.

Ernst Moritz Häufig

Liebe Weltbühne!

Meine Freundin Grete Walfisch erzählt:

Frau Thommsen und Frau Pommer gehn in Hamburg bei Karstadt einkaufen. Und wie sie nun so drei Stunden bei Karstadt eingekauft haben, da muß Frau Thommsen miteins .... ja, und da muß Frau Pommer denn natürlich auch.

Und wie sie denn auf Toilette kommen, da ist man nur ein Sitz. Frau Thommsen geht zuerst, und wie sie wieder rauskommt, da sagt die Frau mit dem Tuch:

„Soll ich nochmal überwischen oder sind die Damen bekannt?"

Ein Liebling der deutschen Musen

In einem Brief an den Verlag schreibt Rudolf G. Binding über Martha Saalfeld: Martha Saalfeld — rheinisch-pfälzischer Erde und Luft angehörig, wo Äcker strotzen und der Wein glüht — ist schon von ihren Anfängen an eine leidenschaftliche Erfüllerin des Sonetts. Die Spannung des Sonetts, seine Kurve, sein Wurf, seine Gedrungenheit und Unerbittlichkeit sind ihr Element. Sie erfüllt dieses Element mit Leidenschaft, mit ihrer Leidenschaft. Süß und herb, weich und hart, gnädig und grausam stoßen sich darin. Eine innere, große, bittersüße, fast religiöse Tragik — wie die einer Gesangesschwangeren — bricht von jeher aus ihren Versen, die für manche schwer zugänglich nur den gleich ernst und erfüllt Empfindenden den Zugang zu einer reichen, scheuen und sehr starken, von dem Ruf zur Dichtung wahrhaft besessenen Dichternatur erschließen.

Inserat

Sächsisches

In Leipzig zur Messezeit. Vater liegt im Sterben, es ist fünf Minuten vor sechs. Auf einmal röchelt er: „Aber, daß ihr mir mei Bett bis um sieben ooch an eenen Messefremden vermietet habt!"

*

In Dresden wundert sich ein Fremder, daß es so wenig Buchhandlungen gibt, worauf ihm ein Eingeborener stolz entgegnet: „Nu, ja, Biecher ham wer ja wenich, aber dafor sind wir ne Kunststadt."

*

Eine will ein Zimmer mieten und fragt die Wirtin nach dem Bad. „Nu, freilich, e Badezimmer habch, da is es Eingemachte drinne." „Na, und wann kann man denn da baden?" „Einmal in der Woche, da wird se freigemacht." „Aber ich möchte doch jeden Tag baden." „Jeden Tag —? An Kokotten vermiete ich nich."

Unser Adolf

Adolf I. hält sich öfter in Berlin auf, um seine künftige Residenz näher kennen zu lernen. Sein Intimus, Herr Hauptmann Goering, schiebt neuerdings seine Falstaff-Figur durch die schmalen Tapetentüren von Theatergarderoben, um beliebten Schauspielerinnen zu erzählen, daß sein gar leutseliger Herr im Februar spätestens den Thron besteigen werde und daß ihm viel daran liege, schon jetzt mit den Prominenten unter seinen Untertanen in Fühlung zu kommen.

Neulich verlangte Majestät in der Pause, einem berühmten Schauspieler vorgestellt zu werden. Doch der Künstler, der nicht gut gelaunt war, lehnte das, obgleich er an diesem Abend Schiller spielte, mit einem unverkennbaren Goethezitat ab.

Herr Goering sah sehr unglücklich aus. Es ist kein Vergnügen, Hofmarschall zu sein.

*

Hitler hat sich als Kammer-Secretarius den Dichter Hanns Johst beigelegt. Der schreibt ihm seine Artikel, Proklamationen und Reden. Hitler selbst steuert nichts bei als den Schaum vor dem Munde.

Grauli

Schaukel-Redslob

Ich hab ein Schaukelfpferdchen.
Ich wünsche mir dazu
Ein kleines Schaukelhäuschen,
Eine Schaukelmukuh
Und viele Schaukelbäume.
Wie lustig wäre das.
Das gibt ein Schaukelwäldchen,
Das macht mir großen Spaß.
Brüderchens Schaukelstühlchen.
Großpapas Schaukelsitz
Und ein Schaukelwindmühlchen,
Ein Schaukel-Alter-Fritz.

Reichskunstwart Redslob

Hinweise der Redaktion

Mannheim.

Städtische Kunsthalle: Wie der Künstler die Kunst sieht.

Bücher

Henri Barbusse: Die Schutzflehenden. Rascher & Co., Zürich.
Georg Kaiser: Es ist genug. Transmare-Verlag, Berlin.
Heinz Pol: Patrioten. Agis-Verlag, Berlin.
Sergej Tretjakow: Feld-Herren. Malik-Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Hamburg 19.30: Station 3, Ernst Johannsen und H. G. Marek. — Mühlacker 20.25: Hans Reimann, Ferry Dietrich. — **Mittwoch.** Mühlacker 19.05: Ludwig Marcuse liest. — **Freitag.** Berlin 12.15: Ernst Blaß liest. — Breslau 15.30: Hermann Gaupp liest Alexander Graf Stenbock-Fermor. — **Sonnabend.** Langenberg 12.15: Der echte Radikalismus, Walther v. Hollander. — Berlin 16.00: Hans Siemsen spricht.

Antworten

Mopr-Verlag, Berlin. In den letzten Wochen hat man auf Grund der Notverordnungen eine ganze Anzahl proletarischer Bücher verboten. Über zwei dieser Maßnahmen, die den „Illustrierten Arbeiter-Kalender" und die Gedichtsammlung „Rote Signale" betreffen, wird hier noch zu sprechen sein. Sie geben, als Schutzwall gegen die Verseuchung der Proletarierwohnungen mit der billigen Schundliteratur, seit einiger Zeit kleine Heftchen mit Erzählungen aus der Arbeiterbewegung heraus. Die Polizeipräsidenten von Stuttgart und Chemnitz haben nun dieser Tage für ihren Bereich den Vertrieb des zweiten Heftchens mit einer Erzählung von Kobayashi „Der 15. März" verboten. Besonders grotesk ist die stuttgarter Begründung: „In der verherrlichenden Schilderung eines Vorfalls aus der Geschichte der illegalen kommunistischen Partei Japans, wird der ungesetzliche Kampf der japanischen Kommunisten als ein nachahmenswertes Beispiel gefeiert. Dadurch sollen auch die deutschen Leser und ‚Klassengenossen' zum Ungehorsam gegen Gesetze und rechtsgültige Verordnungen angereizt werden." Daß diese, übrigens ganz ruhig und unrevoluzzerisch vorgetragene, Erzählung darstellt, wie Verhaftete ungesetzlich in der Polizeiwache festgehalten und geprügelt werden, scheint eine Tatsache zu sein, deren Bekanntgabe von deutschen Polizeipräsidenten auf jeden Fall unterdrückt werden muß. Die internationale Solidarität der Polizeiämter auf der ganzen Erde funktioniert ausgezeichnet. Wie lächerlich das alles ist und wie wenig dies Verbot auch nur mit einem Schein von Recht zu umgeben ist, zeigt, daß die Skizze in Japan, also da, wo sie spielt, nicht verboten ist. Hoffentlich sind die Herren in andern Städten und Ländern einsichtiger und machen ihren Kollegen aus Stuttgart und Chemnitz diesen Unfug mit der Berufung auf die hier ganz und gar unangebrachte Notverordnung nicht nach.

Redakteur. Der Kollege Franz Höllering ist seines Postens als Chefredakteur der ‚B. Z. am Mittag' Knall und Fall enthoben worden. Das RWM. hat beim Verlag interveniert, weil ihm die große Aufmachung der Meldung über Hitlers Fliegerkorps unerwünscht war. Der Verlag hat hackenknallend nachgegeben. Die großen Blätter schweigen. Was sagen Sie dazu? Was sagt Ihre Organisation? Soll die Presse auf diesem Wege fascisiert, militarisiert werden? Will das RWM., das seine „Staatsverleumdung" nicht in die Notverordnung hat hineinbringen können, auf dem Weg über nachgiebige Zeitungsverlage sein Ziel erreichen? Periculum in mora.

Mediziner. Sie teilen uns zu den hier in Nummer 47 im Artikel „Spielzeug Mensch" von Walther Karsch charakterisierten Experimentiermethoden an physisch oder psychisch Schwerkranken und Säuglingen mit, daß diese Versuche in der Universitätsklinik für Nerven- und Gemütskranke zu Frankfurt am Main ausgeführt worden sind, und fügen hinzu: „Und jetzt finden wir frankfurter Ärzte auch erneut bestätigt, daß unser unüberwindliches Mißtrauen gegen diese Universitätsklinik berechtigt ist. Wir möchten unsre Kranken so gern gut untergebracht, gut behandelt und, wenn möglich, geheilt wissen, statt dessen werden sie als Versuchspersonen mit Schüssen erschreckt, damit daraus ein wissenschaftliches Geseiche entsteht. Solange wir irgend können, müssen wir daher bestrebt sein, unsre Kranken vor diesem Schießinstitut zu bewahren, trotz der Pracht des Neubaus und den ehrlichen Bemühungen des ärztlichen Direktors, der aber offensichtlich diese Schießereien zum Zwecke des Zusammenschreckens der Kranken erlaubt und wissenschaftlich gefördert hat. Dafür also geben sich Kliniken und wissenschaftliche Journale her." Diese wissenschaftlichen Journale, deren Wert gewiß nicht unterschätzt werden soll, geben sich noch zu ganz andern merkwürdigen Dingen her. In der ‚Medizi-

nischen Welt' vom 10. Oktober veröffentlicht zum Beispiel ein Ministerialrat Doktor Franz Hermann sogenannte „Acta Comica", das ist eine Zusammenstellung von Bittgesuchen Strafgefangener. Diese in ihrer Art gewiß manchmal recht eigentümlichen Dokumente sollten dem Herrn Ministerialrat eher Anlaß zum Nachdenken als zur Belächlung sein. Er nennt sie eine Fundgrube für den Psychologen und den Psychiater, was sie zweifellos auch sind. Aber der ernsthafte Wissenschaftler wird sicherlich andre Worte zur Kommentierung finden, als der, ach, so witzige Herr Ministerialrat, dessen ganze Weisheit sich zum Beispiel darin erschöpft, über einen Brief, der von Gatten- und Vaterpflichten, unschuldigen Kindern etcetera spricht, zu sagen, es läge nicht unmittelbar auf der Hand, daß der Schreiber dieser Zeilen grade wegen Blutschande mit der eignen Tochter verurteilt ist. Welche Phantasielosigkeit, das nur komisch zu nehmen! Selbst wenn diese Äußerungen fast alle ihren Ursprung in einer verständlichen Heuchelei haben, ist das doch noch kein Grund, diese meist recht unbeholfenen Gesuche den Lesern der ,Medizinischen Welt' zur „Unterhaltung", wie diese Sparte heißt, zu servieren. Nicht einmal vor aufreizenden Geschmacklosigkeiten schreckt der Spaßmacher zurück. Er spricht von den Mißverständnissen, die manchem Bittsteller unterlaufen. „Ein Glück, daß wenigstens der nachstehende Petent seinen Irrtum noch rechtzeitig bemerkt hat: ,In meiner gestrigen Eingabe ist mir ein Versehen unterlaufen. Es soll nicht heißen: Ich bitte um Destillierung, sondern: Ich bitte um Sterilisierung'." Sehr ulkig, nicht wahr, Herr Ministerialrat? Da will sich so ein armes Luder kastrieren lassen, sicher weil er es nicht mehr aushalten kann, und schreibt: er bittet um Destillierung. Über einen solchen Bildungsmangel muß man ja gradezu lachen. Die Tragödie des unscheinbaren Menschen wird Ihren Schlaf sicher nicht stören, Herr Ministerialrat, Sie machen lieber „Acta Comica" daraus.

Kunstfreund. Gestehen Sie, Sie waren lange nicht in einer Kunstausstellung. Nun, das liegt nicht nur an Ihnen. Aber augenblicklich sind Sie drauf und dran, etwas Seltenes und Schönes zu versäumen: die altamerikanische Ausstellung in der Akademie am Pariser Platz. Die Gräberfunde aus dem alten Peru und Mexiko haben eine ganz große Kunst zutage gefördert, herrlich geformte Keramiken, bemalt mit bunten Figuren, deren Sinn auch den Forschern kaum bekannt ist, die aber eine wundervolle Ornamentik abgeben; kühne Porträtköpfe, zierliche Goldarbeiten, Mosaiken aus bunten Vogelfedern — alles trotz seiner Fremdartigkeit so unmittelbar ansprechend, so reine Verkörperung höchsten handwerklichen Kunstsinns, so „modern", weil so überzeitlich, daß Sie eine große Freude haben und viel zulernen werden.

Neugieriger. Nein, Herr Groener hat auf den Offenen Brief in Nummer 49 nicht geantwortet. Gedulden Sie sich noch etwas.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Tabula rasa von Carl v. Ossietzky

Das Jahr 1931 war das Unglücksjahr des deutschen Bürgertums. Wenn seine Außenwerke schon vorher demoliert waren, so verkrachten in diesem Jahre seine Hauptstellungen. Hatte die Krise in ihren Anfängen nur Triebsand erfaßt, Spekulationsunternehmen umgeblasen oder Altgewordenem den Rest gegeben, so drang sie 1931 in die Zentren des Wirtschaftskörpers und warf um, was durch organisierte Macht oder durch altererbte Respektabilität auch im ärgsten Feuer gehärtet schien.

Mit diesen ökonomischen Grundlagen des Bürgertums sinkt auch der bürgerliche Geist. Der fragwürdig gewordene Besitzbürger, der wenigstens noch das Gesicht zu wahren versucht, wird als Ci-devant verspottet wie vor hundert Jahren ein entwurzelter Feudaler, der noch von der Zopfzeit schwärmte. Losgelöst von Besitz und Erbe und von der Möglichkeit neu zu erwerben, torkelt der bürgerliche Mensch herum, anarchisiert und proletarisiert, unfähig, seine besten traditionellen Eigenschaften an veränderten Zeitläuften zu erproben. Der bürgerliche Geist, der hundertfünfzig Jahre lang Deutschland beherrscht und einen großartigen Kulturstandard geschaffen hat, wenn auch keine eigne politische Form — dieser Geist wird jetzt plötzlich primitiv, reizlos, knotig. Es ist kein Wunder, wenn die Ganzradikalen, die Fascisten und Kommunisten ihr Urteil über die bürgerliche Gesellschaft von heute dahin zusammenfassen: Hier sieht man ihre Trümmer rauchen, der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen! Auf diesen Trümmerhaufen aber gedeiht eine ganz eigne Romantik. Dort haben die Propheten und Sibyllen Platz genommen und weissagen von der Auferstehung des Bürgertums.

Der Dichter Hans Grimm, der Verfasser des erfolgreichen Romans „Volk ohne Raum", hat kürzlich in Berlin einen Vortrag gehalten, der sich im Titel „Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit" eng an ältere romantische Vorbilder anlehnt, und den die ‚D.A.Z.' jetzt ihren Lesern zum Christfest schenkt. Hans Grimm sieht mit einigem Schrecken Fascismus und Kommunismus dem gleichen Effekt zustreben: der Zerstörung aller bürgerlichen Werte und der Errichtung eines Staates, der ausschließlich auf der Autorität eines parteibestallten Funktionärstum ruht. Und daß grade die ‚D.A.Z.' es für nötig hält, diesen Vortrag in acht langen Zeitungsspalten wiederzugeben, zeugt wohl auch davon, daß ihr Chefredakteur, der den deutschen Fascismus erst richtig hochgepäppelt hat, jetzt wenigstens seiner Hypertrophie mit einer Injektion lauwarmer Milch entgegenwirken möchte.

Hans Grimm ist ein sauberer Schriftsteller ohne Macht der Imagination oder des Wortes. Er wird einen Gegner immer von seiner Lauterkeit überzeugen, niemals von seinem Intellekt. Er hat eine Lehrzeit in Afrika hinter sich und

wohnt heute in einem schönen alten Klosterhaus an der Weser, das er sich erschrieben hat. Ein tüchtiger Mann; dieses Wort, das ihn ehrt, zeichnet auch seine Grenzen. Grimm spinnt nicht einen originalen Gedankenfaden, und was er vom Bürgertum zu retten sucht, das ist nicht der Geist, sondern der höchst sterbliche Habitus und die zeitbedingten Vorurteile.

Grimm predigt das besondere „Herrentum" des deutschen Volkes. Deutschland ist „adlig", ist auserlesen zu erhabenem geschichtlichen Beruf. Die Verheißung Fichtes oder die der ekstatischen alten Juden vom Jordan, wenn man will. Den Sozialismus verachtet Grimm als asiatisches Sklavenideal: „Der Paria will den Sozialismus vom Sklaven aus, es ist seine Art: Weil er sich schwach fühlt, möchte er, daß Schwäche Recht wird vor Kraft, mit der Folge des allgemeinen Elends und der allgemeinen Verlumpung."

Hans Grimm will demgegenüber den Individualismus, aber nicht als Willkür, sondern als „Recht des jeweils Besten". Als ob jemals ein System, ob individualistisch oder kollektivistisch auf die Steigerung der Leistung verzichtet hätte! Verlangen denn nicht auch die alten Demokratien von ihren Männern das Äußerste? Und sucht nicht das kommunistische Rußland bei der Durchführung seines Industrieplans jeden Betrieb, jeden Arbeiter zur höchsten Einzeltat anzuspornen? Proletarier ist für Hans Grimm, wer „die Armut aller will, um den eignen Lebensbankrott zu rechtfertigen." Hier redet aus dem Seher vernehmlich und recht pharisäisch der erfolgreiche Bürger, der Mann, der mit einem schönen Wohnhaus sein eignes Raumproblem zufriedenstellend gelöst hat. Wie liberalistisch-manchesterlich ist es doch, Hans Grimm, das soziale Schicksal leugnen zu wollen und alles auf die Tüchtigkeit oder das Versagen des Einzelnen zu wälzen! Wie ungeheuerlich ist es, das Individuum allein gegen die anonymen Gewalten der Wirtschaft zu stellen und den, der besiegt wird, Paria zu schelten!

Es ist keine Entschuldigung, daß dieses ganze Vokabular nicht von Hans Grimm selbst stammt, sondern in seiner letzten Anwendung von Moeller van den Bruck, der es von Houston Stewart Chamberlain übernommen hat, dieser wieder von dem alten Bayreuther Kreis und dieser wieder von dem Sohn des Färbers Simon Gobineau. Diese Entwicklungsreihe zeigt zugleich in tragischer Weise die Etappen der innern Verarmung des deutschen Bürgertums an, wie kümmerlich und sektiererisch das geworden ist, was bei Nietzsche berauschendes Wort, bei Wagner betörende Musik war. Die Kontrabässe und Oboen sind verstummt, aus dem leeren Orchester von Bayreuth redet ein matter Epigone, gelegentlich von einem gespenstischen Paukenschlag interpungiert. Der Parsifal von heute wohnt im Braunen Haus.

Auch für Hans Grimm ist der Nationalsozialismus „die erste und bisher einzige echte demokratische Bewegung des deutschen Volkes". Nationalsozialismus bedeutet ihm nicht Gleichheit sondern „Gemäßheit", und das heißt, „sich zur

Führerschaft der jeweils Besten zu bekennen", wodurch „ganze Deutschheit" dargetan wird. Aber auch Grimm sieht erschreckt, wie der Nationalsozialismus taktische Konzessionen an die breite Masse macht, wie er das Bürgertum kaum noch zur Verschrottung gut genug hält, wie er die herkömmlichen Begriffe vom Eigentum als überlebt abtut. „Über das Eigentum führt der Weg zur Herrengesinnung", doziert Grimm; er sträubt sich dagegen, daß man das Kind mit dem Bade, den Kapitalismus mit den Juden in die Senkgrube schüttet. Marxistische Fälscherstücke dringen in die reine Lehre ein, Bürgertum wird mit Bourgeoisie zusammengeworfen, der „Gegensatz vom nationalen Haben im bürgerlichen und vom internationalen Haben im Börsensinne mit erfolgreichem Fleiße verwischt." Angesichts dieser grausigen Vorstellung reckt sich Grimm zur ganzen Größe eines noch halbwegs intakten Konteninhabers auf und ruft aus: „In eurem neuen Gemeinschaftsgefühle steckt eine ungeheure Gefahr, daß ihr auf einem nur umständlicheren andern Wege dem asiatischen Pariaideale selbst zuschreitet." So endet der stolze nationale Bauchschwung. Einer der ersten und wirksamsten Künder des deutschen Nachkriegsnationalismus klappt zusammen, weil die von ihm mitgenährte Bewegung in der Agitation auf ein paar sozialrevolutionäre Grolltöne nicht verzichten mag. Weil überhaupt keine Bewegung, die heute wirken will, an der leiblichen Not der alten oder neuen Proletarier vorübergehen kann. Auch ein „adliges Volk" im Sinne Hans Grimms möchte sich gelegentlich sattessen.

Es ist indessen nicht der Zweck dieser Zeilen, gegen Hans Grimm zu polemisieren sondern ihn zu beruhigen. Hitler ist und bleibt der Condottiere des Industriekapitals. Nichts konnte bisher den Verdacht stärken, Hitler und seine Granden wollten im Grunde dasselbe wie die Roten. Das Gräßlichste an Hans Grimms herzlich magern Vision vom Dritten Reich ist doch eben, daß es ziemlich so kommen wird, wenn Hitler wirklich das Regiment ergreifen sollte. Da auch dieser säkulare Komödiant kein Zauberer ist und nicht mehr Nahrung geben kann als vorhanden ist, so wird er eben statt Brot mit Phrasen und Spielen aufwarten müssen. Diese Spiele werden vielleicht blutig sein, aber sie werden immer nur die Unfähigkeit verdecken müssen, daß sich im Grunde nichts geändert hat, nicht wandeln wird. Wir gehen ganz sicher, daß der deutsche Fascismus das Eigentum so energisch schützen wird, wie es Hans Grimm verlangt, vorausgesetzt, daß bis dahin unter dem schrumpfenden Hauch der Krise die Reste nicht mikroskopisches Format angenommen haben werden. Hans Grimms Sorgen sind ganz überflüssig, seine Nerven sind seinem hohen Apostolat nicht gewachsen, seine Verstandeskräfte nicht dem Augurengrinsen der Eingeweihten, wenn das Wort Sozialismus fällt. Es ist überhaupt etwas merkwürdig bestellt um diese Literaturbarden des Nationalsozialismus. Ihnen allen schwebt, vielleicht unbewußt, Gabriele d'Annunzio vor, wie er seine berühmten Verheißungen an Italien richtete und damit sein Volk in den Höllenkessel am Isonzo riß. Wenn Hans Grimm die Na-

tion zur Tat aufruft und ihr adliges Vorrecht proklamiert, wird der solchermaßen nobilisierte Bürger nicht gleich wie der Römer zum Schwert greifen, sondern zunächst einmal sein Dienstmädchen anschnauzen, um sein Herrentum zu bestätigen. Die Wirkung ist also nicht so groß wie die d'Annunzios, dafür aber weit harmloser. Aber auf die Größe kommt es Herrn Grimm doch an.

Illusionen über Hitler von K. L. Gerstorff

Die Frage der Regierungsbeteiligung der Nationalsozialisten steht in diesen Wochen nicht unmittelbar auf der Tagesordnung. In manchen Kreisen wird direkt bedauert, daß es bisher noch zu keiner Koalition Brüning-Hitler gekommen ist. Und man argumentiert so: Hitler ist nur in der Opposition eine ständig steigende Macht geworden. Die Millionen der nationalsozialistischen Wähler haben mit der Abgabe ihres Stimmzettels nicht ihr Einverständnis mit dem nationalsozialistischen Programm demonstrieren wollen sondern lediglich ihre Opposition gegen die heutigen Zustände. Der Eintritt der Nationalsozialisten in die Regierung würde an der katastrophalen wirtschaftlichen Situation nichts ändern, die Nationalsozialisten würden also schnell abwirtschaften, und grade durch ihren Eintritt in die Regierung würden sie diese von dem unerträglichen Druck befreien, den sie heute in der Opposition ausüben.

Diese These von der „Abwirtschaftung" der Nationalsozialisten ist weit verbreitet, auch bis tief in die Arbeitermassen spielt sie eine Rolle.

Sie kann jedoch nicht scharf genug bekämpft werden. Denn sie hat zur Folge, daß die Arbeiterschaft, die heute der einzige antifascistische Block ist, zu leicht passiven Strömungen nachgibt und den Kampf gegen den Fascismus auf die Zeit nach der Machtergreifung vertagt, auf die Zeit, wo die Nazis in der Regierung „abwirtschaften". Sicherlich ist es dann aber bereits zu spät. Der Fascismus wird die Krise nicht liquidieren. Denn da sie der deutlichste Ausdruck für die Widersprüche des kapitalistischen Systems ist und die Fascisten ausführendes Organ des kapitalistischen Systems, so können sie an den entscheidenden Ursachreihen der Krise nichts ändern.

Daß dies so ist, sagt Mussolini mit aller Deutlichkeit. Als die Nationalsozialisten in Deutschland den Mittelschichten erzählten, wenn sie ans Ruder kämen und Deutschland von den Younglasten befreit wäre, dann würde die Krise liquidiert werden und allen würde es besser gehen, da hielt Mussolini eine Rede, in der er erklärte, man dürfe doch dem Fascismus nicht die Schuld an der italienischen Krise in die Schuhe schieben, denn von der Krise würden ja auch Staaten wie England und Amerika betroffen, die bisher nicht fascistisch regiert würden. Aber Mussolini erklärte noch mehr. Er sagte weiter, Italien würde viel schneller als andre kapitalistische Länder

aus der Krise herauskommen, weil die italienischen Arbeiter gewohnt seien, sich nur einmal am Tage satt zu essen. Mussolinis Programm ist Hitlers Programm. Der Fascismus wird den Lohnraub in verschärftestem Umfange durchführen, um so die Atempause für das Monopolkapital zu verlängern. Die Millionenmassen der Bauern, der Handwerker und der Kleinhändler, der Angestellten und Beamten, also die Millionenmassen der Mittelschichten, werden zu spüren bekommen, daß es ihnen im fascistischen Monopolkapitalismus noch schlechter geht als in dem, der noch auf eine Regierungsform mit demokratischen Klammern Wert legt. Aber damit hat sich der Fascismus nicht abgewirtschaftet; wer das behauptet, hat noch immer nicht begriffen, daß der Fascismus keine selbständige Bewegung, sondern der Degen des Monopolkapitals ist. Und grade weil die Nationalsozialisten mit dem Regierungseintritt die breiten Massen der Mittelschichten enttäuschen werden und enttäuschen müssen, grade darum werden sie aus der Regierung nicht mehr herausgehen. Legal eintreten kann Hitler in die Regierung, legal herausgehen kann er nicht. Die Antwort des Fascismus auf die Enttäuschung der Mittelschichten wird eine immer brutalere Verstärkung des Terrors sein.

Geht der Fascismus nicht nur legal in die Regierung, sondern bliebe er auch in der Regierung legal, was wäre die Folge? Was wäre die Folge vor allem, wenn die großen Arbeiterorganisationen dann noch intakt wären? Sämtliche Wahlresultate haben gezeigt, daß den Nazis der Einbruch in die „marxistische" Front nicht geglückt ist. Vierzig Prozent der Wähler blieben den Arbeiterparteien treu. Vor allem ist den Fascisten der Einbruch in die Betriebsarbeiterfront nicht geglückt. Bei den Betriebsrätewahlen bekamen die Nazis nur etwa 0,5 Prozent der Mandate, also eine ganz verschwindende Minorität. Dem deutschen Nationalsozialismus ist die soziologische Aufgabe zugewiesen, die verarmten Mittelschichten vom gemeinsamen Kampf mit der Arbeiterschaft gegen das Monopolkapital abzuhalten. Sie haben in der Opposition diese Aufgabe gelöst. Wenn nun aber während einer Koalitionsregierung mit den Nazis die Angestellten weiter abgebaut werden, die Bauern weiter verarmen und die Zwangsvollstreckungen zunehmen, wenn die städtischen Mittelschichten proletarisiert werden, und wenn in dieser Situation die Arbeiterorganisationen noch da sind, dann wird das Lager der Arbeiterschaft nicht mehr nur die vierzig Prozent der Arbeiterwähler umfassen, dann werden die Millionen der Mittelschichten, von den Nazis enttäuscht, zu ihnen stoßen, dann werden Proletariat und Mittelschichten — und das sind zusammen mehr als neunzig Prozent — gegen das Monopolkapital stehen. Der Sieg der Linken würde unvermeidlich sein. Grade weil die Nazis ökonomisch abwirtschaften werden, abwirtschaften müssen, dürfen sie für das Monopolkapital nicht politisch abwirtschaften, grade weil sie dann ihren Masseneinfluß nicht behalten werden, nicht behalten können, denn die Millionen der Mittelschichten werden ihnen weglaufen, — grade darum dürfen keine gegnerischen Organisationen vorhanden sein, die diese Millionen auffangen. Grade weil der Nationalsozialis-

mus der Degen des Monopolkapitals ist, muß sein Terror nach der Machtergreifung stärker werden, muß er dahin tendieren, die gesamten gegnerischen Organisationen, die gesamten Arbeiterorganisationen zu zerschlagen. Und es muß ausdrücklich betont werden, daß der Terror dann weit grauenvoller sein wird als in Italien.

Aus zwei Reihen von Gründen. Wann entwickelte sich der Fascismus in Italien? Es sind jetzt neun Jahre seit dem Marsch auf Rom vergangen. Der Fascismus siegte in Italien zu einer Zeit, als der Weltkapitalismus einen gewissen Aufschwung nahm. Überall nahm die Produktion zu, die weltwirtschaftlichen Beziehungen verstärkten sich, die Zahl der beschäftigten Arbeiter wuchs, die Löhne stiegen, und wenn auch niemals mehr das Aufstiegstempo der Vorkriegszeit erreicht wurde, so war doch ein zwar etwas gebremster Aufstieg nicht zu verkennen. In Italien schrieb sich damals der Fascismus diesen Aufstieg zu. Er hatte damit seinen Anhängern etwas zu bieten. Und die mittelständischen Massen, die sich hinter den Fascismus gestellt hatten, wurden somit nach der Machtübernahme nicht gleich enttäuscht. Im deutschen Kapitalismus liegt dies im entscheidenden Punkte anders. Die Nationalsozialisten drängen zur Macht in einer Zeit, wo der Weltkapitalismus im Niedergang ist, wo der deutsche Kapitalismus im besonders schnellen Tempo niedergeht. Das neueste Heft der Institutes für Konjunkturforschung zeigt wieder einmal, wie tief die Krise in Deutschland ist. Es zeigt, daß die deutsche Produktion nicht mehr höher ist als um die Jahrhundertwende, daß der Lohnabbau bereits vor der Notverordnung vierzig Prozent erreicht hatte, nach der Notverordnung also bald fünfzig, daß der Preisfall ungefähr doppelt so stark ist wie jemals in einer Krise der letzten sechzig Jahre, und daß in irgendeiner absehbaren Zeit kein Umschwung zu erwarten ist, denn nicht irgendeine solidarische Handlung war die Antwort der kapitalistischen Staaten auf die immer schärfere Zuspitzung der Situation, sondern erhöhte Schutzzölle — besonders nach dem Wahlsieg der Tories in England —, Forcierung der Ausfuhr, Drosselung der Einfuhr, weitere Deroutierung der Weltwirtschaft, so daß der Weltaußenhandel bereits unter dem Friedensniveau liegt. Der Kapitalverkehr der kapitalistischen Länder untereinander ist immer weiter zurückgegangen, und im dritten Viertel dieses Jahres sind von den entscheidenden Auslandsmächten ausländische Anleihen nur noch in einer monatlichen Höhe von nicht einmal hundert Millionen ausgegeben worden. Im Weltkapitalismus zeigt sich kein ökonomischer Silberstreifen, im deutschen Kapitalismus noch weniger; nicht nur die Krise, auch ihr Tempo nimmt zu.

Wenn in diesem Zeitpunkt die Nationalsozialisten in die Regierung gehen, so finden sie eine völlig andre Situation vor als seinerzeit die italienischen Fascisten. Sie müssen die Millionenmassen ihrer Mitläufer weit stärker, weit schneller enttäuschen als die italienischen Fascisten, und sie werden lediglich die zehn Tausende halten können, denen sie Stellungen verschaffen, und die Zweihunderttausend ihrer Söldnerarmee.

Die Millionenmassen dagegen werden ihnen außerordentlich schnell davonlaufen. Schon damit verschärft sich die Situation gegenüber der italienischen ganz außerordentlich.

Dazu kommt noch eine zweite Faktorenreihe: die Verschiedenartigkeit der Berufszusammensetzung in Italien und in Deutschland. In Italien fast sechzig Prozent landwirtschaftlich tätige Bevölkerung und dazu vier Millionen Arbeiter. Nachdem der Fascismus gesiegt hatte und den Mittelschichten einiges bieten konnte, nachdem ein großer Teil der italienischen Landwirtschaft nicht sehr stark in den kapitalistischen Nexus einbezogen war, brauchte sein Terror gegen die Arbeiterorganisationen, der schon grausam genug war, ein gewisses Maß nicht zu überschreiten. Im deutschen Kapitalismus aber umfaßt die Landwirtschaft nicht wie in Italien drei, sondern nur ein reichliches Fünftel der Gesamtbevölkerung, die Arbeiterschaft nicht vier, sondern fünfzehn Millionen: eine Arbeiterschaft, die etwa die Hälfte der Bevölkerung ausmacht, eine Arbeiterschaft, die die bestorganisierte Europas ist, eine Arbeiterschaft, deren Gewerkschaften und politische Organisationen eine Tradition von Generationen haben. In Deutschland steht also die Klassenschichtung auf des Messers Schneide. Wenn der Fascismus den Kampf zur Zerschlagung der Arbeiterorganisationen aufnimmt, dann wird der Terror unendlich blutiger sein als in Italien, weil er diesen Kampf zu einer ungünstigeren Stunde beginnt und einen Gegner zu zerschlagen hat, der ungleich stärker ist als seinerzeit die italienische Arbeiterschaft.

Um den Kampf gegen den Fascismus kommt die Arbeiterschaft nicht herum; denn Fascismus, das ist ja nur der vorgeschobene Posten des Monopolkapitals, der die politischen Voraussetzungen dafür zu schaffen hat, den Ausweg aus dieser schrecklichsten Krise noch einmal monopolkapitalistisch zu organisieren. Nicht einmal der ‚Vorwärts' nimmt an, daß sich die neue Notverordnung in einer Abschwächung des Krisentempos auswirken wird. Denn wenn auch die Gewerkschaften sich weiter mit dem Preiskommissar Goerdeler zusammensetzen werden, so genügt dies nicht, um die Preise der landwirtschaftlichen Produkte zu senken. Sie spielen beim Arbeiterhaushalt heute eine entscheidende Rolle. Je geringer mit jedem neuen Lohnabbau das Einkommen des Arbeiters ist, um so größer wird der Prozentsatz dessen, was er für Lebensmittel ausgibt. An eine Senkung der Lebensmittelpreise aber ist überhaupt nicht zu denken. Es war durchaus charakteristisch, daß die drei Vertreter der Landwirtschaft im Wirtschaftsbeirat diesen nicht darum vorzeitig verließen, weil Brüning ihnen einen Abbau der Zölle und damit einen Abbau der landwirtschaftlichen Preise zumutete sondern weil er nicht in ein Moratorium für sämtliche Schulden der Junker einwilligen wollte. Wenn aber die Preise der landwirtschaftlichen Produkte nicht gesenkt werden, dann bedeutet dies, daß der neue Lohnabbau zum größten Teil ein Abbau nicht nur der Nominallöhne sondern sogar der Reallöhne ist, daß er eine weitere Zusammenschrumpfung des Binnenmarktes bewirkt. Bei dem enormen Produktionsrückgang in Deutsch-

land, der weit größer ist als in England und Frankreich, ja sogar größer als in den Vereinigten Staaten, war bisher festzustellen, daß der Rückgang in den Produktionsindustrien, so in der Schwerindustrie, in Eisen und Stahl, weit stärker war als in den Konsumindustrien. Wenn durch den neuen Lohnabbau die Kaufkraft der breiten Massen noch weiter zurückgehen wird, dann wird sich auch der Absatz der Konsumindustrien stark verringern. Ein Ausgleich aber ist nicht da, weil bei der ungeheuren Überkapazität der Produktion, die nicht einmal in der Konjunktur die Maschinen voll ausnutzen konnte, bei der absoluten Unsicherheit des deutschen Kapitalismus im Weltkapitalismus niemand mehr größere Investitionen zu unternehmen wagt. Brüning bezeichnete die Vierte Notverordnung als die letzte, er sprach dann weiter davon, daß der Lohn nun nicht noch weiter gesenkt werden dürfte. Im Rahmen des kapitalistischen Systems überhaupt wird diese Vierte Notverordnung sicher nicht die letzte sein, wohl aber solange es noch parlamentarisch-demokratische Reste besitzt. Eine neue Notverordnung würde das System sprengen. Das Monopolkapital weiß das, aber in die Arbeitermassen ist diese Erkenntnis noch wenig eingedrungen. Zwar steht im ‚Vorwärts', daß das Frühjahr den endgültigen Kampf gegen den Fascismus bringen müsse, und im Aufruf des ADGB zur Notverordnung wird erklärt, daß sich die Arbeiterschaft zur Führung aktiver Kämpfe bereit halten müsse, die ab April 1932 einsetzen könnten, weil dann der Schlichter Schiedssprüche nicht mehr für verbindlich erklären würde. Aber während man für das Frühjahr Aktivität proklamiert, während die SPD und der ADGB heute in Versammlungen Aktivität gegen den Fascismus proklamieren, stärkt man ihn gleichzeitig durch Tolerierung der neuen Notverordnung.

Man muß in immer breitere Arbeiterkreise die Erkenntnis tragen, daß sie dem Kampf mit dem Fascismus nicht aus dem Wege gehen können. Immer weitere Kreise müssen mit dem Gedanken erfüllt werden, daß die Abwehr gegen den drohenden Fascismus vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten vorbereitet werden muß. Sind die Fascisten einmal an der Macht, haben sie erst einmal den Vorsprung gewonnen, so wird die Arbeiterschaft den Kampf nur mit viel schwerern Opfern führen können, so wird der Fascismus sich durch ein Blutmeer an der Macht zu halten suchen, so wird die Entwicklung leicht für einen längern Zeitraum verschüttet werden können. Der Weltkapitalismus ist im Abstieg, der deutsche Kapitalismus ist zur Zeit sein schwächstes Glied, die Weltgeschichte wird ihr Zentrum in nächster Zeit in Deutschland haben. Von der Entwicklung bei uns wird es abhängen, ob in der ganzen Welt der Fascismus siegen und ob damit in der ganzen Welt die finsterste Reaktion herrschen wird, oder ob die Ketten des Kapitalismus an ihrem entscheidenden Glied durchbrochen werden. Bisher marschierte der Fascismus noch schneller als die Sammlung der Linken. Die Arbeiterschaft muß dafür sorgen, daß die drohende Machtergreifung des Fascismus verhindert wird.

Generale und Demokratie von Felix Stössinger

Erinnerungen an den Krieg gehören zu den Dingen, von denen niemand mehr in Deutschland etwas wissen will. In andern Ländern spielen sie noch immer eine große Rolle, besonders in Frankreich. Das kommt nicht daher, daß sich die französischen Leser bei der Lektüre an ihren Siegen sonnen wollen, sondern von dem eminent historischen Interesse der Nation. Die Stellung, die der Tradition im Aufbau der Kultur eingeräumt wird, hat naturgemäß eine besondere Rangstellung der Geschichte zur Folge, und damit auch der Literatur von Erinnerungen, Briefen und Gesprächen. Für ein Volk, das geschichtlich denkt, bleibt die Geschichte ein Lehrmeister der Politik und des gesellschaftlichen Handelns. Das gilt nicht nur für die Kontinuität der Außenpolitik und ihre allmähliche Entwicklung, durch die sie niemals von der Vergangenheit völlig abgeschnitten wird; das gilt vielmehr noch für die innere Auseinandersetzung der Demokratie. In Frankreich schließt der politische Kampf nicht mehr Machtfragen zwischen Militär und Zivil ein. Die Grenzlinie zwischen beiden Gewalten ist längst gezogen, und war selbst im Weltkrieg unüberschreitbar. Daß dabei die Verteidigungskraft des Volkes nicht gelitten, daß die Zivilkraft sie vielmehr gewaltig gestärkt hat, bedarf keiner Versicherung mehr. Das Heer braucht sich daher auch nicht in Frankreich gegen die Kritik der Linken zu verteidigen, weil nicht nur die Linke, sondern das ganze Land, ohne Unterschied der Parteien, eine Kritik und Analyse der Heeresverhältnisse als unveräußerliches Recht eines jeden Bürgers betrachtet. Der Bürger in Uniform, mag er durch die einjährige Armeepflicht oder durch Beruf und Tradition Soldat sein, fügt sich als Demokrat jeder Kritik der parlamentarischen Kontrolle. Noch heute beschäftigen sich die Erinnerungen aus der Kriegszeit mit einzelnen Fällen, in denen Generale die Grenzlinie zwischen Militär und Zivil respektierten oder aber zu überschreiten versuchten. Die Generäle betrachteten den regierenden Ausschuß des Parlaments als ihre vorgesetzte Stelle, von der sie jeden Befehl entgegenzunehmen hatten. Wie in Amerika Wilson, in England Lloyd George, so hielt in Frankreich Clemenceau die Prärogative der Demokratie über der Generalität mit eiserner Kraft fest. Jeden Versuch der Generäle, der siegreichen Generale, sich in die Politik zu mischen, schlug er nieder.

Auch in Frankreich hatten einige Generäle Lust, Politik auf eigne Faust zu machen. Sie sind daran gründlich gehindert worden. Wie in der Strategie, war auch in der Demokratie Joffre stark durch Passivität; Foch durch Aktivität. Joffre lehnte jeden Versuch, ihn in die Politik hineinzuziehen, ab. Foch war der Versuchung nicht gewachsen und benutzte seine Stellung, um militärische Ansichten, die aber unzweifelhaft ins politische Gebiet übergriffen, durchzudrücken. Als er sich in die Friedensverhandlungen mischte, mußte er sich Zurückweisungen gefallen lassen, die demütigend waren. Weil Joffre grade die Versuchungen, die an ihn herantraten, politischen Einfluß zu nehmen, ablehnte, genießt er heute beim französischen Volk eine Verehrung, durch die die Anerkennung

noch gehoben wird, die man ihm als dem eigentlichen Sieger der ersten Marneschlacht zollt, während das Bild von Foch durch die Streitigkeiten mit Clemenceau und dem Obersten Rat von manchen polemischen Auseinandersetzungen beschattet wird.

Erst jetzt ist bekannt geworden, wie stark der Druck gewisser Kreise während der Friedensverhandlungen war, auch Joffre für eine Beeinflussung des Obersten Rats und der Friedensbedingungen zu gewinnen. Der Divisionsgeneral und bekannte Militärschriftsteller Mordacq (übrigens ein ungetaufter Jude, dessen Name die französische Form von Mordechei ist) erzählt in seinen Erinnerungen an Joffre, die jetzt in der ‚Revue de Paris' fortlaufend erscheinen, wie viele Versuchungen an Joffre herantraten, sich den Beschlüssen des Rats der Vier zu widersetzen. Aber Joffre hatte allen Versuchern „avec son bon sens habituel et son esprit discipliné" schlicht geantwortet, bevor er Marschall geworden sei, sei er Soldat gewesen, und infolgedessen würde er seine Meinung nur abgeben, wenn der Ministerpräsident ihn danach fragte. Es ist Sache der Generale, fügt er hinzu, die militärischen Operationen zu leiten, aber es obliegt den Regierungen und den Diplomaten, über die Friedensverträge zu verhandeln.

Die revolutionäre Demokratie verbietet den Generälen, einen Krieg zu verlieren, aber sie gestattet dem Sieger nicht, in die Politik einzugreifen. Auf dieser ideologischen Grundlage fanden die Auseinandersetzungen zwischen Clemenceau und Foch statt, die mit der Demission des Marschalls hätten endigen müssen, wenn nicht auch er die Subordination des ersten Soldaten von Frankreich unter den Präsidenten des Ministerrates anerkannt hätte. In diesen scharfen Auseinandersetzungen hat niemand Fochs Haltung Clemenceau gegenüber in Schutz zu nehmen gewagt. Niemand hat dem siegreichen Marschall das Recht eingeräumt, sich auf Grund seiner militärischen Autorität eine politische anzumaßen. Neben Clemenceau haben sich Wilson und Lloyd George nicht geniert, gegen Foch Stellung zu nehmen. Auch für sie, Repräsentanten einer parlamentarischen Demokratie, war die Einmischung eines Generals in die Politik, sein Versuch, privaten politischen Meinungen durch seine militärische Stellung Gewicht zu verleihen, indiskutabel.

Die erste Differenz zwischen Foch und der zivilen Gewalt ergab sich, als der Marschall der ‚Daily Mail' ein Interview überließ, in dem er sich gegen die Absichten der Alliierten wendete, die er von seinem militärischen Standpunkt aus ungenügend fand. Kaum hatte Clemenceau von diesem Interview erfahren, als er es sofort durch die Zensur verbieten ließ. Die Zensur war also ein Organ der französischen Demokratie aber nicht des Militärs. Wilson und Lloyd George machten Clemenceau, wie dieser in seinem Buch „Größe und Tragik eines Siegs" mitteilt, heftige Vorwürfe, daß seine Duldsamkeit dem Marschall die Möglichkeit gäbe, sich widerrechtlich in die Geschäfte der Zivilgewalt einzumischen. Clemenceau verlangte von Foch eine Aufklärung, die dieser gab, wobei er

offenbar wie ein auf einem Fehler Ertappter, um sich zu rechtfertigen, nicht ganz bei der Wahrheit blieb. Um die Situation nicht zu verschärfen, verzichtete Clemenceau auf eine Klarstellung, nicht ohne zu bemerken, „daß in England eine derartige Verfehlung streng bestraft worden wäre". (Im gleichen Buch, S. 91.)

Nachdem es schon in den letzten Kriegsmonaten zu Reibungen zwischen Clemenceau und Foch gekommen war, folgte während der Friedensverhandlungen ein Zwischenfall, der fast zu einem militärischen Verfahren gegen Foch und zu seiner Absetzung geführt hätte. Im April 1919 erhielt der Marschall den Auftrag, die Einladung der deutschen Delegierten nach Versailles auf die vorgesehene militärische Weise zu veranlassen. Foch hat diesen Auftrag nicht ausgeführt, obwohl es ein Befehl war, da auch der Marschall von Frankreich dem Kriegsminister untersteht. Das war die offene Sabotage eines Befehls und zugleich ein Versuch, gegen die Politik des Obersten Rates zu protestieren. Foch wurde im Ganzen zweimal zu den Sitzungen der Regierungen zugezogen, um als Sachverständiger sein Urteil über den Vertragsentwurf abzugeben. Wie man weiß, war es ein Privatvergnügen Fochs, vom Friedensvertrag die verhüllte Loslösung des Rheinlands von Deutschland zu fordern. Man hörte Foch, wie Tardieu in seinem Buch „La Paix" berichtet, an, lehnte aber einmütig seine Einwände ab. Niemand war ein schärferer Gegner einer Annexion deutschen Gebietes durch Frankreich als der Jakobiner Clemenceau. Da wagte es Foch nun, diese Ablehnung mit einer lässigen Erledigung des Befehls vom Obersten Rat zu beantworten. Er führte den Auftrag zunächst nicht durch. Niemand hatte Bedenken, die Entrüstung der Friedenskonferenz demselben Manne zum Ausdruck zu bringen, den man als den strategischen Sieger des Weltkriegs gleichzeitig feierte. Wilson erklärte: „Ich werde das amerikanische Heer keinem General weiter anvertrauen, der seiner Regierung nicht gehorcht". Die Stunde der Unruhe ob dieses Verhaltens nennt Clemenceau „fürchterlich". Alle wußten, was auf dem Spiele stand: der Vorrang der zivilen Gewalt vor der militärischen. Man durfte in diesem Augenblick keinen Zoll nachgeben, ohne die Demokratie selbst zu gefährden. Das Verhalten des Marschalls wurde, obwohl es nur einen formalen Verstoß darstellte, als Versuch eines „militärischen Aufstands" behandelt. Clemenceau traf nunmehr alle Maßnahmen, um zu zeigen, daß auch für den Marschall von Frankreich das Gesetz militärischer Disziplin besteht. Die zivilen Vorgesetzten Fochs waren ehemalige Journalisten, ein wallisischer Winkeladvokat und ein Philosophieprofessor. Um ihren Befehlen Genüge zu tun, ließ man zunächst einige Tage der Beruhigung eintreten, die, man höre nur, „der Reue bestimmt sein sollten". Hierauf wurde im Fall einer notwendig werdenden Absetzung beschlossen, Marschall Pétain als Nachfolger Fochs bereit zu halten. Dann ließ sich Clemenceau von den andern Mitgliedern des Obersten Rates ermächtigen, Foch auf seinem Posten zu behalten, wenn er, dies sollte die Sühne für seine Eigenmächtigkeit sein, „auf Ehrenwort verspräche, derartige Handlungen fortan zu unter-

lassen". Foch ging diese Verpflichtung ein, deren Versagung seinen Sturz zur Folge gehabt hätte.

Die Eifersucht, mit der die Träger des demokratischen Prinzips auch einem General gegenüber auftraten, dem die Welt den Ruhm des Siegers im Weltkrieg offiziell einräumte, fand ihre Grenzen beim Recht des Marschalls innerhalb seiner Befugnisse, seine Entscheidungen zu treffen, auch im Gegensatz zu den Wünschen des Zivils. Es bleibt das historische Verdienst Fochs, für das ihm Deutschland Dank schuldet, daß er gegen die Ansprüche der amerikanischen Generäle und auch des Obersten Edward Mandell House, des Vertreters von Wilson in Europa, eine Weiterführung des Krieges gegen Deutschland im Augenblick unsres militärischen Zusammenbruchs ablehnte. Den Amerikanern gegenüber, die zum Siegen zu spät gekommen waren und deshalb in Berlin einziehen wollten, verwehrte Foch mit eiserner Energie jeden weitern Blutstropfen mit dem Wort: „Ich führe nicht Krieg um des Krieges willen". Bedenkt man, daß eine alliierte Offensive für den 14. November vorbereitet war, die der deutschen Armee in einem Cannae einen Blutverlust bereitet hätte, bei dessen Vorstellung uns noch nachträglich schaudert, dann haben wir wohl allen Anlaß zur Feststellung, daß Foch, wie er es auch in seiner Schrift über Napoleon und in seinen Kriegserinnerungen (deutsch bei Köhler, Leipzig) verkündet, das Recht des Besiegten auf Leben höher stellt als den Triumph eines nicht mehr nötigen Sieges. Auch bei den Waffenstillstandsverhandlungen wehrte Foch politische Übergriffe ab, wie er sie in den Seekriegs-Waffenstillstandsbedingungen „gewisser Verbündeter" fand. Er verhinderte, daß England durch übertriebene Flottenforderungen Deutschland die Annahme des Waffenstillstands unmöglich machte.

Im übrigen hatten die Auseinandersetzungen zwischen Clemenceau und Foch nicht immer die formale Ruhe, wie sie in der nachträglichen Retouche der Memoiren erscheinen. Clemenceau hat den Marschall, wenn es notwendig war, angefahren wie ein berliner Bureauvorsteher einen neuen Stift. Als General Weygand einmal ohne Erlaubnis im Obersten Rat reden wollte, fuhr Clemenceau Foch als den Vorgesetzten Weygands an: „Sie haben nicht das Recht, von sich aus hierher zu kommen. Sie sind nur hier, um Rede zu stehen, wenn man Sie zu Rate zieht. Sorgen Sie wenigstens dafür, daß das geschieht." So Clemenceau vor den Ohren des Auslands gleich zu zwei Generälen.

Über die Stellung des Militärs in der Demokratie entscheiden, wie diese Tatsachen zeigen, nicht die Kräfte des Militärs sondern der Demokratie. Ein Sieger wie Foch mit politischen Besorgnissen über die Schlappheit des Zivils wäre in einem andern Lande dessen Diktator. Die Demokratie, und überhaupt alle politischen Mächte, besitzen stets so viel Gewalt, als sie in Anspruch zu nehmen die Kraft haben. Daß die Demokratie die Wehrkraft des Volkes nicht schwächt sondern stärkt, hat grade der Weltkrieg bewiesen. Die Annahme, daß es zur Wehrstärkung eines Volkes der Ersetzung der Demokratie durch eine Diktatur bedarf, wird durch die Erfahrungen

des Krieges widerlegt. Deutschland führte den Krieg nach strategischen Plänen, denen alle politischen Entscheidungen untergeordnet werden mußten. Das war der innere Grund für das Versagen der deutschen Strategie. Sie diente keiner Politik, sondern war Selbstzweck. Auch den entscheidenden Persönlichkeiten der deutschen Politik waren die deutschen Aufmarschpläne, deren Durchführung politische Entscheidungen oktroyierte, unbekannt, während ganz im Gegensatz dazu selbst das militärische Hochgeheimnis des strategischen Aufmarschs dem Heeresausschuß der französischen Kammer unterbreitet wird. Nicht die Stärkung der militärischen sondern der demokratischen Prärogative hebt den militärischen Wert einer Nation. In der rücksichtslosen Kontrolle der Demokratie besaßen die Heere der Entente in Wirklichkeit ihre stärkste Waffe. Das ist auch der letzte Grund dafür, warum in keinem der Siegerländer aus dem Vorrang des Militärischen in der Zeit der Kriegsführung ein Umschlag in eine Militärdiktatur nach Beendigung des Krieges erfolgt ist. Die Kontrolle des Militärs durch die Demokratie ist ein Potentiel de guerre, auf dessen Erwerb Deutschland nicht verzichten kann.

Rote Signale von Ignaz Wrobel

Unter diesem Titel ist im Neuen Deutschen Verlag zu Berlin ein illustriertes Heftchen Gedichte erschienen. Es sind Beiträge aus der A.I.Z., die bei Münzenberg herauskommt.

Die deutsche Propagandadichtung hat noch nicht ihren Stil gefunden; sie wird ihn aber finden. Noch tastet sie. Manches in diesem Bändchen ist zu trocken, zu abstrakt, zu sehr aus der Photo abgeschrieben, unter der das Gedicht abgedruckt steht, und also ohne Bild nicht recht wirksam. (Auch mein Freund Theobald Tiger verfällt oft in diesen Fehler. Und das ist ein Fehler, wenn es sich um Vortragsstücke handelt.) Ein paar Gedichte sind glatt verhauen. Manches poltert; Erich Weinert hat auch leise Töne, von denen man hier nicht viel hört. Prasselnder Versammlungsbeifall ist gut; künstlerische Wirksamkeit kann besser sein.

Was absterben sollte, ist die blanke Elendsschilderung. Die Proletarier und Angestellten wissen, daß es ihnen schlecht geht und wie schlecht es ihnen geht. Zu zeigen sind Auswege. Und nun wieder nicht, wie die KPD in ihrer Verranntheit oft gemeint hat, gereimte Parteithesen, die viel, viel unwirksamer sind als die Funktionäre glauben. Gewiß muß man die Linie innehalten, das ist schon richtig. Doch was wollen diese Gedichte? Den deutschen Grundfehler wiederholen? Schon Bekehrte bekehren? Das ist überflüssig. Wer das Parteibuch bereits hat, will zwar gestärkt werden — der Schwerpunkt aber liegt anderswo.

Er liegt in der politischen Beeinflussung der Schwankenden. Und auf deren Seelenzustand ist Rücksicht zu nehmen. Missionare müssen indianisch lernen — mit lateinisch bekehrt man keine Indianer.

Das Bändchen ist ein Versuch; es ist ein Weg aufwärts spürbar. Seltsam ist nur, wie wenig Arbeiter unter den Verfassern vertreten sind; jeder Redakteur dieser Richtung weiß ja, wie kleinbürgerlich fast alle von Proletariern eingesandten Verse sind, wie wenig ursprünglich, wie angelesen. Schade — hier wäre ein Feld.

Hoffentlich schaffen es die Agitproptruppen. Das beste Gedicht scheint mir aus deren Bereich jene „Proletarische Selbstkritik" von Willi Karsch zu sein; ein Volltreffer. Das sitzt. Erste Strophe:

Vier Treppen links im Hinterhause
als Oberhaupt und Haustyrann
herrscht der Familienvater Krause
und sieht sich seine Bude an:
Een Haufen Nipps, — der Schönheit wejen —
zwee Engel überm Ehebett
mit joldbesticktem Morjensejen
und eene Venus im Klosett.
Und neben Militärandenken
mit schönem schwarzweißrotem Band
und Hochzeits- und Vereinsjeschenken
hängt einsam Lenin an der Wand.
Bloß wenn er an der Theke steht,
ist Krause Sozialist:
da schwitzt er Klassenkämpfertum
und schimpft uff Bürgermist.
Sonst frißt er sich ne Plauze ran,
ist fromm und gottergeben...
Doch kommts nicht auf die Schnauze an,
ihr müßt auch danach leben!

Es gibt keinen Erfolg ohne Frauen. Das Bändchen wendet sich endlich auch an sie, und wenn ihr einem oder einer eine kleine Weihnachtsfreude machen wollt...

*

Soweit war diese Kritik gediehen, als dem Neuen Deutschen Verlag ein Zettelgen ins Haus flatterte: auf dem standen gar viele Zahlen. Es war aber kein Kurszettel, sondern ein Schreiben des berliner Polizeipräsidiums, das die „Roten Signale" beschlagnahmt hat.

„...weil die Regierung und die Justiz und die Religionsgesellschaften und ihre Einrichtungen beschimpft und böswillig verächtlich gemacht werden, und weil außer diesen Stellen die ganze Tendenz der Druckschrift dahin geht, die Leser der Druckschrift aufzuhetzen und für einen politischen Umsturz reif zu machen." Und ich hatte geglaubt, das täte der Hunger.

Illustrierter Beobachter, ein Naziblatt:

„S.A. marschiert. Sturmbann VII/5 bei der Arbeit." Dazu Bilder:

„Sturmbannerführer R. — Besichtigung des Radfahrersturms durch seinen Führer. — Besichtigung durch den Standartenführer in Neustadt i. Sa. — Bild links: Vereidigung des Sturmbannes VII/5."

Was ist das —?

Das ist ein harmloser Radfahrerverein, und der wird erlaubt. Und Rotfront ist verboten.

Beleidige die „Breslauer Juden", du kannst es ungestraft tun. Kritisiere „Soldaten" — du kannst es nicht tun. Sag: Schwangere werden gequält, Gefangene geschunden; nicht immer sind alle schuldig, die da schuldig gesprochen werden — du darfst es nicht sagen. Sag: „Die Reichswehr . . .", und du bist auf alle Fälle schuldig; sei es, daß du sie pazifistisch nennst, sei es, daß du sie nicht pazifistisch nennst — du sollst den Namen deines Gottes überhaupt nicht nennen, und dieser Satz ist nun wahrscheinlich eine Gotteslästerung.

Der Regierungsrat, der das hier mit zusammengekniffnen Lippen und einem fiskalischen Bleistift in der bezaubernden Hand liest, er senke den Bleistift. Unsre Arbeit ist getan. Niemand braucht mehr aufgehetzt, niemand für den politischen Umsturz reif gemacht zu werden.

— „Könnte man da nicht . . .?"

Nein, Herr Regierungsrat, man kann, aber man könnte nicht. Ich habe nichts gesagt. Haben Sie was gesagt?

Einheitsfront der Arbeiter und Angestellten — wo bist du —?

Esperanto von Johannes Bückler

Dieser am Westdeutschen Rundfunk gehaltene Vortrag hat einen Protest von Esperantisten erregt. Wir bitten diese, auf den letzten Satz zu achten: Der Verfasser würde sich selbstverständlich als ehrlicher Demokrat dem Abstimmungsergebnis fügen.

Jeder, der internationalen Kongressen beigewohnt hat, weiß, wie unangenehm zeitraubend und langweilig es ist, die gleiche Rede dreimal hintereinander zu hören. Einmal vom Originalredner, zweimal von verschiedenen Übersetzern. Man hat sich deshalb schon so zu helfen versucht, daß man in letzter Zeit die Rede gleichzeitig durch Dolmetscher vermittels Kopfhörer übertragen ließ. Das kann immer nur ein unvollkommener Notbehelf sein. Ganz abgesehn davon, daß es fast unmöglich ist, einen Satz in eine andre Sprache zu übertragen und gleichzeitig den nächsten zu hören. Wenn man aber die Schwierigkeiten kennt, die es manchmal schon unmöglich machen, daß Bewohner des gleichen Landes sich verständigen, wie zum Beispiel die Flamen und Wallonen Belgiens, die Tschechen, Deutschen und Ungarn in der Tschechoslowakei, so muß man unbedingt dafür sein, daß es eine allgemein anerkannte internationale Sprache gibt. Um so mehr als die nationalen Sprachen durchaus nicht die Tendenz haben, sich zu verringern, im Gegenteil: sie vermehren sich. Sprachen, die schon verschwunden schienen, leben wieder neu auf. Das Norwegische trennt sich gewaltsam vom Dänischen, das alte

Irisch, Katalonisch, Hebräisch, Ukrainisch wird mit einem wahren Fanatismus wieder gepflegt. Estnisch, Lettisch und Litauisch werden zu neuen Kultursprachen erhoben. Aus alledem ergibt sich die absolute Notwendigkeit, eine bestimmte Sprache als international festgelegtes Verständigungsmittel für bestimmte Zwecke anzuerkennen.

Wohl verstanden: nur für bestimmte Zwecke. Beileibe nicht, um irgend eine lebende Sprache zu ersetzen oder zu verdrängen. Wer sich wirklich für die Kultur und das soziale Leben eines Volkes interessiert, möchte in Paris sein, ohne französisch, in Florenz ohne italienisch zu verstehen? Aber daß es eine „internationale Hilfssprache" geben muß, darüber sind wir uns alle einig. Die Völker werden sich dieser „zweiten Sprache" ebenso bedienen, wie sich bereits alle Nationen des Abendlandes der gleichen arabischen Ziffern und der gleichen Notenschrift bedienen.

Ohne sich in die Streitigkeiten einzumischen, die die Verfechter der verschiedenen künstlichen Systeme untereinander auskämpfen, muß zugegeben werden, daß das Esperanto und sein Ableger, das Ido, den Sieg davongetragen haben. Und es muß ferner zugegeben werden, daß von diesen beiden Esperanto durch die große Zahl seiner Anhänger, deren Aktivität und die Existenz esperantistischer Zeitungen und Literatur allein ernsthaft zur Diskussion steht.

Zugegeben auch, daß Esperanto die grammatikalischen Schwierigkeiten einer Sprache auf ein Minimum reduziert hat. Ein Wortschatz, bei dem alle Substantive auf o, alle Adjektive auf a, die Mehrzahl immer mit j, die Infinitive mit i enden, wo die Zeiten der Verben sich auf vier beschränken, alle mit der gleichen Endung, wo außerdem Substantive, Adjektive und Verben, die zusammengehören, alle den gleichen Stamm haben, bietet gegenüber allen lebenden Sprachen einen riesigen Vorteil. Ein normal begabter Mensch kann die Regeln des Esperanto in einer Stunde kapieren. Die Grammatik ist also leichter als die der englischen Sprache, die schon außerordentlich einfach ist.

Ich erkenne also die Vorteile des Esperanto durchaus an, ebenso, daß die Esperantisten theoretisch die Schlacht schon gewonnen haben, und daß sie auch tatsächlich schon eine feste Position einnehmen. Ich glaube nur, daß sie in ihrem beinahe religiösen Fanatismus ihr Wirkungsgebiet weit überschätzen.

Das Esperanto könnte dazu dienen, ein wissenschaftliches Werk, das in einer nur Wenigen geläufigen Sprache erschienen ist, den Gelehrten aller Sprachen zugänglich zu machen, ohne daß es in zehn oder mehr Sprachen übersetzt wird. Es könnte bei der internationalen Geschäftskorrespondenz, in Katalogen, die für die ganze Welt bestimmt sind, angewandt werden. Es könnte auch gute Dienste leisten bei internationalen Fahrplänen, in durchgehenden Zügen, auf Grenzbahnhöfen, in internationalen Hafenstädten, Reiseführern etcetera.

Aber schon bei internationalen Kongressen ist eine Rede in Esperanto in keiner Weise mit einer solchen in lebender

Sprache zu vergleichen. Professor Th. Ruyssen, der seit zehn Jahren allen Völkerbundsversammlungen beigewohnt hat, schreibt über seine Eindrücke: „Die Redner beim Völkerbund sprechen meistens französisch oder englisch. Jede Rede, die in einer dieser beiden Sprachen gehalten wird, muß in die andre übersetzt werden. Und wenn sie in einer dritten Sprache gehalten wird, muß sie in beide Sprachen übersetzt werden. Es ist furchtbar, alles dreimal zu hören! Wie oft habe ich da den verzweifelten Ruf gehört: Wann wird man sich endlich zu einer allgemein verständlichen Sprache entschließen? Eine gute Reklamegelegenheit für Esperantisten. Aber nach menschlicher Voraussicht hat dieses Ideal keine Chance auf Verwirklichung. Warum? Weil die Völkerbundsversammlung ein lebendiges Milieu ist, wo lebende Sprachen allein geeignet sind, Gefühle und Gedanken lebendig auszudrücken. Und warum drücken sich die meisten Redner in Genf, die weder Franzosen noch Engländer sind, in einer der beiden Sprachen so vollkommen aus, wie man es manchem Redner im Palais Bourbon wünschen möchte? Weil sie den Gebrauch der fremden Sprachen unter wirklichen und nicht künstlichen Bedingungen gelernt haben. Weil sie die Sprachen von Franzosen oder Engländern auf Schulen oder Universitäten gelernt haben oder sogar ihre Ausbildung in Paris oder London selbst genossen haben, wo sie mit der Sprache die Kultur und die Atmosphäre des Landes in sich aufgenommen haben." Ich selbst erinnere mich lebhaft an einen Neger aus Haiti, der auf einem internationalen Kongreß seine Negerrepublik vertrat und das schönste und kultivierteste Französisch sprach, das — einschließlich der sehr vielen anwesenden Pariser — dort gesprochen wurde. Er hatte in seinem Land die französische Schule besucht.

Eine künstliche Sprache wird niemals die vielen Nuancen hervorbringen können, die im Familien- und Volksleben sich gebildet haben.

Die Esperantisten behaupten gern, die künstliche Sprache trage zur Völkerverständigung und zur Stärkung des Friedens bei. Das dürfte aber nur in ganz geringem Maß der Fall sein. Die Geschichte zeigt, daß die gleiche Sprache Engländer und Amerikaner nicht gehindert hat, sich im Unabhängigkeitskrieg zu zerfleischen, noch die Nord- und Süddeutschen, sich bei Königgrätz zu schlagen, während das Beispiel der Schweiz zeigt, daß man sich sehr wohl vertragen kann, auch wenn man vier verschiedene Sprachen spricht.

Man überschätze aber außerdem nicht die Leichtigkeit, mit der Esperanto erlernbar ist. Die Einfachheit der Sprache trifft nur auf die Grammatik zu. Das Erlernen der Wörter ist nur für die lateinsprachigen Völker leicht, also nur für eine kleine Minderheit von Völkern. Selbst ein so begeisterter Anhänger des Esperanto wie Charles Richet gibt zu, daß von den Wörtern 95 Prozent eine lateinische Wurzel haben. Es ist daher nur natürlich, daß zu den eifrigsten Verfechtern des Esperanto Franzosen gehören. Und selbst diese kann man mit ihren eignen Beispielen widerlegen. Da nimmt zum Beispiel

Antonelli in einer Propagandaschrift das Wort „Engel", um zu beweisen, wie leicht es für die verschiedenen Nationen ist, Esperanto zu lernen. Im Französischen „ange", im Englischen „angel", im Russischen „angel" im Esperanto ebenfalls „angel". Aber nun kommt der springende Punkt. Wie wird das Wort „richtig" esperantisch ausgesprochen? Jeder nicht Sprachenkundige, und für die andern ist ja eine künstliche Sprache überhaupt nicht nötig, wird das nach seiner Fasson aussprechen, und schon hat man wieder vier verschiedene Wörter. Man denke nur an Latein, das Franzosen und Engländer anders aussprechen als Deutsche. „Dominüs ssantüs" sagt der Franzose und behauptet — wahrscheinlich mit irgend einer wissenschaftlichen Begründung —, daß die alten Römer es so ausgesprochen hätten.

Bleibt noch die Möglichkeit, zur internationalen Sprache eine schon bestehende, entweder tote oder lebende Sprache zu erheben. Denjenigen, die sich aus ästhetischen Gründen für Latein entschieden haben, muß entgegengehalten werden, daß es im Lateinischen eine ganze Menge Worte unsres täglichen Lebens gar nicht gibt. Man übersetze zum Beispiel den Satz: Ich nehme mein Taschentuch aus der Hosentasche! Die Römer hatten weder Taschentuch, noch Tasche, noch Hose. Bleibt also nur noch die lebende Sprache.

Bei der Wahl dieser Sprache kann weder nationales Prestige noch leider die Aesthetik maßgebend sein. Die Frage kann nur von der Praxis entschieden werden. Welche Sprache ist die am leichtesten erlernbare und gleichzeitig am weitesten verbreitete der Erde? Die englische. Man hat übrigens schon in Erwägung gezogen, ob man zu diesem Zweck nicht die einzige kleine Schwierigkeit im Englischen, die unregelmäßigen Verben, zu regelmäßigen machen sollte. Die englische Sprache ist für jeden, der nur seine eigne Muttersprache spricht, leichter zu erlernen als Esperanto.

Im übrigen muß wiederholt werden, daß jede internationale Sprache immer nur einen engbegrenzten Zweck hat, sie wird weder die sozialen noch die politischen Verhältnisse ändern. Der Kreis der Menschen, die sich wirklich für internationale Dinge interessieren, wird immer nur sehr beschränkt sein, und auch die zwangsweise Einführung einer internationalen Sprache in den Lehrplan aller Schulen der Welt wird daran leider nicht viel ändern. Man denke nur zum Beispiel an die deutschen Zwangsschulen in Oberschlesien und Posen. Acht deutsche Schuljahre und drei Militärjahre haben nicht genügt, den Einwohnern jener Landstriche die deutsche Sprache beizubringen. Man denke nur an Luxemburg und Belgien, wo keine einzige Kultursprache richtig gesprochen wird.

Es ist sehr schwer, mit den Esperantisten zu verhandeln, weil sie so oft wirklichkeitsfremde Fanatiker sind. Aber entschieden werden sollte die Frage in den nächsten Jahren. Zur Diskussion wird wahrscheinlich nur Esperanto und Englisch stehen. Die Entscheidung müßte durch Weltabstimmung fallen.

Filmwirtschaft von A. Kraszna-Krausz

Dieser Artikel ist vor einigen Wochen entstanden, als der Beschluß der Filmindustrie über den Gagenabbau eben heraus war. Inzwischen hat sich das Bild der Wirtschaft, auch das der Filmwirtschaft, bekanntlich etwas verschoben. Das ändert aber nichts am Grundsätzlichen.

Nachts, nachdem sie eben das Licht gelöscht haben, gestehen sich wohl auch die Herren der Friedrichstraße ein, daß ihre Umgebung einem Irrenhaus gleicht, in dem jeder die Rolle spielen darf, die er sich anmaßt, und jeweils den Stil, den er für wirksam hält. An Sonn- und Feiertagen, auf internationalen Kongressen, vor den Behörden und in der Presse allerdings erklären sie mit erhobener Stimme, das, was sie machen, als Kulturgut, und wie sie es machen, für Kunst. Werktags wieder, hinter dem Schreibtisch, wenn das Telephon nervös Betrieb markiert und Leute, die etwas wollen, unentwegt „Herr Direktor" sagen, fühlt man sich diesbezüglich als Industrieller.

Die Industrie, die unsre Industrielle betreuen, unterscheidet sich von andern Industrien dadurch, daß sie Betriebe für den einzelnen Produktionsfall erst abmieten muß, auch Betriebsmittel nur leihweise in die Hände bekommt und Betriebskräfte auf Tage anstellt. Der größte Teil dieser Industrie muß die Ateliers, in denen er arbeitet, die Apparate, die er benötigt, die Leute, die seine Werkzeuge sind, von Fall zu Fall in Anspruch nehmen, von Fall zu Fall neu kalkulieren, von Fall zu Fall unter andern Bedingungen einsetzen.

Filme werden weder gedichtet noch fabriziert. Filme werden „gedreht". An Hand eines Inserates und mit Hilfe von Provinzreisenden. Finanziert mit Wechseln, deren Valuta Heurigenmusik, Schlagerzeilen und Sexappealchen sichern. Oder eine andre Milieumode, ein andrer Titelstil und ein andrer Starname. Die Wechsel gibt der Theaterbesitzer dem Verleiher und der Verleiher dem Produzenten weiter. Der läßt sie diskontieren mit Mühe und Not und 33 Prozent. Dann geht es los, und man wird auch fertig — solange sich die Kalkulation hält. Andernfalls finden Unterbrechungen statt. Neue Vermittler jagen nun neuer Kapitalhilfe nach und stecken neue Prozente ein. Wenn alles klappt — und nicht immer klappt alles —, müssen nur einige Szenenkomplexe des Manuskriptes gestrichen und die Außenaufnahmen statt an der Adria, am Stölpchensee beendet werden. Statt in zehn Tagen, in drei. Der Regisseur, ein Kameramann und vier Schauspieler dürfen nachher ihrem Gelde bis zum Arbeitsgericht nachlaufen. Wenn auch umsonst. Die Firma hat inzwischen zugemacht, das Negativ des Films der Verleiher beschlagnahmt.

Man wird sagen, sowas sei ein Ausnahmefall und könne ja vorkommen. Aber es ist nicht ein Fall, es sind manche Fälle. Viele. In ihrer Geschichte vielleicht um Nuancen verschieden. Bestimmt bis aufs Haar gleich im Endeffekt. Wer das nicht glaubt, der kann ja in den Jahrgängen der Branchen-Adreßbücher nachblättern. Kein halbes Dutzend von Firmennamen hält sich hier länger als über eine Saison oder zwei.

Und solange einer sich hält, muß er aus der Offenen Handelsgesellschaft in die G. m. b. H., aus der G. m. b. H. in die A.-G. hinübergerettet, danach wieder das Aktienkapital vergrößert, bei der nächsten Generalversammlung hingegen zusammengelegt werden, und im Aufsichtsrat thronen allemal neue Leute. Nur Jene, die hinter den gepolsterten Türen sitzen, die Geschäfte machen und bestimmt Geschäfte machen, Bezüge bis zu fünfstelligen Zahlen kassieren, Auslandsreisen auf Vertrauensspesen repetieren, und Prozente auch davon bekommen, was verlorenging, Direktoren von Produktionsgesellschaften und Manager von Finanzkombinationen, die Herren der Friedrichstadt, vom Bristol bis zum Eden — die bleiben. Sie schlüpfen durch komplizierte Affairen, fallen sämtliche Treppen hinauf und dekretieren, wenn es mal mulmig schmeckt, geschwind, daß es so nicht weitergehen kann, man Ordnung schaffen muß, rationalisiert werden soll. Ecco.

Das geschieht diesmal ausgerechnet zu einer Zeit, wo die deutsche Filmindustrie Millionenrekorde für Ausstattungsstückchen erschwingt, alle berliner Ateliers ausverkauft sind, die Provinz immer größere Lichtspielpaläste eröffnet und nicht einmal die Arbeitslosenstädte des Ruhrgebiets sich über schlechten Kinobesuch beklagen können.

Von solchen Äußerlichkeiten sieht aber die Organisation der Filmhersteller gern ab, wenn das Wackeln der übrigen Wirtschaft, die Abbaupsychose in allen Branchen, die schwächliche Sozialpolitik des Reiches grade die günstigste Gelegenheit bieten, jetzt dabei sein zu dürfen, wenn Diktatur der Industrie gespielt wird: als Industrie unter den andern Industrien, gleichberechtigt, ähnlich seriös und noch kräftiger. Also beschloß das Konsilium der Fabrikanten: „Die Stargagen sind auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen. Die Schauspielergagen sind um mindestens 20 Prozent der zuletzt gezahlten Gagen zu verringern. In gleicher Weise müssen abgebaut werden die Bezüge des technischen und technisch-künstlerischen Personals, welche in keinem Verhältnis zu dem in anderen Wirtschaftszweigen üblichen Entgelt stehen ..."

Diese Beschlüsse und das ganze offizielle Kommuniqué, in dessen Rahmen sie vor kurzen Wochen veröffentlicht worden sind, umgehen absichtlich und bewußt in drei großen Bogen die Wahrheit über die Filmwirtschaft. Erstens, indem sie den Anschein zu erwecken suchen, als ob an der Mißwirtschaft der Industrie einen wesentlichen Anteil der Honoraretat haben würde. Zweitens, indem sie die Möglichkeit vorgaukeln, an den Stargagen ändern zu können oder zu wollen. Drittens, indem sie das eingefrorene Märchen über die rosigen Einkünfte aller Filmschaffenden wieder aufwärmen. Wahr ist dagegen:

Von dem Geld, das durch die Kassen der Lichtspielhäuser der Filmindustrie zufließt, nimmt vorneweg der Staat 10 Prozent für die Lustbarkeitssteuer ab. Von den übrigbleibenden 90 Prozent darf der Theaterbesitzer 55 bis 60 Prozent behalten, 30 bis 35 Prozent gibt er dem Verleiher weiter. Der Verleiher teilt mit dem Produzenten in der Regel fifty-fifty, auf den entfallen demnach von dem Umsatz ungefähr 15 Prozent. Dreiviertel dieses Anteils wird durch Kapitalbeschaffung,

Verwaltungsspesen, Ateliermieten, Materialkosten, Apparatlizenzen und Leihgebühren verschluckt, das letzte Viertel bleibt für allesamt Jene übrig, die den Film gemacht haben. 3½ bis 4 Prozent vom Inlandsumsatz. Wenn man mit dem Gesamtumsatz den Vergleich zieht, sogar nur 2 bis 2½ Prozent. 2 bis 2½ Pfennige von jeder Mark, die für ein Kinobillett ausgegeben wird. An diesen 2 bis 2½ Pfennigen soll nun rationiert, eingeschränkt, gespart werden. Mindestens 20 Prozent. Eine Ersparnis von 0,4 Pfennig soll die Mark des Films retten. Das ist gesunde Wirtschaftspolitik.

Die Stars kommen zuerst dran — erklärt der Verbandssyndikus, und seine Mitglieder nicken —, zumal die Stars überhaupt nicht drankommen. Sie kommen ausschließlich in umgekehrter Richtung dran: wenn sie eine Firma der andern vor der Nase wegschnappt und ihre Gagen höherhetzt. Stars, wirkliche Stars, Namenfassaden vor einem immer höher getakelten Reklamegerüst — scheinen nämlich die einzigen vertrauenswürdigen Kalkulationsfaktoren in den Kostenvoranschlägen der meisten Filmhändler zu sein. Mit ihnen kann man rechnen, auf sie wird gebaut.

Bequemer bleibt es, den Streit mit den andern zu beginnen. Die nur wie Stars aussehen und keine sind. Die Mittlern und Kleinen. Dem König sagt man Schach, und den Bauern schlägt man. Das war auch beim Film noch nie anders. Die Stargagen werden diskutiert, und die Statisten gekürzt. Weil eben auch sie, wie überhaupt alle, alle beim Film, viel zu viel verdienten im „Verhältnis zu dem in andern Wirtschaftszweigen üblichen Entgelt". Wie es so schön heißt.

Das Verhältnis zu andern Erwerbszweigen scheint allerdings auch etwas ungewöhnlich. Im Filmatelier beträgt die eigentliche Arbeitszeit zwölf bis sechzehn Stunden — ohne daß die Überarbeit honoriert würde. Auf einen bezahlten Arbeitstag entfallen in der Regel fünf Tage unbezahlter Arbeitsbereitschaft. Fünfundsiebzig bis achtzig Arbeitstage im Jahr sind das Maximum an Beschäftigung, die Filmschaffende im Durchschnitt erkämpfen können. Nach zehn Jahren Filmaktivität werden die meisten Leute zum alten Eisen geworfen. Sie seien verbraucht. Infolge der Lauferei, der Brotjagd, des Antichambrierens, der Atelierluft, des Lampenfiebers, der Aufregungen und der Kunst.

Es dürfte keinen Berufskreis von Angestellten einer „Industrie" in Deutschland geben, der so unbeholfen, ausgeliefert und ratlos dastünde wie die geistige, künstlerische und technische Arbeiterschaft des Films. Auch von der abenteuerlichen Unsicherheit der ganzen Atmosphäre, von der Unmöglichkeit, in dieser Gegend eine Lebensexistenz zu schaffen, abgesehen. Normalverträge, die aus paritätischen Verhandlungen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern entstehen sollten, hat die Filmproduktion in allen Instanzen abgelehnt. Dafür gibt der „Verband der Filmindustriellen" Einstellungsformulare heraus, deren Arbeitsbedingungen einseitiger und diktatorischer sind als je ein Friedensvertrag es war. Diese Verträge pfeifen eins auf die deutschen Arbeitsgesetze und verweisen jeden Streitfall an ein teures Schiedsgericht, dessen Vorsitzenden ein

für allemal der Industriellenverband bestellt. Sie schlagen grundsätzlich keine exakte Begrenzung der Vertragsdauer vor, an die sich der Arbeitgeber binden müßte, und verpflichten den Arbeitnehmer „voraussichtlich" — in Wirklichkeit unbegrenzt. Es kümmert sie kein Arbeitszeitgesetz, und sie zwingen ihre Angestellten für jede Dauer, zu jeder Tages- oder Nachtzeit, gleich, ob an Werk- oder an Feiertagen, zu Verfügung zu stehen. Sie lassen die Filmschaffenden auf elementarste Persönlichkeitsrechte verzichten, während der Fabrikant nicht einmal die Verpflichtung übernimmt, den Inhalt des Vertrages in bezug auf die Ausführung einer vereinbarten Aufgabe zu erfüllen. Der Fabrikant übt auch sämtliche Urheberrechte aus und macht mit dem abgeschlossenen Werk der Künstler, was er will...

Der eine Grund dafür, daß es den Filmkaufleuten möglich bleibt, diesen Zustand aufrechtzuerhalten, liegt in der Heterogenität der Elemente, in der Vielheit und Kleinheit der Gruppen, die am Film mitzuarbeiten haben. Benachbarte Sparten reiben sich gegenseitig wund und treffen nicht den Takt gleicher Marschschritte. Dazu kommt — was bei jungen Schaffensgebieten nicht selten ist —, daß sich hier kaum einer in seinem Beruf am Ziele fühlt, sondern unentwegt eine Stufe höher will und — à conto — eine Stufe höher lebt. Jeder treibt den Nächsten zu einem Wettbewerb an, in dem man sich bemüht, Posituren und Manieren vorzutäuschen — wie sie Propagandaleiter der Industrie für illustrierte Zeitschriften ausdenken. Diese Kulissen mit dem neuen Auto, der feudalen Strandvilla, den großen Auslandsreisen, die zu 99 Prozent cachiert, gemalt, gestellt sind, um das Publikum zu ködern, wirft nun die Industrie dem Köder selbst vor und ruft dasselbe Publikum zum Zeugnis dafür auf, daß dieser Köder viel zu kostspielig zubereitet ist. Der Köder aber geniert sich und glaubt sich zu schädigen, wenn er eingesteht, daß man ihn nur von Außen so hübsch glasiert hat und Innen nichts ist.

Da aber Außen alles glänzt, leicht und beschwingt lockt, ebbt der tolle Flug der Mücken ins Scheinwerferlicht niemals ab. Das Überangebot an Menschen für den Film war schon phantastisch, als es in Deutschland keine Millionen von Arbeitslosen gab. Aus der Inflation, einer Zeit, in der die billige deutsche Filmproduktion und der leichte deutsche Filmexport plötzlich die Elephantiasis abbekommen haben, blieb ein Reservoir an Arbeitskräften zurück, deren Reichtum an Abwechselungsmöglichkeit, Schaffensdurst und Arbeitshunger, kollegiale und unkollegiale Konkurrenz, Drängeln und Bedrängtheit der Industrie um so bequemer wurden, je enger sie selbst seither geschrumpft ist. Ein halbes Dutzend Krisen haben den Boden des deutschen Films inzwischen immer aufs Neue umgeschüttet. Konzerne, Großunternehmungen, Schwindelfirmen stürzten zusammen und wurden geschwächt aufgebaut. Der Tonfilm kam, hat die Arbeitstage dezimiert und die Arbeitsstunden verlängert. Doch nach wie vor stehen, warten, hoffen die Leute, die gleichen Leute, die noch die Inflationsindustrie heranlockte, weiterschaffen, weiterverdienen, weiterleben zu dürfen. Ein Filmregisseur wird im Höchstfall jährlich drei Mög-

lichkeiten haben, zu arbeiten. Auf den Architekten entfallen im Jahre vielleicht sechzig Arbeitstage. Auf den Kameramann im Durchschnitt fünfzig. Auf einen Schauspieler im mittlern Rollenkreis dreißig. Wenn es gut geht. Sehr gut geht.

Klassisch bleibt aber das Beispiel der Komparserie. Die offizielle Filmbörse verzeichnet zweieinhalb Tausend Namen berufsmäßiger Filmstatisten. Auf diese zweieinhalb Tausend entfallen im Jahr etwa fünfzehntausend Einzelengagements. Das wären pro Kopf sechs Arbeitstage. In Wirklichkeit aber findet nur ein Bruchteil der Leute Beschäftigung. Die Geschicktern, die mit mehr Glück und bessern Verbindungen. Wenige „Stars" unter den Komparsen bringen es sogar jährlich bis zu hundert Arbeitstagen. Die übrigen bis zu fünfzig. Den Tag — wiederum je nach Gelegenheit und Grad — mit acht bis zwanzig Mark und elf bis fünfzehn Arbeitsstunden berechnet. Überstunden-Vereinbarungen gibt es nur auf dem Papier. Papier bleibt auch der Arbeitsgesetzparagraph, daß außerhalb der Börse nicht engagiert werden darf. Es wird zu 40, 50, 60 Prozent außerhalb der Börse engagiert. Lieblinge, Bekannte, Barexistenzen, Kurfürstendammvolk, Potsdamer Gesellschaft, Stahlhelmtruppen. Doch immer ausschließlich mit künstlerischer Rücksicht auf das Sujet.

Mag sein, daß alle diese Dinge halb so merkwürdig sind, wie Leute es meinen möchten, die von ihnen betroffen werden. Mag sein, daß es nur wenig interessant ist, ob einige Tausend kleine Filmleute in ihrem Beruf halb verhungern oder zu den Millionen von Erwerbslosen in Deutschland rechnen. Mag sein, daß es keinen Menschen mehr überrascht, daß den Schaffenden am Film vom Ertrag ihres Werkes nicht mehr abfällt als den Arbeitern einer Fabrik von — meinetwegen — Staubsaugern. Ganz unwichtig aber kann es doch nicht sein, zu wissen, daß bei dieser Wirtschaft auch der Film keine Ausnahme ist.

Zwölf Uhr nachts von Rudolf Arnheim

Neulich geschah es, daß in einer der belebtesten Straßen des berliner Westens ein Zeitungshändler nachts um Zwölf die Mittagszeitung ausrief. Was dabei in seiner Seele vorging, ist nicht leicht zu sagen. Man weiß, daß die Zeitungen den Ehrgeiz haben, ihrer Zeit vorauszueilen. Die Morgenzeitungen erscheinen gern schon am Abend, das Abendblatt am Nachmittag. Vielleicht nun fühlte jener Händler, daß die Mittagszeitung um Mitternacht an eine äquatoriale Grenze gelangt: um Punkt Zwölf erreicht sie den Gipfelpunkt lächerlichster Unaktualität und springt zugleich über zu brennendster Aktualität, erzielt einen Rekord an Promptheit der Berichterstattung, der sich auch bei höchster Vervollkommnung der Verkehrsmittel nicht wird drücken lassen. Den Punkt, an dem Spät und Früh einander ablösen wie Wachtposten, wird auch der schnellste Zeitungsfahrer niemals überrunden.

Der Zeitungshändler eignet sich zum Philosophen. Die Umstände seines Berufes bringen das mit sich. Wie der Philosoph steht er still, während seine Mitmenschen geschäftig vor-

übereilen; er schaut ihnen zu und ruft immer dasselbe, sein Leben lang, Tag für Tag, und im besten Fall geben sie ihm für sein Papier einen Groschen. Die Ähnlichkeit ist offensichtlich. Es mag also sein, daß unser Händler aus philosophischen Betrachtungen über Zeit und Zeitung diese seltsame praktische Nutzanwendung gezogen hat. Möglich auch, wennschon für uns unergiebig, daß es sich um bloßen Humor oder um bloße Freude am Illegalen gehandelt hat. Am wahrscheinlichsten aber ist, daß das Licht der Schaufenster und Lichtreklamen ihn zu verfrühter Betätigung hervorgelockt hat, ähnlich den Frühlingsblumen und Insekten, die ein tückisch eingeschmuggelter Sonnentag schon im März zum Leben erweckt.

So muß es gewesen sein; denn dazu paßte das Benehmen der Passanten. Die merkten zuerst gar nichts. Der Ruf des Zeitungshändlers, der dreimal des Tags die Ungläubigen zur Andacht ruft, gehört allzusehr in die Geräuschkulisse ihres Lebens, als daß sie ihm hätten Beachtung schenken sollen. Plötzlich aber knackte es in ihnen, als ginge die Uhr entzwei. Die unsichtbare Uhr, die jedermann unterhalb der Westentasche im Herzen trägt. Sie hörten einmal, sie hörten zweimal, sie blieben stehen und blickten verstört um sich. Aber die Orientierung stieß auf Schwierigkeiten. Nichts deutete auf eine bestimmte Tageszeit, etwa auf die Nacht, hin. Die Straße war in Licht gebadet. Die Lampen strahlten mit einer Kraft, wie sie die Sonne nur ganz ausnahmsweise aufbringt. Hunderte von leuchtenden Sonnen bedienten die Welt. Ob unter ihnen auch ein Himmelskörper war, und welcher, war schwer festzustellen, vor allem — es spielte keine Rolle. Geputzte und beschäftigte Menschen liefen laut lachend und laut rechnend ihren Weg. Nirgendwo sah man geschlossene Augen, ein dunkles Eckchen, gar ein Bett. Selbst die blauen Brillengläser des bettelnden Blinden blinkten wach. Selbst die Puppen in den Schaufenstern spreizten unermüdet die Arme. Der Himmel, ein subalterner, wenig auffälliger Bestandteil dieser spektakelnden Lichtwelt, war unansehnlich rosa gefärbt. Er war weder blau noch schwarz, weder dunkel noch hell. Vom „gestirnten Himmel über uns", der noch Kant zur moralischen Navigation gedient hat, keine Rede. Er war wie durchgesessener Samt rosa, von irdischer Lichtreklamen Gnaden. Verschossen. Aus der Mode.

Nein, beim Himmel war keine Hilfe. Die Menschen hatten ihn abgeschafft. Sie hatten ihre eignen Gestirne, ihre eigne Navigation, ihre eigne Zeit, und wenn in dieser Ordnung Anarchie ausbrach, so nützte keine himmlische Berufungsinstanz. Die alten Juden hatten die Sonne anhalten müssen, als sie mit Nachtschicht Krieg führen wollten. Seit Edison brauchte man keinen überirdischen Beistand mehr. Man ging über die Nacht zur Tagesordnung über.

Die Uhr schlug Zwölf. Da stand der Zeitungshändler im Licht und rief die Mittagszeitung aus, unbefangen, als sei alles in Ordnung. Das wichtigste Ereignis des Mittags war pünktlich zur Stelle. War nun also Mittag? Machte die Zeitung die Zeit, oder machte die Zeit die Zeitung? Wer sollte das so genau wissen? Wer wollte es auch nur?

Die Operette rüstet auf . . . von Walter Mehring

(Aus der Neufassung der „Großherzogin von Gerolstein" — gesungen von Käthe Dorsch)

Die Großherzogin:

Ach! Wie
liebe ich die Soldaten, liebe ich
die Soldaten! Liebe ich die Soldaten!
Prall das sündige Fleisch gezügelt
Wirkt der Mensch wie neugebügelt!
Ach! Wie
liebe ich die Soldaten
Wahre Männlichkeit verraten
Uniformen allein!

Männer! Männer! reihenweis!
Ists der Mensch — ist es die Masse?
Weiß nur, daß ich kalt und heiß
Bis ins Innerste erblasse!
Ist es der Mensch — die Uniform?
Ich weiß nur eins: ich lieb enorm!

Chor: Sie liebt enorm! Sie liebt enorm!
Sie liebt enorm.

*

Die Großherzogin:

Ach! Wie
liebe ich die Soldaten
Wahre Männlichkeit verraten
Uniformen allein!

*

Folg ich Regungen abnorm
Sündigen oder vaterländschen?
Ists der Mensch in Uniform?
Ists die Uniform im Menschen?
Ist es die Marschmusik — der Takt?
Lieb sie in Wichs — und lieb sie nackt!

Chor: Sie liebt sie nackt!
Sie liebt sie nackt!
Sie liebt sie nackt!

Die Großherzogin:

Ja! Ach wie liebe ich die Soldaten!

Jetzt liegt die Bühne in tiefem Dunkel — Scheinwerfer beleuchten nur die Kanonenrohre, die Figur der Großherzogin und den Hintergrund wehender Fahnen.

Hört her!
Hört, wohin Ihr wollt!
Militär
ruft zu neuen Kriegen!
Und wir
zahlen seinen Sold
Aus unsrer Not mit Gold!

Wenn sie heut — weit und breit — ihre Fahnen
schwenken! schwenken!
Steht alles stramm in Positur!
Ach, könnt Ihr alles Leid ausdenken
Das ganze Menschenleid ausdenken
wirklich denken?
Nein!

Sie denken nicht — sie singen nur:

Alles in Helle — Chorgirls, als Soldaten eingepuppt, schwirren an, singend

Chor der Girls:

Ach! Wie
liebe ich die Soldaten! Liebe ich die Soldaten...
Prall das sündige Fleisch gezügelt,
Wirkt der Mensch wie neugebügelt!
Ach! Wie
liebe ich die Soldaten! Liebe ich die Soldaten...

Billingers „Rauhnacht“ von Alfred Polgar

Drei Stunden unter Inntalern; deren Sitten und Gebräuche.

Das Dorf, in dem Billingers dramatische Ballade sich abspielt, wird von Gestalten bevölkert, die entweder innen oder außen oder sowohl innen wie außen beschädigt sind. Sonderlinge, Krüppel, Monomane, Verbogene, Aufgeschwollene, Grotesk-Wesen, Originale, Leibes- und Geistesgestörte bilden eine unfrohe Gemeinschaft, über der die Sonne nur zu scheinen scheint, damit man sehe, wie finster es ist. Wer in dieser Menschensiedlung lebt, ist gewissermaßen hierzu verdammt. Gruppe aus dem Inntaler Tartarus. Ländliches Glück erweist sich hier als sehr fragwürdig, vom Herzensfrieden, zu dem, nach Aussage der Bukoliker, Beschäftigung mit Pflug und Vieh verhilft, ist kaum etwas zu spüren, der Tag geht schicksalsschwer, Dunkles und Böses webt zwischen den Inntalern, deren seelische Transpiration die Luft dick macht. Nichts Abgründiges ist ihnen fremd. Wir Großstädter sind doch relativ bessre Wilde!

Die Rauhnächte, deren es, in Billingers Gegend, um die Weihnachtszeit herum mehrere gibt, lockern das Dämonische der Einwohner. Es steigt in solcher Nacht, die mit Rausch und Trubel, mit Inbrunst und besonders mit Brunst begangen wird, herauf aus der acherontischen Tiefe, die auch in Oberösterreichers Seele dumpft und dampft, und, wie der See zum Bade, zur Analyse ladet. Von diesem Hochkommen verdrängter Lüste und Begierden, von diesem ekstatischen Außersichgeraten sonst so langsamer, gefühlskarger Landleute gibt Billingers Rauhnacht kräftige Muster.

Es ist ein Mann im Dorf, einheimisch und doch fremd, um den Geheimnis wittert und ein Ruch von Teufelei. Obschon er sich sehr still benimmt, spüren wir doch sogleich: in diesem Ruhigen schlummern gefährliche Unruhen. Er war einmal Missionar in Afrika. Aber dort wurde mehr er zum Negerischen bekehrt, als die Neger von ihm zum Katholischen. Nun sitzt er, sinnend und spinnend, daheim, mit einer Truhe voll afrikanischer ritueller Geräte, unter denen ur-naturgemäß die phallischen eine größte Rolle spielen, und mit wohlig-wehen Erinnerungen an barbarische Opfer- und Liebeskulte, die seinem innersten Ich sehr zugesagt haben. Zwischen diesen wilden Bräuchen und den hanebüchenen Rauhnachtsmaskeraden der Inntaler besteht (sagt der Mann, bzw. sagt Billinger) Verwandtschaft. Auch im Oberösterreicher lebt Heidnisches, nur ist es bei ihm ummauert vom Katholischen. Bei guter Ge-

legenheit, vor allem à propos der Rauhnacht, bricht es hervor, wie die Fratzen aus der gotischen Kirchenfassade. Was aber für die Inntaler gilt, gilt wohl gleichermaßen für die Bewohner aller Erdentäler und -höhen: daß nämlich der Mensch dem Menschen ein Wolf ist, und unter der Taille satanisch. Wenn er sich nicht geniert, wenn er einen Rausch hat oder wenn Rauhnacht ist, bekennt er dieses Satanische. In solcher Nacht enthüllen sich, sich vermummend, die Inntaler; unter der Maske lassen sie die Maske fallen.

Wunderlich fromm-unfromm durchdringen einander in Billingers Schauspiel Rauh- und Weihnacht. Rauhnacht, unheilige Nacht und: stille Nacht, heilige Nacht werden, mit ernstem Witz, kontrapunktisch gegeneinander geführt.

Trotzdem wäre vielleicht jener rätselhafte Heimkehrer aus Afrika kein Lustmörder geworden, wenn nicht der Krämerin lebfrisches Töchterlein ihn in diese Funktion gradezu hineingelistet, gelockt, genötigt hätte. Das Mädchen, auf Ferien zu Hause, wird zwar bei den englischen Fräulein erzogen, aber es hat, wie man zu sagen pflegt, den Teufel im Leibe. Und dieser Teufel wirkt unwiderstehlich attraktiv auf den Teufel im Exmissionar. So geschieht das Böse. Es bringt Jammer über die Krämersfamilie, die dessen schon übergenug hat. Die Mutter trauert zwei Söhnen nach, die in einer Rauhnacht, auf den dramatischen Tag genau soundsoviel Jahre her sind es eben, vor dem Feind gefallen sind. Der überlebende Bruder hat nur einen Arm und das Antlitz von Kriegswunden entstellt. Er ist ein mürrischer Epileptiker, dem die Weiber mehr zu Gesicht stehen als, weil dieses verstümmelt ist, er ihnen. Dennoch reift in der jungen Magd ein Kindchen von ihm, sichtlich reift es. Die alte Magd ist von Kopf bis Fuß eine einzige Schrulle (Frau Koppenhöfer spielt das herrlich). Der Großvater, er sieht aus und spricht wie der alte Huhn in „Pippa tanzt", frißt alles Freßbare, das ihm in Reichweite kommt, und ist schwachsinnig. Aber er hat lichte Augenblicke. Etwa wenn er, zum Verdruß der Familie, auf das Klosett immer grade die heutige Zeitung, nicht zur Lektüre, mitnimmt.

Das Töchterlein aber, beunruhigt, wie schon erwähnt, von Lebens- und Liebeslust, tanzt in rauhnächtiger Stunde dem Tod ins Bett. Sie verführt den Exmissionar, sie zu verführen. Warum dieser es dabei nicht bewenden läßt, sondern die arme Creszenz werwölfisch zerfleischt, wird nicht zwingend klar... doch muß man schon sagen (und vielleicht wollte dies auch der Dichter wahr haben), daß die Creszenz das heimliche Unheimliche in jenem, das latent Lustmörderische mit einer Zielsicherheit aufreizt, als wünsche ihr Unterbewußtsein die Schlachtung. Noch selten dürfte sich ein Opfer dem Opferer so fast zudringlich serviert, ihm das Messer, unter dem es fällt, so unabweislich in die Hand geschmeichelt haben.

Louise Ulrich, aus Wien versteht sich, macht das mit überzeugend echtem sinnlich-kindlichem Temperament. Kein falscher Ton in ihrer glitzernden Skala. Der Mörder ist Werner Krauß. Für derart gefährlich umwetterleuchtete Figuren hat er die rechten Spielfarben und -töne; doch nötigt ihn die Rolle, seine Wirkung mehr aus dem Pantomimischen als aus dem Ge-

sprochenen zu holen. Lothar Müthel, Maria Mayer, das Fünkchen gebende Fräulein Schwanda (aus Wien), wie überhaupt die Darsteller der „Rauhnacht" lassen dem Autor reichlich zukommen, was des Autors ist; und machen ihrem Staatstheater Ehre.

Billingers zeitfernes, deshalb aber gar nicht gleichgültiges, Drama ist, darüber sind Zweifler und Begeisterte einig: dichterisch. Dieses hochwertende Beiwort hängt sich an das Stück mit der Unmittelbarkeit einer Assoziation. Warum ist Billingers Schauspiel dichterisch? Erstens, weil es spröde, zweitens, weil es schattentief ist, drittens, weil es in einer persönlichen, wenn man so sagen darf: handgeschnitzten Sprache redet, viertens, weil seine Figuren fest im dramatischen Raum stehen, diesem (wie auch untereinander) atmosphärisch verbunden, fünftens, weil seine Wirkung aus Quellen kommt, die zugedeckt fließen, sechstens, weil der Geist, den es hat, nichts von jenem Geist hat, den die Zeitungsleser unter Geist verstehen, siebentens undsoweiter, weil es eben dichterisch ist (was sich fast leichter sein, als definieren läßt).

Eine großartige Aufführung. Jürgen Fehling ist Meister darin, Nebel zu gestalten und zu bewegen. Wenn auch in Einzelheiten verliebt und jede, damit sie sich voll auswirke, langsam um die eigene Achse kreisend lassend: in solchem Zwischenreich zwischen wirklich und unwirklich, wie es Billingers Schauspiel als Ort der Handlung dient, ist er souveräner Herr. Die Kamera, mit der Fehling solch geheimnisvoll fließende Welt aufnimmt, hat sozusagen eine besonders zwielichtstarke Linse.

Morgan und Borsig von Bernhard Citron

So selten wie endemische Krankheiten, die in abgelegenen Gebirgsdörfern oder unter Negerstämmen herrschen, sind lokale Krisen. Die Geißeln der Menschheit sind die großen Epidemien, die politischen und wirtschaftlichen Weltkatastrophen. Wie rasch folgte auf den Zusammenbruch der Oesterreichischen Creditanstalt der Ruin großer Bankinstitute in der ganzen Welt. Der Pfundentwertung schlossen sich die nordischen Staaten und Japan an. Jetzt kommt aus Ungarn die Nachricht, daß ein Moratorium für Anleihen ausgesprochen werden muß. Man wartet in der internationalen Finanzwelt bereits auf das nächste Land, das in gleicher Weise verfahren wird. Natürlich denkt man dabei an Deutschland, ohne sichere Anhaltspunkte für diese Vermutung zu haben. Der Kurs der Dawes- und der Young-Anleihe weist auf den Pessimismus des Auslandes hin. Diese beiden Reichsanleihen sind auch die einzigen, von denen erhebliche Beträge im Auslande plaziert wurden. Aber auch die großen privaten Auslandsanleihen zeigen eine rückläufige Bewegung. Infolge der Verschärfung der Devisenbestimmungen ist es fast unmöglich geworden, diese sogenannten Dollarbonds von Deutschland aus zu erwerben. Die Gesellschaften selbst aber erhalten noch nicht einmal die Erlaubnis, über pflichtmäßige Amortisation hinaus Rückkäufe ihrer so ungewöhnlich niedrig stehenden Obliga-

tionen vorzunehmen. Im Auslande hegt man Befürchtungen in zweifacher Hinsicht. Erstens nimmt man an, daß eine Reihe von Gesellschaften über kurz oder lang mit der Bezahlung ihrer Verpflichtungen in Schwierigkeiten geraten könnte, zweitens, daß eines Tages die Regierung aus devisenpolitischen Gründen den Transfer auch zum Zwecke der Zinszahlung und Amortisation sperren werde. Wenn man grade von seiten des Deutschen Reiches derartige Handlungen befürchtet, so liegt dies nur zu einem gewissen Teil an dem seit der Julikrise angewachsenen Mißtrauen gegen die deutsche Wirtschaft, zum andern an der besondern Art unsrer Verschuldung.

Auch andre Staaten haben sich ihren Verpflichtungen entzogen, indem sie ihre Währung vom Goldstandard lösten. Das Deutsche Reich würde auf diese Weise nichts gewinnen, denn die Auslandskredite sind fast alle in fremder Währung abgeschlossen worden. Anscheinend hat man diese Möglichkeit außerhalb Deutschlands früher erwogen als im Lande selbst. Von der in der Vierten Notverordnung ausgesprochenen Zinssenkung wurden die Auslandsanleihen mit Vorbedacht ausgenommen. In der kurzen Zeitspanne, die seitdem verflossen ist, scheinen sich die Ansichten geändert zu haben. Man ist heute wohl kaum mehr unbedingt der Meinung, daß Verzichtleistungen, die dem Inländer zugemutet werden, vom Auslande nicht getragen werden können. Die Wandlung dürfte in engem Zusammenhang mit dem Verlauf der Stillhalteverhandlungen stehen. Die Gegensätze sind recht groß, da sich die Gläubiger über die deutsche Zahlungsfähigkeit und Deutschland über die ausländische Stillhaltebereitschaft übertriebenen Illusionen hingegeben haben. Schuld daran tragen vor allem die deutschen Banken, die nicht gerne von ihrer eignen Zahlungsunfähigkeit sprechen, sondern es lieber der Reichsbank überlassen, devisentechnische Gründe in den Vordergrund zu schieben. Eine Völkerwanderung des Kapitals droht, das bisher regierende Weltwirtschaftssystem aus den Angeln zu heben. Die gewaltigsten Reiche im Bezirk der Hochfinanz werden zerstört. Der Glanz zweier Namen, die im neunzehnten und im zwanzigsten Jahrhundert Verkörperungen der Begriffe Reichtum und Wirtschaftsmacht gewesen sind, ist verblaßt. Vor Rothschild zitterten einst Könige, vor Morgans Füßen lagen die Demokratien der Welt. Nach dem Krach der Oesterreichischen Creditanstalt las man in einer wiener Zeitung die Anzeige eines kleinen Kaufmanns, der auf den Namen Rotschild hört, sich aber von den großen Trägern des Namens durch das fehlende „h" und den gleichfalls fehlenden Adelstitel unterscheidet. Dieser brave Mann legte Wert auf die Feststellung, daß er mit dem Baron Rothschild weder identisch noch verwandt sei. Wird demnächst der Schauspieler Morgan erklären lassen, daß er nicht Pierpont sondern Paul mit Vornamen heißt? Das Verhältnis Morgan-Frankreich hat sich im Laufe weniger Jahre von Grund auf gewandelt. Der Gläubiger wurde zum Schuldner, und der Schuldner zum Gläubiger. Wenn Frankreich das in den Vereinigten Staaten investierte Kapital zurückforderte, dann müßte auch Amerika ein Stillhalteabkommen schließen. Da die eigne Stillhaltung

die U.S.A. mehr als die fremde interessiert, wird am Ende Frankreichs Standpunkt in den berliner und baseler Verhandlungen obsiegen. Eine Kontroverse mit der Banque de France könnte die größten Häuser in Wall Street zusammenbrechen lassen.

Deutschland war jahrelang ein getreuer Schüler Amerikas. Daher ähnelt die deutsche der amerikanischen Krise so sehr. Expansion und Rationalisierung in allen Schattierungen fanden sich diesseits und jenseits des Ozeans. Es ist auch auf beiden Kontinenten das gleiche Bild — technisches Gelingen und finanzieller Mißerfolg der Rationalisierung. Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die Presse, daß die A. Borsig G. m. b. H. in Tegel ihre Zahlungen eingestellt habe. Das Werk befindet sich technisch auf der Höhe. Sogar die Kapazitätsausnützung war in diesem Jahre mit 75 Prozent weit höher als bei den meisten Unternehmungen derselben Branche. Aber man hatte sich mit Finanzgeschäften behängt, die von vornherein einen überflüssigen Ballast darstellten und schließlich den ganzen Konzern zu Boden drückten. Die Vereinigung Deutscher Pumpenfabriken G. m. b. H., deren Leiter ein wahres „Pumpgenie" gewesen sein muß, verfügte zwar nur über fünfhunderttausend Mark Eigenkapital, aber die Verbindlichkeiten und Bürgschaften betrugen mehrere Millionen. An sich ist es erstaunlich, daß man nicht diese G. m. b. H. zusammenbrechen ließ und wenigstens A. Borsig rettete. Aber die Bindungen müssen bereits so eng gewesen sein, daß Borsig mitgerissen wurde. Herr von Borsig galt als Scharfmacher vom schwersten Kaliber. Er selbst wollte nicht als Sozialreaktionär angesehen werden und meinte, wenn er den Vorsitz im Arbeitgeberverband niederlegte, dann käme eine noch viel schärfere Richtung ans Ruder. Unverkennbar ist die Mäßigung der politischen Tendenz im Hause Borsig, als es mit der Macht und dem Reichtum zu Ende ging. Der Eintritt des jungen Borsig in die Deutsche Staatspartei wurde nicht nur von den Staatsparteilern, die ihn als Renommier-Industriellen betrachteten, sondern auch von den Borsigs, die so ihre demokratische Gesinnung kund taten, unterstrichen. Die Lahusens, die natürlich in moralischer Beziehung keinesfalls mit den Borsigs verglichen werden können, setzten auf ein andres Pferd. Sie warteten auf den Nationalsozialismus, der ihre Schulden annullieren und ihnen das Wollmonopol bringen sollte. Aber Hitler reitet nicht so schnell wie die Pleite, das Ende kam zu früh. Der leicht demokratische Anstrich, den sich Borsig noch vor Toresschluß gab, genügte vollauf, um ihm eine wohlwollende Presse zu sichern. Die Rechtspresse greift Industrielle niemals an, solange auch nur der Hoffnungsschimmer einer Sanierung vorhanden ist, die bürgerliche Linkspresse war diesmal milde gestimmt. Im übrigen machen auch zusammengebrochene Industriegesellschaften und verkrachte Bankinstitute von der Dementiermaschine gern Gebrauch.

Über Rechte und Pflichten der Publizistik macht man sich in Kreisen der Privatwirtschaft überhaupt sehr merkwürdige Vorstellungen. Es gibt große Montanunternehmungen, die glauben, daß ein Artikel in der ‚Bergwerks-Zeitung' oder in

der ‚Rheinisch-Westfälischen Zeitung' die Stimme der öffentlichen Meinung darstellt. Daß zwischen einer derartigen Publikation und einer Abhandlung in der Werkzeitung der betreffenden Gesellschaft kein wesentlicher Unterschied besteht, fällt diesem Unternehmertyp nicht auf. Die berliner Zeitungen — mit Ausnahme weniger Rechtsorgane wie der ‚Börsen-Zeitung' — gelten als Skandalblätter, die man möglichst ignorieren möchte. Wenn den rheinischen Industriemagnaten die Nationalsozialisten aus keinem andern Grunde sympathisch wären, so würde man sie schon wegen ihrer Kritiklosigkeit in Wirtschaftsfragen schätzen. Analphabeten lassen sich leicht regieren, und in einem Lande, in dem die Wirtschaftskritik fehlt, hat die Industrie anfangs leichtes Spiel. Dann ist das goldne Zeitalter der Pressechefs angebrochen, die nur noch durckfertige Communiqués auszugeben haben. Aber am Ende würden die Wirtschaftsführer selbst die Kritik zurücksehnen, denn jedes wirtschaftliche Interesse geht verloren, wenn nicht diskutiert und polemisiert wird, wenn nicht Bilanzen zerpflückt und Dividendenaussichten prophezeit werden. Fade Kost ohne Pfeffer und Salz regt die Funktionen des Magens nicht an. Eine Krankheit würde im deutschen Wirtschaftskörper entstehen, die wahrhaftig einen endemischen Charakter trüge. Italien läßt sich nämlich nur von einem Mussolini regieren; die deutsche öffentliche Meinung ließe sich aber auf Thyssen ebenso wie auf Hitler dressieren.

Die Seriösen von Theobald Tiger

Wenn dir ein ernster Kaufmann spricht:
so hör ihn nicht! so hör ihn nicht!
Er spricht dir von den schweren Zeiten,
von Wirtschaft und Notwendigkeiten...
Erst wird er fachlich. Und dann krötig.
Der hats nötig —!

Ja, mit gepumptem Auslandsgeld,
da war sie schön, die deutsche Welt.
Da rauchten wirbelnd alle Essen,
da hatten sie die großen Fressen.
Das Land war ihnen sehr erbötig...
Die habens nötig.

Das Geld ist hin. Die Arbeit knapp.
Die Konjunktur sank tief herab...
Wer sich und uns derart verwirrt hat;
wer dauernd sich so oft geirrt hat;
wer sich in allen schweren Tagen
nur Pleiten holt und Niederlagen,
ein Heros der Finanz-Etappe —:
der erzähle uns nichts, sondern halte die Klappe!
1, 2, 3 —
am Zuchthaus glatt vorbei!
3, 2, 1 —
Was du dir nimmst, ist deins!
Von Tag zu Tag wird stets defekter
der Ruf vom Generaldirekter.
Was der uns predigt, darauf flöt ich.
Der hats nötig.

Bemerkungen

Das Andre Polen

Im Briefteil einer großen Tageszeitung wurde kürzlich die Frage aufgeworfen, was wir von Polen wüßten, und damit eine Frage zur Erörterung gestellt, die brennend ist: weil es an dieser Grenze brennt und weil es immer noch Gutgesinnte auf beiden Seiten gibt, die willens wären, die schwelende Glut zu ersticken. Willens — ob auch fähig?

Gewiß kann man die Frage nicht beantworten, wenn man nur vierzehn Tage in einem Land gewesen ist. Man kann nichts tun als ein paar Tatsachen feststellen. Das sei in diesem Zusammenhang erlaubt.

Die Reise, um die es sich handelt, wurde im September 1930 von einer badischen Studiengruppe des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller unternommen. Die Gruppe war, das muß betont werden, keineswegs von der polnischen Regierung eingeladen worden. Aber man stellte ihr einen jungen Kollegen, Attaché des warschauer Auswärtigen Amtes, zur Verfügung, der sie an der Grenze abholte, begleitete und ihr sprachlich weiterhalf; denn von uns konnte keiner Polnisch. Wir fingen mit Lodz an, dessen Trostlosigkeit nicht beschrieben zu werden braucht, wie es sich denn hier überhaupt nicht um einen nachgeholten Reisebericht handelt. Erwähnt werde lediglich, daß früh um sieben in der Industriestadt Lodz, in der man zwei Tage zuvor dem deutschen Konsulat auf Grund einer bestimmten Ministerrede die Fenster eingeworfen hatte, die Vertreter der dortigen Presse und der Wojwodschaft mit Rosensträußen zur Einholung der deutschen Kollegen an der Bahn bereitstanden. In Warschau hat man sich ähnlich verhalten; man hat uns Quartiere in dem zum Sejm gehörigen, gleichzeitig mit ihm für die Abgeordneten erbauten, Hotel gegeben, zu einem sehr mäßigen Preis — man versuche sich den analogen Fall in Deutschland vorzustellen. Die Instanz, die sich hauptsächlich um uns kümmerte, war der polnische P.E.N.-Klub, der in Polen die Schriftsteller zusammenfaßt und repräsentiert. (Eine dem S.D.S. genau entsprechende Organisation gibt es nicht.) Dieser P.E.N.-Klub nun hat uns einen Begriff des „andern Polen" vermittelt; er gab uns in Wilna einen unvergeßlichen Musikabend, dem Rilkes Freund und Übersetzer Hulewicz präsidierte; seine Mitglieder führten uns durch die wunderbaren Schlösser und Kirchen von Wilna, Warschau, Krakau, den Zeugnissen einer Kultur und Geschichte, von der wir im Gegensatz zu unsern Ahnen vor hundert Jahren nichts mehr ahnen. (Krakau: eine der Städte, zu der jährlich Hunderttausende pilgern würden, wenn sie in Italien läge...) Man hat uns auch das moderne Polen gezeigt; die Arbeiter-, Studenten-, Künstlersiedlungen in Warschau; das gigantische Experiment von Gedingen, um dessen Hafen in zehn Jahren eine Stadt von über vierzigtausend Einwohnern entstanden ist an Stelle eines Fischerdorfes von vierhundert. Man hat uns in Fabriken und Zeitungspaläste geführt, man hat versucht, uns klarzumachen, wie unendlich schwer es das neue Polen hat, den Schutt der russischen und österreichischen Vergangenheit wegzuräumen; wie es noch litte unter den Folgen von hundertfünfzig Jahren Fremdherrschaft, während der jede Erinnerung an die einstige Selbständigkeit und Größe gewaltsam unterdrückt wurde. Natürlich hat man uns das gezeigt, was wir sehen sollten, aber — niemand hinderte uns, auf eigne Faust uns zu orientieren; wir waren ja keine offiziellen Gäste, trotzdem uns etwa in Zakopane in der Tatra, wo es keinen P.E.N.-Klub gibt, am ersten Tag der Woiwode seinen Besuch machte.

Man hat uns reichlich viel Besuchskarten in unsre Hotels geschickt, und wir haben entsprechend erwidert. Die einzige Behörde, die trotz Kartenabwurf keine Notiz von unsrer Anwesenheit nahm, war — man ist versucht, zu sagen: selbstverständlich! — die Deutsche Gesandtschaft in Warschau. Denn wir waren bloß Landsleute und bloß Schriftsteller, um die zu kümmern es sich nicht lohnte. Das besorgten die Polen ja zur Genüge.

Stimmungsmacherei? Billige Propaganda, mit der man Urteilslose fängt? Man kann es so auffassen. Aber warum soll man schließlich nicht versuchen, geistige Vertreter der Nachbarnation für sich zu gewinnen, indem man ihnen zeigt: es gibt dies andre Polen. Wir sind stolz auf unser neuerstandenes Vaterland, aber wir sind nicht insgesamt identisch mit seinen Gewaltmethoden, mit seinem Säbelgerassel, mit seiner nationalistischen Überreiztheit. Wir Andern, die wir arbeiten wollen für Wohlstand und die Fortentwicklung der Kultur, haben freilich wie überall nicht viel zu sagen. Aber wir sind doch da, und ihr sollt uns kennen, ihr Nachbarn, mit denen wir verbunden sind durch über tausend Kilometer gemeinsamer Grenze.

Nationalistische Überreiztheit? Noch ein Faktum, das letzte: wir fuhren nachts von Gedingen nach Krakau. In Posen hielt der Zug lange, um die Heimkehrer von der großen Sonntagsdemonstration gegen die Reden unsres Ministers Treviranus aufzunehmen. Der Zug war überfüllt, wir hatten unsre Abteile abgeschlossen. Außen hing ein polnisches Schild: Reserviert für die deutsche literarische Delegation. Die Demonstranten, die Platz suchten, rüttelten auch an unsren Türen; sie lasen das Schild, sie schlugen nicht die Tür oder die Scheiben ein, sie schimpften nicht, sie gingen ruhig weiter und suchten sich anderswo Platz.

Diese wenigen Eindrücke vom Andern Polen bedürfen der Öffentlichkeit, so gut wie das Wissen vom offiziellen Polen. Es stellte sich aber — damals, vor einem Jahr — heraus, daß niemand es wissen wollte. Ein kurzer, sachlicher Bericht über die Studienfahrt des S.D.S. wurde in einer einzigen süddeutschen Zeitung gedruckt; die übrige bürgerliche Presse fand, daß Polen nicht interessiere oder daß ein neutraler, gar wohlwollender Bericht „nicht opportun" sei; auch die Kontrollinstanz des Rundfunks war dieser Ansicht. Und eben hier, in dieser Gleichgültigkeit oder gar Tendenz liegt die Unterlassungssünde und die Gefahr. Denn so gut wie die Mißhandlungen und die Ungerechtigkeiten registriert werden, so gut haben auch die Freundlichkeiten und die Rosensträuße ein Recht auf Publizität. Wie es sich denn immer wieder zeigt, daß der größere Teil der Lügen nicht durch Worte entsteht, sondern durch Verschweigen.

M. M. Gehrke

Dem VDA gewidmet

Wer Gelegenheit hat, deutsch-amerikanische Zeitungen zu durchblättern, wird sich wundern, welch seltsame Wandlungen die deutsche Sprache erfährt, wenn sie den großen Ozean überquert und längere Zeit in andern Längengraden ertönt.

Da lädt beispielsweise in der ‚Deutschen California Staats Zeitung' der „Freimaurer-Klub" zu seiner Monatsversammlung in der Hermannssöhne-Halle ein und teilt mit: „Wichtige Sachen kommen zur Besprechung, auch ein Programm ist vorgesehen. Pläne für das Weihnachtsfest werden gelegt." Da lachen die Hühner. Auf einem deutschen „Elks-Abend in Redondo Beach" wurde folgendes an Speisen geboten: Sauerbraten, Kartoffelklöße, Rotkohl, Leberwurst, Roggenbrot, Salami, Limburger Käse, Pumpernickel, Bier und Kaffee. „Was kann man in der Adoptivheimat mehr verlangen?" Fürwahr. Kein Wunder aber auch, daß alles genau klappt, wo doch mit deutscher Organisationstüchtigkeit dafür gesorgt wird, daß für jeden Handgriff ein Spezialist bereitsteht. Bei der Beamtenwahl des „S.A. Liederkranz" etwa wurde folgender Generalstab gewählt: Ein Präsident, ein Vizepräsident, ein prot. Sekretär, ein Finanzsekretär, ein Schatzmeister, ein Bummelschatzmeister, ein Archivar, drei Verwaltungsräte, vier Personen ins Wirtschaftskomitee, vier Personen ins Musikkomitee, ein Dirigent, ein Vizedirigent, drei Delegaten zum Süd Pacific Sängerbund. Auch Mitglieder soll der Verein haben.

Was ein Funktionär ist, reibt sich bekanntlich immer auf. Das merkt man auch beim „Rotmänner-Orden", der in der ‚California-Zeitung' ankündigt: „Damit sich alle Besucher großartig amüsieren, ist die Hauptaufgabe des Komitees. Laßt die ‚Sorgenhose' zuhause . . ." Aber zuweilen wird auch etwas fürs Herz geboten: „Am Montag Abend, acht Uhr fünfzehn, 29. Dezember, hält die bekannte Opern-Dolmetscherin Margarete Goetz, im Salon ihres neuen Studios, au 902, So. Alvarado, einen ihrer bekannten Lichtbildervorträge über die herrliche und tiefgründige Wagner-Oper „Parsival". Zusätzliche, noch nie vorher von ihr gezeigte Lichtbilder werden vorgeführt. Bei zwei Europareisen besuchte Margarete Goetz die Parsival-Vorführungen in Bayreuth und sie ist eine kompetente Auslegerin der Wagner- und anderen Opern. Ihre Vorträge sind stets rege von Musik-Freunden und Wagner-Verehrern besucht. Ebenso hören Sie Bayreuth-Rekorde von Chören, Solos, Orchester." Was kann man in der Adoptivheimat mehr verlangen?

Richard Floch

Haben wir einen Reichstag? Wir haben einen Reichstag!

In der düsseldorfer ‚Volksparole' ist, wie neulich mitgeteilt, ein Gedicht Theobald Tigers „Die Ortskrankenkasse" erschienen. Signiert war das Plagiat mit dem bekannten Nazinamen „Schloch".

Strafantrag gegen den Verantwortlichen, Spaßes halber.

„Amtsgericht Abteilung 28 . . . wird mitgeteilt, daß der Beschuldigte Mitglied des Reichstages ist. Da der Reichstag nicht geschlossen, sondern lediglich vertagt ist, ist gem. Artikel 37 Reichsverfassung die Einleitung eines Strafverfahrens zurzeit unzulässig."

Und du hast immer geglaubt, die Deutschen machten von ihrer Verfassung keinen Gebrauch!

Mutig sind die Nazis. Da ist nichts zu sagen.

Mahagonny

An diesem Stück mit dem feierlich breitspurigen Titel „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny" ist vieles unklar und verworren, das Unklarste, Verworrenste und Verwirrendste aber ist wohl, daß die Autoren Brecht und Weill — in begreiflicher Selbstüberschätzung und unbegreiflicher Unterschätzung historischer Bedingtheiten — das Ganze als Oper angesehn wissen möchten, obzwar sie grade der Oper den Krieg erklärt haben, obwohl sie nichts für änderungs- und neuerungsbedürftiger halten als sie (von der sie nichts halten), obzwar sie nichts so sehr zu überwinden suchen — und in gewissem Sinn sogar überwinden — wie diese Kunstform, die sie in einem wollen und nicht wollen, bejahen und verneinen, mit der sie ringen, von der sie nicht lassen: ohne daß sie endlich gesegnet würden... Wenn Brecht behauptet, die Oper wäre im wesentlichen kulinarisch, „Mahagonny" wäre es auch und daher ebenfalls eine: so ist dies nichts als sophistische Spiegelfechterei und unerlaubte Vereinfachung der Sachlage ... „Kulinarisch" ist ja überhaupt ein Schlagwort, mit dem sich alles und nichts beweisen läßt; grade aber, wenn man sich in den Gedankenkreisen bewegt, deren Exponent dieser unglückselige Ausdruck ist, hat man die Pflicht, Verwirrung der Begriffe wie Verwirrung der Gefühle nach Tunlichkeit zu vermeiden. Grade dann darf man neuem Wollen keine alten Namen geben, darf man nicht Oper nennen, was in Wahrheit keine ist.

Was ist es denn? Um dies auseinanderzusetzen, gibt es zwei Möglichkeiten: sich in die Lage eines Mannes zu versetzen, der ohne ästhetisches und soziologisches Wissen das Ganze möglichst naiv aufzunehmen bereit und imstande wäre (aus dem Werk selbst also alles zu entwickeln), oder es als Ausdruck einer bestimmten Haltung zu werten, es sozusagen im Scheinwerferlicht bestimmter Theorien zu sehen, die einen gemeinsamen Ursprung nicht verleugnen, die weltanschaulich orientiert sind.

Das von uns postulierte naive Gemüt, dem daran liegt, die Gesetze des Werks aus ihm selbst zu begreifen, wird vor allem ein Überwiegen der Handlung im ursprünglichen Sinn des Wortes feststellen; einer Handlung, die in sich selbst sehr uneinheitlich ist, der die Konsequenz, die Notwendigkeit, die „Logik der Unlogik" fehlt. Zu Anfang ist es die durchaus uninteressante Geschichte einer von Huren und Halunken gegründeten Neppstadt irgendwo im wilden Westen, die sich als schlechtes Geschäft herausstellt; später dann wird dieses selbe Mahagonny in dem man nach der Sturmnacht „alles dürfen darf", solange man bezahlen kann — und dem Tod verfallen ist, sobald man kein Geld mehr hat, Svmbol der kapitalistischen Welt schlechtweg; der Schluß endlich bringt einen im Grunde durch nichts gerechtfertigten Aufruhr, der schärfstes Tendenzgeschütz auffährt und sich so mit dem unverbindlichen und spielerischen Anfang verdammt schlecht verträgt. Es sind im Einzelnen oft sehr begabte, im Ganzen aber schlecht gearbeitete, schlampig hingeworfene Szenen, in denen Ernst und Scherz, Pathos und

Parodie, krasseste Realität und sublimierte Irrealität reichlich widerspruchsvoll durcheinander gewirbelt scheinen; Szenen, die sich mit Weills Musik, die die Linie der Dreigroschenoper innehält, glänzend gearbeitet, aber nicht so einfallsreich ist wie diese, zu einem Songspiel ergänzen, das seiner Zusammensetzung nach die gemischtesten Gefühle auslöst: durchaus aber als etwas Einmaliges und Neues empfunden wird.

Die relative Hilflosigkeit der Beurteilung hört sofort auf, wenn man weiß, was Brecht eigentlich wollte. Es ging darum, den „Inhalt" zu einem selbständigen Bestandteil zu machen, den Zuschauer um das übliche „Erlebnis" zu bringen, ihm die Illusionen zu rauben, Diskutierarbeit zuzumuten, Auseinandersetzung aufzuzwingen und so die Änderung der gesellschaftlichen Funktion des Theaters einzuleiten. Es soll hier durchaus nicht gegen diesen Einbruch der Theorie in die Region der reinen Kunst gewettert werden: die Oper ist ja seinerzeit selbst als Produkt noch dazu falscher Theorien entstanden; wir wissen zudem, daß an bestimmten Punkten der Entwicklung die soziologischen Faktoren, die sich immer in starkem Wollen äußern, stärker sind als die kunsteignen artistischen. Ein solcher Punkt dürfte in unsern Tagen erreicht sein: grade deshalb hätten wir Brecht gern mit etwas mehr Verantwortungsgefühl bei der Arbeit gesehen. Wenn man schon Neuland sucht und die Begabung dazu hat — wozu die Basis der alten Oper angreifen, wozu, mit Brecht selbst zu reden, einen alten Ast ansägen, auf dem man sitzt, statt eine neue Basis zu suchen und sich auf einen neuen Ast zu setzen? Hier beißt sich die Schlange in den Schwanz; man kann nicht Oper wollen und alle Voraussetzungen der Oper negieren, es geht nicht an, die Illusion zugunsten eines „Inhalts" auszuschalten, der dann doch wieder „Spaß" und nicht nur Diskussionsbasis sein soll. Oder aber: vielleicht kann man das alles, es wäre nur hier beim ersten Versuch noch nicht geglückt.

Es ist nicht leicht, zu einem abschließenden und nur einigermaßen gerechtem Urteil zu kommen. Von reiner Kunst im bisherigen Sinn ist da nicht mehr die Rede, das Kunstwerk ist im Außerkünstlerischen verankert, der Künstler ist Soziologe geworden, der sich bemüht, die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu durchschauen und zunächst seine eigne Stellung zu fixieren, um im Sinn seiner Erkenntnisse zu wirken; theoretische Irrtümer werden die Praxis aufs Entscheidenste beeinflussen. Andrerseits ist dies ein gangbarer, ein notwendig zu gehender Weg; darum müssen wir allen Pionieren Dank wissen, die ausziehen, neue Länder der Kunst zu erobern, wenn sie auch manchmal in der Wüste ihrer Theorien ein wenig stecken bleiben, ohne ihr Ziel ganz zu erreichen.

Trotz den Schwierigkeiten der Beurteilung und der Kompliziertheit aller damit zusammenhängenden Fragen sind wir überzeugt, Brecht hätte da Vieles anders und besser machen müssen und können; auch in dieser Form aber ist Mahagonny wertvoll: als ein Versuch, ein Übergang und, hoffentlich, ein Versprechen.

Arnold Walter

Sigilla Veri, ein Juden-Lexikon

„Ich lese fast täglich in den Sigilla Veri. Manche Dinge wurden mir klar, die ich vorher nicht verstand. Alle meine Freunde kommen, um bei mir die drei bisher erschienenen Bände einzusehen. Am Stammtisch muß ich mir jedesmal vier bis fünf Fragen notieren, um sie am nächsten Abend zu beantworten. Ob es sich um Auskunft über einen französischen, deutschen oder amerikanischen Juden, Judenfreund oder -gegner handelt, ob es sich um ein Wort aus der Gaunersprache oder ein in den deutschen Sprachgebrauch übergegangenes Wort handelt, stets konnte ich Auskunft erteilen.

Nur eine einzige Beschwerde möchte ich anbringen: Wenn ich zum Beispiel im 3. Bande etwas nachsehe, zum Beispiel den englischen Erzbischof Howard, Senna Hoy, Sir Isaacs Rufus, Kerr, Else Lasker-Schüler mit ihren typischen Gedichten, oder Landesverrat, oder einen der vielen Lazarus, Levi mit i und y, Lewi mit i und y, oder Leroy-Beaulieu — (ich erwähne gerade einige der Namen, die wir in den letzten Wochen durchsprachen) — stets empfinde ich es als störend, daß die vielen Abkürzungen oder Zeichen mir nicht geläufig sind. Da muß ich immer erst wieder aufstehn, Band 1 holen und dort nachschlagen auf den Seiten 109 bis 111, wo die Abkürzungen stehen.

Könnte der Verlag nicht die Abkürzungen und Zeichen auf einem als Lesezeichen zu benutzenden Bogen nochmals besonders drucken?"

„Der Verlag dankt für die Anregung und freut sich, seinen Freunden, Gesinnungsgenossen, Helfern und Beziehern ein solches Lesezeichen überreichen zu können.

Auf einem Zettel finden sich nun die Abkürzungen; darunter:

das dunkle dämonische Dreieck mit absteigender Spitze: Bezeichnung für Rassejuden jeder ‚Konfession'.

das helle theonische Dreieck mit aufsteigender Spitze: Bezeichnung für nichtjüdisch. Hinter den Namen gestellt, bedeutet es, daß der Betreffende zwar selber nichtjüdisch, aber jüdisch verheiratet ist.

Bei Pseudonymen (Deck-, Lug- und Trugnamen) wird durch = der Urname angegeben; zum Beispiel ‚Berger, Paul = Ismar Boas', das heißt Paul Berger heißt oder hieß eigentlich Ismar Boas.

(...) Diese Klammern enthalten Bemerkungen, Ansichten, Zusätze etcetera, der Herausgeber, zum Beispiel ‚Alexis, Werner (Anklang an Willibald Alexis!) = Carl. Ed. Klopfer', das heißt: der Jude Klopfer hat einen Decknamen gewählt, wodurch er mit dem berühmten nichtjüdischen Dichter Willibald Alexis in Beziehung gebracht oder verwechselt werden kann, deshalb Vorsicht!"

Deutscher Winter

Auf den Straßen schreit der Hunger,
In den Häusern stinkt die Not,
In den Speichern fault die Nahrung,
Bettler fechten ein Stück Brot.

Keinen Sechser in der Tasche,
In den Banken liegt das Gold,
Und sie sagen, diese Ordnung
Sei vom lieben Gott gewollt.

An der Ecke hockt der Blinde,
Hält zwei Schachteln Streichholz feil,
Feile Weiber pendeln langsam,
Machen satte Bäuche geil.

Rauchlos unter kaltem Himmel
Stehn Fabriken leer und stumm
Und mit abgestorbnen Händen
Stehen Arbeitslose rum.

Eine Frau hält vor dem Fenster
Voller Waren kunterbunt,
Geht nachhaus und steckt zum Nachtmahl
Sich den Gasschlauch in den Mund.

Auch der Dichter, der dort schlendert,
Wichtig, bleich und genial,
Hat nichts in der Welt verändert,
Denn das, dünkt ihm, sei banal.

Und der Wind fegt wie ein Besen
Eisig kalt die ganze Nacht,
Fegt die Welt zum alten Eisen,
Und die neue Zeit erwacht.

Hans Reiser

Antworten

Wiener. Der junge sozialdemokratische Schriftsteller Fritz Bürgel hat an den Rektor Ihrer Universität den folgenden Brief gerichtet: „Eure Magnifizenz! Als Kandidat der Philosophie habe ich bei meiner Promotion das Gelöbnis abgelegt, das den Doktoren meiner Fakultät vorschreibt, in der uneigennützigen Bemühung für die Wahrheit nicht zu erlahmen und danach zu streben, daß ihr Licht, in dem das Heil des Menschengeschlechtes beschlossen ist, nur um so strahlender leuchte. Die letzten Vorgänge an der Wiener Universität haben mir, wenn ich dieses Beweises noch bedurft hätte, gezeigt, daß die Promotionsformel jeden Sinn verloren hat; daß sich in den Anschlagekasten, ungehindert vom Rektorat, eine Gesinnung breitmacht, die weder mit den Gesetzen der österreichischen Republik, noch mit den Doktorgelöbnissen der einzelnen Fakultäten vereinbar ist. Rektor und Senat mögen über diesen Zwiespalt hinwegkommen; ich fühle mich durch mein Gelöbnis verpflichtet, einer Universität, die alle Gesetze der Humanität zwar in ihren Promotionsformeln führt, aber in Wahrheit für nichts achtet, mein Diplom als Doktor der Philosophie zerrissen zurückzugeben, und zu ersuchen, meinen Namen aus der Doktorliste jener Institution, die sich Alma mater Vindobonensis Rudolfina nennt, zu streichen. Ihnen, Herr Rektor, bleibt es überlassen, Ihre Haltung mit dem Gelöbnis, das Sie seinerzeit abgelegt haben, für vereinbar zu halten." Dies Vorgehen sei zur Nachahmung empfohlen. Wenn das an den Stätten der Wissenschaft so weitergeht, werden überhaupt bald gar keine Studenten mehr da sein, denen an wirklicher Arbeit liegt. Dann würden die Herren unter sich sein, und bald könnten alle Professoren abgebaut werden, denn von den Krawallmachern, denen der Rektor auch noch den „Ordnungsdienst" übertragen hat, läßt sich ja doch keiner in den Kollegs sehn. Das ist aber auch gar nicht nötig. Im Dritten Reich braucht man nur noch den Nachweis zu erbringen, daß man gut pöbeln und randalieren kann, sonst darf man strohdumm sein.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.